

Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Allgemeine
Encyklopädie
der
Wissenschaften und Künste
in alphabetischer Folge
von genannten Schriftstellern bearbeitet
und herausgegeben von
J. S. Ersch und J. G. Gruber.
Mit Kupfern und Charten.

Dritte Section
O — Z.

Herausgegeben von
M. H. E. Meier und L. F. Kämtz.

Achter Theil.

OUABASH — OZZY. Nachträge: OBAJJ — OZODICERA. P — PACHNAMUNIS.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1836.

Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Dritte Section

O — Z.

Achter Theil.

OUABASH — OZZY. Nachträge: OBAJJ — OZODICERA. P — PACHNAMUNIS

Verzeichniss der Tafeln,

welche mit dem Achten Theile der Dritten Section der Allgemeinen Encyklopädie, zu den nachfolgenden Artikeln gehörig, ausgegeben worden sind:

O U.

(Was sich unter OU nicht findet, ist unter U zu suchen.)

Ouabash, s. **Wabash**.

OUANNE, ein französischer Marktflecken an der Quelle des gleichnamigen Flusses, welcher, nach Nordwest strömend, sich in den Loing ergießt. Der Flecken Ouanne liegt im Departement der Yonne, Bezirk Auxerre, zwei Meilen südwestlich von Auxerre und hat 176 Häuser mit 1020 Einwohnern. (*A. Sprengel.*)

Ouari, s. **Uari, Wara, Waree.**

OUARVILLE, französischer Marktflecken, Departement Eure und Loir, Bezirk Chartres, mit 190 Häusern und 769 Einwohnern, welche vorzüglich Mützen- und Handschuhweberei treiben. (*A. Sprengel.*)

OUCHI und **OUCHY**, auch **Rive, Ripa Lausannensis**, ein Dorf am Genfersee im District Lausanne des eidgenössischen Cantons Waadt. Es liegt 20 Minuten von der Stadt Lausanne und ist der Hafen dieser Stadt. Ein starker Damm bildet einen sichern Ankerplatz. Der Verkehr ist hier sehr bedeutend. Täglich gehen Dampfboote zwischen diesem Ort und der neun Stunden entfernten Stadt Genf hin und her. (*Escher.*)

OUDALEN, OUDAL, norwegischer kleiner Marktflecken im Stifte Aggerhuus, im Amte Hedemarken, in der Voigtei Solöer, acht Meilen nordöstlich von Christiania. In der Nähe sind Eisenwerke. (*A. Sprengel.*)

OUDALRICH, Verwandte Karl's des Großen. 1) Bruder der Kaiserin Hildegard, aus vorzüglich edlem, schwäbischem Geschlechte[1]), Schwager Karl's des Großen, erhielt von diesem viele Würden und Lehen, ward aber nach seiner Schwester Tode, weil er etwas verbrochen, derselben beraubt. Da rief ein Possenreißer dem Kaiser in die Ohren: „Nun hat Oudalrich seine Würden und Lehen verloren im Osten und Westen, da seine Schwester todt ist." Auf diese Worte ließ Karl der Große Oudalrich die alten Würden und Lehen zurückgeben[2]). Dieser Oudalrich ist vielleicht derselbe, der als Graf in den Gauen Argengowe und Linzgowe, und als Oudalrich's und Rodpert's Vater in sangaller Urkunden vom J. 802 und den folgenden Jahren vorkommt[3]). — 2) Oudalrich, aus Karl's des Großen Geschlecht[4]), ein Graf, hatte seinen Sitz zu Buchhorn, heirathete Wendilgarth, die Enkelin des Königs Heinrich I., zeugte mit ihr den Grafen Adalhard, der nachmals Altstätten dem Kloster St. Gallen gab, hörte, daß die Ungern in Baiern, wo er Eigen (Alode) hatte, einbrächen, griff mit den Übrigen die Feinde an, ward besiegt und gefangen und nach Ungern gebracht. Aber die Sage war, daß er in der Schlacht erschlagen worden. Seine Frau Wendilgarth galt daher als Witwe, und man bewarb sich um ihre Hand. Sie aber wollte nicht heirathen, sondern begab sich nach St. Gallen, ließ sich neben der Klause der heiligen Wiborod eine Kammer bauen, und lebte von ihrem Vermögen, und gab den Brüdern (Mönchen) und Armen viel zum Seelenheil ihres, wie sie glaubte, verstorbenen Mannes. Sie genoß noch mancherlei angenehme Speise, ward aber darüber von der Klausnerin Wiborod bestraft, und entwöhnte sich derselben. Ja! sie ließ sich von der Lehrerin Wiborod so weit bringen, daß sie den Schleier nahm, und erhielt ihn aus des Bischofs Salomo von Constanz Hand. Sie gewöhnte sich nun ganz an die Tugenden der Klausnerinnen, und so, daß sie nach dem Tode Rachild's, welche ihm nahe schien, in die Klause geschlossen zu werden wünschte. Es kam indessen im vierten Jahre der bittere Jahrestag des vermeintlichen Todes ihres Mannes, und sie ging nach Buchhorn, und spendete, wie sie pflegte, den Armen. Oudalrich war durch einen glücklichen Zufall der Gefangenschaft bei den Ungern entronnen, verhehlte sich unter den übrigen Zerlumpten, und rief Wendilgarthen an, daß sie ihm ein Kleid geben sollte. Sie schalt ihn, daß er so ungestüm und verwegen bettelte, gab ihm aber wie im Unwillen ein Kleid. Er aber umarmte die Gebende, und küßte sie, warf die Haare zurück, und rief denen zu, die ihm mit Ohrfeigen drohten: „Verschont mich mit Ohrfeigen, deren ich genug ertragen habe, und erkennt euren Oudalrich wieder!" Wendilgarth aber glaubte, sie hätte Schmach erlitten, und setzte sich verblüfft nieder und sagte: „Nun erst fühle ich, daß Oudalrich todt ist, da ich solche Gewaltthätigkeit erlitten habe." Er aber wies ihr seine Hand, die an einer Narbe kenntlich war. So erwachte sie aus dem Traume und erkannte ihn. Die versammelte Geistlichkeit hielt nun statt Messen für den Todten Messen für den Leben-

1) *Eginhard.* Vita Coroli Magni. c. 18. 2) Monachus Sangall. Gesta Caroli. Lib. I. c. 14. ap. *Pertz.* Mon. Germ. Hist. T. II. p. 786 ist bekanntlich an Anekdoten über Karl den Großen reich, die blos als Sagen gelten können. 3) Cod. Diplomat. Alam. I. no. 55. p. 144 etc.

4) De Caroli prosapia, nämlich von weiblicher Seite.

den, uud ein großes Freudenfest beschloß den Tag. Zunächst ward eine Synode gehalten, und Oudalrich foderte seine Gemahlin vom Bischofe zurück. Dieser nahm Wendilgarthen den Schleier, und schloß ihn in die Schränke der Kirche, daß sie ihn wieder nähme, wenn sie Witwe würde. Eine Trauung und Hochzeit ward so gefeiert, gleich als wenn die Ehe jetzt erst geschlossen würde. Sie ward schwanger, und die Ältern gelobten das Kind, wenn es ein Knabe sei, dem heiligen Gallus. Ein Knabe ward geboren, Burkhard geheißen, im Kloster erzogen, und von den Mönchen Eingeborner zubenannt. Es ist dieses jener Burkhard, der von seinem Mutterbruder, dem Kaiser Otto den Großen, zum Abte von St. Gallen bestätigt ward, als er hierzu einmüthig gewählt worden war [5]). (*Ferdinand Wachter.*)

OUDANULLA, Audanulla, Udaya-Nulla, Stadt in Hindustan, Provinz Bengalen, District Calcutta, Bezirk Rajemahall, auf dem Ganges-Delta unter 24° 55′ nördl. Breite und 105° 24′ östl. Länge gelegen. (*A. Sprengel.*)

OUD-BEYERLAND, Aud-Beyerland, ein großes holländisches Dorf mit 2340 Einwohnern, auf der Insel Beyerland im District Dordrecht der Provinz Südholland, an einem Arme der Maas, der Insel Voorne gegenüber gelegen. Eine Stunde südwestlich von Oud-Beyerland, an demselben Arme der Maas liegt das Dorf Nieuw-Beyerland (Niö-Beyerland). (*A. Sprengel.*)

OUDE, Auhd, eine Provinz oder Subah des nördlichen Hindustan, welche, zwischen 26 und 29° nördl. Br. und 95½ bis 101½° östl. L. an beiden Ufern des Ganges gelegen, fast eine halbmondförmige Gestalt hat, sodaß die westliche Spitze nach Norden gerichtet, die östliche abgestumpft, die nördliche Seite concav und die südliche convex erscheint. Sie begreift alles flache Land (mit Ausschluß des nordwestlich gelegenen Districts von Rampur) zwischen dem Ganges und den nördlichen Gebirgen, welche Nepâl abscheiden, sowie den größten Theil des fruchtbaren Landstriches Duab zwischen den Flüssen Ganges und Dschumnah bis acht Meilen von Delhi. Nach Osten und Südosten wird Oude begrenzt durch Bahar, im Süden durch Allahabad und im Westen durch Agra; der Flächeninhalt wird auf 1400 □Meilen angegeben. Das Land eben, fruchtbar und wohlbewässert durch die großen Ströme Ganges, Gogra und Dschumnah mit vielen Nebenflüssen, bringt sowol Weizen und Obst der gemäßigten Zone, als Reis, Indigo, Tabak, Zuckerrohr und edle Südfrüchte im Überflusse hervor. Das Klima ist zwar heiß, aber ebenso gesund, wie in Bahar. Die Einwohner, fast vier Millionen, dem größten Theile nach Hindus, treiben Ackerbau, Viehzucht, Indigobereitung, Baumwollenweberei und einen lebhaften Handel sowol mit Nepâl, als mit den angrenzenden Provinzen Hindustan's. Als das Reich des Großmoguls blühte, bildete Oude einen Theil desselben. Aurengzeb's Sohn und Nachfolger, Schah Alem (Muhammed Mauzen) gab es im Anfange des 18. Jahrh. einem seiner Günstlinge, Sufder Dschung, einem Schiiten von persischer Abkunft, mit dem Titel eines Nabob-Veziers als Lehen. Der älteste Sohn und Nachfolger Sufder Dschung's, Schudschah-ud-Daulah, benutzte den gänzlichen Verfall des mongolischen Reichs in Indien, um sich, durch ein Bündniß mit der englisch-ostindischen Compagnie verstärkt, vom Padischah von Delhi unabhängig zu machen. So gewann er im J. 1774 zu seinem Reich Oude noch die östlichen Theile von Delhi und Agra, welche bis dahin die Rohillas und Dschats inne gehabt hatten, ferner die Zemindary (Provinz) Benares, mit Einschluß der Circars (Unterstatthaltereien) Gazypur und Tschunar. Aber schon er selbst mußte bald die immer wachsende Macht der Briten in Indien empfinden und sich zu bedeutenden Länderabtretungen bequemen. Nach seinem Tode bemächtigte sich der jetzt noch lebende Nabob, Saadet Ali, der Bruder des Vorigen, mit Übergehung seines Neffen Ali, der Regierung (21. Jan. 1798). Doch mußte er den Engländern für die Hilfe, welche sie ihm dabei geleistet, nach dem Receß von Lucknow (10. Nov. 1801), einen großen Theil seiner Ländereien abtreten. Außerdem stationirt seit jener Zeit eine Brigade der bengalischen Armee im Lande des Nabob, an den westlichen Grenzen, für deren Unterhalt er durch eine jährliche sogenannte Subsidie von 420,000 Pfund Sterling zu sorgen hat. Ungeachtet dieser Abhängigkeit nennt er sich König von Oude und mit seinem ganzen Titel: Abulmusaffir Muiseddin Schahi-Seman Ghasieddin Hyder Padischah, d. h. der Vater des Siegreichen, der Lehrer des Glaubens, der Schah der Zeit, der Sieger des Glaubens, der Löwe, der Padischah. Seine Einkünfte sollen sich auf 2½ Millionen Pfund Sterling, seine Armee mit Einschluß von 5—6000 Mann regulärer Truppen, auf 50—60,000 Mann belaufen. Seine Residenz ist Lucknow (Lucknau), eine große Stadt am Gumtyflusse, welche 300,000 Einwohner zählen soll. — Saadet-Ali ist ein prachtliebender Fürst, ein Beschützer der Künste und Wissenschaften, welcher viele Europäer in seine Dienste genommen hat, als Gelehrter berühmt durch die Herausgabe eines großen persischen Wörterbuchs (unter dem Titel: **The seven seas, a Dictionary and Grammar of the Persian language, by his Majesty the King of Oude,** in sieben Theilen und zwei großen Foliobänden, 1822 in der königlichen Druckerei zu Lucknow erschienen), welches er auch mehreren europäischen Bibliotheken geschenkt hat.

Die Provinz Oude zerfällt in sieben Circars oder Districte: Bahraïtsch, Canoge, Gurackpur, Kairabad, Lucknow, Manickpur und Oude.

Der Circar Oude in der Provinz Oude wird im Norden durch Bahraïtsch, im Osten durch Gurackpur, im Süden durch Dschionpur und Manickpur und im Westen durch Lucknow begrenzt. Er ist etwa neun Meilen lang und über drei Meilen breit. Seine Hauptstadt ist Fyzabad (Feisabad) am Gograflusse, früher Residenz des Nabob, nahe bei der alten, von den Hindus für heilig gehaltenen Stadt Aiudh oder Oude, welche dem Circar und der Provinz den Namen gegeben haben soll. (*A. Sprengel.*)

---

5) *Ekkehardi* IV. Casus S. Galli ap. *Pertz.*, T. II. p. 119, 120.

OUDEAU oder **ODEAU (Françoise)**, gest. 1644, als Nonne in dem in der Nähe von Paris gelegenen Dominikanerkloster Poissy, stammte von einer adeligen Familie ab und zeichnete sich nicht nur durch seltene Bescheidenheit, wahre Demuth und echte Frömmigkeit, sondern auch durch Bildung und Kenntnisse aus, die weit das Maß überschritten, was gewöhnlich Frauen gesetzt ist. Namentlich verstand sie sehr gut Lateinisch und übersetzte aus dieser Sprache ins Französische: **Sermons méditatifs du dévot Père saint Bernard, abbé de Clairvaux, sur les cantiques, traduits du latin en françois par** *S. F. O.*, **religieuse du royal monastère de Saint-Louys de Poissy. (Paris 1621. 4.)** (*H.*)

Oudeau (Joseph), geb. zu Grai 1607, gest. zu Besançon den 25. Oct. 1668, einer der ersten Begründer eines bessern Geschmacks in der französischen Kanzelberedsamkeit. Aus Dankbarkeit gegen die Jesuiten, bei denen er unterrichtet worden war, trat er im J. 1626 in ihre Gesellschaft, ohne sich jedoch durch unauflösliche Gelübde an sie zu fesseln. Er wurde zuerst Lehrer in den alten Sprachen, den bei den Franzosen sogenannten humanités, und in der Rhetorik; nachdem er das sieben Jahre geblieben, widmete er sich ganz ausschließlich dem Predigtamte, indem er mit dem größten Beifalle, den wir uns aus seinen erhaltenen sermons kaum ganz erklären können, auf den bedeutendsten Kanzeln von Paris und Lyon auftrat. Gegen das Ende seines Lebens zog er sich nach Besançon zurück. Man hat von ihm 1) **Les Panégyriques des fondateurs des ordres religieux. (Paris 1664.)** 2) **L'Illustre criminel (Lyon 1665)**, eine Sammlung von Adventspredigten, an welcher der Verfasser zehn Jahre gearbeitet hat. 3) **Panégyriques pour toutes les fêtes de la Sainte-Vierge. (Ibid. 1665.)** 4) **Le Prédicateur évangélique (Ibid. 1667)**, eine Sammlung von Predigten für jeden Tag der Fastenzeit. 5) **Le Banquet d'Elie ou les merveilles de la table de Jésus. (Ibid. 1668.)** (*H.*)

OUDEGHERST (Pierre d'), geb. zu Lille, lebte einige Zeit am Hofe Maximilian's II., dann als Advocat in Brüssel. Im J. 1571 gab er zu Antwerpen bei Plantin in einem Quartbande **Les Chroniques et Annales de Flandres par** *Pierre d'Oudegherst* heraus, welche vom J. 620—1476 reichen. Leider ist die von ihm beabsichtigte Fortsetzung nicht erschienen, welche die Geschichte von der Erwerbung Flanderns durch das Haus Österreich bis auf seine Zeit fortführen sollte. (*H.*)

OUDENAARDE, Oudenarde, Audenaerde, Stadt in der Prov. Ostflandern des Königreichs Belgien, die Hauptstadt des gleichnamigen Districtes, liegt in einem angenehmen Thale an der hindurchfließenden Schelde, und soll im J. 411 von den Gothen erbaut worden sein. Sie hat zwei Pfarrkirchen, fünf Thore, ein ansehnliches Rathhaus und viele gute Gebäude mit beinahe 6000 Einwohnern, die sich viel mit Webereien beschäftigen. — Im J. 1708 wurden hier die Franzosen von den Alliirten geschlagen und 1794 am 3. Jul. ergab es sich den Franzosen. (*Kämtz.*)

Treffen bei O. Am 11. Jul. 1708 griff der Herzog von Bourgogne, als Oberfeldherr der Franzosen, die stärkere und besser aufgestellte Armee der Alliirten unter dem Herzoge von Marlborough an. Der Kampf, nur von einzelnen Theilen beider Armeen geführt, blieb den Tag über unentschieden; da aber der Herzog von Bourgogne, gegen den Rath des ihm zur Seite gesetzten Marschalls, Herzogs von Vendôme, während der Nacht das Schlachtfeld verließ, ohne sogar den Truppen die Rückzugslinien und Objecte angegeben zu haben, so schrieb Marlborough sich nicht nur den Sieg zu, sondern gewann im Verfolgen bedeutende Vortheile über den zerstreuten Feind.

Belagerung und Einnahme von O. Am 16. Jul. 1745 ward Oudenaarde von den Franzosen unter dem Grafen Löwendal durch 22 Bataillons und 3 Escadrons, die von der Hauptarmee detaschirt waren, vollständig eingeschlossen. Am 17. Jul. traf die nöthige Artillerie ein, und in der Nacht vom 18. zum 19. wurden die Laufgräben eröffnet, auch sieben Batterien (30 Geschütze) etablirt. Ungeachtet des lebhaftesten Widerstandes gelang es den Belagerern, in den beiden nächsten Nächten die zweite Parallele zu Stande zu bringen und die detaschirten Werke der Festung anzugreifen. Am 22. Jul. Abends capitulirte der Commandant, General von Makuo. Die Sieger fanden in der Festung 24 Geschütze und bedeutende Vorräthe; die aus 1070 Mann bestehende Garnison ward kriegsgefangen.

Gefechte bei O. Am 24. Jun 1794 warf die Avantgarde der französischen Maas-Schelde-Armee unter Pichegru die vor Oudenaarde stehenden Vorposten der Armee des Herzogs von York nach einem heftigen Gefecht in die Stadt zurück, ließ auf dieselbe ein Geschützfeuer eröffnen und den Commandanten auffodern, den Platz (nur gegen den ersten Anlauf befestigt) zu übergeben. Die Auffoderung blieb ohne Erfolg; der Herzog verstärkte die Truppen in der Stadt, ließ die Avantgarde bis Neukirchen vorrücken und die Ufer der Schelde besetzen. Aus dieser Maßregel entspannen sich bis zum 30. Jun. fortwährende Tirailleurgefechte, welche der Commandant durch Soutiens unterstützte. Am 30. Jun. zogen die Franzosen ab; die Avantgarde verfolgte sie vier Stunden weit. Mit der bald darauf erfolgten Einnahme von Gent (5. Jul.) fiel jedoch auch Oudenaarde in die Hände der Franzosen. (*Benicken.*)

Oudenaarde (Robert van), Maler, s. in den Nachträgen zum Buchstaben O.

OUDENBORG, Audenborg, belgischer Marktflecken mit 818 Einwohnern, in der Provinz Westflandern, nahe am Kanal von Niewpoort, vier Meilen von Ostende. (*A. Sprengel.*)

OUDENDORP (Franz von), geb. den 31. Jul. 1696 zu Leyden, verdankte seine wissenschaftliche Bildung den Schulen seiner Vaterstadt und der dortigen Universität. Den entschiedensten Einfluß auf seine Studien gewannen Perizonius, Gronov und Burmann. Unter ihrer Leitung bildete er sich zu einem gründlichen und geschmackvollen Philologen. Nachdem er eine Zeit lang Lehrer an dem Gymnasium seiner Vaterstadt gewesen war, erhielt er (1724) das Rectorat in Nimwegen. Dies Lehramt eröffnete er mit einer lateinischen Rede von dem Nutzen

und der Nothwendigkeit öffentlicher Schulen. Im J. 1726 verwechselte er die bisher bekleidete Rectorstelle zu Nimwegen mit einem gleichen Amte zu Harlem. Er sprach bei dieser Gelegenheit de ingenuae educationis et ad eam scholarum necessitate. Für sein häusliches Glück eröffneten sich frohe Aussichten durch die Verbindung mit einer gleichgestimmten Gattin, Sara Torren. Aber auch die Freundschaft erheiterte sein Leben, seit ihre Bande ihn an den bekannten Rechtsgelehrten und Dichter Peter d'Orville ketteten.

Aus seinen bisherigen Amtsverhältnissen schied Oudendorp im J. 1740. Er folgte um diese Zeit, zugleich mit Hemsterhuis, einem Rufe in seine Vaterstadt Leyden. An der dortigen Universität erhielt er das Lehramt der Geschichte und Beredsamkeit, welches er im October des genannten Jahres mit seiner Rede: De literariis *Julii Caesaris* studiis eröffnete. Im J. 1744 bekleidete er das akademische Secretariat und 1751 das Rectorat, welches er im nächsten Jahre wieder niederlegte. Um diese Zeit ernannte ihn die Gesellschaft der Wissenschaften zu Harlem zu ihrem Mitgliede. Er starb im J. 1761, den Ruhm eines sehr vorzüglichen classischen Philologen hinterlassend. Mit sorgfältiger Vergleichung seltener Handschriften, die ihm, außer den Büchersammlungen seiner Vaterstadt, besonders die Bibliotheken zu Wien und Florenz, darboten, veranstaltete er reichhaltige, mit kritischen Anmerkungen versehene Ausgaben des Lucan (Leyden 1728. 4.), des Sextus Julius Frontinus (Ebd. 1731. 2. Aufl. Ebd. 1779), des Julius Cäsar (Ebd. 1737. 4.)[1]), des Sueton (Ebd. 1751) und des Apulejus. Die Ausgabe des zuletztgenannten Schriftstellers ward zu Leyden im J. 1786 aus einem Nachlasse gedruckt[2]). (*Heinrich Doering.*)

OUDENDYCK 1) Adrian, war der Sohn von Eberhard Oudendyck und sowie sein Vater aus Harlem gebürtig, malte meist Landschaften und Thiere, die sich durch einen sehr kräftigen Ton und ein gutes Colorit auszeichnen. Er lebte gegen Ende des 17. Jahrhunderts.

2) Eberhard, Vater von Adrian, als Künstler in das Zunftbuch derselben zu Harlem eingezeichnet; sonst fehlt es an Nachrichten über ihn und sein Leben. Seine Gemälde stellen meist Gegenstände aus den untersten Classen des Volkes, Bettler, Krüppel und dergleichen, dar, wurden aber sehr geschätzt, wie die Verkaufskataloge von öffentlichen Kunstauctionen beweisen*). (*Frenzel.*)

OUDEROGGE, ein holländischer Maler, dessen Name mehrmals in dem holländischen Gemäldekatalog von van Hoet und Terwesten vorkommt, beschäftigte sich besonders mit Figurendarstellungen aus dem täglichen Leben. In der Sammlung der Witwe de la Court zu Leyden sah man von ihm zwei Bilder, einen Leinweber am Werkstuhl und seine Hausfrau, und einen Schuster mit seinem Burschen, beide mit ihren Arbeiten beschäftigt. Die Gemälde wurden sehr hoch geachtet, obgleich man von seinen übrigen Lebensverhältnissen wenig weiß*). (*Frenzel.*)

OUDEWATER, feste Stadt in der Provinz Holland, im Bezirke von Rotterdam an der Yssel, mit etwa 2000 Einwohnern. Sie erhielt im J. 1254 von dem Bischofe von Utrecht das Stadtrecht. Hier wurde im J. 1560 Jakob Arminius, der Stifter der Remonstrantensecte, geboren. Im J. 1575 wurde die Stadt von den Spaniern erobert und zerstört. (*Kämtz.*)

OUDIN. 1) César O., aus Bassigny, Sohn eines Grand-Prevôt, wurde am Hofe Heinrich's IV. erzogen, als dieser nur noch König von Navarra war, kam durch seine Kenntnisse der vorzüglichsten Sprachen Europa's in die nähere Umgebung dieses Fürsten, der ihn bei verschiedenen protestantischen Fürsten Teutschlands beglaubigte und auch zu andern diplomatischen Missionen während der Bürgerkriege benutzte; im J. 1596 ertheilte er ihm die Stelle eines Secrétaire-interprète für die fremden Sprachen. Er starb den 1. Oct. 1625. Man hat von ihm außer einem spanischen und einem italienischen Wörterbuche, einer italienischen und einer spanischen Grammatik auch eine Übersetzung des Don-Quixotte, welche erst nach seinem Tode (Paris 1639. 2 Bde.) erschienen ist, und Recueil de sentences et de proverbes traduit du castillan 1614.

2) Antoine O., ältester Sohn des César Oudin und sein Nachfolger in der Stelle eines Secrétaire-interprète der ausländischen Sprachen, wurde von Ludwig XIII. an die Höfe von Savoyen und Rom geschickt, wo er sich das Wohlwollen Urban's VIII. erwarb. Im J. 1651 hatte er die Ehre, Ludwig XIV. einige Stunden im Italienischen zu geben. Er starb den 11. Febr. 1653. Man hat von ihm ein italienisch-französisches und ein französisch-italienisches (2 Bde. 4. Paris 1640), ein spanisch-französisches und ein französisch-spanisches Wörterbuch (ebend. 1645. 4.), eine französische Übersetzung von des Cardinals Bentivoglio italienisch geschriebener Geschichte der flandrischen Kriege (die aber nur den ersten Theil des Originals begreift und mit dem Siege des Don Juan d'Austria vom J. 1578 schließt), außerdem noch Curiosités françoises pour servir de supplément aux Dictionnaires, ou Recueil de plusieurs belles propriétés avec une infinité de proverbes et de quolibets pour l'explication de toute sorte de livres (Rouen 1649, 1656) und Grammaire françoise rapportée au language du temps. (Paris 1633 et Rouen 1645. 12.)

3) Casimir O., geb. d. 11. Febr. 1638 zu Mezières an der Maas; sein Vater war ein Weber, der auch den Sohn dies Gewerbe lehren wollte, der Sohn aber, der große Neigung zum Studiren hatte, legte sich wider Willen seiner Ältern auf die Studien, begab sich im J. 1656 zu den Prämonstratensern, legte zwei Jahre später in der Abtei St. Paul zu Verdun Profeß ab und nahm bei dieser Gelegenheit den Namen Kasimir statt seines

1) Gesner in einer Anmerkung zu *Heineccii* fundamentis stili cultioris p. 317 nennt diese Ausgabe mit Recht plenissimam, sowie Burmann (Traject. Erudit. p. 161) den von Oudendorp herausgegebenen Lucan nitidissimam editionem genannt hatte. 2) S. (Strodtmann und Stosch) Neues gelehrtes Europa. 9. Th. S. 200 fg. *Saxii* Onomast. T. VI. p. 336 sq. Baur's Neues histor. biograph. literar. Handwörterbuch. 4. Bd. S. 180.

*) v. Eijnden und Willegins, Holländische Maler. 1. Bd.

*) v. Eijnden.

Taufnamens Remi an. Er studirte nun Philosophie und Theologie und trieb mit besonderm Eifer die Kirchengeschichte. Im J. 1678 wurde er in die Abtei Boucilly in der Picardie geschickt; hier traf es sich, daß er in Abwesenheit seiner Obern Ludwig XIV., der daselbst einsprach, zu empfangen hatte und den König durch ein auf der Stelle verfertigtes lateinisches Lobgedicht in Erstaunen setzte. Im J. 1681 erhielt er den Auftrag, alle Abteien seines Ordens in Frankreich und den Niederlanden zu visitiren, und was sich für die Geschichte Wichtiges in den Archiven derselben fände, zu excerpiren. Er ließ sich darauf in Paris nieder, wo er mit den gelehrten Benediktinern von der Congregation St. Mauri in freundschaftlicher Verbindung lebte. Als Resultat seiner kirchengeschichtlichen Studien gab er hier im J. 1686 heraus: **Supplementum de scriptoribus vel scriptis ecclesiasticis a Bellarmino omissis.** Dieses Buch wurde von Cave sehr stark getadelt, der den Verfasser der Unwissenheit und des Plagiums beschuldigte. Er selbst erkannte die Fehler seines Werkes, verbesserte es soweit, daß es völlig umgearbeitet nach seinem Tode unter dem Titel: **Commentarius de scriptoribus ecclesiae antiquis illorumque scriptis adhuc extantibus in celebrioribus Europae bibliothecis (Lips. 1722. 3 Vol. Fol.)** erschien. Seine Verbindungen mit Jurieu und einigen reformirten Gelehrten brachten in ihm den Entschluß aus der katholischen Kirche zu treten zur Reife; er zog sich im J. 1690 nach Holland zurück und trat förmlich zur reformirten Kirche über, worauf er durch Spanheim's und einiger andern Vermittelung von den Generalstaaten anfänglich einen Jahrgehalt, 1694 aber die Stelle eines Unterbibliothekars in Leyden erhielt, die er bis an seinen Tod (Sept. 1717) bekleidete. In Leyden gab er im J. 1692 eine **Epistola de ratione studiorum suorum** heraus, die an den hamburgischen Hauptpastor Mayer gerichtet ist, der ihn auch, sich in Hamburg niederzulassen, eingeladen und ihm Anstellung daselbst verheißen hatte. Er beklagt sich in dieser Schrift bitter über die wenigen Hilfsmittel zum Studiren, die er bei seinem Orden gefunden. Dann **Veterum aliquot Galliae et Belgii scriptorum opuscula sacra nunquam edita** 1692. Endlich **Trias dissertationum criticarum**, wovon die erste sich auf das alexandrinische Manuscript der **Septuaginta**, die zweite auf die Abhandlung des Athanasius **Quaestiones ad Antiochum principem** bezog, in der er zu erweisen sucht, daß diese Schrift im 14. Jahrh. von einem Patriarchen in Alexandria verfaßt sei; die dritte ist gegen das **Imperium orientale** von Banduri gerichtet. Katholische Schriftsteller haben ihn meistens sehr streng beurtheilt, und für einen wilden, rohen Menschen erklärt, dem es an aller Feinheit und Erziehung fehle; aber selbst sie haben seinem Übertritte keine unwürdigen Motiven unterlegen können, während er in allgemeiner Achtung bei seinen neuen Glaubensgenossen stand.

4) **François O.**, geb. zu Vignori in der Champagne den 1. Nov. 1673, gest. den 28. April 1752, einer der literarisch-fruchtbarsten Jesuiten Frankreichs. Er studirte in Langres unter Leitung eines Oheims, der Kanonikus daselbst war, und trat dann in den Jesuiterorden, von welchem er in verschiedene Jesuiterschulen geschickt wurde, um die Humaniora und Theologie zu lehren. Von seinem Onkel zu seinem Legatar auf die Bedingung ernannt, sich entweder in Dijon oder in Paris zu fixiren, zog er Dijon vor, wo er 15 Jahre lang den Unterricht im Lateinischen und darauf ebenso lange den in der Theologie besorgte. Er besaß eine ungemeine Leichtigkeit im Verfertigen von lateinischen Versen, und war überhaupt sehr vertraut mit der Sprache Roms, des Griechischen war er nicht unkundig, und ebenso wenig vernachlässigte er die neuern Sprachen. Auf der andern Seite trieb er seine theologischen Studien mit Eifer, seine Lieblingsschriftsteller unter den Kirchenvätern waren Augustin, Chrysostomus und Thomas; dabei war seine theologische Gesinnung ernst und entschieden aller Freigeisterei und Frivolität entgegen, welche sich damals in Frankreich vieler Köpfe, selbst unter den Ordensgeistlichen, bemächtigt hatte. Mit diesen Eigenschaften vereinigte er einerseits den größten Eifer für sein Lehramt, die lebendigste Theilnahme für das geistige und leibliche Wohl seiner Schüler, was ihm die Achtung und die dankbare Anhänglichkeit der Jugend sicherte, andererseits soviel gesellschaftliche Anmuth und Liebenswürdigkeit, die er namentlich im Hause des Präsidenten Bouhier zeigte, daß sein belehrender Umgang von Vielen gesucht ward, nicht Wenige ihn ihrer Freundschaft würdigten. Kein Wunder also, wenn sein Orden seiner Thätigkeit gern einen größern Schauplatz angewiesen hätte, aber der Pater Oudin zog es vor, in Dijon zu bleiben. Die Früchte seiner literarischen Beschäftigungen bestehen in einer grammatischen Erläuterung des Römerbriefes: **Epistola beati Pauli ad Romanos explicata (Paris 1743. 12.)**, in lateinischen Gedichten, die er in seine Sammlung: **Poëmata didascalica** aufnahm, welche er unter dem Namen von Olivet herausgab, wobei wir noch speciell auf seine liturgischen Verdienste hinweisen, wie er **Sancto Francisco Xaverio hymni novem et officium (Dijon 1705. 12.)** und 15 Jahre später Hymnen für den Gebrauch der Kirche von Autun (Dijon 1720. 12.) herausgab, sogar lateinische Tragödien und Komödien verfaßte er zur Aufführung für seine Schüler. Von seiner Behandlung der lateinischen Autoren geben seine Abhandlung über den **Culex (in Mémoires du P. Desmolets. T. VII)**, seine Noten zu Cicero (in der Ausgabe von Olivet als Arbeit eines Anonymus bezeichnet), **P. Syri et aliorum veterum sententiae (Dijon 1734)** &c. einen Beweis ab. Ebenso hat er sich mit Numismatik und mit der keltischen Sprache beschäftigt; man hat von ihm **Etymologies celtiques** und ein **Glossaire celtique.** Vom J. 1733 an beschäftigte er sich mit Ausarbeitung einer ihm von seinen geistlichen Obern aufgetragenen **Bibliotheca scriptorum societatis Jesu**, wovon er an 1928 Artikel ausgearbeitet hat. (Biogr. univers. T. XXXII. p. 256—262.) (*H.*)

OUDINET (Marc-Antoine), geb. zu Rheims 1 43, gest. zu Paris den 22. Jan. 1712. Sein Geschlecht stammte von Cambray, seine Vorfahren waren alle Militairs gewesen, sein Vater der erste Nicht-Militair. Nachdem er

in seiner Vaterstadt bei den Jesuiten seine Schulstudien mit ungemeinem Erfolge beendigt hatte (von seinem außerordentlichen Gedächtnisse führt man als Beispiel an, daß er ein Buch der Äneide in einer Woche auswendig lernen sollte, am Schlusse der Woche die ganze Äneide auswendig wußte) und studirte er in Paris Philosophie und Jurisprudenz, wurde darauf als Advocat beim pariser Parlament immatriculirt. Bei seiner Rückkehr nach Rheims fungirte er einige Zeit als Anwalt, ohne jedoch seinen Rechtsstudien zu entsagen, sehr bald verzichtete er auf die Advocatur und nahm, als eine Professur des Rechts an der Universität zu Rheims erledigt wurde, diese Lehrstelle an, die er mit Auszeichnung verwaltete, bis sein Vetter Rainssant, welcher die Aufsicht über das königl. Medaillencabinet in Paris führte, ihm den Antrag machte, ihn bei der Anordnung des Cabinets und bei der Ausarbeitung des Katalogs zu unterstützen. Oudinet, der seit seiner Jugend sich mit Numismatik beschäftigt hatte, ging auf diesen Antrag ein und wurde, als einige Jahre darauf Rainssant starb, sein Nachfolger. Er verstand es, das Cabinet in Ordnung zu bringen und ihm nicht wenige Seltenheiten zu verschaffen. Ludwig **XIV.** gab ihm zu verschiedenen Malen besondere Beweise seines Wohlwollens. Im J. 1701 wurde er Mitglied der Akademie der Inschriften; in dem ersten Bande der gesammelten Denkschriften dieser Akademie stehen verschiedene numismatische und antiquarische Abhandlungen von ihm. (*H.*)

Oudney, s. **Oudneya**.

OUDNEYA, eine Pflanzengattung aus der dritten Ordnung (**Siliquosae**) der 15. Linné'schen Classe und aus der natürlichen Familie der **Cruciferae**. Den Namen hat ihr R. Brown gegeben, nach dem Engländer Walter Oudney, welcher, früher Schiffsarzt, den Capitain Clapperton und Major Denham auf ihrer Reise in das Innere von Afrika als Arzt und Naturforscher begleitete, aber den Beschwerden der Reise und dem ungesunden Klima unterlag; er starb bei Murmur, einer Stadt in Sudan, am 12. Jan. 1824, 32 Jahre alt. — Der Gattungscharakter von **Oudneya** ist folgender: Der Kelch angedrückt, an der Basis sackförmig; die Staubfäden zahnlos; die Narben unten verwachsen, an der Spitze getrennt; die Schote linienförmig, geschnäbelt, mit einnervigen Klappen und ungeaderter, nervenloser Scheidewand; die Samen in einer Reihe; das Würzelchen an der Spalte der Samenlappen liegend (dagegen liegt es bei **Hesperis** auf dem Rücken des einen Samenlappens auf). Die einzige bekannte Art, **O. africana** *R. Br.* (*Clapperton, Denham and Oudney* **Voy., append. p. 219., Hesperis nitens** *Viviani* **Fl. lib. p. 38. t. 5. f. 3.** S. den Art. **Hesperis n. 12**), ist im nördlichen Afrika (auf Felsen am Meere in der alten **Pentapolis cyrenaica** nach della Cella, in den Wadis zwischen Murzuk und Tripolis nach Oudney) einheimisch, als ein glattes, sehr ästiges Staudengewächs mit ungestielten, spatelförmigen, ganzrandigen, stumpfen Blättern, purpurrothen Blüthentrauben und kurzgestielter, fast viereckiger, mit den Narben gekrönter Schote. Oudney bemerkte, daß Kameele und Maulthiere das Kraut fressen. (*A. Sprengel.*)

OUDON, französischer Marktflecken mit 1490 Einwohnern, im Departement Niederloire, Bezirk Ancenis, am nördlichen Ufer der Loire. Ebenso, oder Odon (nicht zu verwechseln mit dem Flüßchen Odon im Departement Calvados) heißt ein Nebenfluß der Mayenne, welcher westlich von Laval entspringt, dann in fast südlicher Richtung durch das Departement der Mayenne strömend, bei Segré die Versée aufnimmt und nahe bei Angers in die Mayenne fällt. (*A. Sprengel.*)

OUDRY (Johann Baptist), geb. zu Paris im J. 1686, gest. den 30. April 1755, einer der größten Thiermaler der französischen Schule, der mit einem großen Talent für Perspective, für Architektur und Figuren alle mit der Malerei im Allgemeinen verbundenen Kenntnisse vereinigte, bis zum höhern Alter, wo ihm seine zunehmende Leibesstärke ungemein unbequem wurde, unermüdet thätig und fleißig war, dabei von liebenswürdigem Charakter und zum Wohlthun geneigt. Zweimal erhielt er einen Ruf außerhalb Frankreichs, was er beide Male ausschlug und wogegen er im J. 1717 die Stelle eines Mitgliedes der königl. Akademie in Paris mit Gehalt und freier Wohnung im Louvre annahm.

Die erste Einladung war von Peter dem Großen, der ihn in Paris kennen gelernt hatte, ausgegangen; er hatte sie halb und halb angenommen, da es ihm indessen seine Freunde abriethen, schlug er sie aus, mußte sich aber deshalb in Paris, um dem Zorne des Zaren auszuweichen, so lange versteckt halten, bis jener Monarch Frankreich verlassen hatte. Die zweite Einladung war an den königl. dänischen Hof.

Wenn er auch früher als ein Schüler des Nikol. Largillière sich meist mit Figurenmalerei beschäftigte und in diesem Fache Gemälde selbst für einige Kirchen in Paris*) fertigte, so sah man doch, daß er weniger für das Fach der Historienmalerei geschaffen war, indem seine Figuren und selbst im Allgemeinen seine Compositionen keinen erhabenen Charakter aussprachen, sondern sich vielmehr zu komischen Darstellungen, sowie Hogarth's Figuren, hinneigten und folglich zu Gemälden, welche Scenen des täglichen Lebens enthalten, mehr eigneten.

Die Thiermalerei war das Fach, worin er glänzte. (Man erzählt, daß er eines Tages das Portrait eines Jägers malte und dabei den Jagdhund desselben mit solchem Talent darstellte, daß sein Lehrer Largillière ihm lachend zurief: Du wirst in deinem Leben nur ein Hundemaler werden! Das entschied für seinen Lebensberuf.) Besonders lieferte er eine Darstellung der jagdbaren Thiere, Arbeiten, die kaum seit Rubens, Snyders und Ruthardt's Periode so geschaffen wurden; in großartiger Composition und Malerei im Charakter jener großen Meister übertraf er noch den großen Teutschen Joh. Elias Riedinger, wiewol diesem das größte Lob der wahren, getreuen Darstellung jagdbarer Thiere hinsichtlich ihres Ausdrucks unbenommen bleibt. Lebendigkeit, hohe bewegte Formen der Natur mit Geist aufgefaßt, eine schöne Composition ver-

*) In der Egidiuskirche von St. Leu war eine Geburt Christi und eine Anbetung der Weisen im Capitelsaale von St. Martin Deschamps von ihm gemalt worden.

einigen sich bei ihm mit kräftigem, markigem, breitem Pinsel und lebhaftem Colorit, womit er auch die Landschaft meisterhaft darstellte, was ihn als den frühern Historienmaler gleichsam verkündete. Die Zeichnung und der Ausdruck seiner Thiere, besonders seiner Hunde, ist ungewöhnlich und vielseitig. Zu Marly befand sich sonst eines seiner vorzüglichsten und größten Gemälde, welches den König Ludwig XV. mit zwölf Herren seines Hofes und den Jagdbedienten zu Pferde bei einer Jagdpartie darstellt, wobei sehr viele Hunde, die mit der möglichsten Lebendigkeit gemalt sind [2]). Auch als Maler von Fischen zeichnete er sich aus und malte dieserhalb viel zu Dieppe. Er hat nicht allein an Gemälden, sondern auch an Zeichnungen, zu den durch Kupferstiche zu verzierenden literarischen Werken sehr Vieles geliefert. Auch als Radirer und Kupferätzer machte er sich bekannt, indem er mehre Blätter mit geistreicher Hand radirte und äzte; z. B. vier Blätter Jagden verschiedener Thiere, Titel: ein aufgehangenes Reh mit todtem Geflügel umgeben, und Zueignung an Monf. Bontemps 1725. gr. Fol. Eine Marine mit einer Fischergruppe von vier Figuren, gr. 4. sehr schön; ferner zu Scarron's Roman 14 Bl. Die königl. Kupferstichgalerie zu Dresden besitzt von den nach ihm in Kupfer gestochenen oder radirten Blättern zwei große Royalfolio-Bände mit 151 Blättern. Ausgezeichnet sind darunter ein Cahier mit zwölf Blatt Studien einzelner Thiere höchst geistreich von Rhen radirt [3]) geäzt und durch den Grabstichel von J. P. le Bas vollendet; ferner eine Hirschjagd, vortrefflich von N. C. Silvestre gestochen; eine Sau- und Wolfsjagd von Huquier; ein Thierbuch mit zwölf Blatt Fabeln, als Hauptblatt drei Hunde, einer als Bassa mit der Pfeife. **Le Serail du Doguin** von Daullé, sehr großes Blatt. Die Fährten der Hirsche und Rehe, sechs Blatt und dergleichen andere.

Sehr interessant und ganz zur komischen Stimmung des Originals geeignet sind die 30 Blatt (Füßli nennt 38) zu Scarron's komischem Roman, wovon, wie oben gesagt, 14 Blatt von Oudry selbst radirt, die andern aber zum Theil von Cochin und Dupuis nach Oudry gestochen sind, drei Blatt in gr. Querfolio, die übrigen in Folio. Die meisten der ersten seltenen Drucke sind blos mit dem Titel unterzeichnet, auf den spätern Drucken sind die Beschreibungen des Gegenstandes unter dem Titel befindlich.

Ferner sind höchst merkwürdig die 72 Blatt Fabeln des Äsop mit den hinzugefügten des Lafontaine zusammen 248 Blatt in zwei Bänden; Text und die guten Abdrücke davon selten [4]). Schon dieses Werk möchte hinreichen, dem Künstler einen großen Namen zu machen. (*Frenzel.*)

---

2) Alles sind Bildnisse nach der Natur, des Künstlers Bildniß ist selbst unter den zwölf Herren angebracht und die Pferde und Hunde aus den königlichen Ställen wurden alle treu portraitirt. 3) Recueil de divers animaux de Chasse, tiré du Cabinet du Comte de Troin, diss. par Oudry etc., grav. par J. E. Rhen et terminé par le Bas etc. 4) Fables choisies de la Fontaine mises en vers (Spätere Ausgabe Paris 1783) avec 248 planches, diss. par Oudry etc., grav. par Sornique, Cochin, Tardieu, Ouvrier, Flipart etc. 2 Vol. en fol.

OUDSCHA, ein Dorf im nördlichen Theile des Staates Marokko, östlich von Mulvia, mit 500 niedrigen, schmutzigen Erdhütten, nahe dabei ein altes Schloß, Alcassaba. Eine reichhaltige Quelle bewässert die Gärten des Dorfes, welche schöne Obstbäume haben, besonders Ölbäume, Feigen, Datteln, Wein. Schafe werden in Menge gezogen, ihr Fleisch soll sehr wohlschmeckend sein. In der Umgegend leben mehre Araberstämme als Nomaden, so die Mahaia, Benisnouz 2c. (*L. F. Kämtz.*)

OUEN (St.), lateinisch **Audoenus**, auch unter dem Namen von Dodon bekannt, Bischof zu Rouen, geboren etwa im J. 609 zu Sanci bei Soissons, stammte von einer der berühmtesten Familien Frankreichs. Er kam sehr jung an den Hof Clothar's II., dessen Sohn und Nachfolger ihn zu seinem Referendar und Siegelbewahrer ernannte, und machte sich durch Milde, Frömmigkeit und Gelehrsamkeit dieses Vertrauens würdig. Im J. 639 wurde er zum Bischofe von Rouen erwählt, in demselben Jahre, in welchem auch sein Freund, der heilige Eligius (Eloi), das Bisthum Noyon erhielt. Im J. 644 war er beim Concil von Challons, dessen Acten er als dritter unterschrieben hat. Er starb zu Clichy im J. 683 den 24. Aug., und die katholische Kirche, die ihn unter die Heiligen versetzt hat, begeht an diesem Tage sein Andenken; seine Leiche wurde nach Rouen gebracht und in der außerhalb der Stadt gelegenen Peterskirche beigesetzt, die nun den Namen St. Ouen's-Kirche annahm, und mit der Zeit eine berühmte Abtei wurde. Man hat von ihm eine lateinisch geschriebene Lebensbeschreibung seines obenerwähnten Freundes, des heiligen Eligius, welche auch für die Zeitgeschichte manche interessante Daten enthält und sich in den **Vitis Sanctorum**, am vollständigsten aber im 5. B. von *D'Achery* Spicileg. findet. Man kann über ihn außer den Hagiographen, der **Gall. Christ.**, der **hist. liter. de France (III, 623 sqq.)** noch vergleichen *Pommercy* **histoire de l'abbaye de Saint-Ouen. (Rouen 1662. Fol.)** (*H.*)

Ouen (St.), s. Rouen.

OUESSANT, Insel an der französischen Küste, zum Departement Finisterre gehörig, drei Meilen von Conquet entfernt und vier Meilen im Umfange haltend. Die Küsten sind durchgängig steil und unzugänglich und die Insel ist daher ein wichtiger militairischer Posten an der Küste der Bretagne in der Nähe von Brest. Sie hat eine Besatzung und gegen 2000 Einwohner, die einen Canton bilden und sich vorzüglich mit Ackerbau, Viehzucht und Fischerei beschäftigen. Die Matrosen dieser Insel werden sehr gerühmt. Das Volk ist im Ganzen sehr unreinlich und die Krätze sehr häufig. Auf der Insel befindet sich ein Leuchtthurm. (*L. F. Kämtz.*)

Seeschlacht bei Ouessant. Am 1. Jul. 1794 gelang es dem britischen Befehlshaber der Kanalflotte, Admiral Lord Howe, die von Brest ausgelaufene französische Flotte unter dem Admiral Villaret de Joyeuse zum Gefechte zu bringen und zwar mit 25 Linienschiffen gegen 30. Vergeblich versuchten die Franzosen die Schlacht zu vermeiden; die Briten gewannen ihnen den Wind ab, griffen Schiff für Schiff an und zwangen nach kurzem, aber blu-

tigem Gefechte das feindliche Admiralschiff zur Flucht; die noch segelfertige Hälfte der Flotte folgte, scharf gejagt von einem Theile der britischen Schiffe; während der andere sich der auf dem Kampfplatze gebliebenen meist entmasteten Schiffe des Feindes bemächtigte, deren Besatzung sich jedoch heldenmüthig vertheidigte. Sieben französische Linienschiffe fielen den Briten in die Hände: **le Juste** und **le Sanspareil** von 80, **l'Amérique**, **l'Achille**, **le Northumberland**, **l'Impétueux** und **le Vengeur** von 74 Kanonen. Letzteres sank wenige Minuten nach dem Streichen der Flagge, die übrigen wurden nach Portsmouth aufgebracht. Die Sieger verloren kein Schiff, hatten aber an Masten und Takelage viel gelitten. Ihr Verlust bestand aus 934 Mann an Todten und Verwundeten, der feindliche an 5000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen (vergl. den Art. **Howe**). (*Benecken.*)

OUGTHRED (William), ein englischer Mathematiker, geboren im J. 1573, gestorben im J. 1660, wie es heißt, vor Freude, als er die Nachricht empfing, das Parlament habe den Beschluß gefaßt, Karl II. zurückzurufen, ist durch seine **Clavis geometrica** sehr bekannt. Dieses Lehrbuch, in welchem er die von Descartes, Vieta und Andern erfundene Anwendung der Analysis auf die Geometrie, die geometrische Construction der Gleichungen, die Formeln für die Dreitheilung des Winkels und ähnliche geometrische Probleme auf eine geschickte Art erläuterte, ist lange Zeit auf den englischen Universitäten dem Unterricht in der geometrischen Analysis zu Grunde gelegt und für classisch angesehen worden. Neues hat er zu den von seinen Vorgängern erfundenen Sätzen fast Nichts hinzugefügt. Seine sämmtlichen **Opuscula** sind im J. 1667 zum ersten Male gesammelt erschienen. (*Scherk.*)

Ouhab, s. **Wechabiten**.

OUHD, OUDE, ist nach des Majors James Rennell Vermuthung derjenige Theil Ostindiens, in welchem man das Athenagarum des Ptolemäus zu versetzen hat. Siehe dessen **Map of Indostan** (s. den Art. **Oude**). (*Fischer.*)

OUILLY, 1) Gemeindedorf im französischen Rhônedepartement (**Beaujolais**), Canton und Bezirk Ville franche, liegt ¼ Lieue von dieser Stadt entfernt und hat 422 Einwohner. 2) **O. le Basset**, Gemeindedorf im Calvadosdepartement, Canton und Bezirk Falaise, liegt 3¾ Meilen von dieser Stadt und hat eine Succursalkirche und 766 Einwohner. 3) **O. le Tesson**, Gemeindedorf in demselben Departement und Bezirke, Canton Bretteville sur Laise, hat eine Succursalkirche und 993 Einwohner. (Nach Barbichon.) (*Fischer.*)

OUISCANSIN oder **Wisconsan**, 1) großer Fluß im nordamerikanischen Indianerlande, welcher beim Fort Crawford dem Mississippi zuströmt. 2) Niederlassung einiger canadisch-französischen Familien zwischen dem genannten Fluß und dem Outagamy, in deren Nähe die Winnebagoer ein Dorf aufgeschlagen haben. (*Fischer.*)

OULCHY LE CHATEAU, Marktflecken im französischen Aisnedepartement (**Picardie**), Hauptort des gleichnamigen Cantons im Bezirke Soissons, ist der Sitz eines Friedensgerichts, eines Einregistrirungs- und Etappenamtes, sowie einer Gendarmeriebrigade, und hat ein kleines Seminar, eine Postbriefsammlung und einen Postpferdewechsel, eine Pfarrkirche und 515 Einwohner, welche 3 Jahrmärkte unterhalten. Der Canton Oulchy le Château enthält in 30 Gemeinden 7087 Einwohner. (Nach Barbichon.) (*Fischer.*)

OULLINS, Gemeindedorf im französischen Rhônedepartement (**Lyonnais**), Canton St. Genis-Laval, Bezirk Lyon, liegt 1¼ Lieue von dieser Stadt entfernt und hat eine Succursalkirche und 1852 Einwohner, welche drei Jahrmärkte, eine bedeutende Glashütte, Messing- und Drahtziehereien unterhalten. (Nach Barbichon.) (*Fischer.*)

Oulney, s. **Olney**.

Oultremann, s. **Outreman**.

OULTREMONT, alterthümliches, doch bedeutendes Schloß in Hasbanien, unweit den Ufern der Mehaigne, bildete mit den Dörfern Warnant, Drée, Piteit, Foncour, Vinamont und Wansoule eine der ansehnlichsten Herrschaften des Hochstiftes Lüttich, und ist das Stammhaus eines uralten, gräflichen, früher freiherrlichen, Geschlechtes, welches, obgleich in mehre Linien getheilt, zu den besitz- und einflußreichsten des Landes gehört. Unter seinen Besitzungen können wir, außer Oultremont selbst, auch noch die uralte Prachtburg Warfusée nennen, so berühmt als der erste und Hauptsitz der mächtigen Rasen von Dammartin, und als die Grafschaft des unglücklichen Renat von Renesse, dessen tragisches Ende (18. April 1637) wir vielleicht noch in diesem Werke beschreiben werden. Ferner, la Malaise, sammt der Herrschaft Waret-l'évêque, Schloß und Herrschaft l'Andenne, in der Grafschaft Namur, Ham-sur-Lesse, in den Ardennen, Chevetoine, Lamine, Malais, Offoux, Schagen, in Westfriesland, dieses, sowie Drunen und Warfusee, mit der Erbtochter von Theodor von Bavier in Schagen, Baron von Goudrian, erheirathet. Karl Nikolaus Alexander, Graf von O., geboren den 26. Jun. 1710 hatte sich den geistlichen Stand erwählt, und war zur Zeit des Absterbens des Cardinals von Baiern, des Fürstbischofs Johann Theodor, Domherr zu Lüttich und Propst zu Tongern. Während eine Partei in dem Domcapitel sich den von dem kaiserlichen Hofe mächtig, von Frankreich nachlässiger unterstützten Prinzen Clemens Wenceslaus von Sachsen zum Bischofe wünschte, hatte die andere Partei; im Einverständnisse mit den Generalstaaten, die Inful dem Grafen von O. zugedacht. Alle Bemühungen, die Parteien zu vereinigen, waren fruchtlos, und vor dem feierlichen Wahltage, den 20. April 1763, erfolgte eine förmliche Trennung in dem Capitel und eine doppelte Wahl. Clemens Wenceslaus sowol, als der Graf von O., wurden genöthigt, ihr Recht der Entscheidung des Papstes vorzulegen. Indessen war der größere Theil des Domcapitels für den Grafen, und er galt in der Provinz als der rechtmäßige Bischof, obgleich der Reichshofrath ihm jede Ausübung weltlicher Gewalt untersagte, und das Domcapitel sein Provisorium fortsetzen hieß, bis der Papst in der streitigen Wahl einen Ausspruch ge-

than haben würde. Dieser Ausspruch erfolgte in einer außerordentlichen Congregation von Cardinälen, den 20. Dec. 1763, und Karl Nikolaus Alexander wurde durch Stimmenmehrheit als der rechtmäßige Bischof anerkannt. Am 2. April 1764 trat er die Regierung wirklich an, und empfing zugleich von den Landständen, von dem Klerus und von der Stadt Lüttich ein **Don gratuit** von 160,000 Thalern, damit die Unkosten des römischen Processes zu bestreiten. Seine Regierung war mild und still, so still, daß man außer einer goldenen und zwei silbernen Medaillen nur eine einzige Kupfermünze von ihm kennt. Er starb den 22. Oct. 1771 auf dem Schlosse Warfusee, sehr plötzlich, an einem Schlagflusse, nachdem er sich noch an demselben Tage mit dem Lerchenfang ergötzt hatte. Am 26. Oct. wurde die Leiche in der Domkirche mit gewohnter Feierlichkeit beigesetzt. (*v. Stramberg.*)

OULX, piemontesisches Städtchen nahe an der französischen Grenze, in der Provinz Susa, zwei Meilen von der Stadt Susa, am Einflusse der Bardonecchia in die Doria, mit einem alten Stift und 1140 Einwohnern. (*A. Sprengel.*)

OUNCHA (Uncha), eine Stadt in Hindustan, in der Provinz Allahabad (22° 23′ nörd. Br. 96° 31′ östl. L.), steht unter einem einheimischen Rajah, welcher aber ganz von dem britischen Gouvernement abhängt. (*A. Sprengel.*)

OUNDLE (Undele), ein Marktflecken in der Grafschaft Northampton in England, auf einer Anhöhe an dem sich um den Ort ziehenden Fluß Nen mit 2150 Einwohnern. Die Stadt hat eine gute Freischule und wird ein **Doemsday-book** unter dem Namen Undele erwähnt. In der Nähe ging die Via Devana der Römer vorbei, neben welcher das Dorf Aldwinckle-All-Saints, der Geburtsort des Dichters Dryden, liegt. (*L. F. Kämtz.*)

OUQUES, französischer Marktflecken mit 1200 Einwohnern, im Departement Loir und Cher, Bezirk Blois, zwei Meilen ost-nord-östlich von Vendome. (*A. Sprengel.*)

OUR, ein kleiner Fluß im Großherzogthume Luxemburg, entspringt in der Gegend von St. Veit, läuft vor Neuland, Ouren &c. vorbei, zwischen hohen Gebirgen, und meistens durch enge Thäler, und ergießt sich bei Wallendorf in die Saur. (*Wyttenbach.*)

OURAPTERIX *Leach.* (**Insecta**). Eine aus **Geometra** gebildete Spannergattung, der Gattung **Acaena** *Treitschke* entsprechend. Die Kennzeichen sind folgende: Die Raupe ist zehnfüßig, die Fühler sind etwas gefranzt, der Leib ist schmächtig, die Palpen sind nur wenig behaart, die Flügel horizontal ausgebreitet, die hintern verlängert gestutzt, schwanzförmig auslaufend. Typus ist **Geometra sambucaria** *Linné.* (D. *Thon.*)

OURAX *Cuvier* (**Aves**). Eine aus der Linné'schen Gattung **Crax**, oder der Merrem'schen **Alector** getrennte Gattung der hühnerartigen Vögel, welche Cuvier auf folgende Weise charakterisirt: Der Schnabel ist kürzer und stärker und die Haut an seiner Wurzel, sowie der größte Theil des Kopfes mit kurzen sammetartigen Federn bedeckt. Cuvier zieht hierher **Crax pauxi** *Linné* und **Ourax mitu** *Temminck*, sowie **Crax tuberosa** und **Urumutum** *Spix*. Lesson macht in seinem **Traité d'ornithologie** zwei Gattungen daraus, nämlich **Ourax** *Cuvier* mit folgenden Kennzeichen: Der Schnabel hoch, stark, die Ränder mittelmäßig zusammengedrückt, gebogen, auf der Wurzel eine starke knochige, eiförmige Erhabenheit, die Nasenlöcher schräg in der Mitte einer Haut durchbohrt, welche eine breite Nasengrube bedeckt, die Wangen befiedert, die Flügel sehr breit und sehr hohl, der Schwanz von mittler Länge, zugerundet, die Tarsen stark geschildet. Er zieht hierher **Crax pauxi**. Die zweite Gattung hat er **Mitu** genannt, und führt als Synonym eine Gattuug Temminck's unter dem Namen **Pauxi** auf, welche derselbe in der zweiten Ausgabe seines Manuel aufstellte und auch noch in seiner Monographie der Gallinaceen so benannte, später aber den Namen von Cuvier annahm, in derselben aber die vorgenannte und die nachfolgenden Arten vereinigte. Als Kennzeichen dieser Gattung **Pauxi** gibt Lesson folgende an: Der Schnabel sehr hoch, sehr zusammengedrückt, gewölbt, mit scharfer, fast blattförmig vorstehender, sehr gewölbter, wie gezahnter Firste*), der Unterkiefer kurz, niedrig, stumpf, die Nasenlöcher rundlich, vor einer behaarten Haut durchbohrt, welche die wenig vorspringenden Nasengruben bedeckt, die Wangen befiedert, die Tarsen hoch, stark, mit großen Schildern, die Flügel breit, hohl, der Schwanz von mittelmäßiger Länge, zugerundet. Typus **Ourax mitu**. — Temminck gibt folgende Kennzeichen seiner Gattung an: Der Schnabel kurz, stark, zusammengedrückt, bauchig gewölbt, die Wurzel des obern Kiefers erweitert sich in eine hornartige harte erhabene Substanz. Die Nasenlöcher liegen an der Wurzel des Schnabels, seitlich, nahe an der Stirn durchbohrt, hinter jenem Auswuchs verborgen, nach unten geöffnet, die Tarsen sind lang, glatt, die drei Vorderzehen durch eine Haut verbunden, die Hinterzehe am Tarsus entspringend, aber zum Theil die Erde berührend, die Flügel kurz, mit vier stufenweißen Schwungfedern, die sechste die längste.

Diese Vögel bewohnen die ungeheuern Wälder des mittägigen Amerika's, in denen sie von den Eingebornen als ein vortreffliches Wildpret angesehen werden, dem man auf alle Weise nachstellt, sodaß diese Vögel immer seltener werden und die Zeit vielleicht nicht weit ist, wo sie ganz vertilgt sein dürften, wenn man nicht darauf denkt, sie zu Hausvögeln zu machen, wozu sie sich jedoch nicht recht zu eignen scheinen, obwol die erstere Art sich leicht an den Menschen anschließen soll, was indessen vielleicht als Ausnahme gilt. Es sollen diese Vögel auf Bäumen nisten, die Jungen Anfangs mit braunen Flecken bedeckt sein und der Stirnhöcker erst nach der ersten Mauser wachsen.

1) **O. galeata** *Temminck*. (**Crax galeata** *Latham.* **Crax pauxi** *Latham. Linn. Gmel.* **Hocco du Mexique** *Buffon.* **Pierre de Cayenne Enl.** 78. **Pauxi à casque ou à pierre** *Temminck* **Pigeons et Gallinacés. Cushew Curassow** *Edward. Vieillot,* **Galérie des Oiseaux pl.** 200). Die obern Theile schwarz mit grünlichem Schiller, der Rand jeder Feder rein

---

*) A arête vive, en lame, saillante et trèsconvexe, comme dentée.

schwarz, Kopf und Hals mit kleinen sammetartigen, mattschwarzen Federchen; die schwarzen Schwanzfedern haben weiße Spitzen, die untern Theile sind schwarz, bunt schillernd, Bauch und die untern Schwanzfedern rein weiß, der Schnabel und die Füße tiefroth, der Stirnhöcker birnförmig, blau. Das Weibchen soll nach Temminck unbedeutend von dem Männchen abweichen, und auf die Erde weiße Eier von der Größe der Truthühnereier legen. Die Länge ist 2 Fuß 10 Zoll. Das Vaterland ist nach Temminck Mexiko und Curassao. Nach Cuvier steigt die Luftröhre außen längs der rechten Seite bis hinter das Brustbein herab, biegt sich dann nach Links und nimmt ihre Richtung nach Vorn, um durch den Gabelknochen in die Brust zu steigen. Alle ihre Ringe sind zusammengedrückt.

2) **O. mitu** *Linné* (**Crax Alector. Var. b.** *Latham.* **Index.** *Temminck* **Pigeons et Gallinacés. III. t. 4. f. 2. Crested Curassowe** *Latham.* **var. A. Ourax mitu** *Temminck*, **col.** 153. **Crax tomentosa** *Spix* **Aves. Bras. t.** 63). Die obern Theile schwarz mit violettem und purpurnem Schiller, der Rand jeder Feder mattschwarz, der Oberhals mit kleinen sammetartigen, mattschwarzen Federn besetzt, auf dem Hinterkopfe und im Nacken eine Haube von kurzen, gekräuselten, rein schwarzen Federn, die Schwanzfedern schwarz, mit weißen Spitzen, die untern Theile glänzend schwarz, mit Ausnahme des Bauches und der untern Schwanzfedern, welche kastanienbraun sind, der Schnabel und der kugelige Auswuchs roth, die Iris schwarz, die Füße ponceauroth. Länge 2 Fuß 5 Zoll. Nach Temminck weicht das Weibchen wenig von dem Männchen ab. Die Jungen sind weniger rein schwarz, der Schnabelhöcker weniger hoch; auch ist das Roth an Schnabel und Füßen weniger rein. Das Vaterland ist Brasilien.

Cuvier zieht hierher noch **Crax tuberosa,** *Spix.* 67 A. Violett schwarz glänzend, der Hinterbauch und Steiß rothbraun, Schwanzspitze weiß, der Schnabel an der Wurzel höckerig, roth, auf dem Kopfe ein Federbusch aus ungekräuselten Federn. Diese Art dürfte noch nicht sicher bestehen, wie so viele andere aus diesem Werke. Ferner **Crax urumutum** *Spix.* t. 62. Kastanienbraun, um die Augen bläulich und gelblich, Rücken und Mantel schwarz gewölbt, Federbusch und Schwanz schwarz, letzterer am Ende weiß, der Schnabel roth. Von der Größe eines Huhnes. Überhaupt bedürfen sämmtliche Arten noch einer Revision in Beziehung auf Geschlechts- und Alterabweichungen um so mehr, als die Färbung bei den hühnerartigen Vögeln so vielfach abändert.

Die auf Fernandez Angaben von Buffon gegründete Art **Crax vociferans** muß nach Cuvier als zu wenig begründet wegfallen, um so mehr, als sie vielleicht ein ganz anderer Vogel ist. (D. *Thon.*)

OURCE, Fluß, welcher im Bezirke Langres, Departement Ober-Marne bei Poinsenat entspringt, bei Recey und Essoyes vorbeigeht, und sich im Aubedepartement bei Bar sur Seine nach einem Laufe von ungefähr 16 Lieues, wobei er von seiner Quelle bis zu seiner Mündung schiffbar für Flöße ist, bei Bar sur Seine in die Seine ergießt. (Nach Barbichon.) (*Fischer.*)

OURCQ, 1) Fluß, welcher im französischen Aisnedepartement, Bezirk Château-Thierry, oberhalb Fère en Tardenois entspringt, bei Fère und la Ferté-Milon vorbeigeht und sich, vermittels mehrer Schleußen von dem letztern Ort an schiffbar, nach einem Laufe von ungefähr 12 Lieues bei Lizy im Departement der Seine und Marne mit der Marne verbindet. Mit diesem Flusse steht ein seit dem 15. Jan. 1825 eröffneter Kanal in Verbindung, welcher das Wasser desselben nach Paris leitet. Er beginnt bei Mareuil im Oisedepartement, geht bei Lizy, Congis, Meaux, Trilbardon, Claye, Sevran vorbei, dann durch den Wald von Bondy, berührt Pantin und endigt bei la Villette in einer Entfernung von 93,922 Mètres bei Mareuil. Während seines Laufes nimmt er die Grinette (Colinance), die Gergogne und die Thérouenne, sowie mehre Quellen auf. Sein Fall beträgt auf seiner ganzen Länge 10 Mètres und 14 Cent.

Dieser Kanal wurde unternommen, um durch ihn dem Seinekanal an der Seine das zum Nothbedarf und zur Verschönerung für die Stadt Paris nöthige Wasser zuzuführen. Ein anderer Zweck war, dieser Stadt das Holz des Waldes von Villers-Cotterets, sowie das Getreide und das Gemüse der Umgegenden mitzutheilen. Es werden auf diesem Kanal nur Schiffe von 2 Mètres und 50 Cent. zugelassen. (Nach Barbichon.) (*Fischer.*)

OURDAL, Stadt in der schwedisch-norwegischen Voigtei Valders, hat 6169 Einwohner. (*Fischer.*)

OUREM, 1) Villa und Hauptort des gleichnamigen Bezirkes in der Provinz Estremadura in Portugal, auf einem hohen Berge liegend. Sie hat ein altes Castell, eine Stiftskirche, ein Kloster, ein Hospital, ein Armenhaus, 930 Häuser und 4500 Einwohner.

2) **O.**, kleine Villa in Brasilien in der Provinz Para, 16½ Legoas östlich von der Hauptstadt Para, an der rechten Seite des Guama mit der Pfarrkirche des heiligen Geistes. In der Umgegend viel Landbau.

(*L. F. Kämtz.*)

OURIQUE, Villa und Hauptort des gleichnamigen Districtes in der Provinz Alentejo in Portugal, auf der Anhöhe auf dem Campo de Ourique, auf welchem die Araber im J. 1139 von Alfons I geschlagen wurden. Die Villa hat eine Kirche, ein Hospital, ein Armenhaus und 2000 Einwohner. Der Bezirk, welcher seinen Namen von der Stadt hat, nimmt den südlichen Theil der Provinz Alentejo ein, enthält 15 Villas, 49 Kirchspiele, 10,880 Häuser und 52,000 Einwohner. (*L. F. Kämtz.*)

OURISIA. Diese Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der 14. Linné'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Skrofularinen, hat Commerson so genannt, und Jussieu (Gen. pl. p. 100) charakterisirt. Persoon vereinigte damit die Gattung **Dichroma** *Cavanilles*, welche sich nur durch tiefere Einschnitte des Kelches und zweilippige Corolle unterscheidet. Char. Der Kelch fünfspaltig, fast zweilippig, mit eiförmigen, zugespitzten Fetzen; die Corolle trichterförmig mit fünfspaltigem, fast gleichem oder zweilippigem Saume; der Griffel fadenförmig mit zweilappiger Narbe; die Kapsel fast vierkantig, zweifächerig, zweiklappig; die Scheidewand längs

der Mitte der Klappen aufgewachsen, auf jeder Seite einen Mutterkuchen tragend; die Samen ablang, in eine schlaffe, netzartige Haut gehüllt (*Gärtner*, fil. carpol. suppl. t. 185). Die drei bekannten Arten sind perennirende (?) Kräuter. 1) **Our. magellanica** *Pers.* (Syn. II. p. 169., **Chelone ruellioides** *Forster*, *Linn.* fil. suppl.), glatt, mit ablangen, gesägten, langgestielten Wurzelblättern, stengelumfassenden obern Blättern, niedergebeugtem Stengel, welcher den Wurzelblättern an Länge gleicht, einblumigen, langen, in den Blattachseln stehenden Blüthenstielen, ungleichen, gewimperten Kelchfetzen und purpurrother Corolle mit fast gleichen Saumfetzen. An der Magelhaensstraße und in Chile. 2) **Our. coccinea** *Pers.* (l. c., **Dichroma coccinea** *Cav.* Anal. de cienc. nat. III. t. 32. Icon. rar. VI. p. 69. t. 582), zottig, mit langgestielten, herzförmigen, gekerbten, unten violetten Wurzelblättern, aufrechtem, purpurnem, undeutlich viereckigem, eine gablige Rispe tragendem Stengel, welcher nur an jeder Theilung mit zwei ungestielten, gegenüberstehenden, eingeschnitten-gezähnten Blättern besetzt ist, einblumigen Blüthenstielen und scharlachrother Corolle mit zollanger Röhre und zweilippigem Saume. An feuchten, schattigen Stellen der Insel Chiloë. 3) **Our. integrifolia** *R. Brown*, (Prodr. fl. Nov. Holl. p. 439). Glatt, mit kriechendem Stengel, fast eiförmigen, ganzrandigen Blättern, meist einzeln am Ende des Stengels stehenden Blüthenstielen und gleichen Kelchfetzen. In Van-Diemens Land. (*A. Sprengel.*)

Ourletmachen, ein Ausdruck der Strumpfwirker, s. **Strumpfwirkerstuhl**.

Ourouparia *Aubl.*, s. **Nauclea** *L.*

OUROUX, 1) Gemeindedorf im französischen Nièvredepartement (**Nivernais**), Canton Montsauche, Bezirk Château-Chinon, hat eine Succursalkirche und 2101 Einwohner, welche vier Jahrmärkte unterhalten. 2) **O.** oder **St. Antoine d'Ouroux**, Gemeindedorf im französischen Rhônedepartement (**Beaujolais**), Canton Monsol, Bezirk Villefranche, ist $7\frac{1}{4}$ Lieues von dieser Stadt entfernt und hat 1118 Einwohner, welche sieben Jahrmärkte unterhalten. 3) **O.**, Gemeindedorf im Departement der Saône und Loire (**Bourgogne**), Canton St. Germain du Plain, Bezirk Chalons, hat eine Succursalkirche und 2101 Einwohner. 4) **O. sur le Bois Ste. Marie**, Gemeindedorf in demselben Departement, Canton la Clayette, Bezirk Charolles, hat 413 Einwohner. (Nach Barbichon.) (*Fischer.*)

OURS (St.), Gemeindedorf im französischen Departement des Puy de Dôme (**Auvergne**), Canton Pontgibaud, Bezirk Riom, ist 3 Lieues von dieser Stadt entfernt und hat eine Succursalkirche und 2214 Einwohner (Nach Barbichon.) (*Fischer*).

OURVILLE, 1) Gemeindedorf im französischen Manchedepartement (**Normandie**), Canton Barneville, Bezirk Valogne, ist $5\frac{1}{2}$ Meile von dieser Stadt entfernt und hat eine Succursalkirche und 972 Einwohner. 2) **O.**, Marktflecken im Departement Nieder-Seine (**Normandie**), Hauptort des gleichnamigen Cantons im Bezirke Yvetot, ist der Sitz eines Friedensgerichts und hat eine Pfarrkirche und 1339 Einwohner, welche einen Jahrmarkt unterhalten und Leinwand und gewöhnliches Tuch verfertigen. Der Canton Ourville enthält in 18 Gemeinden 10,185 Einwohner. (Nach Barbichon.) (*Fischer.*)

OUSCHOWA, ein mächtiger, kahler Felsenrücken, der sich nordöstlich von dem Dorfe Sulzbach im cillyer Kreise der untern Steiermark an der kärnthnerischen Grenze erhebt. Alpenkalk ist sein Hauptgestein und sein Gehänge reich an Pflanzen der südlichen Kalkalpen. Sein Gipfel hat nach den trigonometrischen Messungen des Catasterpersonals eine Höhe von 1015,6 wiener Kl. über dem Meeresspiegel. (*G. F. Schreiner.*)

OUSE, 1) Fluß in England, in Yorkshire, welcher durch die Vereinigung des Ure und Swale gebildet wird, welche beide in den Mooren im nördlichen Theile der Grafschaft entspringen. Von Nun Monkton, wo er den Nid aufnimmt, bis zur Stadt York ist sein Lauf mehr südöstlich, von dort bis Cawood südlich. Nachdem er hier den Whorfe aufgenommen, fließt er aufs Neue südöstlich bei der Stadt Selby vorbei; unterhalb derselben vereinigt er sich mit dem Derwent, später mit dem Aire, und wird nun so breit wie die Themse bei London; bei Swinefleet wendet er sich nach Norden und vereinigt sich mit dem Trent, worauf beide den Namen Humber annehmen. 2) Ein kleinerer Fluß desselben Namens entspringt in zwei Armen in der Nähe von Brackley und Towoester, an der Grenze von Northamptonshire und Oxfordshire, von wo er östlich durch Buckinghamshire bei Olney vorbei nach Bedfordshire fließt. Hier wendet er sich nach Süden, fließt nach Bedford, wendet sich hier nach Nordosten und nimmt den Cam, Larke auf. Er geht sodann durch den westlichen Theil der Grafschaft Norfolk, bis er sich in den Wash, den Meerbusen ergießt, welcher durch die vortretenden Küsten von Norfolk und Lincolnshire gebildet wird. 3) Fluß in Obercanada, welcher sich in den Eriesee ergießt. (*L. F. Kämtz.*)

Ousel, s. **Ouzelius**.

OUST, 1) kleine Stadt im französischen Arriègedepartement (**Cominges**), Hauptort des gleichnamigen Cantons im Bezirke St. Girons, ist der Sitz eines Friedensgerichts und eines Einregistrirungsamtes, und hat eine Pfarrkirche und 1690 Einwohner, welche drei Jahrmärkte und Eisenhämmer unterhalten. Der Canton Oust enthält in zehn Gemeinden 16,699 Einwohner. 2) **Oust**, der, ein kleiner Fluß, welcher bei Trois Fontaines im Walde von Lorge zwischen Corsay und Quentin im Bezirke Loudéac und im Departement der Nordküsten (**Flandern**) entspringt, bei Rohan, Josselin, Malestroit und Glenac vorbeigeht und sich oberhalb Redon (Departement **Ille-Vilaine**) nach einem Laufe von ungefähr 25 Lieues in die Vilaine ergießt. (Nach Barbichon.) (*Fischer.*)

OUTAKAZEN, eine in Brasilien weit verbreitete Völkerschaft, welche, wie die meisten andern, dem Urzustande treu blieb *). (*Fischer.*)

---

*) Auch bei ihr findet sich, wie bei den alten Corsen (*Diod. Sic.* V, 13, 14) und bei den Karaiben nach v. Humboldt und An=

OUTAWAS, Strom in Canada, welcher dem Timmiskamiesee entspringend und eine östliche Richtung verfolgend sich mit dem St. Lorenzstrome verbindet. (*Fischer.*)

Outea *Aubl.*, s. **Macrolobium** *Schreb.*

Outeniqualand, s. **Vorgebirge der guten Hoffnung.**

OUTHIER (Reginald), wurde im J. 1694 zu Lamark-Jousserard im Sprengel von Poligni geboren; er widmete sich dem geistlichen Stande und wurde Vicar in Montain, in der Nähe von Lons-le-Saulnier. In Stunden der Muße beschäftigte er sich mit Astronomie und theilte seine Beobachtungen der Akademie der Wissenschaften mit. Diese ernannte ihn im J. 1731 zu ihrem Correspondenten. Im folgenden Jahre ging er nach Paris, wo man ihn zurückzuhalten suchte, um ihn bei Berechnung der Dreiecke Behufs der Karte von Frankreich zu beschäftigen. Der Cardinal Luynes, Bischof von Bayeux, ernannte ihn zu seinem Secretär. Im J. 1736 ging er mit Maupertuis nach Lappland, um einen Breitengrad in der Nähe des Polarkreises zu messen. Nachdem diese Arbeit in kurzer Zeit beendigt war, kehrte er nach Bayeux zu dem Cardinal zurück und dieser gab ihm im J. 1748 ein Kanonikat bei seiner Kathedrale. Im J. 1767 legte er dieses nieder und starb 1774 am 12. April in Bayeux. Sein wichtigstes Werk ist Journal d'un Voyage fait au Nord en 1736 et 1737 (Paris 1744. 4.), welche mehrmals nachgedruckt worden ist, so im J. 1746 in Amsterdam in klein Octav. Außerdem hat er in den Mémoires présentés einige astronomische und meteorologische Beobachtungen herausgegeben (Weiß in der Biogr. univ.). (*L. F. Kämtz.*)

OUTREAU, Marktflecken im französischen Departement Pas de Calais (Boulonnais), Canton Samer, Bezirk Boulogne, ist ¾ Lieue von dieser Stadt entfernt und hat eine Succursalkirche und 2608 Einwohner. (Nach Barbichon.) (*Fischer.*)

OUTRE-FURENS, Gemeindedorf im französischen Loiredepartement (Forez), Canton und Bezirk St. Etienne, liegt ¼ Lieue von diesem Orte und hat 5863 Einwohner. (Nach Barbichon.) (*Fischer.*)

OUTREMAN (d'), **Woutermann, d'Oultreman**, Name einer adeligen flamländischen Familie. Henri d'Oultreman, geb. im J. 1546 zu Valenciennes, gestorben 1605 als Prévôt seiner Vaterstadt, war unter andern Verfasser einer **Histoire de la ville et comté de Valenciennes** von ihrem Ursprunge bis auf das Ende des 16. Jahrh., welche sein Sohn Pierre d'Oultreman verbessert und vervollständigt im J. 1639 zu Douai in Folio herausgegeben hat; im J. 1687 scheint dieselbe von Neuem aufgelegt worden zu sein; denn man hat Exemplare von diesem Jahre. Seine vier Söhne widmeten sich insgesammt dem geistlichen Stande; der zweite derselben, Philippe d'Oultreman, geboren zu Valenciennes 1585, gestorben ebendaselbst, trat den 16. Mai 1652 in seinem 22. Jahre in den Jesuitenorden, war ein beliebter Prediger und Verfasser von zweien zu seiner Zeit viel gelesenen asketischen Schriften: **Le vrai chrétien catholique** (St. Omer 1622) (auch ins Englische übersetzt) und **Le pédagogue chrétien** (Mons 1641. 1645. 3 Bd. öfters wieder aufgelegt und auch ins Lateinische übersetzt). Der jüngste Pierre d'Oultreman, geboren im J. 1591, trat mit seinem 20. Jahre in denselben Orden und war lange Zeit ebenfalls ein beliebter Kanzelredner, bis ihn Kränklichkeit nöthigte, auf diese Laufbahn Verzicht zu leisten und er mit Genehmigung seiner Obern sich dem Studium der Geschichte widmete. Er starb, allgemein betrauert, zu Valenciennes den 23. April 1656. Er ist Verfasser außer mehren asketischen Schriften, eigener und Übersetzungen aus dem Lateinischen, auch von **Vie de Pierre l'Hermite** (Valenc. 1632. 12. verm. Ausg. Par. 1645) und von **Constantinopolis Belgica, sive de rebus gestis a Balduino et Henrico imperatoribus Constantinopolitanis, ortu Valentinianensibus Belgis libri V, quibus accessit de excidio Graecorum liber singularis** (Tournay 1643. 4). (*H.*)

OUVERTURE, Eröffnung, Einleitung, ein französisches Wort, das von Lully's Zeiten an in Frankreich als Einleitungssatz einer Oper oder irgend einer feierlichen Aufführung eines größern Musikstückes, zur Eröffnung eines Concerts, eines Schauspiels und dergleichen gebraucht wurde. Lully machte bekanntlich mit seiner Musik überhaupt in Frankreich unter Ludwig XIV. großes Aufsehen, am meisten mit seinen Ouverturen, worüber Ausführlicheres unter seinem Namen gegeben werden soll. Man schreibt ihm daher gewöhnlich gradehin die Erfindung der Ouverture zu, namentlich Rousseau in seinem Dict. de Mus. Art. Ouverture, welcher auch behauptet, daß es vor Alessandro Scarlatti in Italien gebräuchlich gewesen sein soll, vor der Oper eine Ouverture von dem damals in Paris sehr berühmten Lully aufführen zu lassen. Allerdings war die Instrumentalmusik in Frankreich schon unter Ludwig XIII., wo bereits vingtquatre Violons du Roy (Violen von mancherlei Größe) unterhalten wurden, ausgebildeter als in Italien, noch mehr zu Lully's Zeiten, dessen Ouverturen auch zuverlässig gewichtiger sind, als seine Gesänge, obgleich von contrapunktischer Kunst wenig darin vorkommt. In Teutschland, wo Nachahmungen und Erhebungen des Auslandes nichts Seltenes sind, wurde Lully's Art der Ouverture nicht nur bald bewundert, sondern auch von mehren Componisten nachgeahmt; auch der Name wurde bald darauf angenommen, was die Italiener keineswegs thaten. Besonders wird ein gewisser Erlebach gerühmt, welcher die besten Ouverturen in der Art Lully's verfaßt haben soll, die jenen französischen am nächsten kamen. Daß diese französische Art von Einleitungssätzen noch zu J. Mattheson's Zeiten in gutem Ansehen standen, ergibt sich aus Mattheson's neu eröffnetem Orchester (Hamburg 1713), wo uns zugleich S. 170 und 171 eine nähere Beschreibung derselben geliefert wird, die wörtlich hier beibehalten werden mag: „Unter allen Pièccen, die instrumentaliter executirt werden, behält ja wol per majora die so genannte

dern, die sonderbare Sitte, daß die Männer statt der Weiber das Wochenbette hüten.

Ouverture das **Prae.** Ihr eigentlicher Platz ist zu Anfang einer Oper oder eines Schauspiels, wiewol man sie auch vor **Suiten** und übrige Kammersachen setzt. Wir haben ihre Invention den Franzosen zu danken, die sie auch am allerbesten zu machen wissen. Eine **Ouverture** hat den Namen vom Eröffnen, weil sie gleichsam die Thür zu den Suiten oder folgenden Sachen aufschließt. Sie leidet hauptsächlich zwei Eintheilungen, deren erste einen egalen Tact und ordentlicher Weise den zwei halben haben wird, dabei ein etwas frisches, ermunterndes und auch zugleich **elevirtes** Wesen mit sich führt, fein kurz und wohlgefaßt sein, auch mehrentheils nicht über zwei Cadenzen aufs Höchste admittiren muß. Der andere Theil besteht in einem nach der freien Invention des Componisten eingerichteten, brillirenden Themate, welches entweder eine reguläre oder irreguläre Fuge, bisweilen und mehrentheils auch nur eine bloße, aber lebhafte Imitation sein kann. Die meisten französischen **Ouverturen** schließen nach dem **Allegro**, oder andern Theile der **Ouverture**, wiederum mit einem kurzen **Lentement**, oder ernsthaftem Satze; allein es scheinet, daß diese **Façon** nicht viel **Adhaerenten** finden will." Diese Einrichtung ist auch wirklich bald abgekommen. — Selbst Sulzer in seiner allgemeinen Theorie der schönen Künste schreibt noch dasselbe, ja er verdreht die Sache bedeutend: „daß diese Art Eingangsmusik in Frankreich aufkam, zeigt der Name der Sache hinlänglich an." Der Schluß gehört nicht eben zu den besten, und seine Zusätze sind nicht geschickter: „Lully verfertigte solche Stücke, um vor seinen Opern gespielt zu werden, und nachher wurde dieses Schauspiel meistentheils mit einer Ouverture eröffnet, bis die Symphonien aufkamen, die sie aus der Mode brachten." Als ob die Symphonien oder in diesem Sinne Eröffnungsmusiken nach einem andern Zuschnitte nicht eher gewesen wären, als die nach französischer Sprache sogenannten Ouverturen! Die Sache selbst war schon früher da, allein die Benennung derselben war eine andere. Immerhin war es aber eine Einleitungsmusik, deren Einrichtung im Ganzen genommen an kein nothwendiges Gesetz gebunden war; im Gegentheile nahm sich Jeder nach seiner Einsicht und nach dem Standpunkte der Instrumentalmusik seiner Zeit und seines Landes die Freiheit, seine Einleitungen mehr oder weniger in selbständiger Weise einzurichten. So lange man auch in Frankreich Lully's Musik ehrte und liebte, so kann man doch nicht sagen, daß seine Ouvertureneinrichtung lange grade so, wie er sie gab, bestanden hätte. Sulzer fährt daher selbst fort: „Doch nennt man in Frankreich noch jetzt jedes Vorspiel vor der Oper eine Ouverture, wenn es gleich gar nichts mehr von der ehemaligen Art dieser Stücke hat." Lully machte sich also eine eigene, brillantere und für seine Zeit bessere Einleitungsmusik zu seinen Opern und nannte sie zugleich mit dem französischen Worte Ouverturen; allein daraus folgt noch keineswegs, daß er die Sache selbst, nämlich die Einleitungsmusik, erfunden haben sollte; er gab ihr nur eine andere Gestalt, was Viele vor und nach ihm gethan haben. Wir können ihn daher durchaus nicht als den Erfinder der Einleitungsmusiken gelten lassen, sondern nur als den Schöpfer einer von der bisherigen verschiedenen Art, welche Ehre sehr Viele mit ihm theilen. Denn daß der französische Name von seiner Zeit an gebraucht wurde, macht die Sache selbst, die mit einem andern Worte das schon Dagewesene ausdrückt, keineswegs neu. So wird z. B. schon von Monteverde lange vor Lully berichtet, daß sein Orchester aus folgenden zahlreichen Instrumenten bestand: 2 **Gravicembani**, 2 **Contrabassi da Viola**, 10 **Viole da brazzo**, 1 **Arpa doppia**, 2 **Violini piccoli alla Francese**, 2 **Chitarroni**, 2 **Organi di legno**, 3 **Bassi da gamba**, 4 **Tromponi**, 1 **Regal**, 2 **Cornetti**, 1 **Flautino alla vigesima seconda**, 1 **Clarino** mit 3 **Trompe sordine.** Seine Ouverture aber wurde **Toccata** genannt und sollte vor dem Aufziehen des Vorhanges drei Male von allen Instrumenten vorgetragen werden. War sie auch nichts mehr, als eine Art **Intrada**, eine geringere Einleitungsmusik, welche nach Kiesewetter nicht vom Tone C weicht, so war sie doch mindestens ohne Widerspruch eine Eröffnungsmusik der Oper, die also bereits lange vor Lully gebräuchlich war, und folglich nicht erst von ihm erfunden werden konnte. Nur durch seine eigene, etwas höher gehobene Weise und durch das neu gebrauchte, aus der Sprache der Franzosen genommene Wort that sich dieser glückliche Pariser hervor. Lesen wir doch in Artenga's Geschichte der italienischen Oper, daß schon in den Zeiten vor der sogenannten florentinischen Opererfindung ähnliche Instrumentalstücke zu dramatischen Aufzügen gebraucht wurden. So heißt es im ersten Theile der teutschen Übersetzung dieses Buches von Forkel, S. 212: „In der Mitte eines prächtigen Saales, mit einer herrlichen Galerie umgeben, auf welcher eine große Menge verschiedener Instrumentalisten vertheilt waren, sah man eine große Tafel ohne irgend eine Zubereitung. Sobald der Herzog und die Herzogin (von Mailand) erschienen, nahm das Fest seinen Anfang, und Jason eröffnete die Scene mit den Argonauten, welche mit einer drohenden Miene unter dem Geräusch einer kriegerischen Symphonie einherschritten, das goldene Vlies bei sich führten, welches sie auf der Tafel als ein Geschenk zurückließen, nachdem sie ein Ballet getanzt hatten." Lully's Ouverture war folglich eine verbesserte Art der schon früher gebrauchten Einleitungsmusik und keine wirkliche Erfindung. Die Italiener blieben auch seit Scarlatti bei ihrem Ausdrucke **Sinfonie** (s. d. Art.), wie sie ihre Eröffnungssätze der Opern nannten, bis auf die neuesten Zeiten, wo zuweilen der gewöhnlicher gewordene Ausdruck **Ouverture** italienisch in **Uvertura** umgewandelt und gebraucht worden ist. Da aber die Italiener in der Instrumentalmusik von den Ausländern, namentlich von den Teutschen, welche den Ausdruck Ouverture zuerst aufgenommen hatten, weit übertroffen wurden, also auch die fremden Einleitungssätze fleißiger und besser ausgearbeitet wurden, als die italienischen, welche Symphonien hießen, kam die Meinung auf, die Symphonie sei der Ouverture untergeordnet; es gehöre zur letztern weit mehr Kenntniß und Erfindungskraft als zur erstern. Das hätte genauer und unzweideutiger so ausgedrückt werden sollen; die teutschen und französischen Einleitungssätze haben größern Werth, mehr Erfindung

und kunstvollere Bearbeitung, als die leichtern und flüchtigern Einleitungssätze der Italiener. Wirklich wurden auch in Frankreich und Teutschland die Ouverturen so bedeutend vervollkommnet, daß Lully überflügelt worden war. Der Zuschnitt hatte sich verändert, sodaß man kaum die Möglichkeit begreift, wie in Sulzer's Theorie der schönen Künste in der Ausgabe von 1793 noch die dort befindliche Beschreibung derselben stehen bleiben konnte. Ein Fugensatz in derselben wurde auch von den besten Tonsetzern nicht grade für nothwendig erachtet, und das französische **Lentement** zum Schlusse war auch selbst in Frankreich bald aus der Mode gekommen, ohne daß diese Einleitungsmusik dadurch an Werth verloren hätte. Die Instrumentation blieb noch lange, gegen unsere neuere Art gehalten, im höchsten Grade einfach. Im J. 1719 erschien von Francesco Conti, dem berühmten Theorbisten und Componisten in Wien, die italienische **Tragicommedia per Musica: Don Chisciotte** (Don Quixote) **in Sierra Morena**, worin die Eröffnungsmusik mit einem **Spiritoso e Staccato** nur mit dem Quartett der Streichinstrumente beginnt; auch heißt sie weder **Ouverture** noch **Sinfonie**, sondern **Entrée**. Bald waren aber, wenn auch nicht immer, doch meist von teutschen und französischen Componisten drei Sätze zu einer Ouverture gehörig angesehen worden, die mehr und minder, je nachdem der Componist es für gut hielt, von der frühern Art sich entfernten. So gab Händel in seiner dreiactigen Oper **Siroe** (1728) den ersten Satz aus **G moll** $\frac{4}{4}$, für drei Violinen, deren erste von einer Oboe **unisono** begleitet wurde, für Viola und Baß, also fünfstimmig in 16 Takten, welche wiederholt werden und dann auf dem hinzugefügten **D dur** Accorde schließen. Dann tritt ein **Allegro** $\frac{3}{4}$, **G moll** ein, das ohne Reprisen in 104 Takten ausgeführt wird. Zu dem Streichquartett spielt den mit Signaturen bezeichneten Baß das **Cembalo**, wozu noch zwei Oboen und ein Fagott kommen. Dieser zweite Satz enthält keine Fuge, behält aber wol das Imitatorische guter Bearbeitung in des Meisters Weise bei. Dagegen ist der dritte Satz nur dreistimmig so, daß die Violine $\frac{12}{8}$ Takt, die Viola und der Baß $\frac{4}{4}$ Takt haben. Der erste Theil dieses letzten Satzes von zehn Takten wird wiederholt, der zweite von 17 Takten nicht. Das Abweichende von der frühern Art wie das Ähnliche ergibt sich von selbst. Noch in Monsigni's und seiner Zeitgenossen Opern fängt wol manche mit einem **Presto** an, das von einem Zwischensatze unterbrochen wird; allein die Instrumentation derselben hatte sich kaum verstärkt. In der Regel findet man zum Streichquartett noch Oboen und Hörner, oder Oboen und eine Flöte. — Hatte sich auch manche dieser spätern Ouverturen nach 1750 bis etwa 1780 in musikalisch tüchtiger Bearbeitung nicht allein, sondern auch in ästhetischer Hinsicht ausgezeichnet, so kann man doch nicht sagen, daß man über das Wesen dieser Musiksätze sich besonders verständigt hätte. Andeutungen einzelner Männer wurden auch damals überhört. Da trat der Ritter Gluck auf und förderte auch das innere Wesen der Ouverture höchst bedeutend. Die hierher gehörigen Worte aus seiner Zueignungsschrift seiner Oper **Alceste** an den Großherzog von Toscana, Peter Leopold, werden es am Klarsten beweisen: „Ich stelle mir vor, die Ouverture solle den Zuhörer auf die Handlung vorbereiten, und so zu sagen den Inhalt derselben verkündigen; das Instrumentenspiel sollte sich nach dem Maße der Wichtigkeit oder der Leidenschaft richten ꝛc." Er wollte also das Wesen der Einleitung nur von der Beschaffenheit des Inhalts der Oper abhängig wissen — eine Idee, die er auf die ganze Musik anzuwenden sich mit Glück bestrebte; Wahrheit, Natürlichkeit und Einfachheit erklärte Gluck ausdrücklich für den wahren Grund des Schönen in allen Werken der Kunst. Um seinen Charakteren die bestmögliche Färbung zu geben, die mancherlei Situationen in ihr rechtes Licht oder in den wirksamsten Schatten zu stellen, gebrauchte er den verschiedenen Klang der Instrumente nicht in ganzen Massen, sondern mehr einzeln und in allerlei Zusammenstellungen, wozu er im Laufe der Zeit Manches vorgearbeitet fand. Nach und nach waren doch die Blasinstrumente verbessert und für den Orchestergebrauch hin und wieder benutzt worden, geschah dies auch, wie gesagt, nur vereinzelt, so war doch das Orchester bereits dadurch bereichert; wenigstens waren die Hindernisse gehoben worden, die sich vor dem 18. Jahrh. der Anwendung in der Oper an den meisten Orten entgegengesetzt hatten. Wir haben gesehen, daß man Oboen mit Hörnern, Oboen mit Flöten, Oboen mit Fagotten zu dem Streichquartett angewendet hatte. Auch Trompeten waren zuweilen eingemischt worden; ja mitunter, wenn auch selten und fast nur zu Geisterauftritten, waren einzelne Posaunenrufe erklungen. Einige hatten auch schon in massenhafter Zusammenstellung mehrer Blasinstrumente eine größere oder vielmehr stärkere Wirkung zu erzielen sich bestrebt. Namentlich hatte sich Rameau schon durch stärkere Instrumentation, als sie Lully angewendet hatte, Eingang zu verschaffen gesucht, und nicht ohne Glück, mindestens in Frankreich. Im Allgemeinen wurde aber doch die Besetzung der Ouverturen jener Zeiten, gegen die unsere gehalten, äußerst mäßig behandelt. Am augenscheinlichsten ergibt sich die nach und nach veränderte Beschaffenheit sowol der Einrichtung als der Instrumentalbesetzung in Beispielen, die in ihrer Art an sich von Bedeutung sind. Wir führen zuerst die Ouverture zu Gluck's dreiactiger Oper **Orphée et Euridice** an, die im J. 1776 in Paris gedruckt, und der Königin gewidmet wurde. Hier beginnt die Ouverture sogleich mit **Allegro molto** $\frac{4}{4}$ **C dur** und hat zum Quartett der Streichinstrumente zwei Oboen, zwei Trompeten, zwei Hörner und ein Fagott. Der Satz geht auf acht eng gedruckten Seiten ohne Unterbrechung, ohne Fuge, ohne von einem andern Satz im Tempo oder im Takt abgelöst zu werden, in einem Gusse bis zum Ende der Ouverture fort. An die alte französische Ouverturenform war also hier nicht mehr zu denken; auch an keine andere conventionelle Form; Gluck setzte sich selbst keine fest, sondern meinte mit Recht, es müsse das jedesmalige Wesen der Einleitung aus der Beschaffenheit der Oper oder des Folgenden im Ganzen hervorgehen. Offenbar hatte er den Gebrauch der Blasinstrumente verallgemeinert, gehoben; allein nicht sowol massenhaft, wie schon gesagt, als

vielmehr im Einzelnen nach der verschiedenen Klangstärke, die er zum Ausdrucke irgend einer Situations-Schilderung brauchte. Daß schon zu Mozart's Zeit etwas mehr Masse und ein größerer Prachtausdruck zum einfachen Gedankengange gekommen war, ergibt sich klar daraus, daß Mozart es für nöthig fand, Einiges von Gluck stärker zu instrumentiren und auch wol frischer eingreifende Ausgänge dazu zu setzen. Wahrheit der Situation und Freiheit in der Anlage der Ouvertüre, waren die Hauptstücke, die von jener Zeit an nach allen Seiten hin gewonnen worden waren. Das ist aber zunächst von der Praxis zu verstehen, nicht von der Theorie, denn theoretisch war dieser Gedanke lange vorher von Mattheson in seinem vollkommenen Kapellmeister ausgesprochen worden, wo es S. 234 von der Ouverture und sogar von der geringern, von ihm Symphonie genannt, so heißt: „Ihre Haupteigenschaft besteht darin, daß sie einen kurzen Begriff und Vorspiel, eine kleine Abbildung desjenigen mache, so nachfolgen soll. Und da kann man leicht schließen, daß die Ausdrückung der Affecten in einer solchen Symphonie (Ouverture) sich nach denjenigen Leidenschaften richten müsse, die im Werke selbst hervorragen. Am meisten soll sich in ihr Edelmuth (Würde) offenbaren." Kürzer und bestimmter, haltbarer und treffender konnte das Wesen derselben kaum gezeichnet werden; Besseres hatte auch Gluck nicht gefunden, noch seine höchsten Nachfolger. Es ist also nicht wahr, daß die Theorie ihre Gesetze immer erst aus praktisch gegebenen Beispielen entwickele, ja sie nur aus ihnen entwickeln könne. Eins hilft dem Andern. Mozart schrieb seinen Don Juan im J. 1787. Seine nach der Verfertigung der unübertroffenen Oper geschriebene Ouverture hebt bekanntlich höchst großartig mit einem **Andante** $\frac{4}{4}$ **D moll** an, wozu außer dem Streichquartett zwei Flöten, zwei Oboen, zwei **B**-Clarinetten, zwei Hörner, zwei Trompeten und Pauken kommen. Dieses führt dann in ein **Allegro molto** $\frac{4}{4}$ **D dur**, prachtvoll und wunderbar ausgeführt und in **C dur** schließend, um auf der Dominante den natürlichen Übergang in das erste Gesangstück der Oper zu gewinnen. Hier haben wir also zwei verschiedene Sätze, aus dem Wesen der ganzen folgenden Oper, nicht den Melodien, sondern dem innersten Geiste nach, herausgegriffen. — Später gab derselbe Mozart mit denselben Instrumenten in seiner Oper **Clemenza di Tito**, geschrieben im J. 1791, in einer ganz andern innern Wesenheit eine ebenso meisterhafte Ouvertüre, die nur aus einem einzigen Satze, einem **Allegro** $\frac{4}{4}$ **C dur** bestand, in einem Gusse fortgehend, nur von mehren Fermaten angehalten. Und etwas früher hatte Naumann im J. 1786 in seiner Oper: **Tutto per Amore**, seine Ouverture, nach Art der Italiener Sinfonie genannt, so eingerichtet: Zu einem **Allegro** $\frac{4}{4}$ braucht er zwei Flöten, zwei Oboen, zwei Hörner, zwei Trompeten und Pauken; geht dann zu einem **Andantino** $\frac{3}{4}$ **A dur**, nach gehöriger Durchführung des ersten Satzes aus **D dur** über, das er gleichfalls mit allen angegebenen Instrumenten gebührend ausführt bis zur Fermate des $\frac{6}{5}$ Accords von **A**, um wieder im ersten Tempo $\frac{4}{4}$ das Ganze in **D dur** zum einheitsvollen Schlusse zu bringen. Von französischen Componisten wollen wir die Ouverture von Mehul aus seinem Joseph nehmen, um den Fortschreitungsgang daran zu erkennen. Mehul leitet sie mit einem **Adagio** $\frac{3}{4}$ **C dur** ein, das nur vom Streichquartett zu Gehör gebracht wird. Diesem folgt ein **Allegro moderato** $\frac{4}{4}$, wozu zwei Flöten, zwei Oboen, zwei Clarinetten in **C**, zwei Hörner, zwei Trompeten, zwei Fagotte und Pauken kommen, alles noch ziemlich einfach gehalten bis zum **Allegro**, das frischer und bewegter auch in den Figuren die angegebenen Instrumente erklingen läßt. Die Ouverture besteht also aus drei Sätzen, allein durchaus nicht in der Folge und Art der frühern französischen Ouverturen, wie sie beschrieben worden sind, und wie sie, um musterhaft zu heißen, sein sollten. Man hatte sich demnach auch in Frankreich zu einer größern Freiheit und Verschiedenheit in der Auffassung anregen lassen, zum Vortheil der Sache. In Italien hatte Cimarosa in seiner berühmten Oper: **Matrimonio segreto** in drei Takten drei Mal den vollen Hauptaccord mit drei Fermaten im **Largo** von allen zur Einleitung gebrauchten Instrumenten ertönen lassen, worauf sogleich das schön gehaltene **Allegro molto** $\frac{4}{4}$ **D dur** in einem Gusse frisch vorwärts treibt, ohne den Satz durch eine andere Taktart zu unterbrechen. Nur mehre Fermaten bilden erfreuliche Abschnitte des einheitsvollen Ganzen. Die angewendeten Instrumente sind: Trompeten und Hörner, von jedem zwei, die aber zusammen gehen, so lange nicht eins von beiden schweigt; Flöten und Oboen, ebenfalls mit einander gehend; zwei **A**-Clarinetten und zwei Fagotte. — Zingarelli brauchte zu seiner Symphonie (Ouverture) für die im J. 1795 geschriebene Oper **il Conte di Saldagna** zwei Hörner, zwei Trompeten, zwei Oboen und zwei Fagotte zum Streichquartett. Das Ganze besteht nur aus einem einzigen Satze **Allegro** $\frac{2}{4}$ **B dur**, der weder bedeutend stark instrumentirt, noch im innern Ideengange verwickelt ist; Alles wird ganz einfach zu Ende gebracht. — Auf Zahl und Folge der Sätze einer Einleitungsmusik kam also nichts mehr an; die Overture konnte ebenso wol aus einem einzigen Satze, als aus zwei, drei und wol auch vier Sätzen bestehen, die sämmtlich von verschiedener Aufeinanderfolge und Ausarbeitung sein konnten, immer aber, sollte die Einleitung gut sein, aus dem Wesen des folgenden ganzen Werkes der Idee nach hervorgegangen sein mußten. Ihre Einrichtung war mit Recht so mannichfach geworden, als die Grundverhältnisse und vorherrschenden Gefühlszustände der Werke selbst es waren. In dieser rechtmäßigen Ungebundenheit in der Anordnung einer Ouverture, die noch größer sich gezeigt haben würde, wenn es nicht zu allen Zeiten auch bloße Nachahmer gegeben hätte, war man zuweilen auch auf den an sich gar nicht zu verwerfenden Gedanken gekommen, eine oder die andere Hauptmelodie aus dem folgenden Gange des Werkes (der Oper oder des Oratoriums) gleich in der Ouverture hören zu lassen, oder doch deutlich genug darauf anzuspielen. Namentlich in Opern war das geschehen und zuweilen mit dem besten Erfolge. So hatte z. B. Himmel, ohne daß er der Erste genannt werden kann, der sich dieses Mittels bediente, seine Ouverture zu dem überaus beliebten Liederspiele „Fanchon" mit einem **Andantino** $\frac{6}{8}$ eröffnet, das aus dem folgenden der Oper

entlehnt war, worauf er ein sehr gut gearbeitet ausgeführtes Allegro molto $\frac{4}{4}$ folgen ließ mit Flöten, auch der kleinen Flöte, Oboen, Hörnern und Fagotten. — Auf diese Art hatte also die Ouverture an Mannichfaltigkeit alles Mögliche gewonnen, was sie mit Fug und Recht gewinnen konnte. Ihr Inhalt und Gehalt war ebenso ästhetisch geordnet, als ihm auf der andern Seite die in Künsten so nöthige Freiheit gelassen worden war. Die Instrumentalmittel waren so höchst bedeutend vervollkommnet, so ins Große getrieben worden, namentlich in Teutschland, daß der Componist sich von keiner Seite her mehr beengt und gehindert fühlen konnte. Nur Eins war es, was die Welt ebenso außerordentlich begeisterte, als es die Schöpfer neuer musikalischer Instrumentalwerke verlegen machte. Dieses Eine war der ungemein großartige gedanken- und empfindungsvolle Geist unsers J. Haydn's und Mozart's. Sie hatten in den Hauptzeiten ihres Weltglanzes vom J. 1780 an in ausgearbeiteten Quartetten, großen, in neuer Form behandelten Symphonien (s. d. Art.) und hochpoetischen Ouverturen der erstaunten Menge Musterbilder hingestellt, denen das Siegel des Genius alles Erhabenen und Schönen unverkennbar aufgedrückt worden war. Auf leuchtenden Flügeln verbreitete sich ihr Ruhm in alle Länder unsers Erdtheiles, ja über die Meere. In Reichthum und einheitsvoller Herrlichkeit diese Heroen zu überbieten, mußte, wo nicht völlig unmöglich, doch bedenklich erscheinen. Im Lieblichen, im gediegen Großartigen standen sie gleich prangend, noch vom Glanze der Morgenröthe eines großen Kunsttages, den sie selbst hatten anbrechen lassen, verschönt. Wie hätten nicht Viele verzweifeln sollen, es in solcher Gediegenheit völlig abgerundeter Kraft und stetiger Haltung eines wesenhaft schönen Lebens mit ihnen aufzunehmen? Und doch waren durch den Geist dieser Männer andere Geister lebendig aufgeregt und höher mitten in die Welt des Schönen und Großen gehoben worden! Und unter diesen waren auch Geister von innerer Kraft und andere von mindestens rüstig strebsamem Muthe. Da sie in den Werken jener Vorgänger Form und Gehalt so echt und vollkommen verschmolzen sahen und fühlten, mußten sie um ihres eigenen Geltens und Namens willen theils durch verstärkte Massen der Instrumente, theils durch buntere Farbengebung zu wirken suchen. Und warum nicht? Stets hat die Masse das Recht des Stärkern im Äußerlichen für sich. Das Auffallende wird ihr Niemand absprechen. Hat der Mann, der sie zu lenken unternimmt, Kraft und Umsicht genug; weiß er sie auf einen Hauptpunkt zu richten, darauf hinzudrängen, sodaß die Führung wie freier Entschluß aussieht, so wird auffallend Eingreifendes zu Stande und Wesen kommen. So trat vor Allen Beethoven ein und brachte Gewaltiges. Auch Cherubini fing an, mit vergrößerten Massen zu arbeiten, und erreichte, wenn nicht immer in Frankreich, doch in Teutschland, was er wollte. Ist der innere Gedankenstrom reich und tief, ist die Masse an ihrer Stelle; man läßt sie sich nicht blos gefallen, sondern sie setzt in Erstaunen und hebt. Beethoven vor Allen wußte in seinen Ouverturen, Symphonien und andern Hauptinstrumental-Werken die stärkste Masse zu einer solchen Einheit und Haltung seines Herrscherwillens zu verwenden, daß er ebendarum als dritter Heros dasteht. — Aber nur etwas weniger Geistesstärke und entschlossen feste Umsicht, und die Masse hat etwas Gefährliches. Anstatt Schönes, Dauerndes zu wirken, wirkt sie ohne gewaltige Leitung, was sie hat, bloßen Lärm, Übertäubung, kindisch geräuschvolles Getändel leeren Zeitvertreibes. So finden wir es schon bei einem Manne, der doch in sich selbst manche erfinderische Kraft, manchen Aufschwung trägt, wenn auch in der Regel nur einen südlich sinnlichen. Es ist Rossini, der seines mannichfach anziehend Reizenden, zuweilen sogar seiner Anwandlungen des Großen wegen, mit vollem Rechte an der Spitze der neuen italienischen Schule oder Nichtschule steht, so vorragend unter den Kleinen, daß ihm keiner der neuen Italiener seine Stellung streitig machen wird. Da wird nun in den Ouverturen und in den Gesängen gestrichen, gepfiffen, posaunt, trompetet und gepaukt und getrommelt, daß die Wände wackeln möchten und oft — um einer faden Kinderei willen. Die Banden im Orchester, auf dem Theater und hinter den Coulissen arbeiten dem Menschen die Ohren und den Unterleib zusammen, daß er wol fühlen muß, er mag wollen oder nicht. Bei dem Allen mögen wir ihn, der die Richtung seiner Zeit zu erfassen verstand, nicht tadeln; in ihm ist doch eine Richtung sichtbar und fühlbar, wenn auch eine, die nicht höher, sondern viel tiefer steht, als die vor ihm dagewesene. Dem Vergnügen der Masse hat er große Dienste geleistet. In ähnlicher Art mag man das auch wol von Manchem seiner Nachfolger sagen können: nur muß das zu lange Aufhalten in solchen Übertreibungen immer mehr abspannen und vernichtend wirken, also auch selbst das Vergnügen stören und zu einem leeren Vertreiben schwachköpfiger Langeweile herabdrücken. — Dennoch ist nun die Masse durch die Masse einmal verwöhnt. Man hat die Effecte im übermäßigen Gebrauche der Instrumental-Kunstmittel dergestalt wiederholt, daß sie, wurden sie nicht noch mehr überboten, nichts mehr wirken wollten. Und so ist es denn soweit gekommen, daß Zelter, als er aus dem Theater kam und den Zapfenstreich hörte, ausrief: Gott Lob, da hört man doch einmal wieder sanfte Musik! — Beispiele dieser Art sind überflüssig und die Übertreiber mögen es treiben, so lange es geht; besser werden sie nicht, als bis sie müssen, bis der Überdruß der Menge selbst sie dazu zwingt. — Aber auch tüchtige Männer haben sich um des Gefallens willen in Übertreibungen vielfacher Art geworfen. Unter diese gehört auch, was die Art seiner meisten Ouverturen betrifft, K. M. v. Weber. Als er etwa im J. 1812 seine Oper, der Beherrscher der Geister, schrieb, gebrauchte er außer dem Streichquartett zwei Oboen, zwei Clarinetten, zwei Flöten, die kleine Flöte, zwei Fagotte und Anfangs nur sechs, in der Folge sogar neun Blechinstrumente, nämlich drei Posaunen, vier Hörner und zwei Trompeten. Daß dabei die Pauken nicht fehlen können, ist in der Ordnung. Da reicht denn freilich das größte Format liniirten Notenpapieres nicht mehr aus; mehre Blechinstrumente müssen als Anhang beigefügt werden. Mit diesem Übermaße der Instrumentation haben aber noch die meisten Ouver-

turen neuerer Zeit an Einheit und Würde verloren; es ist etwas Gesuchtes und Zerrissenes in sie gekommen, was die Stelle des Originellen ersetzen soll und nicht ersetzt. Etwas Ähnliches davon zeigt auch diese Ouverture, ob sie gleich von Manchem sehr gepriesen worden ist. So sehr wir K. M. v. Weber zu schätzen wissen, so gewiß wir ihn unter die denkenden Componisten zu zählen haben, so hat er dennoch auch des Überschwenglichen nicht wenig, namentlich in seinen Ouverturen. Vor Allen war er es, der aus dem Einheitsvollen einer guten Ouverture ein Potpourri dadurch machte, daß er recht geflissentlich darauf ausging, allerlei Melodien aus der Oper zu nehmen und sie mit seltsamen Verbindungssätzen in der Ouverture neben einander zu reihen. Das haben nun mehre Componisten bequem gefunden und sind ihm nachgewandelt, namentlich Heinr. Marschner, der auch darum in seinen Ouverturen selten glücklich ist. Sie sind bei allen Effectschlägen gewaltiger Instrumentation in sich selbst viel zu sehr zerrissen. Um dieser Neuerungen willen hat man nun verschiedentlich es versucht, das Recht der Ouverture, gegen die alten von Mattheson und Gluck ausgesprochenen und von den besten Componisten praktisch befolgten Grundsätze zu erweitern, und hat sich deshalb so vernehmen lassen: „Noch sind die Ästhetiker nicht einig über den eigentlichen Zweck der Ouverture — über die Frage, ob sie eine Skizze, gleichsam einen Elenchus oder Argumentum des ganzen Stückes enthalten, und dessen Gang, wie in einem Zauberspiegel, vorausahnen lassen, oder ob sie, gleichsam blos Introduction, nur auf die erste Scene des Stückes vorbereiten, oder ob sie den Zuhörer im Allgemeinen in diejenige Stimmung versetzen soll, in welcher er für den Totaleindruck der ganzen Oper am empfänglichsten sein wird. Der Streit läßt sich eher schlichten, als entscheiden, denn nach Umständen kann jede der obigen dreierlei Tendenzen zweckmäßig sein, und leicht mag wieder ein anderer Tonsetzer noch einen vierten, von allen obigen wieder ganz verschiedenen Zweck ersinnend und bei seiner Ouverture sich vorsetzend, auch daran ebenfalls Recht haben. Keiner unter jenen verschiedenen Ansichten gebührt ein Monopol; keiner ist der einzig wahre Weg zum Heile, so wenig als irgend einer der unfehlbare." Allein die Ästhetiker waren über den eigentlichen Zweck der Ouverture, wie wir bereits gesehen haben, so uneinig nicht. Sie soll die Hörer auf den rechten Weg führen, die Thür öffnen, sie empfänglich machen für das, was folgen wird. Sie soll also in die Stimmung versetzen, die für das aufzustellende Tongemälde die beste ist, die dem Hörer die Auffassung und den Genuß des Ganzen vorbereitend erleichtert. Sie muß sich nach dem hervorstechenden Farbentone des Ganzen richten; muß uns anzeigen, ob wir ein erhabenes, oder wildes, oder sentimentaltragisches, oder leidenschaftlich unglückliches, oder kriegerisches, oder heiter launiges, oder ländliches Stück zu erwarten haben 2c. Je mehr der Ton der Ouverture bald das Vorherrschende des Schaurigen, bald das Düstere des Dämonischen, bald das leis Schwebende und zart Luftige des Elfen- und Feenreiches trifft, die im Stücke das Herrschende sind; je mehr sie das grade in den Schattirungen thut, die dem Ganzen den eigenthümlichen Reiz geben, desto besser ist die Ouverture. Sie muß dabei ein Einleitungswerk sein, etwas für sich, was mit dem Hauptwerk in der genauesten Verbindung steht, wo möglich darauf begierig macht, wie die Einleitung zu einer Schrift. Sie kann also wol auf irgend etwas Vorherrschendes im folgenden Werk anspielen, darauf hindeuten; aber diese Anspielung oder Hindeutung muß zum Ganzen, zur einheitsvollen Idee der Ouverture, die zugleich ein dem folgenden im Resultat der Hauptstimmung ähnliches Bild im Kleinen für sich sein muß, wie nothwendig gehören, aus dem wohl verbundenen Tongedankengange sich ergeben, nicht hinein geflickt und gezwängt worden sein. Wäre nun vollends die Ouverture einer Musterkarte gleich, die ein Kaufmann zum Auswählen seiner Waaren gibt, so ist sie einem Bettlerkleide vergleichbar und unschön; höchstens kann sie erfreuen wie ein Harlekinskleid. Ferner muß nothwendig eine Hauptfigur dem ganzen Einleitungsbilde zum Grunde liegen, auf welche sich alle Nebenfiguren beziehen, sodaß sie nicht nur Mannichfaltigkeit geben, sondern auch durch Stellung und Bezug die Hauptfigur heben und anziehender machen. Ohne diese Hauptfigur, ohne diesen Mittelpunkt, wohin sich alles Andere zu seiner Verherrlichung drängt, entbehrt das Ganze der Haltung; hat keine Folge, keine Verbindung, sondern ist eine Art Toncharivari, wie ein Labyrinth, das mehr beängstet, als erfreut, ob man gleich weiß, daß man zu seiner Zeit wieder herauskommt. Wie viel aber Nebenfiguren sein sollen, ist Niemandem vorzuschreiben, ebenso wenig, wie vielerlei Sätze und in welcher Ordnung er sie anwenden soll. Das muß sich aus dem Wesen der Oper und aus dem Eigenthümlichen des Tondichters und seines beabsichtigten Bildes ergeben; Freiheit genug. Nur die Freiheit hat keiner, sich hinzustellen und uns ein Wischiwaschi von Erbärmlichkeiten vorzuleiern, wie in der Regel Auber es thut sammt den neuesten Italienern. Zum Hauptgedanken, zum Bezuge aller Noten und Ausführungsgedanken auf jene, zur richtigen Zeichnung derselben muß freilich auch noch jene schöpferische Erfindsamkeit kommen, die dem Ganzen das Anziehende gibt, die etwas Innerliches durch das Gestaltete ausdrückt. Es versteht sich, daß dichterische Schöpferkraft erst den Dichter macht, er bilde mit Farben, mit Worten oder Tönen. Wo diese fehlt, ist alles eitel. Aber wo der Genius roh ist, verhüllt, im Kerker gefesselt, da ist es auch nicht lustig. Wird er freigelassen und gebärdet sich wie ein Rasender, rennt er sich und die Unsern nieder und schafft Unheil, bis man ihn bändigt. Ein guter Ouverturenschreiber muß wissen, was er will und was er soll. Das Komische kann nicht tragisch und das Militairische soll nicht süßlich sein, es wäre denn komisch. Wer die Hauptarten unterscheidet, thut etwas, aber nicht viel; wer aber die Schattirungen bis ins Feinste hält und dabei doch, was hochnöthig ist, frisch und lebendig aus dem Innern ins Äußerliche erregend eingreift, der thut das Rechte. Mag er es nun mit einem, zwei oder drei Sätzen thun, das muß ihm sein eigener Geist sagen; dem Hörer ist es Eins, wenn nur das Ganze innere Leben anfacht und dem äußern wohlthut. Nur ist dabei

festzuhalten, daß die Ouverture nur Einleitungsmusik, nur Abbild eines ausgeführtern größern Bildes ist. Sie muß also Maß halten, wie es z. B. Mozart's Ouverturen thun, so sehr sie auch ein vollkräftiges, schön geordnetes Ganze für sich geben, das für sich allein stehend in sich gerundet ist und herrliche Wirkung hervorbringt, und dennoch vor der Oper nichts anderes, als ein geistreiches Einführungsgemälde gibt, das Hauptwerk hebend, wie dies wiederum die Ouverture verherrlicht. (*G. W. Fink.*)

OUVÈZE (l'), Fluß, welcher im französischen Drômedepartement und im Bezirke Nyons, nicht fern von dem Dorfe Montauban, entspringt, bei Buis und Vaison vorbeigeht und sich nach einem Laufe von ungefähr 12 Lieues bei Bédarrides im Vauclusedepartement mit der Sorgues verbindet. (Nach Barbichon.) (*Fischer.*)

OUVILLE, 1) Gemeindedorf im französischen Manchedepartement (Normandie), Canton Cericy la Salle, Bezirk Coutances, ist 1¼ Lieue von dieser Stadt entfernt, und hat eine Succursalkirche und 959 Einwohner. 2) **O. l'Abbaye**, Gemeindedorf im Departement der Nieder-Seine (Normandie), Canton Yerville, Bezirk Yvetot, liegt 2½ Lieues von dieser Stadt entfernt und hat eine Succursalkirche und 648 Einwohner, welche wie die Bewohner der Umgegend die unter dem Namen **toiles d'Ouville** bekannte Leinwand verfertigen. 3) **O. la bien tournée**, Gemeindedorf im Departement Calvados (Normandie), Canton St. Pierre sur Dives, Bezirk Lisieux, von welcher Stadt es 5¼ Lieues entfernt ist, hat eine Succursalkirche und 307 Einwohner. 4) **O. la Rivière**, Gemeindedorf im Departement der Nieder-Seine, Canton Offranville, Bezirk Dieppe, liegt 2 Lieues von dieser Stadt entfernt und hat eine Succursalkirche und 484 Einwohner. (Nach Barbichon.) (*Fischer.*)

OUVILLE (Antoine Le Metel D'), geb. zu Caen, gest. im J. 1656 oder 1657, Verfasser theils von zehn Komödien, die zwischen 1638 und 1650 fallen und insgesammt seinen Namen nicht vor dem Vergessenwerden geschützt hätten, nämlich 1) **Les Trahisons d'Arbiran, tragi-comédie** (1638. 4). 2) **L'Esprit follet ou la Dame invisible** (1642. 4. 1643. 1662. 1665. 12. hat Hauteroche als Quelle zu seinem Stücke gleichen Namens gedient). 3) **L'Absent de chez soi, comédie** (1643. 4.) 4) **Les Fausses Vérités ou croire ce qu'on ne voit pas et ne pas croire ce qu'on voit, comédie.** (1643. 4.) 5) **La Dame suivante, comédie.** (1645. 4.) 6) **Le Mort vivant, tragi-comédie.** (1646. 4.) 7) **Aimer sans savoir qui, comédie.** (1646. 4.) 8) **Jodelet astrologue, comédie.** (1646. 4.) 9) **La Coiffeuse à la mode, comédie.** (1646.) 10) **Les Soupçons sur les apparences, héroi-comédie en cinq actes.** (1650. 4.), theils von Erzählungen, die heute mehr citirt als gelesen werden. Die Sammlung seiner nicht immer gelungenen, übrigens prosaisch abgefaßten Erzählungen, deren beste noch aus dem **Moyen de parvenir** des Beroalde von Verville geschöpft sind, ist unter dem Titel: **L'Élite des Contes du sieur d'Ouville** (1669. 2 Bde. 12.) erschienen. Einige legen diese Erzählungen dem Bruder von d'Ouville, Boisrobert, bei. Endlich hat er auch aus dem Spanischen des Castillo Solorzano **la Tourne de Séville ou l'Hameçon des bourses** übersetzt, welche erst im J. 1661 erschienen ist und unter dem Titel: **Histoire et aventures de Dona Rufine, courtisane de Seville** (1731. 2 Voll. 12.) von Neuem gedruckt wurde. (Biogr. Univers. T. XXXII. 272 sq.) (*H.*)

Ouvirandra *Thouars*, s. **Hydrogeton** *Pers.*

OUVRIER (Ludwig Benjamin), geboren den 7. Mai 1735 zu Prenzlau in der Ukermark, verdankte den ersten Unterricht der Schule seiner Vaterstadt. Von reger Wißbegierde und unermüdetem Fleiße beseelt, erwarb er sich unter der Leitung geschickter Lehrer, zu denen besonders Procop, Vensky und Steinersdorf gehörten, gründliche Kenntnisse in den alten Sprachen. Aber auch in seiner übrigen wissenschaftlichen Bildung war er nicht zurückgeblieben, als er (1753) zu Halle seine akademische Laufbahn eröffnete. Lange, Meier, Weber und Eberhard waren seine Hauptführer im Gebiete des philosophischen Wissens. Den wesentlichsten Einfluß auf seine theologische Bildung gewannen Baumgarten, Semler, Knapp, Michaelis, Calenberg, Struensee und Freylinghausen. Früher, als sein Streben nach einer vielseitigen Bildung ihn wünschen ließ, mußte er, bei der mäßigen Unterstützung, die ihm seine Ältern gewähren konnten, seine akademische Laufbahn beendigen. Seit er Halle verlassen hatte, bekleidete er zu Feldberg im Mecklenburg-Strelitzischen eine Hauslehrerstelle, die er späterhin mit einer andern in seiner Vaterstadt vertauschte. Im Sommer 1757 nöthigte ihn seine schwächliche Gesundheit zu einer Reise nach Rackschütz in Schlesien. Dort unterstützte er seinen Oheim im Predigen und unterrichtete zugleich dessen Kinder. Getäuscht in der Hoffnung, nach dem Tode seines Oheims (1758) dessen Stelle zu erhalten, übernahm er ein ihm angetragenes Lehramt an der Realschule zu Berlin. Unvermuthet erhielt indessen sein Schicksal eine andere Wendung. Ohne sein Wissen von dem Oberconsistorialrath Burg in Breslau empfohlen, kam er an den darmstädtischen Hof nach Pirmasens, um den Unterricht der Kinder des damaligen Erbprinzen, nachherigen regierenden Landgrafen, Ludwig IX. zu übernehmen. Im J. 1763 ward er zum Cabinetsprediger, vier Jahre später zum Hofprediger in Darmstadt und im J. 1770 zum Consistorialassessor ernannt. Zugleich mit der dritten Superintendentenstelle, die er 1772 erhielt, ward ihm der Charakter eines Consistorialraths, Burg- und Garnisonpredigers ertheilt. Zu diesen äußern Auszeichnungen gesellten sich die Freuden des häuslichen Glücks, als Ouvrier um diese Zeit (1772) in Maria Friederike Milkenberg, der Tochter eines Geheimenraths in Darmstadt, eine in jedem Betrachte seiner würdige Gattin fand. Noch in dem genannten Jahre war er zu Gießen ordentlicher Professor der Theologie geworden. Durch Vertheidigung seiner Inauguraldissertation: **De necessitate satisfactionis a Paulo Rom. 8, 3 asserta**, erlangte er im J. 1777 die theologische Doctorwürde. Das Jahr 1786 erhob ihn zum zweiten Superintendenten; auch rückte er um diese Zeit in die zweite Professur der Theologie hinauf.

Als Ouvrier den 1. Oct. 1792 an den Folgen einer

innern Entzündung starb, die er sich durch eine Erkältung zugezogen hatte, ward er mit Recht allgemein betrauert wegen seiner ungeheuchelten Religiosität und seines rastlosen Eifers, zur moralischen Veredelung des Herzens zu wirken. Diesen Zweck hatte er schon in der im J. 1767 zu Frankfurt am Main herausgegebenen Sammlung einiger Predigten verfolgt. Seine gründlichen Kenntnisse in den ältern Sprachen und in den einzelnen Zweigen des theologischen Wissens zeigte er in mehren lateinischen Programmen und Dissertationen. Ihren Inhalt bildeten Gegenstände der Dogmatik oder der Exegese und Kritik des neuen Testaments [1]. Mehre theologische Streitigkeiten führten ihn im J. 1773 zu der Idee, die christlichen Dogmen einer gründlichen und unparteiischen Prüfung zu unterwerfen [2]. Zum Predigen und Katechisiren gab er (1777) eine zweckmäßige Anleitung. Schätzbar, besonders in historischer Hinsicht, war seine Geschichte der Religionen [3]. Eine feste Stütze gab er dem Glauben an eine Fortdauer nach dem Tode in seinen Hinsichten auf die Ewigkeit. Die beiden Theile dieses Werks, im J. 1791 zu Leipzig herausgegeben, wurden 1793 neu aufgelegt [4]. (*Heinrich Döring.*)

Ouwa, s. **Hartmann von der Aue.**

OUWATER (**Isaak**), geboren zu Amsterdam im J. 1747, gestorben ebendaselbst 1793, ein vorzüglicher Zeichner und Maler von Stadtansichten und Landschaften; viele seiner Arbeiten findet man in verschiedenen Galerien und Sammlungen Hollands. In dem J. C. van Haller'schen Gemälde-Cabinet zu Amsterdam, welches daselbst den 21. Febr. 1814 versteigert wurde, befanden sich von Ouwater sechs vorzügliche Gemälde, welche einige Ansichten von Utrecht und Harlem vorstellten und mit Thieren und Figuren sehr artig staffirt waren. Besonders schön malte er an den Gebäuden das Mauer- und Steinwerk, welches er mit Fleiß und Vollendung ausführte, wobei er zugleich ein Festhalten an den Werken seiner vaterländischen geistvollen Vorgänger beurkundete, was überhaupt den neuern holländischen Künstlern zum großen Ruhme gereicht. Noch ist zu erwähnen, daß er in den Darstellungen von Schafen, Pferden und andern Thieren auch meisterhafte Dinge lieferte*). (*Frenzel.*)

OUWERKERK, richtiger **OUDERKERK**, mit dem Beinamen **aan den Yssel**, wodurch dasselbe von O. aan den Amstel, und von O. in Seeland unterschieden wird, ist ein uraltes Kirchdorf an dem linken Ufer der holländischen Yssel, 1½ Stunde von Gouda, in dem krimpener Waard gelegen. Die Kirche enthält, neben andern Monumenten, auch das Grabmal des berühmten holländischen Feldmarschalls Ouwerkerk (starb 1708), der als Besitzer der Herrlichkeit von derselben seinen Namen entlehnte, nicht aber, wie Gauhe und dessen Gewährsmänner fälschlich berichten, von dem seeländischen O., das ebenso wenig ein Turgow in seiner Nähe hat. Statt Turgow wird wol Tholen zu lesen sein. — Der berühmte Prinz Moritz von Oranien hatte sich niemals verheirathen wollen, jedoch von einer Geliebten, die in der Welt unter dem Namen Madame de Beverwaard oder de Mecheln bekannt, zwei Söhne, Wilhelm Adrian und Ludwig. Wilhelm Adrian, Herr von der Leck, Viceadmiral von Holland, wurde in der Belagerung von Groll, im J. 1627, durch eine Kanonenkugel getödtet. Ludwig, Herr von der Leck, von Beverwaard und Odyk (beide in dem utrechtischen Oberquartier gelegen), General von der Infanterie und Gouverneur von Herzogenbusch, früher von Berg op Zoom, starb den 28. Febr. 1665, aus seiner Ehe mit Elisabeth, Gräfin von Hoorn-Kessel, vier Töchter und drei Söhne hinterlassend. Eine Tochter, Amalia, heirathete den Grafen von Ossory, den ältern Sohn des ersten Herzogs von Ormond, die andere den Grafen von Arlington, Heinrich Bennet, die dritte den Grafen von Mulgrave, Johann Sheffield, die vierte den Lord Wotton, Karl Kirkhoven. Den drei Söhnen, Moritz Ludwig, Wilhelm Adrian und Heinrich, verlieh Kaiser Leopold I. im J. 1679 die Grafenwürde, auch Titel und Wappen von Nassau, wogegen aber das nassauische Haus Einspruch erhob. Moritz Ludwig, Herr von der Leck, Inhaber eines Cavalerieregiments und Gouverneur von Sluis, starb 1683. Sein Sohn gleiches Namens war Capitain in der englischen Leibgarde König Wilhelm's III., mit Elisabeth Wilhelmine, Gräfin von Nassau-Odyk, verheirathet, und Vater der Söhne Wilhelm Heinrich, Moritz Ludwig und Heinrich Karl. Der älteste derselben, Wilhelm Heinrich, Graf von Nassau zu der Leck, wurde den 30. Nov. 1742 commandirender Obrister des Cavalerieregiments van Hoy, den 1. Jan. 1748 Generalmajor, den 2. Nov. 1748 Generallieutenant von der Cavalerie, und im Julius 1749 Gouverneur von Heusden. Er starb den 12. Dec. 1762. Moritz Ludwig, geboren 1670, Generalmajor seit 1709, wurde Generallieutenant im J. 1727, und starb den 29. Jan. 1741, als Gouverneur von Menin, nachdem er viele Jahre Commandant von Sluis gewesen. Sein einziger Sohn, Volontair bei der kaiserlichen Armee, war den 24. Oct. 1735, an den in dem Gefechte bei Clausen empfangenen Wunden gestorben. Das ist Alles, was uns von dem Hause Leck bekannt. Wilhelm Adrian, Ludwig's und der Gräfin von Hoorn anderer Sohn, Herr auf Odyk, Driebergen, Blickenburg, Zeist, Kortgene ꝛc., auch nach König Wilhelm's III. Ableben erster Edler von Seeland, hat sich als einer der gewandtesten Staatsmänner und Diplomaten des 17. Jahrh., besonders durch die vielen und

1) De theologia populari (Gissae 1775. 4). Annotationes quasdam ad 2 Petr. 2, 2. Judae 6 (Ibid. 1776. 4). De theologia morali, an dici possit caput, summa, centrum totius religionis christianae (Ibid. 1779. 4). An Actor. 4, 24. Spiritus S. dicatur Universi creator. (Ibid. 1780. 4.) etc. 2) Untersuchung über die Lehrsätze des Christenthums (Berlin 1773). 3) Nebst ihren Gründen und Gegengründen (Leipzig 1781—1783. 2. Thl.). 4) S. Ouvrier's Leben von N. A. v. Senkenberg vor der zweiten Auflage der Hinsichten auf die Ewigkeit (Leipzig 1793). *J. H. Benneri* Progr. de notione satisfactionis etc. (Gissae 1777.) p. 17. Strieder's Grundlage zu einer hessischen Gelehrtengeschichte. 10. Bd. S. 209 fg. Heinrich Döring: Die gelehrten Theologen Teutschlands ꝛc. 3. Bd. S. 183 fg. Meusel's Lexikon der vom J. 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. 10. Bd. S. 251 fg.

*) *v. Eijnden.* Vol. II. p. 350.

wichtigen von ihm verrichteten Gesandtschaften, bekannt gemacht. Im J. 1670 erhielt er von dem Prinzen von Oranien die Herrlichkeit Kortgene, auf Nordbeveland, zum Geschenk. Er starb den 22. Sept. 1705. Seine Gemahlin, eine Seeländerin, des Geschlechtes van der Nisse, hatte ihm neun Kinder geboren, worunter doch nur Cornelius, Ludwig Adrian, Wilhelm Heinrich und Moritz Ludwig Erwähnung verdienen. Cornelius, Herr von Kortgene, und Mitglied des Staatsrathes, starb im J. 1708 ohne Erben. Ludwig Adrian, auf Zeyst, war noch im J. 1738 von Seiten der Provinz Utrecht ein Mitglied der Generalstaaten. Wilhelm Heinrich wird im J. 1699 als holländischer Rittmeister genannt. Moritz Ludwig besaß Blickenburg. Der dritte von Ludwig's und der Gräfin von Hoorn Söhnen, Heinrich, ist jener Marschall von Ouwerkerk, dessen Berühmtheit uns veranlaßt hat, des Prinzen Moritz gesammte Nachkommenschaft unter diesem Artikel zu vereinigen. Heinrich nahm frühzeitig Kriegsdienste und hatte lange sein Standquartier in Mastricht, wo es ihm besonders an Liebschaften nicht gefehlt haben soll. Die jüngste Geliebte fuhr eines Tages über die Brücke nach Wyk, und als ein aufmerksamer Ritter gab er ihr das Geleite, sein Roß dicht an dem Schlage haltend, und der Schönen die süßesten Worte zuflüsternd. Ungeduldig wie es scheint, ob des vielen Geplauders, entgegnete diese endlich: „das werde ich glauben, wenn Ihr jetzt mit Eurem Renner in die Maas setzet." Dies Wort ist kaum gesprochen, da wendet der Reiter sein Thier, und Sporn und Knie gebrauchend, erzwingt er von ihm einen Satz, der beide über die hohe Brustwehr hinunterträgt in die grausige Tiefe. Das Pferd war trefflich, der Reiter gewandt und glücklich, und ohne Unfall erreichen sie das Ufer, aber für immer hatte sich des kühnen Springers Leidenschaft für die Versucherin abgekühlt. Der Krieg vom J. 1672 foderte ihn ab zu ernsterm Spiele, und vielfältig und stets mit Ruhm, wird von 1672 bis 1678 Ouwerkerk's Name genannt. In der Schlacht bei St. Denys, den 14. Aug. 1678, hatte ein französischer Officier den Erbstatthalter gefaßt, durch Gefangenschaft oder Tod sollte er der Franzosen Sieg vervollständigen, da wurde er durch O. befreit, der den Feind todt zu des Prinzen Füßen niederstreckte, und sich hiermit dessen unwandelbare Gewogenheit, von den Generalstaaten aber einen kostbaren Degen verdiente. Als Gardehauptmann hatte er Wilhelm III. nach England begleitet; hier wurde er auch zu dessen Oberstallmeister und zum Hauptmanne der vierten Abtheilung der englischen Garde ernannt. Naturalisirt durch Parlamentsacte vom 11. Mai 1689 erstieg er einen Militairgrad nach dem andern, daß er in den letzten Jahren Wilhelm's III. die gesammte englische Reiterei befehligte. In dem Feldzuge von 1703 hatte er ein abgesondertes Corps in dem Lüttichschen, und während Opdam sich bei Ekeren schlagen ließ, wußte O. den überlegenen Feind in Ehrfurcht zu halten. Holländischer Generalfeldmarschall seit April 1704 führte er in dem darauf folgenden Feldzuge, während Marlborough den Kern des Heeres nach Baiern gezogen hatte, den Oberbefehl über eine sogenannte Maasarmee, und es gelang ihm, so geringfügig auch die ihm zu Gebote stehende Macht, den ganzen Sommer hindurch die Franzosen zu beschäftigen, Namur zu bombardiren, und bis in das Sambrethal einzudringen. An der Einnahme von Huy, im J. 1705, hatte er den wesentlichsten Antheil. In den Feldzügen von 1706 und 1708 Marlborough's unzertrennlicher und nützlicher Gefährte, und noch trotz seiner Gebrechlichkeiten in der Schlacht von Oudenarde wirksam, starb er im Lager bei Rosselaër, den 18. Oct. 1708, seine Witwe, Isabella van Aartsen van Sommeldyk, zu London, im Januar 1720. Sie hatte ihm sieben Kinder geboren: 1) Ludwig, gestorben den 2. Aug. 1687; 2) Heinrich, von dem unten; 3) Cornelius, gemeiniglich der Graf von Nassau-Woudenburg (in dem utrechtischen Eemland) genannt, holländischer Generalmajor, fand den Tod in dem Gefechte bei Denain, den 23. Jun. 1712; 4) Franz, Oberster eines englischen Dragonerregiments, fiel in dem siegreichen Treffen bei Almenara, in dem Königreiche Valencia, den 27. Jul. 1710; 5) Wilhelm Moritz, Graf von Nassau-Ouwerkerk und Woudenburg, nachdem er allen niederländischen Feldzügen beigewohnt, wurde im J. 1709 Generalmajor von der Cavalerie, nach dem utrechter Frieden Gouverneur von Sluis, 1727 Generallieutenant, und den 19. Sept. 1742 General der Cavalerie. Im J. 1743 befehligte er das Hilfscorps, das sich unmittelbar nach der Schlacht bei Dettingen mit der pragmatischen Armee vereinigte, und 1745 die gegen die Rebellen in Schottland ausgesendeten Hilfstruppen. Generalfeldmarschall seit dem 16. Nov. 1747, mit 20,000 Gulden jährlich Friedenstractament, mußte er noch in dem letzten Feldzuge des Erbfolgekriegs Seeland vertheidigen. Im Jul. 1749 wurde er Generalgouverneur des holländischen Flanderns. Er starb unverheirathet in dem 87. Lebensjahre, den 25. Mai 1753. Drei Millionen Gulden, die er, Meister in der Sparkunst, zusammengebracht, erbte sein Bruder, der Graf von Grantham; 6) Isabella, vermählt an Karl Granville, Lord Lansdown; 7) Franziska, vermählt 1705 an Nanfan Coote, Grafen von Bellamont, in Irland, starb als Witwe im J. 1738. — Heinrich II., des Marschalls von O. anderer und Erbsohn, wurde am 24. Dec. 1698 vom Könige Wilhelm III. zum Pair von England, als Graf von Grantham, in Lincolnshire, Viscount Boston und Baron Alford ernannt, und starb zu London, den 5. Dec. 1754, in einem Alter von 91 Jahren. Ein großer Freund der Armen hatte er, in dem größten Geheimnisse jährlich 2000 Pfund Sterling an sie ausgetheilt. Seine Gemahlin, Henriette Butler, des Grafen Thomas von Ossory Tochter, vermählt im J. 1697, gestorben 1724, hatte ihm drei Kinder hinterlassen. Der Sohn, Thomas d'Auverquerque (nach englischer Rechtschreibung) war jedoch dem Vater vorausgegangen, gleichwie die jüngere, an den zweiten Grafen von Cowper verheirathete Tochter Henriette. Ihr Sohn, Georg Nassau, dritter Graf von Cowper, auch durch Diplom vom 3. Jan. 1778, des heil. röm. Reichs Graf, erbte indessen durch das großväterliche Testament baar 100,000 Pfund Sterling und 4000 Pfund an jährlichen Einkünften. Des Grafen von

Grantham ältere Tochter, Franziska, vermählte Eliot, erhielt ebenfalls 100,000 Pfund Sterling baares Geld, dann die Güter, welche jedoch nach ihrem Tode dem Hause Cowper anheimfallen sollten. (*v. Stramberg.*)

OUZELIUS, Ousel, Oisel, Loisel. 1) **Jakob O.,** aus einer ursprünglich französischen Familie, die um der Religion willen sich zuerst in Holland und dann in Danzig niederließ, wurde hier im J. 1631 den 21. Mai geboren. Seine Ältern bestimmten ihn für den Kaufmannsstand und schickten ihn in dieser Absicht nach Holland; doch zog ihn seine Neigung zu den Studien hin, namentlich den philologischen, denen er sich in Leyden mit solchem Erfolge widmete, daß er schon im 21. Jahre seines Alters eine Ausgabe von dem Octavius des M. Minucius Felix besorgte und der Königin Christine dedicirte: *M. Minucii Felicis* **Octavius cum integris omnium notis ac commentariis novaque recensione** *Jacobi Ouzelii*, **cujus et accedunt animadversiones etc. (Lugd. Batav. 1652. 4. Nov. ed. ibid. 1672. 8).** Darauf studirte er in Utrecht römisches Recht, ward daselbst Doctor beider Rechte, und reiste dann in England, Frankreich, der Schweiz. Von 1659 an beschäftigte er sich im Haag mit Staats- und Völkerrecht, wurde im J. 1669 Professor der Rechte in Gröningen, welche Stelle er 19 Jahre bekleidete. Er starb den 20. Jun. 1686. Man hat von ihm außer der bereits angeführten Ausgabe des Minucius Felix noch eine Ausgabe von den Institutionen des Gajus (Lugd. Batav. 1658.); seine Anmerkungen, welche übrigens etwas weitschweifig, zum Theil weit ausholen, Entlegenes mit hineinziehen, bei trivialen Sachen verweilen, auch nicht ganz auf eigenem Boden gewachsen sind, hat Schulting in seine Ausgabe der **Jurisprudentia Anteiustinianea** aufgenommen. Ferner hat er die Ausgabe des Gellius von Thysius vom 13. Buche an vollendet: *Aul. Gell.* **Noctes Atticae cum selectis novisque commentariis et accurata recensione Antonii Thysii J. C. et Jacobi Oiselii J. C. (Lugd. Bat. 1666(.** Endlich hat man von ihm **Thesaurus selectiorum numismatum a Jul. Caesare ad Constantinum M.** — 2) **Philipp O.,** geboren zu Danzig den 7. Oct. 1671, verlor in früher Jugend seine Ältern; doch wurde darum seine Erziehung nicht versäumt; er besuchte die Schule in Bremen, studirte vom J. 1691 an besonders orientalische Literatur und biblische Philologie auf den Universitäten in Gröningen, Franeker und Leyden, wo er den Unterricht eines Perizonius, Gronov, Braun und Rhenferd genoß. Darauf reiste er im J. 1697 in England, benutzte die Bibliotheken von London, Oxford, Cambridge; nach Beendigung dieser Reise kehrte er im J. 1698 nach Danzig zurück, nach einigen Jahren ging er von Neuem nach Holland und verband nun das Studium der Medicin dergestalt mit dem der Theologie, daß er sich zu Franeker durch Vertheidigung seiner Inauguralschrift **De lepra cutis Hebraeorum, diss. inaug. (Franek. 1709. 4),** die medicinische Doctorwürde verdiente (aufgenommen in Schilling's **Commentationes de lepra. Leyd. 1778).** Im J. 1711 wurde er zum Prediger an der teutschen Gemeinde in Leyden ernannt, eine Stelle, die er bis 1717 bekleidete, wo er als Professor der Theologie nach Frankfurt an der Oder berufen wurde. Hier starb er im J. 1724 den 12. April, den Ruhm eines großen Orientalisten mit den Buxtorfs und Coccejus theilend. Man hat von ihm noch 2) **Introductio in accentuationem Hebraeorum metricam (Leyd. 1714. 4).** 3) **De accentuatione Hebraeorum prosaica (Leyd. 1715. 4).** In diesen beiden Abhandlungen behauptet der Verfasser, daß die Accentuationszeichen ebenso alt seien, als die heilige Schrift selbst. 4) **De auctore decalogi dissertationes duae (Frankf. 1717, 1718. 4).** 5) **De nominibus decalogi (1717. 4).** 6) **De decalogo soli Israeli dato dissertt. tres (1719. 4).** 7) **De natura decalogi diss. duae (1733. 4).** 8) **De denario regni caelorum seu parabol. Matth. XX, 1—16. dissertt. duae (1720 et 1723. 4).** (*H.*)

ÓVAETTIR (nordische Mythologie), Einzahl **Óvaettur** (Unwesen), vom sinnberaubenden **ó**, und **vaettur, vettr,** welches bedeutet 1) Wesen, 2) Geist, Schutzgeist, Macht, 3) schützende Walkyrie, Schützerin, 4) weissagende Zauberin, Hexe. Da es nämlich sowol eine wohlthätige Zauberei gab, welche die Schutzgeister und Walkyrien die Schützerin der Helden übten, als auch eine unheilvolle Zauberei, welche feindliche Zauberwesen trieben, so bedeutete **vaettur** sowol schützende Zaubermacht, als auch verderbliches Zauberwesen. So z. B. wird in der **Helga-Quida Haddingia-Skata** (Str. 27) die Walkyrie Swawa, welche Helgi'n beschützt, **vaetur** genannt; Helgi fragt:

> **var sú ein vaettur,**
> **er barg authlings skipom?**
> War die vaettur (das Wesen) allein,
> Das des Edelings Schiffe barg [1])?

vaettur ist eigentlich männlichen Geschlechts. Hier aber, da von einer Walkyrie geredet wird, wird nicht **sá** (der) **vaettur,** sondern **sú** (die) **vaettur** gebraucht, wiewol die Nordmannen lieben, auch Ausdrücke in männlicher Form für ausgezeichnete Frauenzimmer zu brauchen [2]). Brynhildur war auch Walkyrie, ward aber von Gudrun befeindet, deshalb nennt sie **arm vaettur,** unglückliches Wesen, verwünschtes Wesen, fluchenswerthe Hexe. Sie sagt in der Gudrunar-Quida I. Str. 21: Oft war in der Umzäunung (Feste) größere Fröhlichkeit, da, als mein Sigurd Grani'n sattelte, und sie zu erbitten (werben) zogen Brynhillden, die arme **Vaettur** [3]) (d. h. die unglückselige oder verfluchte Hexe) zu übler Vorbedeutung (**illo heilli**) Str. 22: Da sang das Brynhildur, Buthli's Tochter: Ermangelnd sei die **Vaettur** (die Hexe) des Mannes und der Kinder, die dich, Gudrun, um Weinen bat, und dir am Morgen Vergleichsgespräche (**mál rú-**

---

1) S. den Zusammenhang des Liedes bei F. Wachter, Forum der Kritik. 1. Bd. 2. Abth. S. 102, 103, und welche Wohlthaten die Walkyrien weiter den Menschen erwiesen. 2) S. z. B. F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 1. Bd. S. 62. Not. 12. 3) **Armrar vaettar** ist Genitiv, regiert von **bithia**; hier kann **vaettar** auch von der Form **vaett** (f.) sein, welches auch **genius, daemon** bedeutet.

nar) gab. Da sang das Gulrönd, Giuki's Tochter, schweig, du volkleidige, mit diesen Worten, Urdr der Edelinge bist du immer gewesen. Urdr bedeutet Gewordene, d. h. gewordenes Schicksal, und ist die Benennung einer Hauptnorne. Brynhilldur wird also hier sowol Urdr als Vaettur genannt. Beides wird in feindlicher Beziehung gebraucht, da man ihr Schuld gab, daß sie sieben Könige ins Verderben gestürzt. Wird vaettur ohne Beiwort in übler Bedeutung gebraucht, so muß diese aus dem Zusammenhang erhellen. Beliebt ist die Benennung vita vaettur, d. h. der Verbrechen-, der Strafen-Wesen, d. h. das strafbare, schuldbeladene Wesen, für Hexe, wie z. B. Thiodolf von Hwin die Seidkona (das Zauberweib), Huldur oder Grimhild nennt[4]. Für **Ovaettir** (Unwesen, feindliche Zauberwesen) war die andere Benennung **Mein-Vaettir** (Schadenwesen, schadenstiftender Geist). **Mein-Vaettir** wurden sowol die Unheil stiftenden Zaubergeister, als auch die Schaden stiftenden Hexen genannt, und ganz natürlich, da man die Zauberweiber für Wesen, welche Zaubergeistern entsprossen, hielt. So nennt Thiodolf von Hwin das Zauberweib Grimhild oder Huldur, **trölkumd**, die Tröllentsprossene, d. h. aus dem Geschlechte der Zaubergeister, der durch Zauberei mächtigen Wesen[5]. So wird die Zauberin Geirhild im Liede in der **Islands Landnámabók**. 3. Th. Cap. XIV[6]) **Tröll**, Zaubergeist, durch Zauberei mächtiger Riese genannt. Wie die Zauberweiber zu den **Ovaettir** oder **Mein-Vaettir** gerechnet wurden, wollen wir durch die Sage von der Geirhild veranschaulichen. Steinraudur hinn Rami (der Starke), that machen Menschen Besserung (bót), dem, dem andere Schaden-Wesen (meinvaettir) thaten Schaden (mein). Geirhilldur hieß ein vielkönniges (zauberkundiges) und schadsames Weib (**fiöllkunnug kona oc meinsöm**). Das sahen überkatzige[7]) (d. h. Geister sehende) Menschen, (**ófreskir menn**), daß Steinraudur kam zu ihr unversehens[8]), als sie sich wandelte in die Gestalt einer wasservollen Rindshaut (Wasserschlauch aus Rindshaut). Steinraudur war Eisenschmied. Er hatte einen großen Eisenstab in der Hand. Darüber, wie sie sich trafen, ist ein Gesang gemacht, welcher auf uns gekommen ist. In ihm wird besungen, wie der Steinraud auf Geirhild schlägt. In ihm kommt die Zeile vor:

ero solin rif trölli,
Geschwollen sind die Rippen dem Tröll.

Tröll bedeutet Riese, schädlicher Geist, Hexe. Die Hexen wurden zu den **Ovaettir** gezählt. Zu den **Ovaettir** gehörten die **Jötnar** (Riesen, d. h. zaubermächtige Wesen), die **Thussar** (Riesen), die **Gigor**, **Gifor** (Riesinnen), die **Tröllkönar** (Riesenweiber, zaubermächtige weibliche Wesen). Den Gegensatz zu den **Ovaettir** machen in allgemeiner Benennung die **Biargvaettir** (Bergwesen, bergende Geister, Schutzgeister) und **hollar Vaettir** (holde Wesen, holde Mächte, holde Geister). So heißt es im **Oddrúnar Grátr Str. 7**: So helfen dir die **hollar vaettir** (holden Mächte) Frigg und Freya und mehre Götter. Zu den **hollar vaettir** gehörten außer den Göttern auch die **Landvaettir** (Landesschutzgeister), die **Liosálfar** (Lichtelfen) u. s. w. Bei Einführung des Christenthums wurden auch die heidnischen **hollar vaettir** zu **Ovaettir** umgewandelt, und man zog gegen alle als böse Geister zu Felde. So heißt es in der **Saga Olafs konúngs Tryggvasonar c. 213**: König Olaf und der Bischof fuhren mit allem ihrem besten Kriegsvolke durch alle nahe gelegenen bewohnten Orte mit Kreuzen und Heiligthümern, und sprengten geweihtes Wasser auf Felsen und Klippen, Thäler und Hügel, und reinigten mit heiligen Gebeten und Gottes Beistande alles dort, wo sie zogen, von bösen Mächten (**illum vaettum**) und unreinen Geistern (**úhreinum öndum**) und befreiten so alles Volk von der Unfreunde Knechtschaft und Unterdrückung[9]).

(Ferdinand Wachter.)

4) S. F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 1. Bd. S. 42 u. 87. 5) S. daselbst S. 42. Not. 13. 6) S. 237, 238 der kopenhagener Ausgabe von 1774. 7) übersetzt John Finnson ofreskir menn durch viri genios obserandi facultate praediti, und sagt im Index Vocum Poeticarum et quarundam aliarum, quae rariores visae p. 497: *Ofreskir menn* homines genios et spectra, ubicunque haec oberrant, videntes, 237, 317, quo ultimo loco nominatur *ufresk kona*, mulier ejusmodi lynceo visu gaudens. Convenit certe in ore et imaginatione vulgi non infrequens; *ofreskia*, apparitio terribilis, monstrum. Biörn Haldorson (Lexicon Islandico-Latino-Danicum p. 127) sagt dagegen: *ófreskr*, genios et spectra non videns ɔ: vulgari et naturali tantum visu gaudens sive felinos oculos non habentes viri, *ófreskir menn* vocantur, som ikke ser Aander og Spögelser ɔ: som blot ser med sit naturlige Syn ikke har Katteöjne (d. h. die nicht sehen Geister oder Gespenster, ɔ: die blos sehen mit ihrem natürlichen Gesichte, nicht Katzenaugen haben). *Thad sáu feskir menn oc ófreskir*, id videbant omnes, non tantum felino, sed etiam simplici humano visu praediti; nun kommt Dänisch, welches wir übersetzen: Das sahen alle, sowol die, die blos hatten natürliches Gesicht, wie gleichfalls die, die konnten sehen Geister (hatten Katzenaugen), und nun wird auf fres und freskr verwiesen, welches erstere 1) Kater, 2) Bär, und welches letztere 1) grauäugig, 2) der im Finstern wie eine Katze sieht, 3) der deshalb in der Nacht Gespenster sieht, bedeutet. Buchstäblich bedeutet freskr katerig, katzig. Aus dem Zusammenhange in Islands Landnámabók geht aber hervor, daß die Männer, die ofreskir menn genannt werden, die Ovaettir sehen konnten. Das o in diesem ofreskir ist also entweder ó (ú), welches aber hier, wie auch á, den Sinn nicht raubt, sondern verstärkt, oder es ist eigentlich of-freskir (überkatzige) zu schreiben, bedeutet hingegen ófreskir unkatzige, nicht überkatzige, so ist das ó in seiner gewöhnlichen sinnberaubenden Bedeutung zu nehmen. Doch heißt es in der Islands Landnamabok (4. Thl. Cap. 12): Das sahen úfreskir menn, daß alle Landvaettir (Landesschutzgeister) folgten Hafur-Biörn, da, als er fuhr zur Gerichtsversammlung. Für úfreskir menn ist die andere Lesart ófresk kona (Geister sehende Frau). Hier hat also das ú, welches mit ó gleich ist, offenbar nicht die gewöhnliche Sinn raubende, sondern Sinn vermehrende Kraft, und es läßt sich nicht durch unkatzige übertragen, sondern muß durch überkatzige gegeben werden. Biörn Haldorson dagegen hat in ófreskir das ó in seiner gewöhnlichen Sinn beraubenden Bedeutung genommen.

8) Ovarri, der unvorsichtigen, nicht voraussehenden, nach anderer Lesart óvígri, der unkampfbaren, unbewaffneten. 9) Form. Sögur. T. II. p. 188, 189. über die Ovaettir s. außerdem Húngurvaka, kopenhagener Ausg. S. 32. *Finni Johannaei* Hist. Eccl. Isl. I. p. 89. Thiele, Danske Folkesagen III, 98. Noch zu Sorterup's Zeit kommen im Dänischen Meinvaetter oder Meenvaetter vor. Finn-Magnusen zur groß. Ausg. der Edda Säm. 2. Thl. S. 43. 3. Thl. S. 838. Finnson zu der Isl. Landnamabok S. 495.

OVALE, ist eine geschlossene krummlinichte Figur, deren zwei Hauptdurchmesser ungleich sind, und die daher eine länglichte Gestaltung hat. So ist z. B. eine Ellipse eine Ovale, aber nicht umgekehrt jede Ovale eine Ellipse. Die Ovalen, die man zu Einfassungen, als Gewölbebogen bei gedrückten Gewölben rc., zu gebrauchen pflegt, sind nicht eigentliche geometrische Linien, in welchen alle Punkte nach einem und demselben Gesetze bestimmt, oder, was dasselbe ist, in welchen die Coordinaten aller Punkte durch dieselbe Gleichung von einander abhängig sind; sie werden nämlich aus zwei Kreisbogen auf folgende Weise zusammengesetzt. Man nehme ein beliebiges gleichschenkliges Dreieck, verlängere die Grundlinie desselben nach beiden Seiten hin um eine beliebige Länge, nehme jede derselben als Halbmesser und die Endpunkte der nicht verlängerten Grundlinie als Mittelpunkte von Kreisen, die man zeichne. Darauf verlängere man die Schenkel des gegebenen Dreiecks, bis sie jene Kreise treffen, den Scheitel als Mittelpunkt und den ganzen verlängerten Schenkel als Halbmesser, und schlage einen neuen Kreisbogen, welcher mit den vorigen Kreisen in den Punkten, wo die verlängerten Schenkel des Dreiecks sie treffen, dieselbe geradlinichte Tangente haben wird, so bildet der von der verlängerten Grundlinie begrenzte Abschnitt der zusammengefügten Bogen jener Kreise die eine Hälfte der Ovale, der dann eine congruente Hälfte auf der andern Seite der Grundlinie auf gleiche Weise gezeichnet wird. — Durch Versuche wird man leicht das für einen gegebenen Fall schicklichste Verhältniß der Halbmesser jener Kreise finden, von welchen die Form der Ovale abhängt.

Noch ist hier zwei besonderer Gattungen von Ovalen zu erwähnen, die mehr ihrer Erfinder als des Nutzens wegen, den sie in der Astronomie oder der Optik haben, bekannt geworden sind. Die ersten sind die sogenannten Ovalen des Cassini, die andern die Ovalen des Descartes. Dominicus Cassini nämlich, welcher Kepler's Hypothese von der Bewegung der Planeten in einer Ellipse um die in dem einen Brennpunkte derselben feststehende Sonne nicht recht aufgefaßt hatte, glaubte, daß die Ellipse alle Erscheinungen der Bewegung der Planeten nicht völlig darstelle und erdachte zu dem Ende eine Linie, deren Grundeigenschaft die sein sollte, daß das Rechteck von zwei Linien, die aus zwei gegebenen Punkten an einen Punkt der krummen Linie gezogen werden, unveränderlich wäre, statt daß in der Ellipse die Summe jener beiden Linien immer dieselbe Größe behält. Aber diese krumme Linie kann die verschiedensten Gestalten haben; entweder eine längliche nach Art einer Ellipse, oder eine längliche, mit einer gegen die Axen convexen Einbiegung ober- und unterhalb des Mittelpunktes, oder sie kann eine der Ziffer 8 ähnliche Form haben, oder aus zwei abgesonderten Ovalen bestehen, die sich sogar in zwei einzelne Punkte zusammenziehen können rc. Aus diesem Umstande allein würde schon folgen, daß sie durch eine gleichförmig und regelmäßig wirkende Kraft nicht beschrieben werden kann. Sie ist auch von den Astronomen nicht beachtet worden. S. Élem. d'Astronomie par *Cassini*. p. 149. *Montucla*, Histoire des Mathem. p. 563. nouv. ed., wo mit Recht bemerkt ist, wie ungriechisch die Linie von einigen „Cassinoide" genannt worden ist, was eine dem Cassini ähnliche Linie bedeuten würde. — Von den Ovalen des Descartes ist schon im Art. **Descartes** erinnert, daß es eine Gattung krummer, in sich selbst zurücklaufender Linien seien, welche die Eigenschaft haben, die daran aus einem Punkte, aus einem gegebenen Punkte gezogenen geraden Linien nach dem Gesetze der Lichtstrahlen so zu brechen, daß sie nach der Brechung in einem und demselben Punkte sich vereinigen. Descartes wollte sie zu Linsengläsern ohne Zerstreuung der Strahlen gebrauchen. Allein es ist weder möglich, die Farbenzerstreuung durch irgend eine Art der Krümmung zu heben, noch den Gläsern beim Schleifen die gehörige Krümmung zu geben. — Vergl. über denselben noch Huyghen's Schrift: De lumine. c. VI. Wie diese Ovalen durch eine stetige Bewegung zu beschreiben sind, zeigt d'Arcy in den Mém. de l'Acad. des Sciences. 1758. (*Scherk.*)

OVALIA *Latreille* (Crustacea). Ein Abtheilung der Laemodipoda, diejenigen Crustaceen umfassend, bei welchen der Körper eiförmig ist und Quereinschnitte hat, der Stamm der Fühler scheint bei ihnen ungegliedert zu sein; die Füße sind kurz, oder doch nicht sehr lang, die des zweiten und dritten Segments sind unvollkommen und endigen in ein langes, cylindrisches, klauenloses Glied; sie haben an ihrer Basis einen länglichen, blasigen Körper. Es gehört hierher die einzige Gattung Cyamus. (D. *Thon.*)

OVANDO (Nicolas), Commandeur des Alcantara-Ordens, wurde im J. 1501 zum Gouverneur der Insel Hispaniola ernannt, um der Nachfolger von Bovadilla zu werden, dessen unkluges Betragen dieser Colonie einen schnellen Untergang drohte. Er reiste am 13. Febr. 1502 ab und kam am 15. April im Hafen von St. Domingo an. Seine Expedition war sehr gut ausgerüstet; er hatte 32 Schiffe und auf diesen 2500 Colonisten. Er leitete eine Untersuchung gegen Bovadilla und seine Genossen ein, und ließ sie nach Spanien transportiren, jedoch kamen sie bei einem Orkan auf der Rückreise um. Seine ersten Anordnungen waren darauf berechnet, das Schicksal der Indier zu verbessern, indem er diese für freie Unterthanen Spaniens erklärte und Ordnung und Ruhe kehrten zurück. Gegen Columbus hegte er einen bittern Haß, und als dieser auf seiner vierten Reise auf Hispaniola landen wollte, um seine Schiffe auszubessern, wurde er zurückgewiesen. Dieser begab sich nach Jamaica, wo er fast ein Jahr in einem sehr elenden Zustande blieb und von einigen Abgeordneten Ovando's genau beobachtet wurde. Als Columbus hierauf nach St. Domingo kam, wurde er mit vielen Ehrenbezeugungen aufgenommen; zugleich aber gab Ovando einen Beweis seines Abscheues gegen Columbus, indem er die Urheber der Meutereien gegen Columbus in Freiheit setzte, und alle diejenigen mit einer strengen Untersuchung bedrohte, welche ihre Pflicht gethan hatten*). So gut das Benehmen

*) Mehres über das abscheuliche und niederträchtige Benehmen von Ovando s. bei *Robertson*, Hist. of America, Book II. p. 87 (frankfurter Ausgabe).

Ovando's gegen die Bewohner der Insel anfänglich auch gewesen war, änderte sich dieses doch bald. Er hörte, daß Anacoana, Fürstin des Gebietes Xaragua (in der Nähe von Léogane), Unruhen beginnen wollte. Diese Fürstin, welche stets ihre guten Gesinnungen gegen die Spanier an den Tag gelegt hatte, war von diesen immer mit Undank behandelt worden. An der Spitze von 300 Mann zu Fuß und 60 Reitern begab sich Ovando zu der Fürstin, indem er ihr sagen ließ, er wolle selbst den Tribut in Empfang nehmen. Die Fürstin, hocherfreut über diese Ehre, zog den Spaniern an der Spitze aller ihrer Vasallen entgegen, und mehre Tage hinter einander folgten Feste. Ovando zeigte ihr an, er wolle ebenfalls ein Fest geben und foderte sie auf, ihren ganzen Hof dazu einzuladen. Auf ein gegebenes Zeichen fielen die Spanier über die Indianer her, die Caziken wurden an die Pfosten des Saales gebunden und dieser angezündet. Anacoana wurde nach St. Domingo geführt und zum Galgen verurtheilt. Spanische Geschichtschreiber behaupten, alle diese Unglücklichen hätten ihre Verschwörung gestanden; indessen Herrera behauptet, daß diese Aussagen nur von Elenden ausgegangen wären, welche sich ehemals gegen Columbus empört hatten, in das Gebiet der Fürstin Anacoana geflüchtet waren und ihr die gute Aufnahme auf diese Art vergalten. Nach dieser Execution, bei welcher eine große Zahl von Indianern blieb, schickte Ovando Truppen gegen diejenigen, welche in die Gebirge oder auf die benachbarten Inseln geflohen waren; die Häupter wurden getödtet. Nach sechs Monaten gehorchten alle Insulaner den Spaniern. Im J. 1507 betrug die Zahl der Indianer auf Hispaniola nur noch 60,000, und da diese nicht hinreichend war, um die von ihnen gefoderten Dienste zu leisten, ließ Ovando die Bewohner der Lucayen herüber transportiren und in wenigen Jahren war dieser Archipel menschenleer. So grausam er gegen die Indianer auch war, ebenso gerecht war er gegen die Spanier, und der Wohlstand der Colonie hob sich unter ihm sehr bedeutend. Neue Städte wurden gegründet und er machte besonders auf die Wichtigkeit des Zuckerrohres aufmerksam, welches von nun an häufiger gebaut wurde. Indessen konnte ihm die Königin Isabella das Blutbad von Xaragua nicht vergeben; sie hatte den König Ferdinand beredet, ihn zurückzurufen und Diego Columbus als Gouverneur nach der Insel zu schicken. Lange Zeit weigerte sich der König, das Gesuch von Diego zu erfüllen, da verklagte ihn dieser beim indischen Gerichtshofe und erhielt Recht. Ovando wurde zurückgerufen, indessen vom Könige gut aufgenommen und endigte seine Tage in einer ehrenvollen Zurückgezogenheit. (Nach Eyriès in der Biogr. univ.)

(*L. F. Kämtz.*)

Ovár, s. Altenburg.

ÓVÁRI, ein am linken Ufer des Szamosflusses an der von Csenger nach Szathmár führenden Landstraße, in flacher Gegend, im kraßnakózer Bezirke der szathmárer Gespanschaft, im Kreise jenseit der Theiß Oberungerns liegendes, an die Dörfer Vités und Csenger-Ujfalu angrenzendes großes Dorf, mit einer griechisch-katholischen und einer reformirten Pfarre, einer griechisch-katholischen Kirche, einem reformirten Bethause, 113 Häusern und 732 magyarischen Einwohnern, unter welchen sich 262 Katholiken, 458 Reformirte und 12 Juden befinden. Das Dorf befindet sich gegenüber von Dara. (*G. F. Schreiner.*)

OVARII *Woodward* sind fossile Cidariten.

(*H. G. Bronn.*)

OVARIUM, Eierstock. Mit diesem Namen bezeichnet man nach einer vom Pflanzenreiche hergenommenen Analogie zwei im weiblichen Körper zu beiden Seiten des Fruchthälters liegende, zur Fortpflanzung bestimmte Organe. Sie haben im Embryo und in kleinen Kindern eine sehr längliche, fast prismatische Gestalt, sodaß auch ihre Breite und Dicke bei weitem von der Länge übertroffen wird. Dieselbe Gestalt, obwol in geringerm Verhältnisse, zeigen die Eierstöcke auch im erwachsenen weiblichen Körper, in welchem sie ein plattgedrücktes Oval von ungefähr sechs bis acht Linien Länge, drei Linien Breite und zwei Linien Dicke darstellen und anderthalb bis zwei Quentchen wiegen. An jedem Eierstocke unterscheidet man zwei Flächen, zwei Ränder und zwei stumpfe Enden, von deren einem bis zum andern der längste Durchmesser des Eierstockes reicht. Von den genannten beiden Flächen liegt die eine mehr nach Vorn, die andere mehr nach Hinten, und an den Rändern des Eierstockes ragt der eine nach Hinten und Oben hervor und ist frei, der andere (basis) liegt nach Vorn und Unten; er ist mit dem breiten Mutterbande verbunden. Das eine Ende des Eierstockes ist einwärts dem Fruchthälter zugewandt, von welchem es das **Ligamentum ovarii** erhält, das andere ist nach Außen gerichtet und grenzt an die Franzen der Trompete. Eine Fortsetzung der hintern Platte des breiten Mutterbandes überzieht vom Rande des an diesem Bande liegenden Eierstockes beide Flächen desselben vollständig als äußere Haut des Eierstocks. Die Substanz desselben besteht aus einem sehr dichten und festen, dabei aber doch zähen, von zahlreichen feinen Gefäßen durchzogenen Zellgewebe, welches nur bei alten Frauen minder gefäßreich und härter erscheint. In demselben befinden sich bald in geringerer, bald in größerer Anzahl häutige Bläschen (**ovula Graefiana** genannt, obwol sie schon dem Vesal u. a. bekannt waren) von verschiedener Größe, die eine klare lymphatische, in siedendem Wasser wie Eiweiß gerinnende Feuchtigkeit enthalten. Jedes dieser Bläschen — ihre, nicht beständige, Zahl beläuft sich im jungfräulichen Körper etwa auf 12 bis 15 — ragt, bald mehr, bald weniger, aus dem Zellgewebe hervor und ist von der äußern Haut des Eierstockes umgeben, die Haut aber, durch welche die Bläschen selbst gebildet werden, ist dünn uud mit sehr feinen Gefäßen versehen. Auch diese Bläschen verlieren allmälig im Alter ihre Feuchtigkeit, werden hart und schrumpfen zusammen. Die den Eierstock mit Blut versorgende Schlagader ist die **Art. spermatica interna**, die, wie beim Manne, aus der **Aorta** oder der **Art. renalis** entspringt und hinter dem Bauchfelle abwärts steigend zum vordern Rande des Eierstocks gelangt, in welchen sie sich größtentheils verästelt. Die **Vena spermatica interna** bildet durch viele Äste, die über dem

Eierstocke zusammentreten, ein Blutadernetz (**plexus pampiniformis**), welches jene Schlagader umfaßt, und endigt, nachdem sie einfach aufwärts gestiegen, in die **Vena cava** oder **venalis**. Die Nerven des Eierstockes bilden den **Plexus spermaticus**, der seinen Ursprung aus dem **Plexus renalis** oder **Mesentericus superior** nimmt und dessen Fäden sich vorzüglich im Eierstocke verbreiten. Die einsaugenden Gefäße des Eierstockes endlich begleiten die genannte Vene und gehen in den **Plexus renalis** oder **lumbalis** über. In fast allen diesen Beziehungen verhalten sich indessen die Eierstöcke keineswegs, auch im gesunden Zustande, immer auf gleiche Weise. Es sind Fälle vorgekommen, in welchen die Eierstöcke gänzlich mangelten, in andern, in welchen nur der Eierstock einer Seite vorhanden war, noch andere, in welchen beide ungleich groß waren. Aber diese eben genannten und ähnliche Abweichungen stehen an Wichtigkeit jenen bei weitem nach, welche die Eierstöcke in den verschiedenen Lebensaltern und nach Maßgabe des Verhältnisses der Geschlechtsverrichtungen erleiden. Sie liegen nämlich im ungebornen Kinde und in dem ersten Lebensjahre in Gestalt kleiner, röthlicher, platter, sehr schmaler, beinahe wurmförmiger Körperchen auf dem Psoasmuskel, ihr eigenthümliches Leben erwacht erst beim Eintritte der Mannbarkeit, alsdann erreichen sie aber auch in sehr kurzer Zeit den ihnen bestimmten Grad der Entwickelung. Sie liegen jetzt auf den Seitentheilen des Beckens, ihre Gestalt wird eiförmig, ihre Farbe weiß, ihre Oberfläche ungleicher als früher, auch hervortretende Bläschen zeigen sich, und sie bieten vorzüglich bei Annäherung der Katamenien alle Zeichen einer fast bis zur Phlogose gesteigerten Lebensthätigkeit dar, indem sie um diese Zeit dicker, umfangs- und gefäßreicher erscheinen. Noch höher steigt diese Lebensthätigkeit zur Zeit der Schwangerschaft, ihr Umfang verdoppelt sich alsdann bisweilen, ihre Bläschen treten stärker hervor und werden dicker, so wie ihr ganzes Gewebe ungleich blutreicher wird. Wenige Tage nach der Empfängniß — wie vielfache an Thieren angestellte Beobachtungen gezeigt haben — bildet sich überdies auf dem Eierstocke, der zur Befruchtung gedient hat, ein Körper von röthlich gelber Farbe (**Corpus luteum**), der als Überrest eines geborstenen und entlarvten Bläschens erscheint und erst mehre Monate nach der Empfängniß — nachdem die gelbe Farbe verschwunden ist — allmälig an Umfang verliert und späterhin nur eine kleine Narbe zurückläßt. Er scheint nach den vorhandenen besten Beobachtungen nothwendige und beständige Folge der Befruchtung zu sein; was aber die Behauptung Haller's betrifft, daß der gelbe Fleck niemals bei Ungeschwängerten angetroffen werde, so stehen ihr nicht blos die Erfahrungen Buffon's, Blumenbach's und mehrer italienischen Zergliederer entgegen, nach welchen auch bei Frauen, welche, ohne geschwängert zu werden, den Beischlaf genießen und selbst bei Jungfrauen von sehr regem Geschlechtstriebe, zumal nach onanitischen oder lesbischen Ausschweifungen, der gelbe Körper sich bilden kann, sondern es wird diese letztere Ansicht — obwol sie noch keineswegs die allgemeine geworden ist, auch durch manche andere analoge Erscheinungen, wie namentlich die falschen Molen, zu einer nur um so wahrscheinlichern. Der Veränderungen, welche die Eierstöcke nach dem Austritte des Weibes aus den geschlechtsreifen Jahren erlangen, ist schon oben mit einigen Worten gedacht worden. Die Ovarien werden in dieser Lebensperiode bisweilen fast knorpelartig, tiefe Narben durchfurchen ihre Oberfläche und sie verlieren so bedeutend an Umfange und Gewichte, daß sie bisweilen kaum den dritten Theil des frühern Umfanges behalten und bei alten Frauen, nach Lavret, kaum ein halbes Quentchen wiegen.

Die Alten nannten die Ovarien die weiblichen Hoden (**Testes muliebres**), weil sie glaubten, daß die erstgenannten Organe, wie die letztern, beim Zeugungsact eine befruchtende Flüssigkeit ergießen (Galen), und auch die Neuern haben oft genug die Eierstöcke des Weibes den Hoden des Mannes gleichgestellt (v. Walther). Aber das Irrige der erstern Meinung ist längst erwiesen und die offenbar zwischen beiden genannten Organen stattfindende Analogie kann daher immer nur eben als solche anerkannt werden. In jedem Falle unterliegt es keinem Zweifel, daß von Seiten des Weibes beim Zeugungsact das Vorhandensein wenigstens eines gesunden Eierstockes ebenso unerläßliche Bedingung der Zeugung selbst ist, als von Seiten des Mannes das Vorhandensein wenigstens eines in seinem Gewebe nicht zerstörten Hodens. Schon Galen und Aristoteles wußten, daß Thiere, denen man, um sie fett zu machen, die Eierstöcke genommen, unfruchtbar wurden, und daß ihr Fleisch in ähnlicher Art an Zartheit gewinnt, als das Fleisch männlicher frühzeitig castrirter Thiere und daß beim Mangel der Eierstöcke, sowie bei einer durchaus krankhaften Beschaffenheit derselben, keine Schwängerung des Weibes erfolgt, haben die Beobachtungen Swammerdam's, Morgagni's, Portal's u. A. hinlänglich nachgewiesen. Zwar ist von Einigen behauptet worden, daß öfter auch Frauen, deren Eierstöcke bedeutend desorganisirt waren, schwanger geworden sind; doch ist diese Thatsache, wenn sie auch nicht selten in Abrede gestellt werden könnte, kein unumstößlicher Beweis gegen die Nothwendigkeit der Eierstöcke zur Zeugung, und schon Morgagni hat in dieser Beziehung ganz richtig bemerkt, daß die Integrität eines Eierstockes oder auch nur eines oder mehrer Eier desselben zur Fruchtbarkeit des Weibes immer unerläßlich erscheint, wonach möglicherweise auch bei kranken Eierstöcken, so lange nur die eben genannte Bedingung noch vorhanden, noch ebenso wol Befruchtung stattfinden kann, als sie von Seiten jener Männer, der sogenannten **Thlasiae** oder **Thlisiae** der Alten, möglich ist, welche in der Kindheit durch Zerquetschung der Hoden — welche nicht vollständige Zerstörung mit sich führte — castrirt worden sind. Unbestreitbare Thatsachen lehren aber ferner auch, daß die Befruchtung im Eierstocke selbst vor sich geht und die zuweilen in Ovarien vorgefundenen Fragmente einer Frucht, die Eierstocksschwangerschaft, die vielfach beobachtete Erscheinung, daß bei schwangern Frauen, bei denen das Ovarium einen Riß erlitt, die Frucht in der Unterleibshöhle gefunden wurde, und Ähnliches lassen auch hieran keinen Zweifel übrig. Ebenso gibt es gegenwärtig endlich auch über die Art

und Weise, auf welche die Schwängerung durch die Eierstöcke vermittelt wird, unter den Ärzten beinahe nur eine Meinung. Es ist gewiß, daß dies nicht durch Absonderung einer fruchtbaren Flüssigkeit und durch Vermischung derselben mit dem Samen geschieht, und es ist — insbesondere nach den Ergebnissen der vergleichenden Anatomie — mindestens höchst wahrscheinlich, daß jedes Bläschen eines Eierstockes den Keim eines künftigen Menschen enthält, da bei jedem fruchtbaren Beischlafe wenigstens ein solches Bläschen berstet, der in ihm enthaltene Tropfen einer lymphatischen Feuchtigkeit ergossen wird und durch die Trompete in den Fruchthälter gelangt, um in demselben weiter entwickelt zu werden. Das gleichzeitige Bersten mehrer Bläschen bei einer Begattung ist ebenso höchstwahrscheinlich die Bedingung einer nachfolgenden mehrfachen Schwangerschaft, wie sie indessen bekanntlich beim Menschen und einigen Quadrupeden nur ausnahmsweise vorkommt. Nächst der oben erörterten wichtigsten Bestimmung der Ovarien üben aber diese Organe auch auf den ganzen thierischen Haushalt einen unverkennbaren Einfluß aus, der daher nicht unerwähnt bleiben kann. Wird durch eine Operation oder durch eine Krankheit die Lebensthätigkeit der Ovarien beschränkt oder ganz aufgehoben, so erlischt nicht blos die Zeugungsfähigkeit und der Geschlechtstrieb, sondern die Lebenskraft des gesammten Organismus erscheint geschwächt; wie die Geschlechtsorgane, so welkt das Muskelsystem, es sinkt die Thätigkeit der lymphatischen Gefäße, die Epiphysen der Knochen schwellen an, die Empfindlichkeit und Empfänglichkeit werden geringer. Oft ist auch Abmagerung die Folge jenes Verlustes eines für den weiblichen Körper so wichtigen Organs, der durch denselben mehr oder weniger vom Charakter der Weiblichkeit verliert. Es brechen auf dem Kinne und besonders auf der Oberlippe mehr oder weniger zahlreiche Haare hervor, die Stimme wird tiefer und das ganze Wesen des Weibes gewinnt in geistiger und körperlicher Hinsicht etwas so Mannhaftes, daß man bei solchen weiblichen Individuen selbst eine auffallende Zuneigung zu Personen ihres Geschlechtes beobachtet haben will, mithin in der That vorzugsweise vom Vorhandensein und von der Integrität der Ovarien der Charakter der Weiblichkeit im Organismus abhängt.

Die im Vorstehenden angedeutete große Bedeutung der Ovarien für den weiblichen Organismus läßt schon mit Wahrscheinlichkeit voraussetzen, daß die in Rede stehenden Organe auch häufigen und großen Krankheiten ausgesetzt sind; die Erfahrung bestätigt dies. Eine oder die andere dieser Krankheiten entwickelt sich bei einzelnen Individuen zur Zeit der eintretenden Mannbarkeit, weit häufiger aber treten diese Krankheiten in Folge von Wochenbetten ein, und kein Zeitpunkt des Lebens ist geeigneter für den Ausbruch derselben, als jener, den das Aufhören der Geschlechtsreife bei dem Weibe so scharf bezeichnet, und wird im Allgemeinen die Anlage zu diesen Krankheiten ungemein durch die Ausübung der Geschlechtsverrichtungen erhöht. Indessen sind nicht alle Krankheiten der Eierstöcke während des Lebens der Kranken erkennbar, sondern es haben viele für den praktischen Arzt nur insofern Interesse, als sie auf einen vorangegangenen Krankheitsproceß hinweisen, der vielleicht ein Gegenstand der Kunst hätte werden können. Zu den im Leben — und doch zum Theil oft erst bei einem höhern Grade der Entwickelung — erkennbaren Krankheiten der Eierstöcke zählen wir die Entzündung, Vereiterung, Verhärtung, und Wassersucht derselben. — Die Entzündung der Ovarien, die häufig mit Entzündungen benachbarter Theile, der Trompeten, der breiten Mutterbänder und am häufigsten des Fruchthälters verbunden ist, gehört zu den bei jungen, zumal vollblütigen Frauen, gewöhnlich innerhalb des ersten Monates nach einer Entbindung häufig vorkommenden Krankheiten, und das Vorhandensein derselben wird an heftigen, fixen, stechenden Schmerzen in einer oder der andern Seite der untern Bauchgegend, oder auch in beiden, je nachdem nur ein Ovarium oder beide entzündet sind, ferner an der meist vorhandenen schmerzhaften Anschwellung der Weichengegend der leidenden Seite, endlich an den allgemeinen Zufällen der Entzündung erkannt, zu welchen, wenn die Krankheit mit Entzündung des Fruchthälters verbunden ist, auch die Symptome der Metritis sich gesellen. Sehr bald pflegt aber diese Affection den ganzen Unterleib in Mitleidenschaft zu ziehen, er wird daher beim Drucke sehr schmerzhaft, und es ist dies in den Gesichtszügen der Kranken lebhaft ausgedrückt; oft werden auch die Lendengegend und die Oberschenkel von ähnlichen Schmerzen ergriffen. Der Verlauf dieser Krankheit kommt mit jenem der Metritis ziemlich überein. Bei großer Heftigkeit der Entzündung kann schon gegen den vierten, fünften Tag der Krankheit der Tod erfolgen, während die Zertheilung in der Regel zwischen den achten bis eilften Tag fällt. Ebenso hat diese Entzündung auch ihre Ursachen mit der Metritis gemein, unbefriedigter Geschlechtstrieb, zumal bei sehr vollblütigen Subjecten von arterieller Constitution, Unterdrückung der Katamenien oder Lochien, Milchmetastasen, zurückgetretener Rheumatismus oder Arthritis, Erkältungen, Misbrauch drastischer als Purgir- oder Abortivmittel angewandter Arzneien u. dgl. Um diese Entzündung baldmöglichst zu zertheilen, muß die antiphlogistische Methode um so energischer in Anwendung gebracht werden, je deutlicher in der ganzen Krankheit der Charakter der Synoche ausgeprägt ist; daher sind vor Allem Aderlässe und die Application von Blutegeln in die Weichengegend angezeigt. Aber auch erweichende Fomentationen und Kataplasmen, sowie ölichte Einreibungen, bald auf die Weichengegend allein, bald auf den ganzen Unterleib zu applicirende, nebst erweichenden Klystieren leisten wesentliche Dienste und dürfen daher nicht versäumt werden; ebenso versteht es sich von selbst, daß nach Maßgabe der jedesmaligen besondern Ursachen auch noch andere Heilmethoden angezeigt sein können, wie es am häufigsten mit der antagonistischen der Fall ist. Läßt nach einem strengen antiphlogistischen Verfahren der entzündliche Schmerz nicht bald und vollständig nach, so sind kleine Dosen versüßten Quecksilbers, Einreibungen der grauen Quecksilbersalbe in die schmerzhafte Stelle, und lauwarme Bäder mit Seife und Kleie die besten Mittel einer vollkommenen Zertheilung. Nur selten geht die Entzündung

der Ovarien in **Eiterung** über, wo es indessen geschieht, erkennt man diesen Übergang daran, daß die Schmerzen und vornehmlich die Geschwulst sehr auffallend zunehmen, die Bewegung des Schenkels der leidenden Seite gehindert ist, die Kranke über öftern Wechsel der Temperatur klagt, der Urin trübe wird und einen häufigen Bodensatz absetzt, mit welchen Erscheinungen sich alle Zeichen eines lentescirenden Fiebers verbinden, welches in der Mehrzahl der Fälle auch den Tod herbeiführt, der nur in der Voraussetzung ausbleiben kann, daß die Geschwulst nach Außen entweder von selbst sich öffnet, oder künstlich geöffnet werden kann. Zu diesem Zwecke sind zuvörderst erweichende Einreibungen, Kataplasmen und Klystiere in Gebrauch zu ziehen, mit welchen man gleichzeitig den Gebrauch kleiner Gaben Mohnsaft zur Linderung der meist sehr heftigen Schmerzen eintreten läßt. Man öffnet die Geschwulst, wenn sie nicht von selbst sich öffnet, und läßt die Kranke, damit die Geschwulst um so leichter und vollständiger entleert werde, eine Seitenlage beobachten, verhindert möglichst den Zutritt der Luft zu der geöffneten Geschwulst, und unterstützt durch leicht verdauliche und zugleich nahrhafte Speisen durch Salep, Gallerte von isländischem Moose, Chinarinde ꝛc. die Ernährung und die Kräfte, während gleichzeitig dem Fieber und den Colliquationszufällen am zweckmäßigsten die mineralischen Säuren entgegengesetzt werden. Bildet sich, wie es häufig geschieht, zum zweiten Male eine fluctuirende Geschwulst, so muß auch diese, wenn sie nicht selbst sich öffnet, künstlich geöffnet werden. Doch sind in diesem Falle die Kranken selten zu retten, weil sich gemeiniglich schon fistulöse Geschwüre im Unterleibe gebildet haben, welche theils an sich, theils durch Beinfraß der Beckenknochen den Tod durch Abzehrung zur unvermeidlichen Folge haben. — **Verhärtung** und **Wassersucht** der Ovarien sind sehr häufig. Die letztere als Folge der erstern mit einander verbunden, aber die Diagnose der erstern ist, so lange das Übel neu und vornehmlich der Skirrhus noch nicht sehr bedeutend ist, so schwierig, daß das Übel nicht selten erst nach dem Tode sich zu erkennen gibt. Die Leichenöffnungen liefern überhaupt nach diesen Krankheiten manche höchst merkwürdige und interessante Ergebnisse. Der kranke Eierstock ist in der Regel sehr aufgetrieben, sodaß er die nahe gelegenen Organe aus ihrer Lage verdrängt hat; sein Gewicht ist um Vieles größer als im normalen Zustande. Wenn aber gleichzeitig ein hydropischer Zustand des Ovariums vorhanden ist, so ist entweder dieses Organ in mehre Zellen oder auch in einen einzigen Sack ausgedehnt, welcher dann oft unglaublich große Mengen von Wasser enthält, oder es besteht der kranke Eierstock aus verschiedenen in sich abgeschlossenen Behältern, welche höchst wahrscheinlich ursprünglich nichts anderes, als erweiterte Bläschen des Eierstockes sind. Sowohl die Anzahl, als die Größe dieser Blasen ist verschieden und oft dient diesen Behältern eine eigene feste knorpelartige Haut, zuweilen mit eigenen Blutgefäßen versehen, zur Umgebung, sowie ihr Inneres bisweilen eine seröse, öfter noch eine dickliche lymphatische Feuchtigkeit enthält. Noch interessanter als diese pathologische Umwandlung, welcher übrigens der linke Eierstock öfter als der rechte unterliegt, ist die erwiesenermaßen zuweilen in hydropischen Ovarien vorgekommene Gegenwart von Haaren und Zähnen (J. F. **Meckel**, Teutsch. Archiv f. d. Physiologie. 1 Bd. 4. Heft S. 519 fg.), welche mit Wahrscheinlichkeit einer im Eierstocke abgestorbenen Frucht zugeschrieben werden. Die für den praktischen Arzt noch wichtigere Diagnose der Verhärtung und der Wassersucht der Eierstöcke unterliegt großen Schwierigkeiten, und kann meistens erst dann festgestellt werden, wenn das Übel schon einen hohen Grad erreicht hat. Um es nicht mit einer Schwangerschaft zu verwechseln, ist zuvörderst die unveränderte, oder doch nicht in gleicher Art, wie in der Schwangerschaft, veränderte Beschaffenheit der Vaginal-Portion des Fruchthälters zu berücksichtigen, wie denn auch bei jener Krankheit die Brüste sich nicht, wie die einer Schwangern, verhalten, sondern vielmehr immer schlaffer werden. Es wird ferner die Diagnose durch die mangelnde Bewegung der Frucht unterstützt und die Zuverlässigkeit dieses Merkmales auch nicht einmal durch die etwa stattfindende Fluctuation getrübt, insofern diese letztere von Kindesbewegungen sehr wohl unterschieden werden kann. Endlich ist bei jener Krankheit die Geschwulst des Unterleibes ungleicher, als in der Schwangerschaft, mehr auf eine oder die andere Seite beschränkt, und wächst auch langsamer als in der Schwangerschaft. Im ersten Zeitraume der Krankheit beschränkt sich überhaupt die Symptomatologie auf das Gefühl von Schwere und einen stumpfen, drückenden Schmerz in der leidenden Seite, auf einige Störungen der Functionen benachbarter Organe und auf gehinderte Bewegung und ödematöse Anschwellung des Fußes der leidenden Seite. Nur sehr langsam wächst die Geschwulst, die sich immer bei der Untersuchung als eine ungleiche, zuweilen als eine bewegliche und selbst fluctuirende fühlen, oft auch bei der Untersuchung durch das Scheidengewölbe wahrnehmen läßt. Das äußere Ansehen der Kranken erhält sich indessen dabei oft lange ziemlich gut, aber schon früh werden die Katamenien unregelmäßig, oder es tritt, nachdem sie ganz ausgeblieben sind, Blennorrhagie des Fruchthälters an ihre Stelle. Die Störungen der Functionen der Unterleibseingeweide nehmen späterhin immer mehr zu, die Kranken klagen auch viel über Athmungsbeschwerden und Beängstigung, zumal im Gehen, leiden oft an Abdominal-Krämpfen, Schmerzen im Kreuze ꝛc., bekommen ein blasses, leukophlegmatisches Ansehen, und oft gehen noch dem Tode die unverkennbaren Zufälle einer Brust- oder Bauchwassersucht voran. — Bedingt wird diese traurige Krankheit gewiß zunächst durch congestive und phlogistische Zustände der innern Geschlechtstheile; sie kann jedoch, aus dieser Quelle entspringend, auf zwiefache Weise ausgebildet werden; indem nämlich entweder in Folge vermehrter Exhalation die erwähnten Hydatiden entstehen, oder Skirrhositäten des Eierstockes die normale Resorption der exhalirten Feuchtigkeiten beschränken und aufheben. In beiden Fällen sind als Gelegenheitsursachen am häufigsten Erethismus, Congestionen und Entzündung der innern Geschlechtstheile, besonders der Eierstöcke selbst, wirksam, und Alles, was nach dem Obengesagten diese Zustände zu erregen vermag, kann daher auch zu den in

Rede stehenden Krankheiten Veranlassung geben. Übrigens kann ein Skirrhus des Ovariums sehr lange bestehen, ohne anderweitig als durch seine Schwere zu belästigen; oft hindert er nicht einmal die Empfängniß. So lange überhaupt der Skirrhus des Eierstockes noch als ein in sich abgeschlossenes organisches Leiden besteht, ist keine Gefahr vorhanden, oder vielmehr die vorhandene liegt nur eben darin, daß das Übel in diesem Zeitraume leicht und oft verkannt wird. Sobald dagegen bei wachsender Geschwulst hydropische Symptome sich einstellen, ist die Gefahr jedesmal sehr groß zu nennen, und fast jede Hoffnung der Rettung schwindet, wenn ein allgemeiner kachektischer, und namentlich wassersüchtiger Zustand, Fieberbewegungen mit Erstickungszufällen und Erbrechen, Intermissionen des Pulses ꝛc. sich einstellen. Rücksichtlich der Therapie müssen wir allerdings gestehen, daß in der großen Mehrzahl der Fälle Alles, was die Kunst gegen dieses Übel leistet, in einer palliativen Hilfe, in Milderung der dringendsten Zufälle besteht. Aber von dieser Geringfügigkeit unserer Leistungen ist der Grund nicht in der Natur der Krankheit an sich selbst, sondern darin zu suchen, daß diese Krankheiten der Eierstöcke fast immer erst dann zur ärztlichen Kenntniß gelangen, wenn sie bereits bis zu einem bedeutenden Grade entwickelt sind; wäre dies der Fall nicht, so würde die erste Heilanzeige darin bestehen, den obengenannten entzündlichen Zuständen entgegenzuwirken, von denen Verhärtung und Wassersucht der Ovarien abhängen. Die Application von Blutegeln und der innere wie der äußere Gebrauch der Mercurialmittel, würden dieser Anzeige am meisten entsprechen. Je weiter aber die Entwickelung der Skirrhosität bereits vorgeschritten ist, desto nothwendiger wird es, mit dem Mercur noch andere auflösende und selbst diuretische Mittel: die Seife, das Ammoniak, die Digitalis, den Schierling, die Belladonna, die Blausäure in ihren verschiedenen Formen, den Goldschwefel, Mineralkermes ꝛc. zu verbinden. Die mit Lebensgefahr verbundene Parakentese verschafft meistens nur eine sehr geringe Erleichterung der Kranken, und wenn in einem Falle Hunter (**Philosophical Transactions. V, 74**) durch 80malige Wiederholung derselben der Kranken das Leben noch 25 Jahre fristete, so darf nicht übersehen werden, daß die Kranke höchst wahrscheinlich zugleich an Unterleibswassersucht litt, und daß überdies der angeführte Fall ganz einzig dasteht. Das sicherste Rettungsmittel unter allen würde wol die wirklich mehre Male mit glücklichem Erfolge vollzogene Exstirpation des kranken Eierstockes darbieten; allein sie setzt nicht blos ebenfalls die — so seltene — frühzeitige Erkenntniß des Übels voraus, sondern ist auch ebenfalls mit Gefahr für das Leben der Kranken verbunden. Grund genug, weshalb sie von großen Wundärzten, z. B. Sabatier, gänzlich verworfen worden ist, und die obwaltenden Umstände ihre Anwendung überhaupt nur selten denkbar machen.

Wir übergehen die Steinbildung und einige ähnliche organische Umwandlungen der Ovarien, die Eierstocksschwangerschaft, die Eierstocksbrüche und die Erscheinung derselben als Gegenstände, welche zu speciell der pathologischen Anatomie, der Geburtshilfe und der Wundarzneikunst angehören, und auch in diesen Gebieten der Wissenschaft und der Kunst als mehr oder weniger seltene Erscheinungen von zu geringer Bedeutung sind, um hier auf eine nähere Erörterung Anspruch zu haben. (*C. L. Klose.*)

OVARIUM CARBONARIUM (Paläophytologie). Ein Name, welchen verkohlte Rindentheile einer Lepidodendronart mit dichtstehenden, eiförmigen, unten abgerundeten, oben spitz zugehenden Erhöhungen oder Blattnarben erhalten hat. Im Steinkohlengebirge.
(*H. G. Bronn.*)

OVAS oder **Hovas**, ein Volksstamm auf der Insel Madagaskar, in der Provinz Ancove in der Mitte der Insel wohnend. S. den Art. Madagaskar.
(*L. F. Kämtz.*)

OVATA (Paläozoologie), heißen bei Klein gewisse Echiniden, Lamarck's Geschlecht **Clypeaster** entsprechend.
(*H. G. Bronn.*)

OVATAE *Latreille* (**Mollusca**). Eine der vielen von Latreille aufgestellten und unbrauchbaren Familien, welche die beiden Gattungen **Cyprea** und **Ovula** umfaßte. (**D.** *Thon.*)

OVATION. Der wunderbare Verstand, mit welchem das römische Staatswesen geordnet war, zeigt sich unter andern auch in der geregelten Einrichtung öffentlicher Belohnungen, welche den Egoismus der Ruhmsucht, den persönlichen Ehrgeiz dem allgemeinen Besten dienstbar machten. Der Gipfel aller Belohnungen war der Triumph, unter welchem Namen außer dem eigentlichen großen Triumph auch der kleine oder die Ovation verstanden wird. Die letztere hat ihren Namen von dem Freudengeschrei der Sieger, wie schon Dionysius von Halikarnaß (**Antiq. Rom. V. c. 47**) und der Grammatiker Festus angeben, nur daß dieser annimmt, das Geschrei habe in der Wiederholung des Vocales **O** bestanden, woraus sich denn das Wort **ovare** gebildet habe, während jener es von dem griechischen *εὐάζω* ableitet. Offenbar liegt dabei ein Naturlaut zum Grunde, welcher sich sowol in dem griechischen als in dem lateinischen Worte erkennen läßt, und welcher zunächst an die bakchischen Festrufe **evoe** und **io Bacche**, erinnert; **io triumphe** mag beim Triumph und bei der Ovation gleich gewöhnlich gewesen sein, und daher ist es vergeblich, auf etymologischem Wege einen Unterschied beider Begriffe zu suchen. Weit weniger Wahrscheinlichkeit hat die andere Ableitung, obgleich sie schon alte Gewährsmänner hat, *Plutarch.*, **vit. Marcell. c.** 22. *Servius* **ad** *Virg.* **Aen. IV. v. 543**, und von mehren Neuern gebilligt ist, welche mit Rücksicht auf das bei der Ovation übliche Schafopfer den Namen von **ovis** ableiten.

Die Sitte, nach errungenen großen Siegen und nach Herstellung des Friedens durch einen feierlichen Aufzug den Göttern zu danken und zugleich den Sieger zu ehren, war bei den Römern uralt, und stammte, wie so vieles andere, von den Etruskern. Diese Annahme, an sich schon höchst glaubhaft, wird durch die ausdrücklichen Zeugnisse des Appian (**hist. Rom. VIII. c. 66**), Strabon (**V. p. 220**), und Florus (**I. c. 5**) und besonders durch die eigenen Denkmäler der Etrusker zur Gewißheit erhoben; die

Triumphzüge, welche sich auf diesen Denkmälern finden, z. B. bei Dempster (**de Etruria regali. t. 48.** vergl. O. **Müller**, Etrusker. 1. Bd. S. 371. 2. Bd. S. 197) sind den römischen auch im Einzelnen durchaus ähnlich, und es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß auch die besondere Form der Ovation bei den Etruskern üblich war, wie schon Dempster (a. a. O. lib. III. c. 37) behauptet, sollte auch Gori vielleicht nicht Recht haben, wenn er im **Museum Etrusc**. p. 373 auf tab. 179 neben dem Triumphe zugleich auch die Ovation dargestellt findet. Demnach kann es nur zufällig sein, wenn bei den Römern die Ovation später vorkommt, als der Triumph; auch sind die Triumphe der Könige, die Livius übrigens nicht erwähnt, nur um so verdächtiger, je genauer ihre Jahre, ja selbst ihre Tage angegeben werden, und außerdem mögen sie nach dem, was davon überliefert wird, weit mehr den spätern Ovationen als den spätern Triumphen geglichen haben. In Übereinstimmung mit den Triumphalfasten geben der ältere Plinius (**N. H. XV. c.** 29) und Dionysius von Halikarnaß (a. a. O.) an, daß zuerst von allen Römern P. Postumius Tubertus in seinem zweiten Consulat, d. h. im J. 503 v. Chr. Geb., im siebenten Jahre nach Vertreibung der Könige, eine Ovation gehalten habe; Dionysius beruft sich dabei auf einen sehr gewichtigen Gewährsmann, den Licinius Macer; jedoch stimmt er in der Erzählung der Thaten, durch welche jene Ovation verdient wurde, durchaus nicht mit Plinius überein; Livius (II, 16) erzählt die Ereignisse desselben Jahres auf eine dritte, wiederum verschiedene Art, und erwähnt die Ovation gar nicht; vielmehr sagt er blos, es sei in diesem Jahre zu Rom triumphirt worden, ohne anzugeben, ob nur von einem Consul oder von beiden.

Wie es sich nun aber auch mit den ersten Spuren der Ovation bei den Römern verhalten möge, auf jeden Fall muß auch schon nach dem Angeführten die gewöhnliche Annahme als bedenklich erscheinen, daß die Ovation nur eine niedere Stufe des Triumphs gewesen sei; sie reicht in eine Zeit hinauf, wo dieser schwerlich viel glänzender war, und grade darin würde doch bei einer Abstufung gleichartiger Ehren der Hauptunterschied liegen müssen. Betrachten wir aber die Fälle genauer, in welchen die Ovation statt gefunden hat, und erwägen wir die eigenthümlichen Gebräuche, welche sie vom Triumph unterschieden und welche in der obigen Annahme keine genügende Erklärung finden, so werden wir zu der Überzeugung geführt, daß die Ovation ursprünglich eine wesentlich andere Bedeutung haben mußte, als der Triumph, und daß der höhere oder niedere Grad der Ehre, die man dem siegreichen Feldherrn erwies, um so weniger den Hauptunterschied ausmachen konnte, da ja ursprünglich Ehre und Dank gegen die Götter die Hauptsache dabei war, wie das der fromme Sinn der Römer öfter ausgesprochen hat; so namentlich in der Formel, mit welcher der Triumph verlangt wird (*Liv.* XXVIII, 9, 7, 8; **XXXVIII, 44, 10; XXXIX, 4, 2 etc.**; vergl. **XXXVIII, 48, 14—16; XLV, 39, 10—14.** Sehr zweckmäßig hat schon Plutarch (**vit. Marc. c.** 22) die Sitte der Spartaner verglichen, welche nach der verschiedenen Art, wie der Sieg errungen war, auch ein verschiedenes Opfer brachten; sie, „die verschlagenen Füchse," unterschieden dabei, ihrem Charakter gemäß, List und Gewalt; die Römer dagegen setzten der Gewalt, dem Kampfe in offener Feldschlacht (**collatis signis**, was öfter bei Ansprüchen auf den Triumph hervorgehoben wird) die friedliche Einigung, die Herstellung des Friedens entgegen, und für ein solches Verdienst war ohne Zweifel ursprünglich die Ovation als Belohnung festgesetzt; sie war ein Friedenstriumph; dies deuten der Myrtenkranz, die Ölzweige, das Flötenspiel, das Schafopfer an, und dies wird auch durch Beispiele bestätigt. Schon im J. 474 wurde dem A. Manlius Vulso eine Ovation bewilligt, die dritte, welche überhaupt erwähnt wird, weil er ohne eine bedeutende Schlacht zu liefern, die Vejenter durch eine Belagerung hart bedrängt hatte, sodaß auf ihre Bitte ein 40jähriger Waffenstillstand geschlossen wurde; s. *Dionys. Halic.* lib. IX. c. 36. Dieselbe Bedeutung der Ovation spricht sich noch in späterer Zeit sehr deutlich aus; da es nämlich während der Bürgerkriege allgemein gemisbilligt wurde, die Siege durch Triumphe zu krönen, fand man doch als Lohn für die Wiederherstellung des Friedens die Ovation passend; als solche wird in den Triumphalfasten der spanische Triumph Cäsar's im J. 45 bezeichnet (**ovans ex monte Albano**); ebenso wird daselbst bei den Triumvirn Octavian und M. Antonius ausdrücklich als Grund ihrer Ovationen angegeben, daß sie Frieden mit einander geschlossen haben. Ein solcher Grund wird in denselben Fasten zwar nicht bei der Ovation angegeben, welche Augustus nach dem sicilischen Kriege im J. 36 hielt; aber wie sehr er sich damals als Friedenbringer ansah und ehren ließ, geht deutlich hervor aus *Appian.* **B. civ. V. c.** 33.

Eroberer haben zu allen Zeiten mehr Glanz um sich verbreitet, und die Bewunderung und Verehrung der Menschen im höhern Grade erregt, als wohlthätige Friedensstifter; am wenigsten ist es bei den Römern zu verwundern, wenn sie diese Erfahrung bestätigen, und wenn sie demnach den Triumph bedeutend höher achteten, als die Ovation, die somit, wo man das Bedürfniß empfand, eine Abstufung zu bilden, am natürlichsten dazu gebraucht werden konnte, die zweite Stufe zu bilden. Zunächst trat dies ein in dem nicht seltenen Falle, wo beide Consuln sich in einem Kriege ausgezeichnet hatten, und zwar so, daß das Verdienst des Einen dem des Andern nicht ganz gewachsen und untergeordnet war; aber der treue, uneigennützige Beistand, der, fern von feindseligem Ehrgeiz und Zwist ein einiges Zusammenwirken möglich gemacht hatte, verdiente ohne Zweifel den nächsten Lohn nach dem höchsten, und so wird denn hier die Ovation besonders häufig angewendet. Schon die oben als die älteste angeführte ist ein Beleg dafür, wenn man der Erzählung des Dionysius Glauben schenken will; ähnliche Fälle finden sich im J. 487 bei *Dion. Halic.* **VIII. c.** 67.; im J. 462 **ibid. l. IX, fin.** und *Liv.* **III, 10, 4.**; im J. 392 bei *Liv.* V, 31.; im J. 360 bei *Liv.* **VII, 11 etc.** Allmälig trat nun die Ovation überall da ein, wo entweder die Thaten eines Feldherrn nicht glänzend genug waren, um der fast göttlichen Ehre des Triumphs zu ent-

sprechen, oder wo, auch wenn die Ansprüche auf den Triumph als gegründet anerkannt wurden, andere Gründe vorhanden waren, um denselben zu verweigern. Solche Gründe führt Gellius an (Noctt. Att. V. c. 6), nämlich wenn der Krieg nicht feierlich angekündigt, noch mit einem ordentlichen Feinde geführt war, oder wenn die Feinde zu niedrig waren, um durch ihren Namen den Sieg zu verherrlichen, wie in den Kriegen mit Sklaven und Seeräubern. Ein anderes Hinderniß fand M. Marcellus im J. 211; durch die Eroberung von Syrakus und die Besiegung der Karthager hatte er sich gerechte Ansprüche auf den Triumph erworben, welche auch durch die in seiner Abwesenheit gehaltenen Supplicationen gewissermaßen öffentlich anerkannt waren; aber der Senat hatte verordnet, daß sein Heer in Sicilien bleiben und seinem Nachfolger übergeben werden sollte, und damit hatte er die Meinung ausgesprochen, daß die Provinz noch nicht ruhig, der Krieg noch nicht beendigt sei, was nothwendig war, um den Triumph zu erlangen. In dieser Verlegenheit wählte man einen Mittelweg; man gewährte dem Marcellus die Ovation, die sich durch reiche Beute und Kostbarkeiten aller Art auszeichnete, wenngleich das siegreiche Heer abwesend war; ein Triumph auf dem albaner Berge ging ihr vorher (s. *Liv.* XXVI, 21). Auf gleiche Weise wurde dem L. Manlius, welcher Proconsul in Spanien gewesen war, im J. 185 nicht der Triumph, sondern nur die Ovation gestattet, weil er ebenfalls sein Heer nicht mit abgeführt und die Provinz nicht in vollkommner Ruhe seinem Nachfolger übergeben hatte (*Liv.* XXXIX, 29). Ihm hätte übrigens auch ein anderer Grund entgegengestellt werden können, nämlich derselbe, den man im J. 200 gegen den L. Cornelius Lentulus geltend machte; dieser war gleichfalls in Spanien Proconsul gewesen; der Senat erkannte seine Verdienste vollkommen an, aber er hatte das Bedenken, daß nur ein Dictator, Consul oder Prätor herkömmlicher Weise triumphiren könne; daher wurde dem Lentulus nur die Ovation zugestanden, und auch diese nicht ohne Einspruch eines Volkstribunen (s. *Liv.* XXXI, 20). So erlangten auch M. Fulvius Nobilior im J. 191 und App. Claudius Cento im J. 174, beide Proconsuln in Spanien, nur Ovationen, vielleicht ohne Ansprüche auf den Triumph zu machen (s. *Liv.* XXXVI, 21 u. 39. XL, 28. Späterhin jedoch hat man diese Regel aufgegeben. Eine andere nothwendige Foderung bei dem Triumphe war die, daß der Sieger mit eigenen Auspicien und in seiner eigenen Provinz gekämpft haben mußte; dies war bei dem Prätor C. Helvius nicht der Fall, und deshalb wurde ihm der Triumph verweigert, aber die Ovation zuerkannt (s. *Liv.* XXXIV, 10).

Über die der Ovation vorhergehenden Verhandlungen mit Senat und Volk, über die amtliche Gewalt, welche den Siegern für die Tage des Aufzugs besonders verliehen werden mußte, wenn sie nicht mehr im Amte waren, endlich über den Aufzug selbst und seine Anordnung verweisen wir auf den Artikel **Triumph**, weil das Meiste, was wir hier zu sagen hätten, mit dem, was dort genauer zu behandeln ist, übereinstimmt. Das Abweichende besteht etwa in Folgendem: Der siegreiche Feldherr fuhr nicht, sondern mit Schuhen angethan, ging er zu Fuß, oder er ritt; das Letztere wurde erst später Sitte, und kommt namentlich beim Augustus und Gliedern seiner Familie vor. Eine interessante Darstellung einer solchen Ovation zu Pferde findet man auf einem Carneol in **Lippert's** Dactyliothek II. Nr. 889. vergl. **Millin**, I. S. 2. Nr. 458. Der Sieger, mit Myrtus gekrönt, ist neben noch einem andern zu Pferde, der einen Spieß in der rechten Hand und einen Helm auf dem Haupte hat; vor ihm treibt man einen Gefangenen mit auf dem Rücken gebundenen Händen; dabei gehen noch drei andere nebenher, von denen der eine eine Siegeskrone, der zweite einen Lorbeerzweig, der dritte aber die Spolia trägt. Diesen allen geht ein Knabe vor mit einer Patera und einer Fackel in Händen. Dagegen hat später der Kaiser Marc Aurel wieder zu Fuße eine Ovation gehalten, als er aus Teutschland siegreich zurückkehrte; dies zeigt eine große und schöne Münze bei *Vaillant*, Sel. Num. Camps. p. 31. Ferner trug der Feldherr bei der Ovation nicht die gewöhnlichen Triumphkleider, das Scepter rc., und statt des Lorbeerkranzes schmückte ein Myrtenkranz sein Haupt, welcher der Venus heilig nach der Aussage aller Alten an den blutlosen Sieg oder an den Frieden erinnern sollte. Nur Crassus, als er im J. 71 den Spartacus besiegt hatte, wollte sich damit nicht begnügen, sondern er setzte es durch, daß der Senat ihm einen Lorbeerkranz bei der Ovation zu tragen erlaubte (s. *Cic.* or. in Pis. c. 24. *Plin.* Nat. Hist. XV. c. 29. *Gell.* V, 6. *Claudian.* in Eutrop. I. v. 504). Bei den Kaisern und in ihren Familien mag dies noch öfter vorgekommen sein. Daß ein Kranz aus Ölzweigen bei der Ovation angewendet sei, bezeugt allein Plinius (H. N. XV. c. 4), vielleicht trugen die Soldaten während des Zuges diese Zweige; auf jeden Fall deuten sie auf die Herstellung des Friedens hin. Damit stimmt überein, daß nicht der kriegerische Schall der Tuba den Zug begleitete, sondern das sanfte Spiel der Flöten, und daß auf dem Capitolium nicht Stiere, sondern Schafe geopfert wurden, wie schon oben erwähnt ist.

Die Ovationen waren viel seltener als die Triumphe; in den Triumphalfasten, welche in Augustus' Zeit verfaßt mit dem Jahre Roms 764 schließen, zählt man deren nur 26, aber 267 Triumphe. Nachher sind sie noch seltener geworden, die Triumphe blieben allein den Kaisern und ihren Verwandten vorbehalten; dasselbe mag auch von der Ovation gegolten haben, wenn auch nicht so bestimmt; die einzige Ausnahme, welche sich findet, ist die des A. Plautius Silvanus, welchem der gutmüthige Kaiser Claudius wegen seiner Siege in Britannien eine Ovation gewährte, die er selbst dadurch verherrlichte, daß er dem Sieger entgegenging und ihn zu Fuß auf dem Wege nach dem Capitolium und wieder zurück begleitete. S. *Dio Cass.* lib. LX. c. 30. *Sueton.* Claud. c. 24. *Eutrop.* VII, 13., welche sämmtlich vermöge einer nicht seltenen Ungenauigkeit diese Ovation einen Triumph nennen; die genauere Bezeichnung hat *Tacit.*, Annal. XIII. c. 32. (*F. Haase*)

OVELGÖNNE, Kreis im Herzogthume Oldenburg, welcher das ehemalige Budjadingerland einschließt und zwischen den Mündungen der Weser und Jahde liegt. Er ist neun Meilen groß und enthält 25,500 Einwohner. Es war ehemals ein kleiner friesischer Staat, der lange Zeit seine Unabhängigkeit gegen die Grafen von Oldenburg und Ostfriesland und die Erzbischöfe von Bremen behauptete. Im J. 1513 und 1514 eroberten die Herzoge von Braunschweig mit Hilfe der Grafen von Oldenburg das Land und theilten es durchs Loos in vier Theile, wovon die Braunschweiger ¾, der Graf von Oldenburg ¼ erhielt. In der Folge erwarb Letzterer auch die braunschweiger Theile als Lehen. Das Land besteht größtentheils aus Marschen und muß durch kostbare Deiche geschützt werden. Es zerfällt in die fünf Ämter Brake, Rodenkirchen mit dem Flecken Ovelgönne, Abbehausen, Burhave und Wührden. (*L. F. Kämtz.*)

OVENS (Jurian Jörg oder Georg van), einer der weniger gekannten, aber darum doch beachtenswürdigen Schüler Rembrandt's, dessen geistreicher Pinsel, kräftiges warmes Colorit, verständiges Helldunkel dem seines Lehrers so gleich kam, daß in mancher Sammlung seine Arbeiten unter dem Namen seines Meisters vorkommen.

Van Ovens war lange im Herzogthume Holstein-Schleswig und im Mecklenburgischen, wo er vieles gearbeitet hat und noch jetzt mehre von seinen Gemälden vorkommen; besonders sieht man von seinen Arbeiten im Dome zu Schleswig. Ein historisch-allegorisches Portrait eines Herzogs Christian von Mecklenburg in ganzer Figur ist von Theodor Matham in Kupfer gestochen. Eins seiner merkwürdigsten Bilder war auf dem Rathhause von Amsterdam, es stellte die Verschwörung des Claudius Civilis bei einer Abendmahlzeit in dem Walde Schlakerbosch genannt, vor. Längere Zeit hielt sich van Ovens an dem königl. polnischen, besonders aber an dem königl. schwedischen Hofe bei Karl Gustav zu Stockholm auf, wo er viele Bildnisse und historische Gegenstände malte. Eins seiner größten Hauptgemälde ist die Krönung der jungen Königin Hedwig Eleonore von Schweden, mit außerordentlich viel Figuren bei Nachtbeleuchtung und von großem Effect. Der Künstler, welcher Zeuge dieser Hoffeierlichkeit war, hat sich selbst dabei mit angebracht. Das Blatt ist von dem berühmten Cornel. Visscher gestochen in groß Querfolio, und gehört zu den seltensten des Meisters, in Huquet's Katalog Nr. 45.

Nach van Ovens hat Peter van Schuppen im J. 1676 in einem vortrefflichen Blatte das Bildniß des berühmten, auf der Engelsburg zu Rom gefangen gewesenen Alchymisten Borri (s. d. Art.) in Kupfer gestochen.

Von van Ovens selbst ist ein einzig radirtes Blatt in 4. von höchst geistreicher Nadel vorhanden, welches eine Festlichkeit oder Inauguration bei Ertheilung einer Würde vorstellt, eine Scene mit vielen Figuren. Wahrscheinlich diente dieses Blatt zu der Beschreibung jener Feierlichkeit; übrigens gehört es zu den Seltenheiten. (*Frenzel.*)

OVERBECK (Bonaventura van), genannt Romulus, welchen Namen er bei seiner Anwesenheit in Rom von der holländischen Künstlergesellschaft (**Schilderbeent**) daselbst erhalten hat, Maler und Kupferätzer oder Radirer, war geboren zu Amsterdam im J. 1670, gest. 1706. Man hat ihn immer für einen Schüler des bekannten Gerhard Lamisse gehalten, mit dem er auch verschiedentlich in inniger Verbindung gelebt, dem er in edlen Bestrebungen wie in schlimmen Leidenschaften, in Vergnügungs- und Zerstreuungssucht, im Styl und Charakter seiner Arbeiten nahe verwandt war. Drei Male besuchte er Rom, das eine Mal blieb er vier Jahre daselbst, studirte die Antike, machte selbst viele Abbildungen, ließ noch mehr durch andere besorgen, aber Holland, der Haag und Scheveningen übten immer einen magischen Reiz auf ihn und riefen ihn nach Hause, wo er mit dem größten Fleiße sich auf die Redaction des Werkes legte, was seinen Ruf begründet hat und im J. 1709 nach seinem Tode durch seinen Neffen und Erben in drei Foliobänden mit lateinischem und französischem Text herausgegeben wurde; der lateinische unter dem Titel: **Reliquiae antiquae urbis Romae, quarum singulas perscrutatus est, ad vivum delineavit, demensus est, descripsit atque incidit** *Bonaventura de Overbeck*, der französische mit dem Titel: **Les restes de l'ancienne Rome, recherchés, mesurés, dessinés et gravés par** *Bonaventura Overbeck* **imprim. aux depens de** *M. Overbeck* **(Amsterdam 1709. gr. fol.)**. An der Spitze des Werkes ist das Bildniß des Künstlers von C. Vermeulen gestochen *). (*Frenzel.*)

OVERBECK (Leendert oder Leonhard), geb. zu Harlem im J. 1752, gest. den 23. März 1815; ein Schüler von Hendryk Meyer. Er malte Decorationen, Kaminstücken †) mit Landschaften, Figuren und andern Dingen. Er arbeitete vorzügliche Landschaften mit großen Gebäuden, Bauernwohnungen, Hütten, welche Bilder er mit sehr artigen Gruppen gut gezeichneter Figuren in dem eigenthümlichen Charakter der Holländer zierte. Nächstdem legte er sich besonders darauf, viele Zeichnungen zu liefern, wovon mehre zu den Werken von A. Loosjes dienten.

Später beschäftigte er sich viel mit Radiren und Ätzen, wovon er im J. 1791 sechs Stück Landschaften als die Erstlinge seiner Kunst für dieses Fach hervorbrachte. Seine Blätter überhaupt, deren es ungefähr 16 gibt, sind mit geistreicher und sehr zarter Nadel radirt, und die Behandlung der Gegenstände zeigt vielen Kunstgeschmack, wie seine Zeichnungen; daher beiderlei Arbeiten sowol in Zeichnungen als radirten Blättern in jede bedeutende Kunstsammlung aufgenommen zu werden verdienen.

Als im J. 1807 beim Auffliegen eines Pulverschiffes in der Stadt Leyden viele Gebäude verwüstet wurden, so entwarf Overbeck einige schöne Zeichnungen jenes traurigen Ereignisses sowol des Gegenstandes selbst, als auch der Überbleibsel der vernichteten Gebäude und gab die Blätter in guten Radirungen in groß Folioformat heraus.

---

*) Die Beinamen, welche die holländischen Künstler in ihrer Gesellschaft zu Rom gegen Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrh. unter sich, vermöge ihrer Statuten, erhielten, hatten jedesmal Bezug auf eine Eigenthümlichkeit des Künstlers, so wurde Overbeck, weil er die alten Bauten Roms zeichnete, Romulus genannt.

†) Wie es lange in Holland üblich war, die Kamine oben mit Gemälden und Porcellan zu schmücken.

Von seinen im J. 1775 und folgende Jahre als Mitdirector der harlemer Akademie gehaltenen Reden sind mehre gedruckt worden *). (*Frenzel.*)

OVERBECK (Kaspar Nicolaus), war den 17. März 1670 zu Horneburg im Bremischen geboren, und der Sohn eines dortigen Predigers, der späterhin eine Pastorstelle an der Nikolauskirche zu Bardeville bekleidete. Den ersten Unterricht verdankte Overbeck seinem Vater, der neben der scientifischen Bildung früh in ihm das Gefühl für Religiosität und Tugend zu wecken suchte. Diese Jugendeindrücke waren bleibend, und begleiteten ihn durch sein ganzes Leben. Overbeck war kaum zwölf Jahre alt, als ihm sein Vater durch den Tod entrissen und er in das großmütterliche Haus nach Lüneburg geschickt ward. Dort, unter der Leitung seines Oheims, des Schullehrers Zimmermann, zeichnete ihn sein Fleiß und gesittetes Betragen so vortheilhaft aus, daß er bald in die erste Classe hinaufrücken konnte. Das rühmliche Streben, in seiner wissenschaftlichen Bildung nicht zurückbleiben zu wollen, erwarb ihm manche Gönner, besonders den Rector Lauterbach und den Conrector Metzdorf. Durch den Letztern, dessen Kinder er unterrichtete, machte er die Bekanntschaft der berühmten Theologen August Hermann Franke und Hermann von der Hardt, welche damals nach Lüneburg gekommen waren, um den dortigen Superintendenten Sandhagen kennen zu lernen, der sich um die biblische Exegese und Hermeneutik durch mehre Schriften sehr verdient gemacht hatte. Nach dem Muster der beiden oben genannten Gelehrten, deren Umgang und Belehrung für seine höhere Geistesbildung von wesentlichem Einflusse war, widmete sich Overbeck mit neuem Eifer dem Bibelstudium, das seitdem seine Lieblingsbeschäftigung blieb.

In Leipzig, wohin er sich in seinem neunzehnten Jahre (1689) begeben hatte, fand er A. H. Franke als Privatdocenten wieder. Außer den Vorlesungen dieses berühmten Mannes wirkten für die Erweiterung seiner theologischen Kenntnisse besonders die Collegien vortheilhaft, welche von Olearius, Rivinus, Anton und Lange gelesen wurden. Nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn ertheilte Overbeck in mehren Familien zu Lüneburg Unterricht, bis zum Jahre 1692. Er ward um diese Zeit Conrector in Celle. Dort, wie späterhin in Lüneburg, zeigten sich ihm Aussichten, Prediger zu werden. Doch wies er die deshalb ihm gemachten Anträge von sich. Nur die ihm angetragene Pastorstelle zu Rethem an der Aller glaubte er im J. 1710 annehmen zu müssen. Drei Jahre später ward er Pastor zu Pattensen und 1738 Superintendent und Inspector der bardowickischen Diöces.

Overbeck hinterließ, als er den 17. Sept. 1752 starb, den Ruhm eines vielseitig gebildeten Gelehrten. Vorzüglich besaß er in den ältern Sprachen schätzbare Kenntnisse, die er besonders zur Erläuterung schwerer Stellen der neutestamentlichen Urkunden benutzte. So erläuterte er mehre Gleichnisse Jesu, unter andern die Parabel vom Weinberge, erwies den Zusammenhang in den verschiedenen Berichten der Evangelisten über das Leben Jesu, von welchem er auch eine Genealogie zu entwerfen suchte, und schrieb mehre andere Abhandlungen exegetischen Inhalts, die man größtentheils in dem zweiten, dritten und vierten Bande der Zeitschrift, die freiwilligen Hebopfer betitelt, gedruckt findet. Außer einem einzigen selbständigen Werke, in welchem er eine theologische Ansicht des Professors Schubert in Helmstedt einer nähern Prüfung unterwarf *), hinterließ er handschriftlich: Rettung einiger Schriftstellen, so heutiges Tages von einigen wider die in unserer evangelischen Kirche aus dem göttlichen Worte recipirte Lehre vom Glauben, von der Rechtfertigung, von guten Werken gemisbraucht werden †). (*Heinrich Döring.*)

OVERBECK (Johann Daniel), war den 23. Jun. 1715 zu Rethem, einem lüneburgischen Städtchen, geboren, wo sein Vater, Kaspar Nikolaus Overbeck, damals Prediger war [1]). Den ersten Unterricht verdankte er seinen Ältern, die zugleich früh sein moralisches Gefühl weckten und nährten. Späterhin besuchte er die öffentliche Schule zu Rethem, wo er neben dem Schreiben und Rechnen, unter der Leitung des Rector Wildes im Lateinischen rasche Fortschritte machte. In der Folge ward er noch durch Hauslehrer unterrichtet. Einer darunter war Büsch, der Vater des berühmten hamburgischen Professors. Nur kurze Zeit besuchte er die Michaelisschule zu Lüneburg, deren erste Classe er im J. 1726 betreten hatte. Sein Vater, ein tüchtiger Schulmann und gelehrter Exeget, sorgte selbst für seine Bildung und erweiterte besonders seine Sprachkenntnisse. Im J. 1732 eröffnete sich ihm durch einen seiner Verwandten in Lübeck, der ihm für den Privatunterricht seiner Kinder freie Kost und Wohnung gab, die erfreuliche Aussicht, Zögling des Gymnasiums zu Lübeck zu werden. Der Rector jener Lehranstalt, von Seelen, gewann den entschiedensten Einfluß auf seine wissenschaftliche Bildung. Durch Ausarbeitungen in teutscher, lateinischer und griechischer Sprache, in gebundener und ungebundener Rede, sowie durch die Lectüre der Classiker, bildete er seinen Geschmack. Durch von

*) v. *Eijnden* Vol. II. p. 397.

*) Dies Werk führt den Titel: Untersuchung derjenigen Gründe, mit welchen Sr. Hochwürden, der Hr. D. Johann Schubert, hochverdienter Lehrer der heil. Theologie zu Helmstedt, in seinen vernünftigen und schriftmäßigen Gedanken vom jüngsten Gerichte sich zu erweisen hat angelegen sein lassen, daß im Evangelio am zweiten Sonntage des Advents nicht von dem zukünftigen allgemeinen Weltgerichte, sondern von einem besondern über die Juden zur Zeit der Zerstörung Jerusalems ergangenen Strafgerichte die Rede sei; ans Licht gestellt ꝛc. (Hamburg 1749. 4.) †) S. Monumentum honoris Seni venerabili, *C. N. Overbeck*, Memoriam civis ac fautoris conservandi ergo statutum a *Jo. Henr. a Seelen.* (Lubec. 1752. Fol.) Schmersahl's Neue Nachrichten von jüngst verstorbenen Gelehrten. 1. Bd. S. 150 fg. Acta historico-ecclesiastica. Vol. III. p. 629 sq. Heinrich Döring, Die gelehrten Theologen Teutschlands. 3. Bd. S. 187 fg. Meusel's Lexikon der vom J. 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. 10. Bd. S. 253 fg.

1) Er starb den 17. Sept. 1752. S. *J. H. v. Seelen*, Memoria *C. N. Overbeck*, Superint. et Pastoris Pattenseniensis. (Lubecae 1752. Fol.) Heinrich Döring, Die gelehrten Theologen Teutschlands. 3. Bd. S. 187 fg. Meusel's Lexikon der vom J. 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. 10. Bd. S. 253 fg.

Seelen gelangte Overbeck vorzüglich zu einer gründlichen Kenntniß der Literärgeschichte. Aber auch der Conrector Göldelius und der Subrector Lange gehörten zu den Lehrern, deren vortheilhafte Einwirkung auf seinen Geist er nie genug rühmen konnte. Die günstig lautenden Zeugnisse seines Fleißes verschafften ihm Zutritt in mehren Familien, die ihm ihre Kinder zum Unterricht übergaben. Dadurch erleichterte er die Mittel seiner Subsistenz, da ihn sein Vater nur mäßig unterstützen konnte.

Eine Schilderung seines dritthalbjährigen Aufenthalts in Lübeck gibt nachfolgende Stelle in einem unvollendeten Aufsatze Overbeck's, der sich unter seinen nachgelassenen Papieren fand. „Ich habe," sagt er, „dort allerlei gesehen, gelernt, erfahren, das mir zur Warnung, zur Prüfung und zu einer behutsamen Aufführung, nachher auch zur Beförderung, dienlich gewesen ist. Ich habe überhaupt fröhliche und betrübte Tage, heitere und dunkle Stunden, angenehme und zum Theil auch sehr beschwerliche Umstände abwechselnd hinnehmen müssen. — Doch muß ich gestehen, in Lübeck weit mehr Freude als Leid, meiner eingeschränkten Verhältnisse ungeachtet, gehabt zu haben."

Die genannte Stadt verließ Overbeck, um eine in Lauenburg ihm angetragene Hauslehrerstelle zu übernehmen, im J. 1734 mit einer im Gymnasium öffentlich gehaltenen Abschiedsrede [2]). Auch in Lauenburg, wo er außer den Sprachen noch Religion, Logik, Geschichtskunde und Meßkunst lehrte, brachte er, belohnt durch die Liebe und das Vertrauen der Ältern seiner Zöglinge, rastlos thätig und genügsam, fast ein Jahr sehr vergnügt zu. Um Michaelis 1735 bezog er die Universität Helmstedt. Den entschiedensten Einfluß auf seine Bildung gewann dort Mosheim, dem er empfohlen worden war. Dieser berühmte Theolog hatte damals bereits den ausgezeichneten Ruhm erlangt, den er durch seine Sittenlehre, seine Kirchengeschichte und seine Kanzelberedsamkeit begründet hatte. Bereits im ersten Semester hörte Overbeck Mosheim's Erklärung des Briefs Pauli an die Römer, Lakemacher's Vorträge über den Hoseas, Logik und Metaphysik bei Frobese und mehre andere Collegien, großentheils in der Voraussetzung, daß seine akademische Laufbahn sich nicht über zwei Jahre hinaus erstrecken dürfte. Günstigere Aussichten, seinen Aufenthalt in Helmstedt zu verlängern, zeigten sich ihm im J. 1736. Er ward um diese Zeit von Mosheim zum Hauslehrer seiner Kinder gewählt, erhielt freien Tisch, und kam mit jenem vielseitig gebildeten Gelehrten in eine für seinen Geist höchst wohlthätige Berührung. Mosheim, der ihm besonders als Kanzelredner zum Vorbilde diente, nahm sich seiner auf mehrfache Weise wahrhaft väterlich an. Er verschaffte ihm Stipendien, übertrug ihm die Correctur und Register mancher seiner Schriften, die Übersetzung des vierten und fünften Theils von Calmet's biblischen Untersuchungen [3]), und die Verfertigung manches lateinischen und teutschen Gedichts bei öffentlichen Veranlassungen, nachdem Overbeck bei Mosheim's erstem Prorectorat in einigen poetischen Versuchen sein Talent genugsam beurkundet hatte. Die übertragenen Arbeiten sicherten ihm zugleich einen mäßigen Erwerb, und erlaubten ihm, ohne Belästigung seines Vaters, den Aufenthalt in Helmstedt auf sieben Jahre auszudehnen.

Overbeck selbst hat in dem bereits erwähnten Aufsatze ein anschauliches Bild von seinen damaligen Studien entworfen. „Daß ich," schreibt er, „fortfuhr, Alles, was Mosheim in öffentlichen und Privatstunden las, aufs Fleißigste zu hören, versteht sich von selbst. Kirchenhistorie, Hermeneutik, Exegetik, Dogmatik, Moral, Pastoraltheologie, Polemik — kurz, was er nur vortrug, ward aus seinem so beredten Munde mit begieriger Seele von mir aufgefangen, und zum Theil mehre Male wiederholt. Ein Gleiches geschah mit Frobese's philosophischen und mathematischen Stunden; ein Gleiches mit Reuffel's Naturrecht, Sittengesetz und Staatskunst. Ferner besuchte ich Bytemeister's Experimentalphysik, wobei dieser Mann zugleich sein Kunstcabinet und seine kostbare Naturaliensammlung vorzeigte. Ich hörte Breithaupt's natürliche Gottesgelahrtheit, auch von der Hardt's hebräische Sprachlehre und seine Erklärung jüdischer Alterthümer. Ferner Schläger über die Apostelgeschichte und die Paulinischen Briefe; denselben über die griechischen Alterthümer des Lambert Bos und über die hebräischen des Reland. Abt Seidel brachte damals nichts zu Ende; doch hörte ich, was er zu lesen anfing. Zu den Gesellschaften, in welchen Wagner die merkwürdigsten Himmelserscheinungen bei Tage oder zur Nachtzeit beobachtete, unterließ ich nicht, mich allemal einzufinden. Als der nachmalige Professor in Stuttgart, M. Rues, von Jena nach Helmstedt kam, erklärte er mir nebst der übrigen Mosheimischen Hausgesellschaft, zu welcher er selbst gehörte, zu seiner Übung die von ihm kurz vorher unter Hamberger getriebene Naturlehre. Nachdem ich bei dem Lector der französischen Sprache d'Eireval, der sich einen Marquis nannte, und bei einem andern Sprachmeister, Roi, im Französischen zu einer ziemlichen Fertigkeit gekommen war, ließ ich den Umstand nicht unbenutzt, daß der jetzige schwedische Bischof in Hernösand, Kiörning, in Mosheim's Hause eine Stube nahm, in welche aus der meinigen unmittelbar eine Thüre ging. Dieser Mann hatte wirklich die Stelle eines Predigers an der französischen Lutherischen Kirche in Stockholm, von welcher er die Einkünfte zog; allein mit Erlaubniß der Vorsteher seiner Gemeinde war er über ein Jahr in Paris gewesen, blos um das Französische nach der neuesten und allerfeinsten Aussprache zu treiben. Jetzt kam er nach Helmstedt, um sich vom Abte Mosheim den Doctorhut aufsetzen zu lassen, wie auch geschehen ist. Alle Abende, in welchen wir konnten, war er entweder bei mir, oder ich bei ihm, um uns mit einander theils

2) Sie führt, wahrscheinlich mit Bezug auf die damalige Kriegsperiode, den Titel: De bello a litterarum studioso adversus ignorantiam gerendo. Durch seine gelehrte Abhandlung: De Deo bellatore, ad Exod. 15, 3 hatte v. Seelen (s. dessen Meditatt. Exeget. P. III. p. 832 sq.) die Zuhörer dazu eingeladen.

3) Diese beiden Theile erschienen zu Bremen im J. 1743 u. 1745.

über andere Dinge zu unterhalten, theils auch die Feinheit der französischen Mundart, besonders in Absicht auf die Aussprache, weiter auszuüben. Auf diese Art behielt er desto besser, und ich gewann zu gleicher Zeit mit ziemlichem Glücke, was er in Paris gelernt hatte. Mir ward nachher von Leuten, die auch vor Kurzem aus Paris gekommen waren, gemeiniglich das Zeugniß ertheilt, daß ich es in der guten Aussprache weit gebracht hätte. Im Englischen und in einigen andern der heutigen Sprachen übte ich mich für mich selbst. Auf das Arabische pflegte man sich dazumal noch nicht so sehr, als jetzt, zu legen. Das Rabbinische verleidete mir Mosheim. Dem Syrischen und Chaldäischen mit mir eine Lehrstunde zu widmen, hatte Niemand Lust. In der Singekunst und auf dem Clavier, so viel ich konnte, zuzulernen, bestrebte ich mich nebenher bei aller Gelegenheit. Unter andern half hierzu auch der Unterricht, den ich den Mosheimischen Kindern in diesen Dingen gab. Ich war nämlich auch ihr Musikmeister, gleichwie ihr Sprach-, Schreib- und Rechnenmeister. Auch die Geige und die Flöte spielte ich damals. Allein wie viel von allem diesem habe ich nach der Hand eingebüßt, an die Seite gelegt, vergessen!"

Obgleich ihn seine Neigung zum akademischen Docenten bestimmte, verlor Overbeck doch während seiner Universitätsjahre das Studium der Pädagogik nie ganz aus dem Auge. „Fast wider meinen Willen," sagt er selbst, „war mir die Schule, so zu reden, ans Herz gewachsen. Wenn zum Exempel Mosheim ein biblisches Buch erklärte, so regte sich fast immer der Wunsch bei mir, daß auf eine solche Art mir irgend einmal in meinen Schuljahren ein Cicero möchte erläutert worden sein. Wenn er Latein redete, so billigte, lobte und bewunderte oder tadelte ich in der Stille das, was er zu hören gab, mehr oder weniger, nachdem er entweder Ciceronisch oder schlechter sich ausdrückte, sich selbst ähnlich oder unähnlich blieb, richtig oder unrecht aussprach. Wenn er das Griechische anders, als nach den Accenten las, so war es mir gar nicht gelegen, und ich empfand einen heimlichen Verdacht, wenn er, wiewol überaus selten, einmal die akademische Weise mitmachte, und von den niedern Schulen mit einiger Geringschätzung sprach. Über dem Lesen des Cicero und anderer lateinischer alter Schriftsteller, ingleichen bei allerhand Übungen der Feder, die dadurch erweckt und befördert wurden, überraschten mich meine jungen Freunde ziemlich oft, und zum Theil nicht ohne innern Tadel, welchen ihrer einige mir auch zuweilen zu erkennen gaben. Nichts bewirkte jedoch hierin bei mir eine Veränderung."

Lebhaft ergriffen von der Idee, sich der akademischen Laufbahn zu widmen, übte sich Overbeck fleißig im Disputiren, bald als Respondent, bald als Opponent. Aber das Mistrauen, das er in seine Fähigkeiten setzte, vermehrte sich, als die Leiden der Hypochondrie seine bisher feste Gesundheit erschütterten und ihn einer gänzlichen Hoffnungslosigkeit hingaben. In diesem traurigen Zustande quälte er sich mit mancherlei Entwürfen über seine künftige Bestimmung. Bald wollte er Landmann werden, bald sich dem Militairstande widmen. Er war nahe daran, in ein braunschweigisches Husarenregiment zu treten, das sich damals zum Feldzuge nach Ungern rüstete. Mosheim heilte ihn wieder von dieser Grille. Auf den Rath jenes Freundes begab er sich (1740) über Braunschweig, Celle und Lüneburg in seine Heimath, und kehrte, durch eine Badecur und Lustreisen nach Harburg und Hamburg gestärkt, mit neuer Munterkeit nach Helmstedt zurück.

Durch Mosheim empfohlen, ward Overbeck im J. 1743 Conrector in Quedlinburg, verwechselte aber diese, seinen Erwartungen wenig entsprechende, Stelle bereits im J. 1744 mit dem Subrectorat in Lübeck. Seine Gewandtheit im lateinischen Styl zeigten die bei dieser zwiefachen Gelegenheit gehaltenen Antritts- und Abschiedsreden[4]). Sie bezeichnen zugleich die Methode seines Unterrichts, in welchem er seine Schüler von Zeit zu Zeit beiläufig über die Fortschritte der Wissenschaften belehren wollte, damit sie ihren künftigen Studienplan darnach entwerfen und verfolgen könnten. Wenigstens beabsichtigte er dies in seiner quedlinburgischen Antrittsrede[5]), obschon er eigentlich dem Zeitgeiste nicht hold war, durch dessen laxere Grundsätze er nicht blos die Schulbildung, sondern auch den Sinn für Moral und Religiosität gefährdet glaubte.

Ungeachtet man aus damaligen Briefen Mosheim's an Overbeck auf eine düstere Stimmung des Letztern und auf Unzufriedenheit mit dem ihm gewordenen Loose schließen könnte, spricht sein eigenes Geständniß dafür, daß Overbeck nie in seinem Leben fröhlicher und mit größerm Erfolge gearbeitet, als in den ersten zwanzig Jahren, wo er zu Lübeck als Subrector und Aufseher der dortigen öffentlichen Bibliothek, sowie späterhin als Conrector der Schule, vorstand. Wer von ihm unterrichtet in das unter von Seelen's Leitung damals blühende lübecker Gymnasium trat, den mußte die Natur stiefmütterlich behandelt oder eigener Unfleiß geschändet haben, wenn er sich späterhin während seines Universitätslebens nicht auszeichnete. Eigene Werthschätzung humanistischer Kenntnisse, rastloser Fleiß, eine zweckmäßige Lehrmethode und strenge Disciplin waren die wesentlichsten Mittel, durch welche Overbeck auf die Bildung der Jugend in mehrfacher Hinsicht, vortheilhaft einwirkte. Sorgfältig bereitete er sich, auch noch in höherm Alter, auf seinen Unterricht vor, obgleich er in frühern Jahren oft acht Stunden täglich, theils öffentlichen, theils Privatunterricht ertheilte. Aber er kargte auch mit seiner Zeit. Der Sommer fand ihn um vier, der Winter noch vor sechs Uhr an seinem Schreibtische.

Unter den Classikern blieb Cicero sein Liebling. Aber auch Quintilian schätzte er sehr. Den Styl und Ausdruck jener beiden großen römischen Redner suchte er seinen Schülern anzueignen, nicht blos im Übersetzen und Erklären, auch durch Nachbildungen[6]). Er wußte diese

4) Sie wurden, auf Mosheim's Wunsch, im J. 1745 zu Lübeck zusammengedruckt unter dem Titel: Orationes tres pro ingrediendorum ratione munerum, unius deponendi, habitae. 5) De conformandis in schola ad genium seculi juvenum ingeniis. 6) Hierher gehören die zwei Proben seiner Übersetzung der Paradoxa des Cicero, in den Jahren 1760—1761 zu Lübeck in Folio gedruckt; Cicero's Abhandlung von der Großmuth und

an das Original so anzuschließen, daß die Arbeit dem Schüler sehr leicht ward, und er selbst gelangte auf diesem Wege zu einer seltenen Gewandtheit, was er teutsch gedacht, geschmackvoll in römische Form und Farbe zu kleiden. Keinen unwesentlichen Einfluß auf seine Lehrmethode gewann eine eigenthümliche Idee Overbeck's, die aus einer Vergleichung von Cicero's und Mosheim's Schreibart hervorging. Hinsichtlich der äußern Beredsamkeit schien ihm zwischen beiden die größte Verschiedenheit zu herrschen. „Welche Dinge," sagt Overbeck in dem bereits erwähnten Fragment, das sich unter seinem Nachlasse gefunden, „haben mit einander weniger Verwandtschaft als die langen Perioden, die der Eine, und die kurzen, welche der Andere liebt. Sollt' ich mich irren? Nein! ich fühle zu sehr, daß die Beredsamkeit des Einen nicht anders mit meinem Verstande und Herzen verfährt, als die Beredsamkeit des Andern. Und in eine solche Vergleichung mit dem Muster aller lateinischen Redner bin ich bisher noch keinem Teutschen außer Mosheim zu stellen gewesen [7]). Woran liegt dies, und was ist die Ursache?"

„Ich war schon eine Zeit lang in Helmstedt gewesen, als die Beantwortung dieser Fragen mir noch immer schwierig schien. Die bisher genossenen Anweisungen zur guten Schreibart und Beredsamkeit hatten mir kein Vermögen mitgetheilt, die Sache ausfindig zu machen. Seitdem der Mund Mosheim's mich noch ungleich mehr als seine Feder rührte, empfand ich Regungen, die nicht nur meine Aufmerksamkeit schärften, um immer weiter nachzusinnen, sondern die mich auch endlich auf die rechte Spur zu bringen schienen. Nicht die äußerlichen Handhabungen und Verbindungen unserer Worte und Ausdrücke können zu der Stärke unsers Vortrags viel beitragen. Die Gedanken an sich, ihre Wahrheit, ihre Gründlichkeit, ihr Gewicht, ihre Stellung, Reihe und Ordnung, ihre Richtung, ihr Schwung, ihre Wendung, sind die vornehmsten Wirkungsmittel unserer Beredsamkeit. Behauptet ein jedes Stück unserer wahren nachdrücklichen und rührenden Vorstellungen in unserm Ausdrucke nur den ihm von der Natur angewiesenen Platz; steht es da, wo es stehen soll, nur in seinem gehörigen Licht oder Schatten, großen oder geringen Nachdruck, stärkern oder schwächern Feuer; so ist es sehr gleichgültig, ob das äußere Wortband so oder anders geflochten wird, sich wenig oder gar nicht windet, sich so oder anders anlegt, sich endlich einfindet oder nicht einfindet, sondern völlig zurückbleibt. Perioden mögen angewandt oder nicht angewandt werden: wir müssen das, was wir sagen wollen, frei, aus vollem Herzen und in der mehr oder weniger begeisternden Empfindung, welche die Sache selbst haben will, von uns sagen. Leidet, ohne das Geringste zu verschieben, oder zu schwächen oder umzuformen, die Sprache, das Wortband, desto besser! Leidet sie es nicht, so bleibt ein wohlgebauter Körper allemal um desto schöner, je weniger ihn eine unnatürliche Schnürbrust einklemmt. Im erstern Falle befindet sich gemeiniglich die lateinische Sprache, in dem letztern die teutsche."

„Urtheile dieser Art entstanden bei mir nach und nach. Sie ergötzten und unterhielten mich; sie häuften und verstärkten sich weniger oder mehr; allein ohne die vorhin berührten Übungen würden sie kaum oder wol gar nicht zu einiger Reife gekommen sein. Es waren dieses gemeiniglich Versuche, wodurch ich gern erfahren wollte, ob die Regeln, die ich mir von Zeit zu Zeit abzog, noch gültig wären. Zu vielen Malen blieb es bei Übersetzungen Mosheimischer teutscher Reden oder Vorreden ins Latein. Ich trieb meine Bemühung, so oft ich Muße hatte, um so zu sehen, ob nicht wirklich ein lateinischer Ciceronischer Vortrag herauskäme, wenn meine Übersetzung allen einzelnen Gedanken und Sätzen des teutschen Redners ihre Stellen, ihre Richtung gegen einander, ihren Schwung und ihre Beziehung auf einander ließe, ohne das Geringste zu verrücken oder herumzuwerfen, und wenn schicklich eingeschobene lateinische Partikeln, in lateinische Mittelwörter verwandelte teutsche Zeitwörter und andere das lateinische Wortband knüpfende Handgriffe nur aufs Fleißigste gebraucht würden, um ohne Unterlaß aus einer Anzahl kürzerer teutscher Perioden, die nie verdreht oder gezerrt werden müßten, einzelne lateinische und längere Perioden zu bilden."

„Nachdem diese Handgriffe mir ein Wenig geläufiger geworden waren, nahm ich zuweilen, um meiner Sache noch gewisser zu werden, auch eine Rede des Cicero, und betrachtete die längern Perioden darin als solche, die aus verschiedenen kürzern teutschen, welche man auf die vorherbeschriebene Weise lateinisch zusammengefügt hätte, entstanden wären. Alsdann verteutschte ich dieselben nach dieser Maßgabe, trennte das lateinische Wortband, zerlegte die ganzen Gedanken in ihre Theile, und gewann dadurch immer eine Anzahl einzelner Sätze, die ich ohne weitere Zerrung oder Verrückung in lauter kleinere teutsche Perioden verwandelte. Ich kann nicht leugnen, daß Anfangs diese Sache ziemlich langsam von statten ging. Sie hat und behält immer ihre Schwierigkeit. Sie will durch eisernen Fleiß errungen sein, und sie ist es werth. Unsere Übersetzer lassen es hierin gemeiniglich zu sehr fehlen. Fast immer ist dies die einzige wahre Ursache, weswegen es so oft heißt, daß man an ihrer Arbeit gar zu deutlich die Übersetzung merke."

Durch solche Studien und die genaue Kenntniß der besten Muster des lateinischen und teutschen Styls hatte Overbeck seinen Geschmack sorgsam ausgebildet, aber demselben zugleich eine gewisse Reizbarkeit gegeben. Hart rügte er oft das barbarische Latein in neuern Schriften und Compendien. Ernesti und Heyne schienen ihm fast die einzigen zu sein, welche die immermehr verschwin-

Erhabenheit der Seele. (Lübeck 1763. 4.) Dessen Gedanken von der Kunst, der Menschen Gemüth zu gewinnen. (Ebend. 1764. Fol.) Dessen Rede zur Vertheidigung des Aulus Licinius Archias. (Ebend. 1766. Fol.) Dessen erste Rede gegen den Lucius Sergius Catilina (ebend. 1769. Fol.) 2c.

7) An einer andern Stelle jenes Aufsatzes heißt es: „Unter allen Schriften, die Mosheim teutsch herausgab, haben bei mir, was die Kraft, Anmuth und Schönheit der Schreibart betrifft, allemal die ersten und besonders die ersten seiner heiligen Reden den Vorzug gehabt."

dende Correctheit und Eleganz des lateinischen Styls zu erhalten suchten. Fast zu streng äußerte sich Overbeck in spätern Jahren gegen die wissenschaftliche Bearbeitung der Muttersprache. Ein lateinischer Vers, den ihm einer seiner Schüler brachte, erntete gewöhnlich mehr Lob, als er einem ebenfalls guten teutschen Verse zugestand. Er sprach meistens Latein, besonders in den öffentlichen Lehrstunden, und stets mit vieler Gewandtheit und Präcision. Seine accentuirte Sprache, verbunden mit der Würde seines Äußern und einem durch stille Heiterkeit gemilderten Ernst, erhöhte die Wirkung seines Vortrags.

Jene Heiterkeit begleitete ihn, seit er (1754) in Anna Charlotte Chüden, der Tochter eines Arztes in Salzwedel, eine in jeder Hinsicht würdige Gattin gefunden hatte, auch in dem Kreise seines Familienlebens, obgleich dasselbe durch den Tod mehrer Kinder, besonders eines hoffnungsvollen Sohnes, getrübt ward. Schmerzlich hatte ihn auch der Verlust seines Freundes von Seelen berührt. Die Rectorstelle, welche dieser vielseitig gebildete Mann bisher bekleidet hatte, ging (1763) auf Overbeck über. Auch unter den angestrengtesten Arbeiten schien ihm eine dauerhafte Gesundheit geblieben zu sein. Einige rheumatische Beschwerden abgerechnet, war er selten krank. Sehr erfreute ihn die allgemeine Anerkennung seiner Verdienste bei der Feier seines Amtsjubiläums im J. 1793. Die Universität Kiel ernannte ihn, der bereits Mitglied mehrer auswärtigen Gesellschaften geworden war, damals zum Doctor der Philosophie und Theologie. Durch eine Druckschrift bezeugte die lübecker Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit ihre Theilnahme an jenem frohen Ereignisse, während mehre seiner Freunde dasselbe durch eine Denkmünze verherrlichten. Noch zwei Jahre nach jener Feierlichkeit verwaltete er sein Schulamt mit der gewohnten Berufstreue, doch mit fast erschöpften Kräften. Sein Wunsch nach Ruhe ging in Erfüllung, als ihn der Senat zu Lübeck (1795) auf sein Ansuchen, mit Beibehaltung aller Emolumente, ehrenvoll entließ. Seitdem bereitete er sich auf seinen Tod vor in stillem Nachdenken über die Wahrheiten christlicher Religion, deren eifriger Bekenner er war. Nicht lange sollte er seine 76jährige Gattin betrauern, die ihm der Tod den 7. Jan. 1802 geraubt hatte. Befallen von einer leichten Unpäßlichkeit, folgte er ihr als 88jähriger Greis, bereits den 3. Aug. des genannten Jahres nach. Seine Tugenden und sein Verdienst um Staat und Wissenschaften begleiteten ihn in jene Welt. Unter seinen Schriften, von denen Meusel ein vollständiges Verzeichniß liefert [8]), verdienen mehre philologische und das Schulwesen betreffende Abhandlungen [9]) besondere Erwähnung. Von Virgil's vier Büchern vom Landbaue lieferte er eine metrische Übersetzung (Lübeck 1749. 4.) und von den Eklogen (Helmstedt 1750); außerdem, wie bereits erwähnt worden, mehre teutsche Bearbeitungen Ciceronischer Schriften. Auch als Mitarbeiter an mehren Journalen war er thätig. Beiträge von ihm erhielten die Belustigungen des Verstandes und des Witzes, die pommerschen Nachrichten und andere Zeitschriften. Nicht ohne Interesse sind auch die biographischen Denkmäler, die er Verpoorten, von Seelen, Carpzov und andern lübeckischen Gelehrten und Magistratspersonen setzte [10]). (*Heinrich Döring.*)

OVERBURY (Thomas), geb. im J. 1581 in Compton-Scorfen in der Grafschaft Warwick, studirte in Oxford im Königin-Collegium, reiste darauf einige Zeit in Frankreich und erwarb sich hier jene äußere Anmuth und Feinheit des Betragens, die ihm nicht weniger als seine glücklichen geistigen Anlagen zur Zierde und zur Empfehlung gereichten. Er schloß sich frühzeitig an den unwürdigen Favoriten Jakob's I., Robert Carr, nachmaligen Viscount von Rochester und zuletzt Earl von Sommerset, an, der sich Anfangs ganz seiner Leitung überließ und seine eigene Unwissenheit und Unerfahrenheit in Geschäften durch die Geschicklichkeit und Erfahrung eines solchen Führers verbarg; so lange der Günstling den klugen Rathschlägen Overbury's folgte, genoß er, wie Hume sagt, das selten vereinigte Glück, in der Gunst seines Fürsten zu stehen, ohne den Haß des Volkes auf sich zu laden. Der Günstling verschaffte Overbury die Ritterwürde und seinem Vater die Stelle eines Richters in Wallis. Das innige Verhältniß zwischen beiden erhielt sich, bis der Günstling auf den Gedanken kam, die berühmte Lady Esser zu heirathen. König Jakob hatte nämlich kurz nach seiner Thronbesteigung, um die großen Opfer zu vergelten, welche die beiden Familien Howard und Devereux seiner und seiner Mutter Sache gebracht hatten, seine Gnadenbezeugungen den letzten Sprößlingen beider unglücklichen Familien zu Gute kommen lassen und unter andern eine Heirath zwischen dem 14jährigen Grafen Esser und der 13jährigen Franziska Howard, Tochter des Lord Kammerherrn Suffolk, zu Stande gebracht. Nach der Trauung begab sich der junge Graf auf die Universität und reiste von da auf den Continent, während die junge, schöne, witzige Gräfin unter Aufsicht ihrer Mutter zurückblieb. Als Graf Esser nach einer vierjährigen Abwesenheit zurückkehrte, fand er seine Frau in vollem Glanze der Schönheit, aber ihm entschieden abgeneigt. Der Favorit hatte nämlich seine Abwesenheit dazu benutzt, um seine Frau zu verführen, wobei die geistreichen und zärtlichen Briefe, die Overbury für seinen Principal schrieb, das Ihrige beigetragen haben sollen, um die junge Schöne zu gewinnen. Da Esser die unzweideutigsten Beweise von ihrer Abneigung erhielt und es ihm in keiner Art gelingen wollte, ihren Haß zu versöhnen, überließ er seine Frau ihren Neigungen, die aber nicht zufrieden mit der Fortsetzung ihres geheimen ehebrecherischen Umgangs eine förmliche Verheirathung mit dem Günstlinge erstrebte, der natürlich die Ehe-

8) S. dessen gelehrtes Teutschland 5. Ausgabe. 7. Bd. S. 538 fg. 10. Bd. S. 392. 11. Bd. S. 596. 9) De scholis more Graecorum habitis. (Lubecae 1763. 4.) De opinione vulgari, disci in scholis multa in spem futurae oblivionis. (Ibid. 1764. 4.) De derivanda a D. *Luthero* necessitudine, quae curiae intercedit cum scholis (ibid. 1768. Fol.) etc.

10) S. Overbeck's Leben von einem nahen Verwandten und vormaligen Schüler des Verewigten (Lübeck 1803). Schlichtegroll's Nekrolog der Teutschen für das 19. Jahrh. 3. Bd. S. 225—276. Baur's neues hist. biograph. literar. Handwörterbuch. 7. Bd. S. 180 fg.

scheidung vorangehen mußte. Auf welche skandalöse Weise die letztere erreicht wurde, ist in dieser Encyklopädie 1. Sect. 24. Th. S. 316 erzählt worden. Carr, der Overbury über Alles zu Rathe zu ziehen gewohnt war, fragte ihn auch um seine Meinung wegen der Heirath mit Lady Essex, und Overbury widerrieth sie auf jede Weise, indem er ihn auf die Schwierigkeit, die Scheidung zu erlangen, und auf das Schimpfliche einer solchen Verbindung aufmerksam machte. Carr theilte diese Bedenken seiner Geliebten mit, die sich deshalb an dem Rathgeber zu rächen beschloß und Carr war undankbar und niederträchtig genug, ihr als Werkzeug ihrer Rache zu dienen. Zu dem Ende wurde Overbury veranlaßt, eine ihm vom Könige angetragene auswärtige Mission abzulehnen, dem Könige dies als ein Beweis seines Ungehorsams dargestellt, und er deshalb den 21. April 1613 im Tower eingesperrt, dessen Gouverneur ganz dem Günstling ergeben war. Nachdem er hier fast sechs Monate im engen Verwahrsam geschmachtet hatte, ohne daß auch nur seinen nächsten Anverwandten der Zutritt zu ihm erlaubt worden wäre, und als die Bemühungen seines Vaters bei dem unterdessen zum Lord Sommerset erhobenen und mit Lady Essex verheiratheten Günstlinge die Freiheit seines Sohnes auszuwirken misglückte, da erst entdeckte er den Urheber seines Unglücks, und schrieb nun einen drohenden Brief an den Günstling. Dieser Brief wurde sein Todesurtheil, der Günstling, der von der Freilassung Overbury's Alles glaubte fürchten zu müssen, wurde durch Furcht grausam, und bewog den Gouverneur des Tower, ihn auf jede Weise vom Gegenstande seiner Furcht zu befreien. Verschiedene Vergiftungsversuche mislangen; ein vergiftetes Lavement machte seinem Leben unter den schrecklichsten Qualen ein Ende den 15. Sept. 1613. Overbury war bei seinem Tode erst 33 Jahre alt, nicht frei von Stolz und Ehrgeiz, aber nach dem Zeugnisse der besten Schriftsteller blieb seine Rechtlichkeit nicht hinter seinen Talenten zurück. Seine Schriften zeugen von Weltkenntniß und von Talent für Darstellung des Lächerlichen, verdankten jedoch unstreitig den merkwürdigen Schicksalen ihres Verfassers einen Theil des großen Beifalls, den sie bei den Zeitgenossen gefunden haben. Es sind I. in englischer Sprache: 1) Ein Gedicht, die Frau, eine bittere Satyre auf Lady Essex. 2) Charaktere oder Schilderungen von den Eigenschaften verschiedener Personen. (London 1614.) 3) Proceß und Verurtheilung des Ritters Walther Raleigh wegen Hochverraths. (London 1648.) II. In lateinischer Sprache: 1) **Tentamina quaedam.** (Lond. 1614.) 2) **De remedio amoris.** (Zwei Theile. Ebend. 1620.) 3) **Observationes circa XVII provincias Germaniae inferioris.** (Die 15. Ausgabe von seinen gesammelten Werken ist von 1632. 12., eine neue erschien 1753.) — Übrigens kam zwei Jahre nach seiner Ermordung das Verbrechen völlig an den Tag, die Theilnehmer wurden vor Gericht gestellt, verurtheilt, die untergeordneten hingerichtet, die schändlichen Urheber aber durch Begünstigung Jakob's I. mit der letzten Strafe verschont, lebten, ein Gegenstand allgemeinen Abscheues, nicht minder sich einander fliehend, als von der Welt gemieden.

Overbury's Neffe, Thomas O., gest. im J. 1680 den 28. Febr. ist Verfasser einiger kleinen Schriften. (*H.*)

OVERFLACQUE, OFER-, OVER-, OWERFLAKKEE, eine sieben Meilen lange zu dem Bezirke Briel in der niederländischen Provinz Südholland gehörige Insel, welche im Westen von der Nordsee, im Norden, Osten und Süden von den Maasarmen Flakke, Haring Vliet und Krammer begrenzt wird. Sie besteht eigentlich aus zwei Inseln, der Insel Goeree, Goede Reede, d. h. gute Rhede — sie wird auch Weest (West)=Voorn genannt — und der Insel Flacque oder Zuyd (Süd)=Voorn. Diese Inseln wurden im J. 1751, wo die zwischen ihnen befindliche Sandbank sich über das Wasser erhob, der gleichen Bedeichung wegen durch einen Damm vereinigt und bilden nun gemeinschaftlich die Insel Overflacque; in vielen geographischen Handbüchern werden sie daher auch noch als für sich bestehend aufgeführt. Die Insel ist ein fruchtbares Tiefland und mit vielen volkreichen Dörfern besetzt. Ihre Hauptorte sind die Stadt Goeree mit einem Hafen und 694 Einwohnern und der Flecken Sommelsdyk mit 1600 Einwohnern. Das Wasser Flacque trennt die Insel von der Insel Oost=Voorn. (*Fischer.*)

OVERKAMP (Georg Wilhelm), geb. den 9. Jan. 1707 zu Greifswald, verdankte den ersten Unterricht den Lehranstalten seiner Vaterstadt. Im frühern Alter entwickelten sich seine Geistesanlagen, und von unermüdetem Fleiße beseelt, machte er besonders schnelle Fortschritte in der griechischen und lateinischen Sprache. Seine akademische Laufbahn eröffnete Overkamp in Jena, wo er durch Vertheidigung seiner Dissertation: **De vestitu praecipue pallio veterum Philosophorum** (1733) die Magisterwürde erlangte und als Docent auftrat. Im J. 1736 ward er Adjunct der philosophischen Facultät in Jena. Bei dieser Gelegenheit vertheidigte er seine Abhandlung: **De Judaeis primariis Christiani nominis hostibus.** Einige Jahre später folgte er einem Rufe nach Greifswald. Die ordentliche Professur der morgenländischen Sprachen, welche er dort erhalten, bekleidete er eine Reihe von Jahren mit unermüdeter Berufstreue. Als Senior der Universität zu Greifswald starb er den 27. Juli 1790.

Schon während seines Aufenthaltes in Jena hatte Overkamp mehre Beweise seiner gründlichen Gelehrsamkeit gegeben, zuerst in einer historisch=theologischen Abhandlung, in welcher er den Ursprung der in der römisch=katholischen Kirche üblichen Sitte, den Gottesdienst in lateinischer Sprache zu halten, und zugleich die Beweggründe nachwies, weshalb diese Sitte noch fortbestehe [1]).

In spätern Dissertationen und Programmen, zu Greifswald geschrieben, beschäftigte er sich mit der Exegese und Kritik des neuen Testamentes, schrieb unter andern über die den ersten Verkündern des Evangeliums verliehene Gabe der Sprachen, über die Magier aus dem Orient, über Gottes Lamm, das der Welt Sünde trägt, nach

---

1) Commentatio historico-theologica de ratione status Curiae Romanae circa usum latinae linguae in sacris cultuque publico (Jenae 1732).

Joh. 1, 29, und andere Abhandlungen verwandten Inhalts, von denen Meusel ein vollständiges Verzeichniß geliefert hat[2]). Das Studium der ältern Sprachen, besonders der orientalischen, empfahl er dringend, und suchte unter andern in einer eigenen Abhandlung[3]) darzuthun, daß die Kenntniß des Arabischen zu einer leichtern Erlernung der hebräischen Sprache führe[4]). *(Heinrich Döring.)*

OVERKERKE, eine Art weißer, holländischer Serge. *(Karmarsch.)*

OVERLAET (A.), aus Antwerpen gebürtig, war früher ein Bäcker, legte sich aber mit entschiedenem Talent auf die Zeichnenkunst, worin er sich ungemein hervorthat und besonders in Zeichnungen mit der Feder so große Fertigkeit besaß, daß er dadurch die Kupferstiche der größten Meister nachahmte. Im pariser Museum befand sich eine Zeichnung mit der Jahreszahl 1758, welche eine heilige Familie vorstellte und ganz vortrefflich zu nennen war. Er soll auch in Kupfer geätzt haben, worüber sich aber nirgends eine genaue Nachricht vorfindet; wahrscheinlich hat eine solche täuschend nachgeahmte Federzeichnung irgend einen Liebhaber bethört *). *(Frenzel.)*

OVERLANDERS, OVRELANDRES, sind kleine Fahrzeuge, welche in Belgien auf dem Rheine und der Maas gebraucht werden. *(v. Carisien.)*

OVERMEERE, Marktflecken in der niederländischen Provinz Ostflandern, Bezirk Termonde (Dendermonde), hat 2622 Einwohner, welche Siamoisenmanufacturen unterhalten. *(Fischer.)*

OVERSCHIE, (n. Br. 51° 56′ 24″, L. 22° 4′ 53″) großes und schöngebautes Dorf in der niederländischen Provinz Südholland, Bezirk Rotterdam, Canton Vlaardingen, liegt an der Schie und hat 2400 Einwohner, welche Eisenwaaren verfertigen. Nahe dabei liegt das ehemals berühmte, jetzt verfallene Schloß Spange, sowie das Haus (Schloß) Starrenberg, nach welchem sich ein Zweig des Wassenaar'schen Geschlechts benennt. *(Fischer.)*

OVERTON, eine Grafschaft im Staate Tenessee in Nordamerika, im Norden an Kentucky, im Osten an Morgan, im Süden an Bledsoe, im Westen an White und Jackson grenzend. Sie hatte im J. 1820 7128 Einwohner, worunter 665 Sklaven und 32 freie Farbige. Hauptort ist Monroe. *(L. F. Kämtz.)*

OVERYSCHIE, OVERISCHE, franz. **Notre-Dame au Bois,** großes Dorf in der belgischen Provinz Brabant, Bezirk Brüssel, liegt an der Ische und hat 3500 Einwohner. Im J. 1677 bekam der Ort unter dem Namen Hornes den Titel eines Fürstenthums und 1765 wurde von hier nach Wavre eine neue Landstraße geführt, durch welche der Weg von Brüssel nach Namur um zwei Meilen verkürzt wurde. *(Fischer.)*

OVERYSSEL, diese Provinz des Königreichs der Niederlande, welche zwischen 23° 21′ bis 24° 44′ östl. Länge und 52° 6′ bis 53° 52′ nördl. Breite liegt, wird nördlich und nordwestlich von Drenthe und Friesland, östlich von der hanövrischen Provinz Bentheim, südwestlich vom preußischen Westfalen, südlich und südwestlich von Geldern und westlich von dem Zuydersee begrenzt. Ihr Flächenraum beträgt 61 □ Meilen, deren jede von ungefähr 2800 Menschen bewohnt wird. Die Zahl ihrer Einwohner, welche im J. 1817 nur 148,000 betrug, belief sich am 1. Jan. 1832 auf 167,892 Köpfe. Die reformirte Religion ist die verbreiteiste. Ihre Bekenner haben drei Classen mit 62 Pastoraten und 82 Predigern. Die Katholiken haben 27 Kirchen mit 36 Predigern; die Wiedertäufer bilden 16 und die Lutheraner zwei Gemeinden. Die Provinz ist in drei Bezirke, Zwolle, Deventer und Almelo, getheilt, welche in 15 Cantonen 16 Städte, 3 Flecken, 198 Dörfer und Weiler mit 96 Gemeinden enthalten. Der Boden der Provinz ist größtentheils eben, nur in ihren mittlern Theilen findet man eine Reihe unbedeutender Sandhügel — und vorzüglich in der Ostgegend, wo man Kunststraßen hat anlegen müssen, um die echter und hardenberger Veenen passiren zu können, voller Sümpfe und Moräste. Das Klima ist feucht und ungesund und dem Ackerbaue wenig günstig, der überhaupt nur an der Westseite der Yssel stärker betrieben wird. Dieser Fluß bildet die Grenze gegen Geldern, ist gegen 500 Fuß breit, nimmt bei Deventer die Schiepbeeck auf und ergießt sich in den Zuydersee. Der größte Fluß nach ihr ist das sogenannte Zwarte Water (schwarze Wasser). Es entsteht oberhalb Zwoll aus vier Bächen, ist unterhalb dieses Orts 200 Fuß breit, bildet das Zwoll'sche Diep und fällt ebenfalls in den Zuydersee. Mit ihm vereinigt sich die aus der Grafschaft Bentheim eintretende Vecht (Vedrus), nachdem sie die Regge unterhalb Ommen aufgenommen hat. Andere Flüsse sind die howalter und steenwyker Aa, sowie die Linde. Der Canal Willemsvaert dient zur Verbindung der Yssel mit dem Zwarten Water. Die Viehzucht wird stark getrieben. Die Ochsen sind wegen ihrer Größe und Schwere, die Pferde wegen ihrer Stärke gesucht; auch hat sich die kleine und grobwollige Schafrace durch Kreuzung mit Merinos sehr verbessert. Außer den genannten Thieren hat die Provinz viel kleines Wild, wilde Gänse und Enten, sowie zahmes Geflügel. Das Pflanzenreich liefert Hafer, Buchweizen, Rübsamen, Erdmandeln, Kartoffeln, aber nur wenig Obst und Holz. Dem Mineralreiche wird Pfeifenthon und etwas Sumpfeisen abgewonnen. Die Torfstecherei ist bedeutend, vorzüglich in den Veenen. Die Industrie ist gering; sie beschränkt sich auf das Verfertigen und Bleichen der Leinwand, Mattenflechten aus den im Lande wachsenden Binsen und Papierfabrication. Daher ist auch die Ausfuhr nicht bedeutend. Butter, Käse, Talg, Wolle, Papier, Leinwand,

---

2) S. dessen Lexikon der vom J. 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. 10. Bd. S. 256 fg. 3) Diss. an et quatenus lingua Arabica ad Hebraicam facilius perdiscendam conducat et proinde in Academiis tractanda sit. (Gryphisw. 1756. 4.) 4) Vergl. D. W. Warnekros' kurze Nachricht von der Overkamp'schen Armen- und Freischule zu Greifswald; nebst dem skizzirten Leben des Stifters (Greifswald 1795). Hirsching's histor.-literar. Handbuch. 6. Bd. 1. Abth. S. 329 fg. Heinrich Döring: Die gelehrten Theologen Teutschlands ꝛc. 3. Bd. S. 189 fg.

*) f. *Eijnden* Vol. II. p. 176.

Matten, Torf, Vieh und Häute sind die Hauptgegenstände derselben. — Im 10. Jahrh. kam die Provinz an die Bischöfe von Utrecht und erhielt den Namen des obern Stiftes. Bischof Heinrich von Baiern trat sie im J. 1528 an Kaiser Karl V. ab, und nun bildete sie von 1536 an unter dem Titel einer Herrlichkeit eine besondere Provinz, welche von dem kaiserl. Gouverneur in Friesland abhing. Im J. 1580 trat sie dem utrechter Bündnisse bei und machte nun eine der sieben Provinzen der vereinigten Niederlande aus. Ihr Wappen war ein rother Löwe im goldenen Felde, über welchen ein schmaler blauer Querbalken wellenförmig hinwegläuft. — Über die Veränderungen, welche mit ihr seit der Revolution vorgegangen sind, s. das Königreich der Niederlande. (*Fischer.*)

OVETUM, alter Name einer Stadt in Hispania Tarraconensis, im Gebiete der Asturier, welche manche für das heutige Oviedo halten; doch ist das Dasein einer solchen Stadt für das Alterthum unsicher, indem in Plinius H. N. XXXIV, 49, worauf man sich allein berufen kann, statt **Plumbum Ovetanum** in den Handschriften **Jovetanum** findet. (*H.*)

OVIBOS *Blainville* (Mammalia); unter diesem Namen hat Blainville den **Bos moschatus** zu einer eigenen Gattung erhoben, welche, da sie sich kaum durch etwas anderes als die behaarte Schnauze unterscheidet, eine Aufnahme nicht verdient. (D. *Thon.*)

OVICAMELUS (Mammalia), eine Benennung, welche die frühern Schriftsteller den Thieren der Gattung **Auchenia** gaben, da dieselben einige Ähnlichkeit mit dem Schaf und auch mit den Kameelen haben, auch wie diese zum Lasttragen gebraucht werden. (D. *Thon.*)

OVID, Township in der Grafschaft Seneca im Staate New-York, zwischen dem Cayuga- und Senecasee, mit vier Kirchen, einem Postamte und 5000 Einwohnern. In der Gegend wird schöner Weizen gebaut. (*L. F. Kämtz.*)

OVIDIUS (**Publius Ovidius Naso**), ist nach seiner eigenen Aussage den 20. März, am zweiten Tage des der Minerva heiligen, altitalischen Festes **Quinquatrus** zu Sulmo im Pelignerlande im J. 711 a. u. c. geboren[1]); der Tag war seinen Ältern dadurch merkwürdig, daß grade an ihm vor einem Jahre ihr Ältester ihnen geboren war. Die Ältern waren damals schon bejahrt: daher auch diese beiden Söhne ihre einzigen Kinder blieben. Die Familie dieser Ovide war in Sulmo angesehen, da sie seit langer Zeit zu den römischen Rittern gehörten[2]): hatte sich gleich keiner der Vorfahren in der Geschichte des römischen Staates einen Namen erworben, so waren sie doch darauf wenigstens bedacht gewesen, durch ein gutes Vermögen sich und ihre Nachkommen vor Mangel zu schützen. Denn es überstieg das Vermögen des Vaters unsers Ovidius nicht nur den Census der Ritter, sondern wahrscheinlich auch den der Senatoren, daher seine Söhne später die Rechte von Senatorensöhnen in Anspruch nahmen[3]). Es bestand das Vermögen auch aus liegenden Gründen, wie es scheint die Besitzungen in Sulmo selbst aus schönen Obst- und Weingärten, aus bedeutenden Ländereien. Ferner besaß Ovid Gärten an der via Clodia, ein Haus in der Nähe des Capitols[4]). Bei dieser Wohlhabenheit wird denn auch nicht verabsäumt sein, die durch die Geburt eines Sohnes herbeigeführten Festlichkeiten dem Wohlstande des Hauses gemäß zu begehen, so der neunte Tag, **dies lustricus**, besonders, an dem unser Ovid den Namen Publius erhielt. Dieser Name wird freilich durch keinen Alten ausdrücklich bezeugt, allein da mehre der besten Handschriften ihn haben, auch die **Vitae** — **cf. infr.** — ihn zu schützen scheinen, so ist er ohne Weiteres nicht zu verwerfen. Publius nun ward mit seinem ältern Bruder in den ersten Lebensjahren der Mutter, einer anspruchlosen Frau, anvertraut, sobald aber die Knaben anfingen, die Elemente zu lernen, richtete der Vater ein aufmerksames Auge auf sie. Er, der alte Naso, war nach den wenigen Nachrichten, die uns über ihn sein Sohn hat zukommen lassen, zu urtheilen, ein strenger, fast pedantischer Mann; da ihm das Schicksal versagt hatte, in hohen Ehrenstellen zu glänzen, so wollte er dafür, so viel an ihm läge, doch seine Söhne zu diesem Ziele gelangen lassen[5]). Für den ersten Unterricht genügten die Anstalten in Sulmo, doch sehr bald zog der Söhne halber der Vater nach Rom und übergab diese den damals ausgezeichnetsten Lehrern. Lectüre der Dichter und ihre Erklärung, Lesen von Ethologien, Ausarbeiten von Chrien und Ähnliches wurde nun die Beschäftigung der Brüder; als sie hierin weit genug waren, kamen sie zu Rhetoren. Auch bei dieser Wahl sehen wir die Sorgsamkeit des Vaters; nicht die ersten besten, sondern die ausgezeichnetsten Rhetoren waren es, zu denen er ohne Rücksicht auf die Kosten seine Söhne führte: Arellius Fuscus und Porcius Latro hatten damals großen Ruf; sie wählte er[6]). Beide hatten verschiedene Methoden im Unterrichten, Latro, den Seneca dem Arellius bei weitem vorzieht, ließ nicht die Schüler selbst declamiren, sondern nur dem zuhören, was er sprach; Arellius that dies zwar auch, schloß jedoch das Andere nicht aus. Wie überhaupt der Erziehung des Alterthums das Lob einer naturgemäßen nicht abgesprochen werden kann, so war auch die Gradation, welche in der Wahl der Unterrichtsgegenstände die Rhetoren damals im Ganzen festhielten, dem Geiste der Jünglinge sehr angemessen; den Anfang nämlich machten sie mit den **suasoriae**, leichtern Reden aus dem **genus deliberativum**, die aber in sich so viele Mannichfaltigkeit und Nüancen hatten, daß in allen ihren Arten tüchtig zu sein schon viele Übung erfoderte. Während sie aber ihres Stoffes wegen weniger Schwierigkeit darboten, so thaten dies die **controversiae**, zu denen man von jenen fortschritt. Sie gehören zum ge-

1) *Ovid.* Trist. IV, 10, 13. *Scalig.* Anim. ad *Euseb.* Chron. p. 159 irrt hier, wie überall, wo er sich l. c. auf Ovid bezieht. 2) *Ovid.* Amor. III, 15, 5. Trist. II, 111. IV, 10, 7. Ep. ex Pont. IV, 8, 17.

3) *Ovid.* Trist. IV, 10, 29. *Walch.* ad *Tac.* Agric. p. 135. 4) *Ovid.* Amor. II, 16, 33. Trist. I, 3, 29. Ep. ex Pont. I, 8, 41. 5) *Ovid.* Trist. IV, 10, 17. 6) *Ovid.* l. c. *Senec.* Contr. II. prooem., *ej.* Suasor. IV. fin. und daraus Vit. Ovid.

nus judiciale, handelten von Processen und setzten daher Kenntniß des Rechts voraus; ferner war man bei ihnen gezwungen, sich streng an den gegebenen Gegenstand zu halten, denn wie einmal die Geschichtserzählung vorlag, darnach war die Sache zu behandeln und somit der Phantasie ein freieres Spiel abgeschnitten, denn Alles mußte darauf berechnet sein, die Richter zu überzeugen. Sonach sieht man, wie zu ihrer Behandlung allerdings schon größere Festigkeit und Gewandtheit des Geistes erfoderlich war, wie ein Geist zu ihnen gehörte, der sich schon ganz aus sich heraus in einen vorliegenden Fall zu versetzen verstand und auch trockene Gegenstände mit Fleiß und unterhaltend zu bearbeiten vermochte. Diese Übungen also beschäftigten jetzt die beiden Brüder; der Ältere gewann ihnen viel Geschmack ab, trieb sie mit Lust [7]) und war deswegen ohne Zweifel der Liebling des Vaters, da dem Publius dies rhetorische Treiben gar nicht behagen wollte und er also keine Fortschritte machte. Ihn nämlich hatte die Lectüre der Dichter völlig der Poesie gewonnen und so mächtig auf seinen für alles Schöne so leicht entzündbaren Geist gewirkt, daß er die Dichter nachzuahmen strebte und selbst Verse anfing zu schmieden. Denkt man sich nun, wie die nach rhetorischen Grundsätzen zu verfertigenden Ausarbeitungen des Publius poetische Ausdrücke und Gedanken enthielten, wie ihn dann die Lehrer getadelt und ihm dies als **vitium foedissimum** vorgehalten, wie der Vater schalt, als er davon benachrichtigt ward oder auf sonstige Weise erfuhr, wie sein Sohn statt nur an das Consulat zu denken, sich auf den Parnaß träume, so sieht man, wie die Freude an seinen Lieblingen, den Dichtern, dem Jünglinge gar sehr vergällt werden mußte. Denn grade der Vater sprach sich streng gegen die Beschäftigung mit solchen Allotriis aus, er deutete dem Sohne an, wie das Dichten eine ganz unnütze Arbeit sei, wie man damit nicht einmal Brod, geschweige Reichthum und Ehrenstellen erlange [8]), er konnte dies ja mit den Beispielen des Nävius, Ennius, Plautus, Valerius Cato und Anderer belegen, wie ja eines jeden Volkes Geschichte Jedem, wenn er auch Israeli's Werk nicht gelesen, Beispiele für diesen Satz liefert. Es mag auf den weichlichen, bequemen Jüngling die Aussicht auf Mangel nicht ohne Wirkung geblieben sein, auf jeden Fall mußte er als gehorsamer Sohn gehorchen und wenn auch mit Widerwillen, Rhetorik treiben. Es war nun auch die Zeit gekommen, wo Publius die **toga virilis** anlegte, das Ende des 15. Jahres [9]); sicher ist es zwar nicht, da Unregelmäßigkeiten schon in der letzten Zeit der Republik vorkommen, doch wird schwerlich der alte Naso vom Herkommen sich weit entfernt haben. So erhielt denn Publius den 17. März 727 **a. u.**, an dem die **Liberalia**, ein Fest des Bacchus, gefeiert wurden, als Sohn eines **Eques illustris** die Toga der Senatoren; er mag sich nach diesem Tage gesehnt haben, weil er hoffte, daß, wie gewöhnlich, so auch für ihn jetzt ein freieres Leben stattfinden würde; allein des Vaters Strenge machte diese Hoffnung zu Wasser, dieselben Studien wurden, wie vorher, mit Eifer fortgesetzt. Daher ist es kein Wunder, daß es Ovid trotz alles Misbehagens doch zu einer gewissen Fertigkeit im Reden, also doch weiter als Virgil brachte; er schloß sich, wenn gleich Latro ihn anzog, vorzugsweise an Arellius an, da dessen weichliche, hier und da glänzende, aber sich weder ganz gleiche, noch streng logische Composition ihm bequemer war; daher denn auch eine gewisse Ähnlichkeit zwischen Lehrer und Schüler sich wahrnehmen läßt. So behandelte Ovid ungern Controversen; wenn er einmal eine behandelte, so war es eine ethische, Suasorien dagegen sagten ihm zu. An Gedanken fehlte es ihm nie, auch waren sie geistreich, aber es gelang ihm nicht, sie in eine feste Ordnung zu bringen, wie es ihm überhaupt Mühe kostete, streng bei einer Sache zu bleiben, sein unruhiger, beweglicher Geist zog ihn von Einem zum Andern hastig hin, mit einem Worte, an dem, was wir von diesen rhetorischen Studien noch übrig haben, sehen wir deutlich, wie richtig und wahr Seneca [10]) urtheilt, wenn er Ovid's Reden als **carmina soluta** bezeichnet. Es waren nämlich in ihnen fast nichts als poetische Gedanken, nichts als kurze abgebrochene Sätze; ferner Fragen, Exclamationen in Masse, also überhaupt keine eigentlich prosaischen Perioden; man vermißte ferner in ihnen eine genaue Verbindung der Sätze, da diese ja einer aus dem andern gewissermaßen entstehen müssen und hervorgehen, es fehlte endlich dem Ganzen die gehörige Form, da es nur die subjectiven Gedanken des Redners enthielt, mit einem Worte, wir sehen, wie wenig dies rhetorische Wesen dem Geiste des jungen Mannes zusagte, mit wie wenig Eifer er es betrieb. Es blieb dies auch nicht ohne Folgen, denn es erklärt sich hieraus, warum Ovid in den eigentlich positiven Kenntnissen keinen festen Grund gelegt; er hat Alles mehr desultorisch betrieben, was die ersten Jahre seines poetischen Lebens auch bestätigen werden. Dieser Zustand Ovid's konnte aber seinem Vater nicht verborgen bleiben, daher war es auch nicht gut möglich, daß dieser besonderes Wohlgefallen an ihm hätte finden sollen, zumal da der ältere Sohn, wie schon bemerkt, durch Fleiß und Emsigkeit in den angegebenen Studien sich auszeichnete [11]). Doch als dieser unerwartet im J. 731 **a. u. c.** starb, war der Vater gezwungen, alle seine Hoffnungen auf den jüngern zu setzen; dieser mußte nun, um alles Schwanken abzuschneiden, sogleich beginnen, die Ämter zu bekleiden, welche damals als die nöthige Vorschule zu höhern Würden für die Söhne vornehmer Familien betrachtet wurden. Wie Ovid von einem Amte zum andern fortgeschritten, läßt sich wegen mangelnder Nachrichten nicht mit Bestimmtheit ermitteln; es mag sein, daß er ein **judex** zuerst gewesen, sicher war er aber, und zwar vielleicht schon im J. 732 **a. u. c.**, **triumvir capitalis** [12]), als welcher er die Gefängnisse zu

7) *Ovid.* Trist. IV, 10, 16. 8) *Ovid.* l. c. 20. 9) *Ovid.* Fast. III, 714. *Noris* ad *Cenot. Pisan.* p. 112. *Beier.* ad *Cic.* Lael. c. X. p. 56.

10) *Senec.* Contr. II, 10. *Ovid.* Trist. IV, 10, 25: Sponte sua numeros carmen veniebat ad aptos, Et quod tentabam dicere versus erat. 11) *Ovid.* l. c. 17, 31. 12) *Ovid.* l. c. 33. Cf. *Schott.* ad *Senec.* Controv. III, 16. fin. Int. ad *Tac.* Agric. 2.

nspiciren hatte, und durch Unterbedienten die Strafen an gemeinen Verbrechern vollziehen lassen mußte: wahrlich für einen poetisch gestimmten, mit dem Amte schon beim Antritte desselben unzufriedenen Jüngling geeignete Geschäfte! Trotz dem Mismuthe des Sohnes ließ aber der Vater nicht nach; wahrscheinlich schon im folgenden Jahre hat Publius als **decemvir stlitibus judicandis** agirt [13]), ein Amt, das ihm später noch den Vortheil verschaffte, bei Spielen im Theater und sonstigen feierlichen Gelegenheiten auf den Senatorenplätzen zu sitzen [14]). Zur Erlangung von größerer Selbständigkeit aber und überhaupt zur Erlangung der dem Richter so nothwendigen Würde hatte der Vater für gut erachtet, dem Sohne eine Frau [15]) zu geben, ohne Zweifel auch meinend, diesem einen Gefallen dadurch zu thun; aber es war nun einmal Schicksal, daß der rechtschaffene Vater auch bei den besten Absichten es dem Sohne nie recht machen konnte. Ovid, der ein freieres Leben wünschte, dem nichts mehr zuwider war, als irgend eine Fessel, fühlte sich durch diese Veranstaltung nur noch unglücklicher. Im Hause also einmal eine Gemahlin, die ihm Widerwillen einflößte; dann der Vater, der ihm stets die so verhaßte Senatorwürde als schönstes und nahes Ziel vorhielt, also nichts, was irgendwie zu seinen Neigungen gestimmt hätte. Was war also natürlicher, als daß er sich außerhalb des Hauses für diese Leiden zu entschädigen strebte? Er suchte und fand in der Corinna ein Wesen, welches alle Ansprüche, die man an das weibliche Geschlecht machen könne, ihm zu übertreffen schien: mit der Liebe zu ihr erwachte die nie ganz zurückgedrängte Liebe zur Poesie mit neuer Kraft und größerer Heftigkeit, denn je; dazu kam, daß Ovid Freunde gefunden, die, selbst schon Dichter, mit ihm doch an glühender Liebe für die Dichtkunst wetteiferten. Dies Alles drängte den Jüngling zu dem Entschlusse, trotz des Vaters, der Geschäftscarriere zu entsagen und nach so langem Harren den Musen sich zu widmen mit allem Ernste. Es wird erzählt [16]), Horaz habe den alten Naso zum Nachgeben bewogen; aber die Art, wie Publius von Horaz spricht [17]), macht dies weniger als wahrscheinlich. Viel eher könnte man an M. Valerius Messala Corvinus denken [18]), der, die Anlagen seines jungen Freundes erkennend, ihm in dieser vielleicht schwierigen Lage mit Rath und That beistand. Denn wie Pollio hatte auch dieser ausgezeichnete Mann es vorgezogen, das Schwert mit der Feder zu vertauschen [19]) und so viel er vermöchte, auf Poesie und Wissenschaft günstig einzuwirken; es gelang dies, durch römische Sitte unterstützt. Denn schon zu Catull's Zeiten war in Rom unter den damals in Masse erstehenden Dichtern ein heiterer Verkehr gebildet und hatte diese Männer mehr ein gleiches poetisches Streben als gleiche politische oder sonstige Gesinnungen zusammengeführt [20]).

13) *Ovid.* Trist. II. 93. ibiq. *Burm.* Fast. IV, 384. 14) *Ovid.* Fast. III, 383. *M. H. E. Meier*, Ind. lectt. 1831—1832. p. 6. 15) *Ovid.* Trist. IV, 10, 69. 16) Vit. Horat. in *Kirchn.* Quaest. Horat. in . . . 17) *Ovid.* Trist. IV, 10, 49. 18) *Ovid.* Ep. ex Pont. I, 7, 28. 19) *Wiese*, De M. V. Mess. Corv. Vit. et stud. doctr. p. 63. 20) Zeitschr. für Alterthumswissenschaft. 1834. Nr. 19. S. 158.

Die Zeit der Bürgerkriege mag Manches zerstört, Manches aber auch begründet haben, daher denn, sobald Ruhe eingetreten, man sich schnell zusammenfand. Zu einem solchen Kreise gesellte sich auch Ovid; der älteste Dichter darin mag Ämilius Macer gewesen sein, ein anerkannt tüchtiger Poet, der außer einer **Ornithogonia** auch **Theriacon** geschrieben [21]); dann ist zu erwähnen der unserm Ovid so geistesverwandte Propertius, mit dem er auch eng vertraut gewesen zu sein scheint [22]); ferner die Epiker Ponticus [23]) und Macer [24]) der Jüngere, der Jambograph Bassus [25]); doch um an diesem Kreise Theil zu nehmen, war nicht unumgänglich nöthig, grade Dichter zu sein, sondern auch Männer, die ohne selbst zu produciren, fein und geschmackvoll über Poesien zu urtheilen verstanden, waren willkommen, so Tuticanus [26]), mit Ovid in gleichem Alter, Fabius Maximus [27]), der zum Dichten Ovid stets ermunterte; Atticus [28]) ferner und Grácinus [29]). Hier prüfte man gemeinschaftlich die Gedichte, welche man nach Pollio's Einrichtung vor größern Versammlungen zu recitiren vorhatte; hier also zeigte sich Ovid zuerst als Dichter, den Stoff lieferte ihm Corinna. Die ersten Versuche des jungen Dichters gefielen so, daß Corinna zum Gespräche der Stadt ward [30]); daß nur unter diesem fingirten Namen man die Gefeierte kannte, hatten theils persönliche Gründe veranlaßt, theils die damals herrschende echt römische Ansicht, durch einen schönen, idealen Namen des geliebten Mädchens die Idealität des Gedichts zu erhöhen. Wer die Corinna eigentlich gewesen, hat Ovid noch in spätern Jahren als ein Geheimniß verschwiegen [31]). Wir halten sie weder mit Apollinaris Sidonius [32]) für eine **Caesarea puella**, noch nach Reisig [33]) für eine rein fingirte Person, sondern überlassen es der Phantasie unserer Leser, sich mit Hilfe Ovid's von diesem sicherlich ebenso schönen, gebildeten und leichtfertigen als Ovid's Zeitgenossen und uns unbekannten Mädchen und Weibe ein Bild zu entwerfen. Genug, daß sie auf Ovid's erste poetische Versuche den größten Einfluß hatte, ja ihm die Richtung anwies, der er in der ersten Hälfte seiner poetischen Laufbahn fast ausschließlich anhing. Daß wir aber diese Ereignisse mit Recht um das 22. Lebensjahr unsers Dichters legen, beweist der Umstand, daß er zuerst recitirte, als er noch nicht lange den Bart abgelegt [34]); dies geschah aber um die angegebene Zeit.

21) *Ovid.* Trist. IV, 10, 43. *Quint.* Inst. or. X, 1, 87. *Jahn.* de Ovid. et Sab. Epist. p. 8. 22) *Ovid.* l. c. 23) *Ovid.* l. c. *Propert.* I, 7. 24) *Ovid.* Amor. II, 18. *Jahn.* l. c. 25) *Ovid.* Trist. IV, 10, 47 ibiq. *Burm.* *Casaub.* ad *Pers.* V, 1. *Brouckh.* ad *Propert.* I, 4, 1. 26) *Ovid.* Ep. ex Pont. IV, 12, 20. 27) *Ovid.* ibid. II, 3, 75. 28) *Ovid.* Amor. I, 9, 1 ibiq. *Burm.* *Ovid.* Ep. ex Pont. II, 4, man hat ihn bald mit Julius Atticus, der de vineis geschrieben, bald mit Curtius Atticus, dem Freunde Tiber's, identificirt, eins mit so wenig Grund, wie das Andere. 29) *Ovid.* Amor. II, 10. Consul 769 a. u. c. *Massón.* Vit. Ovid. ad ann. DCCLXIX. 30) *Ovid.* Trist. IV, 10, 59. 31) *Ovid.* Art. Am. III, 538. 32) *Apoll. Sid.* Carm. XXIII, 157. 33) Paldam. Röm. Erot. S. 62. 34) *Ovid.* Trist. IV, 10, 57. Cfr. *Burm.* ad *Petron.* c. 29. *Mass.* l. c. ad ann. DCCXXII, III., intt. ad *Juven.* III, 186.

So war denn das Schicksal des jungen Ovidius entschieden: wohin ihn früh ein unbestimmtes Etwas gezogen, das behandelte er jetzt mit Bewußtsein und Freudigkeit, die Poesie: was ihn früher so gedrückt, die Aussicht auf den großen Staatsmann und die Frau, das hatte er glücklich abgeschüttelt. Denn da er mit dieser nach seiner eigenen Aussage nur kurze Zeit verheirathet war [35]), so können wir die Scheidung um das Jahr 733 a. u. c. setzen; da sie keine Hoffnung zur Nachkommenschaft bot, so mag sich auch hierein der Vater gefunden haben. Einen angenehmen Aufenthalt im väterlichen Hause hat ihm dies aber wohl schwerlich bereitet, zumal da unser Publius dem sparsamen Vater häufig zu Ermahnungen Anlaß gab; der Umgang des jungen Liebhabers und Dichters führte Ausgaben herbei, die der strengdenkende Vater schwerlich billigen konnte [36]), eine Trennung auf einige Zeit mochte daher beiden Theilen erwünscht scheinen. An diese hat Publius vielleicht auch noch aus einem andern Grunde gedacht: nämlich trotz des Beifalls im Publicum mag er selbst wie seine Freunde eingesehen haben, wie viel ihm doch bei allen seinen Talenten noch fehle. Daher entstand auch bei ihm der Wunsch zu reisen; die Umstände erlaubten eine baldige Ausführung. Es mag also um das J. 735 a. u. c. Ovid nach Athen [37]) gegangen sein; von da aus hat er dann in Begleitung seines Freundes Macer [38]) Kleinasien durchstreift und ist mit diesem über Sicilien, wo Ovid einen Winter durch blieb, nach Rom um das J. 736 zurückgekehrt. Später, als hier geschehen, dürfen wir diese Reise aber schwerlich setzen, da Ovid selbst sagt, er habe Troja in sehr jungen Jahren, puerilibus annis, gesehen [39]), aber auch nicht viel früher, da vor den ersten 20 Jahren sich im Leben des Dichters nichts Außerordentliches, den Tod des Bruders abgerechnet, zugetragen zu haben scheint. Noch zwei Gründe können wir kürzlich für unsere Annahme anführen: einmal, daß Ovid weder Virgil noch Tibull kennen gelernt [40]); wären sie bei seiner Rückkehr, wo er ganz entschieden als Poet auftrat, noch am Leben gewesen, er hätte gewiß nicht gezögert, mit ihnen in einen nahen Verkehr zu treten. Dann könnte sein, daß der alte Naso bei dieser Reise auch beabsichtigt habe, seinen Sohn die nach dem Herkommen nöthigen Kriegsdienste thun zu lassen; es war jetzt dazu die beste Gelegenheit, da im J. 733 a. u. August selbst nach dem Orient abgegangen war, um die dortigen Angelegenheiten zu ordnen, und Alles erwartete Krieg. Eben deshalb war auch der jüngere Macer, den wir für den bei Tibull Erwähnten halten [41]), nach dem Orient gegangen; da aber aus dem Kriege nichts ward, so schweiften dafür die jungen Dichter in dem ihnen so theuern Asien umher. Noch später gedenkt Ovid dieser Zeit mit Freuden [42]) und mag sein, daß sein Aufenthalt in Sicilien z. B. auf spätere Productionen, wie die Metamorphosen, noch eingewirkt hat, ebenso ist sehr annehmlich, daß grade hier Macer den Entschluß zu dem trojanischen Sagenkreise entlehnten Epopöen gefaßt hat. Doch genug der Vermuthungen, im J. 736 war Ovid sicher in Rom. Er hatte sich auf dieser Reise nur noch mehr für die Poesie entschieden und wird daher der Vater ihm keine Hindernisse mehr in den Weg gelegt haben; dagegen mag durch des Vaters Wunsch Ovid's zweite Verheirathung [43]) herbeigeführt sein, da bei eigener und selbständiger Wahl dies Bündniß doch wol länger gedauert hätte. Ebenso mag der junge Ritter, um seinen Vater zufrieden zu stellen, seinen Pflichten als Ritter mit Eifer nachgekommen sein [44]); auch hat er vielleicht jetzt ab und an als Richter deshalb fungirt, keineswegs aber als Advocat, da Ovid weder Kenntnisse dazu hatte, noch auf dem Forum reden wollte [45]). Das Verhältniß zu seinem Vater hat sich demnach auch wol besser gestaltet, zumal da dieser schwerlich gegen den steigenden Ruhm des Sohnes unempfindlich war. Denn wie früher, so war auch jetzt wieder unser Dichter bei dem Publicum in großer Gunst; so konnte z. B. die Elegie auf den Tod Tibull's nicht ohne Eindruck geblieben sein [46]), dann waren ferner die folgenden Gedichte der Liebe gewidmet und ganz und gar Ausdruck des bequemen, heitern, sorglosen Lebens in Rom, in der leichten Form des Ovid mußten sie gefallen. Es kann sein, daß auch jetzt noch Corinna die Geliebte Ovid's war: doch erfreuten sich auch andere Mädchen seiner Gunst, wenn anders — cf. infr. — man dies aus den Liebeselegien folgern darf. Durch diesen Eifer in der Poesie, durch seine eigene Neigung bewogen, erneuerte der Dichter sogleich den Verkehr mit seinen Freunden wieder, die denn mit ihrem Rath, ihren Meinungen über ihn nicht zurückhielten und ihn daher vielfach aufmunterten, sich auf andern Gebieten der Dichtkunst zu versuchen. Das Richtige dieses Rathes sah Ovid ein, denn hierdurch und durch die damals in Rom öfter vorkommenden Epen angeregt, unternahm er ein Epos zu schreiben, dessen Stoff, Kriege der Hekatonchiren, Giganten, gegen die Götter [47]), schon zeigt, wie der Dichter zur Beherrschung gewaltiger Gegenstände Kraft zu besitzen glaubte. Es ward aber dies Epos ebenso wenig vollendet, als das, was er zu Ehren August's zu schreiben beabsichtigte [48]). Obgleich dieser letzte Stoff sicherlich zeitgemäß war, da jetzt grade, um das Jahr 737, so vielfach Gelegenheit geboten war, Octavian's große Verdienste zu erkennen, so blieb er doch sicher zu Ovid's Glücke liegen. So viel sehen wir aber hieraus, wie höchst mannichfach das Gemüth des Dichters afficirt ward; auf der einen Seite wollte er weiter, und experimentirte deshalb mit sich, auf der andern aber konnte er es theils durch Gelegenheits-

35) *Ovid.* Trist. IV, 10, 70. 36) *Ovid.* Amor. I, 3, 9. 8, 57. 10, 57. Art. Am. II, 165. 37) *Ovid.* Trist. I, 2, 77. *Jahn*, De Ovid. et Sab. Ep. p. 9. not. 3 bezweifelt dies Factum, doch ist die angeführte Stelle zu bestimmt. 38) *Ovid.* Ep. ex Pont. II, 10. 39) *Ovid.* Fast. VI, 417 sq. 40) *Ovid.* Trist. IV, 10, 51. 41) *Tibull.* II, 6. Die Erklärer, auch Dissen, denken an den oben erwähnten Ämilius Macer.

42) *Ovid.* Ep. ex Pont. II, 10. 43) *Ovid.* Trist. IV, 10, 71. 44) *Ovid.* Trist. II, 89. 45) *Ovid.* Trist. II, 93. Ep. ex Pont. III, 5, 23. Amor. I, 15, 5. 46) *Ovid.* Amor. III, 9. 47) *Ovid.* Amor. I, 1. II, 1, 11. Trist. II, 333. 48) *Ovid.* Trist. II, 335. Amor. II, 18, 11. Epist. ex Pont. III, 5, 31.

gedichte, wie er die Hochzeit des Fabius Maximus besang[49]), theils durch die andern Zerstreuungen, mit denen sein Leben verbunden war, veranlaßt, sich nicht sogleich entschließen, von dem geliebten und ihm bequemen Wege zu einem schwierigern überzugehen. Endlich, um das J. 738 a. u., entschloß er sich zur Tragödie überzugehen, einer Gattung, in der noch Lorbeeren zu ernten waren. Es bemerkte aber der Dichter gar bald, wo es ihm, um hier tüchtig zu werden, fehle; in seinen bisherigen Gedichten hatte er, namentlich im Psychologischen, mit Recht lediglich das Urtheil seines eigenen Herzens befolgt, da er dessen Angelegenheiten vorzugsweise schilderte; das ging aber bei der Tragödie nicht mehr, sondern da mußte der Dichter aus sich herausgehen, sich ganz in Anderer Denkungsweise hinein versetzen und vertiefen. Es wurde dies dem Dichter schwer, sehr schwer, daher ist er zur Erholung zur Elegie auf kurze Zeit wieder zurückgekehrt[50]). Dies hat ihn aber wol zu dem Gedanken gebracht, eine Arbeit zu unternehmen, die den Elegien ähnlich, ihn zugleich in dem, was ihm die Tragödie erschwere, tüchtig weiter fördere; als Analogie dienten ihm die ἠθοποιΐαι der Rhetoren, die auch in Briefform[51]) gemacht wurden. Diese, die Briefform, wählte er, und kam so, vielleicht auch durch ähnliche Unternehmungen anderer Dichter angeregt, zu den Heroiden. An sie mag er im J. 739, 740 gegangen sein, womit auch andere Umstände stimmen; vor der Herausgabe und dem Abschlusse der **Amores** aber brauchen sie nicht nothwendig abgeschlossen zu sein[52]), sondern es ist vielmehr charakteristisch am Ovid, daß, wie auch Jahn[53]) annimmt, Liebeselegien, Heroiden, Tragödien, andere kleinere Gedichte neben einander herlaufen. Mit diesen allgemeinen Bestimmungen müssen wir uns aber begnügen; wir sehen aus ihnen, wie viel der Dichter in dieser Zeit unternommen, liegen gelassen, ausgearbeitet hat; wir müssen aber, um seinen Fleiß richtig zu schätzen, noch erwähnen, daß wir nicht alle Elegien haben, die er damals dem Publicum in die Hände gegeben, daß er auch manches Gedicht, ohne es Jemandem mitzutheilen, verworfen hat[54]). Übrigens wurden, wie die frühern Gedichte, so auch die Heroiden mit Beifall aufgenommen, wie man aus der sogleich erfolgenden Nachahmung des Sabinus wohl schließen darf[55]); sie stehen aber trotz dem auf einer niedrigern Stufe, als die übrigen Erzeugnisse Ovid's aus dieser Zeit, da sie sich in Allem als Übungen zeigen. Nachdem er an ihnen sich also geübt, kehrte er zu der Tragödie zurück, und daß er sich in diese Gattung hineinfand, auch Treffliches in ihr leistete, zeigt das einstimmige Lob der Alten über die Medea[56]). Sie war im Ganzen in der Art des Pacuvius und Attius geschrieben und ist daher auch ohne Zweifel aufgeführt, Liebe spielte in ihr gewiß auch eine Rolle, doch war grade diese daran Schuld, daß er außer der Medea nichts Tragisches mehr vollendete, sondern Andern dies Feld überließ. Einzelne Heroiden mögen auf sie noch gefolgt sein, ehe er sich zu einer vollständigen Sammlung und Herausgabe seiner Gedichte nach dem damaligen Brauche wandte; zu dieser hat er die besten und gefeiltesten ausgesucht, sie hie und da verbessert und in drei Bücher **Amorum** zusammengefaßt, diese Ausgabe war die einzig gültige. Es heißt nun in einem Epigramm, welches in den Ausgaben vor den **Amores** zu stehen pflegt, es habe der Dichter die frühern fünf **libelli** auf drei reducirt, wodurch zwar die **voluptas** verschwunden, aber die Gefahr auch geringer geworden. Es ist dies nicht auf eine doppelte Herausgabe oder Recension, wie man früher gewollt, zu beziehen, sondern die Gedichte waren zerstreut in einzelnen Heften ins Publicum gekommen, dieser waren fünf[57]). Die Hauptausgabe fällt nicht vor 744 a. u. und nicht nach 752; zu spät möchte ich sie nicht setzen, denn bald darauf sind wol die Heroiden gesammelt und edirt. Diese beiden Werke umfaßten aber nicht alle Poesien des Dichters, zu denen vielmehr außer dem Erwähnten wol noch Epigramme gerechnet werden dürften. Kaspar Barth[58]) glaubte von diesen mehre Bücher annehmen zu müssen, aber seine Gründe beruhen, wo nicht auf einem Betruge, doch sicher auf Irrthümern. Das Wahre ist, daß Ovid allerdings Epigramme gemacht hat, von Büchern aber ist nirgends die Rede. Epigramme citirt Priscian[59]), auch Quintilian führt einen Vers an[60]), der wahrscheinlich zu ihnen gehört, schwerlich gehört aber ein bei Martial[61]) erhaltener Hendekasyllabus hierher, da er aus den **Priapeis** zu sein scheint. Daß also auch in dieser Gattung Ovid sich versucht habe, ist außer Zweifel[62]), und setzt man sie gewiß am besten in diese Zeit, wo der Dichter zu ihnen wegen ihres Stoffes am aufgelegtesten war: viele Gedichte dieser Art hat er aber wol nicht gemacht, da wir im entgegengesetzten Falle wol mehr von ihnen wüßten. Überhaupt sind sie von ihrem Urheber nur nebenher und zu verschiedenen Zeiten gefertigt, auch wahrscheinlich nie als etwas Bedeutendes angesehen.

Daß diese Menge Gedichte, welche alle zu den besten Erzeugnissen der damaligen Zeit gehörten, bedeutendes Aufsehen erregten und den Ruhm des Verfassers fester und fester begründeten, ist natürlich. Ovid wußte dies auch sehr gut, und gesteht daher selbst ohne Rückhalt ein, daß er der Liebling der Elegie sei[63]). Zu diesem Selbstlobe hatte er aber auch noch eine bestimmtere Veranlassung, wie es scheint: durch solche Äußerungen nämlich wollte er seinen Neidern und Feinden zeigen, wie ihre Lästerungen ihm gleichgültig seien. Es waren zwar auch unter Ovid's Freunden Einzelne, die, wie Macer, Fabius Maximus,

49) *Ovid.* Ep. ex Pont. I, 2, 133. 50) *Ovid.* Amor. III, 1. 51) *Theon.* Progymn. c. 10. p. 235. T. I. Rhetor. Gr. *Walz.* 52) So wollte *Loers* ad *Ovid.* Heroid. T. I. praef. p. LXXIX. 53) *Jahn.* ad *Ovid.* T. I. p. 226. 54) *Ovid.* Trist. IV, 10, 61. 55) *Ovid.* Am. II, 18, 27. 56) *Senec.* Suasor. III. p. 25. Bip. *Tacit.* Dial. de caus. corr. el. c. 12. *Quint.* Inst. or. X, 1, 98.

57) *Jahn.* de *Ovid.* et *Sabin.* Ep. p. 13. 58) Advers. X, 27, 510. 59) *Prisc.* V. p. 645. *Putsch.* Cf. *Politian.* Obs. et Emendatt. Syll. I. c. 59 in *Grut.* Lamp. Crit. T. I. p. 76. 60) Inst. Or. IX, 3, 70. ib. *Spald.* 61) Epigr. II, 41, 1. 62) *Senec.* Contr. I, 2, 91. Bip. *Burm.* Anth. Lat. VI, 3. *Meier.* Anth. Lat. T. II. nr. 1618. 63) *Ovid.* Amor III, 1.

Atticus, den Dichter warnten[64]), sich seiner Laune nicht zu sehr zu überlassen; aber ihr Rath oder Tadel war gewiß anderer Art, als der jener Feindseligen, da diese durch hämische Anspielungen auf seinen Charakter und Lebenswandel ihn herabzusetzen sich abmühten: Ovid ist weichlich, sagten sie, er thut weder Kriegsdienste, noch nützt er sonst dem Staate, vielmehr schadet er ihm durch seine üppigen Gedichte[65]). Ovid sagt deshalb, daß dies sein Sujet nicht neu sei[66]), und werden auch manche sonstige Bemerkungen deshalb eingeschaltet, doch im Ganzen befaßt er sich mit der Widerlegung dieser Dinge im Ernste wenig, sondern wohl wissend, daß in solchen Dingen der siege, welcher die Lacher auf seiner Seite habe, dreht er gern die Sache ins Scherzhafte. Warum soll ich in der Fremde Kriegsdienste thun, fragt er, da doch die Liebe Kriegsdienste mit sich bringt? Auch in ihrer Ausübung muß man hartes Lager ertragen und Nachtwachen und mancherlei Leid anderer Art[67])! Solche Ausführungen und ähnliche konnten nur Heiterkeit hervorbringen und eine für den Dichter günstige Stimmung; der Schalk wußte ja stets Ausflüchte und sinnreiche Vertheidigung; und so ließ man ihn denn gewähren und seiner Neigung folgen. Wie er nach dieser seiner erotischen Richtung Alles ansah, mag das Urtheil zeigen, welches er bei Gelegenheit über einige Verse des Varro Atacinus aussprach[68]), nämlich in folgender Beschreibung der Nacht:

desierant latrare canes urbesque silebant,
omnia noctis erant placida composta quiete.

meinte er, hätte Varro die drei letzten Worte weglassen müssen, dann wären die Verse gut; gut, sagt Seneca, **Ovidius in illius versu suum sensum invenit**; es kommt dadurch der Gedanke an Liebe hinein, den aber sicher Varro gar nicht darin haben wollte. Bei aller Vorliebe aber für die erotische Poesie sah Ovid doch ein, daß, wolle er größern Ruhm erwerben, er auch zu größern Productionen fortschreiten müsse, deshalb faßte er nach Vollendung der **Amores** und **Epistolae** den Entschluß, eine Kunst zu lieben zu schreiben. Marius[69]) und neuerdings Jahn[70]) haben behauptet, Ovid habe an ihr schon vor Vollendung der **Amores** gearbeitet, allein die dafür angeführten Stellen beweisen dies nicht, sondern gehen auf die Elegien selbst, in denen auch Lehren gegeben waren. Überhaupt kann man sagen, hatte der Dichter jetzt eine Erholung nöthig, um sich fester und bestimmter auszubilden, er mag durch genauere Studien bei Gelegenheit der Heroiden gemerkt haben, wie ohne Studium auch das beste poetische Talent zu keiner wahren Höhe gelangen könne, es ist ihm also klar geworden, weshalb ein Virgil so fleißig gewesen. Hat er daher den Plan zur **Ars amandi** auch früh gefaßt, gleich nach dem Jahre 744 a. u., so hat er sich doch wohl gehütet, schnell mit ihr hervorzutreten. Denn der Stoff wie die Behandlung waren schwierig und eigenthümlich. Der Stoff war aus dem römischen Leben genommen und es konnte überhaupt schwerlich damals der Gedanke zu einem solchen Gedichte an einem andern Orte entstehen, als in Rom. Denn grade da, wo wegen der großen Menge vornehmer und reicher Wüst- und Lüstlinge eine wenigstens ebenso große Masse von Libertinen verbreitet war, wo der Zusammenfluß aller nur möglichen Mittel zum Luxus und zur Verweichlichung diese auch möglich machte, wo Reichthum nicht allein in höhern Ständen, sondern auch grade bei Libertinen sich vorfand, da gab es Gelegenheit, das Wesen einer zwar sinnlichen, aber doch bis zu einem gewissen Grade vergeistigten Liebe bis ins kleinste Detail kennen zu lernen; Ovid hat, das muß man zu seinem Lobe gestehen, keinen Fleiß und keine Mühe gescheut, diesen seinen Stoff durch und durch zu erfassen. Dieser Fleiß bestand aber nicht allein in Verkehr mit Mädchen, sondern auch in dem Studium der hierher gehörigen Literatur; so mußten die erotischen Mythen von Neuem genau durchforscht werden, vor Allem aber erlernt, die Haltung und den Ton des Lehrgedichts mit Sicherheit zu treffen; es war ferner hier mehr als früher auf strenge Disposition zu achten, auf gehörige Verknüpfung und solche Stellung der Gedanken, daß stete Spannung trotz des gar zu leicht kindisch, abgeschmackt erscheinenden Stoffes blieb; Abwechselung im Stoffe war also nöthig, ungemeine Mannichfaltigkeit in der Sprache und Fülle derselben, Dinge, die dem Ovid um so schwerer werden mußten, da dies Werk sein erstes umfassenderes war. Darin und in dem Umstande, daß ein Meisterwerk auch meisterhaften Fleiß verlangt, ist der Grund zu suchen, weshalb der Dichter sich mit diesem Werke so lange beschäftigte, wenngleich andere Gedichte er nicht viel gemacht zu haben scheint, wenigstens kennen wir nur ein Trauergedicht[71]), was in diese Zeit fällt, nämlich das auf den Tod seines Gönners Messala, der wahrscheinlich 750 a. u. c. starb[72]). Denn das äußere Leben hatte für ihn keine Hindernisse, wenn wir nur die zwischen 740—750 a. u. erfolgte Scheidung von seiner zweiten Frau abrechnen, diese nämlich sagte ihm nicht zu, und da dies damals in Rom ein hinreichender Grund zur Scheidung war, so ging sie ohne Zweifel ungehindert vor sich[73]). Dieses Factum aber in diese Zeit zu setzen, veranlaßt mich einmal der Umstand, daß Ovid nicht lange mit ihr verheirathet war, dann die heitere, fröhliche Stimmung, in der durchweg die **Ars** geschrieben, er war der Bürde ledig. Nur ab und an scheint ein Nachklang von dem unangenehmen Leben mit ihr in seiner Brust noch getönt zu haben, wie, wenn er sagt, Streitereien wären die Mitgift der Ehefrauen; die Geliebte dagegen wisse von dergleichen nichts[74]). So hätte er nicht gesprochen, hätte er eine Frau, die seinen

64) *Ovid.* Amor. II, 18, 35. Epist. ex Pont. I, 2, 136. 65) *Ovid.* Amor. III, 1, 17. Rem. Amor. 391. Trist. II, 360. Ep. ex Pont. I, 5, 27. 66) *Ovid.* Amor. II, 12, 17. 67) *Ovid.* Amor. I, 9. 68) *Senec.* Contr. III, 16. fin. 69) *Mar.* ad *Ovid.* Am. II, 18, 19. 70) *Jahn.* de *Ovid.* et *Sabin.* Ep.

71) *Ovid.* Ep. ex Pont. I, 7, 27. 72) Man setzt den Tod des Messala nach Hieronymus gewöhnlich 764 a. u. c., doch cf. *Scalig.* Anim. ad *Euseb.* p. 180. *Wies.* De Mess. etc. p. 43, 74. *Clint.* Fast. Hell. T. III. p. 271 rettet den Hieronymus nicht. 73) *Ovid.* Trist IV, 10, 71. Rein, Röm. Privatrecht 2c. S. 208. 74) *Ovid.* Art. Am. II, 155.

Wünschen entsprochen, gehabt! Er lebte also bei Abschließung der **Ars** ledig. Es ist die Zeit der Herausgabe und Vollendung dieses Gedichts nicht überliefert, allein aus den einzelnen Angaben im Gedichte selbst, die Masson und Jahn mit Fleiß und Genauigkeit zusammengestellt haben [75]), geht so viel mit Sicherheit hervor, daß sie entweder am Ende des Jahres 752 oder im Anfange von 753 **a. u.** geschrieben worden; denn einmal ist in ihr die Naumachie erwähnt [76]), die Augustus an den Kalenden des Monats August 752 dem **Mars Ultor** zu Ehren veranstaltet, also bald nach ihr kann das Gedicht erschienen sein, da Ovid dies leicht einschieben konnte; daß aber einige Monate noch vergangen sind bis zur Erscheinung, zeigt der Wunsch, daß der gegen die Parther zu Felde ziehende Cajus Cäsar bei seiner Unternehmung alles mögliche Glück haben möge, der Ausdruck ist so, daß man annehmen muß, Cajus sei schon abgegangen von Rom [77]). Es scheint hiernach dies nur für heitere, genußsüchtige Zeiten berechnete Gedicht in einer Zeit erschienen zu sein, die nicht im Geringsten für dieses passend war; denn 752 **a. u.** gegen Ende war der berüchtigte Proceß der Julia, der Tochter August's, die wegen zu lüderlichen Lebenswandels — offenbar auf heimliches Anstiften der schrecklichen Livia — von Rom verbannt und ins Elend nach Pandateria geschickt ward. Dies hat auch mehre Gelehrte, wie Kepler, Noris, Masson [78]) bewogen, gegen Andere, wie Calvisius, zu behaupten, daß die **Ars** vor diesem Proceß erschienen sei; allein die Geschichte des Cajus Cäsar zwingt zu unserer Annahme; sodann muß man überhaupt sagen, daß jener Gelehrten Einwand eigentlich gar keiner ist. Denn das in Rom sicherlich schon längst theilweise bekannte Gedicht hat seiner Tendenz nach nichts mit dem Ehebruche der Julia zu thun; Ovid singt nur von erlaubter Liebe [79]), das Hervorheben dieser Tendenz aber im Gedichte selbst, das mag allerdings durch die Zeitumstände veranlaßt sein, wenngleich man eingestehen muß, daß so ängstliche Rücksichten auf August die Römer damals noch nicht nahmen. Doch hat diese Tendenz nicht verhindern können, daß mannichfacher Anstoß an dem Gedichte genommen wurde: die Stimmen, welche sich schon gegen die **Amores** erhoben hatten, wurden wieder laut, und unter ihnen war selbst die des Augustus [80]), die einzelner Freunde des Dichters, wie des Fabius Maximus [81]); Anlaß genug, später die guten Seiten, das Unverderbliche des Gedichts hervorzuheben [82]). Großen Eindruck hat aber auf Ovid dies nicht gemacht, er wußte, daß seine **Ars** ein treffliches poetisches Erzeugniß sei, und glaubte, daß dies hinreichend sein würde, seinen Namen vor Verunglimpfung zu bewahren; er fuhr daher auf der neuen Bahn, dem didaktisch-erotischen Epos, unverdrossen fort zu arbeiten. Denn es war natürlich, daß während der Vorbereitung zur **Ars** und ihrer Ausarbeitung gar mancher Stoff vorkam, der der Phantasie des Dichters zusagte, aber in das Gedicht selbst nicht aufgenommen werden konnte; dann gefiel sich der Dichter überhaupt in diesem Genre der Poesie. Um seine Gewandtheit zu zeigen, begann er sogleich nach Herausgabe der **Ars** die **Remedia Amoris** zu arbeiten, die denn auch noch während der Zeit, wo Cajus Cäsar gegen die Parther kriegte, von ihm herausgegeben wurden [83]), im J. 754 **a. u.** nämlich, in welchem Jahre Cajus in Asien das Consulat antrat [84]). Zu derselben Zeit hatte er auch die **Medicamina faciei** angefangen [85]), von denen wir aber nur noch Fragmente haben; ob es wirklich vollendet wurde? Denn beachten wir die beiden eben genannten Gedichte genauer, so finden wir in ihnen den Stoff nicht mehr mit solchem Fleiße, solcher Liebe und Begeisterung wie früher behandelt; wir finden, daß eine Veränderung mit dem Verfasser vorgegangen sein müsse; welcher Art sie gewesen, ist wol schwerlich mit Sicherheit zu bestimmen. Bewirkte diese Veränderung aber vielleicht Ovid's Alter? Schwerlich; denn die **Ars** zeigt noch nirgends den Vierziger; die Stimmen der Neider? Auch schwerlich; denn erst eben hat er ihnen zum Trotze mehre erotische Gedichte verheißen [86]). Eher dürften wir daher vermuthen, daß in der dritten Verheirathung, verbunden mit andern, unten zu erwähnenden, äußern Umständen, die Umwandlung ihren Grund gehabt. Zwar ist nirgends überliefert, wann Ovid die dritte Frau genommen; was wir daher hier darüber sagen, sind schon wieder Vermuthungen und noch dazu solche, die wir gern bereit sind, mit andern bessern umzutauschen. Der Name dieser dritten Gemahlin ist uns unbekannt und Crinitus und Andere irren, wenn sie sie Perilla nennen, dagegen ist sicher, daß sie von August's Tante, der Gemahlin des Marcius Philippus — der gänzlich zu trennen von dem Stiefvater August's [87]) — in ihrer Kindheit erzogen [88]) und später in vertrautem Umgange mit Marcia [89]), der Enkelin jenes Philippus und der Gemahlin des schon öfter erwähnten Fabius Maximus [90]), gelebt hat. Sie mag ums J. 729 geboren sein, wie man daraus schließen muß, daß sie zur Zeit von Ovid's Verbannung **juvenis** genannt wird [91]), damals auch noch nicht über die Jahre hinaus war, in denen sich bei Frauen Verehrer einstellen [92]). Man darf ferner auch nicht voraussetzen, daß Ovid eine alte Matrone geehlicht, sondern ihm hat die junge, hübsche Witwe gefallen, und er hat sie daher um 754 geheirathet. Zu demselben Resultat kann man auch auf einem andern Wege gelangen; nämlich diese dritte Gemahlin Ovid's hatte von ihrem ersten Manne, den wir nicht kennen, eine Tochter,

75) *Mass.* Vit. Ovid. ad ann. DCCLII. *Jahn.* de *Ovid.* et *Sab.* Epist. p. 4. 76) *Ovid.* Art. Am. I, 171. *Vell. Pat.* II, 100. 77) *Ovid.* Art. Am. I, 177. *Masson.* de templ. Jani reser. p. 340. 78) Vit. Ovid. ad ann. DCCLII. II. 79) *Ovid.* Art. Am. I, 31. III, 610. 80) *Ovid.* Trist. II, 11. Cf. *Hand.* Tursell. T. II. p. 251. 81) *Ovid.* Ep. ex Pont. I, 2, 136. 82) *Ovid.* Rem. Am. 53 sq.

83) *Ovid.* Rem. Am. 389. 84) *Noris.* ad Cenot. Pis. p. 248. *Jahn.* de *Ovid.* et *Sab.* Ep. p. 4. *Clint.* F. H. III. p. 262. 85) *Jahn.* ad *Ovid.* T. I. p. 477 scheint zu irren. 86) *Ovid.* Rem. Am. 391. 87) *Mass.* Vit. Ovid. ad ann. DCCLXVII. *Burm.* et *Ernest.* ad *Suet.* Octav. 29. 88) *Ovid.* Ep. ex Pont. I, 2, 141. 89) *Ovid.* l. c. 139. 90) *Ovid.* Fast. VI, 800. *Gland.* Onom. Rom. p. 587. *Rosmin.* Vit. Ovid. I. p. 78. 91) *Ovid.* Ep. ex Pont. I, 4, 47. 92) *Ovid.* Ib. 15.

welche den Suillius zum Manne erhielt[93]), dieser war 767 a. u. Quästor des Cäsar Germanicus[94]), also doch wol noch in den 20. Jahren; da seine Frau doch wahrscheinlich jünger war als er, so kann sie um 746 a. u. geboren sein, um 764 geheirathet haben, letzteres also während Ovid's Verbannung, womit das wenigstens stimmt, daß Ovid den Suillius nicht näher gekannt zu haben scheint. Doch genug der Vermuthungen, die Heirath, sie mag vor sich gegangen sein, wann sie wolle, war auf jeden Fall eine sehr vernünftige, denn betrachtet man die äußern Verhältnisse, so stammte die Frau ja von vornehmem Geschlechte ab, stand ferner mit dem Hause August's in Verbindung, war auch mit der unserm Dichter so befreundeten Familie der Fabier in Verbindung und endlich noch mit andern Freunden, wie dem Epiker Macer[95]), dem Rufus[96]) verwandt, sodaß durch diese Verbindung viele schon bestehende Verhältnisse enger gezogen, vielleicht auch neue geknüpft wurden. Mit dieser günstigen äußern Lage harmonirte aber auch das Innere der Frau, wenigstens schreibt Ovid aus Tomis — und wir haben keinen Grund, diesen Äußerungen zu mistrauen — wie sie höchst rechtschaffen, sanft und überhaupt ohne Tadel gewesen[97]), wie sie ihn sehr geliebt und noch liebe, wie er stets ihr Stolz gewesen[98]); er spricht ferner stets von ihr mit Auszeichnung, versichert sie seiner Liebe und zeigt diese in der Verbannung dadurch[99]), daß ihr Geburtstag der einzige Tag im Jahre war, wo er ein weißes Kleid anzog; es ist daher zu glauben, daß Ovid bei ihr das, was er bei zwei Frauen vergeblich gesucht, endlich gefunden habe. Daß dies dann auf ihn von Einfluß gewesen, ist natürlich, daher das, was von Leichtfertigkeit noch in ihm war, ganz zurücktrat, der Vater hat also bei seinem Tode den Sohn auf dem besten Wege wandelnd verlassen. Der alte Naso nämlich mag um 755 a. u. gestorben sein; denn nur, daß er die dritte Verheirathung seines Sohnes erlebt, nicht aber die Niederkunft von dessen Tochter, scheint aus Ovid selbst zu folgen. Er war 90 Jahre alt geworden[1]), nicht viel jünger scheint seine Frau gewesen zu sein, die ihm bald nachgefolgt ist[2]). So hatte Ovid denn auch das Glück, seine ihm theuern Ältern lange zu behalten und sich an ihrer Freude über seinen Ruhm und sein Ansehen als Dichter auch freuen zu können. Da ihn ihr Verlust erst im vollen Mannsalter traf, so hat er in seiner Lebensweise natürlich nicht viel ändern können, sein Hauptaugenmerk blieb nach wie vor die Poesie, seine Ansichten über sie mußten sich aber jetzt, wo er auf eine Reihe verschiedener Productionen zurückblickte, wo er in jeder Hinsicht eine Masse Erfahrungen gesammelt, sich bedeutend geändert haben, es war ja an die Stelle der frühern ungestümen Begeisterung Mäßigkeit, Besonnenheit, Überlegung in jeder Hinsicht getreten. Daher wird es ihm auch möglich, über seine Fehler ganz im Klaren zu sein, es mag dies folgende Geschichte bestätigen[3]). Ovid ward von mehren Freunden, unter denen sich auch der Dichter Albinovanus befand, einst gebeten, drei Verse, die man ihm noch nicht bezeichne, zu streichen, da sie nichts weniger als schön seien; er ging darauf unter der Bedingung ein, daß man ihm erlaube, ebenfalls drei Verse aufzuschreiben, gegen die Niemand Etwas sagen dürfe. Als nun die Zettel beider Parteien geöffnet wurden, hatte Albinovanus mit seinen Freunden ebenso wol wie Ovid die Verse Amor. II, 11, 10. Art. Am. II, 24:

et gelidum Boream, egelidumque Notum
semibovemque virum semivirumque bovem

und noch einen dritten, uns nicht genannten, aufgeschrieben, sodaß also nichts geändert werden durfte. Man sieht, Ovid kannte die schlechten Verse in seinen Gedichten recht gut, hatte also über sie sich ein freies, ungetrübtes Urtheil erhalten; daß er aber so mit ihnen verfuhr, wie wir eben gesehen, ist grade nicht Eigensinn, sondern er meinte, wie Seneca sagt, wie einem schönen Gesicht eine Unregelmäßigkeit, ein Fehler, gut stehe, so auch einem Gedichte. Das heißt freilich die Nachahmung der Natur sehr weit treiben.

Je kälter Ovid nach und nach gegen seine Leistungen ward, desto unbefangener, unparteiischer mußte er über sie und über seinen ganzen Standpunkt zur lateinischen Poesie überhaupt urtheilen; bei aller Liebe zu seinen frühern Gedichten mußte ihm dennoch klar werden, daß die Liebe und deren Beschreibung weder der alleinige Stoff, in dem er sich zeige, bleiben dürfe, noch daß dieser einer von denen sei, die zu den ersten in der Dichtkunst zu gehören Anspruch machen dürfen. Wenn er nun überlegte, was für einen er wählen solle, so erkannte er sicher, daß es nur ein solcher sein könne, in dem sein eigenes Gefühl ohne Rückhalt hervortreten und sich Luft machen könne; er war ferner bei der Wahl wol deshalb so vorsichtig, weil er sich bewußt war, noch nicht am Ziele seiner Laufbahn zu stehen, sondern daß er vielmehr bei seiner Fertigkeit in der Technik der Poesie, bei der Fülle der ihm zu Gebote stehenden Phantasie, bei seiner Productivität und poetischen Kraft noch zu viel größern Werken befähigt sei. Ein Motiv zu diesen größern Werken war auch der Ehrgeiz[4]); war gleich Ovid auf Ansehen als Staatsmann gar nicht gesteuert gewesen, so war ihm sein Ruf bei der Nachwelt als Dichter keineswegs gleichgültig, ja selbst die Gegenwart foderte ihn zu bedeutenden Anstrengungen auf. Ovid hatte jetzt eine ganz andere Stellung zur Außenwelt eingenommen: der Dichter der Amores ward als ein viel versprechender Jüngling angesehen, der der Ars amandi als vollendeter Dichter geehrt und bewundert; hatte dies seinen Grund auch vorzugsweise in der Trefflichkeit dieser Werke, so kam es doch auch mit daher, daß die Concurrenz um den Preis in der Poesie jetzt zu Rom zusehends schwächer

93) *Heins.* ad *Ovid.* Ep. ex Pont. IV, 8, 1. 94) *Tacit.* Ann. IV, 31 ibiq. intt. 95) *Ovid.* Ep. ex Pont. II, 10, 10. 96) *Ovid.* l. c. 11, 18. 97) *Ovid.* Trist. IV, 3, 35. V, 14, 21. Ep. ex Pont. I, 2, 52. II, 11, 13. III, 1, 74. 98) *Ovid.* Trist. I, 3, 17. Ep. ex Pont. I, 4, 45. III, 1, 93. 99) *Ovid.* Trist. V, 5.

1) *Ovid.* Trist. IV, 10. 73. 2) *Ovid.* l. c.

3) *Senec.* Controv. II, 10 fin. 4) So geht aus Ovid (Art. Am. III, 339) hervor, daß damals der Dichter schon einsah, er müsse noch weiter.

ward, da die Männer, welche die lateinische Poesie auf den Gipfel erhoben hatten, und somit auch Ovid es möglich gemacht, so weit zu gelangen, jetzt schon meistens aus dem Kreise der Lebenden geschieden waren. Aber bei jedem Todesfalle eines bedeutenden Dichters entstand natürlich immer von Neuem die Frage: Wer wird uns den Verlust ersetzen? Wer die Blüthe der Dichtkunst erhalten, sie weiter fördern, wo möglich? Grade die Zeit, wo Ovid's Ruhm begann, ist diejenige, wo diese Fragen am häufigsten aufgeworfen und wiederholt wurden; natürlich, daß auf den viel versprechenden Ovid Vieler Augen gerichtet waren, daß in ihm Viele den gefunden zu haben glaubten, der sie für so viele und große Verluste entschädigen sollte. Ovid, dies Alles sehend, faßte den Entschluß, so schmeichelhaften Erwartungen zu entsprechen; die immer noch stichelnden Neider sollten verstummen. Etwas Großes, Umfangreiches mußte entstehen, es war daher das Epos die einzige poetische Gattung, auf die seine Wahl fallen konnte, jedoch fehlte es Ovid keineswegs an Scharfblick, um zu sehen, wie theils Virgil's Äneis, theils, und zwar vorzüglich, die jetzige Zeit, theils seine eigene Stimmung es nicht rathsam machten, sich im heroischen Epos zu versuchen; er strebte daher nach einem Stoffe, der eine die Mitte zwischen epischer und lyrischer Darstellung haltende Behandlung erlaube. Das didaktische Epos ähnelte schon einem solchen Stoffe, Ovid wollte aber weiter und mag so auf die Form gekommen sein, welche wir in den Fasten finden und welche ganz eigenthümlich ist. Meiner Meinung nach ist also der Plan zu diesem Werke nach Vollendung der erotischen Gedichte zuerst gefaßt; es war auf jede Weise ein sehr zeitgemäßes Unternehmen. Denn, abgesehen von der Vorliebe Ovid's und seiner Zeitgenossen für Rom, mag auch auf Ovid Virgil's Äneis, die damals die Wahl für epische Gedichte, wie Severus, Valerius Largus, Carus, Camerinus und Andere zeigen, so sehr bestimmte, in Hinsicht auf die Wahl gewirkt, dann aber auch das Streben der größten damaligen Dichter, den August zu verherrlichen, auch bei unserm Dichter seinen Einfluß geäußert haben. Es reizte den Ovid bei den Fasten die Schwierigkeit des Stoffes, denn nicht allein daß er mannichfaltige historische Studien machen mußte, sondern namentlich machte die poetische Auffassung und Schilderung Mühe, und also auch in dieser Hinsicht wetteiferte Ovid jetzt mit den Alexandrinern, die grade solche Stoffe gern gewählt hatten. Es befriedigte jedoch den Dichter nicht, an einem Stoffe mühsam sich zu quälen; um für ihn Ausdauer zu behalten, mußte er eine andere, leichtere Arbeit gewissermaßen zur Erquickung nebenher gehen lassen; deshalb fing er Mehres an [5]), doch scheint er keins so weit gefördert zu haben, als die Metamorphosen. Zum Beweise, daß die Fasten, Metamorphosen, Ähnliches Ovid nach Vollendung jener erotischen Gedichte fast zu gleicher Zeit begann, mag dienen, daß er selbst sagt [6]), er sei von jenen grade zu **carminibus publicis** übergegangen, d. h. zu solchen, in denen er als echter Römer sein Vaterland habe verherrlichen wollen. Kühn waren sicher und großartig alle diese Unternehmungen, und wären die Fasten und Metamorphosen vollendet, so wäre gewiß schwer zu entscheiden, welchem von beiden der Preis zuzuerkennen; auf das Deutlichste zeigen sie aber, wie das oben Gesagte wahr ist, daß Ovid, seiner poetischen Kraft und Ausdauer sich bewußt, nach dem Höchsten strebte, und wohl wissend, wie er dies noch nicht erlangt habe, auf immer neuen, schweren Wegen den Preis zu erringen mit Eifer suchte. Auszuharren aber mit Liebe und Lust auf dem bezeichneten Wege, dazu half nicht wenig die günstige äußere Lage, in welcher der Dichter sich befand; er hatte Mittel genug, um sich diese sowol zu erhalten, als auch, wenn es nöthig, noch angenehmer zu machen. Im Hause herrschten jetzt endlich Liebe und Frieden, in Rom selbst ward Ovid als Dichter geschätzt und seine Poesien nicht allein gelesen, sondern auch studirt [7]) und in Rhetorenschulen angeführt [8]). Schon dies erklärt das **quid dulcius Roma** [9]). Es wird das noch deutlicher, wenn man auf die Männer einen Blick wirft, mit denen Ovid vertrautern Umgang pflog. Zu mancher ausgezeichneten Bekanntschaft hatte ihm sowol sein Geburt, als auch die Art seines Wesens in der Jugend verholfen; an diese knüpften sich dann ähnliche neue. So war jetzt Ovid mit Messala's Söhnen befreundet, wie dem M. Valerius Messalinus, Consul 751 a. u. c. und durch Kriegsthaten wie durch Beredsamkeit ausgezeichnet; als angesehener Mann ist hier auch zu nennen der Consular Sextus Pompejus, ferner der Erzieher von August's Enkeln, Carus, von den früher Erwähnten war mancher auch bedeutend geworden, wie Fabius Maximus, jetzt Consular und dem August eng verbunden, mit ihm und dessen Söhnen, mit Tuticanus, Gräcinus, Atticus, Rufinus, die alle zu den Vornehmen Roms gehörten, war Ovid in Verkehr. Jedoch waren sie nicht sein einziger Umgang, noch scheint er grade nach vornehmen Freunden mit Eifer gestrebt zu haben, vielmehr sehen wir an den mit ihm befreundeten Dichtern, wie Sabinus — der aber früh starb — Albinovanus, Macer, Rufus, wie er auf äußerlichen Glanz nicht allein sah; es bestätigt sich dies auch noch dadurch, daß Ovid, wie früher Horaz, gern jüngern Dichtern, die ihn vielfach um Rath fragten [10]), sich in Rath und That gefällig erzeigte; wie freundlich, liebenswürdig er sich da benahm, können wir ungefähr aus seinem Betragen gegen Perilla [11]) abnehmen, eine uns sonst unbekannte Dichterin, die, wie es scheint, gegen die sonstige Sitte der Frauenzimmer ihre Gedichte selbst recitirte. Es zeigt dies auch, wie sehr sich unser Dichter für die Dichtkunst interessirte, daher er denn auch für Alles, was irgend mit ihr verwandt, für sie von Nutzen war, leicht eingenommen werden konnte. So mag die Freundschaft [12]) mit Hyginus grade durch Werke, wie die Fasten,

5) *Ovid.* Trist. I, 7, 15. IV, 10, 63. 6) *Ovid.* Trist. V, 1, 25, wo Merkel (Quaest. Ovid. p. 13) zwar richtig animos und mei herstellt, den Sinn aber verfehlt.

7) *Ovid.* Trist. I, 1, 64. III, 1, 80. Ep. ex Pont. I, 1, 9. 8) *Senec.* Controv. V, 33. 9) *Ovid.* Ep. ex Pont. I, 3, 37. 10) *Ovid.* Ep. ex Pont. IV, 16, 39. Trist. IV, 10, 55. 11) *Ovid.* Trist. III, 7. 12) *Sueton.* De illustr. gramm. c. 20.

Metamorphosen recht eng geworden sein, der so sehr gelehrte Bibliothekar konnte ihm durch Nachweisungen von Quellen bei diesen Werken sehr nützlich sein. Noch müssen wir den Gallio hierher rechnen, den Celsus und vielleicht Manche der in Ep. ex Pont. IV, 16 Genannten. Allen diesen stand Ovid's Haus stets offen[13]); es herrschte in ihren Kreisen weder ein zügelloser und ausgelassener Ton, noch steifer Pedantismus, sondern, wie es solchen Männern zustand, eine mit römischer Würde gepaarte Heiterkeit. Bald waren es Feste und andere Begebnisse fröhlicher Art, welche die Freunde in ihren Häusern zusammenführte, oder, wenn es die Jahreszeit erlaubte, sie ihre Gärten und Villen zu besuchen nach echt römischer Weise antrieb; bald waren es wissenschaftliche Zwecke, die sie in Rhetorenschulen brachte, die Recitationen, welche namentlich Ovid fast zum Bedürfniß geworden waren, veranlaßten, sonstige Gelegenheiten, wo den Stoff der Unterhaltung wissenschaftliche Gegenstände der mannichfaltigsten Art hergaben; daher hat Ovid wol einen großen Theil seiner Kenntnisse. Abwechselung aber brachten die politischen Neuigkeiten in dies heitere Treiben, für die noch immer, wenn auch ganz anders als früher, die Römer sich sehr interessirten. So ward im J. 755 a. u. c. der Krieg mit den Parthern beendet, eine Begebenheit, welche sicherlich in Rom Sensation erregte, 757 ging Tiberius gegen die Germanen, 759 gegen die Dalmatier und Illyrier zu Felde und ward ihm 760 noch Germanicus nachgeschickt; da Augustus selbst diesen Krieg als einen der furchtbarsten ansah, so war natürlich in Rom Alles auf den Ausgang gespannt. Man fühlte aber auch grade in solchen Zeiten zu Rom, für welches die Gefahr doch immer entfernter, recht lebhaft, welch angenehmes, sorgloses Leben in dieser Stadt sei, zumal da man alle jene nördlichen und unbekanntern Gegenden fast lediglich durch Gerüchte und solche Beschreibungen kannte, wie die von Albinovanus eine ist. Nun war aber grade unser Ovid Einer von denen, welche für diese Ruhe, dieses Gefühl der Sicherheit ungemein empfänglich waren; er war nie in besserer Laune, fühlte sich nie glückseliger, als wenn er in einem seiner ihm so theuern[14]) Gärten sich aufhielt und bequem auf seinem Ruhebette liegend[15]) so recht im Vollgenusse der Sicherheit[16]) und ohne sonstige Sorgen oder Geschäfte[17]) allein[18]) seinen poetischen Gedanken nachhängen und sie auf zartes, elegantes Papier[19]) hinwerfen konnte. Es mußte überhaupt bei ihm in der ganzen Lebensweise die größte Behaglichkeit herrschen, eine Behaglichkeit, welche, wie er selbst eingesteht, an Weichlichkeit sehr nahe grenzte[20]). Aber plötzlich, im J. 761. a u., bedeckte sich der so heitere Himmel mit einem Gewitter, welches dieses Glück von Grund aus zerstörte, Ovid ward nach Tomis relegirt. Wir sind hiermit zu dem, wie ja allgemein angenommen, schwierigsten und am meisten bestrittenen Punkte in Ovid's Leben gelangt; es scheint auch wirklich unmöglich, nur ein Wahrscheinliches herauszufinden. Ich hege daher auch nicht die eitele Hoffnung, ohne Leck bei der Masse der hier befindlichen Klippen und Untiefen vorbeizusteuern, sondern ich bin zufrieden, wenn das, was hier nur angedeutet wird, wenigstens nicht als den Gesetzen der wahren, historischen Kritik gradezu widersprechend befunden werden sollte. Es ist schon bemerkt, daß Ovid im J. 761 a. u. sein Urtheil erhalten habe[21]), Jahn[22]) dagegen ist wieder Masson[23]) gefolgt, der 762 annimmt. Es beruht aber dieser Irrthum auf der Vermischung von Ovid's Abreise von Rom mit seiner Ankunft und dem Anfange des Aufenthaltes in Tomis: Ovid hatte das 50. Jahr vollendet[24]), als es zu Ende war mit seinem Glücke; dies fällt also etwas nach dem 20. März 761. Wann die Untersuchung gegen ihn eingeleitet worden, wissen wir nicht, lange hat sie schwerlich gedauert, denn schon im December[25]) desselben Jahres, 761, finden wir Ovid auf dem adriatischen Meere. Die Reise ward aber durch widrigen Wind und Stürme aufgehalten, auch verweilte Ovid in einem oder andern Orte, und so ist nicht allein der noch übrige Theil des Winters, sondern auch der Frühling und die erste Hälfte des Sommers 762 hingegangen, ehe er am Orte seiner Bestimmung eintraf. Daher schreibt denn Ovid im J. 765 ganz richtig[26]), es sei der 4. Herbst und Winter, den er in Tomis verlebe, obgleich es das 5. Jahr seiner Verbannung war. Die Zeit der Relegation wäre also bestimmt, was war aber die Ursache dieser harten Strafe? Die Ursache, welche im Urtheile angegeben war, nennt Ovid oft genug, es war die Ars amandi, für welche man so lange nach ihrer Erscheinung ihn bestrafte. Aber auch, wenn es Ovid nicht selbst sagte, würden wir annehmen müssen, daß sie nur zum Vorwande gedient, allein weshalb vertheidigt der Dichter denn dies Gedicht? Einmal schon deshalb, weil es als Grund im Urtheile stand, wenn er diesen widerlegte, so erschien er doch wenigstens in den Augen derer, die ihn für den wahren hielten, gerechtfertigt; zweitens aber, weil er den eigentlichen Grund vor dem Publicum nicht nennen, folglich auch nicht widerlegen darf. Zwar sagt er auch, er selbst[27]) möge diesen nicht nennen, allein daß ihm zu verstehen gegeben worden, falls er nicht schweige, würde man Mittel wissen, ihn zum Schweigen zu bringen, dürften Äußerungen beweisen, wie, daß es nicht sicher sei, die Schuld zu nennen[28]), ferner die Furcht, auf der Reise nach Tomis in Folge von Befehlen August's ermordet zu werden[29]). Was ist dies nun für eine Schuld? Die Alten scheinen sich eben nicht damit gequält zu haben, nur Apollinaris Sidonius[30]) und der sogenannte

13) *Ovid.* Trist. I, 9, 17. 14) *Ovid.* Trist. I, 11, 37. IV, 8, 27. 15) *Ovid.* Trist. I, 11, 36. 16) *Ovid.* Trist. I, 1, 43. 17) *Ovid.* Trist. I, 1, 39. IV, 8, 6. 18) *Ovid.* Trist. I, 1, 41. 19) *Ovid.* Trist. I, 1, 5. 20) *Ovid.* Trist. IV, 8, 8.

21) *Noris.* ad Cenot. Pisan. p. 201. *Bayeux*, Trad. des Fast. T. IV. Dissert. s. l'exil d'Ovid. p. XCIII. *Clint.* Fast. Hell. T. III. p. 269. 22) *Jahn.* ad *Ovid.* T. II. P. I. p. 3. 23) *Masson.* Vit. Ovid. ad ann. DCCLXII. 24) *Ovid.* Trist. IV, 8, 33. 10, 95. 25) *Ovid.* Trist. I, 11, 3. 26) *Ovid.* Ep. ex Pont. I, 2, 28. 27) *Ovid.* Trist. II, 208. Ep. ex Pont. I, 2, 146. 28) *Ovid.* Trist. III, 6, 27. 29) *Ovid.* Trist. I, 1, 74 sqq. 30) *Apoll. Sid.* Carm. XXIII, 157 sq. Vergl. *Mass.* Vit. Ovid. ap. *Burm.* T. IV. Ovid.

Aurelius Victor[31]) berühren diesen Punkt und begnügen sich, die **Ars** anzuführen, dagegen die Neuern haben seit dem 15. Jahrh. nicht geruht und sich in Vermuthungen fast erschöpft. Die meisten Meinungen gehen dahin, daß Ovid in obscönen Verbindungen mit irgend einer Dame der Familie August's gestanden und dabei ertappt worden sei; je nachdem man diese sich nun dachte, darnach wurden die Nebenumstände zugestutzt. Zuerst hat Masson[32]) die Sache etwas genauer betrachtet; auch ist die Mühe, welche Ouwens sich gegeben[33]), anzuerkennen, aber keineswegs hat er die Sache aufs Reine gebracht; am scharfsinnigsten ist eigentlich die Abhandlung von Mazza[34]), obgleich auch mit seiner Ansicht ich mich nicht befreunden kann. Ich kann hier die Ansichten der Gelehrten weder anführen, noch prüfen, nur so viel sei erwähnt, daß für die Obscönitäten keine der hierher gehörigen Stellen im Ovid spricht, sondern daß sie alle ebenso gut auf ein Stück Papier sich beziehen können, als auf eine nackte Dame. Die Schwierigkeiten liegen aber darin, daß Ovid, der selbst Partei, unsere alleinige Quelle ist; offenbar spricht er bald so, bald so, je nachdem es seine augenblickliche Laune mit sich bringt, und daher ist es ein eigen Ding, herauszubringen, wo er der Wahrheit am meisten die Ehre geben möge. Was sich mir bis jetzt als wahrscheinlich dargestellt, ist Folgendes: Ovid nennt das, was sein Unglück herbeigeführt hat, ein Verbrechen, und zwar sagt er, es sei kein geringes[35]); er gesteht auch ein, daß er sein Unglück sich selbst zugezogen, und man nicht ungerecht gegen ihn verfahren, da er durch seinen Fehl den August selbst tief gekränkt, ihm Schmerzen zugefügt habe[36]), er müsse daher noch die Milde preisen, mit der er verurtheilt worden[37]). Allein daß dies doch nicht seine eigene Meinung und Überzeugung sei, geht schon daraus hervor, daß er seine Strafe viel zu hart findet[38]), daß er behauptet, sein Fehler sei kein **scelus**, **facinus**, sondern nur ein **error**, **vitium**, eine **culpa**. Dies bestätigt sich dadurch, daß dieser Irrthum nicht mit einem Morde, noch mit Umwälzung der jetzt bestehenden Regierungsform in Verbindung gewesen[39]), Aussprüche, welche die Sache nur zu verdunkeln scheinen. Aus diesem und Andern geht aber so viel hervor, daß August's Person auf eine Weise bei dieser Angelegenheit betheiligt gewesen, wonach er dem Ovid völlig rein gegenüberstand und der leichtsinniger Weise verletzte Theil war; nur hieraus wird begreiflich, wie rechtliche Männer, als Fabius Maximus, dessen Sohn Maximus, Messalinus, Gräcinus, zugleich doch Freunde des Dichters, diesem so sehr ob seines Vergehens zürnen konnten, so lange sie mit dem ganzen Verlaufe der Sache nicht bekannt waren; denn bei genauerer Bekanntschaft mit dem Factum mußten sie den Dichter zwar bedauern[40]), konnten aber doch dem August nicht ganz Unrecht geben. Selbst August hielt den Ovid gar nicht für so sehr schuldig[41]), aber wozu nun die grausame Strafe? Die Erklärung liegt darin, daß nicht ein einzelner Fall, sondern eine ganze Reihe von Umständen[42]) die Ursache von Ovid's Unglücke waren, dies eine Verknüpfung verschiedener Dinge herbeiführte. Dazu kommt, daß in einer andern Zeit, als **761 a. u.**, die Sache wahrscheinlich viel geringer aufgenommen worden wäre, aber jetzt, wo August's üble Laune und Reizbarkeit so sehr durch die Verurtheilungen des Agrippa Posthumus und der Julia vermehrt waren, jetzt konnte, verschwand bei der Untersuchung nicht aller Verdacht, ein kleiner Unfall sehr gefährlich werden. Durch die eben erwähnten Vorfälle mit Agrippa und Julia waren offenbar sehr viele vornehme Römer in Angst und Furcht versetzt, man wußte ja nicht, was man zu erwarten habe, wie weit August die Untersuchung treiben werde, was die Eingezogenen ausgesagt; man wußte ferner, wie bei solchen Gelegenheiten gar manches Geheimniß ans Tageslicht komme, kurz, es sahen sehr Viele die Möglichkeit vorhanden, compromittirt, gestraft zu werden. Es entstand hieraus, wie natürlich, eine Intrigue über die andere, jeder wollte wissen, wie es mit ihm stehe, um sich nicht zu verrathen, oder Maßregeln zur Sicherheit ergreifen zu können. Einer solchen Intrigue Opfer ist Ovid geworden. Zufällig war er durch solche, die er zu seinen Freunden zu zählen geneigt war, in sie gezogen, ohne daß ihm aber etwas Näheres mitgetheilt war, daher er erst später ahnen mochte, es werde hier ein gefährlich Spiel gespielt. Aber sich zurückzuziehen, oder andere um Rath zu fragen, oder endlich gradezu Anzeige davon zu machen, wagte er aus Furcht und Unentschlossenheit nicht; daher wirft er sich auch später noch Unklugheit und Dummheit[43]) vor. Denn durch seine fortgesetzte Theilnahme an dieser Bewegung wurde er Zuschauer der Ausübung einer That, die er eigentlich weder gewollt, noch befördert; die Gefährten Ovid's bemächtigten sich auf kühne Weise eines Papiers oder mehrer Papiere, welche sie für ihre Plane und ihr Heil für wichtig hielten, er selbst wurde dadurch Mitwisser eines Geheimnisses, welches als ein unglückseliges oder wenigstens sehr wichtiges August vor jedem verborgen wissen wollte. Die That ward entdeckt und als Thäter ward, vielleicht grade durch jene Mitwisser, Ovid angegeben. Ovid, der Alles gesehen, aber nichts eigentlich gethan hatte, der überhaupt dem ganzen Treiben mehr blind gefolgt war, Ovid wußte doch, wie ein Verhör zeigte, das Alles, wovon man wollte, daß er es nie erfahren; er wußte aber auch lange nicht Alles das, was man nach diesem von ihm zu erfahren hoffte, daher blieb er verdächtig, er mochte noch so viel versichern, daß er nichts Böses gewollt, noch irgend Etwas erreichen wollen, daß er nur durch Misverständnisse zu der Theilnahme an dieser That gekommen; August selbst war und blieb über sein Benehmen höchst ungehalten[44]) und ließ ihn hart an.

31) *Aur. Vict.* Epit. de vit. et mor. impp. Rom. I. §. 24. Vergl. *Arntz.* ad *Aur. Vict.* praef. p. VII. 32) Vit. Ovid. ad ann. DCCLXII, V. 33) Noct. Hagan. II, 6. p. 197. 34) Continuaz. del nuovo Giornale de Letter. d'Ital. T. XL. p. 133. 35) *Ovid.* Trist. II, 122. 36) *Ovid.* l. c. 134, 209. III, 5, 46. 37) *Ovid.* l. c. I, 2, 63. 38) *Ovid.* l. c. IV, 4, 44. V, 10, 10. 39) *Ovid.* l. c. V, 2, 33. 40) *Ovid.* Ep. ex Pont. I, 2, 7. II, 8, 61. III, 1, 147. IV, 6, 11.

41) *Ovid.* Trist. I, 2, 64. IV, 1, 23. 4, 45. 42) *Ovid.* l. c. IV, 4, 37. 43) *Ovid.* l. c. I, 2, 100. III, 6, 35. Epist. ex Pont. I, 6, 20. 44) *Ovid.* Trist. I, 1, 103. Ep. ex Pont. II, 7, 56.

Über Ovid kamen aber in Rom jetzt höchst nachtheilige Gerüchte in Umlauf [45]), sodaß August durch die ertheilte Strafe in den Augen der Römer eben nicht als tyrannisch erschien; über die eigentliche Verwickelung blieb man aber im Dunkel. So wollte es auch August, denn, wie schon bemerkt, er wußte und durchschaute das Ganze und sah deshalb auf der einen Seite sehr gut, wie außer dem Ärger und der Besorgniß, die er gehabt, diese Sache ihn nicht weiter beunruhigen könne, auf der andern aber, wie er doch Einen strafen müsse, ohne jedoch weiter zu untersuchen, da vielleicht dadurch die Sache in ein gehässiges Licht kommen könne. Daher brach er politisch klug die Sache ab, und hielt sich an den, den er einmal hatte, dadurch den übrigen Betheiligten zeigend, was ihnen bevorstände, wenn sie von dem listig Erfahrenen irgend Gebrauch machten, oder sonst ihn gegen sie zu verfahren zwängen. Ovid mußte für Alle leiden; daher seine Klagen über vornehme Freunde [46]), die nur zu schaden wüßten.

Doch man mag sich die Schuld des Dichters denken, wie man will, Ovid ward nach Tomis relegirt, ein Urtheil, welches ihn ganz zu Boden drückte. Denn von dem Augenblick an, wo er in Anklagestand versetzt war, hatte er durch dies und andere Ereignisse gänzlich die Fassung verloren; das zwar, daß Feinde und Neider über sein Unglück sich freuten [47]), ihn höhnten, kümmerte ihn nicht; aber darüber empfand er tiefen Schmerz, daß ihn, der sich zuerst in Anklage befand, sich also nicht zu rathen wußte, die Mehrzahl seiner Freunde verließ [48]), namentlich aber die Einflußreichern, auf deren Fürsprache und Schutz er ohne Zweifel gerechnet hatte; allein sie befürchteten, dem August zu misfallen, und so mußte der Arme das, was er bis jetzt nur aus Büchern kannte, recht bitter an sich selbst erfahren, nämlich daß nur im Glücke die Zahl der Freunde recht groß sei [49]). Denn es blieben von den seinigen nur zwei oder drei ihm treu [50]). War also schon während der Untersuchung die Stimmung des Mannes fast eine verzweifelte, so mußte sie durch das Urtheil noch um das Doppelte steigen, da außer der Relegation im Urtheil als Grund der Strafe sein Liebstes angegeben war. Ovid dichtete aus innerm Triebe, aus Bedürfniß, er hatte seine besten Jahre und Kräfte an die Vollendung der Poesie gesetzt und war sich mit Recht bewußt, etwas Ausgezeichnetes geleistet zu haben, und jetzt ward er wegen der Poesie aus dem Vaterlande gejagt, die Poesien selbst aus den Bibliotheken verbannt [51]) und dadurch öffentlich gebrandmarkt! Versetzt man sich hiernach in die Lage des so schon exaltirten Mannes, so kann es nicht Wunder nehmen, wenn er in einem Augenblicke, wo ihn der Schmerz fast übermannt hatte, die noch nicht vollendeten Metamorphosen mit manchem Andern [52]) verbrannte, ja sich selbst entleibt hätte, hätte ihn Celsus [53]) nicht zurückgehalten. Daß die Metamorphosen aber doch erhalten sind, ist dem Umstande zu danken, daß von dem noch unvollendeten Gedichte schon einzelne Abschriften genommen waren [54]); es war dies später dem Ovid lieb. Immer mehr stieg aber das Leid des Armen, je näher der zur Abreise bestimmte Tag kam, die Verwirrung in allen seinen Angelegenheiten wuchs und wurde von seinen Sklaven und andern niedrig denkenden Menschen so benutzt, daß später Ovid bittere Klagen über Vermögensverluste [55]) führt. Jetzt bemerkte er dies kaum, da die täglich näher rückende Abreise ihn lediglich beschäftigte, der Zuspruch der treuen Freunde, selbst die tröstende und erfreuende Theilnahme von Manchen [56]), von denen er sie gar nicht erwartet, ja sogar Roms allgemeine Trauer [57]) über sein Geschick konnte die gänzliche Abspannung und Auflösung aller Kräfte nicht verhindern; ganz vernichtet riß er endlich aus den Armen der verzweifelnden Gattin sich los, aus denen der treuen Freunde und verließ in Begleitung des Maximus [58]) sein älterliches Haus. Er gelangte ans Meer, wo er sich auch von Maximus trennen mußte und bestieg in rauher Jahreszeit das für ihn bestimmte Schiff. Auch auf ihm hatte er mit Ungemach zu kämpfen, denn es erhob sich jetzt, im December, auf dem den Stürmen so sehr ausgesetzten adriatischen Meer, ein Sturm, der zwar dem Dichter, indem er das Schiff an Italiens Küsten trieb [59]), das Land seiner Jugend und seines Glückes noch länger zu beschauen erlaubte, aber ihn doch nur mit der Furcht, in den tosenden Wellen begraben zu werden [60]), erfüllte. War aber das Meer ruhig, so fühlte er sich in der Gesellschaft, welche das Schiff ihm bot, unglücklich, er fürchtete ferner die geheimen Befehle August's und endlich die Tomiten, die er als wilde Barbaren sich dachte. Endlich landete er bei Lechaion [61]) und schiffte sich unter bessern Auspicien bei Kenchreä [62]) wieder ein. Er gelangte glücklich nach Samothrake, wo er etwas verweilte und ein Schiff mit seiner Bagage nach Tomis sandte [63]); er selbst setzte nach der gegenüberliegenden thrakischen Küste über, und gelangte zu Lande durch das Gebiet der Bistonier und anderer Völker reisend nach dem Orte seiner Bestimmung. Viel klagt er über die Beschwerlichkeiten dieser Reise [64]), und in der That, bei Ovid's jetziger Stimmung wäre die schönste Gegend kein Genuß gewesen, allein man muß bedenken, wie er einen Theil des Weges im Winter zurücklegte, und vor Allem, wie er doch schon in höherm Alter und des Reisens ganz ungewohnt war. Wie oft mußte er da sich an Rom und das dortige Leben erinnern! wie oft mochte er nicht in Gedanken in Rom sein, und auf einmal an die bittere Gegenwart rauh erinnert

45) *Ovid.* Trist. I, 1, 23. 46) *Ovid.* l. c. III, 4, 7. 5, 33. 47) *Ovid.* l. c. III, 11. 48) *Ovid.* l. c. II, 87. Ep. ex Pont. III, 2, 15. 49) *Ovid.* Trist. I, 5, 63. 9, 5. 50) *Ovid.* l. c. I, 3, 15. III, 5, 10. V, 4, 36. Ep. ex Pont. II, 3, 30. 51) *Ovid.* Trist. III, 1, 65. Ep. ex Pont. I, 1, 5. 52) *Ovid.* Trist. I, 7, 15. IV, 10, 63.

53) *Ovid.* Ep. ex Pont. I, 9, 21. *Bianc.* lett. sopra Celso. p. 181. 54) *Ovid.* Trist. I, 7, 23. 55) *Ovid.* Ep. ex Pont. IV, 8, 32. 56) *Ovid.* Trist. III, 5. 57) *Ovid.* l. c. I, 1, 28. 58) *Ovid.* Ep. ex Pont. II, 3, 83. 59) *Ovid.* Trist. I, 4, 20. 11, 3. III, 12, 15. 60) *Ovid.* Trist. I, 2, 53. 61) *Masson.* Vit. Ovid. ad ann. DCCLXIII, I. 62) *Ovid.* Trist. I, 10, 8. 63) Intt. ad *Ovid.* Trist. I, 10. *Masson.* l. c. 64) *Ovid.* Trist. I, 11, 25. IV, 1, 21. Ep. ex Pont. II, 7, 30.

werden! Nur eine Begleiterin und Trösterin verließ ihn in diesem Trübsale nicht, die Muse. Ohne Poesie konnte er nicht leben, und Alles, was ihn ergriff, gestaltete sich fast von selbst sogleich poetisch, daher denn schon während der Reise von Rom bis Samothrake, im Winter 761—762 also, das erste Buch der Tristien entstand; auf der letzten Seereise, von Samothrake nach Tempyra schloß er es ab und übergab es den Schiffern zur Besorgung nach Rom [65]). Wie Alles, was Ovid geschrieben, den Stempel seiner augenblicklichen Stimmung trägt, so auch diese Gedichte, welche deutlich zeigen, wie die Stimmungen im Dichter wechselten; als sie in Rom angekommen und man dort die Leiden des Dichters der zarten Liebe erfuhr, da ward jedem das Schicksal des Armen erst recht klar vor die Seele gestellt, jeder, der früher Ovid's Schmerzen getheilt, fühlte sie von Neuem; mancher, der sich von ihm gewandt in der Noth, ward ergriffen und sah sein Unrecht lebhaft und reuig ein; mancher endlich, der geglaubt, dem Dichter zürnen zu müssen, ward geneigt, den Zorn schwinden zu lassen: mit einem Worte, Rom war, wenn je von Ovid eingenommen, jetzt ganz für ihn gewonnen [66]). Während so das Andenken an den Dichter in Rom erneuert ward, war er selbst in Tomis angelangt; er sah den Ort, in dem er vielleicht sein Leben beschließen sollte, vor sich: was für Gedanken mögen ihn beim Eintreten bestürmt haben? Derjenige, der Gefühl besitzt und Gelegenheit gehabt zu erfahren, wie selbst dessen, der noch nichts verloren, und auf der Wanderung zu seinem Bestimmungsorte diesen zuerst erblickt, sich eine Erschütterung bemächtigen kann, die er nicht zu bewältigen vermag, der auch weiß, wie man in solcher Lage vor Allem geneigt ist, aus dem Aussehen der Straßen und Häuser, aus den Mienen, dem Gruße der Begegnenden seine Zukunft zu lesen und mit einem gewissen Schauer eintritt in ein Obdach: der wird sich Ovid bei seiner Ankunft in Tomis auch denken können! Der an Rom zu August's Zeit gewöhnte und dadurch verwöhnte Römer, wie war es möglich, daß der heiter oder nur gleichgültig auf den unbedeutenden Ort, auf die kleinen, so ungewöhnlich aussehenden Häuser, auf die behosten, ohne alle Urbanität einhergehenden und in ihrem Kauderwelsch grüßenden Halbgeten blicken konnte? Alles, was er erblickte, mußte ihm vielmehr laut zurufen, hier ersteht Dir keine Freude! Und als er in das für ihn bestimmte Haus, das er mit einem Andern [67]) noch theilen mußte, eingezogen, seine jetzige Wohnung und Umgebung also mit der frühern vergleichen mußte; als er sich nun hier seit seiner Abreise von Rom zuerst eigentlich allein sah, von Weib und Kind, von Freunden und Allem so recht getrennt fühlte und verlassen, wenn da Thränen über Thränen ihm entströmt sind, wenn er da zerknirscht niedersank, wer mag ihn tadeln? wer ein Phantom von Geistesstärke als Maßstab für diese Gefühle anlegen? Ovid war leidenschaftlich und leicht erregbar, daher mag lange Zeit hingegangen sein, ehe er sich sammeln und fassen konnte. Er mag gehofft haben, die Leiden der Reise wenigstens seien mit der Ankunft in Tomis geendet; allein trotz dem mußte er noch einmal auf eine empfindliche Weise die Tücke des Schicksals erfahren: das Schiff nämlich mit der Bagage war zwar angekommen, aber da von der Schiffsmannschaft viel gestohlen war [68]), für ihn mit großen Verlusten. Also auch das noch! Das, womit er sich manche heitere Stunde zu verschaffen gehofft, manche ihm vielleicht unersetzliche Sachen, waren so entwandt! Aber trotz dieses traurigen Zustandes findet Ovid doch Zeit zum Dichten; denn kaum hatte er sich etwas gefunden, so war sein Erstes, den Gedanken auszuführen, den er wahrscheinlich schon unterwegs gehabt, nämlich August durch ein Gedicht zu mildern Gesinnungen zu bewegen. Denn das erste Buch der Tristien war weniger für ihn berechnet; da als Relegirtem dem Ovid aber erlaubt war, sich brieflich an August zu wenden, so arbeitete er, da dieser ja sonst grade kein Misfallen an seinen Gedichten gehabt, das zweite Buch besonders zu dem Zwecke aus, dadurch aus dem mit einer gewissen Raffinerie ausgesuchten Tomis wegzukommen und einen bessern Aufenthaltsort sich zu erwirken. Dies Gedicht wird also 762 a. u. ausgearbeitet und auch noch abgesandt; der Dichter wartete aber nicht erst den Erfolg ab, sondern begann gleich darauf das dritte Buch der Tristien zu schreiben, um durch diese Episteln sich theils die treuen Freunde in Rom zu erhalten, und sie anzutreiben, in ihren Bemühungen um ihn nicht nachzulassen, theils solche einflußreiche Männer, die früher mit ihm vertraut, sich jetzt von ihm gewandt, wieder zu gewinnen; Ovid that also Alles, was in seinen Kräften stand. Man muß dabei auch wohl beachten, daß ihm das Componiren gar nicht mehr leicht ward [69]); trotz dem brachte er aber dies dritte Buch doch noch im ersten Jahre seines Aufenthalts in Tomis zu Stande, sodaß es im Frühjahre 763 a. u. nach Rom abgegangen sein mag [70]). Es beginnen nun die im zweiten Buche schon angedeuteten Klagen über Tomis weiter ausgeführt zu werden; je länger er da blieb, je näher er es kennen lernte, desto unerträglicher kam es ihm auch vor. Es war allerdings ein elender Ort, wahrscheinlich das heutige Mankalia [71]): hier an der Grenze des römischen Reichs [72]) mußte Ovid gegen seine Hoffnung noch 764 a. u. das vierte Buch [73]), 765 noch das fünfte [74]) der Tristien schreiben. Zwischen die Abfassung dieser beiden letzten Bücher kann auch die Abfassung des Gedichtes **Ibis** fallen, später ist es auf keinen Fall geschrieben [75]); nimmt man noch hinzu, daß der Dichter auch ab und an die Fasten bearbeitete, so sollte man meinen, er habe sich in einer ganz erträglichen Stimmung befunden. Das war aber doch nicht der Fall; er hatte

65) *Ovid.* Trist. I, 11, 25. 66) *Ovid.* Trist. II, 581. Schlosser, Univers.-hist. Übers. d. Gesch. d. alt. Welt. III, 1. S. 199. 67) *Ovid.* Trist. V, 10, 29.

68) *Ovid.* Trist. IV, 10, 101. *Ouwens*, Noctt. Hag. p. 203. 69) *Ovid.* Trist. III, 11, 25. IV, 1, 101. 70) *Masson.* Vit. Ovid. ad ann. DCCLXIII, IV. 71) Schaffaria in wien. Jahrb. f. Lit. XLVI, 49. 72) *Gori* Symb. Liter. T. VII. p. 45. 73) *Masson.* l. c. ad ann. DCCLXIV. 74) *Clint.* F. H. III. p. 273. 75) *Ovid.* ib. init.

nur Leid und Trauer, da das Klima ihm gar nicht zusagte; der Frost und die Kälte hört nach seiner Beschreibung dort fast gar nicht auf, stets liegt Schnee[76]), die Kälte im Winter ist so stark, daß nicht allein die Donau und andere Flüsse, sondern auch Seen, sogar der Pontus, zufrieren[77]) und mit so starkem Eise bedeckt sind, daß selbst Wagen darüber fahren[78]). Mochte seiner Phantasie auch manches gefällige Bild sich darbieten, wie die im Eise festgefrorenen[79]) Fische, so war doch die Kälte, vor der er sich gar nicht zu schützen vermochte[80]), zu unerträglich; es verdarben ferner die vielen Flüsse und Seen, die stets herrschenden, scharfen Winde ganz die Luft[81]) und, was das Schlimmste war, das Trinkwasser, eine Hauptsache für Ovid, war durch die Nähe des Meeres[82]) kaum genießbar. Zu allen diesen Leiden kam noch die Unsicherheit der ganzen Gegend: die benachbarten Barbaren, als Geten, Jazyger, Sauromaten machten oft Einfälle und schleppten Menschen und Vieh als Beute[83]) mit sich fort; welche Aussicht also, von ihnen gefangen zu werden! Übertrieben sind diese Klagen im Ganzen nicht; auf den an Italien, an seine Gärten und Äcker gewohnten Römer konnte Tomis schwerlich anders wirken. Wie das Land aber war, so waren im Ganzen auch seine Bewohner, die Tomiten: sie waren ein Gemisch von Griechen und Geten[84]), doch so, daß in Sprache, Kleidung, Sitten die letztern das Übergewicht hatten; daher waren sie wild und streitsüchtig, gingen immer bewaffnet[85]), und hatten von feiner Lebensart nichts an sich. Und wie mußte alles dies sich nicht vermehren, als er krank ward[86]) und ihm jetzt der einzige Trost, die einzige Zerstreuung, die er hatte, das Dichten, versagt war, als er sich so schwach fühlte[87]), daß er sich der Hilfe eines Andern bedienen mußte, um einen Brief nach Rom zu schreiben! Da hatte das Elend seine Spitze erreicht; ohne zärtlichere Pflege, ohne Unterhaltung, ohne Arzt, ja selbst ohne gehörige Speisen, für die überhaupt in Tomis schlecht gesorgt war[88]), lag er auf seinem Krankenlager, körperlichen wie geistigen Schmerzen hingegeben! Doch seine gute Natur half sich zur großen Freude der guten Tomiten, denn diese thaten Alles, was in ihren Kräften stand, um dem Dichter sein Unglück zu erleichtern. Um ihm ihre Achtung zu bezeigen, hatten sie ihm Freiheit von Abgaben gegeben[89]), und daß andere benachbarte Städte ihrem Beispiele folgten, veranlaßten sie vielleicht. Ovid hätte kein Herz haben müssen, wenn er von solchem guten Willen nicht wäre gerührt worden, aber konnte er denn ihm Rom ersetzen? Daß er es nicht konnte, zeigen die **Epistolae ex Ponto**; sie behandeln denselben Stoff wie die Tristien und unterscheiden sich daher außer dem Namen von diesen nur darin, daß jeder Brief den Namen dessen an der Spitze trägt, an den er gerichtet ist. Dies hatte er in den Tristien aus Rücksichten gegen seine Freunde nicht gethan, die aus Furcht vor August mit einem Relegirten nicht zu verkehren wagten; da Ovid aber aus Rom Nachrichten erhalten, wie in der That August's Zorn nachzulassen scheine, so tadelt er selbst jene Vorsicht als eine unnütze. Es kann übrigens der Zorn des Herrschers nachgelassen haben, da vielleicht einmal eine Vorstellung gemacht war, oder die in Rom dem Dichter günstige Stimmung, die von August selbst gelesenen Tristien, die Zeit, Anderes den Groll vermindert hatte; kurz der Dichter hoffte doch noch, und deshalb schrieb er auch gleich nach Herausgabe des fünften Buches der Tristien das erste Buch der Briefe aus dem Pontus, sodaß zwischen ihnen gar keine Pause anzunehmen ist. Ihrer bedurfte es auch nicht im Geringsten, Vorbereitung, Studium für den Stoff war auch nicht nöthig, da seine eigenen Leiden der Dichter beschrieb; daß er aber, sobald etwas abgeschlossen war, sogleich etwas Neues unternahm zeigt, wie die Muse seine stete Begleiterin war, die Schwermuth jedoch, die bei Tag wie bei Nacht Ovid verfolgte[90]), konnte sie nicht verscheuchen; sie zeigt sich in den Tristien schon; ebenso auch in den Briefen. Das erste Buch der letztgenannten fällt in die zweite Hälfte des Jahres 765, wie es scheint; völlig sicher kann man nämlich weder hier, noch bei einem der folgenden Bücher dieser Briefe das Datum der Herausgabe bestimmen, weil Ovid nicht mehr so ängstlich, wie früher, dafür sorgte, daß so schnell als möglich ein Buch nach Rom käme[91]); er war vielmehr zufrieden, wenn er wußte, daß der, an welchen ein Brief gerichtet war, denselben erhalten, und edirte daher erst später eine Masse solcher Briefe ohne bestimmte Ordnung. Denn der Zweck dieser Briefe war erreicht, sobald sie auf die Männer wirkten, an die sie geschrieben waren; um Berühmtheit und um die große Masse bekümmerte der Dichter sich nicht mehr. Dabei ist Ovid aber immer aufmerksam auf Gelegenheiten, wo er dem August etwas Angenehmes sagen könne; dies zeigt sich recht im zweiten Buche der Briefe, wenn er von dem Triumphe des Tiberius redet. Dieser fällt aber in den Spätsommer von 765; da nun in besagtem Buche dieser sowol als einer, der gehalten werden solle, als auch als einer, der schon gehalten sei, erwähnt wird, so können die Briefe dieses Buches um das Frühjahr 766 herausgegeben sein[92]). Aber nicht dies allein sandte im J. 766 Ovid nach Rom, sondern er verfertigte noch ein besonderes Gedicht zur Verherrlichung besagten Triumphes[93]), welches gegen die Mitte von 766 abgeschickt ward. Der Dichter sieht dies nicht als eine gelungene Arbeit an, da die Beschreibung einer freudigen Sache mit seinem Innern zu sehr contrastire, da ferner von alle dem, was dabei zu besingen

76) *Ovid.* Trist. III, 1950. 77) *Ovid.* l. c. III, 10, 37 sq. Ep. ex Pont. III, 1, 15. *Strab.* VII, 3, 18. 78) *Ovid.* Trist. III, 10, 49. 79) *Ovid.* l. c. 80) *Ovid.* l. c. V, 7, 49. 81) *Ovid.* Trist. III, 3, 7. Ep. ex Pont. IV, 10, 45. 82) *Ovid.* Ep. ex Pont. II, 7, 73. *Ciofan.* ad *Ovid.* Trist. IV, 8, 26. 83) *Ovid.* Ep. ex Pont. III, 1, 7. *Böckh.* ad Corp. Inscr. T. II. p. 94. 84) *Ovid.* Trist. V, 7, 52. 85) *Ovid.* Trist. V, 7, 15 sq. 86) *Ovid.* Ep. ex Pont. IV, 10, 65. 87) *Ovid.* Trist. III, 3, 1. 88) *Ovid.* Ep. ex Pont. I, 3, 51. 89) *Ovid.* Ep. ex Pont. IV, 9, 97 sq.

90) *Ovid.* Trist. IV, 1, 54. Ep. ex Pont. IV, 7, 75. 91) *Ovid.* Ep. ex Pont. III, 9, 51. 92) *Ovid.* Ep. ex Pont. II, 1, 21. 2, 77. 8, 39. 93) *Ovid.* Ep. ex Pont. II, 8, 27. III, 4.

war, er nichts gesehen, sondern nur auf das Gerücht sich verlassen mußte. Er kehrt daher auch bald zu der ihm mehr zusagenden Arbeit des Briefeschreibens zurück; denn im dritten Buche der Briefe finden sich einige im Winter des J. 766—767 geschriebene. Er beklagt sich darin darüber, daß August's Zorn so sehr schwer zu besänftigen sei; die Hoffnung, von Tomis durch August wegzukommen, hat ihn aber noch nicht verlassen. Denn hätte er diese nicht gehabt, wozu silberne Statuen des August, Tiberius, der Livia kommen lassen und ihnen göttliche Ehren[94]) erweisen? Ja, wozu dann die Mühe, die Thaten und den Ruhm des August durch ein Gedicht in getischer Sprache[95]) zu verherrlichen? Wir haben ja auch gesehen, wie jedes Jahr bis jetzt Ovid durch Gedichte Rom an sich erinnert hat, außerdem muß man noch hinzunehmen, wie manchen Brief in Prosa er abgesandt; dies verliert sich aber jetzt, da das vierte Buch der Briefe in die Zeit von 766—769 fällt. Was ist die Ursache dieser Veränderung? Ovid hatte, wie es scheint, vom Fabius Maximus die Aussicht auf eine günstige Wendung seines Schicksals erhalten, er schrieb deshalb wol mit an den designirten Consul[96]) Sextus Pompejus im J. 766; er dachte Fabius und der wohlwollende Consul müssen verbunden etwas erwirken. Allein diese Hoffnung scheint der unerwartete Tod des Fabius im J. 766, der bald darauf 767 erfolgte Tod des August vernichtet zu haben, da von Tiber der Dichter sich nicht viel versprochen zu haben scheint. Zwar hat er ihn zu bewegen nicht versäumt, indem er in einem 767 oder 768 gefertigten Gedicht auf den Tod August's[97]) sich wahrscheinlich über die Vortrefflichkeit Tiber's weitläufig ausgelassen hat, wenigstens verhehlt Ovid selbst seine Absicht[98]) bei diesem uns verlornen Gedichte nicht; es sollte den Nachfolger für ihn einnehmen. Doch sah er, da das Gedicht nichts gefruchtet, klärlich ein, daß er einen Fürsprecher haben müsse. Die Freunde, welche er bisher angegangen, schienen ihm zu träge und zu schwach, er hatte daher schon bei Lebzeiten August's, wie es scheint, daran gedacht, sich den als Fürsprecher zu gewinnen, der sowol eine der gewichtigsten Stimmen, wo nicht die gewichtigste, von Allen hatte, als auch sich ohne eigene Gefahr der Sache unterziehen konnte: Germanicus Cäsar nämlich. An diesen höchst edeln Mann, der auch Dichter war, hatte Ovid schon im J. 765 bei Gelegenheit des Triumphs des Tiberius, an dem Germanicus auch Theil hatte, geschrieben. Die im J. 766 und 767 an Sextus Pompejus, an Suilius und Carus gerichteten Briefe mag vorzugsweise der Umstand hervorgerufen haben, daß sie mit Germanicus befreundet waren. Hieraus erklärt sich aber die eben aufgeworfene Frage, weshalb der Dichter jetzt so wenig schreibe. Denn daß er dies gethan, braucht nicht bewiesen zu werden, selbst wenn man bestimmt das Gedicht[99]) **Halieuticon** in diese Zeit setzen müßte, denn dieses ist schwerlich umfangsreich gewesen, vielleicht auch nie vollendet worden. Dagegen hat er jetzt lediglich an den Fasten gearbeitet; sie wollte er dem Germanicus widmen und dadurch dessen Gunst und Fürsprache sich erwerben. Sie, die Fasten, hatte also bei seiner Relegation Ovid mit nach Tomis genommen und zwar deshalb, weil er dies auf zwölf Bücher[1]) angelegte und mit dem größten Studium ausgearbeitete Werk dort zu vollenden gedachte; die Zeit, die es ihn schon gekostet, sollte doch nicht ganz verloren sein. Wie schon oben erwähnt, hat er bedeutende historische Forschungen unternommen; es kann aber auch sein, daß er poetische Vorarbeiten dazu gemacht und die **Aratea**, welche ihm zugeschrieben werden[2]), deshalb unternommen habe, um sich im episch-didaktischen Tone zu üben. Freilich kann er besagtes Gedicht auch zu anderer Zeit gemacht haben. Wahrscheinlich hat in Tomis Ovid an den Fasten zu verschiedenen Zeiten gearbeitet; gewiß aber nie stärker, als in den letzten Jahren seines Lebens, wo er wol auch erfahren, daß Germanicus in den Orient geschickt werden werde. Doch er starb, ehe er diesem das Gedicht geben konnte; deshalb sind nach seinem Tode die ersten sechs Bücher der Fasten als die vollendetern von seinen Freunden wahrscheinlich herausgegeben und haben daher von ihnen die Römer und das größere Publicum nie mehr gehabt als wir. Eine Nemesis zeigt sich auch hier: August, der so sehr nach Verherrlichung seiner Thaten durch Dichter strebte, mußte den Virgil vor Vollendung der Äneis sterben sehen, und den Dichter, der allein dies Unglück hätte ersetzen können, selbst verhindern, diesen seinen Wunsch auszuführen! —

Ovidius starb nach Hieronymus[3]) im J. 770 a. u., womit Marianus[4]), die **Vitae**, Martinus Polonus[5]), ein unechtes Stück von Apulejus[6]), stimmen; daher sind diesen Quellen die Neuern mit Ausnahme von Scaliger gefolgt: die **Vitae** fügen den Monat Mai als genauere Bestimmung hinzu. Hieronymus, Marianus und die **Vitae** erwähnen auch noch, daß Ovid in Tomis begraben worden, eine Erzählung, die auch im Mittelalter noch gekannt war, obgleich nach der **Vita** bei Muccioli man auch zweifelte, ob er in Tomis oder auf der Rückkehr gestorben. Man zweifelte an der Wahrheit der Nachricht des Hieronymus nicht eher, als bis man durch verschiedene Gerüchte von Gräbern Ovid's, die, wo nicht auf Betrug, doch auf Irrthümern beruhten, veranlaßt ward, eine Grabschrift unterzuschieben, die bald in der Gegend des Sees Vidovo, bald bei Kilia, bald in Stain am Anger gefunden worden sein sollte. Sie ist eben so sicher unecht[7]), als die angebliche Schreibfeder Ovid's[8]), welche im 16. Jahrh. Isabella, Königin von Ungern, besaß.

Ovidius hinterließ eine Tochter, welche ihm seine zweite Gemahlin geboren hatte und zwar um 738 a. u.,

94) *Ovid.* l. c. IV, 9, 105. 95) *Ovid.* l. c. III, 2, 40. IV, 13, 19. 96) *Lips.* ad *Tacit.* Ann. III, 11. 97) *Ovid.* Ep. ex Pont. IV, 6, 17. 13, 27. 98) *Ovid.* Ep. ex Pont. IV, 6, 19. 99) *Plin.* H. N. XXXII, 11, 54.

1) *Ovid.* Trist. II, 549. coll. *Ovid.* Fast. VI, 725. 2) Prol. ad *Virg.* Georg. I, 138 ap. *Lion.* in T. II. Addend. 3) *Hier.* in *Eus.* Chron. Ol. 199, 1. 4) *Mar.* Scot. Chron. p. 218. 5) *Mart. Pol.* Chron. p. 27. 6) *Rhodig.* Lectt. Antt. XIII. c. 10. 7) Vorläufig vergl. *Schoenwissen*, Antiq. et hist. Sabar. p. 86. 8) *Fabric.* Bibl. Lat. T. I. p. 439. *Schoenw.* l. c. p. 89.

denn sie war nach Lörs' feiner Bemerkung [9]) zur Zeit von Ovid's Verbannung, im J. 762, schon über die Jahre der ersten Jugend hinaus. Was ihr Leben anlangt, so ward sie nach der Scheidung ihrer Mutter wol bei dieser erzogen, sie hat sich dann jung verheirathet [10]), aber ihren Gemahl bald verloren. Bald darauf hat sie aber sich von Neuem vermählt und zwar mit Cornelius Fidus [11]), mit dem sie zur Zeit der Verbannung ihres Vaters verreist war zum großen Schmerze [12]) desselben. Daraus sehen wir, daß Ovid an ihr hing, kein Wunder, da sie sein einziges Kind [13]) war. Der Zweig der gens Ovidia, zu welchem der Dichter gehörte, starb also mit ihm aus.

Literatur. Aus der classischen Zeit haben wir außer gelegentlichen Notizen und dem, was der Dichter selbst von sich in seinen Poesien erwähnt, nichts von Biographischem; dagegen sind aus einem cod. Vat. und einem cod. Farnes. zwei Biographien aus dem Mittelalter auf uns gekommen, die aber für uns gar keinen Werth haben, weshalb zu bedauern ist, daß sich *Clint.* Fast. Hell. T. III. manchmal auf sie verlassen hat. Ähnliches kann auch noch aus andern Handschriften zum Vorscheine kommen; vergl. *Endlicher*, Catal. codic. philoll. Latt. Bibl. Vindobon. T. I. cod. CLIX. p. 78; wo ein cod. angegeben, welcher die von *Muccioli* in Catalog. codd. mscr. Biblioth. Malataest. T. II. p. 229 edirte Vita Ovid. zu enthalten scheint. Aus ihr will ich hier anführen, daß sie den Vater Ovid's, Publius, den Bruder Lucius, die Mutter Agilina nennt; sie ist etwas besser als die erstgenannten Vitae. Die ältere Philologie hat viele Biographien Ovid's hervorgebracht; so die von Paulus Marsus, Raphael Regius, P. Crinitus, Aldus Pius Manutius, Lib. Greg. Gyraldus, Christ. Zarotus, Herc. Ciofanus, welche alle bei *Burm.* Append. Ovid. in *Burm.* Ovid. Op. T. IV. stehen, von ihnen ist nur die von Manutius zu brauchen, der aber nicht alle zu einer Biographie gehörigen Stellen aus Ovid gesammelt hat, wie schon ein Vergleich mit unserm Versuche, in dem wir aber lange nicht alle Stellen aufgeführt, lehren kann. Untauglich ist die Biographie von *Marolles* in le livre contre Ibis. (Paris 1661); geistreich, wenn man will, aber oberflächlich und unvollständig *Bayle*, Dict. hist. et crit. T. III. ed. IV.; diese Leistungen übertraf und lieferte ein wirklich vortreffliches Hilfsmittel: *J. Masson*, P. Ovidii Nasonis Vita ordine chronologico sic delineata, ut poetae fata et opera veris assignentur annis notisque philologicis et historicis illustrentur atque Augustei aevi ritus moresque varii elucidentur (Amstel. 1708); was denn auch, mit einigen Noten von Masson selbst vermehrt, *Burm.* in Append. Ovid. l. c. hat abdrucken lassen. Dieses Werk ist bis jetzt noch unübertroffen, denn dem, was Müller (Hist. krit. Anleit. zur nöthigen Kenntniß und nützlichem Gebrauche der alten lateinischen Schriftsteller [1749]. 3. Bd.), Hamberger (Nachrichten über die vornehmsten Schriftsteller. 1. Bd. S. 544. [1756.]), Tiraboschi (Stor. della Letterat. Italian. T. I. P. 3. L. 3, §. XXIX. p. 154. [1772.]), Crusius (Lebensbeschreibung der römischen Dichter. 1. Bd. S. 307. Teutsche Übersetzung [1777.]) geschrieben haben, ist eigene Forschung ganz abzusprechen. Weitläufig, aber doch nach gutem Plane und mit Geschmack ist gearbeitet: *C. Rosmini*, Vita di Ovidio Nasone. 2. Ti. (Ferrar. 1789.); eine zweite von Polidori 1821 besorgte Ausgabe kenne ich ebenso wenig aus eigener Ansicht, als die Biographie von Villenave, die sich in der Übersetzung der Metamorphosen von Villenave findet. Jahn will im vierten Bande seines Ovid eine Vita folgen lassen. Kleinere Überblicke geben *Gaddi* de scriptt. non eccles. T. III. p. 117. *Gland.*, Onom. Hist. Rom. p. 650. *Oberlin.* praef. ad P. Ovid. Nas. Trist., Ep. ex. Pont. et Ib. p. V., am besten *Weber* in Corp. Poet. Lat. praef. p. XXXVII. Dann die Literaturgeschichten: *Fabric.*, B. Latin. T. I. p. 437. Bähr, Geschichte der römischen Literatur. S. 166. Bernhardy, Grundriß der römischen Literatur. S. 219. Ficker, Geschichte der griechischen und römischen Literatur. S. 257 rc. Am geschmackvollsten, obgleich nicht fehlerfrei, ist *Dunlop*, Hist. of Roman Literature, during the Augustan Age. T. III. p. 349.

Publius Ovidius Naso war an einem Tage geboren, der eigentlich das neue Rom herbeiführte, an ihm ward nämlich der Krieg gegen Antonius unwiderruflich vom Senat beschlossen. Es entstand aus der Schlacht bei Mutina das dritte Triumvirat, und aus den Schrecken, welche es in seinem Gefolge hatte, ging allmälig das monarchische Rom hervor; als zu ihm also der Grund gelegt wird, wird der Dichter geboren, welcher vorzugsweise dazu bestimmt war, dies Rom in der Poesie zu repräsentiren. Von allen den Gräueln, welche von 711—723 a. u. c. Italien verheerten, sah Ovid kaum Etwas. Sulmo scheint auch von den Veteranen verschont worden zu sein. Als er aber herangewachsen und anfing, seine Umgebungen mit Nachdenken zu betrachten, war man eifrig bemüht, die Wunden, welche Italien geschlagen worden, zu heilen; man war ferner zufrieden, daß Octavian allein die römischen Angelegenheiten besorgte und sie der Masse genommen; es begann daher ein lange vermißtes Gefühl von Ruhe und Sicherheit, sich in den früher so bewegten Herzen der Römer einzufinden. Man vermißte daher die Republik, welche Ovid gar nicht gesehen, in keiner Hinsicht; daß Octavian in dieser Stimmung um jeden Preis die Römer zu erhalten suchte, daß er daher seine Herrschaft den Römern so angenehm als möglich zu machen sich bestrebte, war natürlich, und ihm, der nichts, was seinen Zwecken irgend förderlich sein konnte, bei seiner schlau berechnenden Politik übersah, war sehr wohl bekannt, wie Künste und Wissenschaften einem Hofe namentlich in den Augen des Volkes und der Nachwelt großen Glanz verliehen. Daher schon während der Unruhen Octavian sowol selbst als auch seine Freunde, wie Mäcenas, Messala, Gallus, Varius u. A., zum Theil selbst Dichter, sich bei jeder Gelegenheit der Dichter namentlich annahmen. Octavian wußte später nach dem

9) Welcker und Näke, Rhein. Mus. 1. B. S. 126. 10) *Ovid.* Trist. IV, 10, 75. 11) *Senec.* de Constant. Sapient. c. 17. 12) *Ovid.* Trist. I, 3, 19. 13) *Const. Fanensis.* in Append. *Ovid* ap. *Burm.* Ovid. T. IV. p. 5.

Beispiele anderer Usurpatoren Vortheil davon zu ziehen; denn indem er den Dichtern sich gefällig erwies, und sie sich verband, konnte er später nicht für zudringlich gehalten werden, wenn er von ihnen Gegenleistungen verlangte. Virgil, Horaz und Andere wurden durch dies Verhältniß oft in ihren Poesien bestimmt, keiner ja mehr als Virgil, der zu dem Werke, dem er die meiste Kraft und Mühe zugewandt, zu seinem Unglücke nicht durch eigene Neigung, sondern durch August's Wunsch veranlaßt war; bei den meisten Ovid gleichalterigen Dichtern war das nicht mehr der Fall. Ovid, ein wohlhabender Ritter, folgte unabhängig seinem eigenen Genius. Ihm also war ein günstigeres Loos zu Theil geworden, doch kann ihn dies nicht über jene Ältern setzen. Freilich ist man von diesen wie vom Ovid gewohnt zu hören, wie sie und die Römer des Augusteischen Zeitalters überhaupt nur aus äußern Rücksichten gedichtet, wie sie nie den wahren Werth, das eigentliche Wesen der Poesie erkannt und nur aus Luxus und Sucht nach Glanze getrieben, der Poesie ein Plätzchen gegönnt hätten; aber es ist dies sicher ebenso ungerecht als falsch. Während der Dauer der Republik waren die Römer so sehr mit sich selbst beschäftigt, daß es ihnen unmöglich ward, zu der für Kunst und Wissenschaften nothwendigen Stimmung zu gelangen: als von Außen für die politische Sicherheit des Staates kaum mehr Etwas zu fürchten schien, entstanden durch innere Unruhen vorzugsweise Zeiten, in denen das, was für Wissenschaft geschah, fast mit Gewalt erkämpft werden mußte. Jetzt kam unter Octavian die Zeit, wo das Erkämpfte mit Ruhe der Vollendung nahe gebracht werden konnte; denn, da die Sprache und ihre Behandlung in der letzten Zeit der Republik einen großen Fortschritt gemacht, war zur Vollendung nur noch größere Glätte und Eleganz nebst Abfassung von größern Werken nothwendig. Und um diesen Preis zu ringen, trieb die jetzigen Dichter ihr Inneres; ihre Leistungen zu schätzen war das Publicum fähig. So ist Virgil, wie die Georgica zeigen, geborner Dichter und ward als solcher auch sogleich anerkannt. Properz ward durch Niemand, als durch seinen Genius zum Dichten getrieben, und wie er aus Liebe zur Poesie aus innerm Drange dichtete, so die Meisten damals, deren Namen auf uns gekommen. Wie aber Jeder von seiner Zeit abhängt, so auch diese Männer; alle die von ihnen, welche die Schreckensscenen der letzten Zeit der Republick durchlebt und von ihnen gelitten hatten, erhielten daher, wie Virgil, Horaz, besonders Tibull und Properz, eine eigenthümliche Stimmung. Im Ovid hingegen ist diese Neigung zu düstern Gedanken nicht zu entdecken; er lebt in der Zeit, die man nicht tiefer als mit Tacitus' Worten: **quotusquisque reliquus, qui rem publicam vidisset?**, aber dem Tone der Zeit selbst nicht entsprechender, als mit Ovid's Verse [14]) schildern kann:

> Nos hilarem populum femina laeta capit,
> Uns, ein heiteres Volk, fesselt das fröhliche Weib!

Ovid fühlt sich daher in seiner Umgebung höchst zufrieden, er kann sich sorglos dem, was er liebt, überlassen und wäre ohne das auch unglücklich; denn durch die weichlichere Erziehung entsteht jene Reizbarkeit, jene Macht der Leidenschaft, welche allmälig Roms Kraft untergrub. Zugleich ist aber an Ovid recht sichtbar, zu welcher Höhe zur Zeit seines Auftretens als Dichter die lateinische Sprache gekommen und wie es dem nur obenhin Gebildeten nicht sehr schwer ward, sie seinem Geiste gemäß schön zu behandeln. Es war dies zwar durch Annäherung an das Griechische hervorgebracht, allein es war das griechische Element jetzt so mit dem Lateinischen verschmolzen, daß ein in allen seinen Theilen sich entsprechendes Ganze hervorgebracht, das Ganze wie aus einem Gusse hervorgegangen war; ebenso zeigt sich das Distichon der Sprache als angemessen und muß also das Eine nicht mehr mit dem Andern kämpfen; es kam also überhaupt keine Spur von Zwang zum Vorschein, sodaß den Lateinern gelungen war, in jeder Hinsicht aus Hellenischem, Lateinischem und Römischem ein eng zusammenhängendes Gebilde zu schaffen. Denn auch in der Form waren die Hellenen Muster, ihre Formen waren ins römische Leben übergegangen, da selbst der gemeine Soldat sein Griechisch verstand; wo aber die Poesie schafft, was mit dem Volke, in dem sie entsteht, im Einklange, wer will ihr deshalb einen Vorwurf machen? Und doch werden die lateinischen Dichter dieser Zeit, der Augusteischen, als Nachahmer dargestellt, behandelt als Menschen, die allenfalls erträglich übersetzen, aber weder originell erscheinen, noch als sonst den Hellenen vergleichbar. Allerdings haben die Römer in Ausbildung der Kunst und Wissenschaft das Glück nicht gehabt, was den Hellenen und zwar bis jetzt allein diesen vor Allen zu Theil geworden; wäre in der letzten Zeit Octavian's noch ein Krieg möglich gewesen, der die Interessen der Römer so allseitig in Anspruch genommen, wie der peloponnesische die der Athener, so hätte die römische Kraft in der Wissenschaft es noch weiter gebracht, als wir jetzt sehen. Aber dies war nicht der Fall: das Höchste, was sie erreichte, entstand in August's Zeit. Und auch dieser Zeit Dichter thaten, als sie an den Hellenen sich bildeten, das, was sie mußten, ihre Pflicht: die Menschheit kommt nur dadurch weiter, daß ein Geschlecht auf dem, was ein früheres gefunden, fortbaut mit Erfolg; und einen Fortschritt in der Geschichte der Poesie bezeichnet die lateinische Poesie der Augusteischen Zeit. Obgleich also die Römer die Hellenen beachten mußten, so waren sie doch weit entfernt, sich deshalb ihrer Nationalität und Originalität zu entäußern, vielmehr hielten sie an diesen so fest als möglich. Denn nicht einzelne Formen und Worte, nicht ein unerhörter, nie vorgekommener Stoff, nicht die Erfindung von seltsamen Situationen macht, um mit Wieland [15]) zu reden, den wahren Dichter, sondern der lebendige Odem, der das Ganze durchdringt, die Ausprägung der eigenen Eigenthümlichkeit auf jedes Einzelne, die völlig freie Handhabung des Stoffes; daher ist denn Virgil in seinem Landbaue so originell römisch, daß man

14) *Tacit.* Ann. I, 3. *Ovid.* Art. Am. III, 518.

15) Wieland's Sämmtl. Werke. 52. Bd. S. 370. Ausg. v. Gruber.

mit der völligsten Sicherheit behaupten muß, nie konnte ein Hellene ein solches Gedicht fertigen; nur die, welche dem Herkommen und unklaren Begriffen von Poesie folgen, können dies verkennen. Die Wahrheit unserer Ansicht bestätigt auch der Umstand, daß diesen Gräcomanen Tibull und Ovid stets im Wege gewesen; sie haben denn neuerdings zu der Behauptung geführt, Tibull habe sich an Griechen nicht gebildet. Ist es denn dem Dichter unmöglich, sich bei allen Studien die Originalität zu bewahren? Ich dächte, grade wir Teutsche hätten vor Allen Ursache, diese Vereinigung zu erkennen. Wie alle Römer hat auch Tibull Griechen studirt, trotz dem muß man aber auch hier fragen, wo ist der Hellene, welcher eine Tibullische Elegie hätte dichten können? Die Phantasie — freilich hat man ihm diese auch abgesprochen! — erfaßt bei Tibull Alles auf ihre Weise und grade weil er in der trefflichsten, elegischen Form diese seine eigenthümlichsten Gedanken darstellt, ist er originell. Grade durch dieses Individuelle unterscheidet sich aber Ovid von ihm, auch er hat Hellenen studirt, doch auch Lateiner und ist trotz dem kein Nachahmer; er sucht an die Stelle des Speciellen, Individuellen, Allgemeines zu setzen und wird dadurch flacher; wie er denn auch in Wahrheit keiner so tiefen Gedanken fähig ist als jener. Tibull ferner wird in seinem Innersten von einem Affect ganz erfüllt und ergriffen, sodaß ihm sich Alles unterordnet; er kann nur ein Mädchen lieben und mit tiefgefühltem Schmerze trennt er sich von ihm, wenn das Mädchen ihn dazu zwingt; Ovid spielt in seinen Elegien mit den Affecten, und wie es mir scheint, ist es von ihm mit Absicht geschehen, daß neben Gedichten, welche Corinnen Treue versichern, einige stehen, welche des Dichters Verhältniß zur Cypassis, der Sklavin der Corinna, beschreiben. Hiernach ist klar, wie Tibull recht eigentlich aus seinem Stoff auch seine Gedanken herleitet, ähnlich hierin dem Sophokles; dagegen behandelt Ovid seinen Stoff mehr als Mittel, poetische Darstellungen, Raisonnements, an ihn anzuknüpfen, steht also wie Euripides mit jenem in keinem engern Verhältnisse; daher bei ihm denn auch die Kälte, welche sich trotz der schönen Sprache oft dem Leser aufdringt, die ihm aber auch möglich machte, eine **Ars amandi** zu vollenden. Wie Tibull ohne Zweifel auf der Höhe der Elegie steht, so bezeichnet Ovid schon den Verfall. Daß wie hier aber zu einigen allgemeinern, vorbereitenden Bemerkungen die Elegie angewandt, ist deshalb geschehen, weil in ihr die Richtung Ovid's sich eigentlich am deutlichsten zeigt; er hat sich von ihr aber auch nie losmachen können. Denn es sind ja, wie wir oben bereits gesehen, die

1) **Amorum libri III.**, zum Theil die ersten Gedichte, welche Ovid gefertigt, sie gehören gänzlich der Elegie an. Aus den Zwischen- und Mittelstadien, in denen unter den Händen des Catull, Calvus, Varro Atacinus, Gallus, Domitius Marsus die Elegie sich befunden, hob sie mit gewaltiger Hand Tibullus hervor, indem er in Sprache und Composition ihr ein echt römisches Gewand gab. Sein Stoff war wie bei den Frühern der immer neue und ewig blühende, die Liebe, worauf die Elegie schon von den Alexandrinern angewiesen war; es folgte ihnen darin das ganze Augusteische Zeitalter. Sie ward als die der Liebe und ihrer Beschreibung vorzugsweise passende Form angesehen und konnte demnach Ovid in der Stimmung, in welcher er sich, als er seine Laufbahn als Dichter begann, befand, nicht lange zweifeln, für welche Gattung der Poesie er sich zu entscheiden habe; es ist dabei auch noch der Umstand zu beachten, daß er im Anfange traurige, sehnsüchtige Gefühle, die damals besonders in Elegien ertönten, zu beschreiben hatte, denn nicht gleich ward Corinna die seine[16]). Bald ging aber das Ungemach vorüber und nun in Freude schildert der Dichter mit üppiger Phantasie die mannichfachen Fahrnisse eines Liebhabers im Glück. Er nimmt also zu seiner Elegie heitern Stoff, was dem Charakter der Elegie nicht entgegen steht; Tibull trauert nicht, weil er dies passender für Elegien hielt, sondern weil dazu sein Geist ihn zwang[17]). Die Elegie nämlich umfaßt ihrem Wesen nach nicht traurige Empfindungen allein, ist überhaupt kein Theil der Lyrik, sondern die ganze Lyrik, umfaßt alle Gefühle der Lyrik in einer besondern Auffassung und bestimmten Gestalt. Es legt also Ovid in den **Amores** die Gefühle rein sinnlich Liebender offen dar, ein Umstand, der ihm zwar schon bei seinen Zeitgenossen Tadel zugezogen, aber besonders von Neuern, von keinem stärker als von Bayle[18]), hervorgehoben worden; dieser macht eigentlich nach diesen Elegien den Dichter zu einem der lüderlichsten Menschen, welche je die Sonne beschienen hat. Ich habe keineswegs die Absicht, hier für Ovid eine Apologie zu schreiben, da schon oben — aber ohne bestimmte Zeugnisse aus dem Alterthume — zugegeben, daß in diesen Amoren der Dichter als ein ganz von seiner Zeit beherrschter, in Freude und Genuß lebender, vornehmer römischer Jüngling der Augusteischen Zeit erscheine; er mag daher wirklich mit der Corinna und andern Frauen und Mädchen sich eingelassen haben, also Manches von dem, was er beschreibt, aus praktischer Übung kennen; aber daß alle Gedichte der **Amores**, in denen von einem Factum die Rede, nur vom Dichter Erlebtes enthalten, man also aus ihnen seinen Lebenswandel entwerfen müsse, dagegen trete ich trotz der entgegengesetzten Ansicht aller Frühern entschieden auf. Denn abgesehen davon, daß z. B. das trotz allen Nasenrümpfens doch vortreffliche Gedicht, **Amor. I, 5** ekelhaft wird, wenn man denken soll, um den Genuß noch einmal zu haben, habe der — das hierher gehörige **epitheton ornans** findet der geneigte Leser wol selbst — Dichter dies Gedicht gefertigt; abgesehen ferner davon, daß Gedichte, wie **Amor. I, 14. II, 10, 18** zeigen, wie ein hingeworfener Gedanke zur Erregung der poetischen Thätigkeit hinreiche, so liegt der ganzen Ansicht auch eine der poetischen Conception ganz unwürdige und falsche Idee zum Grunde, welche consequent durchgeführt, alle lyrischen Erzeugnisse zu gewöhnlichen Gelegenheitsgedichten machen, ja auch denen Recht geben würde, welche meinen, der

16) *Ovid.* Am. II, 12. 17) *Dissen.* ad *Tibull.* T. I. p. LV. 18) Dict. hist. et crit. T. III. s. *Ovide.*

Philolog, welcher Aristophanes und Petronius fleißig lese und richtig erkläre, müsse das, was er erkläre, auch erfahren haben. Hierher gehören auch die erdichteten Namen der Mädchen. Es ist demnach bei Ovid ebenso falsch, aus den Elegien auf speciell den Dichter angehende Facta zu schließen, wie bei Horaz, wo man den von Buttmann gezeigten Weg nicht hätte verlassen sollen [19]). Und da bei dieser Kürze diese Ansicht von der Wahrheit des aus ihr Geschlossenen vielleicht nicht Jeden überzeugt, soll noch bemerkt werden, daß auch historisch begründet werden könne, wie Ovid selten nur eigene Abenteuer zu Elegien verwende. Daß Quintilian, Apollinaris [20]), wenn sie von Ovid's **lascivia** sprechen, nicht an seinen Charakter als Mensch denken, daß die **Vita Mucciol.** ihn **modestum moribus** nennt, will ich nicht urgiren, wohl aber, daß Ovid selbst sagt [21]), aus den Liebeselegien und der Kunst zu lieben sei nicht auf sein Leben zu schließen. Zwar schreibt Ephraim Müller [22]): „Ich weiß daher nicht, wie er (Ovid) sichs dürfen einkommen lassen, die Nachkommenschaft so gutherzig zu machen, daß sie glauben solle, er sei nur ein spaßhafter Theoreticus der Lüderlichkeit, aber kein ernsthafter Prakticus derselben gewesen;" und man würde vielleicht, wenn nur in den Tristien und Briefen aus dem Pontus dergleichen vorkäme, sich besinnen, diesem Ausspruche zu widersprechen, wenngleich dunkel bliebe, wie Ovid dem August, seinen Freunden, ganz Rom dergleichen weiß zu machen, habe wagen können; allein Ovid sagt schon viel früher, **Art. am. II**, 639, wie er sehr selten von seinen Liebeshändeln etwas bekannt habe werden lassen. Wenn also aus den **Amores** nichts auf den Charakter des Dichters geschlossen werden soll, so könnte man das vielleicht aus der Kunst zu lieben grade thun, da Ovid ja da sagt, wie er außer der eigentlichen Geliebten auch mit der Kupplerin in Verhältnissen gewesen, wie er nur verletzt liebe und dergleichen mehr, aber — cf. infr. — das brachte die Form mit sich. Hätte Ovid wirklich seine Liebesgeschichten besungen, so würde er an der angeführten Stelle gesagt haben, er habe von seiner Schwatzhaftigkeit gar manchen Schaden gehabt. Durch diese Ansicht aber steigt Ovid's Werth als Dichter bedeutend; wir sehen, wie fruchtbar, wie gut gestaltet Ovid's Phantasie schon in diesem seinem ersten Werke erscheint. Daß er in ihm sich noch nicht ganz selbständig bewegt, sondern an sein Muster, Tibullus, sich anschließt, ist natürlich: **praeceptor** aber, wie **Vit. Mucc.** sagt, ist Tibull nie dem Ovid gewesen; man sieht aber doch hieran, wie man einen Einfluß dieses Dichters auf den unsrigen schon früh angenommen. Neuerdings ist auch behauptet worden [23]), daß Ovid dem sogenannten Lygdamus nachgeahmt, allein ich glaube das Umgekehrte annehmen zu müssen, da 736 a. u., wo Lygdamus erschienen sein soll, Ovid sicher schon ein fertigerer Dichter war, als daß er den hätte studiren sollen; Lygdamus' Gedichte können ebenso gut nach der **Ars amandi** edirt sein. Übrigens trat in den ersten Gedichten Ovid's, welche wir wahrscheinlich nicht haben, dies Anschließen wol schärfer hervor; denn in der Elegie auf den Tod des Tibullus [24]), die doch sicher 736 a. u. geschrieben ist, bemerkt man selbst in diesem traurigen, dem Ovid nicht zusagenden Stoffe weniger ein Anschließen an Tibull; dagegen aber doch den noch nicht für solche Stoffe gebildeten Geschmack. So ist z. B. das Verweilen bei der Klage, daß auch Fromme und Dichter sterben müßten, daß man, man möge leben, wie man wolle, dem Tode doch nicht entgehen könne, keine besondere Erfindung, zumal da Ovid dadurch zu dem von ihm selbst fast gemisbilligten Ausspruche getrieben wird, es scheine zuweilen, als seien gar keine Götter da; ferner ist mancher Ausdruck spielend [25]), die Übergänge auch nicht immer ohne Schroffheit; Fehler, die das tiefe Gefühl über den Verlust, die innige Verehrung des Todten, manche einzelne Schönheit vertuschen, sodaß der junge Dichter durch dies Gedicht in den Augen der Zeitgenossen nur gewinnen konnte. Wir sehen demnach klärlich, wie eine Vergleichung zwischen Tibull und Ovid nur zu des Letztern Nachtheil ausfallen kann, da sie doch nur zwischen Gedichten ähnlichen oder gleichen Stoffes angestellt werden muß; denn Tibull's Stärke ist in der Trauer, also da, wo Ovid am schwächsten. Nichtsdestoweniger wird doch eine Vergleichung die Eigenthümlichkeiten Ovid's stärker und deutlicher hervorheben, daher ich *Tibull.* II, 4 mit *Ovid.* **Am. III**, 8 zusammenhalten will. In beiden Elegien beklagen sich die Dichter darüber, daß sie sich einem reichern Nebenbuhler nachgesetzt sehen; Ovid, nachdem er kurz angegeben, wie jetzt Genie nichts mehr gelte, sagt gleich, daß das Mädchen ihn nicht zulasse, obgleich es die Bücher von ihm lobe; stellt darauf seinen Nebenbuhler, der Soldat gewesen, von seiner ungünstigsten Seite dar. Nach dieser längern Beschreibung 9—22, wiederholt er, daß einem solchen Menschen ein Dichter vorgezogen werden könne, und geht sogleich, 29, weiter zur Ausführung des Gedankens, daß durch Jupiter es eingeführt worden, die Mädchen durch Geld und Geschenke sich geneigt zu machen; seit der Zeit sei das Streben nach Reichthum stärker geworden, und jetzt so stark, daß, V. 60, Arme, wie er, nicht einmal mehr lieben könnten. So ist denn in dem ganzen Gedichte, welches Ovid's Liebesschmerz beschreiben soll, vom Ovid selbst eigentlich gar nicht die Rede; man sieht daher auch gar nicht, daß ihm wirklich weh ums Herz ist, und kann man daher jedem Andern, mit Ausnahme der Paar Stellen, wo von ihm die Rede [26]), diese Beschreibungen beilegen. Es hat also bei ihm der Leser nicht nöthig, sich in das Innere des Dichters hineinzudenken, es ist dem Dichter auch leichter, allgemeine Aussprüche poetisch darzustellen, zumal

19) *Buttm.* Mythol. T. I. p. 297, besonders p. 314. sq, *Kirchn.* Quaest. Hor. p. 28., spricht zwar in sehr hochtrabenden Redensarten gegen ihn, führt aber nichts von Bedeutung auf. 20) *Quint.* Inst. Or. X, 1, 43, 86. *Sid. Apoll.* Carm. XXIII, 157. 21) *Ovid.* Trist. II, 340, 349. IV, 8, 33. Ep. ex Pont. I, 2, 145. II, 7, 49. IV, 8, 19. 9, 91. 14, 43. 22) Hist. krit. Einl. 4. Bd. S. 48. 23) *Dissen* ad *Tibull.* T. I. p. XXVIII.

24) *Ovid.* Amor. III, 9. 25) *Ovid.* l. c. 43, 45. 26) *Ovid.* Am. III, 8, 5. 23, 63.

wenn andere Dichter sie schon bearbeitet [27]), als seine eigenen Gefühle so auszuführen, daß sie jeden Andern ergreifen. Alles, was wir hiernach bei Ovid vermissen, finden wir trefflich bei Tibullus; gleich der Anfang, 1—12, zeigt uns des Dichters zerrissenes Herz, im Haupttheile, 13—50, ist der Geiz der Nemesis das Thema, und durch den Gedanken, daß seine Muse ihm die Liebe der Geliebten nicht zu erwerben vermöge, wird sein Affect so gesteigert, daß er der Nemesis flucht. Doch so wie dies geschehen, ruft er sich zurück und bekennt im Schlusse, 51—60, daß er von dem Mädchen doch nicht lassen könne, und daher Alles thun wolle, um ihre Liebe und Treue sich zu erwerben [28]). Hier ist nun stets der Dichter selbst mit seinen Schmerzen hervorgehoben, Alles auf ihn allein bezogen und dadurch das Gedicht so individuell geworden, als nur möglich; wir sehen, wie Tibull specialisirt, dagegen Ovid generalisirt, wo es angeht, worin denn die Gründe der Verschiedenheit in der Composition dieser Dichter liegen. Denn da Tibull dem Leser seine eigene Stimmung klar machen muß zum Verständnisse der folgenden Scenen, so hat er ein ausführlicheres Proömium nöthig; da der Haupttheil auch nur ihn schildert, so ist er, je nachdem das Gefühl schwächer oder heftiger, bald einfacher, bald complicirter, aber stets künstlich geformt; da endlich in diesen speciellen Affecten ein Abschluß für das Ganze nicht ist, so wird dadurch ein ausführlicher, scharf marquirter Schluß veranlaßt, wonach denn deutlich, wie Tibull ein wahrhafter Künstler ist. Wie aber Ovid's Gedanken und Ausführung leichter sind, so auch die Composition; er hat als Anfang und Schluß kurze Sentenzen allgemeinerer Art, die, da sie oft sich ähneln, einen allgemeinern Eindruck beim Leser zurücklassen [29]); eine künstliche Composition im Haupttheile hat Ovid ebenfalls nicht, sondern es reiht sich mit leichten Übergängen eine Beschreibung an die andere, ähnlich Erzählungen [30]); ein Punkt, in dem er dem Properz verwandt. Mit diesem, dem Properz, könnten wir Ovid in Behandlung dieses Gegenstandes, der Klage über den Geiz der Mädchen, vergleichen, allein da ein ähnliches Resultat, wie das eben durch Tibull erhaltene, sich ergeben würde, ziehe ich vor, beide Dichter in der Behandlung einer andern Situation zu vergleichen. Properz steht dem Ovid auch darin näher, daß er mit diesem nicht wie Tibull die Beschreibung des Äußersten in der Liebe meidet; Tibull's Muse ist die keuscheste, zarteste unter den Elegikern, daher solche Schilderungen, wie *Prop.* II, 15 (III, 7. *Jac.*), *Ovid.* Am. I, 5, ihm unmöglich waren. Beachten wir hier zuerst den Properz, so zeigt sich seine Heftigkeit schon beim Beginne, da er mitten in das Factum hineinführt, welches in Fragen und Ausrufungen lebhaft ausgeführt wird, 1—10; da Nacktheit zum Genusse der Freude nothwendig, 11—24, so muß man sie im Leben auch genießen, da der Tod das schöne Band der Liebe trennt; ginge es nach ihm, dem Dichter, so wäre diese Liebe ewig, da er durch sie sich fast wie ein Gott fühle, bis 40. Dächten Alle so, so wäre Rom in Frieden, keine Bürgerkriege hätten gewüthet; eben weil dies Leben so schön, so müsse man schnell es erfassen, da der morgende Tag uns schon todt erblicken könne. Ein herrliches Gedicht! Wir sehen im Anfange nur mit Umrissen die Scene geschildert, aus der der Dichter einen seiner Heftigkeit entsprechenden Satz hervorhebt, ihn als das Höchste hinstellt, mit Mythen bewährt und seine Heftigkeit, V. 17, an ihm zeigt, es steht dies mit dem Anfang also in genauem Verhältnisse. Da aber das Schönste auch vergeht, so erinnert er daran, und findet da Gelegenheit, seine glühende Liebe und unwandelbare Treue zu schildern, welche uns ebenso wie der dann erfolgende höchst ernste Schluß zu ganz andern Gedanken führt, als man im Anfange gehabt. Es ist eine völlige Umdrehung des Gedankens durch ganz natürliche Übergänge hervorgebracht und somit ganz in der Weise des Properz der reinen Sinnlichkeit ein Gegengewicht gegeben. Schwer trenne ich mich von einer weitern Ausführung dieses Stoffes, aber wir müssen fragen, wie es bei Ovid sei. Bei dem ist nun wiederum die leichteste Manier von der Welt: einmal ist nichts leichter, als die Sinnlichkeit des Menschen, namentlich nun die eines Römers, in Bewegung zu setzen; denn geschieht dies nur schön, so ist nichts so vortheilhaft, da Alt wie Jung, Mann wie Weib, sich dies gern gefallen läßt; Ovid nun mit seiner gefälligen und schönen Form der Erzählung beschreibt erst die Tageszeit, nicht die Nacht ist gewählt, wie bei Properz, sondern die ungewöhnlichere und üppigere [31]), die des Mittags; die eigenthümlich lüsterne Beleuchtung, ferner der Scheinkampf zwischen Ovid und der Corinna, die höchst specielle, im Tone der Begeisterung gehaltene Schilderung der Entkleideten, Alles dies ist nur geschrieben für die gemeine Sinnlichkeit; eine künstliche Anordnung war nicht nöthig, sie war von selbst gegeben, es ist daher Alles leicht, jeder höhere Gedanke, jedes Gegengewicht gegen die Sinnlichkeit entfernt gehalten. Zu ähnlichen Betrachtungen bietet *Prop.* II, 22. (III, 15. *Jac.*) mit *Ovid.* Am. II, 4 verglichen Stoff. Der Weg, den Ovid eingeschlagen, war für den jungen Dichter gefährlich, da er durch ihn sich ganz ins Flache verlieren konnte; der Beifall jedoch, den seine Gedichte hatten, mußte ihn für sie nur gewinnen; Warner und Neider wurden nicht beachtet, und wegen zu großer Freiheit der später auch ausgedrückte Grundsatz aufgestellt:

Wenn nur unsere Mus' entspricht dem lustigen Stoffe,
Sieg' ich! und angeklagt wurde die Muse mir falsch!

Bei seinen schönen Talenten brachte es in diesem Zweige der Poesie Ovid auch zur Virtuosität; seine schöne, wenn auch sinnliche, Sprache, der leicht dahin rollende, fast vollendete Vers, die faßliche und mannichfaltige Periode, die der Natur entsprechenden, wahren Schilderungen aller Art, die überraschende Deutung von manchen Mythen, welche ohne alles Suchen ganz von selbst zur größern Klarheit dem Dichter sich darbieten; zu diesem noch der

27) *Tibull.* II, 3. 28) *Dissen.* ad *Tibull.* T. II. p. 256. 29) *Ovid.* Am. II, 4, 1—10, 47 sq. II, 1, 2, 28. 30) *Dissen.* ad *Tibull.* T. I. p. LXXXIX.

31) *Catull.* Carm. XXXII.

heitere, nie zu störende Ton, die nur auf Freude und Genuß berechnete Lebensphilosophie, Alles dies ersetzte manchen üppigen Auswuchs, und nahm trotz des Mangels aller tieferer, höherer Gedanken den Leser so ein, daß zu kalter Überlegung und mithin zu Kritik zu greifen er verhindert ward [32]). Der Taumel, in den diese Gedichte mit Leichtigkeit versetzten, ihre leichte Verständlichkeit haben ihnen auch stets Leser erhalten und wie Ovid's Zeitgenossen diese ihrer Zeit entsprechende Poesie mit Freude aufnahmen, wie im 4. Jahrh. n. Chr. die Frauen namentlich sie eifrig trieben, so sind sie auch im Mittelalter, wie manche Notiz und die vielen Handschriften zeigen, nie verschmäht.

Literatur über die codd. cf. infr.: besonders herausgegeben sind die Amores nicht, dagegen sind sie oft übersetzt, früh von den Franzosen, die sie auch erläuterten und Ovid's Studien ergänzten, wie Bellefleur Percheron (1621); von den Italienern Cavriani (1804); von den Engländern Prior (1722), von Deutschen, wie Schlüter (1796); nur einige hat Gerning übersetzt (1815). Die Neuern haben verschieden über Ovid geurtheilt, und bald nach England's Beispiele, wo ums Jahr 1596 Marlowe's Übersetzung verbrannt ward, ihn als einen höchst verderblichen Dichter dieser Amores wegen dargestellt, bald ihn sehr gepriesen; cf. infr.: als Beurtheilungen unserer Elegien vergl. *Souchay*, in Hist. de l'acad. franç. T. VII. p. 389. Nachtr. zu Sulzer's Theor. der schönen Künst. u. Wissensch. 3. Bd. S. 336; kurz, aber gut: *Jahn.* ad *Ovid.* Op. T. I. p. 226.; außerdem haben noch sehr Viele von diesen Büchern gesprochen.

2) Gedicht auf des Fabius Maximus Hochzeit [33]). Dergleichen kann Ovid noch Mehres gedichtet haben, ob er es verschmäht hat herauszugeben, oder ob es für uns nur verloren ist, kann man nicht bestimmen.

3) **Heroidum liber**, dies dürfte der echte Titel sein, den außer der Überschrift im cod. Helmst.: **Heroidum liber Ovidii**, außer einigen ähnlichen Quellen [34]) für diese Lesart, auch Priscian citirt [35]): **in Heroidibus**; dazu kommt noch die Analogie der übrigen Gedichte Ovid's. Sonst haben die codd. gewöhnlich [36]) **Epistolae Heroidum, Heroides sive Epistolae**, auch unlateinisch **Epistolae Heroides**; Ovid nennt sie einmal [37]) selbst **Epistolae**, woraus Jahn [38]) geschlossen, daß sie so von ihm betitelt worden; allein abgesehen davon, daß eine neue poetische Gattung der Dichter nicht so unbestimmt bezeichnet haben würde, ist die Stelle selbst nicht beweisend genug; für sie war die Bezeichnung Epistolae an und für sich schon genug, der Pentameter bestimmt sie aber doch noch näher und auf diese Art wird die prosaische Bezeichnung Heroides poetisch umschrieben. Was Ovid zu diesen Gedichten veranlaßt, ist oben angegeben, es sind Übungsstücke, die eben deshalb nach Grundsätzen der Rhetorik ausgeführt sind, daher denn auch die Regeln, welche für ihre ἠθοποιΐαι die Rhetoren geben, auf sie passen. Diese Ansicht ist der von Bentley [39]) ähnlich, wenigstens aus ihr hervorgegangen; daß ich dieses Kritikers Ansicht nicht in ihrem ganzen Umfange billige, kommt von der Art, wie ich die Jugendgeschichte des Dichters anordnen zu müssen geglaubt habe. Ovid sagt selbst [40]), er sei der erste, welcher diese Gattung der Poesie geübt. Es ist an der Wahrheit dieses Ausspruchs nicht zu zweifeln, obgleich es immer sein kann, daß durch die eben erschienenen Briefe des Horaz, des Tibull, durch Gespräche mit Properz — dessen fünftes Buch erst nach seinem Tode herauskam, — Ovid mit zu diesem Gedanken gekommen. Ebenso wenig wie hiernach Lateiner unsern Dichter bestimmt haben, ebenso wenig haben das auch Griechen gethan. Zwar hat Werfer letzteres zu erweisen gesucht, allein schon die Art, wie er eine Hauptstelle, Art. am. III, 345, zu erklären gezwungen wird, nöthigt sie abzuweisen. Werfer ward aber zu dieser Ansicht durch die Randglosse eines cod. Victor. gebracht, wo es heißt: **Ovidius Epistolas istas ab Esodio poeta Graece conscriptas in latinum novavit; unde in libro de arte loquendo (leg. amandi) de se dicit, vel tibi cett.**; dazu hat Lörs [41]) aus einem cod. Trevirensis eine ähnliche gefügt: **In quo opere imitatus est Ysidorum et astream poetriam ad memoriam epistolas reducendo, quae iam oblivioni (ad)erant fere datae, unde in Ovidio de arte amatoria continetur; ignotum hoc aliis ille novavit opus.** Um von dem Letztern anzufangen, so bezieht sich die astrea poetria gewiß auf dem Ähnliches, was die Überschrift des 15. Briefes in einem cod. Ratisb. enthält [42]): **Sappho vates graeca lesbis ex mitylena civitate ad phaonem amatorem suum per Ovidium, ut arbitrantur nonnulli, traducta Incipit**; sodaß also in der astrea poetria nichts steckt als graeca poetria, oder *λεσβία ποιήτρια*, mit einem Worte, die Sappho. Ebenso kann der Ysidorus eine und dieselbe Person mit Esodius sein, obgleich ich nichts dagegen habe, wenn Jemand ihn nur als Vorbild für einen andern Brief ansehen will: mir ist ersteres wahrscheinlicher und ich denke, in diesem Esodio steckt S. Clodio; ich nehme dann weiter an, daß mit diesem Rhetor, der freilich jetzt schon bejahrt war [43]), Ovid in einem ähnlichen Verhältnisse gestanden habe, hinsichtlich seiner Heroiden, wie Parthenius mit Gallus [44]). Clodius hatte ihm passende Mythen vielleicht in Briefform und zwar prosaisch zusammengestellt. — Doch wir haben bei diesen armseligen Randbemerkungen schon zu lange verweilt; gehen daher zu den Heroiden selbst über. Sie sind Briefe, welche Mädchen, Frauen der heroischen oder alten Zeit ihren abwesenden Gemahlen oder ihren Geliebten

32) *Ovid.* Rem. amor. 387. 33) *Ovid.* Epist. ex Pont. I, 2, 133. *Masson.* Vit. Ov. ad ann. DCCLXVII, 3 irrt. 34) Interpp. ad *Ovid.* Her. I, 1. *Loers.* ad *Ovid.* Heroid. T. I. p. LXXV. 35) Prisc. X. p. 903. *Putsch.* 36) Vergl. *Loers.* l. c. *Jahn.* ad *Ovid.* Opp. T. I. p. 3. *Endlich.* Codd. Philol. Lat. Bibl. Vind. Catal. T. I. p. 72. 37) *Ovid.* Art. am. III, 345. 38) *Jahn.* l. c.

39) *Bentl.* Dissert. upon Phaler. p. 7. 40) *Ovid.* Art. am. l. c. 41) *Ovid.* Her. T. I. proll. p. XXXV. 42) *Werf.* Act. Philoll. Mon. I, 4. p. 502. *Jahn.* ad *Ovid.* T. I. p. 113. 43) *Sueton.* Clar. Rhet. c. 5. *Orell.* Onomast. Tull. p. 164. 44) *Parthen.* Erot. init. Zimmermann's Zeitschr. f. Alterth. 1834. S. 173.

schreiben; irgend ein Unglück ist immer der Anlaß zu dem Briefe; es tritt dies nur im 16. und 17. Briefe zurück, es sind daher diese Briefe bedingt einmal durch den Briefstyl und zweitens durch ein sehnsüchtig-trauriges Gefühl; dies letztere stempelt sie, wie auch die äußere Form, zu einer Nebengattung der Elegie. Merkwürdig genug hat man sie bald mit dem Drama überhaupt, bald speciell mit dem tragischen Chor in Verbindung gebracht[45]); das folgt ja nicht aus einzelnen tragischen Gefühlen und Gedanken. Ebenso wenig sind sie aber, abgerechnet den Schluß und den Anfang, nichts als Elegien, wie, wol durch Manso[46]) veranlaßt, Jahn[47]) neuerdings gemeint hat; die Composition ist ebenso wie die poetische Conception in ihnen eine ganz andere, weil gegen den Charakter der Elegie und den der Lyrik überhaupt des Dichters Persönlichkeit in ihnen ganz zurücktritt. Hauptsache war bei ihnen die Wahl des Stoffes, Ovid wählte die älteste, heroische Zeit, wonach seine Aufgabe gewesen wäre, dem Charakter dieser Zeit gemäß die Personen schreiben zu lassen; allein diese Aufgabe scheint für ihn, der nur seine Zeit kannte, in ihr ganz und gar lebte, zu schwer gewesen zu sein, und er schildert daher fast nur sein Zeitalter in ihnen[48]). Daher ist die Wahl der Liebe der Sappho zu loben, weil sie seiner Zeit näher stand; die beste Wahl hat Ovid wol im 13. Briefe, dem der Laodamia an den Protesilaos, getroffen; sehr schön ist der Stoff gewählt endlich in dem 20. und 21. Briefe, die nicht von Ovid herrühren, eine hübsche, von Buttmann[49]) so sinnreich behandelte Erzählung, die in mannichfacher Form im Alterthume wiederkehrte. Denn durch diese Behandlung, die Ovid einschlug, kommt eine Zweiheit in den Stoff, welche der völligen Klarheit und der nothwendigen Einheit Eintrag thut, es schadet dies wie noch manches Andere den Heroiden gar sehr. Denn sind gleich die Situationen, in denen die einzelnen Personen schreiben, im Einzelnen stets verschieden, und wird dadurch eine gewisse Mannichfaltigkeit hervorgebracht, so ist es doch immer die Liebe, welche sie zum Schreiben bewegt; findet man ferner auch psychologische Kenntniß, ab und an tiefe Blicke in den Seelenzustand der Liebenden, wie z. B. darin, daß die Betrübniß, der Unwille über erlittenes Unrecht sich wirklich zuerst gegen den Urheber desselben wendet[50]), trifft man endlich auch auf ein geistreiches Combiniren verschiedener Momente zu überraschenden Effecten, so ist doch neben dem zu offen hervortretenden Streben nach Effect, nach Sentenzen, die — als wenn das Schwache seiner Production der Dichter gleichsam schon damals[51]) gefühlt hätte — dem Publicum gefallen sollen, noch besonders die Nüchternheit in Sprache und in Composition des Ganzen nicht zu verkennen, ein deutliches Zeichen, wie dem Dichter beim Ausarbeiten dieser Briefe die wahre Behaglichkeit fehlte. Nehmen wir noch hinzu, wie der Dichter durch Äußerungen seiner Verliebten zuweilen stark gegen allen Geschmack verstößt, wie im eilften Briefe[52]), wie seine Gelehrsamkeit auch nicht im günstigsten Lichte sich zeigt, so sieht man die eben gemachte Bemerkung von Neuem. Denn kommen gleich gelehrte Anspielungen[53]) vor, so genügt dem Ovid doch oft Gewöhnliches, was er denn zuweilen bemüht gewesen ist, durch kleine Abänderungen zu heben, die jedoch meist durch die Nothwendigkeit, die Lage der Schreiberin hervorzuheben, veranlaßt waren: so im ersten Briefe, wo Penelope schreibt, sie habe den Telemachos nach Pylos geschickt, sie werde vom Ikarios zu einer neuen Heirath gegen ihren Willen angetrieben, wovon im Homer nichts steht; das ist geschehen, um wie unglücklich Penelope sich fühle, recht stark und deutlich zu zeigen[54]). Nimmt man dazu noch die überall in gesuchten Figuren, als Enallagen, Prolepsen[55]) rc., sich zeigende Rhetorik, welche vor allen der 15. Brief, der schlechteste überhaupt[56]), darthut, ferner eine gewisse Steifheit in Behandlung der Sprache, so wird man den Heroiden nur eine geringe Stelle unter Ovid's Gedichten sowol als überhaupt in der Poesie anweisen; womit übrigens nicht geleugnet wird, daß fast in jedem Briefe wirklich schöne, ja hinreißende Stellen vorkommen, in denen die glänzenden Anlagen des Dichters sich bewähren. Merkwürdig ist übrigens, wie die Frühern diese Heroiden stets so hoch haben stellen können; schon Antonius Volscus, Ciofanus und Andere[57]), zählen sie zu den besten Werken Ovid's, daher es uns Pflicht zu sein scheint, das Urtheil eines Gelehrten (Bernhardy?) in der halle'schen Literaturzeitung[58]) hervorzuheben, der, wenn auch im Einzelnen vielleicht zu schroff, doch im Ganzen richtig dem bisher so seichten Urtheile widersprach. Was aber hier gesagt worden, ist gestützt auf die Heroiden, welche sicher echt sind; sicher echt aber sind die, welche Ovid selbst in Amor. II, 18, 21 anführt: I. II. V. XI. XII. IV. X. VII. XV. VI. Sie bilden einen Stamm, der, da wir aus ihm die Eigenthümlichkeiten der Ovid'schen Heroide kennen lernen müssen, das Urtheil über die Echtheit der übrigen bestimmt; ein Hilfsmittel liefern noch die Citate der alten Grammatiker, welche die Herausgeber zu wenig beachtet zu haben scheinen; so citirt Isidorus[59]) die fünfte Heroide; Probus und Claudius Sacerdos die 15., wie es scheint[60]). Da nun Amor. l. c. Ovid nur Briefe der Heroinen an ihre Liebhaber ge-

45) *Loers.* l. c. p. XXXVIII. 46) Nachtr. zu Sulzer's Theor. der schönen Künste und Wissensch. III. S. 335. 47) *Jahn.* ad *Ovid.* T. I. p. 3. 48) *Becher*, Ovid. X. Her. p. 14. 49) Mythol. T. II. p. 115; ich halte es für unnöthig, anzunehmen, Kydippe und Ktesylla sei ein Name; willkürlich setzten Spätere in eine erotische Erzählung andere Namen. Cf. *Parthen.* Erot. c. VIII. 50) Home, Grundsätze der Kritik. II. S. 193. 51) Daß er es später fühlte, folgt aus Art. am. III, 345, 346.

52) *Ovid.* Her. XI, 39 sq. 53) *Ovid.* Her. IV, 163. Cf. *Mein.* ad *Euphor.* Fragm. p. 115. 54) *Loers.* ad *Ovid.* Her. I, 63.; über ab Hectore V. 15 vergl. Hall. Lit.-Zeit. a. a. O. S. 178, add. *Bach.* ad *Ov.* Metam. III, 273. 55) *Ovid.* Her. IX, 146. III. VII, 75 att. 56) Hall. Lit.-Zeit. a. a. O. S. 171. *Jahn.* ad *Ovid.* T. I. p. 5 hält sie für die beste. 57) *Loers.* l. c. prooem. p. LXVIII. 58) 1831. p. 171. 59) *Isid.* Origg. II, 21, 25. 60) *Prob.* Instit. Gramm. II, 1, 54. *Lind.*, *Claud.* Sacerd. II, 59 in Anal. Gramm. ed. *Endlich.*: wenigstens beziehen editt. auf Her. XV, 18 das dortige Citat Ovidius; aber in dieser Stelle steht der genit. nicht.

schrieben zu haben aussagt, so sind schon von Domitius Calderinus, von Scaliger, Vossius und Andern[61]), die sechs letzten, als welche Briefe der Liebhaber und die Antworten der Mädchen darauf enthalten, dem Sabinus zugeschrieben worden, welcher, wie an derselben Stelle Ovid erzählt, auf Ovid's Briefe Antworten verfaßt hatte. Diese Ansicht hat nun allerdings einen Halt; denn ein cod. Palatinus bemerkt bei Epist. XVII: „Sabini poetae epistola;" es folgt aber daraus nicht, daß alle sechs von diesem seien. Volckus und Andere haben noch schlauer sein wollen und deshalb nur XVII. XIX. XXI. dem Sabinus gegeben, da, wie Aldus[62]) sagt: „nusquam constet Ovidium in Heroidibus responsorias scripsisse epistolas." Andere entschieden anders: die neuern Herausgeber halten sie für echt und Jahn[63]) stellt nach Werfer's[64]) Anleitung wegen des Umstandes, daß in Ovid. Amor. l. c. nur welche von den ersten 15 Heroiden citirt seien, die Hypothese auf, nach Sabinus' Tode habe diese Briefe Ovid geschrieben und zugleich beantwortet; daher käme auch, daß diese letzten sechs schlechter seien; sie sind, heißt es: „longe deteriores, atque nimia loquacitate, omnino omnibus iis vitiis laborant, quibus Ovidius virili aetate rhetorum scholis se contaminari passus est." Es ist dies, wie von Andern schon bemerkt[65]), eine reine Unmöglichkeit, es müßten die Briefe besser sein, außerdem ist es unrichtig, daß in spätern Jahren die Rhetoren einen solchen Einfluß auf Ovid, der von Jahr zu Jahr selbständiger ward, ausgeübt hätten. Die lateinische Literaturgeschichte ist deshalb sehr vorsichtig in Punkten der höhern Kritik zu behandeln, weil schon früh wegen Mangels einer Anstalt wie das Alexandrinische Museum, auch wegen Mangels an Theilnahme, man über Verfasser vieler Werke schwankend war; man denke an Plautus, an Cicero, an Horaz ferner, dem schon zu Sueton's Zeiten Prosa und Poesie untergeschoben ward; vielleicht haben auch Blumenlesen dazu beigetragen, Manches an einen andern Verfasser zu bringen; endlich scheint früh Sitte geworden zu sein, Poesien verwandter Art in einen cod. zu schreiben. Es mag Letzteres in den folgenden Zeiten überhand genommen haben, daher die meisten Poeten Unechtes um sich haben. Dies hat dann neue Eintheilungen, von denen das Alterthum nichts wußte, veranlaßt; so sind denn auch die Heroides in zwei Bücher[66]) getheilt worden, wovon die cod. noch Spuren tragen, es kommen aber noch andere Eintheilungen[67]) derselben vor. Dies beweist, daß in späterer Zeit Jemand sie gesammelt und revidirt hat; in diese Sammlung ward nach der Weise jener Zeit Alles, was man von Heroiden auftreiben konnte, aufgenommen; anfänglich wußte man vielleicht die Verfasser, die aber dann durch Nachlässigkeit der Abschreiber weggelassen wurden. Nun kam aber das 14., 15. Jahrh., wo in Italien wegen des Wiederaufblühens der Poesie und der classischen Literatur eben solcher Betrug mit alten Büchern gemacht wurde, wie jetzt mit scheinbar alten Statuen. Um nun bei unsern 21 Heroiden hiernach das Alte vom Neuen zu scheiden, bedarf es vor Allem einer genauen Kenntniß der codd.; dies ist aber, was uns fehlt, und daher sind die folgenden Andeutungen auch noch immer als schwankend anzusehen. Sicher rühren von Ovid nicht her Epist. XIV. und Ep. XIX., der kürzeste Grund für diese Behauptung ist, daß in ersterer V. 62, in der andern V. 204 am Ende des Pentameters ein dreisylbiges Wort steht; Ovid aber hat sich das in seinen vor der Verbannung geschriebenen Gedichten nicht erlaubt, die Strenge in dieser Sache ist grade eine Eigenthümlichkeit des Ovid'schen Pentameters. Da demnach sicher, daß fremdartige Sachen hier sich finden, so ist auch kein Grund vorhanden, warum wir dem cod. Palat., von dem wir freilich Nichts wissen, nicht folgen sollen, und Ep. XVII. also dem Sabinus zuschreiben; die XVI. XVIII. XX. XXI. sind innerer Gründe wegen dem Ovid abzusprechen. Werfer's[68]) und Lörs'[69]) Beweise für die Echtheit können höchstens beweisen, daß die Verfasser, die wir nicht kennen, fleißig ihren Ovid tractirt haben. Aber wann ist diese Sammlung denn gemacht? Daß Lutatius[70]), daß ein Scholiast zu den Metamorphosen[71]) Ep. XVII. und Ep. XVIII. als Ovidisch anführen, beweist nur, daß im Mittelalter unsere Sammlung vorhanden war, vor ihm ist also die Sammlung gemacht. Daß nicht auf bloße Sammlung und Eintheilung in Bücher, sondern auch auf Überarbeitung oder Interpolation sich die Arbeit des Sammlers bezog, zeigt die Überarbeitung einzelner Stellen, namentlich aber die der Anfänge, so: VI, 1. VII, 1. VIII, 1. IX, 1. X, 1. XI, 1. XII, 1. XVII, 1. XVIII, 1. XX, 1. XXI, 1. und daselbst editt., wornach wahrscheinlich auch XIII, 1 interpolirt ist; ferner das Einschieben von Versen an corrupten[72]) Stellen, wie IV, 132. VIII, 104. IX, 81. XIII, 76. XX, 107., was besonders XIV, 47 auffallend ist; wir sehen hier also einen mit dem Vettius Agerius Basilius Mavortius, mit Calliopius, mit Julius Celsus, Nikomachus Dexter, Victorianus vergleichbaren Mann. Wahrscheinlich ist, daß diese Sammlung in zwei Bücher zerfiel; dann nämlich wäre der Zustand der 15. Heroide erklärlich, sie schloß das erste Buch, und so kam es, daß als beide getrennt wurden, sie als am Ende stehend, wie Juvenal's letzte Satyre, verstümmelt, losgerissen, allein abgeschrieben, und mit andern Gedichten[73]), wie den Tibull'schen verbunden ward; ebenso ist es mit dem 16. Charakter des Theo-

61) *Jahn.* l. c. 62) App. *Ovid.* p. 129. *Ov. Burm.* T. IV. 63) *Jahn.* l. c. 64) *Werfer.* l. c. p. 497 sq., add. *Loers.* ad *Ov.* Her. T. II. p. 344., id. in Seebode's Krit. Bibliothek. 1828. S. 372. 65) Hall. Liter.-Zeit. a. a. O. *Loers.* ad *Ovid.* Her. prooem. p. LXV. 66) Vit. Ov. e cod. Farnes. ap. *Burm.* T. IV. 67) *Loers.* l. c. prooem. p. XII sq., add. *Endlich.* Catal. Libb. Phil. Lat. Vind. nr. CXLVII, 1.

68) *Werf.* l. c. p. 502, 514 sq. 69) *Loers.* l. c. p. XLV sq. 70) *Lut.* ad *Stat.* Theb. VI, 545. 71) Schol. ad *Ovid.* Metam. I, 615. 72) *Werf.* l. c. p. 513. 73) Allein steht sie z. B. in *Endl.* Cat. cit. nr. CXLVIII, 7, add. *Heyn.* ad *Tibull.* T. I. p. XXX, XXXI, XXXIV; für echt hält sie übrigens auch Welcker, Sapph. von ein. Vorurth. befr. S. 118.

phrast gegangen, der war der erste in einer Sammlung und ist deshalb so corrupt. Doch ich sehe, man könnte noch fragen, wie es zugegangen, daß Echtes und Unechtes so durch einander stehe? Da, wie die verschiedene Eintheilung in Bücher zeigt, verschiedene Recensionen gemacht wurden, da ferner, wie die **argumenta metrica**[74]) von den Heroiden zeigen, im Mittelalter man sich mit diesen Briefen beschäftigte, so kann Jemand auch diese Anordnung nach irgend einem Princip gemacht haben, da er noch dazu vielleicht aus verschiedenen codd.[75]) die Heroiden nehmen mußte. Die Anordnung, in der sie Ovid selbst edirt, haben wir in den codd. wol nicht mehr, da diese doch die sein dürfte, welche Amor. l. c. der Dichter befolgte. So sind ja Seneca's Tragödien auch auf irgend eine Weise zusammengekommen, so ist auch erst später Lygdamus zwischen Tibull's Gedichte gekommen; denn daß auch Tibull[76]) späterm Einflusse in dieser Hinsicht ausgesetzt war, zeigt I, 10, welches dem zweiten Buche zugerechnet ward von Einigen; ferner Vincentius Bellovacensis, der mehre Stellen aus dem zweiten Buche citirt, die im dritten stehen. So sehen wir denn, wie die Heroiden viel leiden mußten; es ist aber noch nicht Alles; denn die Italiener bekamen die Sammlung nicht im besten Zustande, ja einzelne Briefe fehlten, andere waren verstümmelt. Einer aus dem Geschlechte der Seneca Camers, Aurispa, Guarinus und Andere schoben, um diese schöne Gelegenheit nicht ungenutzt vorübergehen zu lassen, nun die Stelle XVI, 39—142 unter; diese Verse stehen nämlich nur in einem sehr jungen **Palatinus** und dem **fragmentum Paulinum**. Schon Aldus und Micyllus[77]) vermutheten daher Betrug. Auf dieser Männer Urtheil in solchen Dingen gebe ich deshalb viel, weil sie, wie Scaliger, Gyraldus und Andere, leicht historische Nachrichten von dem Betruge haben konnten; sie sagen es aber oft nicht grade heraus, sondern umgehen es mit einer gewissen Galanterie[78]). Die Neuern aber haben sich angewöhnt, bei solchen Dingen zu sagen, die Verse seien doch gut; bedenken dabei aber nicht, daß, wie Mussato, Campesani, Ferrato und Andere zeigen[79]), damals sehr gute lateinische Gedichte gemacht wurden und man dabei namentlich Ovid benutzte. Demnach beweist schon die äußere Geschichte der Heroiden, wie es mit unserer Sammlung aussieht; die innern Gründe sind auch von der Art, daß es wol einer genauen Untersuchung für die Unechtheit an Beweisen nicht fehlt; wie Jeder aber einsieht, kann ich diese hier nicht entwickeln. Es ist nur noch zu erwähnen, daß Bernhardy[80]), dem Rosenkranz gefolgt ist[81]), annimmt, nur die Hälfte unserer Briefe sei Ovidisch und habe zu ihnen der nüchterne Sabinus beigetragen. In wie weit dies Letzte wahr sei, wird sich mit unsern Quellen wol schwerlich sicher bestimmen lassen.

Literatur. Es mag Ovid mit seinen Heroiden seinen Zeitgenossen gefallen und mögen deshalb noch Andere sich mit diesem Zweige der Poesie beschäftigt haben, wir kennen außer Sabinus noch aus späterer Zeit, dem zweiten Jahrhunderte, den Julius Titianus; von einem unbekannten Verfasser späterer Zeit ist ein Brief der Dido an Äneas da (cf. *Wernsd.* Poet. Lat. Min. T. IV. P. 2. p. 440. *Jahn.* ad *Ovid.* T. I. p. 8), daher man denn auch die Heroiden glossirt hat (*Endlich.* Cat. Libb. ph. Vind. T. I. nr. CLI, 1) und häufig abgeschrieben; wir kennen nach *Jahn.* ad *Ovid.* T. II. P. 1. praef. p. XII. 78 Handschriften (cf. *Loers* ad. *Ovid.* Her. T. II. fin.), die beste von ihnen ist cod. **Puteanus**, der aber Interpolationen hat, lückenhaft ist (*Heins.* ad *Ov.* Her. I, 1. XVII, I.) von neuer Hand XVIII, 1 geschrieben; am nächsten scheint ihm ein Guelpherb. aus dem 11. Jahrh. zu stehen. Auch mag der Umstand für das Gefallen des Mittelalters an den Heroiden zeugen, daß man sie excerpirte, was oben hätte mit angeführt werden können. *Endlich.* Cat. cit. nr. XII, 7. Als die Poesie der Neuern begann, fingen sie an, sie nachzuahmen, wir haben neulateinische, altitalienische Nachahmungen dieser Briefe; ebenso französische, englische. Cf. *Fabric.* B. L. T. I. p. 441, 444. Dusch, Briefe z. Bild. des Geschmacks. 3. Bd. S. 255. Blankenburg, Lit. Zus. z. Sulz. Theor. d. schön. Künste. 2. Bd. S. 84, 89. *Dunlop.* Hist. of Rom. Liter. T. III. p. 389. Da die Zeit sich so für sie interessirte, so ist es kein Wunder, daß sie auch allein besonders viel herausgegeben worden sind, jedoch ist weder Kritik, noch Erklärung zu einem befriedigenden Resultat gekommen; schon vor 1480 erschienen besondere Abdrücke von ihnen: Cf. *Hain* Repert. Bibliogr. T. III. p. 549. Die ersten Commentatoren waren Ant. Volscus und Hubertinus, deren erste Ausgabe zu Casale im J. 1481 Fol. erschien und öfter abgedruckt wurde; vergl. Ebert, Bibliogr. Lex. 2. Bd. S. 264.; es folgen dann Jod. Badius, Omnibonus, für Ep. XV. Dom. Calderinus, Merula; auf alle Briefe erstrecken sich die Noten von Egnatius, Ald. Manutius, Parrhasius, Rosettus, Neugerius, die alle in die Zeit vom J. 1481—1593 fallen und meist die Heroiden allein herausgeben: Cf. *Fabr.* B. L. T. III. p. 442. Es kam die Zeit, wo die Holländer den Ovid bearbeiteten; cf. infr. Für die Heroiden macht die Ausgabe von Heusinger (Brunsv. 1786) in kritischer Hinsicht Epoche; in Erklärung namentlich mythologischer Sachen that dies für die acht ersten Briefe Bachet de Meziriac (Bourg en Bresse. 1626. 1631). In neuerer Zeit hat Lennep das Meiste gethan (ed. 2. Amstel. 1812. kl. 8.), er wollte noch eine größere Ausgabe folgen lassen; ebenso wollte Werfer sie ediren und ein Vorläufer war Spec. lect. in Ov. Heroid. in Act. Phill. Mon. T. I. fasc. 4. Die neueste Ausgabe ist die von Lörs (2 Voll. Colon. 1829). Vergl. Hall. Lit.-Zeit. a. a. O. — An Übersetzungen hat es nie gefehlt; vergl. Schweiger, Handb. d. Biblioth. 2. Bd. S. 667 fg.; es scheint

74) *Endl.* Catal. cit. nr. CLIII, 1. 75) So findet sich Ep. IX. allein in *Endl.* Cat. cit. nr. CVIII, 1. 76) Schon oben habe ich der Annahme von *Dissen.* ad *Tibull.* T. I. p. XXXI. widersprochen, hier ein Beweis. 77) *Micyll.* ad *Ovid.* Ep. XVI, 39; daß der Brief demnach nur ein Fragment, ist klar. 78) Z. B. *Gyrald.* Opp. T. II. p. 225. 79) *Tirabosch.* Stor. d. Lett. Ital. T. V. 80) Handb. d. röm. Lit. S. 222. 81) Rosenkranz, Gesch. d. Poes. I. S. 320.

keine gelungene zu geben; ebenso gibt es auch viele Erläuterungs- und Gelegenheitsschriften über die Heroiden: vergl. *Jahn.* ad *Ovid.* T. I. p. 7. Sehr gut ist einzeln die zehnte Heroide von Becher (Görlitz. 1796) edirt. Beurtheilungen: vergl. Dusch, Briefe a. a. O. S. 250 fg. Manso in Nachtr. zu Sulz. Theor. 3. Bd. S. 333 fg. *Rosmin.* l. c. T. II. p. 67. *La Harpe*, Melang. Litér. T. II. — Über Planudes vergl. Metam.

4) Tragödien. Es ist wahrscheinlich, daß Ovid nur eine [82]) Tragödie, die Medea, vollendet; andere mag er angefangen haben, ist aber hernach von diesem Zweige der Poesie abgekommen. Die äußere Form anlangend, so waren nach dem Beispiele der Ältern sowol, als auch nach dem des Thyestes [83]) von Varius, der, nach 734 a. c. erschienen [84]), auch Ovid begeistert haben kann, verschiedene Metra in ihr angewandt; das Innere wird damit im Einklange gewesen sein. Die Sprache war gewiß schön, wenn auch nicht ohne üppige Auswüchse, worauf der Tadel Quintilian's [85]) zu gehen scheint, das Sujet, ein verliebtes, für Ovid gut gewählt, daß er aber dem Euripides [86]) darin gefolgt sei, ist bloße Conjectur. Die Tragödie ward aufgeführt [87]) und mit Beifall [88]) aufgenommen; auch Spätere, wie Tacitus [89]), können ihr Lob nicht verweigern. Schade, daß sie für uns so gut wie ganz [90]) verloren ist! Man hat zwar einmal geglaubt, daß Salmasius und Pirkheimer sie hätten; allein das ist ein Misverständniß, welches längst widerlegt worden [91]); ebenso hat weder Hosidius Geta [92]), der schon von C. Barth [93]) mit Ovid verwechselt ward, noch die Medea, die wir haben und die man fälschlich [94]) besagtem Hosidius beigelegt, mit Ovid irgend etwas gemein.

5) Epigrammata. Gelegentliche poetische Kleinigkeiten, welche zu verschiedenen Zeiten bei verschiedenen Anlässen können gefertigt sein. Zu ihnen gehört auch wol: liber in malos poetas; welches als besonderes Werk die Neuern anführen [95]). Bei Quintilian [96]) ist aber liber für Gedicht [97]) zu nehmen, wie die ganze Art, in der Quintilian davon spricht, zeigt. Man kann aus derselben Stelle vermuthen, daß es zu Lebzeiten des ältern Macer, also vor 736 a. u., entstanden ist. Sonst wissen wir außer einigen Fragmenten [98]), die eben erwähnt sind, von diesen Gedichten Ovid's Nichts.

6) Priapeia. Können auch in frühere Zeiten fallen. Von ihnen haben wir noch ein Gedicht übrig, welches durch Seneca [99]) ihm gesichert ist. Lachmann [1]) hat gezweifelt, ob diese Autorität dafür hinreiche.

7) Gedicht auf den Tod des Messala Corvinus [2]). Wenn dieser vor 750 a. u. gestorben, wie sehr wahrscheinlich, so ist das Gedicht vor die Ars zu setzen. Wir wissen Nichts von ihm.

8) Aratea. Es kann sein, daß diese Paraphrase des Arat in dieser Zeit entstanden ist; nach den wenigen Überbleibseln [3]) können wir über sie kein Urtheil fällen.

9) De Arte amandi. Libri tres. Dies dürfte der richtige Titel sein, doch ist jetzt de Arte amatoria der gewöhnliche, den, wie Jahn [4]) sagt, Seneca scheine eingeführt zu haben. Seneca, von Heinse [5]) schon angeführt, sagt [6]): **Iste sensus est ejus, qui hoc seculum amatoriis non artibus tantum, sed sententiis implevit. Ovidius enim etc.**, ich glaube; es ist ohne mein Andeuten klar, daß für den Titel der Ars diese Stelle von keinem Gewichte sei. Aurelius Victor aber, Freculphus und andere von Heinse [7]) Angeführte, zeigen ebenso, wie die codd. nur, daß im Mittelalter Ars amatoria üblich war, dies kann uns aber nicht bestimmen, von dem Titel, den, wie der erste Vers schon zeigt, Ovid seinem Werke selbst gegeben, der ferner viel schärfer ist, abzuweichen [8]). Diese Ars amandi aber ist das Hauptwerk Ovid's geblieben. Es lag zwar in den Plänen Ovid's, es bei weitem zu übertreffen, allein dies auszuführen war ihm nicht vergönnt. Daher ist es das einzige, aus dem man den Dichter Ovid beurtheilen muß, in dem man ihn mit Aufbietung aller seiner Kräfte auftreten sieht. Und grade dies Werk hat dem Dichter die meisten Vorwürfe, ja man muß sagen, Verachtung zugezogen. Also nicht allein, daß es zur Rechtfertigung seiner Verurtheilung dienen mußte, auch den Ruf in der Nachwelt, auf den Ovid namentlich in seiner Leidenszeit so sicher hoffte, hat ihm dies sein Lieblingswerk verdorben! Denn wenn auch einzelne vorurtheilsfreie Männer, wie Melanchthon [9]), den ganzen Ovid hochschätzten, so war doch derer, welche Ovid als einen Lehrer der Lüderlichkeit ansahen, eine viel größere Zahl, und erst gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts tauchen hier und da unparteiische Urtheile auf. Ephraim Müller, ein Scribent, den man längst hätte vergessen sollen, kann sich freilich nicht von dem Glauben an die Schädlichkeit und La-

82) *Jahn.* ad *Ovid.* T. I. p. 226.; sollte dies nicht *Senec.* Suas. I. p. 25. Bip.: „esse autem in tragoedia ejus" bestätigen? 83) *Weich.*, De Var. et Cass. Carm. p. 99 sq. 84) *Weich.* l. c. p. 63. 85) *Quint.* Inst. Or. X, 1, 98. 88. 86) Bibl. Crit. T. V. p. 38. *Bergman.* Comm. de literar. condit. ap. Rom. p. 43. 87) Man hat das bezweifelt, und daß es aus *Ovid.* Trist. II, 519. V, 7, 25 nicht sicher folge, zeigt *Weich.*, Poett. Latt. rell. p. 286., da sie aber in diesen Stellen mit inbegriffen sein kann und Varius Thyestes aufgeführt ward, so ist nichts dagegen. *Weich.*, De Var. et Cass. p. 73. *Regel.*, De re trag. Rom. p. 54. 88) *Ovid.* Am. II, 18, 13. 89) De causs. corr. eloq. 12. ibiq. intt. 90) Die Fragmente: *Burm.* Anth. Lat. T. I. p. 123. 91) *Fabric.* B. L. I. p. 462. 92) *Tertull.*, De praescript. Haeret. c. 39., richtig *H. Meyer.* ad Anth. Lat. T. I. praef. p. XXVI, XXVII. 93) Advers. p. 258. 94) Meyer (Anim. ad Anthol. Lat. T. I. p. 98) spricht zwar richtig vom Hosidius, hätte aber meiner Meinung nach den dortigen Cento diesem nicht zuschreiben dürfen. 95) *Fabric.* B. L. T. I. p. 463. 96) *Quint.* Inst. Or. VI, 3, 96 ibiq. *Spalding.* 97) *Bremi* ad *Corn. Nep.* Lysand. c. 4. §. 2.

98) Anthol. Lat. VI, 3. *Burm.* Anthol. Lat. T. II. nr. 1618. *Meyer.* 99) *Senec.* Controv. I, 4. p. 91. Bip.

1) *Lachmann.* ad *Propert.* p. 174. ed. maj. 2) *Ovid.* Ep. ex Pont. I, 7, 27. 3) *Fabric.* B. L. T. I. p. 463. 4) Ad *Ovid.* T. I. p. 354. 5) *Heins.* ad Art. am. I, 1. 6) *Senec.* Controv. Exc. III, 7. p. 408 Bip. 7) *Heins.* l. c., ebenso Vit. *Ovid.* ap. *Mucciol.* l. c. p. 231. 8) Wegen des Punktes nach amandi vergl. Ramshorn in Jahn's Jahrb. f. Phil. und Päd. 5. Bd. Lit. Anzeig. Nr. VII. S. 4, sonst *Wagner.* ad *Virg.* Aen. IX, 653. T. III. p. 393. *Heyn.* 9) *Spald.* ad *Quint.* Inst. Or. X, 1, 88.

sterhaftigkeit dieser Ars losmachen, meint aber endlich [10]) doch, daß: „wenngleich kein Ovidius mehr in der Welt wäre, deswegen noch genug Hurer und Ehebrecher in derselben sein würden." Doch wozu hierbei verweilen? Schon Hottinger [11]) hat die Ars ein wahres Meisterstück genannt; mit gerechtem Unwillen spricht Böttiger [12]) gegen jede Verunglimpfung derselben und in eben diesem Sinne äußern sich Wachler [13]), Bernhardy [14]), Paldamus [15]) u. A., wenn wir daher auch hier für Ovid in die Schranken treten und das zu beweisen suchen, was die genannten Gelehrten angedeutet, so hoffen wir wenigstens etwas Zeitgemäßes zu unternehmen. — Ein didaktisches Gedicht über die Kunst zu lieben will Ovid verfertigen, woher ist ihm der Gedanke gekommen? Ovid, der heitern Naturells, von Sorgen und Kummer frei das Leben nur von seiner lachenden Seite ansah, konnte nach der Beschaffenheit seiner bisherigen Studien und Arbeiten, nach der Aufnahme ferner, die seinen ersten poetischen Versuchen vom Publicum zu Theil geworden, kaum einen andern Gegenstand zur Behandlung wählen, als die Liebe, daß er aber grade ein didaktisches Epos zu schreiben unternahm über die Liebe, kann, wenn man die **Amores** beachtet, nicht sehr auffallen, da in ihnen in den mit einer gewissen Vorliebe gegebenen Lehren über Liebesverhältnisse mit Mädchen wie Corinna sich der Anfang und Hinneigung zu einer theoretischen Richtung schon zeigt; ein früher mehr dunkler Hang wird also durch diese Ars ausgebildet. Was ist es aber für eine Liebe, welche Ovid lehrt? Ist nämlich das eben Behauptete wahr, so muß sie der früher geschilderten gleichen. Und so ist es auch. Es war nicht die keusche, eheliche Liebe, nicht die Liebe, welche das wahre Eheglück hervorzubringen und zu begründen strebt — ein Stoff, den kein Hellene, allerdings aber ein Römer hätte wählen und mit Glück behandeln können — was Ovid zu besingen unternahm, sondern der üppige, sinnliche Verkehr zwischen leichtsinnigen Mädchen und leichtsinnigen Jünglingen, jungen Männern Roms [16]) war sein Stoff; Ovid [17]) protestirt stets dagegen, daß auf ehrbare Matronen seine Lehren sich bezögen, nur die nach römischer Sitte [18]) erlaubte Liebe gegen Libertinen ist sein Stoff, aber so oft er es auch hervorhebt, für seine Beurtheiler war es noch nicht genug! Es ist aber unter dem leichtsinnigen Mädchen nicht die erste beste lüderliche Dirne zu verstehen, sondern ein nicht ungebildetes, wohlhabendes, dem Genusse der sinnlichen Liebe zwar nachgehendes, aber doch so nachgehendes Mädchen, daß sie sich weder um Geld allein, noch allein aus wilder Brunst, sondern nur mit Auswahl und mit einem gewissen Anstande, mit einem Worte, stets mit einer gewissen Liebe einem Manne hingibt. Denn es geht die Ars nicht darauf aus zu lehren, wie man e i n e wollüstige Nacht sich verschaffe, sondern es soll ein d a u e r n d e s Verhältniß zwischen den Liebenden begründet werden. Und dies ward nicht deshalb gelehrt, weil Ovid dieser Liebe ergeben, sondern deshalb, weil dies die Liebe war, welche zu seiner Zeit fast einzig und allein in Rom existirte. Denn Ovid's Zeitgenossen gehören schon zu den Römern, welche, die Republik nicht mehr kennend, an Staatsgeschäfte, die frühere Haupttendenz des Römers, nur mit Widerwillen dachten [19]), durch die dadurch aber entstehende Leere und Öde zu zartern Verhältnissen sich hinneigten. Doch führte sie dies nicht zur Begründung reiner Familienverhältnisse, sondern, da der moralische Gehalt Roms durch die Republik vernichtet worden, ward das freiere Leben mit Hetären vorgezogen; Parallelen finden sich dazu auch bei den Hellenen. Alles aber, was hier gesagt werden könnte, zeigt auf das Beste einfache Erinnerung an die Geschichte der **lex Papia Poppaea.** Schon im J. 736 a. u. c., nach Andern 726 a. u., machte Octavian einen Versuch, durch ein Gesetz Vermehrung anständiger Heirathen zu bewirken und somit der Sittenlosigkeit Einhalt zu thun, er fand aber Widerstand, und erst 757 a. u. ging die **lex Julia de maritandis ordinibus** durch, sie trat aber nicht gleich in Wirksamkeit, ja 762 a. u. — was für die Verbannung Ovid's zu beachten — foderten die R i t t e r Aufhebung dieses Gesetzes auf ungestüme Weise, und das Gesetz ward auf ein Jahr suspendirt, am Ende d. J. 762 ließ aber mit Modificationen der frühern **lex** August eine neue durch die Consuln Papius und Poppäus vorlegen, die dann auch angenommen ward. Es fällt also die Ausarbeitung und Erscheinung der **Ars** grade in die Zeit, wo der Umgang und das Leben mit Hetären — so wollen wir diese Mädchen nennen — recht tiefe Wurzel schon gefaßt hatte, wo dieses ferner auf eine dem Staate sehr gefährliche Weise ausgebildet worden. In Rom hatte sich nämlich, eben deshalb, weil man es als E r s a t z für die Ehe ansah, dies Leben anders als in Hellas gestaltet; da, in Hellas, ward es von Seiten der Weiber als ein Mittel zum Erwerbe, von Seiten der Männer als ein Mittel zur Befriedigung der sinnlichsten Wollust angesehen, einen höhern Reiz ihm zu geben, daran dachte man nicht. In Rom hingegen ward jetzt die Sache künstlicher betrieben und raffinirt, wenigstens gab es eine Classe Mädchen, die ihre Reize nicht dem ersten Besten, der ein Gebot that, überließen, sondern die erst scheinbar verführt, überredet, förmlich erobert sein wollten, ehe sie mit dem, der für sie entbrannt, lebten. Es hatte daher in der That der Liebhaber zu kämpfen und zu leiden, er war den Launen der Geliebten auch im Falle der Erhörung immer ausgesetzt und that er nicht gut, so konnte selbst beim Reichen [20]) das Verhältniß zu seinem Unglücke aufgelöst werden. Zu seinem Unglücke? Gewiß, denn der Römer erfaßte ein solches Verhältniß mit Gluth, es waren nicht die Elegiker allein unglücklich, wenn ihre Geliebten von ihnen Nichts wissen wollten. Es ist also hier stets von einer dauernden Leidenschaft die Rede, nicht von einem augenblicklichen Auf-

10) Hist. krit. Einl. 4. Bd. S. 172. 11) Schriften d. teutsch. Gesellsch. in Manheim. 5. Bd S. 263. 12) S a b i n a S. 40. 13) Lehrb. d. Literaturgesch. S. 67. 14) Grundriß d. röm. Liter. S. 223. 15) Röm. Erot. S. 73. 16) *Ovid.* Art. am. I, 55. 17) Art. am. I, 31. 18) *Ovid.* l. c. I, 33: Nos Venerem tutam concessaque furta canemus etc.

19) B u c h h o l z, Philos. Betracht. üb. d. Röm. 2. B. S. 53. 20) Man schließe nicht zu viel aus *Ovid.* Art. am. II, 165: Pauperibus vates ego sum, quia pauper amavi.

lodern wilder Begierde; wie überhaupt in die Zeit des August's der Übergang vom Alterthume zur neuern Zeit fällt, so finden wir auch in diesem Verhältnisse einen Anflug von Neuem, nämlich von Romantischem. Grade unsere **Ars** zeigt dies in seiner Wahrheit, sie wäre ohne solche Ansichten rein unmöglich gewesen. Es erklärt sich hieraus, wie diese Liebe mit Zartheit behandelt werden konnte, daher **teneri amores**, Ovid selbst der **lusor tenerorum amorum**[21]) ganz im Geiste der Zeit. War der Stoff der **Ars** demnach ein zarter, so war er den Römern auch wol ein schöner; er war zugleich originell, ganz Rom angehörend, dabei war er poetisch, überhaupt für den Poeten ein höchst dankbarer Stoff, sodaß diese Wahl Verständige nur loben konnten. Damit ist auch eine andere Frage großentheils zugleich beantwortet, woher nämlich der Dichter geschöpft habe. Aus dem Leben hat er geschöpft, dies studirt und aus ihm ein poetisches Werk geschaffen, daher ist und bleibt die Erfindung höchst genial und zeigt den Dichter als denkenden, productiven Kopf; die Gegenstände nämlich zu wahren Kunstwerken werden, wie Göthe sagt[22]), seltener gefunden, als man denkt. Göthe bemerkt noch weiter, daß grade deshalb im heroischen Epos die Alten sich stets in einem gewissen Kreise bewegt, weil aber die Ältern für das didaktische Epos keine für alle Zeiten genügende Wahl getroffen und deshalb kein allgemein gültiger Stoff da war, so misglückten die meisten hellenischen Epen dieser Gattung schon in der Wahl des Stoffes; unter den Alexandrinern, ja seit Olymp. 40, hatte keiner außer Arat einen glücklichen Stoff gewählt, Arat's Verdienst ist aber nicht einmal diese Wahl. Die Römer dagegen hatten Talent zu dieser Gattung; daß Ennius, Cicero, Lucrez, Varro Atacinus, selbst Ämilius Macer nicht mehr Eingang gefunden, lag in der Wahl des Stoffes, bei Virgil, bei Ovid war das etwas Anderes. Vor Ovid hatte keiner die Liebe wie er behandelt; das that weniger zur Empfehlung des Gedichts bei dem Römer, das war ihm die Hauptsache, daß er überall sein Rom erkannte. Zwar hat man Ovid den Ruhm der Erfindung nehmen wollen, Heinse[23]) hat Mehres erwähnt, was man als Vorbild dann später angesehen hat[24]), allein mit Unrecht. Denn Zenon's *τέχνη ἐρωτική* handelte nur im Anfange[25]) von *ἐρωτικοῖς*, des Kynikers Sphodrias, nicht Ephodrius, wie man nach einem Druckfehler bei Burmann noch immer schreibt[26]), *τέχνη ἐρωτική*[27]), des zu Nikander's Zeit lebenden Protagorides[28]) *ἀκροάσεις ἐρωτικαί*, waren, wie es scheint[29]), anderer Art, und gehören also ebenso wenig hierher als Theophrast's u. A. *ἐρωτικά*, aus denen allerdings Ovid wohl hätte Mythen nehmen können, aber mir für Ovid zu gelehrt aussehen.

Daß er aber mit der obscönen Literatur bekannt war, ist keine Frage[30]), zumal da damals dieserartige Bücher in Rom gewiß viel cursirten. Hierher gehört der Sophist Polykrates *περὶ ποικίλων σχημάτων Ἀφροδισίων*, der Elephantis *αἱ ἐν τῇ συνουσίᾳ κατακλίσεις*, Schriften unter dem Namen der Lais und ähnliche, ferner die *κιναιδολόγοι*[31]), die *αἰσχρολόγοι*, wie Botrys, eine Literatur, die zwar für uns noch sehr dunkel, hier aber nicht weiter verfolgt werden kann; von ihnen konnte aber Ovid nur für das Ende der **Ars** Gebrauch machen. Dagegen gab es für die Kenntniß einer Menge anderer Dinge, welche Ovid beschreiben mußte, wie Toilette der Mädchen, Art ihres Umgangs mit ihren Liebhabern, sonstige Kunstgriffe rc. keine bessere Quelle, als die neue Komödie[32]), Menander also und Andere. Sie hat Ovid studirt, ebenso wie diejenigen, welche erotische Mythen gesammelt, also die Elegiker, ferner solche, wie Parthenios in den Überschriften nennt, auch Werke, wie die *Αἴτια* des Kallimachos rc. Daher denn die Gelehrsamkeit. Was die Mythen anlangt, so behandelt er sie ganz frei, wie gleich der Anfang der **Ars** zeigt. In Factis aus der Gegenwart darf man ihm nicht unbedingt historische Treue zutrauen, er wählt und schreibt, wie es der Zeit am angenehmsten[33]) ist, dagegen die Sittenschilderung selbst ist vortrefflich und wahr. Dies also die Quellen für einzelne die Art der Liebe betreffende Umstände, für Mythen und sonstigen Schmuck; daß er auch außerdem Dichter namentlich viel gelesen, wird, obgleich es sich von selbst versteht, unten noch deutlich gezeigt werden, die eigentlichen Lehren aber bleiben immer Ovid's Eigenthum und sind vom Leben selbst abstrahirt. Den Stoff, die Erfindung im Gedichte kennen wir also jetzt, eignet sich aber dieser Stoff zur poetischen Darstellung? ja, eignet er sich überhaupt zu einer ernstern Darstellung und Behandlung, zu einem Lehrgedichte? Es ist das Lehrgedicht an und für sich eine Zwittergattung, indem es seinen innern Bestandtheilen nach der Lyrik näher steht, episch aber der Form nach ist, daher man ihm denn auch abspricht, zu den eigentlichen Formen der Kunst zu gehören[34]). Es nimmt ohne Zweifel eine untergeordnete Stellung in der Poesie ein, wie das die meisten zu ihm gehörenden Gedichte auch zeigen; daher könnte man meinen, es seien jene Fragen ganz überflüssig, da, der Dichter möge wählen, was er wolle, etwas Ordentliches doch nicht herauskäme. Ovid mag das gefühlt haben oder nicht, genug, er schloß sich den bisherigen Lehrgedichten nicht an, er schuf eine ganz neue Gattung. Dies mag Bouterwek[35]) gefühlt haben, als er meinte, die **Ars** sei ein komisches Lehrgedicht, eine Parodie des ernsthaften; nur

---

21) *Ovid.* Am. II, 18, 4. III, 1, 69. 15, 1. Art. am. I, 7. Trist. IV, 10, 1. Fast. IV, 196 etc. 22) Sämmtl. Werke. 43. Bd. S. 6. 8. Ausg., falsch sieht Manso (Nachtr. zu Sulzer's Theor. III. S. 338) den Stoff an. 23) Ad Art. am. I, 1. 24) Ephr. Müller a. a. O. S. 102. 25) *Diog. Laert.* VII, 1, 34, sonst *Athen.* IV. p. 162. B. 26) *Jahn.* ad *Ovid.* T. I. p. 354. 27) *Athen.* l. c. 28) *Athen.* l. c., Schol. ad *Nicandr.* Alexiph. 3. ibiq. *Schneider.* 29) Es geht das aus dem Citat bei *Athen.* l. c. hervor.

30) *Ovid.* Trist. II, 413. 31) Interpp. ad *Ovid.* Trist. l. c. *Forberg.* ad *Anton.* Panor. Hermaphrod. p. 207 sq. 32) *Ovid.* Trist. II, 369. Amor. I, 15, 17. Art. am. III, 279 sq. coll. *Alex.* ap. *Athen.* XIII. p. 568. A. *Douz.* ad *Ovid.* Rem. am. 648. 33) *Ovid.* Art. am. I, 179, wo die historische Schwierigkeit, welche Heinse findet, *Prop.* IV, 6, 83 nicht hebt, cf. *Ovid.* Am. III, 12, 41. 34) Hegel, Vorles. über Ästhet. I. S. 543, wer Geschmack daran findet, vergl. Dusch, Briefe zur Bildung des Geschmacks. 2. Bd. Brief I—IV. 4. Bd. Brief I—IV. 35) Ästhet. II. S. 125.

so kann man wol diese Unmöglichkeit entschuldigen, doch ernsthaft, hält man das Wesen des Stoffes im gewöhnlichen Lehrgedichte fest, der nämlich schon von dem Anfange der poetischen Thätigkeit prosaisch für das Bewußtsein ausgeprägt ist [36]), so sieht man den Unterschied zwischen Ovid und den Andern. Er nahm die Liebe, diesen unerschöpflichen Stoff, der an keine feste Form gebunden war, mit dem er frei schalten und walten konnte. Virgil hat vortrefflich die Bienenzucht geschildert, aber er mußte darin einem und zwar nur einem fest Vorhandenen folgen; die Biene ist stets dieselbe, aber Liebe wird auf tausendfachen Wegen erworben, bietet tausend und abermal tausend verschiedene Situationen, sodaß der Dichter hier nur das wählen kann, was seiner poetischen Tendenz zusagt. Da Ovid einmal weiter gegangen, so scheute er sich auch nicht vor einem zweiten Schritte, und wählte zur Form das Distichon; es zeigt dies einen lyrischen Charakter, den schon die häufige Einmischung des Dichters selbst in das Gedicht weiter belegt, sodaß, um einmal mit Jean Paul [37]) zu reden, die Ars ein schweifendes Grenzwildpret zwischen dem Lehrgedicht und der Ovid'schen Elegie ist. Paßt aber das für den Stoff? War dies nothwendig? Eine eigene Form war ohne Zweifel des Stoffes sowol als auch des Publicums wegen nöthig. Denn der Stoff war von einer Seite gefaßt, in der er leicht lächerlich und abgeschmackt erscheinen konnte; wer in aller Welt glaubt denn eines Lehrers im Lieben zu bedürfen? Wo namentlich findet man die Mädchen, welche die Kunst nicht mit auf die Welt [38]) bringen? Und für die Mädchen war doch das ganze dritte Buch geschrieben. Betrachten wir nun das Publicum in Rom überhaupt, der größte Theil desselben kannte ja die Sachen, welche er hier lernen sollte, e praxi viel besser als der Dichter selbst! Es war hiernach schwer, den richtigen Ton zu treffen, es durfte trotz der leichtfertigen Sache ein gewisser Ernst nicht fehlen, allein dieser nur ein Bischen zu weit getrieben war schon ein großer Fehler. Daher denn das Ganze so behandelt wird, daß das Lehren eigentlich Nebensache, die Hauptsache hingegen Ergötzung des Lesers ist; darnach ist Alles behandelt [39]). Dies muß im Einzelnen jetzt gezeigt werden, daher ist von der Sprache und ihrer Behandlung, von dem Stoffe, in Hinsicht auf diese und von der Composition im Ganzen zu handeln.

Ovid handelt im ersten Buche der Ars die Fragen ab, wie man ein Mädchen suchen und wie man sie, wenn man sie gefunden, sich geneigt machen; im zweiten, wie man die erworbene Geliebte dauernd an sich fesseln solle; dagegen im dritten unterrichtet er die Mädchen, wie sie sich gegen die Männer in den Punkten der Liebe zu verhalten hätten. Er sah ein, daß bei diesem Stoffe er der gewöhnlichen elegischen Sprache sich nicht bedienen dürfe, da die Sprache im Einklange mit dem Stoffe sein müsse; er sah ferner, daß zu dem guten Dichter außer natürlichen Anlagen auch Studium [40]) gehöre, daß eine umfassende Kenntniß der Sprache, Bekanntschaft mit griechischen Mythen und der griechischen Literatur, namentlich aber bei einem größern Werke neben festen Grundsätzen über poetische Composition, überhaupt beharrlicher Fleiß und Ausdauer erfoderlich sei; Alles dies zu erwerben war sein Streben und getrost ging er an das größte Werk, was er bisher unternommen. Der Sprache war er durch frühe Übung, durch guten Umgang und viele Lectüre mächtig geworden; es war ihm genug, in ihr ein Mittel zu gewandter, schöner Verkörperung seiner Ideen zu haben, sie bilden wollte er nicht. Die poetische Sprache, um die gehörige Höhe und Würde zu errreichen, muß alte, seltnere Formen gebrauchen, von denen hier Einiges angemerkt werden soll. Es ist dies bei Ovid von Anfang an, doch gilt für sie, daß sie im Ganzen nur solche sind, welchen anderer Dichter Vorgang schon eine Stelle in der jetzigen Dichtersprache angewiesen, sodaß man also aus ihnen allein auf Gelehrsamkeit, auf tieferes Studium alter Lateiner mit Sicherheit eben nicht schließen dürfte. Wie diese alten Formen aber oft einem Gedanken ein ganz eigenthümliches Ansehen zu geben vermögen, so können auch neue der Sprache und Sache einen neuen Reiz verschaffen; Ovid verschmäht sie daher nicht, ja steht nicht an, wenn es ihm Noth zu thun scheint, selbst welche zu schmieden. So sagt er alterthümlich **stertisset** [41]), **dimicuisset** [42]), nach Lucrez und Andern **face** [43]); die Form **dixti** ist durch Properz [44]) zu vertheidigen, ist sonst aber ebenso kühn, vielleicht fehlerhaft wie **revulsit** [45]), was später Ovid auch nicht mehr anwendet, sodaß man sieht, wie er auf diese Dinge achtet; zweifelhaft ist noch, ob er **igni** als **ablat.** [46]) vorgezogen, ob er **genit.** wie **Achilli** [47]) gebraucht, denn über solche Dinge müssen **codd.** entscheiden. Daß aber Ovid in diesen Formen Neuerungen nicht unzugänglich war, zeigen Dative, wie **Lemniasin**, **Troasin** [48]), rein griechische Formen, die sich auch bei Properz finden, ferner **Cecropidae vates** [49]), das bei manchem Substantiv variable Geschlecht, wie bei **finis** [50]). Zeigt sich hierin Freiheit, so ist es doch im Ganzen stets eine, wie sie sich bei allen Dichtern dieser Zeit findet, dagegen ist es eine sehr hervorzuhebende Eigenthümlichkeit unsers Dichters, die man vielleicht nach seinem verschrieenen Leichtsinne von ihm nicht erwartet, daß er die Worte so scharf als möglich in ihren Bedeutungen faßt und daher jedes zu beschreibende Ding mit den Worten zu bezeichnen strebt, die ihm recht eigentlich zukommen. Gebraucht er z. B. irgend einen Vergleich vom Kriegsdienste, so gebraucht er die in ihm stehend seienden Worte; so vom Visitiren **trans-**

36) Hegel a. a. O. 37) Vorsch. der Ästhet. II. S. 597. 38) Jacobs' vermischte Schriften. IV, 3. S. 312. 39) *Heyn.* ad *Virg.* Georg. T. I. p. 266. ed. *Wagn.* 40) *Ovid.* Trist. I, 1, 105. II, 12. In einzelnen Theilen des Folgenden erlaube ich mir, die frühern Gedichte mit zu berücksichtigen.

41) Heroid. VIII, 21. 42) Amor. II, 7, 2. 13, 28. 43) Amor. II, 2, 40. Art. am. II, 210. *Endlich.* ad *Claud.* Sacerd. I. p. 8. Anal. Gr. T. I. 44) Heroid. XI, 59. intt. ad *Prop.* I, 3, 27. 45) Intt. ad *Ovid.* Heroid. VI, 114. 46) *Idem.* IV, 33. 47) *Jahn.* ad *Ovid.* Metam. XIII, 304. ed. *Gier.*, ad *Virg.* Aen. X, 581. 48) Art. am. III, 672. *Heins.* ad *Ovid.* Heroid. XIII, 137. 49) *Heins.* ad *Ovid.* Art. am. I, 173. 50) *Id.* I, 232. *Ruddim.* Inst. L. L. T. p. 25. *Forbig.* ad *Lucret.* I. 108.

ire, ebenso steht von Stipulationen **spondere**[51]), von Wettrennen **equi de carcere missi**[52]), vom Opfern **ducere juvencas**[53]): er unterscheidet **humo** und **humi**, und wird daher auch wol nicht **versa est in cineres**, sondern **in cinerem** gesagt haben[54]); ebenso zeigt seine Genauigkeit der Gebrauch von **crassus**[55]), von **pendere**[56]), welches an und für sich unbestimmte Wort er stets so stellt, daß man aus der Umgebung über den Sinn ganz klar wird. Dadurch wird Ovid deutlich, ferner gewinnt er klare, anschauliche Tropen, welche die Rede kunstvoll, poetisch machen; sie hat er z. B. für die Liebe von dem Kriegsdienste[57]), vom Fischfange[58]), von Gefängnissen, Sklavendienste[59]), von Pferden[60]), Wellen und Felsen des Meeres[61]), vom Kreisel[62]), also von den verschiedenartigsten Gegenständen hergenommen und doch sind stets die Gedanken klar mit ihnen ausgedrückt. Wir fügen noch hinzu, daß er die Jagd[63]) ebenso benutzt, ferner Prädicate der Kleider auf Menschen[64]) überträgt. Auch kennt er, was ebenso wenig etwas Neues ist, wie oft passend **simplicia** für die **composita** und umgekehrt die letztern für die erstern gesetzt werden, so **tenere** für **retinere**, **motus** für **permotus**, **servare** für **observare**, **ducere** für **adducere**, **pressus** für **impressus**[65]), dagegen **ediscere** für **discere**[66]); es kommt nur darauf an, daß dies passenden Orts geschieht. Daher man denn mit der Worterklärung im Ovid vorsichtig sein muß; wenn er **Art. am. I, 761** sagt:

Utque *leves* Proteus modo se tenuabit in *undas:*
Nunc leo, nunc arbor, nunc erit hirtus aper.

so ist da nicht schlechtweg mit Burmann *Ovid.* **Fast. V, 661** zu vergleichen,

Hactenus; ut vivo subiit rorantia saxo
Antra, *leves* cursum sustinuistis *aquae.*

denn in der **Ars** ist wegen **tenuabit** gesagt **leves undas**, in feine Wellen, die überall durch können und zugleich, um diesen Vers dem folgenden, der Stärke bezeichnet, stark entgegenzustellen; hingegen in den Fasten bezeichnet **leves** nur die Schnelligkeit. Da dies alles Streben nach Deutlichkeit zeigt, so sieht man auch, weshalb der Dichter entweder alte Worte, wie **alumen**[67]) — wenn man dies nicht zu den neuen lieber zählen will — oder gebräuchliche in alten Bedeutungen, wie **celeberrima** für schnell[68]) — eine Bedeutung, die, wie sie bei Ovid steht, leicht sich aus der Grundbedeutung des Worts erklärt — nicht oft hat; viel weniger Schwierigkeit entstand aber aus Worten, die, so viel wir wissen, er selbst gebildet, da sie alle deutlich und einfach sind; so sagt er zuerst **ionicus**[69]), **aquaticus**[70]), **puellaris**[71]); ebenso leicht schafft er durch Zusammensetzung **adjectiva**, wie **septemplex**[72]); ferner ist das Epitheton **ruricola**[73]) zuerst bei ihm und hernach öfter; neu sind die **verba recandescere**[74]), **resanescere**[75]). Noch weiter geht er hierin aus guten Gründen später. Dies zeigt sich in den Gedichten, welche wir betrachten, Leichtigkeit, eine gewisse Nachlässigkeit an manchen Stellen, ferner die Fülle von Worten, eine Masse, welche dem Dichter zu Gebote steht: da von allen Worten die hier gemachten Bemerkungen gelten, so sieht man, wie die **proprietas sermonis** mit großer Sorgfalt beachtet worden. Worte, die seinem Sinne nicht entsprechen, wie **basia**, hat er daher ganz vermieden. Sehen wir nun in diesen Dingen den Dichter mit Urtheil handeln, so wird sich dasselbe auch in der Verbindung der Worte, in den Constructionen, zeigen. Nun kommen auch hier meistentheils solche Dinge vor, welche damals in der Dichtersprache schon eingeführt waren, die also weder als Neuerungen angesehen werden können, noch den Schluß erlauben, Ovid hänge lediglich von andern, lateinischen sowol als griechischen, Dichtern ab; er gebraucht die damals bestehende Dichtersprache. Dies sehen wir sogleich an den Gräcismen, von denen in diesen Werken eben keine so sehr auffallende vorkommen: es kommen vor Genitive[76]), wie **in durior oris equus**, Umschreibungen des Adjectivs[77]), wie **ales ab Indis**, der Accusativ bei Passiven[78]), der der Richtung nach einem Orte hin[79]), **doctas ire Athenas**, wo man **ad**, der der Richtung durch etwas durch[80]), **currere aquas**, wo man **per** erwartet hätte; ferner den der nähern Bestimmung bei Adjectiven[81]); dann setzt auch Ovid den **nomin. cum infin.**[82]), um das Subject deutlicher hinzustellen, **gaudent tamen esse** *rogatae*, wendet die Construction von **licet**[83]) auf **vacat**, **dabitur** und dergleichen an. Alles Dinge, bei denen der Leser kaum an ein ausländisches Idiom erinnert wurde. Zeigt dies, daß Ovid seine Sprache kennt und in der Gewalt hat, so wird dies die Betrachtung einiger Constructionen noch mehr bestätigen; zwar kann hier nur von Andeutungen, nicht vom Erschöpfen die Rede sein; aber ganz umgehen möchte ich dies doch nicht. Beachten wir die hypothetischen Sätze, so hat Ovid in der **Ars** vorzugsweise nur einfache Formen, was in ihr durch den Inhalt mit veranlaßt war; da für einen vorliegenden, bestimmten Fall eine Regel gegeben werden soll und gegeben werden muß, so ist natürlich, daß im Nachsatze so bestimmt als möglich gesprochen wird und **fut. indic.**, **imperat.**[84]) stehen:

---

51) Für Ersteres cf. Amor. I, 9, 27, für spondere ib. I, 13, 21. 52) Amor. III, 2, 9. 53) Ib. III, 13, 13. *Schmidt.* ad *Juven.* Sat. sel. p. 253. 54) Heroid. I, 24. *Jahn.* ad *Virg.* Georg. IV, 141. Hand, Lehrb. des latein. Styls. S. 183. 55) Amor. III, 6, 8. Döderl. Lat. Syn. I. S. 20. 56) *Schmidt.* ad *Juven.* Sat. sel. p. 268. 57) Amor. I, 11, 21. 58) Art. am. III, 425. 59) Ib. II, 124. *J. H. Voss.* ad *Tibull.* I, 4. fin. 60) Art. am. I, 44. 61) *Ovid.* Heroid. XV, 189. 62) Amor. II, 9, 27. 63) Heroid. I, 76. Art. amor. II, 2. 64) Ibid. I, 214. *Huschk.* ad *Tibull.* I, 2, 71. 65) Heroid. V, 49. II, 24. Metam. II, 735. III, 104. *Guenther.* et *Wachsm.* Athen. II, 2. p. 266. 66) Metam. II, 639. ibiq. *Bach.* 67) Art. am. III, 629. *Jacob* ad *Lucil.* 436. 68) Art. am. II, 705. *Doederl.* Lat. Syn. I. p. 22.

69) Heroid. IX, 73. 70) Heroid. XV, 159. *Bach.* ad Metam. II, 853. 71) Heroid. XV, 159. 72) Amor. I, 1, 7. *Schirach.* Clav. Ovid. s. v. 73) Amor. III, 2, 53. 74) Remed. am. 734. 75) Amor. I, 10, 9. 76) *Ovid.* Amor. II, 9, 30. *Jahn.* ad *Ovid.* Met. V, 267. *Gier.*, ad *Virg.* Aen. I, 441. 77) Amor. II, 6, 1. *Schrad.* ad Mus. 153. *Jahn.* ad *Ovid.* Met. IX, 136. 78) Art. am. III, 545. 79) Her. II, 183., Rem. am. 773, vielleicht Art. am. II, 37. 80) *Heins.* ad *Ovid.* Trist. V, 7, 36. 81) Her. VI, 3. Art. am. I, 530. III, 392. 82) Amor. II, 4, 14. Art. am. I, 345. *Schmidt.* ad *Hor.* Epist. I, 7, 22. 83) *Schmidt.* l. c. I, 16, 61. 84) Art. am. I, 132, 581.

haec mihi si dederis commoda, miles ero
huic; si forte bibes, sortem concede priorem

es werden aber auch die Conjunctive nicht verschmäht, sondern dienen dazu, dem Falle ein anderes Colorit zu geben und dadurch Verschiedenheit hervorzubringen, Abwechselung [85]):

paucaque si quaeras, crimina fraudis habent,
si spatium quaeras, breve sit, quo laesa queratur.

Mit diesen einfachen Formen weiß aber der Dichter durch die Stelle, welche er ihnen gibt, schöne Effecte hervorzubringen; so wird in [86]):

sed semel est custos longum *redimendus* in annum,
saepe dabit, dederit quas semel ille manus

schön das bedenkliche Gesicht, was der Dichter dabei macht, geschildert und durch die Weglassung des si noch gehoben; dies, das si, läßt Ovid auch bei dem conjunct. weg in hypothetischen Sätzen, wodurch dieser modus eine dem Imperativ ähnliche Kraft bekommt [87]):

conveniat maribus, ne quam nos ante rogemus:
femina iam partes victa rogantis agat.

Doch es kommen auch gesuchtere und feinere Formen vor, z. B. wo er praes. perfect. indic. für imperf. conj. setzt [88]), wie:

nunc quoque nescirent: sed me Cytherea docere
jussit et ante oculos constitit ipsa meos.

Ferner imperf. conj. für plusquamp., praes. conj. für imperf., praes. conj. für plusq., wo stets das Gewählte lebhafter und poetischer ist, weil des Dichters Phantasie sich ein Factum in die Gegenwart, vor die Augen rückt, also ganz von ihm ergriffen erscheint [89]):

Priamides Helenen avide si *spectet* edentem,
Oderit et *dicat* „Stulta rapina mea est.

Wie also in diesem Punkte der Dichter zeigt, wie er seine Formen mit Rücksicht auf das didaktische Gedicht passend auswähle, so zeigt dasselbe auch die Behandlung der modi in andern Fällen; so setzt er an passenden Stellen in der orat. obliq. den indic., ist aber sparsam damit und schließt sich daher nicht an Properz, wol aber an Tibull an [90]): adspice, signatum sanguine pectus habet; nimmt ferner die Begriffe sehr scharf, wenn er sagt [91]): vidi ego, *cum* foribus lassus *prodiret* amator; denn quum prodiret steht nicht für quoties prodiret, sondern es fodert das imperf. hier auf, die Sache sich klar vor Augen zu stellen; um Gewißheit auszudrücken, setzt er quamvis mit dem Indicativ [92]). Bei dieser Genauigkeit mußte schon von Vorn herein in [93]): vos quoque *non caris* aures *onerate* lapillis, das non mit dem Imperativ auffallen; daher ist es mit ihm auch nicht, sondern mit caris zu verbinden, aber es bleibt dies doch eine kleine Ungenauigkeit von Seiten des Dichters. Denn die Gründe von Spracherscheinungen machen ihm keine Last; daher er auch hier Neuerungen aufnimmt, welche die Zeit brachte: so läßt er auf precari den Infinitiv folgen [94]), verbindet quum gegen den bisherigen poetischen Sprachgebrauch mit conjunct. plusq. [95]). — Im Gebrauche der tempora zeigt Ovid ebenfalls Gewandtheit und weiß daher mit ihnen seine Sprache zu beleben: so steht lebhaft praesens für futur. [96]); das perfect., um einen Befehl stark auszudrücken [97]), für Aorist ꝛc. Vorsichtig ist Ovid ferner beim Gebrauche des plural. bei Collectiven [98]); ebenso weiß er bald durch ein Zeugma, bald durch eine leichte Ellipse, wie Weglassung von aliquis [99]), vom pronom. relat. [1]) der Rede eine gewisse Spitzigkeit zu geben; weiß Kraft durch den pluralis emphaticus, wie animi von einem [2]), und umgekehrt durch den sing. für plur. [3]), hervorzubringen; er braucht ferner aus denselben Gründen ein Adjectiv [4]) für Substantiv, für Adverbium [5]). Werfen wir nun noch einen Blick auf die Wortstellung, so werden wir auch bei dieser sehen, wie er durch sie auf leichte Weise sucht seinen Gedanken die nothwendige Kraft zu geben, also nicht nach ungewöhnlichen, schwierigen Stellungen greift. Er kennt sehr gut die Stellen im Verse, welche, wie z. B. die erste im Pentameter, an und für sich schon Kraft haben [6]), und stellt dahin die passenden Worte; durch eine auffallendere Stellung des per hebt er ferner den Schwur hervor [7]), wie er auch sonst Präpositionen und ähnliche kleine Worte, die sonst gewichtlos vorübergingen, freier stellt, so ut, cum, usque, quoque [8]). Nicht ohne Grund tritt in die oratio directa das dixit [9]) erst am Ende ein, und wie sie dadurch einen neuen Nachdruck erhält, so sucht auch im entgegengesetzten Falle, nämlich wo eine Aufzählung oder Ähnliches, was leicht prosaisch wird, zu heben ist, Ovid durch überraschende Wortstellung zu helfen; daher versetzt er das die einzelnen Glieder einführende Wort [10]):

Gargara *quot* segetes, *quot* habet Methymna racemos,
Aequore *quot* pisces, fronde teguntur aves.

Ja, er läßt auch die Synchysis [11]) zu, womit er grade auch in Aufzählungen Effecte hervorbringt. Durch solche freiere Stellungen werden auch mitunter Constructionen herbeigeführt [12]), die aber sehr gut in den Sinn passen:

85) Art. am. II, 455. III, 32. cf. *Werfer.* Act. Phil. Mon. I. p. 531. 86) Art. am. III, 657. 87) Art. am. I, 277. Am. III, 2, 9. cf. *Dissen.* ad *Tibull.* I, 6, 52. 88) Art. am. III, 43. Her. XV, 88. 89) Art. am. III, 759. Met. I, 695. XIV, 193. *Dissen.* ad *Tibull.* Prolegg. p. CLXXX. T. I. 90) *Ovid.* Art. am. II, 384. III, 115. *Lachmann.* ad *Prop.* I, 2, 9. *Wagner.* ad *Virg.* Eclog. IV, 32. ed. *Heyn.* 91) Amor. II, 11, 13. *Dissen.* ad *Tibull.* I, 2, 14. 92) Amor. II, 1, 28. Art. am. III, 325. *Spohn.* ap. *Wagn.* ad *Virgil.* Eclog. III, 84. ed. *Heyn.* 93) Art. am. III, 139. Vergl. Hand, Lehrbuch des latein. Styls. S. 232.

94) Heroid. V. fin. *Huschk.* ad *Tibull.* II, 5, 3. 95) Heroid. XV, 161. *Jacob.* de Manil. poet. part I. init. 96) Heroid. III, 58, 68. VII, 107. 97) *Ovid.* Art. am. I, 318. II, 593. 98) Art. III, 534, welcher Fall von *Lygdam.* III, 4, 9 verschieden ist. 99) Art. Am. II, 659. *Dissen.* ad *Tibull.* I, 6, 53.

1) Art. am. I, 58. Metam. XIV, 196. 2) Art. am. I, 191. Her. IV, 130. Trist. V, 1, 23. 3) Art. am. I, 97. II, 520. 4) Amor. III, 7, 50. *Schmidt.* ad *Juven.* Sat. 4. p. 171. 5) Heroid. I, 8. II, 32. Art. am. III, 246. 6) *Werfer.* Act. Phill. Mon. I. p. 539. 7) Heroid. X, 73. intt. ad *Ovid.* Amor. III, 2, 61. *Ruhnk.* Dict. ad *Ovid.* Her. l. c. 8) Art. am. I, 219. III, 155. *Werfer.* l. c. p. 526, 564. 9) Art. am. I, 130. 10) Art. am. I, 57. Amor. II, 13, 7. 11) Art. am. I, 121. III, 11, 206. 12) Amor. II, 19, 10. Art. am. I, 50, 553.

„ante frequens quo sit *disce* puella *loco*." Natürlich ist hiernach, daß ihm der den Lateinern eigenthümliche und von ihnen geliebte Parallelismus[13]) in der Stellung der Substantive und Adjective nicht entgangen ist, so:

> Ut *pendens liquida ripa* subitur *aqua*
> *Fortia* nam *posita* sumpserat *arma colo*
> Nec *tua nocturna* frangetur *ianua rixa*
> Conveniunt *tenues scapulis analectrides altis* etc.

Alles also, die Formen, die Worte selbst, die Constructionen und die Wortstellung zeigen, wie Ovid darauf ausgeht, seine Gedanken in möglichst deutlicher, leichter und echt lateinischer Dichtersprache darzulegen, sodaß von dieser Seite dem Leser keine Schwierigkeit gemacht wird. Wollte der Dichter aber dies wirklich erreichen, so war ein hierzu passender Periodenbau nothwendig. Wie der Dichter, als für die Phantasie vorzugsweise schreibend, überhaupt seine Periode anders formirt als der Prosaiker, so muß der Dichter, welcher das elegische Distichon als Form anwendet, auf dieses bei der Periode noch besonders Rücksicht nehmen. Denn in dem Pentameter liegt, wie Ovid selbst[14]) so manchmal hervorhebt, ein Abschließen, ein Herabsinken, wodurch grade das Weiche des Distichons bewirkt wird. Dies darf der Sinn nicht verwischen, vielmehr muß die Periode hiernach sich bilden und daher muß das im Hexameter Enthaltene im Pentameter nicht steigen, sondern herabsinken, nur vollendet werden. Dies hält Ovid mit den andern Elegikern seiner Zeit so fest, daß er in der vollendeten Ars amandi stets ein Sinnesende am Ende des Distichons eintreten läßt; sind aber mehre Distichen zu einer größern Periode verbunden, so ist am Ende der Pentameter stets ein kleinerer Abschnitt; beginnt dagegen, was seltener[15]), mit dem Pentameter ein neuer Satz, so schließt sich mit dem Verse auch der Sinn. Es ist dies offenbar eine starke Fessel, Ovid will aber für die leichte, heiter ergötzende Ars das Weiche der Elegie nicht vertuschen. Von dem Weichen ist das Breite schwer zu trennen; es kann dies natürlich auf verschiedene Weise hervorgebracht werden. Ovid bringt dies ebenso wie die große Leichtigkeit und Mannichfaltigkeit durch die Art der Perioden im Distichon vorzugsweise hervor; er hat daher sehr einfache, aber auch sehr verwickelte Formen, darin aber schon am Tibull einen trefflichen Vorgänger gehabt[16]). Breite, Weichheit, Mannichfaltigkeit werden in der Elegie dadurch bewirkt, daß die das Distichon füllende Sentenz entweder in mehre dem Sinne nach verschiedene Kola getheilt, oder dadurch in Theile zerlegt wird, daß der Dichter nur in anderer Form den Gedanken wiederholt. Um mit dem erstern, dem bei Ovid häufigern, zu beginnen, so ist hier die einfachste Form, wo ein Distichon in zwei Theile so getheilt ist, daß der Hexameter einen ungetheilten Vordersatz, der Pentameter einen ungetheilten Nachsatz macht[17]):

> Haec tibi non tenues veniet delapsa per auras:
> Quaerenda est oculis apta puella tuis

Causale, adversative, copulative und andere Sätze werden häufig in dieser Form bei Ovid gefunden. Er läßt nun ferner den Hauptsatz so aus zwei Theilen bestehen, den Nachsatz aus einem, daß nur der Hexameter, nicht aber der Pentameter, getheilt ist[18]):

> Qui toties socios, toties exterruit hostes,
> Creditur annosum pertimuisse senem.

Ebenso liebt er auch den umgekehrten Fall, wo der Hexameter eins, der Pentameter aber getheilt ist[19]). Doch brauchen Pentameter und Hexameter nicht stets so streng geschieden zu sein, sondern, wo es passend, geht der im Hexameter angefangene Sinn so in den Pentameter über, daß mit dessen erstem Worte er schließt, das folgende aber den Nachsatz enthält[20]):

> Quid tibi femineos coetus venatibus aptos
> Enumerem? Numero cedet arena meo

oder umgekehrt beginnt der Nachsatz schon im Hexameter[21]) und nimmt noch den folgenden Pentameter ein; doch kann dieser auch getheilt sein[22]):

> Aurea nunc vere sunt saecula: plurimus auro
> Venit honos, auro conciliatur amor;

ebenso wie der Vordersatz selbst[23]):

> Hos aliquis, tremula dum captat arundine pisces,
> Vidit et inceptum dextra reliquit opus.

Bis jetzt sahen wir, wie ein Gedanke durch eine Zweitheilung, *διχοτομία*, entweder so zerlegt wird, daß ein gleicher Vor- und Nachsatz, wie ich der Kürze wegen sagen will, oder ein einfacher Vor- und getheilter Nachsatz und umgekehrt, entstehe; Ovid geht aber noch weiter, indem er sowol Vorder- als Nachsatz aus je zwei Theilen bestehen läßt, was in Gegensätzen besonders einen schönen Eindruck macht[24]):

> Aeacidae Chiron, ego sum praeceptor Amoris;
> Saevus uterque puer: natus uterque Dea,

hier bestehen Pentameter und Hexameter für sich; es kann aber auch der Sinn des Pentameters im Hexameter beginnen[25]), was jedoch, wie alle ähnliche, die seltenere Form ist, weil sie eine Heftigkeit, ja Zerrissenheit in den Vers bringt, welche dem Distichon, wie es in der Ars sein soll, nicht zusagt. Es ist dies aber noch nicht die größte Theilung, sondern Ovid läßt den Hexameter auch aus drei, vier Theilen bestehen, den Pentameter dann aus wenigern[26]):

> Quod rogat illa, timet; quod non rogat, optat, ut instes;
> Insequere, et voti postmodo compos eris.

13) Art. am. I, 620, 702. III, 71. 273. Vergl. Wackernagel, Gesch. des teutsch. Hexam. und Pent. S. X. Ich habe diesen Punkt hier nur berührt, wie es komme, daß er bei Ovid selten, cf. infr. not. 76. p. 72. 14) Amor. III, 1, 8. 15) Art. am. I, 173, 254, 248, 652, 646. II, 522. 16) *Dissen.* ad *Tibull.* Proll. p. CXVIII. T. I, daß diese meine Untersuchungen sowol Unterredungen mit Dissen als auch den Werken dieses Gelehrten ihren Ursprung verdanken, ist zu erwähnen für mich Pflicht der Dankbarkeit.

17) Art. am. I, 43, 245, 257, 319, 331. II, 353. 18) Ibid. I, 13, 201, 205, 277. 19) Ibid. I, 165, 215, 229, 341. 20) Ibid. I, 253, 325, 351, 543, 635, 647, 653. II, 73. 21) II, 429, 493. III, 167, 175. 22) Ibid. II, 277, 413. 23) Ibid. II, 77, 121, 173, 335, 337, 399. 24) Ibid. I, 17, 275, 323, 445, 477. II, 281, 291. 25) Ibid. II, 171. 26) Ibid. I, 485.

Alle diese Formen entstehen, wie gesagt, nur dadurch, daß der Gedanke in zwei Theile zerlegt wird. Ovid zerlegt ihn aber auch in drei, sodaß entweder Aufzählungen oder ein Vordersatz mit zwei Nachsätzen, zwei Vordersätze mit einem Nachsatze sich bilden; es kann hier der Hexameter auch streng vom Pentameter geschieden[27] sein; doch ist das Gewöhnlichere, daß der zweite Theil in den Pentameter übergeht[28]), so:

> Byblida quid referam, vetito quae fratris amore
> Arsit, et est laqueo fortiter ulta nefas?

Es erlaubt aber diese Form auch Modificationen, indem einzelne Theile wieder getheilt werden können[29]), wie:

> Cum surgit, surges: donec sedet illa, sedebis:
> Arbitrio dominae tempora perde tuae,

wo darin auch die Schönheit besteht, daß, wie bei Ovid öfter[30]), der Pentameter eine allgemeine Sentenz enthält. Tibull hat übrigens von diesen zuletzt erwähnten Fällen nur sehr selten Beispiele; Ovid hat sogar in vier Theile das Distichon getheilt und dann gern bei dem Ende des Hexameters einen Halt[31]):

> Illam respicias, illam mirere licebit;
> Multa supercilio, multa loquare notis.

Doch geht der Sinn öfter auch in den Pentameter über[32]). Schon hieraus dürfte erhellen, worin die Eigenthümlichkeit des Ovidischen Styls bestehe, nämlich in diesen zerschnittenen und zerhackten Perioden, wie schon von Dissen bemerkt worden[33]); dadurch unterscheidet sich unser Dichter am schärfsten und eigenthümlichsten nicht allein von Tibull und Properz, sondern auch von den Hellenen, die in dieser Art nichts haben. Ehe ich aber weitere Folgerungen hieraus ziehe, komme ich auf die obige Bemerkung zurück, daß Distichen nicht allein durch solche Theilung gebaut werden, sondern auch, um die elegische Breite herauszubringen, durch Wiederholung des Gedankens des Hexameters im Pentameter[34]), so:

> Nos Venerem tutam concessaque furta canemus,
> Inque meo nullum carmine crimen erit.

Es ist dies jedoch bei Ovid seltener, als bei Tibull, da er dazu zu unruhig ist; daher auch die von Properz so geliebte Form[35]), wornach ein zum Hexameter gehöriges Substantiv in die erste Stelle des Pentameters tritt, dessen übrigen Theil dann ein Epitheton dieses substant. einnimmt, bei Ovid sich selten findet[36]):

> Sed quia cultus adest, nec nostros mansit in annos
> Rusticitas, priscis illa superstes avis.

Ähnlich ist, wenn dies Epitheton im Pentameter durch das Relativ angereiht wird[37]). Ovid aber will Leben, will den Leser vorwärts reißen; doch hat er zuweilen zugelassen, was Properz so liebt, eine Sentenz durch Wiederholung mehrer Distichen durchzuführen[38]). Es zeigt dies wieder in anderer Hinsicht, wie Ovid gut inne hat, was für eine Form zu seinen Darstellungen paßt; wenn diese Formen für ihn aber schon etwas zu Gemessenes haben, so ist natürlich, daß er die ruhigste und erhabenste[39]) sehr selten gebraucht, die nämlich, wo ein einziger Satz das Distichon ausmacht und im Pentameter das verbum am Ende steht[40]), so:

> Quadrupedes inter rapidi certamina cursus
> Depexaeque jubae plausaque colla juvant.

Er sucht daher diese Form durch kleine Kunstgriffe lebhafter zu machen, wie durch eine Frage[41]), durch Einlegung eines Vocativs am Ende des Pentameters[42]), oder in den Anfang des Hexameters[43]), doch im Ganzen bleibt, wie gesagt, diese Form bei Ovid in der Ars eine seltene. Zu allen diesen höchst mannichfaltigen Formen gab nur die Periode Anlaß, welche aus einem ganzen Distichon besteht; sie ist aber nicht die einzige, sondern außer ihr existiren noch zwei Arten, die eine, wo ein Hexameter oder ein Pentameter die Periode ausmacht, wodurch in kürzester und prägnantester Form dem Leser der Gedanke vorgeführt wird, die andere, grade entgegengesetzte, wo mehre Distichen zu einem größern Ganzen verbunden werden. An der erstern kann man sehen, wie genau der Dichter seine Periode dem Charakter des Maßes anpasse; denn es ist Regel: besteht der Hexameter für sich, muß der Pentameter auch für sich bestehen. Nur einmal weicht in der Ars Ovid hiervon ab[44]) und ist dies einer von jenen naevis, von welchen, wie oben bemerkt, Ovid meinte, sie ständen dem Gedichte so übel nicht an. Natürlich gehören nicht hierher die Stellen, wo der Hexameter eine Frage, der Pentameter die Antwort darauf enthält, sie sind ja verbunden. Es paßt diese kurze Form zur Schnelligkeit, Lebhaftigkeit, ist daher hier passend gewählt. Was die andere Form anlangt, so richtet sie sich ganz nach den bisher entwickelten Gesetzen der einfachen Periode; sie ist bald lebhafter, bald ruhiger, darnach bald länger, bald kürzer gebildet, je nachdem es der jedesmalige Sinn verlangt. Beliebt ist besonders die Form, wo zwei Distichen entweder zu einer Vergleichung oder zu einem Gegensatze zusammengefaßt werden[45]), so:

> Ut fugiunt aquilas, timidissima turba, columbae,
> Utque fugit visos agna novella lupos:
> Sic illae timuere viros, sine lege ruentes,
> Constitit in nulla, qui fuit ante color.

Für diese, ebenso wie für die Perioden, welche aus drei und vier Distichen bestehen, gibt es noch besondere Modificationen; darauf werde ich weiter unten wieder zurückkommen. Wir sehen hiernach, daß Ovid die Periode so behandelt hat, daß er mit leichter Mühe für jeden Gedanken eine ganz eigenthümliche Gestalt bilden, jedem also seine eigene, Ovid's Eigenthümlichkeit recht aufprägen konnte; die Mannichfaltigkeit aber hierin

27) Art. am. I, 735. 28) Ibid. I, 283, 301, 371. II, 307, 589, 665. III, 121. 29) Ibid. I, 503. 30) *Werfer.* Act. Phill. Mon. I. p. 538. 31) Art. am. I, 227, 499. 32) Ibid. II, 395. 33) *Dissen.* ad *Tibull.* Proll. p. CXXIV. T. I. 34) Art. am. I, 33, 349. II, 219, 347. 35) *Dissen.* l. c. p. CXXXVIII. 36) Art. am. III, 127, vergl. ibid. 307. 37) Ibid. I, 209. 38) Ibid. I, 25 sq. 275 sq.

39) *Dissen.* l. c. p. CXXII. 40) Art. am. I, 231, 293, 299, 629. II, 5, 55, 285, 331. 41) Ibid. I, 625. 42) Ibid. I, 27. 43) Ibid. I, 171. 44) Ibid. II, 41, denn Art. am. II, 477 ist zu entschuldigen, verwandt sind Art. am. I, 552, 553. 45) Ibid. I, 117, 759. II, 193, 243, 281.

verhütete zugleich, daß das reichere Maß den Leser nicht ermüdete. Zugleich ist, wie das Charakteristische im Ovid besonders in dieser Art der Perioden bestehe, klarer geworden; es erhöht die Lebendigkeit, die Spannung, denn ein Factum, ein Punkt selbständig, scheinbar abgerissen hingestellt, tritt scharf hervor. Um dieses durchzuführen, mußte nun Ovid jeden Gedanken zerlegen und zerspalten, wozu sicher eine ungemeine Phantasie und bedeutende Kraft gehörte; hat er diese nun auch im hohen Grade, so hat er doch zu oft grade dieser Theilungen wegen auf sehr kleine Nebenumstände Rücksicht nehmen, auch ohne Noth eine Sache erst positiv und dann negativ erwähnen müssen, woraus denn und aus Ähnlichem eine Geschwätzigkeit hervorgeht, die ohne Tadel nicht erwähnt werden kann und von der wir bei den Metamorphosen auch Beispiele finden werden. So ist in:

Quid referam Bajas praetextaque litora velis,
Et, *quae de calido sulfure fumat*, aquam?

Der Zusatz im Pentameter zu gewöhnlich [46]) und daher geschwätzig; aus demselben Hange ist auch die so oft getadelte Stelle [47]), wo Procris ausruft:

Hei mihi, conclamat, fixisti pectus amicum
Hic locus a Cephalo vulnera semper habet!

hervorgegangen. Diesen hier beschriebenen Kunststyl hat sich aber der Dichter speciell für die Ars gebildet, man vergleiche nur die Heroiden, und man wird da einen ganz andern Bau der Distichen finden; es ist da Alles weit ruhiger und einfacher; ebenso haben die **Amores** nicht diese Kunst, es wäre bei ihnen, kleinern, individuellern Ganzen, auch aus dieser Schreibweise Schwulst entstanden; die **Ars** aber ist ein großes Ganzes. Es hat also Ovid als classischer Dichter mit großer Überlegung gehandelt und keineswegs sein Werk irgend leichtsinnig, noch unvorbereitet gearbeitet; es ist keine Frage, daß trotz der kleinen Fehler die Form in der **Ars** meisterhaft ist. Aber die Periode hinsichtlich ihrer Form kann dies noch nicht allein beweisen; es fragt sich hier noch, wie der Gedanke in ihr künstlich ausgedrückt sei. Es läßt sich erwarten, daß Ovid, der schon in den Rhetorenschulen mit der Technik des Ausdrucks bekannt geworden, der ferner die **Ars** vorzugsweise auf Ergötzung der Leser berechnet, den dem didaktischen Gedichte so nothwendigen Schmuck seinem Werke zu geben nicht verabsäumt habe; er hat dies auch gethan durch weise Anwendung der *σχήματα*; eigentlich freilich könnte man sagen, nur durch ein einziges. Da von Lebhaftigkeit bisher schon öfter die Rede gewesen, so erwartet man vielleicht, daß die Frage hier eine Rolle spiele, allein man täuscht sich und sieht vielmehr, wie Ovid hier Alles vermeidet, was dem eigentlich elegischen Styl oder dem Epos angehört. Denn obgleich er sie auf verschiedene Weise zuläßt, indem sie bald aus einem Worte, wie **quid**, bald aus einem halben, einem ganzen Hexameter, ja auch aus einem ganzen Distichon besteht, so ist sie doch nicht häufig; damit stimmt, daß selten mehre Fragen auf einander folgen, zuweilen zwei, welche dann in einem Verse stehen [48]), oder jede einen Vers enthalten [49]), auch in einem Distichon ungleich vertheilt stehen [50]), oder aus dem ersten sich in das zweite Distichon ziehen [51]), endlich auch zwei Disticha ausfüllen [52]); lieber aber als dies hat Ovid zwei Fragen so gestellt, daß ein Satz, der nicht fragt, sie trennt, womit er manche schöne Form bewirkt [53]), in diesem Falle läßt er auch nach der Antwort auf eine Frage zwei neue folgen [54]); es wäre, wie gesagt, bei einer andern Behandlung der Ton zu erhaben geworden; wie denn auch in den **Amores** Ovid dem Tibull, Properz, die drei und mehr Fragen auf einander folgen lassen, nicht sehr häufig sich anschließt [55]) in dieser Hinsicht. Ebenso sind auch Interjectionen seltener und ab und an schön mit Fragen gepaart [56]). Es bringt der Dichter hierdurch, wenn auch nicht immer *πάθος*, doch Spannung hervor und irgend eine stärkere Bewegung beim Leser, die ihn anreizt, zum Folgenden zu gelangen. Zu ähnlichem Eindrucke wird ferner die Apostrophe angewandt, *ἀποστροφή*; in ihr liegt jedoch *σεμνότης* und daher wird sie besonders bei wirklich erhabenen Stellen, bei Anreden der Götter und dergleichen, angewandt [57]). Doch kein *σχῆμα* hat Ovid häufiger und eigenthümlicher gebraucht, als das der Wiederholung eines Wortes; kein Dichter hat sie in so mannichfaltiger Gestalt, keiner hat sie aber auch so nöthig gehabt als er. Denn nach der Auseinandersetzung über den Bau der Disticha bedarf es wol keines weitern Belegs, daß Ovid Pronominalverbindungen, Einschieben der Sätze in einander, nicht zusagen konnten, sollte anders nicht aus der Theilung langweilige, schleppende Rede hervorgehen; dazu kam, daß die lateinischen Dichter manche Pronomina so nicht lieben, daß Ovid ferner das Asyndeton liebt; daher Rückbeziehung auf ein Wort, Hindeuten auf das Folgende nicht leicht möglich war. Dies also und das der Wiederholung leicht zu gebende Spitzige, Witzige, Überraschende veranlaßte unsern Dichter, für die **Ars** mit besonderer Sorgfalt diese Figur auszubilden. Daher man denn die *ἀναφορά* oft in Anwendung gebracht sieht; sie kann in jedem Distichon, es mag durch Theilung oder Wiederholung entstanden sein, erscheinen. Sie hat viel Kraft und kann sogar, wie bei Tibull, Virgil. zu sehen, feierliche Erhebung bewirken [58]), dazu braucht sie Ovid in der **Ars** einmal [59]), sonst nimmt er ihr das Erhabene und gibt ihr den Charakter der Schnelle und des Lebens. Wie bewirkt er dies? Einmal durch das *πολύπτωτον* [60]): **quae loca**, *qui* **montes, quaeve ferantur aquae**; geht die *ἀναφορά* drei Disticha hindurch, so stellt er im dritten das zu wiederholende Wort nicht im Anfange, sondern stellt es nach [61]); wie er auch dann meistens thut, wenn er die Figur in drei Versen hat [62]):

46) Art. am. I, 255, 357, 361. 47) Ibid. III, 737. Manso in Nachtr. zu Sulzer a. a. O. 371.

48) Art. am. I, 211. 49) Ibid. III, 437. 50) Ibid. III, 667. 51) Art. amand. III, 209. 52) Ibid. I, 429 sq. 53) Ibid. I, 253, 303, 691. III, 227. 54) Ibid. II, 361. 55) Amor. I, 1, 5—16. II, 10. 11—14. III, 6, 87—90. 56) Art. am. I, 175. III, 227. 57) Ibid. I, 189. III, 40, 183, 410. *Dissen.* ad *Tibull.* I, 2, 35. 58) *Dissen.* ad *Tibull.* Proll. p. CLV. T. I. 59) Art. am. III, 633. 60) Ibid. I, 220. II, 501. 61) Ibid. II, 401. 62) Ibid. I, 541. II, 117, 517. III, 329.

Ecce Mimallonides sparsis in terga capillis,
Ecce leves Satyri, praevia turba dei:
Ebrius *ecce* senex pando Silenus asello
Vix sedet: —

Es kommt auch vor, daß das wiederholte Wort jedesmal im Anfange steht; aber es ist dann ausgenommen in einem Falle [63]) in dem ersten oder im letzten Verse das Wort der *ἀναφορά* zwei Mal gesetzt [64]); durch diese Theilung nämlich verliert die Figur ebenso wie durch die Wiederholung im Pentameter ihre Erhabenheit und wird passend zur Leichtigkeit. Es ist daher das Erhabenste bei Ovid, wenn in zwei auf einander folgenden Distichen die Hexameter mit demselben Worte beginnen [65]):

Illo saepe loco capitur consultus Amori,
Quique aliis cavit, non cavet ipse sibi:
Illo saepe loco desunt sua verba diserto
Resque novae veniunt causaque agenda sua est.

Daran reiht sich die Form, wo in zwei Distichen jeder Vers mit demselben Worte beginnt, in einem aber Theilung ist [66]); ferner die, wo zwei Verse, die unmittelbar auf einander folgen, sie machen [67]); wo sie im Hexameter mit einem andern Worte wie im Pentameter gemacht wird [68]):

Illam respicias, *illam* mirere licebit;
Multa supercilio, *multa* loquare notis.

Diese letzte führt zu der einfachsten, wo ein Vers sie macht [69]): *Vim* passa est Phoebe; *vis* est allata sorori. Auch hier zeigt sich wieder die Verschiedenheit zwischen den Amores und der Ars, da in den erstern weder eine solche Mannichfaltigkeit herrscht, noch passend wäre. Unter den angeführten Stellen sind auch solche, wo diese Figur der Vermeidung von hic, ille wegen zugelassen worden und tritt dadurch das Wort und der Begriff stark hervor [70]). — Ferner gehört hierher die *ἐπανάληψις*, auch *πλοκή*, implicatio genannt, wo ein Anfang wiederholt wird [71]):

Redde meum, clamant spoliatae saepe puellae,
Redde meum, toto voce boante foro.

Ovid hat sich dabei aber wol gehütet, mehr als zwei Worte zu ihr zu gebrauchen [72]), hiermit kann man verbinden die resumptio, auch *ἐπανάληψις* genannt, wo ein oder mehre im Anfange stehende Worte zum Schlusse wiederholt werden; bei Ovid ist es in der Ars selten und er wiederholt auch nicht die Worte in derselben Stellung [73]):

Auspiciis animisque patris, puer, arma movebis,
Et vinces *animis auspiciisque patris*.

Schöne Effecte und heitern Witz bewirkt der Dichter ferner durch die Metathesis [74]): *spectatum veniunt, veniunt spectentur* ut ipsae; weniger wichtig, aber doch dienlich zur Hervorhebung eines Begriffes ist das *παρηγμένον* [75]): et qui spectavit *vulnera*, *vulnus* habet; namentlich in Gegensätzen ist es gut [76]). Seltener ist die erhabenere Form, wo ein gegen das Ende des Hauptsatzes oder Hexameters stehendes Wort statt des relat. im Anfange des Pentameters — cf. supr. n. 6. p. 68. — wiederholt ist [77]):

Nec data profuerint pallentia *philtra* puellis:
Philtra nocent animis vimque furoris habent.

Es thut dies Ovid auch in einem und demselben Verse, was er wegen seiner kleinen Sätze vermag; er ersetzt dadurch, daß er den oben berührten [78]) Parallelism in der Wortstellung nicht so häufig grade der Periode wegen zulassen kann, so [79]): dum sequitur *Bacchas*, *Bacchae* fugiuntque petuntque; namentlich in Appositionen hat er dies gern [80]): ille levi virga — virgam nam forte tenebat — die dadurch auch lebhafter hervortreten; selten ist auch die eigentliche Pallilogie, wo das letzte Wort des Hexameters das erste im Pentameter ist [81]): perfidus ille abiit: quid mihi fiet? ait. Quid mihi fiet? ait. — obgleich streng genommen dies diese Figur nicht ist, welche nur von einem Worte gilt; das wäre zu stark gewesen. — Hieran reiht sich die *ἐπαναδίπλωσις*, inclusio, wo dieselben Worte den Vers anfangen und schließen, oder ganz dieselben im zweiten in umgekehrter Ordnung folgen, wovon schon ein ähnlicher Fall angeführt; es ist dies eigentlich eine Spielerei, wie Simonides, der solche Dinge schon gemacht hat, wohl wußte, es paßt daher in heitere, scherzende Stellen [82]):

Militat omnis amans, et habet sua castra cupido;
Attice, crede mihi, *militat omnis amans*;

eine Stelle, die mal einer schöner machen soll! Genannt muß auch die *ἀνθυποφορὰ* werden [83]); ferner die *ἀναδίπλωσις* [84]), welche, wie die mit verwandte *διακοπή*, selten [85]) erscheint; dann findet sich auch die *διαφορά* [86]), so daß wir sehen, wie nothwendig die repetitio die Figur ist, welche Ovid's Styl bestimmt; ja um nur etwas vollständig zu sein, muß noch erwähnt werden, wie Ovid gern in bald gar nicht, bald etwas veränderter Gestalt dasselbe Verbum sowol in der ersten Stelle des Vorder- und Nachsatzes [87]): *vincuntur* causa Parthi; *vincantur* et armis; als auch in der letzten hat [88]): ut potiare, *roga*; tantum cupit illa *rogari*; ferner steht dasselbe Verbum bald in der Mitte des ersten und am Ende des zweiten [89]), bald in der Mitte des ersten und im Anfange des zweiten Gliedes [90]): quae *voluit* legisse, *volet* rescribere lectis; endlich in beiden in der Mitte [91]). Es ist einleuchtend, welche Masse von Nüancen hierdurch mit Leichtigkeit dar-

63) Art. am. I, 541. 64) Ibid. I, 239, 409. 65) Ibid. I, 83. II, 5. 66) Ibid. III, 443, 567. 67) Ibid. I, 437, 450. II, 451. 68) Ibid. I, 499, 551. 69) Ibid. I, 679, 709, 762, 771. II, 204, 385. III, 150, 181; auch Stellen, wie Art. II, 12, 35. III, 249 gehören hierher. 70) Ibid. III, 1, 102, 105. *Jahn.* ad *Virgil.* Aen. I, 552. 71) Art. am. I, 251, 731. III, 215, 449. 72) Ibid. II, 297. III, 63 sind keine Ausnahmen; cf. *Dissen.* ad *Tibull.* I, 3, 4. 73) Art. am. I, 191. 74) Ibid. I, 99.

75) Art. I, 166, 270, 310, 303, 596, 680. II, 30, 37, 509. III, 435, 473. 76) Art. am. I, 195. *Dissen.* ad *Tibull.* IV, 2, 9. 77) Art. am. II, 105. III, 200. 78) Not. 18. p. 69. 79) Art. am. I, 545, 659. II, 233. III, 42. 80) Ibid. I, 113. II, 131, 135. III, 53. 81) Ibid. I, 536. II, 93. 82) Amor. I, 9, 1. Art. am. I, 699. III, 107. *Burmann.* ad Anth. Lat. T. I. p. 558. 83) Art. am. I, 478. II, 521. 84) Ibid. II, 33. 85) Ibid. I, 227, 548. II, 91. 86) Ibid. II, 93. 87) Ibid. I, 201. 478. II, 723. III, 191. 88) Ibid. I, 711. II, 459. 89) Ibid. II, 166. 90) Ibid. I, 481, 576. 91) Ibid. II, 611.

gestellt werden kann, wie zum Sarkasm, zur Ironie, zur Schalkheit dies paßt: der Reiz dieser Wiederholungen kann noch durch den Ton, der auf ihnen ruht, verstärkt werden [92]). Hat demnach Ovid genial zu seinem Zwecke die Sprache behandelt, so ist nichts Auffallendes, wenn manche kurze Wendung, wie die ablat. absol., wie manche Ellipse [93]), als **quid tibi cum calathis!**, dadurch hervorgerufen worden; zugleich hat Ovid durch diese seine Weise manche sehr einfache, fast prosaische Wendung, wie **inde fit, adde, adde quod**, einfließen lassen können [94]); man eilte darüber weg. Diente also die Periode wie die Wiederholung zum Schmucke, so hat sie Einfachheit doch nicht verdrängt. Dagegen hat aber allerdings Ovid auch *σχήματα*, welche lediglich zum Schmücken dienen; so der *συναθροισμός*: er zeigt sich in einzelnen Worten, und wenn man Stellen [95]) wie „**ipsa nemus** *tacito clam* **pede fortis init**“ zu ihm rechnen will, so ist er hier, dann aber besonders in Sätzen, wo viele Facta zusammengedrängt werden, also in Vergleichen, Aufzählungen und Schilderungen [96]). Er spannt und gehört mit zu den Figuren, welche Pathos hervorbringen; sie bringen Kraft, aber Kraft macht allein noch keine kunstvolle Rede, da auch Lieblichkeit von dieser verlangt wird; zu dieser dient nun besonders die **variatio**; es muß nämlich in den Constructionen, wie in den einzelnen Ausdrücken Abwechselung stattfinden; dahin gehört der Übergang von der **oratio indirecta** zur **directa**; *μετάβασις ἀπὸ τοῦ διηγηματικοῦ εἰς τὸ μιμητικὸν γένος*, der sehr schön [97]):

> Sit gracilis, macie quae male viva sua est
> *Dic* habilem, quaecunque brevis; quae turgida, plenam;

ähnlich [98]): **Conveniat** *maribus*, **ne quam** *nos* **ante** *rogemus*; so werden auch andere angefangene Constructionen verlassen und es wird in andere übergegangen, der gewöhnliche und nach dem Vorhergegangenen erwartete Ausdruck vertauscht mit einem andern [99]): *aucupibus* **noti frutices**, *qui sustinet hamos* | **novit** —; ebenso wechseln auf leichte, nette Weise die **modi** [1]), der Plural mit dem Singular [2]), natürlich auch immer in Übereinstimmung mit dem Sinne. Wie dies nun in den Distichen und kleinen Sätzen geschieht, so herrscht diese **variatio** auch in den größern Perioden, auf die wir jetzt zurückkommen. Daß Ovid große Perioden wenig haben konnte, ist bereits oben bemerkt. Ovid faßte die Worte scharf, weil er für andere, sie näher bestimmende, keinen Platz hatte; es ist ihm daher des Ganzen wegen darum zu thun, jedes Einzelne in der bezeichnendsten Form darzustellen, zugleich aber auch poetisch, wozu ihm die Theilungen auch helfen. Seine kleinen Sätze stellt er, wenn nicht grade ein besonderer Zweck dagegen, *ἀσυνδέτως* neben einander, sodaß der Leser den Zusammenhang selbst finden muß; daher denn das häufige Asyndeton, dessen Kraft der Dichter genau kennt und daher auch vermeidet, wo es nicht paßt [3]): **i nunc** *et* **dubita ferre, quod ille tulit.** Vereinigt Ovid diese Sätzlein in eine Periode, welche mehre Distichen umfaßt, so tritt in ihnen die **variatio** stark hervor; die gewöhnlichern der größern Perioden umfassen zwei Distichen und sind im ersten Buche der **Ars** z. B. 39 von ihnen; sie sind, wie die kleinern, in sich selbst lose verbunden und meistens so componirt, daß mit dem Ende des ersten Distichon ein Halt entsteht; daher denn das erste Distichon sich zum Vorder-, das zweite zum Nachsatze gestaltet [4]):

> Dum loquitur tangitque manum poscitque libellum
> Et quaerit posito pignore, vincat uter;
> Saucius ingemuit telumque volatile sensit,
> Et pars spectati muneris ipse fuit.

Es bringt dies Leben hervor, da das zweite Distichon leicht etwas Hebendes, Aufspringendes bekommt. Natürlich hat der Dichter noch andere Formen für diese Sätze, so wird dem ersten Distichon ein zweites nur zur weitern Ausführung beigegeben [5]) und dabei die die Art der Verbindung bezeichnenden Partikeln weggelassen; ferner, und das ist das Gewöhnlichste, wird in ihnen aufgezählt und zwar entweder so, daß jedes Distichon einen Punkt, ein Factum [6]), oder jeder Vers ein oder mehre Data enthält [7]), Nüancen davon sind auch vorhanden [8]). Bei diesen Formen gibt es für das Ganze keinen besondern Schluß und sie erscheinen daher als die losern; dieser kann aber auch beigegeben werden, sodaß alsdann durch drei Verse aufgezählt, und im vierten geschlossen wird [9]), oder es steht ein Satz voran, zu dessen Bestätigung eine Aufzählung in drei Versen folgt [10]); wie lang dieser Satz aber sei, ist einerlei [11]). Man sieht also auch hier wieder die Mannichfaltigkeit der Formen, zugleich ferner, wie sie mit dem Ganzen stimmen; daher denn kein Wunder, wenn die seltenern, noch größern Perioden nach denselben Principien angeordnet sind. Ihrer sind aber ebenfalls nur wenige, im ersten Buche z. B. sind nur zwei von vier, eine von sechs Distichen, einige von dreien [12]); sie bieten, genau betrachtet, sehr schöne Formen dar und zeigen, wie Ovid, es mag die Periode aus einem, sie mag aus zwölf Versen bestehen, seinen Grundsätzen treu bleibt. Diese Bemerkungen sind hier aber eingeschaltet, um die **variatio** an ihnen zu zeigen, denn da Aufzählungen an und für sich einfach sind, so ist schwer, sie, wenn sie in Masse auftreten, so zu behandeln, daß sie der poetischen Dar-

92) *Lachmann.* ad *Propert.* II, 3, 43. *Schmidt.* ad *Juv.* Sat. sel. p. 209. 93) Art. am. I, 693. *Schmidt.* ad *Hor.* Ep. I, 5, 12. 94) Art. am. I, 769, für andere Schriftsteller zum Vergleiche cf. *Wagner.* ad Eleg. ad Messal. praef. p. XII. *Jahn.* ad *Virg.* p. 397. ad *Hor.* p. 226. *Schmidt.* ad *Juven.* Sat. s. p. 209. 95) Art. am. III, 712. 96) Ibid. I, 129. II, 199. 97) Ibid. II, 660. III, 389. *Mitscherl.* ad *Hor.* Carm. II, 19, 17. *Dissen.* ad *Tibull.* I, 5, 21. 98) Art. am. I, 277. 99) Ibid. I, 47, 197. *Jahn.* ad *Virg.* Eclog. VI, 71, ad *Hor.* Serm. I, 5, 26. *Dissen.* Proll. ad *Tibull.* p. CLXII. T. I.

1) Art. am. I, 389. 2) Ibid. I, 31.

3) Art. am. II, 222. *Wunderl.* ad *Tibull.* I, 1, 76. 4) Art. am. I, 31, 117, 167, 197, 219, 383, 387. 529. 565, 603, 647. 5) Art. am. I, 51, 259, 285. 6) Ibid. I, 67, 71, 75, 317, 413, 559, 575, 641, 683, 759. 7) Ibid. I, 239, 471, 545, 551, 723. 8) Ibid. I, 421, 499. 9) Ibid. I, 391. 10) Ibid. I, 121, 449. 11) Ibid. I, 509. 12) Ibid. I, 25, 81, 93, 109, 137, sind Perioden von drei Distichen. Ibid. I, 405, 487, von vier und sechs umfaßt Ibid. I, 513.

stellung keinen Eintrag thun. Warum sie hier nicht schadeten — wir betrachten hier nur die Form — läßt sich aus dem Gesagten schon entwickeln; es kommt nun noch hinzu der Wechsel in den die einzelnen Glieder, Kola, einführenden Worten [13]):

Pars laniat crines, *pars* sine mente sedet,
Altera maesta silet, frustra vocat *altera* matrem,
Haec queritur, stupet *haec*, *haec* manet, *illa* fugit.

Ferner wechseln ab **ut-aut, modo-aut, nec-que-nec-neu, et-aut** [14]) etc.; wo also stets gegen die Erwartung das Folgende eingeleitet wird. Es läßt sich hier noch auf eine Eigenthümlichkeit Ovid's, die auch aus der Art seiner Periode hervorgegangen ist, aufmerksam machen; nämlich wegen der kurzen, lose neben einander gereihten Sätze macht er von den Partikeln einen auf den ersten Blick oft sehr auffallenden Gebrauch; man beachte z. B. **et**, welches — man entschuldige mit unserer Kürze die unwissenschaftliche Sprache — für **id est, nam, et sane, et tamen, et item, adeo, ut**, ferner in der Indignation steht; es ist aber dabei der Partikel nie Gewalt geschehen und es erklärt sich ihre Bedeutung, wie von andern öfter auch Hand [15]) bemerkt hat, aus ihrer Grundbedeutung und Natur; damit ersetzt Ovid das Fehlen mancher Mittel zur Füllung und Verschönerung der Periode, wie daß bei ihm als zu erhaben sehr selten der Pentameter das das Distichon bestimmende Hauptwort enthält [16]). — Wie die **variatio** vorzugsweise zum Schmucke dient, natürlich aber auch dem Sinne stets angemessen ist, so auch die Epitheta, von denen für die Gefälligkeit, das Einschmeichelnde der Rede viel gewonnen werden kann. Daß Ovid dies verstehe, kann man schon aus dem oben gegebenen Beispiele abnehmen; wie er aber auch hier mit Überlegung handele, möge noch ein Beispiel beweisen; nämlich er sagt [17]): „**sed tu praecipue** *curvis* **venare** *theatris*;“ bald darauf aber [18]): „**tunc neque** *marmoreo* **pendebant vela** *theatro*; warum das Epitheton verändert? Weil in der ersten Stelle der Dichter der Phantasie nur Stoff zu einem Bilde geben will, setzt er ein Epitheton, welches das Theater als Ort bezeichnet; aber in dem andern Falle soll die jetzige Pracht der Einfachheit der alten Zeit entgegengesetzt werden; es sind also die Epitheta keine **perpetua**, sondern sie gehen aus dem jedesmaligen Zusammenhange hervor und es lassen sich stets die Gründe nachweisen, die, wie z. B. in **lentum aurum** [19]), den Dichter [20]) bestimmt haben. Daher hat Ovid auch keinen Schwulst, der nur gar zu oft aus unklarem Denken, wie bei Euripides öfter, hervorgeht; dies hat er auch dadurch gezeigt, daß er wenig Umschreibungen in der **Ars** hat; es sind noch dazu meistens **circumlocutiones** für Götter, Göttinnen, Heroen, auch Dichter [21]), mit einem Worte, für Personen, die stark hervortreten mußten; er läßt sie dann auch bei Dingen zu [22]), die poetisch bei ihrem wahren Namen nicht gut benannt werden konnten. Da Ovid diese also für diese Poesie als nicht besonders paßlich erachtete, so ist begreiflich, warum er sich der Personificationen enthält [23]); dagegen schöne Tropen hat er viel; ebenso ist er Meister in Vergleichen; in ihnen zeigt er besonders glänzend seine Phantasie und Fülle, und seine Periode war auch für sie wie gemacht, da sich in die kleinen Sätze und an diese ein Distichon, ein Vers mit einem Vergleiche gar zu leicht bringen ließ. Hierdurch wie durch eigene Gedankenfülle ist Ovid aber zuweilen verleitet worden, das gehörige Maß zu überschreiten [24]) und für Sachen eine Menge Vergleiche beizubringen, bei denen vielleicht gar keiner nöthig war, so wenn er zeigt [25]): daß die Zeit auch das sprödeste Mädchen besiege, daß zur Versöhnung zweier erzürnter Liebenden eine genußreiche Nacht das beste Mittel sei. Es wurde dem guten Ovid schwer, einen hübschen Vers wegzustreichen. Manso hat ihm das sehr verdacht; bringt es übrigens auch eine unnöthige Hemmung in die Entwickelung, Geschwätzigkeit ist es eben nicht; auch will Ovid den Gedanken, den er gehabt, nicht zu Tode jagen, er hatte ja Gedanken genug!

Also einen ganz bestimmten Kunststyl hat sich für seine **Ars amandi** mit genauer Überlegung und seiner Individualität gemäß Ovid glücklich gebildet, diesen bei allen Wendungen in allen Theilen des Gedichtes festgehalten und dadurch seinem Werke überall seine Eigenthümlichkeit aufgeprägt, es zu einem wahrhaft originellen gemacht. Ist er bloßer Nachahmer? In jedem Satz erkennt man an der unnachahmlichen Klarheit und Leichtigkeit der Rede, an dem dem Ganzen wie dem Einzelnen angemessenen, mit Geschmack und Takt gewählten und vertheilten Schmucke den Ovid; jeder im Satze enthaltene Gedanke ist schön und passend und hält die Mitte, wie er muß, zwischen denen des Lehrgedichts und der Elegie; selbst da, wo er — es ist nur einmal der Fall [26]) — zu tief in die Geheimnisse des sinnlichen Liebesgenusses eindringt, kann man eine schöne Darstellung nicht verkennen; die Schönheit liegt hier in der deutlich hervortretenden Mäßigung. Ovid erwähnt, so viel anging, ohne Schmuck der Sache, läßt sie selbst reden und erscheint dadurch, ich will es auf die Gefahr hin misverstanden zu werden, nur sagen, in Behandlung der unkeuschesten Sache als keusch. Die Gedanken ziehen ferner durch ihre Mannichfaltigkeit an; Lehren wechseln mit Vergleichen, und es sind letztere deshalb so nöthig, weil sie wie die Mythen zum Beweise für die Wahrheit der Lehre dienen; wir finden Betrachtungen über die Lehren, Ermahnungen, Warnungen und Aufmunterungen, welche, wie schon angedeutet, oft die Person des Dichters mit in die Sache selbst hineinziehen, es gehörte zur Form, daß der Dichter, als aus eigener Erfahrung sprechend, Dinge berührte und erhalten sie oft dadurch

13) Art. am. I, 67, 71, 93, 122, 317. III, 135. 14) *Dissen.* Proll. ad *Tibull.* p. CLXVI. T. I. 15) *Hand.* Tursellin. T. I. p. 47. II. p. 217. 16) Art. am. III, 38, 40, 70. 17) Ibid. I, 89. 18) Ibid. I, 103. 19) Ibid. III, 123. 20) *Dissen.* ad *Tibull.* Proll. p. CLXIX. T. I. 21) Art. am. I, 60, 77, II, 217, 419, 644. III, 106, 326, 330.

22) Art. am. II, 422. 23) Ibid. III, 23, 582. 24) Scharf tadelt den Dichter deshalb Manso in Nachtr. zu Sulzer's Theor. der Künste. III. S. 366. 25) Art. am. II, 471, 481. 26) Ibid. III. fin.

erst recht ihren Reiz, indem dieser Kunstgriff Heiterkeit, Gemüthlichkeit hervorbringt. Wir haben ferner oben bemerkt, wie der Dichter das Leben selbst schildert; ist nicht sehr natürlich, daß gelegentlich dabei der Dichter auch auf bestimmte Facta anspielte? Der Römer wußte außerdem freilich aus seinem eigenen Leben schon Belege für einzelne, auch wol viele im Gedichte angegebene Sätze; Überraschung erregen mußte aber eine Anspielung auf ein allgemeines Factum; beides erhöhte das Interesse, was man an der Ars nahm, ungemein. Damit ist eine andere Art von Anspielungen, gewöhnlich Nachahmungen, Plagiate genannt, nahe verwandt. An jedem Orte, wo ein mit der Literatur bekanntes und ihr ergebenes Publicum sich findet, mußte die Sitte entstehen, auf bekannte Stellen von Dichtern in Gedichten anzuspielen, nicht grade immer, um mit diesen bekannten Stellen zu wetteifern, sondern weil eben durch ihr Bekanntsein mit solchen Stellen leicht witzige, heitere, wenigstens ganz bestimmte Gedanken verbunden wurden, bezog man sich auf sie und erweckte dadurch für kundige Leser — und nur für solche schreibt der Dichter — einen neuen Reiz. So die Komiker Athens; Aristophanes nahm Verse aus Eupolis, Kratinus, diese aus ihm [27]), aber nicht, weil sie nichts Besseres wußten, sondern weil mit diesen Versen irgend ein bestimmter, zu ihren Zwecken passender Sinn verbunden war, den sie auf keine andere Weise so witzig auszudrücken vermochten. Wir wissen aus Seneca [28]), daß Ovid dergleichen liebte; er thut dies auf mancherlei Weise. Eine Art ist, wo er auf die ganze Behandlung eines Gegenstandes bei einem Andern durch Anspielung auf einen berühmten Vers oder Punkt daraus Rücksicht nimmt, so auf Virgil's Amaryllis [29]); ähnlich ist, wenn der Stoff einer Erzählung als aus einer bestimmten, bekannten Stelle genommen bezeichnet und zur Vergleichung mit dieser dadurch aufgefodert wird, so im Ovid die Erzählung von dem Ertappen des Mars und der Venus durch Vulkan [30]); der Reiz entsteht grade durch das Vergleichen Ovid's mit Homer, und ersterer zeigt da recht deutlich seine Gewandtheit; ferner kommen vor Anspielungen auf Sentenzen und kleinere Züge, im Ovid soll man z. B. bei Versen über die Vergänglichkeit der Schönheit an Virgil'sche denken [31]). Daß er Milanion's so erwähnt, wie er seiner erwähnt, ist nur geschehen, um an Properz [32]) zu erinnern; schön bezieht er sich auch auf Lucrez [33]). Einzelne Verse endlich erlaubten dies auch, es ist oben Erwähnung des von Ovid über Verse des Varro Atacinus gefällten Urtheils geschehen; diese Verse waren ohne Zweifel sehr bekannt und daher spielt noch später Ovid auf sie an [34]). Noch drei Beispiele, welche die Sache in ein recht klares Licht setzen, will ich anführen: bekannt war Ennius' Beschreibung vom Laufe des Pferdes, sie trägt Ovid auf den ihm so merkwürdigen Gang des Pferdes auf dem Eise über [35]); grade durch diese Nachahmung und Anspielung wird die Stelle erst recht schön. Bekannt waren ferner in Rom die Verse Virgil's, die er, wie mir wahrscheinlich, bei einer Recitation der Äneis vorangeschickt [36]); der von Ovid so häufig gebrauchte Anfang **ille ego** bekommt in vielen Stellen dadurch erst seine gehörige Färbung und wahre Bedeutung [37]). Endlich zeigt den Eindruck, den eine solche Anspielung machen soll, uns recht deutlich, das schöne Distichon im Klaggesange auf Tibull's Tod [38]):

Cui Nemesis „Quid ait," tibi sunt mea damna dolori?
Me tenuit moriens deficiente manu.

wo der Pentameter aus Tibull genommen; einen ähnlichen vortrefflichen Effect müssen alle diese Anspielungen gemacht haben. Alle andere sogenannte Nachahmungen sind keine, da sie als solche nie bewiesen werden können und überhaupt der ihnen zu Grunde liegende Gedanke ein völlig unklarer ist; mit für uns nöthigen Parallelen können sie nicht belegt werden. Haben aber sonst die guten Dichter Ähnlichkeiten, so liegt es im gleichen Stoffe, in Zufälligkeiten, der gute Dichter drückt jedoch jedem Worte sein Gepräge auf, und nachzuweisen, worin sich dies zeige, ist die Aufgabe des guten Interpreten. Wenn wir nach der gewöhnlichen Weise [39]) verfahren wollten, so könnten wir mit leichter Mühe zeigen, wie Ovid keinen einzigen eigenen Gedanken in seinem Leben gehabt, es gehörte aber auch nur ein Pack vorhomerischer Epen dazu, um den ehrlichen Altvater Homer zu dem schamlosesten Spitzbuben zu machen, er bliebe aber trotz dem wie Ovid ein geborener Meister der Poesie. Doch genug hiervon, wir sahen, auch Anspielungen fesseln in der Ars auf schöne Weise die Aufmerksamkeit des Lesers, und werden vom Dichter bald zur Erregung von ernstern, bald zu der von heitern Gefühlen gebraucht; diese letztern stimmen am besten zu der im Ganzen so heiter behandelten Ars. Sie stimmt daher mit den Amores hinsichtlich der Gedanken in vieler Beziehung, nur daß in vielen Punkten eine Zartheit hervortritt, die früher, wo der Dichter speciellere Fälle zu beschreiben hatte, nicht erscheinen konnte. Diese Zartheit hat eine Behandlung in Manchem herbeigeführt, welche von Neuem wieder zeigt, wie Ovid ganz der neuen Zeit angehört und von den eben vorhergegangenen Dichtern sich

27) *Meier.* ind. lectt. Un. Halens. 1832; auf Alles in dieser Abhandlung Angegebene findet meine Ansicht natürlich nicht Anwendung. 28) *Senec.* Suasor. III. fin. p. 25. Bip., hoc — das Anspielen — autem dicebat Gallio, Nasoni suo valde placuisse, itaque fecisse, quod in multis aliis versibus Virgilius fecerat, non surripiendi causa, sed palam imitandi, hoc animo, ut vellet agnosci. 29) Art. am. II, 267. *Virg.* Eclog. II, 52, man muß hierbei auch bedenken, wie viel die Alten auswendig wußten. 30) Art. am. II, 506. *Hom.* Odyss. VIII, 266. 31) Art. am. II, 115. *Virg.* Eclog. II, 17. 32) Art. am. II, 187. *Propert.* I, 1, 11. 33) *Ovid.* Fast. IV, 94. *Lucret.* I, 12. Döderlein, Lat. Syn. III. S. 162.

34) *Ovid.* Trist. I, 3, 27. 35) Ibid. III, 10, 32. *Enn.* Ann. VI, 12. XVII, 12. *Spang.*, add. *Ovid.* Art. am. I, 546. *Virg.* Aen. VIII, 596. 36) Ille ego, qui quondam etc. 37) Art. am. II, 451. Trist. IV, 10, 1. Ep. ex Pont. I, 2, 35, 131 sq., IV, 3, 11 sq. Dies scheint für die Echtheit der Virgil'schen Verse zu entscheiden, sie gehören also nicht zur Äneis, konnten aber paßlich davor gesetzt werden; dies vereinigt die streitenden Ansichten, vergl. Graser in d. hall. Lit.-Zeit. 1835. Nr. 186 fg. 38) *Ovid.* Am. III, 6, 58. *Tibull.* I, 1, 60. 39) G. *Valck.* ad *Eur.* Phoen. 793, 1683. *Pors.* ad *Eur.* Phoen. 512, intt. ad *Eur.* Med. 934 etc.

unterscheidet; ein denkender Römer hätte an ihm in dieser Zeit schon dieselbe Beobachtung machen können, welche Vellejus [40]) an den neuern Historikern gemacht haben muß. Denn da er die Liebe zart behandelt, so spricht er von Manchem verblümt, mit Zurückhaltung, wodurch die Sinnlichkeit des Lesers erregt und seine Phantasie angewiesen wird, viel Üppigeres, als der Dichter sagt, zu denken, mit einem Worte, Ovid ist ab und an in der Ars schlüpfrig [41]), was von keinem Alten vor ihm gesagt werden kann. Es machte das auch die Sorge für die Ergötzung, es ist dies aber eine Schwäche. Eine solche nehmen wir auch noch wahr, wenn wir die Composition im Ganzen betrachten; denn wenn auch ein Stoff im Einzelnen in jeder Hinsicht gut dargestellt ist, so hängt von ihr doch noch bedeutend viel ab und sie entscheidet die Frage, ob das Werk ein Meisterwerk sei oder nicht. Für sie wird auch das Einlegen von Episoden mit Recht verlangt, eine Sache, an der gar mancher Dichter gescheitert ist. Ovid hat sie nicht übersehen, vielmehr mehre sehr schöne eingelegt; so ist vortrefflich die von Cajus' Feldzuge gegen die Parther [42]); die von Dädalus [43]) hat Manso [44]) als zwecklos getadelt, allein der Dichter hat seinen guten Zweck gehabt: er will zeigen, wie einen mit Flügeln versehenen Menschen ein Heros und König nicht unter seine Befehle habe zwingen können, er hingegen, Ovid, wolle den geflügelten Gott Amor fesseln, es ist dabei im Anfange wie am Ende bestimmt die Schwierigkeit des Unternehmens hervorgehoben. Dabei will ich nicht leugnen, daß diese Episode hätte kürzer gefaßt werden können, es fragt sich aber, ob sie viel kürzer in den Charakter des Gedichts gepaßt hätte. Denn diesen bestimmt eine gewisse vom Epos stammende Breite, welche daher stammt, weil es dem Dichter in allem Ernste darum zu thun ist, seine Lehren gehörig zu unterstützen und den Leser von ihrer Wahrheit zu überzeugen; indem dies nun, dem Tone des Lehrgedichts angemessen, hier bei Lehren geschieht, von deren Wahrheit meistens Jeder schon **a priori** überzeugt war, so bringt es Freude, Heiterkeit und Lächeln hervor und paßt also hier trefflich. Zugleich aber gestalten sich diese Behandlungen einzelner Lehren zu einzelnen Massen des Gedichts; sie als solche einzelne Massen betrachtet, können meistens nur gelobt werden. Sie hängen nun durch leichte Übergänge an einander, sind ferner durch einfache, von Lucrez schon gebrauchte Formeln, wie **adde, adde quod etc.** von einander geschieden, aber hängen sie gleich alle an einander, so geht darum noch nicht jeder Theil, wie es doch sein sollte, aus dem andern hervor, sondern ihre Verbindung ist nur eine äußerliche. Ovid konnte nicht, wie wir bei den Metamorphosen noch deutlicher sehen werden, eine umfassendere Idee in ihrem innern Zusammenhange auffassen und aus ihr die einzelnen Scenen und Theile entwickeln, sondern er betrachtet den zu beschreibenden Stoff, zerlegt ihn sich in Theile, die er dann lose wieder an einander reiht; daher gelingt ihm denn auch nie der Schluß, der nicht motivirt eintritt und als ganz willkürlich herbeigeführt dasteht, ein Fehler, den auch Schiller freilich in andern Poesien sich hat zu Schulden kommen lassen [45]); anders ist es in der Ars mit den Anfängen, sie erleichterte die epische Regel, mitten in die Sache einzuführen, sie hat Ovid in ihnen vor Augen gehabt. Was folgt aber hieraus? Daß das Zerspalten und lose Aneinanderreihen der Begriffe, was sich in Ovid's Periodenbaue zeigte, sich ebenso in der Composition des Ganzen darthut, dies also ganz aus dem Geiste des Dichters hervorgegangen ist und das Größte wie das Kleinste durchdringt; es zeigt, wie die ganze Ars aus einem Gusse hervorgegangen, zeigt endlich, wie in dem Kleinsten und in dem Größten des Dichters Geist herrscht und waltet, und Jedem sich aufprägt. War aber auch dies Zerspalten für die Periode vortheilhaft, so war es nachtheilig für das Ganze, und wenn ich auch nicht mit Manso [46]) den zweiten Gesang als eine Wiederholung des ersten und für ganz schlecht geordnet halte (da in ihm die Situation, für welche Regeln gegeben werden, eine ganz andere ist, der Didaktiker ferner nicht streng logisch, sondern poetisch disponirt [47])), so muß doch zugegeben werden, daß die Eintheilung [48]) nicht leicht äußerlicher sein konnte. Die Muse also, welche dem Ovid sonst so hold, hat sich hier für die in der Einleitung [49]) erfahrene und auch später nicht wieder gut gemachte [50]) Zurücksetzung gerächt und dem Ganzen trotz der Trefflichkeit im Einzelnen doch die Schwäche der Zeit aufgedrückt, denn grade hierin, in dem Mangel tiefen Eindringens, zeigt sich die Schwäche des Dichters, zeigt sich, daß er der sinkenden Zeit angehört, sie ist hervorgegangen aus dem Mangel an tief eingehenden Studien und aus dem Streben nach Ergötzung. Ovid schmeichelt, reizt, reißt so mit sich fort, daß man ihn kaum langsam lesen kann, läßt aber immer beim Leser eine Leere des Geistes zurück —

Literatur. Daß diese **Ars amandi** von den Zeitgenossen mit Beifall aufgenommen ward, versteht sich von selbst, der Dichter sagt es uns auch noch ausdrücklich **Remed. amor.** 389; das Urtheil des Vellejus, *Vell. Pat.* II, 36 fin., die Zusammenstellung mit Virgil bei *Martial.* **Ep.** III, 38, 10 bezieht sich mit auf die Ars. Später stand bei Älius Verus Ovid sehr in Ansehen, *Spartian. Ael.*, Ver. Vit. c. 5. ibiq. *Casaub.*, kein Wunder. Es fanden sich in den folgenden sonst so trübseligen Zeiten immer für ihn Liebhaber; so war an Karl des Großen Hofe die Ars gut bekannt (Heeren, Gesch. der classischen Literatur im Mittelalter. I. S. 125), und als später die Liebe anfing eine größere Rolle zu spielen, so ward Ovid von den Schriftstellern, wie z. B. von Abälard (Ramdohr, Venus Uran. III, 2. S. 145) gut benutzt. Daher denn die Ars auch viel abgeschrieben ward, wir kennen (nach *Jahn.* ad *Ovid.* T. II. praef p. XVII) 68 Codd., unter denen ungefähr ein Dutzend gut ist. Add.

40) *Vell. Pat.* I, 17, 2. 41) Art. am. II, 685. 42) Ibid. I, 177. 43) ibid. II, 21 sq. 44) Manso in Sulzer's Theor. der schönen Künste. Nachtr. III. S. 374.

45) A. W. v. Schlegel, Gesammelte Schriften. 46) Manso a. a. O. S. 374. 47) *Heyn.* ad *Virg.* Georg. T. II. p. 264. ed. *Wagn.* 48) Art. am. I, 35. 49) Ibid. I, 25. 50) Ibid. II, 16.

Endlich., Catal. Bibl. Vind. T. I. nr. CXLVII sq. Die Neuern haben verschiedentlich die Ars nachgeahmt, cf. *Fabric.* Bibl. Lat. T. I. p. 445; Ramdohr a. a. O. III, 1 u. 2, aber eine ordentliche Bearbeitung derselben ist noch nicht erschienen; allein ist sie zuerst herausgegeben von Abiegnus (Lips. 1498. 4.), dann selten und auch schlecht. Übersetzt ist sie von Strombeck (Göttingen 1785), vergl. Schweiger, Handb. der Bibl. II, 2. S. 667 fg., *Jahn.* ad *Ovid.* T. I. p. 354. — Beurtheilungen: Manso, Nachtr. zu Sulzer 3. Bd. S. 372. Ramdohr, Venus Ur III, 1. S. 310. Paldam. Röm. Erot. S. 73. *Dunlop.*, Hist. of rom. Liter. T. III. p. 391.

10) **Remediorum amoris liber unus**; ist in einigen codd. in zwei Bücher getheilt und daher auch in einigen alten Ausgaben; da aber Ovid selbst vs. 1 das Werk einen libellus nennt und die besten codd. von dieser Zweitheilung nichts wissen, so haben nach Heinse [51]) die Neuern sie verlassen. Den Ovid die Liebe von Neuem behandeln zu sehen, nimmt Niemanden Wunder, allein ihn mit der Liebe im Kampfe zu erblicken, hat man nach der Ars wol nicht erwartet. Daher Ovid's halber der Stoff schon auffällt, dann ist er auch ganz neu. Um dies Staunen aufzuklären, erfindet der Dichter sehr schön, wie Amor selbst sich über den Titel des Buches gewundert habe, und indem der Dichter diesen nun aufklärt und ihm seine Absicht aus einander setzt, hat er den Leser zugleich mit über die Tendenz des Gedichtes unterrichtet. Nicht gegen die Liebe überhaupt will Ovid kämpfen, sondern nur denen, die ein unwürdiges Joch der Liebe [52]) tragen, will er helfen. Man möchte gern wissen, was für ein Joch der Dichter sich unter einem unwürdigen denke, aber das erfährt man nicht, sondern gleich nach der Anrufung des Phöbus, als des Beschützers der Dichter und Ärzte, geht es ans Lehren. Der Dichter bemerkt zuerst, daß am besten gleich beim Beginne der Leidenschaft diese abzuschütteln sei; es wird dies an verschiedenartigen Beispielen und Vergleichen durchgeführt, sodaß, da bei solcher Kleinigkeit — denn daß diese Lehre sehr schwer auszuführen sei, erwähnt hier der Dichter nicht — solcher Aufwand gemacht worden, man ein sehr großes Gedicht erwartet. Hier ist nun weiter kein Mittel von Nöthen, daher wendet sich der Dichter zu demjenigen, der eine alte tief eingewurzelte Liebe ablegen soll: zwei Fälle werden unterschieden, einmal, wo der Liebende sich von seiner Geliebten entfernen kann, da geht die Heilung schnell; zweitens, wo der Liebende sich aus der Nähe der Geliebten nicht entfernen kann, in Rom also bleiben muß, dieser verlangt mehr Sorgfalt und mit ihm allein beschäftigt sich daher von vs. 291 an der Dichter. Er gibt hier viele Lehren, als da ist, man solle die schlechten Worte des Mädchens in Erinnerung behalten, Alles von ihr ins Schlechte zu drehen suchen; sie auf eine kalte Art behandeln, um die Eine loszuwerden, noch mit einer andern sich einlassen, Einsamkeit vermeiden rc. Alles dies ist in derselben trefflichen Sprache, demselben Maße, Periodenbaue, überhaupt in derselben Technik geschrieben, welche wir bei der Ars betrachtet haben. Es treten freilich auch dieselben Schwächen hervor, wie manchmal spielender, fast fader Witz sich findet [53]), doch geht das so mit durch. Es ist ferner auch dieselbe Auffassung im Ganzen, es ist kein reines Lehrgedicht, sondern, wie der Dichter auch selbst andeutet [54]), mehr elegisch gehalten; natürlich findet sich, wenn auch seltener, Gelehrsamkeit [55]), ferner hübsche Witze, wie der Anruf an den Phöbus [56]), die Benennung des Mars [57]); ferner veranlaßt auch hier die Art, wie der Dichter sich selbst in das Gedicht mit hineinzieht, Heiterkeit [58]), vor Allen sind aber treffliche Schilderungen hervorzuheben, namentlich die des Landlebens [59]), welche dem Dichter so recht von Herzen ging; also schöne Stellen finden wir hier genug. Aber ihr Eindruck wird gar sehr verdorben durch die schlechte Composition des Ganzen. Es zerfällt natürlich auch dies Gedicht in mehre Massen. Betrachten wir sie zuvörderst, so nehmen wir in mehren eine große Gedehntheit wahr, es scheint dem Dichter förmlich darum zu thun, die einzelnen Lehren so auszudehnen, als nur angeht, er hat nämlich eigentlich nur wenige, namentlich im Anfange wird durch Beispiele und Vergleiche der Gedanke stets von Neuem umgewandt, und wenn es auch oft geistreich geschehen, so ist doch eine zu arge Weitläufigkeit [60]) dadurch herbeigeführt; ferner ist Schmuck da, der nicht paßt; daß er z. B. Circe redend einführt [61]), später Amor [62]), ohne daß man darauf vorbereitet würde, endlich die lange Invective gegen seine Neider und Feinde [63]) gehört gar nicht hierher. Daß man auf Reminiscenzen aus der Ars stößt [64]), kann man, da die Gedichte der Zeit nach nicht weit aus einander lagen und der Stoff doch verwandt war, wol ohne Tadel hingehen lassen, aber nicht, daß so gar kein allgemeiner Standpunkt genommen, daß man die Mädchen, die Männer, von denen die Rede ist, gar nicht genauer kennen lernt, in ihr Leben und Treiben gar nicht eingeführt wird, woraus eine gewisse Leere entsteht. Dabei sind nun die einzelnen Lehren selbst von 291 an bunt durch einander geworfen, innerer Zusammenhang fehlt, und auch der äußerliche ist hier so, daß man manchmal sich zur Frage veranlaßt fühlt, wie das hierher komme. Alles dies, sowie eine bei aller Fülle ab und an auftauchende Dürftigkeit, — z. B. der wiederholte Vergleich mit Phyllis [65]) — zwingt, gegen das fast einstimmige Urtheil der Neuern diesem Gedichte eine bei weitem geringere Stelle als der Ars anzuweisen. Es führt mich das zu der Meinung, daß Ovid dies Werk nicht

51) *Heins.* ad *Ovid.* Remed. am. 1, *Burm.* ad Rem. am. 396, wo das zweite Buch begann. 52) Rem. am. 15, 69.

53) Rem. am. 476, von der Bryseis und Chryseis: Est, ait Atrides, illi quam proxima forma, Et si prima sinat syllaba, nomen idem. 54) Rem. am. 395. 55) Ibid. 47 sq. ibiq. intt., ib. 778 coll. *Leutsch.* Theb. cycl. Rell. p. 16. 56) Rem. am. 77. 57) Ibid. 27. 58) Ibid. 311. 59) Ibid. 169. 60) Ibid. 79, 251, 313. 61) Ibid. 273. 62) Ibid. 557. 63) Ibid. 361. 64) Ibid. 55. Art. am. III, 38. Rem. am. 249. Art. am. II, 425. Rem. am. 327. Art. am. II, 659. Rem. am. 634. Art. am. I, 279. 65) Rem. am. 327, 595.

aus eigenem Antriebe geschrieben, sondern durch äußere Umstände zu seiner Fertigung veranlaßt sei, daher er nie mit Liebe daran gearbeitet und deshalb nur das Technische mit seiner Fertigkeit darin vollendet hat.

Literatur. Wir kennen ungefähr 50 Codd., welche die **Remedia amoris** enthalten, unter denen der **Regius primus, Puteanus primus,** die **excerpta Scaligeri** und **excerpta Jureti** die besten sind; *Jahn.* ad *Ovid.* **T. II. praef. p. XVIII**; viel ist aber für die Herstellung des Textes aus ihnen nicht zu nehmen; *Jahn.* **l. c. T. I. p. 487.** Allein sind die **Remedia** nur in der ältesten Zeit herausgegeben, dagegen übersetzt von Strombeck (Braunschweig 1796, wobei auch eine Skizze des Lebens Ovid's ist, neue Aufl. 1829), ferner von Schlüter (Leipzig 1796), von den Engländern, Franzosen &c. Vergl. Schweiger, Handb. der Bibliogr. II. S. 672 fg. — Beurtheilungen: Manso in Nachtr. zu Sulzer's Theor. der schönen Künste. III. S. 340; Bernhardy, Grundr. der röm. Lit. S. 223; *Jahn.* ad *Ovid.* **T. I. p. 487: Argumenti copia et varietate, tractationis facilitate et orationis agilitate et elegantia hoc carmen proxime accedit ad Amorum et Artis Amatoriae libros, ita ut inter praestantissima Ovidii poemata jure haberi possit.** Anderes übergehe ich.

11) **De medicamine faciei.** Ob der Titel in dieser Gestalt der echte sei, will ich nicht behaupten, die Codd. haben meist gar keinen, ein **Vatic. de ornatu faciei,** doch ist der gewählte noch **Art. am. III,** 205 der beste [66]). Es beschreibt das Gedicht, wie Artigkeit bei Mädchen eine Hauptsache sei, wie dies ferner vom Putz, namentlich von einem schön gebildeten Gesichte, auch gelte; was für Mittel dies erhalten, verschaffen können, geht er durch, führt uns also in die tiefsten Geheimnisse der Toilette der Damen. Wie er es ausgeführt, können wir nicht sagen, da das Gedicht sehr verderbt, lückenhaft und unvollständig auf uns gekommen ist [67]), man hat es deshalb dem Ovid absprechen wollen [68]), jedoch scheint dies kein Grund zu unterstützen. Es behandelte dies Gedicht also einen Alexandrinischen Stoff, indem er sehr schwer poetisch darzustellen war, allein da konnte die Kunst Ovid's nur noch in glänzenderm Lichte sich zeigen. Zugleich war der Stoff in der Poesie neu, wenigstens weiß ich kein Gedicht früherer Zeit, worin er behandelt wäre, prosaische Schriften dagegen, aus denen sich Ovid unterrichten konnte, waren vorhanden; erst kürzlich hatte ja der Arzt Heraklides von Tarent, dann Archigenes [69]) von der Kosmetik, die zur Medicin bei den Alten gehörte, gewiß vortrefflich gehandelt, und daß dergleichen nicht selten, zeigt noch die Epitome von Theophanes Nonnos [70]). Manches konnte auch in den oben angeführten Schriften der Elephantis &c. [71]) enthalten sein. Also wo Praxis nicht ausreichte, konnte Ovid immer aus der Theorie Stoff und Belehrung erhalten, an Stoff fehlte es nicht; wie die Behandlung gewesen, läßt sich wegen des Zustandes des Gedichtes, in dem wir es haben, nicht genauer bestimmen.

Literatur. Über die Codd. ist man nicht recht im Klaren und läßt sich daher von einer genauern Vergleichung derselben noch Heil für diese Fragmente erwarten; die besten sind der **Neapolitanus, Mentelianus** und der, aus dem die Ausgabe von Naugerius geflossen, **cf.** *Jahn.* ad *Ovid.* **T. II. praef. p. XVIII.** Herausgegeben ist es nicht allein; für die Erklärung der Sachen ist Böttiger's Sabina ein Hilfsmittel; besonders auch die Schriften älterer Gelehrten über einzelne Gegenstände, wie *Ferrarius,* **De re vestiar.** u. dgl. **Cf.** *Jahn.* ad *Ovid.* **T. I. p. 477.**

Die erotischen Schriften Ovid's sind öfter auch verbunden herausgegeben, so in der ältern Zeit viel die **Ars am.** und die **Remedia am.,** zuerst in Cöln, **4. s. l. e. a.** dann mit Commentar von Merula (**Venet. 1494. Fol.**), welcher oft wiederholt wurde, Schweiger a. a. O. S. 642. Ferner die **Epist. Her., Amor., Ars amand., Remedia am., Trist., Ep. ex Pont., Medic. fac.** und Unechtes, vergl. Schweiger a. a. O. S. 634 fg., zuletzt von Wernsdorf (**Helmst. 1788**). Ebenso hat man auch Übersetzungen, welche mehre dieser Gedichte theils ganz, theils im Auszuge enthalten, letzteres ist der Fall bei der von Gerning (Frankf. a. M. 1815); auch in die andern neuern Sprachen sind sie übersetzt, vergl. Brüggemann's, Paitoni's Werke und Schweiger a. a. O. S. 671 fg.

12) **Metamorphoseon libri XV,** so, nicht **Metamorphoseos,** wie Regius u. A. wollten, ist sowol nach den besten Codd., als auch nach den Citaten der Alten [72]) und der Analogie [73]) mit lateinischen Buchstaben [74]) der Titel zu schreiben. Daß man bei seiner Bestimmung auf die Citate der Spätern nicht mit völliger Sicherheit bauen dürfe, zeigt sich hier von Neuem. Wir finden nun in diesem umfangreichen Werke den Ovid auf einem ganz andern Felde; er hat in ihm einen Theil der Mythen, in denen Verwandlungen vorkamen, in chronologischer Folge von Beginn der Welt an bis zu der Verwandlung des Julius Cäsar in einen Stern zusammengestellt. Betrachten wir nun zuerst den Stoff an und für sich, so ist für Ovid's Verständniß überflüssig, nach dem Entstehen dieser Sagen von Verwandlungen zu fragen; Mellmann [75]) hat dies jedoch gethan und, worin ihm Jahn [76]) gefolgt ist, den Ursprung dieser Sagen in der alten Religion, in Philosophie, Physik, der Naturbeschaffenheit, der alten, poetischen und symbolischen Sprache &c. gesucht, überhaupt, wie es scheint, diese Sagen als eine eigene Classe von Sagen angesehen. Mir jedoch scheint, als wenn alle hierher gehörigen Mythen mit allen andern auf einer und

66) *Heins.* ad Med. fac. 1. *Jahn.* ad *Ovid.* T. I. p. 477. 67) *Jahn.* l. c. 68) *Borrich.* de poet. dissert. I, 21. 69) *Fabric.* B. Gr. T. XII. p. 683. *Triller.* de remediis veterum cosmeticis etc. (Vitemb. 1757.) 70) Herausgegeben von Bernard. 1794. 71) Cf. sup. Murr, Journal zur Kunstgeschichte. 14. Bd. S. 4.

72) *Heins.* ad *Ovid.* Metam. I, 1. 73) *Osann.* Anal. Crit. p. 62. 74) *Weichert.* Poett. Latt. fr. p. 46. 75) *Mellmann,* Commentat. de causs. et auctor. narrationum de mutatis formis. (Lips. 1786.) P. I. 76) *Jahn.* ad *Ovid.* T. II. p. 5.

derselben Stufe stehen müßten, weil sie ja aus derselben Quelle hervorgegangen sind [77]). Die Phantasie der Hellenen hat die ganze Natur zu Personen umgeschaffen, überall eine Verbindung mit ihrem eigenen Leben gefunden und dem ihrer Götter; wie sie den Baum nicht ohne Dryade betrachteten, so stand das Thier mit seinen Eigenthümlichkeiten ihnen viel näher, und früh gewöhnte sich der Grieche, es mit seiner ganzen Art der Weltbetrachtung in engster Verbindung zu sehen. Kurz, diese Mythen von Verwandlungen sind hervorgegangen wie alle andere aus der Art, wie der einfache Naturmensch der Natur gegenübersteht, sie sind daher auch von den alten Dichtern ebenso behandelt wie die andern. Führte der Stoff den Epiker auf eine Sage, worin eine Verwandlung war, so behandelte er ihn der Form nach auf seine Weise: so Homer, Hesiod, so noch später Corinna [78]), die nie Metamorphosen geschrieben, wol aber in lyrischen Gedichten dergleichen Mythen behandelt haben kann und sicher auch behandelt hat. So waren diese Sagen in der ganzen hellenischen Poesie verbreitet, es waren ferner in dieser eine Menge übergangen, die dann die Logographen und andere Sammler beschrieben und verzeichneten; auch sie können eine Menge Localsagen unberührt gelassen haben, sodaß noch der Dichter der Augusteischen Zeit Stoff finden konnte in der griechischen Mythologie, den die Griechen selbst nicht poetisch behandelt besaßen. Als Ovid zu der Fertigung der Metamorphosen sich anschickte, war er in den Mannsjahren, besaß also, veranlaßt auch durch die frühern Poesien, eine nicht geringe Kenntniß von Mythen; daß er aber trotz dem für dies neue Gedicht Studien machen mußte, ist natürlich. Zu umfassend darf man aber schon deshalb diese Studien sich nicht denken, weil neben den Metamorphosen die Fasten den Dichter noch in Anspruch nahmen, daher kann sein, daß er prosaische Werke aus der Alexandrinischen Zeit benutzt hat, welche von Verwandlungen gehandelt, wie des Antigonos *Ἀλλοιώσεις* [79]); ob Kallisthenes [80]) hier genannt werden kann, ist unsicher; wie viele Werke es gab, aus denen man Verwandlungen kennen lernen konnte, sehen wir aus Antoninus Liberalis [81]). Wie aber die Prosaiker der Alexandrinischen Zeit sich zuerst mit diesem Stoffe abgaben, so waren unter den Dichtern auch Alexandriner die Ersten, welche nur solche Mythen zum Stoffe eines ganzen Gedichts wählten: der erste ist [82]) Nikander, Boios [83]) gehört nämlich nicht hierher, ferner Parthenios [84]); wie aber dieser beiden, des Nikander und Parthenios, Metamorphosen eingerichtet gewesen, ist nicht mehr mit Sicherheit zu bestimmen. Die des erstern waren sicher in Hexametern [85]), von denen des letztern ist mir dies ebenfalls des Stoffes wegen wahrscheinlich, die Behandlung ferner war alexandrinisch gelehrt [86]); was aber die Hauptsache betrifft, die Auswahl, welche sie für ihre Metamorphosen aus dem großen Mythenvorrathe getroffen, davon läßt sich nichts sagen. Auch ist hinzuzufügen, daß für einzelne Sagen Ovid ganz specielle Quellen, die ihm Hygin leicht angeben konnte, benutzen konnte; daß aber dazu die *Βουγονία* — so, nicht wie Mellmann und Jahn *Βουνονία*, zu schreiben — des Eumelos gehörte [87]), können wir nicht sagen, weil wir von diesem Gedichte nichts wissen. Ferner hat Ovid auch römische Sagen benutzt, was man bis jetzt ganz übersehen; daß er diese grade jetzt genauer kennen lernte, werden wir unten nachweisen, hier nur so viel, daß dies nicht allein die letzten Bücher, wo von italischen Mythen gehandelt wird, zeigen, sondern auch in hellenische Mythen ist Römisches gekommen. So ist in der Erzählung vom Raube der Proserpina das römisch, daß sie sechs Monate bei dem Gemahle, sechs bei der Mutter bleibt [88]); ferner ist in diesem Theile die sicilische Sage [89]) benutzt, die wir aus Cicero [90]), dem Diodor [91]) meist folgt, kennen, Ovid konnte sie ja aus Sicilien selbst kennen. Ebenso ist auch mit einem Worte zu erwähnen, daß Ovid Tragiker benutzt hat, wie des Euripides Bakchen, Hecuba; alle diese Aufzählungen aber helfen nicht genug zur Kenntniß Ovid's, da die einzelnen Fabeln durchgegangen und in ihnen gezeigt werden müßte, aus wem im Einzelnen Ovid geschöpft, wo er geändert habe; es würde sich dann herausstellen, wie Ovid für eine Erzählung aus einer Sage dies, aus der andern jenes nimmt, wie er also ganz frei die Mythen behandelt; ferner würde sich bestimmt darthun lassen, wo Ovid selbst zugesetzt und Situationen erfunden, man kann auch noch Quellen anführen für das Philosophische, Physische ꝛc., was in Metamorphosen vorkommt, aber wozu? — Ovid hat es in den Metamorphosen mit Göttern und Heroen zu thun; die Thaten und Schicksale dieser verlangen eine andere Darstellung als die leichten Liebesereignisse der Römer. Daher hat er denn hier als Maß den Hexameter gewählt, wodurch auch eine neue Sprache, ein neuer Periodenbau herbeigeführt wurde. Dieser Hexameter ist aber auch nicht der frühere, sondern ist erhabener, würdevoller geworden, wie schon die Prosodie zeigt; in den frühern Gedichten z. B. brauchte er puto als pyrrichius, jetzt aber, in den Metamorphosen und Fasten, nur als Jambus [92]); wenn Ovid in andern hierher gehörigen Dingen kühner ist, so liegt es theils im Vorgange anderer Dichter, theils hat es seine speciellen Entschuldigungen;

---

77) O. Müller, Proleg. zu einer wissensch. Myth. S. 111. Hartung, Religion d. Röm. 1. B. S. 18, 290. 78) Welcker (in *Creuzer.* Melet. II. p. 15), der richtig *Ἑτεροίων* für verderbt erklärt, Koch (ad *Antonin.* Lib. proll. p. XXXI.) widerspricht, *Anton.* Lib. c. X. heißt es im Titel auch nur *Κόριννα*. 79) *Koch.* l. c. p. XXVII. 80) *Jahn.* l. c. p. 10 hält ihn für den Olynthier; das ist nur Muthmaßung, Simonides von Amorgos gehört gar nicht hierher, ebenso ist Theodoros ganz zu streichen und dafür Dorotheos in *Plut.* Parall. p. 311. *Ruald.* zu schreiben, wie *Koch.* l. c. p. XXV schon muthmaßt, er lebt aber nach Ovid, cf. *Ebert.* Sicel. I, 1. p. 89. 81) *Koch.* l. c. 82) *Schneider.* ad *Nic.* Theriac. p. 284. 83) *Koch.* l. c. p. XXIX. *Mellm.* l. c. p. 68, doch kann die Sache noch klarer gemacht werden. 84) *Fabric.* B. Gr. T. IV. p. 308.

85) Die Fragmente bei Schneider, die elegisch, gehören auf keine Weise zu den Metamorphosen. 86) *C. T. Herm.* ad *Lucian.* q. hist. c. op. p. 336. 87) *Mellm.* l. c. p. 61. *Jahn.* l. c. p. 9, vergl. Weichert üb. Apoll. Rhod. S. 191. 88) J. H. Voß z. Hymn. auf d. Ceres. V. 402. S. 114. 89) Voß a. a. O. V. 47. S. 28. 90) *Cicer.* in Verr. IV, 50. 91) *Diodor.* IV, 4. 92) Ramshorn, Latein. Gramm. S. 1044.

so Numa als pyrrichius[93]), nomina propria werden von allen Dichtern frei behandelt. Nicht ohne Härte ist im Latein die Production der Kürze durch die Arsis; daher darf sie streng genommen nur im Epos vorkommen, Ovid[94]) hat sie in unserm Gedichte oft und macht den Vers dadurch stärker, doch hält er diesen Charakter der Stärke nicht überall, wie die nicht seltenen Verse zeigen, wo den Schluß zwei Amphibrachen[95]) machen, dies ist weichlich. Streng ist Ovid hier im Hiatus, den er nur in nomin propr. und in Interjectionen zuläßt, er ist also mehr als Virgil[96]) gegen ihn eingenommen und hat dies darin seinen Grund, daß Ovid's Ohren alles Klaffende zuwider war. Ist demnach der Vers mit Auswahl behandelt und den Sujets gemäß, so mangelt es doch nicht an vielerlei Inconsequenzen in Cäsuren und Anderm, was das Fehlen der Feile — cf. infr. — mit sich gebracht. Übereinstimmend mit dem Verse strebt auch die Sprache darnach, epische Würde hervorzubringen, weshalb sie hier auch in den Formen viel mehr Alterthümliches, Seltenes hat. So liebt Ovid die schön tönenden griechischen Formen[97]) auf os, wie Scorpios, ebenso die alten lateinischen, meist nach Virgil's Vorgange, an dem Ovid überhaupt sich gebildet; nach ihm macht er daher den Fehler Inarime[98]), nach ihm wählt er poetische Formen wie[99]) tricuspide, alterthümlich sagt er fide[1]) für fidei, moriri[2]) für mori, conjugirt potiri[3]) nach der dritten Conjugation, wählt ferner die zusammengezogenen Formen, wie concresse[4]), mollibat[5]) etc. Alte Form ferner ist impete[6]) für impetu, ein altes Wort aber privus[7]); oft gebraucht er auch auf alte Weise Activformen für die der deponentia und umgekehrt. Dasselbe Streben nach Würde zeigt sich nun auch in Constructionen und der Wortverbindung: alterthümlich ist que — que — que; griechischer Gebrauch zeigt sich in dem ablat. von Zeitbestimmungen, wie bello[8]) für tempore belli, wie *καινοῖς τραγῳδοῖς*, im Genitiv wie dum suspicor has quoque somni[9]), in Appositionen, wie[10]) bubo, dirum mortalibus omen, obgleich ganz die Kühnheit der Griechen die Lateiner hierin nicht erreicht haben[11]), im Gebrauche des infinit. in[12]) indigna laedi etc. Wie wir aber schon oben gesehen, daß nicht allein durch Altes und Seltenes, sondern auch durch Neues die Dichter ihrer Sprache neuen Reiz zu geben suchen, so finden wir dies auch hier, nur in größerm Umfange. So bildet Ovid kühner als Virgil nach Vorgang der Griechen Epitheta, welche aber oft sehr nahe an Schwulst hinstreifen; bei ihm ist es freilich noch nicht so arg, wie bei den Spätern, hätte er aber die letzte Feile anlegen können, so wäre auch hier wol Manches geändert, so Oedipodioniae Thebae, Apenninigena Thybris[13]); doch auch andere neue Worte macht er, wie adject. indelebilis[14]), fusilis[15]), papavereus, besonders zusammengesetzte, die zuweilen durch ein Streben nach Effect hervorgebracht sind, wie inattenuatus[16]), dann innubus; inobservatus, bifurcum, trifidus, frugilegus, multifidus; dasselbe gilt von Substantiven, wo renovamen, bimater, neu sind, endlich von Verben, wie praeconsumere, concavare. Daher denn auch nicht auffallen kann, wenn er gebräuchlichen Worten neue Bedeutungen gibt, so ora *colluerant* fontes[17]), ferner copula[18]) für Leitriemen bei den Hunden; ihm eigenthümlich scheint sol ferit cacumina[19]), es verleitet ihn dies aber nicht zu Ungenauigkeiten im Gebrauche der Worte, sondern er bleibt bei seinem frühern Grundsatze, die Worte so scharf als möglich zu fassen, wonach z. B. stipulae demtis adolentur aristis[20]) zu erklären ist, daher er auch in Tropen und Umschreibungen schöne Wendungen hat; neu ist, wenn er dei clypeus[21]) für Sonne sagt. Daß er auch hier durch Figuren auf die richtige Weise die Rede verstärkt und verschönert, durch sie ihr die eigentlich epische Stimmung verschafft, kann nach dem schon Gesagten keinem Zweifel unterliegen; hier treffen wir daher Umschreibungen aller Art[22]), ferner Syllepsen, Hypallagen 2c., aber die Wiederholungen sind hier selten und auch auf ganz andere Weise wie früher behandelt, ein Umstand, der die gänzliche Verschiedenheit von den frühern Gedichten beinahe allein darthun könnte. Damit ist aber nicht gesagt, daß Formen, wie wir sie bei der Ars amandi gesehen, gar nicht hier vorkämen, da ja auch hier bei Appositionen[23]), in der Anaphora[24]), zur Vermeidung prosaischer Pronomina[25]), des Nachdrucks[26]) wegen sich Wiederholungen finden, sondern theils finden sich ganz neue Wendungen, wie die *πλοκή*[27]) in

Et superesse videt de tot modo millibus unum,
Et superesse videt de tot modo millibus unam.

93) *Ovid.* Fast. III, 305, 309. Cf. *Obbar.* ad *Hor.* Epist. I, 10, 26. *Jahn.* ad *Hor.* Carm. III, 4, 9. 94) *Ovid.* Metam. II, 743. *Tibull.* El. I, 10, 14. *Weichert.* Ep. crit. de *Valer. Flacc.* Argon. p. 73. *Baumg.-Crus.* ad *Ovid.* Met. I, 114. 95) *Jahn.* ad *Ovid.* Met. VI, 75. XI, 562. 96) *Jahn.* l. c. IV, 336. *Gier.* Cf. *Wagn.* Quaest. Virg. XI. in Ed. IV. ed. *Virg.* Heyn. T. IV. p. 418. 97) *Ovid.* Metam. II, 83, 196, 219. *Baumg.-Crus.* l. c. XIV, 47. *Wagn.* Q. *Virg.* l. c. p. 390. 98) *Ovid.* Met. XIV, 89. ibiq. *Baumg.-Crus.* 99) *Ovid.* Met. I, 330.

1) *Ovid.* Met. III, 341. ibiq. interpp., VI, 506. *Burm.* ad Anthol. Lat. T. I. p. 703. 2) *Ovid.* Met. XIV, 215. ibiq. *Ciofan.* 3) *Ovid.* Met. XIII, 130. ibiq *Baumg.-Crus.*; ib. X, 166. 4) *Ovid.* Met. VII, 416. *Forbig.* ad *Lucret.* I, 71. 5) *Ovid.* Met. VIII, 199. 6) *Ovid.* Met. III, 79. ibiq. *Bach.* 7) *Ovid.* Met. IX, 20. Döderlein, Lat. Syn. IV. S. 343. 8) *Ovid.* Met. VIII, 19. ibiq. *Burm.* 9) *Ovid.* Met. VII, 646. *Schmidt.* ad *Hor.* Epist. I, 9, 13. 10) *Ovid.* Met. V, 550. ibiq. *Bach.* 11) Bernhardy, Gr. Synt. S. 55. 12) *Ovid.* Met. I, 508.

13) *Ovid.* Met. XV, 429, 432. Platz in Seebode's Arch. für Philol. und Päd. I. S. 435 fg. 14) *Ovid.* Met. XV, 876. *Heins.* ad *Ovid.* Ep. ex Pont. II, 8, 25. 15) Für die folgenden Worte vergl. *Schirach.* Clav. Poet. Class. P. II, er fehlt freilich öfter. So rechnet er hierher festinus, es ist schon bei *Virg.* Aen. IX, 488 2c.; ich kann hier auch geirrt haben. 16) *Ovid.* Met. VIII, 845. 17) *Ovid.* Met. V, 447. 18) *Ovid.* Met. VII, 771. 19) *Ovid.* Met. IX, 93. 20) *Ovid.* Met. I, 492. Döderlein, Lat. Syn. IV. S. 254. 21) *Ovid.* Met. XV, 192. 22) *Ovid.* Met. VIII, 664. XI, 736. *Schmidt.* ad *Juv.* Sat. p. 207. 23) *Ovid.* Met. I, 687. 24) *Ovid.* Met. XI, 539, 551. XIII, 494. *Gierig.* Comm. de Op. Metam. *Ovid.* in ej. *Ovid.* Met. T. I. p. XXXV. 26) *Ovid.* Met. I, 635. II, 758. XIV, 499. XV, 180, 284, 299. *Bach.* ad *Ovid.* Met. I, 141. 27) *Ovid.* Met. I, 325. VIII, 628.

theils treten sie nicht besonders hervor, theils beruhen sie hier auf Nachlässigkeiten[28]). Der Hauptgrund aber ihres Zurücktretens liegt im Mangel der Theilungen der Sätze, welche hier nur ab und an in sehr lebhaften Schilderungen erscheinen[29]), dies brachte der Herameter auch mit sich. Dagegen weiß Ovid hier durch Kürze der Rede oft zu wirken, läßt daher nach Comparativen **quam** mit seinem Worte weg[30]), setzt ferner, um Wichtiges recht hervorzuheben, **sed** allein nach **nec tantum**[31]); läßt Verbindungspartikeln aus, wie **et**, andere, wie **quum**, **quoniam**[32]), aus demselben Streben gehen endlich auch kühne Attractionen[33]) hervor. Ebenso verstärken die Rede auch rascher Wechsel der **tempora**, der **modi**, auch die Wortstellung muß helfen, wie denn **que**[34]), auch **verba**[35]) kühn versetzt werden. Besonderer Reiz liegt aber auch hier in der Wahl der Epitheta; sie sind theils beigegeben, um einen Begriff zu schärfen, wie **miserae querelae**[36]), welche Schönheit Ernesti[37]) ganz verkannte und nur Luxus hier fand, theils enthalten sie aber nothwendige, von Ovid oft spitz in ihnen angedeutete Nebenbestimmungen, so muß man sie oft auf ganz bestimmte, einzelne Umstände beziehen[38]), oft enthalten sie historische Anspielungen[39]), oft auch schärft er sie durch eine Anticipation[40]); daß sie zum malerischen Schmuck dienen in unzähligen Fällen versteht sich von selbst, und nur in Rücksicht auf ein oben berührtes Epitheton und zum Zeichen, wie Ovid stets neu ist[41]), erwähne ich *trepida* **unda**[42]), die von der Gluth zischende und zitternde Welle. Getadelt ist aber der Dichter wegen zu kunstvoller, von der Homerischen Einfachheit abweichender Epitheta, mit Unrecht, wie im Laufe der Zeit die Worte sich abschleifen, so auch ganze Wendungen, *σιδήρεον ἦτορ* kann Homer sagen, Ovid muß schon den Begriff verstärken[43]), weil das einfache Beiwort so oft gebraucht, gar nicht mehr hervortritt; **tempora mutantur**; der Dichter schreibt aber für seine Zeit und ist aus dieser zu beurtheilen. Wie Ovid den Klang der Sprache[44]) zu benutzen weiß, wie sein Witz ihm stets zu Gebote[45]) steht, und er durch dies und Ähnliches die Sprache sich bildet, ihr endlich durch die Periode seinen Stempel aufdrückt, führe ich hier nicht weiter aus; es wird deutlich daraus, wie richtig schon König[46]) gegen die herrschende Vorstellung, Ovid sei Nachahmer, geeifert hat, die Eigenthümlichkeiten würden, wäre das Werk vollendet, noch mehr hervortreten. Denn den Mangel der letzten Feile in ihr haben wir schon öfter erwähnt und würde sie, wenn auch nicht die **versus hypermetri**[47]), nicht die mit Participien auf **ns** ausgehenden Verse[48]), doch gar Manches andere noch hinweggeschafft haben; so finden wir Nachlässigkeiten in der Wortstellung, wie die Verbindung **aque**[49]), ferner in dem Verse[50]): **per me, quod eritque fuitque | Estque patet**; ferner in der häufigen Wiederholung von Präpositionen in einem Satze[51]), in dem Gebrauche des **hic** und **is**[52]); ebenso findet sich auch manche ganz prosaische Wendung, wie[53]): **inque repentinos convivia versa tumultus** *Assimulare* **freto** *possis*, **quod etc.** Alles Dinge, die mit der kleinsten Mühe Ovid würde geändert haben. Sehen wir also an der Sprache einen eigenthümlichen Charakter, der aber noch nicht völlig durchgebildet und vollendet ist, so wird das Urtheil über die jetzt folgenden Dinge sich schon leichter gestalten; es fragt sich jetzt nach der Form und Gestaltung der einzelnen Erzählungen. Die Metamorphosen bestehen aus einzelnen, nicht zusammenhängenden Fabeln, die alle mit einer Verwandlung enden, es sind aber die behandelten nicht alle, die den Alten bekannt waren, sondern aus den vorhandenen hat Ovid die für die Zeit, die poetische Behandlung, die namentlich für ihn selbst paßlichsten ausgewählt; über die meisten gab es, wie sich aus den angegebenen Quellen erklärt, sehr verschiedene Sagen und Formen[54]), sodaß Ovid einen Überfluß an Stoff hatte, ja, man kann mit leichter Mühe seine Quellen und somit seinen Stoff vermehren, wenn man bedenkt, daß er so Manches aus philosophischen Systemen, wie dem Pythagoräischen, dem des Empedokles hat, daß er von Physik und ähnlichen Dingen[55]) spricht, also dergleichen auch studirt haben mußte. Doch denke man sich trotz alle dem die Arbeit nur nicht zu mühsam! Es soll nur die Mannichfaltigkeit des Stoffes damit gezeigt und darnach die Art der Erfindung bestimmt werden. Freilich hat man ihm diese für dies Werk abgesprochen[56]): doch besteht sie hier, wie bei jedem Epiker, in der Art der Behandlnng, in der Auffindung des Punktes, von dem die ganze Behandlung ausgehen mußte. Was nun diese Behandlung betrifft, so mußte sie sehr verschiedenartig sein, da jede Erzählung ihren bestimmten Charakter, ihre Personen, ihr Local rc. hat, daher denn auch Versbau und Sprache bald weicher, bald härter behandelt sind. Natürlich treten diese Massen von Personen in verschiedenen Situationen auf und Ovid hat die Gelegenheit nicht un-

28) *Ovid.* Met. XI, 553. XV, 105. ibiq. *Hotting.* in *Cic.* Eclog. p. 333. 29) *Ovid.* Met. XI, 539. XIII, 211. 30) *Ovid.* Met. I, 182. 31) *Ovid.* Met. I, 137. ibiq. *Bach.* 32) *Bach.* ad *Ovid.* Met. II, 47. *Jahn.* ad *Ovid.* Met. XV, 177. ed. *Gier.* 33) *Bach.* ad *Ovid.* Met. I, 135. 34) *Ovid.* Met. II, 758. 35) *Ovid.* I, 325. VIII, 714. 36) *Ovid.* Met. II, 342. VII, 630. *Burm.* ad *Ovid.* Met. II, 66. *Dissen.* ad *Tibull.* I, 1, 62. 37) Act. Sem. Reg. et Societ. Philol. Lips. T. I. p. 158. 38) *Ovid.* Met. V, 6. 39) *Ovid.* Met. II, 219. 40) *Ovid.* Met. I. 669. 41) Cf. *Wagn.* ad *Virg.* Aen. I, 1. p. 59. ed. *Heyn.* 42) *Ovid.* Met. XII, 279, vgl. **Döderlein**, Lat. Syn. II. S. 202. 43) *Ovid.* Met. IX, 613. *Jahn.* ad *Ovid.* Met. VII, 33. *Dissen.* ad *Tibull.* I, 1, 63. 44) *Ovid.* Met. I, 327. VII, 651. 45) *Ovid.* Met. I, 641. II, 430, 703. V, 546. VI, 385. 46) Opuscul. Lat. p. 139.

47) *Ovid.* Met. IV, 12, 781. VI, 507. *Weichert.* de vers. poet. epic. hyperm. Comm. 1819. *Jahn.* ad *Virg.* Georg. II, 69. 48) *Ovid.* Met. XV, 568, 570. *Burm.* ad *Lotich.* IV, 1, 20. T. I. p. 238. *Wagn.* ad *Virg.* Exc. ad Aen. XII, 612. *Heyn.* 49) **Ramshorn**, Lat. Gramm. S. 808. 50) *Ovid.* Met. I, 517. *Wagn.* ad Eleg. ad Val. Messal. Corv. p. 41 sq. 51) *Ovid.* Met. V, 547. ibiq. *Bach.* 52) *Ovid.* Met. IV, 745. ibiq. *Jahn.* in *Gier.* ed. *Baumg.-Crus.* ad *Ovid.* Met. II, 761. 53) *Ovid.* Met. V, 6. 54) S. z. B. **Osann** über Soph. Ajax. S. 79. 55) Daher Dissertationen, wie Bidermann (in Animal. stud. immane loquendi Comm. 1749), Seydeln (de *ὀρνιθολογίᾳ* Ovidiana Prolegg. 1699) rc. 56) **Manso** in Nachtr. zu **Sulzer's** Theor. rc. III. S. 384. *Gierig.* l. c. p. XXIV. *Bach.* ad *Ovid.* Praef. p. VI.

genutzt hingehen lassen, sich als einen feinen Kenner der menschlichen Leidenschaften zu zeigen [57]), namentlich in Monologen, wie in denen der Myrrha, Medea, aber auch sonst weiß er die Personen in ihrem innern Zustande wahr zu beschreiben. In der Darstellung des Schmerzes der Hekabe um Polyrena und Polydor wetteifert er mit Euripides; er hat wie dieser, einzelne Züge hinzu gedichtet, wie den, daß Hekabe selbst, nicht eine Dienerin, den Leichnam des Polydor findet, wodurch allerdings die Sache affectvoller wird. Die Reden, in denen sie ihren Schmerz ausspricht, sind schön; Ernesti [58]) hat zwar eine getadelt, es scheint, daß ihm die kleinen Perioden misfallen haben, allein sie grade sind hier vortrefflich und natürlich, da der Schmerz nicht lange, gedehnte Perioden verträgt, sich vielmehr in kurzen gewissermaßen aushaucht. Ebenso tadelt derselbe Gelehrte [59]), auf dessen Urtheil Jahn sich viel zu sehr verlassen hat, die Rede der Thisbe, es ist aber ein Schmerz dargestellt, der auf seiner Höhe eine kalte Ruhe zeigt; es ist dieser der Gemüthsstimmung verwandt, in der der Unglückliche über sein Unglück zu lachen vermag. Daß diese Affecte nun hervortreten, dafür sorgt der Dichter und wählt darnach mit den Stoff, er behandelt diesen mit Sorgfalt — einzelne Anachronismen und ähnliche Versehen können kaum angeführt werden [60]) — und sucht ihn auf alle Weise zu heben. So fügt er ihm Personificationen ein [61]), was spannt; ebenso wenig mangelt es an Vergleichen, die häufig mit epischer Breite ausgeführt werden und von da aus zu beurtheilen sind, doch geht er manchmal zu weit, wie wenn er den Polyphem die Galatea loben läßt [62]; grade diese Stelle zeigt aber deutlich, wie vieles in unserm Gedichte nur Entwurf ist. Ovid hat hier nur versuchen wollen, mit wem das Mädchen zu vergleichen sei, für spätere Zeit sich die Auswahl vorbehaltend, es ist daher Unrecht [63]), wenn man nach solchen Stellen das Werk beurtheilen will. Ein anderes Mittel, die Erzählung zu heben, ist Einlegung von Beschreibungen und Episoden, die durch die berührte Sage veranlaßt werden, so handelt er von der Magie, der Pest [64]); bekannt ist die Beschreibung der Deukalionischen Fluth, in ihr hat schon Seneca [65]) Einzelnes getadelt, Anderes die Neuern [66]). So vergleicht C. Müller den Vers: **Omnia pontus erant; deerant quoque littora ponto** mit dem Satze: „das ganze Haus lag in der Aschen; das ganze Haus hatte auch kein Dach." Allein **omnia pontus erant** ist ein so ungewöhnlicher Gedanke, daß er seines Maßlosen wegen einer Erläuterung bedarf, die ihn, da man nur länger bei ihm verweilen muß, zugleich verstärkt. Dagegen ist ein anderer Fehler in diesem Verse; **quoque** nämlich ist ungemein matt, ein Fehler, den Ovid sicher später getilgt haben würde. Einen andern Fehler bemerkt Seneca, indem er den Vers: **Nat lupus inter oves: fulvos vehit unda leones**, tadelt, es paßt, C. Müller mag sagen, was er will, das Bild nicht zur Größe der Schilderung. Noch einen Fehler in dieser Stelle wollen wir hinzufügen; nämlich die Anordnung der Verse von 293 an ist schlecht, namentlich gehören die Schafe und Löwen &c. gar nicht an die Stelle, wo sie stehen; die Ausführung an und für sich, die Ernesti tadelt, ist nicht im Geringsten zu tadeln. Also durch Personificationen, Vergleiche, Beschreibungen, durch Reden, die allerdings bisweilen ein zu rhetorisches Gepräge noch tragen [67]), weiß er die Mythen selbst zu beleben; ihre Form im Ganzen ist aber dadurch noch bedingt [68]), daß sie bald erzählt werden, bald aber von dieser oder von jener Person bei dieser oder bei jener Gelegenheit vorgetragen; ebenso sind sie nicht alle gleich ausführlich behandelt, sondern einzelne ganz kurz berührt, dies trägt auch zur Mannichfaltigkeit und Lebendigkeit bei. Diese war sehr nothwendig, da jede Erzählung, wie man wußte, mit einer Verwandlung schloß, und demnach war es sehr schwer, Spannung sowol hervorzubringen, als auch zu erhalten; Ovid bringt sie aber wie in der **Ars** durch die angegebenen Mittel und die Art der Erfindung, die Art, wie er den Ausgang herbeiführt, glücklich hervor. War er aber auch gut bis zur Verwandlung gekommen, so war eine neue Schwierigkeit zu überwinden, nämlich die Beschreibung der Verwandlung selbst. Es half dabei freilich, daß die eine Person in dies, die andere in jenes verwandelt ward; aber es gehörte eine Ovidische Phantasie und Fülle dazu [69]), so verschiedene und doch schöne Formen für diesen einen, nicht einmal großen Umfang habenden Punkt zu erfinden, wenn auch ab und an ein ähnlicher Gedanke, derselbe Vers [70]) sich findet, so ist das kein Fehler, da das Epos das erlaubt und fast bei allen Dichtern [71]) vorkommt. Ebenso schwierig, vielleicht noch schwieriger, waren die Übergänge; denn Ovid wollte ein zusammenhängendes Gedicht schaffen, allein — cf. infr. — dieser Zusammenhang ist nur ein äußerlicher, er reiht lose neben einander; von diesem Standpunkte aus betrachtet findet man wenig zu schroffe Übergänge, indem er aber in ihnen stets das Folgende vorbereiten will, wird er hier öfter manierirt, wie schon Quintilian [72]) getadelt hat. Diese Form aber, welche das Ganze nun erhielt, war den Alten nicht unangenehm; ähnlich muß sie in Gedichten, wie den Eöen, den Genealogien, deren Form man aus der Theogonie muthmaßen kann, gewesen sein; nur waren diese einfacher. Grade durch diese Form und den großartigen Umfang hat Ovid seine Vorgänger [73]) übertroffen, wenn man aus unserer Kenntniß derselben schließen darf; im Einzelnen jedoch konnten diese den Mythos tiefer gefaßt haben, was Ovid

57) Dusch, Briefe z. Bild. des Geschm. V. S. 306. *Gierig.* l. c. p. XXXIII. 58) *Ovid.* Met. XIII, 493. *Ernest.* l. c. p. 42. 59) *Ovid.* Met. IV, 148. *Ernest.* l. c. p. 43. 60) *Gierig.* l. c. p. XXXV. 61) *Ovid.* Met. II, 760. 62) *Ovid.* Met. XIII, 789. 63) *Ernest.* l. c. p. 79. 64) *Gierig.* l. c. p. XXXIII. *Jahn.* ad *Ovid.* T. II. introd. p. 13, 16, 19, 21. 65) *Senec.* Quaest. Natur. III. c. 27. 66) Müller a. a. O. S. 135. *Ernest.* l. c. p. 105.

67) *Gierig.* l. c. p. XXXII. *Jahn.* l. c. p. 20, doch geht man hier zu weit, nicht die rhetorische Figur an sich ist zu tadeln in der Poesie, nur ihr falscher Gebrauch. 68) *Gierig.* l. c. p. XVIII. 69) *Gierig.* l. c. 70) *Ovid.* Met. VII, 580. coll. VI, 246. Her. III, 118. c. Amor. II, 11, 32. *Jahn.* ad *Virg.* II, 129. Näke und Welcker's rhein. Mus. II. S. 362. 71) *Gierig.* l. c. p. XVII. 72) *Quint.* Inst. Or. IV, 1, 77. 73) *Valcken.* ad *Callim.* Eleg. fr. p. 235.

nicht kann [74]), mochten auch die Vorliebe für das Wunderbare nicht so wie Ovid vortreten [75]) lassen; ebenso hat er vielleicht im Einzelnen nicht stets glücklich gewetteifert mit solchen, die bei Gelegenheit dieselben Stoffe behandelt hatten [76]). Doch muß man immer bedenken, daß die Metamorphosen, wie der Schluß auch deutlich zeigt, ein unvollendetes Werk sind; es ist dies ja wol schon hinlänglich im Vorhergehenden gezeigt, kann aber noch mit einer Menge Stellen belegt werden. Jahn scheint dies gar nicht bedacht zu haben und ist nach meiner Meinung durch Ernesti's auf gar keinen haltbaren Ansichten von Poesie beruhenden Untersuchungen irre geleitet zu keinem festen Urtheile über die Metamorphosen gelangt, wenigstens glaube ich, daß unmöglich wahr sein kann, wenn er sagt [77]): **omnibus enim dicendi artificiis, qua rhetores declamationes instruebant, carmen suum non tam ornavit (sc. Ovidius) quam oneravit, nec solum ubique artis et doctrinae ostentandae et affectandae studium declaravit et omnes ingenii scientiaeque thesauros effudit, sed etiam rerum tumorem, verborum strepitum et omnes sermonis rhetorici lusus et antitheses sectatus, sententias in immensum vel variavit vel acuit vel distendit, omnino nihil praetermisit, quod ad declamatorum artem pertineret!** Unserer Ansicht dagegen ist Baumgarten-Crusius [78]), der darin, daß Ovid viele Stellen so geschrieben haben müsse, wie sie ihm der Augenblick eingegeben, daß er verschiedene Formen eines Gedankens neben einander habe stehen lassen, den Grund der vielen Varianten und Corruptelen findet. Und diese Meinung erhält noch eine Stütze durch die Tendenz des ganzen Gedichts, es ist dies nämlich lediglich auf Ergötzung berechnet. Daraus folgt einmal, daß möglichste Zierlichkeit und Schönheit der Form vom Dichter erstrebt werden mußte, Leichtigkeit ferner und das Fehlen eines jeden das Gefühl des gebildeten Lesers unangenehm afficirenden Ausdrucks; in den Metamorphosen ist dies, obgleich, wie die **Ars** zeigt, der Dichter es gekonnt, sehr häufig nicht geschehen. Es folgt aber nun weiter, daß diesem Zwecke gemäß alles Einzelne behandelt worden sei; es muß also bei Beurtheilung einer Erzählung, einer Form, einer Periode, eines Ausdrucks stets die letzte und die Hauptfrage sein, ob sie dem Zwecke des Ganzen entspreche. Es kann demnach hier nicht auf rein epische Erhabenheit, auf rein lyrische Stimmung Alles vorzugsweise berechnet sein; es kann das zuweilen vorkommen, ein leichter Ton muß aber vorherrschen, damit fällt wieder sehr viel von dem Tadel Ernesti's weg. Es ist daher gar nicht so leicht zu entscheiden, ob die Aufzählung der dem Orpheus zuhörenden Bäume [79]) sehr fehlerhaft sei, da sie vielleicht in nur wenig veränderter Gestalt vortrefflich wäre, Ovid will mit ihr den traurigen Eindruck, den das eben Vorangegangene gemacht, vernichten; diese Aufzählung dazu zu benutzen, ist sicher eine schöne Erfindung. Es ist aber dem Dichter zur Hervorbringung dieser Ergötzung nicht jedes Mittel recht, sondern er hat darüber auch seine Grundsätze. So sollte man nach den frühern Ansichten von Ovid erwarten, daß er keine Gelegenheit, die sinnliche, üppige Liebe zu schildern, werde haben vorübergehen lassen, aber hier in den Metamorphosen findet grade das Gegentheil statt; beim Raube der Proserpina, beim Erblicken der Andromeda durch Perseus, der Verwandlung des Iphis [80]) rc. waren dazu sehr verführerische Gelegenheiten; aber wo dem Dichter die Liebe in die Poesie nicht paßt, da bleibt sie weg, ja am deutlichsten zeigt sich dies wol, wenn man die Behandlung des Mythos, wonach Vulkan den Mars mit der Venus fängt, in der **Ars** und den Metamorphosen [81]) vergleicht. Für diesen Ton, für diese Stimmung des Ganzen hatte Ovid kein Vorbild, er hat ihn sich selbst geschaffen und zwar nach dem Bedürfnisse seines Geistes; nur auf Feldern, die diesem zusagten, versuchte er sich. Und daher verdient er auch hier Lob: so wenig Ovid zum wahren Epos, so wenig zur erhabenen Lyrik er Geschick hatte, so vortrefflich eignete er sich zu den aus beiden gemischten Nebengattungen, sowie er in eine von ihnen gerieth, schuf er etwas Eigenthümliches; er that also, was jeder geniale Dichter thut, oder hat Archilochos den Kallinos, Mimnermos den Archilochos, Solon den Mimnermos nachgeahmt? Nicht im Geringsten; so viel geistvolle Elegiker, so viel Arten Elegien. Einer Nebengattung gehören auch die Metamorphosen an und zwar der epischen Erzählung, nicht dem Lehrgedichte [82]); daß diese Ovid wählte, war ganz in seinem Charakter und erklärt sich hier schon oben Angedeutetes auf das Deutlichste. Ich weiß hier nichts Besseres zu thun, als mich in der Darlegung des Charakters dieser Dichtungsart an die vortreffliche, über alles Lob erhabene Schilderung W. von Humboldt's [83]) so eng als möglich anzuschließen, möchte dies doch auch dazu beitragen, dies von den Philologen so ganz vergessene Buch ihnen in Erinnerung zu bringen! Wer blos erzählt, hat mehr oder weniger nur die Absicht, eine Begebenheit vor die Augen zu stellen, geht aber auf keine Weise darauf aus, auf eine dichterische Weise den Zustand reiner Betrachtung zu wecken; sein Ziel ist also nicht die Höhe der Poesie zu erreichen, den erhabensten Gebrauch von ihr zu machen; es setzt ein solcher Dichter den Leser ganz und gar in die Erzählung und hält ihn in ihrem Kreise gefangen, vermag aber nicht, ihn aus ihr heraus auf einen höhern Standpunkt zu führen. Dem wahrhaft kräftigen Poeten, dem wirklich poetischen Dichter, ist der Beschaffenheit seiner Phantasie wegen dies unmöglich; des erzählenden Dichters Phantasie ist aber in

74) Vergl. **Buttmann**, Mytholog. II. S. 7. 75) *Ovid.* Met. XII, 188. ibiq. *Baumg.-Crus.* 76) Gut ist *J. A. Ernesti*, Erisichthonis Callim. et Ovidian. comparat. (Lips. 1756), dagegen taugt nicht viel *Tolli* Compar. Apollon. et Ovid. in *Berkel.* Diss. sel. Crit. p. 387, cf. *Gierig.* l. c. p. XIII. *Jahn.* l. c. p. 21. 77) *Jahn.* l. c. p. 19. 78) *Baumg.-Crus.* ad *Ovid.* Met. praef. IV. 79) *Ovid.* Met. X, 90. *Ernest.* de luxur. etc. l. c. p. 106.

80) *Ovid.* Met. IV, 675. V, 397. IX, 786, diese Erzählung von Iphis ist auch unvollständig und nicht vollendet. 81) *Ovid.* Art. am. II, 561. Met. IV, 173. 82) **Dusch**, Briefe zur Bildung des Geschmacks. 5. Bd. S. 282, sonst nicht übel. 83) **Humboldt's** ästhetische Versuche. I. S. 245.

dem Augenblicke, wo sie schafft, nicht von der hohen Begeisterung hingerissen, welche des wahren Epikers Geist erfüllt, kann also auch nicht so Hohes, so Erhabenes hervorbringen, erscheint demnach als schwächer, unvollkommner. Demnach kann auch kein erzählendes Gedicht die hohe dichterische Schönheit besitzen, welche mit den ersten Gattungen der Poesie verbunden ist, es kommt dies daher, daß der Verfasser derselben nicht so tief seinen Stoff erfaßt, um eine vollendete Einheit hervorzubringen; deshalb können und sollen erzählende Gedichte das Gemüth blos rühren, ergötzen, überhaupt angenehm beschäftigen; sie sind aber nicht fähig, das Gemüth in den Zustand hoher und reiner sinnlicher Betrachtung zu versetzen, der Rang, den sie sonach in den Erzeugnissen der Poesie einnehmen, ist hiermit bestimmt. Es erklärt sich aber hieraus die ganze Eigenthümlichkeit Ovid's aus der Schwäche seiner Phantasie. Es ist nun klar, woher der Mangel einer wahren Kunstform in den Amores, woher die oberflächliche und weniger glückliche Anordnung der Ars amandi, woher der Plan zu den Metamorphosen und Fasten entstanden; es ist hiernach ferner klar, worin die vollendete Technik, die Vorliebe für Ausschmückung ihre Gründe hatte; denn bei solcher Phantasie hängt sich der Dichter gern an die Außenseite des Stoffes und es wird ihm nicht schwer, diese zu zieren, womit der letzte Grund für die Trefflichkeit von Ovid's Sprache gegeben, ebenso wie für die Fehler; er kann mit dem Stoffe spielen, weil er ihm nur Mittel ist, an ihm seine Kunst zu zeigen; es ist weiter klar, warum Ovid den Dichtern ersten Rangs nicht beigesellt werden darf, warum er ferner schon den Verfall der Poesie bezeichnet; es ist endlich klar, warum Ovid zu allen Zeiten viele Verehrer gefunden; der große Haufe hängt am Leichten und an der Oberflächlichkeit. —

Literatur. Daß ein solches Werk, wie die Metamorphosen, gleich bei seinem ersten Erscheinen bedeutendes Aufsehen machte, versteht sich von selbst; es hielt sich aber auch später stets in Ansehen und ward als eine Quelle zur Kenntniß der Mythologie betrachtet. Daher ward es viel gelesen, es wurden Auszüge aus ihm gemacht; einen haben wir noch, der dem Lactantius Placidus von Einigen, von Andern einem Donatus zugeschrieben wird (*Fabric.* B. L. T. I. p. 448. *Muncker.* ad Mythogr. Lat. p. 785. *Staver.*), beides sind Namen, die im Mittelalter bei ähnlichen Schriften wiederkehren, weshalb es, so viel ich wenigstens weiß, nach unsern Quellen schwer sein dürfte, die Zeit dieser Männer genauer zu bestimmen. Saxe (Onomast. T. II. p. 45) setzt unsern Verfasser ins sechste, Jahn (ad *Ovid.* T. II. p. 23) ins sechste oder siebente Jahrh. n. Chr.; er kann noch später sein, auf jeden Fall aber ist das Büchelchen nicht in der Gestalt ursprünglich gewesen, in der wir es jetzt besitzen, vielmehr ist es, wie die Vit. Virgil., die Mythogr. Lat. und ähnliches von Mönchen, Abschreibern &c. interpolirt und verändert; dies beweisen die Varianten bei *Burm.* ad *Ovid.* T. II. Werth haben diese Auszüge oder Argumente aber nicht; sie erschienen zuerst Mediol. Fol. 1476., am besten bei Muncker (l. c.); das zum 15. Buche ist wahrscheinlich unecht. (*Fabric.* l. c.) Wir sehen hieraus, daß in diesen Zeiten Ovid geachtet ward, noch deutlicher sehen wir dies an der Übersetzung der Metamorphosen, die im J. 1210 Albrecht von Halberstadt auf Befehl des Landgrafen Hermann von Thüringen in Reimen verfaßte; ob sie noch existirt, ist nicht ganz sicher (vergl. Hagen und Büsch's Grundr. der teutsch. Liter. S. 225). Dann hat im J. 1545 Jörg Wickram diese Übersetzung verbessert und interpolirt, zu der Gerhardt Lorich von Hadamar im J. 1545 Erklärungen schrieb; Wickram und Lorich stehen zusammen in der Ausgabe zu Mainz (Fol. 1551). Da aber Wickram nicht viel Latein verstand, und daher oft falsch übersetzt, auch ganze Fabeln weggelassen hat, so ward diese Übersetzung im J. 1609 zu Frankfurt am M. verbessert und mit Lorich's Erläuterungen in 4. gedruckt (vergl. Schummel's Übersetzer-Biblioth. S. 139 fg.), der vielfach irrt, aber Proben gibt. Man sieht, wie hoch man im 13. Jahrh. die Metamorphosen anschlug, wie gern man sie las, daher kein Wunder, wenn Scholien und Glossen entstanden; es sind davon bis jetzt sehr wenige gedruckt, es wäre für den Text vielleicht wichtig, wenn man von ihnen mehr zu erhalten strebte. Denn daß für diesen des Maximus Planudes griechische Übersetzung etwas genützt, kann man nicht sagen (cf. *Jahn* l. c. p. 24); dieser nämlich, ein Mönch aus dem 14. Jahrh., übersetzte außer andern Lateinern auch die Heroiden und Metamorphosen Ovid's; erstere sind noch nicht herausgegeben, letztere von Boissonade (Paris. 1822). Planudes schreibt nicht übel für jene Zeit, hat aber schlechte Codd. gehabt (*Boisson.* l. c. praef. p. IX sq. und das Journ. d. Savants. 1822. p. 698 gibt einen Auszug aus der Vorrede von Boissonade). Demnach ist klar, woher die Menge der Codd. kommt; Jahn (ad *Ovid.* T. II. praef. p. XX sq.) zählt 151 und sind noch viel mehr vorhanden; schlimm, daß so wenige erst genau verglichen sind. Daher der Text schwankend ist. Gedruckt sind die Metamorphosen allein zuerst s. l. e. a., wahrscheinlich in Rom um 1473 (Ebert, bibl. Lex. II. S. 269); um Erklärung machte sich Regius verdient, dessen erste rechtmäßige Ausgabe (Venet. Fol. 1493) erschien; ferner Lavinius, mit Noten von Beroaldus, Pius, Parrhasius, Rhodiginus und A. (Lugd. 1518. 4.) &c. (vergl. Ebert, a. a. O. Schweiger, Handb. d. class. Bibl. II. S. 644). In neuerer Zeit hat Gierig die Met. gut herausgegeben (2. Bd. 1804), von Jahn (2 Bd. 1821) neu aufgelegt; sie ist namentlich in grammatischer Hinsicht übertroffen von E. C. Chr. Bach (Hannov. 1831. 1. Bd.) ein mit vielem Fleiß und ausgezeichneter Kenntniß gearbeitetes Buch; für den Text endlich ist wichtig Baumgarten-Crusius (Lips. 1834); über andere hierher gehörende Werke cf. *Jahn.* l. c. p. 24. Übersetzt sind die Metamorphosen sehr oft (vergl. Schweig. a. a. O. S. 668), teutsch von Rode (2 Bd. Berlin. 1816) und von J. H. Voß (2 Thl. Braunsch. 1829). — Beurtheilungen: *Fabric.* B. L. T. I. p. 446. *Bayle*, Diction. hist. et crit. s. *Ovid.*, T. III. *Tirabosch.* Stor. della Leter. Ital. T. I. p. 166. *Rosmini*, Vit. Ovid. T. II. Manso, Nachtr. zu Sulz. allgem. Theor. d. schön. Künste. III. S. 382. *La Harp.*

Cours de Litérat. T. I. p. 304. sq. *Gierig.*, **Comment. de Opere Metamorphoseon Ovidiano in ed. Metam. T. I. p. XV**, das Beste, was bis jetzt über die Metamorphosen geschrieben; Dusch, Briefe z. Bild. d. Gesch. 5. B. Br. XV. sq. *Dunlop.* **Hist. of Rom. Literat. III. p. 397.** *Jahn.* **ad** *Ovid.* **T. II. p. 3. sq.** — Ein Epigramm, was Ovid den Metamorphosen vorangeschickt hat und worin er sich mit seinem Unglücke, nämlich seiner Verbannung, entschuldigt, daß die Fehler darin nicht verbessert seien — das ist also in Tomis geschrieben — steht gewöhnlich in den Ausgaben.

13) **Tristium Libri V.** So der Titel, den Scaliger in **de Tristibus** falsch ändern [84]) wollte; eine von den bisher durchgegangenen Werken ganz verschiedene Art. Wie wir öfter bemerkt, Ovid hängt gänzlich von seiner äußern Umgebung, von äußern Einflüssen ab, daher er jetzt in der Verbannung, von Allem, was ihm werth und theuer, getrennt, von diesem seinem Unglücke ganz ergriffen und von ihm in seinen Gedichten bestimmt wird. Das erste Buch der Tristien schildert uns daher in traurigem, erregtem und leidenschaftlichem Tone die Gefahren, welche dem Dichter auf der Reise bis an Thrakiens Küste begegneten, welche Gedanken sie wie sein ganzes Unglück ihm hervorriefen; die Kunstfertigkeit des Dichters bewährt sich hier auf eine glänzende Weise. Das zweite Buch hingegen ist anderer Art, es ist ein Schreiben an August, in dem der Dichter, nachdem er seine Unschuld darzulegen sich bemüht hat, um einen andern Aufenthaltsort während seines Exils bittet, es ist in gefaßterm Ton, als das erste, mit Bescheidenheit und Einfachheit geschrieben, aber doch sind nicht ganz Stellen vermieden, aus denen tiefer Schmerz hervortaucht; es ist dieses Buch oder dieser Brief gewiß das Beste, was Ovid in der Verbannung gefertigt. Das dritte, vierte und fünfte Buch hingegen ist in Tomis geschrieben und steht eins ganz auf derselben Stufe wie das andere, sie enthalten Klagen über das traurige Leben in Tomis, Auffoderungen an Freunde, ihm zu helfen, Vorwürfe gegen Untreue; alle mit Gefühl und natürlich geschrieben, schön sind auch die Briefe [85]) an seine Frau. Man sieht aus ihnen, wie innig beide Ehegatten an einander hingen, und welch starken Beweis geben sie nicht für den Charakter [86]) des Dichters! In Rom gefielen diese Briefe gewiß sehr, der weichliche Römer fühlte durch sie recht sein Glück in Rom zu leben. — Sonst siehe Nr. 15.

Literatur. Genauere Nachrichten über die **codd.** wird Jahn sicher bekannt machen, ich kenne nur die **codd.**, welche Heinse in seiner allgemeinen Weise anführt; nach ihm sind die besten ein **Palat.**, **Combii codex Venetus**, älter als diese sind ein **Vatic.**, **Hamb.**, woran sich **Politiani schedae** schließen; sonst mögen ungefähr noch 50 **Codd.** erwähnt werden; sie scheinen also weniger abgeschrieben. — Herausgegeben sind sie allein zuerst mit Merula's Noten (**Venet. 1499. Fol.**), dann nicht oft; zuletzt von Platz (**Hannov. 1825**) und Klein (**Confluent. 1826**); vergl. Jahn in Jahn's Jahrb. f. Philol. u. Pädag. 9. Bd. S. 35 fg. — Beurtheilungen: Manso, Nachtr. z. Sulzer's allgem. Theor. rc. III. S. 330. 376. *Dunlop.* **Hist. of rom. Liter. III. p. 412.** —

14) **Ibis.** Dies ist, wie es scheint, der Titel, den die Handschriften [87]) geben; Salvagnius [88]) wollte **Dirae in Ibin.** Das Gedicht ist gegen einen Römer gerichtet, der den exilirten, unglücklichen Ovid in Rom öffentlich mit Schmähreden verfolgte, dessen Frau mit Anträgen quälte und die Überbleibsel seines Vermögens an sich zu bringen strebte. Diesen Mann zu züchtigen, ist die Absicht dieses Gedichtes und ihn dadurch von seinem Benehmen zurückzubringen. Ovid nennt ihn nicht [89]); nur im Falle, daß er sein Betragen nicht ändere, soll des Übelthäters Name genannt werden. Man hat trotz dem den Mann kennen wollen und da hat Rhodiginus [90]) geholfen, in einem unechten Fragment des Apulejus wird der Übelthäter Corvinus genannt, woraus denn Salvagnius Hyginus gemacht hat [91]). Wir kennen ihn also nicht. Woher aber der Name **Ibis**? Ovid klärt uns selbst darüber auf: er sagt [92]), es sei lediglich aus Nachahmung des Kallimachos geschehen; dieser nämlich hatte ein Schmähgedicht gegen Apollonius von Rhodus, betitelt **Ibis**, gefertigt. Was diesen zu diesem Titel bewogen habe, gehört also hier streng genommen nicht her; doch da wegen der Dürftigkeit der Quellen wir nichts Anderes sagen können, als daß von allen über diesen Gegenstand gewagten Conjecturen keine mehr Wahrscheinlichkeit habe, als die von Weichert [93]), wonach **Ibis** der Spitzname des Apollonius war, so kann es hier eine Stelle wohl finden. Aus diesem sehr heftigen und ungemein dunkeln Gedichte hatte also Ovid die Form und Anlage im Ganzen genommen, in wie weit aber er in der Aus- und Durchführung des Einzelnen ihm gefolgt sei, läßt sich schwerlich ganz ausmachen. Mit Rosmini [94]) nimmt Gerhard [95]) unbedenklich, Weichert [96]) doch mit einer gewissen Einschränkung an, daß auch die Einzelheiten vom Alexandriner entlehnt seien, aber wir haben bis jetzt überall gesehen, daß nie Ovid sich eng an ein Muster gebunden, und wir können daher behaupten, er werde auch hier sich nicht mit einer bloßen Paraphrase begnügt haben; ferner ist auch eine Frage, ob Ovid in Tomis die Ibis des Kallimachos zur Hand hatte. Ovid war kein Verehrer dieses Dichters [97]), wird dies Gedicht daher schwerlich auswendig gekonnt, schwerlich auch es bei der Auswahl der Bücher, die ihn ins Exil begleiten sollten, gewählt haben. Diese Gründe werden dadurch verstärkt, daß das, was nach Valcke-

84) *Heins.* ad *Ovid.* **Trist. I, 1, 1.** 85) *Ovid.* **Trist. I, 5. III, 3. IV, 3. V, 2. 5. 11. 14.** 86) Welche Mühe man sich gab, diesen Beweis zu entkräften, zeigt Kirchhof, Leben d. P. Ovid. Naso vor dessen Versuch einer Übersetz. der fünf Trauerbücher (Hamb. 1777). S. XLV. XLVI.

87) *Heins.* ad *Ovid.* Ib. I. 88) *Salvagn.* Prolegg. in Ib. p. 8. in Ovid. *Burm.* T. IV. 89) *Ovid.* Ib. 51. 90) *C. Rhodig.* Antiq. Lectt. XIII, 1. *Osann.* ad *Apul.* Praef. p. XXV. 91) *Fabric.* B. L. T. I. p. 457. 92) *Ovid.* Ib. 55. 93) Weich., üb. Apoll. v. Rh. S. 73; add. *Aristoph.* Av. 1291. 94) *Rosmini.* Vit. d. Ovid. I. p. 200. 95) Lectt. Apoll. p. 6. 96) Weich., a. a. O. S. 63; meiner Meinung ist *Valck.* Callim. Eleg. p. 283. 97) *Ovid.* Amor. I, 15, 14.

naer[98]) und Ruhnken[99]), jetzt Gerhard[1]), Weichert[2]), Blomfield[3]) angenommen haben, nämlich daß die Kallimacheische Ibis in Distichen verfaßt gewesen, sehr zu bezweifeln ist; Schmähgedichte wurden in Hellas in Jamben geschrieben, und wir wissen ja, daß in diesem Maße auch sonst Kallimachos geschrieben, dem Ovid aber war dies einmal nicht so geläufig, und dann wollte er diese Form für einen möglichen Fall als Steigerung zurückbehalten[4]). Eine andere Verschiedenheit endlich brachte vielleicht auch die Beschaffenheit der Feinde beider Dichter hervor, es konnte ja manche Verwünschung vorzugsweise in einer bestimmten Verbindung gebräuchlich sein. Demnach können wir wol mit ziemlicher Gewißheit sagen, daß Ovid sich nicht eng werde haben binden lassen; die Form nur war entlehnt. Daher denn auch die Formeln sich hier finden, die zu dem Kunststyl dieser Gedichte gehörten[5]). Es sind aber die Verwünschungen, welche von Vers 101 beginnen, in einer Reihe fortgeführt in einer größtentheils dunkeln Sprache. Ovid sagt selbst[6]), er wolle seinen Grundsätzen und seiner Gewohnheit hier abtrünnig werden. Diese Dunkelheit besteht in gelehrt-mythologischen und historischen Umschreibungen von mehr oder weniger bekannten Personen und Begebenheiten, auch in dunkeln Anspielungen; sie haben aber nicht bewirkt, daß Alles gleich dunkel geworden, sondern einzelne klare Stellen[7]) sind mit untergelaufen. Und dies ist gewiß auch ein Unterschied zwischen Ovid und Kallimachos, da dies dem Letztern, der dabei ja ganz in seinem gewöhnlichen Styl war, gewiß nicht passirt ist. Die Kunst in diesem Gedichte besteht außer der Erfindung vorzugsweise in dem Aneinanderreihen der Verwünschungen, was, namentlich bei einem solchen Umfange wie in Ovid's Ibis — die des Kallimachos war auch vielleicht nicht so lang — gar leicht schleppend und langweilig werden konnte, zumal da gewöhnlich ein Distichon einen Sinn vollendet enthält; Ovid hat es vermieden, durch häufige Veränderung der Anreihungspartikeln, ferner durch das Asyndeton, besonders aber durch die Heftigkeit und leidenschaftliche Aufgeregtheit, welche er, um auch recht zu schrecken, durch das ganze Gedicht durchhält. Ob das Gedicht geholfen, ist zweifelhaft, es ist bei dem Aberglauben der Alten möglich[8]), doch ziehen sich noch Klagen über Verfolgungen durch die übrigen Bücher Ovid's hin[9]). Ist dies Werk gleich kein poetisches Kunstwerk, so ist es doch interessant, ein Beispiel dieser Gattung zu haben; ferner zeigt es uns auch, wie Ovid auch ohne besondere Hilfsmittel eine Masse Mythen und Stoff zu Gebote stand und wir deshalb uns seine Vorarbeiten, wie überhaupt, so auch in dieser Zeit nicht zu mühselig denken dürfen. Endlich kann auch das hier noch bemerkt werden, daß in den ersten Jahren des Exils Ovid noch poetische Kraft besaß, später hätte er ein solches Gedicht nicht mehr so zu Stande bringen können.

Literatur. Der **Codd.** sind zwar viele, aber meistens sind sie sehr jung: die, welche Juratus und Politianus besaßen, waren die besten, *Heins.* ad Ib. I. Da das Gedicht schwer war, so fanden sich auch Scholiasten, von denen wir noch Überbleibsel haben, am besten bis jetzt von Salvagnius Boessius (Lugd. 1633. 4.) edirt und von Burmann darnach abgedruckt, T. IV. Ovid.; es sind diese Scholien aber mit großer Vorsicht zu gebrauchen, da sie offenbar interpolirt, namentlich in den Citaten aus alten Schriftstellern; derselben Art mag der Cod. gewesen sein, den Rhodiginus von diesem Scholiasten benutzt hat, *Fabric.* B. L. T. I. p. 458. Ausgaben der Ibis allein sind sehr wenige vorhanden, die älteste scheint eine **Lipsiens. s. l. e. a.**, dann Salvagnius Boessius. (**Lugd.** 1633. 4.) Beurtheilung: *Dunlop.* hist. of Rom. Liter. T. III. p. 422. Cf. *Salv. Boess.* prolegg. in Ovid. Ibin ap. *Burm.* Ov. T. IV. init.

15) **Epistolarum ex Ponto libri IV**, so der jetzt herkömmliche Titel, der von Heinsius stammt; die **Codd.** lassen die Überschrift theils ganz weg, theils haben sie corrupte und schlechte[10]). Der Inhalt dieser Briefe ist ganz derselbe, den wir in den Tristien gesehen, Klagen an Freunde über die entsetzliche Lage, in der der Verfasser sich befinde, Bitten, Aufmunterungen, ihm zu helfen, Versuche, sich mächtige Männer zu Freunden und Fürsprechern zu machen 2c., sie stehen daher im Ganzen auf einer Stufe mit den Tristien und wir verbinden daher hier beide in der Beurtheilung. Die Tristien sind Briefe, verschweigen aber äußerer Rücksichten wegen den Namen dessen, an den sie gerichtet, ebenso diese Bücher ex **Ponto**, welche jedoch den Namen des Freundes, dem sie geschickt worden, an der Spitze tragen; es war demnach durch die Briefform der Ton, die Behandlung im Einzelnen gegeben. Ovid spricht in diesen Briefen selbst öfter über ihren Werth, und beachten wir diese Urtheile, so werden wir vom Wahren wohl nicht weit uns entfernen. Ovid dichtet in Tomis, weil er es früher so gewohnt war und die Zeit nicht anders hinzubringen wußte; das Bedürfniß also, nicht die Begeisterung, rief diese Klagen hervor, zumal da er durch die Beschreibung dieses seines innern und äußern Leidens sich erleichtert fühlte[11]). Es ist daher auch stets dasselbe, was er beschreibt, und dies Einerlei des Stoffes erhielt später in Rom auch Tadel[12]); im Anfange hatten als etwas Neues die Briefe gefallen. Ovid, sonst auf das Urtheil des Publicums viel Gewicht legend, ist jetzt dagegen fast gleichgültig, er kann ja nichts Anderes dichten, als das, was seine Stimmung bestimmt, seine Umgebung, sonst sagt er **laeta fere laetus cecini**, jetzt **cano tri-**

98) *Valck.* l. c. 99) *Ruhnk.* ap. *Ernest.* ad *Callim.* Hymn. T. I. p. 465.

1) *Gerh.* l. c. 2) Weich., a. a. O. S. 63. 3) *Blomf.* ad *Callim.* p. 215. 4) *Ovid.* Ib. 53. 646. 5) *Ovid.* Ib. 68. 89. 248. *Putsch.* ad Val. Cat. Poem. p. 11. 6) *Ov.* Ib. 57. 7) *Ovid.* Ib. 99 sq. 8) *Putsch.* l. c. p. 10. *Wernsd.* Poet. Lat. Min. T. III. praef. p. LII; überhaupt cf. *Theophr.* Char. XVI, 2. *Lucian.* de Marc. Cond. §. 40. T. III. Bip. *Ej.* Alex. §. 5. T. V. Bip. *Boeckh.* ad Corp. Inscr. T. I. p. 486. *Lobeck.* Aglaoph. T. I. p. 221 sq. 9) *Ovid.* Trist. III, 11. IV, 9. V, 8. Epist. ex Pont. IV, 16.

10) *Heins.* ad *Ov.* Ep. ex Pont. I, 1, 1. 11) *Ovid.* Trist. IV, 1 in. 12) *Ovid.* Ep. ex Pont. III, 9 in.

stia tristis[13]). Dazu kommt noch, daß zu einer Veränderung des Stoffes ihn nichts antrieb, er besitzt kein Buch, was dem Geiste Nahrung gäbe, er kann keinem seine Gedichte vorlesen, er hat kein stilles, heimliches Plätzchen, an dem er seiner Phantasie sich gemächlich überlassen könnte und möchte[14]), er hat auch keinen Rathgeber, der ihm, wenn er über einen poetischen Gegenstand in Zweifel ist, den rechten Weg zu zeigen vermöchte[15]). Daher ihm denn selbst klar ist, daß er in Tomis sich verschlechtere, sein Geist mehr und mehr an Kraft abnehme[16]) und in dieser Hinsicht mit seinem Körper gleichen Schritt halte[17]). Es ist ihm klar, wie er Fehler mache, allein die Kraft nicht besitze, sie zu verbessern[18]); so namentlich wird die Sprache schlechter, da er unter seinen Barbaren den römischen Klang, ja selbst die Worte verlernt, sodaß er oft nach einem Worte suchen muß[19]). Beachten wir hiernach die Gedichte genauer, so finden wir, daß sich dies Alles auch so in ihnen finde, wir treffen hier Worte, die Ovid selbst gebildet zu haben scheint, wie **adapertilis, praelustris, inhonestare**[20]), ferner Worte in neuem Sinne, so **crimen adeptus**[21]), **evigilare libros**[22]), und es scheint, als wären ihm grade keine andere gekommen, und als hätte er sich so geholfen; hierher gehören auch Formen, wie **Heroisin**[23]), manche kühnere Wortstellung[24]), ja auch der Klang in der Sprache ist ein anderer geworden. Wenn man nämlich die Ars amandi und die Amores in dieser Hinsicht vergleicht, so findet man in ihnen eine Menge aller möglichen Arten von Alliterationen, wodurch ein für den Römer höchst angenehmer und schön klingender Ton hervorgebracht wurde[25]), dagegen hier, wo Erhabenheit gar nicht erzielt werden sollte, wird man dergleichen viel weniger finden. Damit steht in Verbindung, daß der Vers schlechter geworden ist, denn es kommen hier Verse vor, wie sie Ovid nie früher gemacht haben würde: so läßt er ein längeres[26]) Wort, ferner ein auf einen kurzen Vocal ausgehendes Wort[27]) den Pentameter schließen und behandelt den Bau dieses Verses auch sonst nachlässiger; seit Vavassor ist ja bekannt[28]) **vix excusari posse mihi videor** auch der Hexameter erscheint nachlässiger gebaut, wie durch die häufige Zulassung der Diärese im dritten Fuße[29]). Und so kann man noch in mehren Dingen zeigen, wie die frühere Strenge der Form hier vergeblich gesucht werde; es soll bis auf einen gewissen Punkt die Form dem verstörten, traurigen Inhalte entsprechen. Daher auch das, was früher Glanz hervorbrachte, jetzt zum Hervorbringen der Nachlässigkeit dienen muß, wie die Wiederholung[30]) eines Wortes; ebenso oft stoßen wir auf Wiederholung eines und desselben[31]) Ausdrucks, und mit einer gewissen Bequemlichkeit endlich scheint der Dichter auch dieselben Distichen[32]) zu repetiren, überall aber sieht man den gedrückten Mann. Dieser zeigt sich nun auch in den Gedanken; manchen unpassenden Vergleich[33]) findet man. Manches könnte schöner gesagt sein; nichts ist dem Dichter aber mehr vorgeworfen[34]), als die Schmeichelei gegen August und dessen Familie; er nennt freilich den August Gott, ja hat sogar ihm und der Livia und den Enkeln eine Kapelle in seinem Hause errichtet[35]), in der er ihr göttliche Ehre erweist; schlimme Dinge nach unserm Gefühle, aber was sollte Ovid in seiner Zeit denn thun? Den August Gott zu nennen, war in Rom schon seit Virgil nichts Ungewöhnliches[36]), ihm in einer Provinz Statuen und Tempel zu errichten, wäre nicht einmal zur Zeit der Republik aufgefallen[37]). Ebenso wenig ist er seiner Klagen wegen zu verachten. Ovid ist allerdings weichlich wie seine Zeit, aber welcher Römer hat denn sein Exil mit Ruhe oder gar mit Heiterkeit ertragen? Fast Alle sehnten sich in ihm nach dem Tode; selbst der heilige Chrysostomus fühlt, wie man aus seinen Briefen sehen kann, gar tief, was es heißt, verbannt von Constantinopel zu leben. Die Empfindungen Ovid's sind demnach aus seinem Innern treu und wahrhaft in diese Gedichte übergegangen, sie machen Alles, was ihn umgibt, ihm düster und daher auch die Klagen über die Gegend von Tomis, die, wenn man an die damalige Zeit und den Römer denkt, gar nicht so übertrieben sind. Es schildern uns also diese Gedichte in einer nicht künstlerischen, sondern mehr nachlässig hingeworfenen Form den Zustand des Dichters, athmet darin auch keine gemeine Seele, so ist doch eine gemeine Stimmung in ihnen vorhanden und fehlt alle wahrhaft poetische Begeisterung, daher hat Schiller[38]) ganz richtig geurtheilt, daß sie kein poetisches Werk wären. Daß man ihm widersprochen, kam nur daher, daß man nicht wußte, was denn Poesie sei.

Literatur. Die Codd., welche Heinse gebraucht, zählt er selbst im Anfange **ad Ep. ex Pont. I, 1, 1** auf, auch vergl. *Oberl.* **ad** *Ovid.* **Trist. etc. praef. p. XV**, es sind darunter mehre alte, daher hier Manches besser, Interpolationen von Versen scheinen seltener (**Ep. ex Pont. I, 2, 12. II, 3, 33**), was in den Tristien häufiger ist (**Trist. II, 361**; vergl. *Schneidew.* **ad Ibyc. fragm. p. 33**). Allein sind diese Briefe selten herausgegeben, zuerst mit Commentar von Merula (**Venet. Fol. 1507**), dann öfter, aber doch nicht, daß etwas Bedeutendes gewonnen

13) *Ovid.* l. c. 35 sq. 14) *Ovid.* Trist. III, 14, 37. 15) *Ovid.* Trist. III, 14, 44. 16) *Ovid.* Trist. V, 2, 65. Ep. ex Pont. III, 4, 11. Trist. IV, 5. 17) *Ovid.* Trist. V, 7. Ep. ex Pont. I, 4, 10. 18) *Ovid.* Trist. IV, 1 in. Ep. ex Pont. III, 9. 7. 19) *Ovid.* Trist. III, 1, 17. 14, 45. V, 2, 97. 7, 56. 20) *Schirach.* Clav. Poet. Lat. T. II. s. v. 21) *Ovid.* Trist. II, 82: die Stelle ist übrigens nicht recht deutlich, noch sicher hinsichtlich der Lesarten, jedoch vergl. Jahn in Jahn's Jahrb. IX. S. 67. 22) *Ovid.* Trist. I, 1, 108; ist schön gesagt, daher die folgende Vermuthung auf diese Stelle nicht mit zu beziehen. 23) *Ovid.* Trist. V, 5, 43. *Latoia.* Ib. III, 2, 8. V, 1, 57. 24) *Ovid.* Trist. III, 5, 3. Jahn in Jahn's Jahrb. IX. S. 63. 25) Näcke in Niebuhr's rheinisch. Mus. III. S. 324. 26) *Ovid.* Ep. ex Pont. II, 2, 6, 72. 78. IV, 5, 12. 6, 6. 14. 15, 26. 27) *Ovid.* Ep. ex Pont. II, 2, 6. 28) *Ovid.* Ep. ex Pont. III, 6, 46. 29) *Ovid.* Ep. ex Pont. II, 4, 5. IV, 2, 25. 27. 41. 43.

30) *Ovid.* Trist. V, 5, 43—48. 31) *Ovid.* Trist. I, 3, 98. III, 13, 22. IV, 10, 86. 32) *Ovid.* Am. III, 15, 5. Trist. IV, 10, 5. 33) *Ovid.* Trist. I, 3, 26. 34) Eph. Müller, a. a. O. IV. S. 46 fg. 35) *Ovid.* Ep. ex Pont. IV, 9, 105. 36) *Vignoli*, de Column. Anton. p. 79. 37) *Suet.* Octav. 52 ibiq. *Casaub.* 38) Schiller's sämmtl. W. XVIII. S. 260. 12. Ausg.

wäre. Dagegen sind sie mehrfach in Verbindung mit den Tristien, der Ibis edirt, so **Tristia** und **Epist. ex Ponto** zuerst von Pontanus (Ingolst. Fol. 1610), gut ist die Ausgabe von Verpoorten (Coburg 1712), dann Harleß (Erlangen 1772), Oberlin (Argent. 1778), worin auch Ibis.

16) Gedicht auf den Triumph Tiber's. Hätten wir dies Gedicht, so würden wir den Unterschied zwischen dem in Rom und dem in Tomis lebenden Dichter viel deutlicher noch sehen; es war in ihm ein Stoff zu behandeln, der seiner Natur nach eine heitere Darstellung verlangte, jedoch konnte dies Ovid theils wegen seiner Stimmung, theils deswegen, weil er die siegreichen Truppen, den Feldherrn, Rom selbst etc., nicht gesehen, schwer erreichen[39]). Daher bittet er denn um Nachsicht, schön sagend, daß wie des Armen kleine Geschenke die Götter gütig aufnähmen, so würde seine jetzige kleine Gabe den Herrschern[40]) auch nicht misfallen.

17) Getisches Gedicht auf Augustus[41]), ist, wie das obige, natürlich auch nur unternommen, um sich Erlaubniß zur Rückkehr zu verschaffen; da zwischen den Tristien und den Briefen **ex Ponto** ein bedeutender Abstand ist, indem die letztern in jeder Hinsicht schwächer sind, so kann dies Gedicht wol nicht eine hohe Stufe eingenommen haben. Interessant ist es aber gewiß gewesen.

18) Gedicht auf den Tod des Augustus, war sowol für August als für Tiber eine Schmeichelei[42]), wie Ovid selbst ziemlich deutlich zu verstehen gibt. Von allen diesen Gedichten ist keine Spur in andern Schriften des Alterthums zu finden, daher sind sie wol früh verloren gegangen.

19) **Fastorum libri VI**, daß auf zwölf Bücher die Fasten angelegt waren, ist keine Frage; Ovid hat sie auch alle zwölf mit ins Exil genommen, indem er sie zu vollenden und auszufeilen gedachte, er vermochte es aber nicht, und nur unsere sechs wurden nach seinem Tode in der Gestalt, in der wir sie haben, herausgegeben[43]). Wäre das Werk vollendet in den glücklichen Tagen Ovid's, so würde ein ganz anderer Ton darin herrschen, wäre es in der Gestalt herausgegeben, in der es Ovid mit nach Tomis nahm, so würde es den Metamorphosen ähnlicher sein; denn was in den Metamorphosen zu viel, das ist in den Fasten zu wenig, so aber hat er es in Tomis zu verschiedenen Zeiten überarbeitet, hat aber die letzte Feile weder angelegt, noch überhaupt durch sie das Ganze in Einklang gebracht; die Stimmung in Rom und die Stimmung in Tomis ließen sich nicht vereinigen. Die Aufgabe in diesem Werke aber sagte dem Dichter ungemein zu. Die Fasten sind ein Festkalender, in dem die wichtigsten Erscheinungen am Himmel angegeben und die Feste nach der Folge der Monate und Tage verzeichnet sind, daran reihen sich Erzählungen über dieser Entstehungen und Ursachen. Es ist demnach der Stoff ein doppelter: ein astronomischer und ein historischer. Was den erstern anlangt, so sieht man aus ihm recht deutlich, mit welcher Begeisterung Ovid an dies Werk gegangen sein muß, denn schwerlich hatte er früher sich mit Astronomie beschäftigt und er mußte sich daher von gar Manchem doch erst jetzt zu unterrichten streben. Weit hat er es freilich in der Astronomie nicht gebracht und man kann sagen, er versteht eigentlich gar nichts davon: denn abgesehen davon, daß er Früh- und Spätaufgänge der Gestirne verwechselt, daß er dieselben Erscheinungen mit einander vermischt[44]), so sind ihm selbst gewöhnliche Kunstausdrücke oft dunkel geblieben und Anlaß zu Irrungen[45]) geworden. Im Ganzen hat Ovid den Kalender des Julius Cäsar zum Grunde gelegt, ohne jedoch griechische und andere hierher gehörige Quellen ganz bei Seite zu schieben; er sagt selbst, er habe mehre Quellen benutzt[46]), und Pfaff[47]) denkt dabei an Eudorus, an Euktemon, auch andere Astronomen waren damals in Rom[48]) sehr bekannt. Mühe hat dies daher dem Dichter immer gemacht, es zeigt sich aber hier wieder das, was man in den Metamorphosen bei den philosophischen Partien[49]) bemerkt, ein tiefes Studium ist nicht in der Art Ovid's: es läßt sich das, wie Virgil's **Georgica** zum Beispiele beweisen, mit der wahren Poesie wohl verbinden. Überhaupt ist aber hier dem Ovid, wie früher dem Arat, das eigentlich Astronomische Nebensache gewesen, das, was er daran knüpfte, die Feste und Mythen der Römer, waren ihm die Hauptsache. Hierfür hat er mit unverkennbarem Fleiße, vielleicht von Hygin geleitet und unterstützt, den Stoff gesammelt; Ovid erwähnt als seine Quellen die alten Annalen[50]), die Fasten[51]), welche die Feste verzeichnet enthielten, Werke, die eigentlich nur für Forscher interessant[52]) waren; ferner hat er diese Sachen nicht obenhin angesehen, sondern sie genau[53]) gelesen, ja auch auf specielle Urkunden einzelner Städte[54]) bezieht er sich. Es ist auch möglich, daß er als guter Peligner[55]) manche im Munde des Volkes lebende Sage gekannt und benutzt hat. Nach alle diesem ist es denn kein Wunder, wenn er eigenthümliche Angaben hat, wie in der Geschichte des Tarquinius Superbus[56]), wenn ferner nicht allein das Alte in seinen Erzählungen öfter durchschimmert, sondern auch in ihnen das Alte gradezu erscheint[57]). Es ist dies auch aus einem andern Grunde erklärlich: die ältere Sage ist gemeiniglich auch die poetischere. Ferner zieht er in diesen Fasten hiernach die rö-

39) *Ovid.* Ep. ex Pont. II, 8, 27. III, 4. 40) *Ovid.* Ep. ex Pont. III, 4, 81. 41) *Ovid.* Ep. ex Pont. III, 2, 40. IV, 13, 19. 42) *Ovid.* Ep. ex Pont. IV, 6, 17. 13, 27. *Noris.* ad Cenot. Pis. p. 202. *Vignoli*, de Col. Anton. P. p. 84. 43) *Ovid.* Trist. II, 549. Jahn in Jahn's Jahrb. für Phil. und Pädag. IX. S. 82 ist freilich sehr gegen diese Erklärung der Stelle, doch cf. *Merckel.* Quaest. Ovid. Crit. p. 4.

44) Ideler in d. Abhandl. der Akademie der Wissensch. in Berlin aus den J. 1822, 1823. S. 152. 45) Ideler a. a. O. S. 145, 168. 46) *Ovid.* Fast. V, 599. 47) *Pfaff.* Comm. de ort. et occas. sider. p. 63, 84. 48) *Virg.* Ecl. III, 40 ibiq. Schol. 49) *Brucker.* Hist. crit. philos. T. II. p. 77. 50) *Ovid.* Fast. I, 7. IV, 11. 51) *Ovid.* Fast. I, 11 ibiq. Neapol. 52) *Cic.* Legg. I, 2, 6, wo jucundius zu lesen und zu bedenken, daß Atticus dort spricht. 53) *Ovid.* Fast. I, 289, 657. 54) *Ovid.* Fast. VI, 59. Niebuhr, Röm. Gesch. I. S. 10, 292. 55) Niebuhr a. a. O. I. S. 111. 56) *Ovid.* Fast. VI, 581. Niebuhr a. a. O. I. S. 410. 57) *Ovid.* Fast. II, 361. VI, 625. Niebuhr a. a. O. I. S. 337, 403, 546.

mischen, italischen Sagen den griechischen vor, wie an dem Raube der Proserpina [58]) zu sehen, welche Fabel auch deshalb hier interessant ist, weil sie auch in den Metamorphosen behandelt ist und daher zeigt, wie Ovid stets neu sei, ferner an der Fabel vom Fuchse [59]). Dabei sind aber die griechischen Quellen nicht ganz zu verwerfen, vielmehr scheint die Sage von Servius Tullius' Geburt auf sie zu deuten [60]); ja an der Äußerung, wie es mit dem Janus eine eigene Sache sei, weil er mit keinem griechischen Gotte stimme [61]), sieht man, wie Ovid an den Ansichten der Griechen hängt; daß er die *Αἴτια* des Kallimachos benutzt [62]), scheint allerdings aus der Natur dieses Werkes [63]) zu folgen. Außer diesem benutzte er für Cultusgegenstände natürlich auch etruskische Sagen [64]). In der Behandlung aller dieser Mythen war er aber frei und änderte, wie in der Sage vom Vertumnus [65]), nach dem poetischen Bedürfnisse; Manches kann freilich auch Irrthum oder Nachlässigkeit sein, wie wenn er bei dem Aufenthalte der Ceres in Eleusis [66]) nur eine Tochter des Keleus nennt. Darnach sehen wir, daß die Fasten einen Schatz von Notizen über eine Menge wichtiger, altitalischer Institute enthalten, und Niebuhr [67]) schlägt daher mit Recht in dieser Hinsicht unsern Dichter hoch an; von unserm jetzigen Standpunkte aus können wir freilich ebenfalls mit Recht den Dichter einen ungelehrten [68]) nennen, aber historische Kritik war damals nicht vorhanden und Ovid ist Dichter: in den Augen der Zeitgenossen war dies also kein Fehler. Für diese aber war das Werk geschrieben, welches, wie alle andere Ovid's, so recht durch die Zeit hervorgerufen worden ist. Denn man interessirte sich jetzt in Rom mehr denn je für die Kunde altitalischer Dinge: der gelehrte Reatiner [69]), M. Varro, hatte durch mehre auf italische Alterthümer sich beziehende Werke angeregt, ebenso Nigidius Figulus [70]); mehr aber als diese und Andere mag hier Virgil's Äneis gewirkt haben, sodaß die Arbeiten eines Verrius Flaccus [71]), Hyginus [72]), der Commentarii zu Virgil, de urbibus italicis ꝛc. schrieb, ein größeres Publicum schon fanden. Diese Vorliebe zu erhalten, sie mehr und mehr ins Volk selbst zu bringen, konnte durch nichts leichter als durch ein Werk wie Ovid's Fasten bewerkstelligt werden; die in ihnen behandelten Dinge hatten vor der Äneis den Vorzug, daß sie meistens mit der Gegenwart noch in engster Verbindung standen, und Ovid's vollendete Darstellungskunst mußte sie ungemein heben. Dazu kam, daß Ovid selbst für Altitalien Interesse hatte, der Stoff ihm also nicht gleichgültig war, auch die echt römische Vorliebe für das Landleben [73]) finden wir bei ihm oft auf das Innigste ausgedrückt; man muß daher urtheilen, daß die Stunde zu den glücklichsten des Dichters gehört, in welcher er den Plan zu den Fasten faßte [74]). Das Ganze war selbständig und römisch, es war zugleich seinem Geiste so angepaßt, wie nur etwas sein konnte, denn für das Schwerste, die Anordnung des Ganzen, brauchte der Dichter ja nicht zu sorgen; sie war ihm gegeben; ferner zerfiel Alles von selbst in einzelne Massen, die an und für sich schon höchst verschiedenartig durch die Verschiedenheiten, die sie in sich selbst durch Tradition erhalten, eine ungemeine Menge von Situationen und die schönste Nahrung für des Dichters Geist boten. Daß einen solchen Stoff Ovid, der von seiner poetischen Kraft noch nichts verloren, vom Anfange der Arbeit an mit der größten Begeisterung erfaßt, daß er mit ihm das vorgesteckte Ziel zu erreichen gehofft, ist keine Frage; wir sahen, was durch den kleinlichen Zorn des mürrischen August die Poesie verloren. Denn es war auch hier wieder eine eigenthümliche Art, welche Ovid ins Leben rufen wollte, da die Fasten weder ein Lehrgedicht, noch ein beschreibendes Epos sind, sondern aus beiden auf eigene Art gemischt, daher auch das elegische Maß, was zu der jetzigen Gestalt freilich, wie der Dichter selbst gefühlt zu haben scheint [75]), oft nicht recht passen will; es fehlte ihm aber in Tomis an Kraft, tief eingreifende Änderungen vorzunehmen. Dieselbe Schwäche verursachte auch den Mangel an Übergängen, welche ebenso wie in den Metamorphosen hier sonst nicht vernachlässigt wären, ferner die Abwesenheit des heitern Witzes; selbst manche Wendungen, wie das Einlegen von Reden, gelingen nicht und bringen keinen besondern Eindruck hervor, ja die Sprache und die Ausführung des Einzelnen, was den Metamorphosen würde am nächsten gekommen sein, sind sich weder gleich überall noch überall poetisch, sodaß sie manchmal an Prosa [76]) herangehen: Ovid in Rom und Ovid in Tomis sind ganz verschiedene Personen und ist in letzterm vom erstern nur noch ein Rest [77]) vorhanden, daher enthalte ich mich hier auch weiterer Analyse, für sie auf den Schluß der Schilderung der Metamorphosen verweisend.

Literatur. Daß die Fasten weniger abgeschrieben, kann kein Wunder nehmen, doch mögen sich die bekannten Codd. auf 50 belaufen; der beste von ihnen ist der Vaticanus, welchen Fulvius Ursinus besessen, er ist nach *Hein.* ad *Ovid.* Fast. I, 5 mit longobardischen Buch-

58) *Ovid.* Fast. IV, 425. 59) *Ovid.* Fast. IV, 702. Jak. Grimm zu Reinh. Fuchs S. CCLXIX. 60) *Ovid.* Fast. VI, 627. O. Müller, Etrusk. II. S. 583 u. sonst. 61) *Ovid.* Fast. I, 90. Wachsmuth, Röm. Gesch. S. 101 fg. 62) *Gierig.* ad *Ovid.* Fast. praef. p. V. 63) Buttmann, Mytholog. 2. Bd. S. 140 fg. 64) *Ovid.* Fast. III, 89. O. Müller, a. a. O. II. S. 58 u. sonst. 65) *Ovid.* Met. XIV, 642. O. Müller a. a. O. S. 53, auf die Metamorphosen haben überhaupt die für die Fasten unternommenen Studien vielfachen Einfluß gehabt. 66) *Ovid.* Fast. IV, 511. *Ruhnk.* ad *Hom.* Hym. in Cerer. 105. 67) Niebuhr, Röm. Gesch. III. S. 35. 68) O. Müller a. a. O. II. S. 49. 69) *Schneid.* ad Script. R. R. T. I. P. II. p. 223. Blum, Einl. in Roms alte Gesch. S. 121. 70) Die Stellen bei *Bruck.* Hist. Crit. Phil. T. II. p. 24, besonders *Gell.* N. A. XIX, 14. 71) *Sueton.* Ill. Gramm. c. 17. 72) *Bode* ad Myth. Lat. T. I. praef. p. XIV. urtheilt anders: doch daß Virgil erst eben gestorben, ist kein Einwand; man denke an Crassitius, Asconius; cf. *A. Mein.* ad *Euphor.* Fragm. p. 17, über Hygin aber vorläufig *Nicol. Anton.* Bibl. Hisp. Vet. I. Lib. T. I. c. 1.

73) *Ovid.* Rem. amor. 169. Trist. III, 13, 7. Ep. ex Pont. I, 8, 49, II, 7, 69. 74) Es irrt Manso in Nachtr. zu Sulzer. III. S. 391, besser *Bayeux*, Trad. d. Fast. I. in disc. prélim. p. IX sq. 75) *Ovid.* Fast. II, 3, 125. 76) *Ovid.* Fast. II, 685, vergl. *Liv.* I, 57. 77) So ermahnt sich Ovid in den Fasten zur Kürze, cf. *Ovid.* Fast. VI, 586.

staben geschrieben. außerdem führt Heinse bald vier, bald zehn ꝛc. alte Codd. an. Im Anfange des Wiederauflebens der Literatur sind die Fasten theils allein, theils mit den Trist., Ep. ex Pont., Ibis oft herausgegeben, auch mit Commentaren versehen von Merula, Anton. Constantinus, Marsus, Zarotus, Micyllus ꝛc., doch besser als alle ist die vom 21jährigen Karl Neapolis verfaßte Anaptyxis ad Fast. Ovid. (Antwerp. 1638 Fol.), die Herausgabe besorgte Er. Puteanus, da Neapolis gleich nach der Ausarbeitung starb. Die Folgenden haben wenig für die Fasten gethan: Taubner (Lips. 1747) mit einem brauchbaren Index (ibid. 1749), Gierig (2 Bd. Leipz. 1812, 1814), über die Verfasser des Index vergl. Ebert, Bibl. Lex. 2. Bd. Nr. 15465; für Schulen von Krebs (Wiesb. 1826), Conrad (Leipz. 1831). — Beurtheilungen: Manso in Nachtr. zu Sulzer. 3. Bd. S. 391, nicht übel *Dunlop.* hist. of rom. Lit. T. III. p. 402. Manches ist auch enthalten in Traduct. des Fast. d'Ovide par *Bayeux* (4 voll. Paris 1783—1788), theils in dem Disc. prélimin., theils im Commentar, es ist der Verf. freilich ein gar weitläufiger Franzose. Sonst vergl. Ebert, Bibl. Lex. 2. Bd. S. 270 und Schweiger, Handb. der Bibl. II. S. 654 fg.

20) Halieuticôn [78]). Dies Fragment ist bekannt gemacht durch Paulus Manutius, der aus Frankreich durch Actius Syncerus Sannazarius einen höchst verdorbenen Codex erhielt [79]); in ihm scheint es dem Ovid zugeschrieben, ebenso wie in dem alten Cod. Thuaneus [80]). Das Fragment handelt von den Fischen, welche im Pontus Euxinus vorhanden sind und deshalb war es dem Plinius [81]) wichtig, da es sonst nirgends erwähnte Dinge enthielt, er erwähnt daher den Inhalt genauer und stimmt dabei ganz mit dem Gedichte überein. In Tomis hat der Dichter dies also auf jede Weise erst begonnen, er hat es auch nicht vollendet, sondern es ist nach seinem Tode bekannt gemacht, daher denn auch zum Theil die harte, unschöne Behandlung. Ob Ovid ein eigenes Gedicht habe daraus fertigen wollen, oder ob es nur Vorarbeiten zu Briefen seien, ist nicht zu entscheiden; ersteres wäre wol nichts Neues gewesen, da in Ennius' und Archestratus' Hedypathia [82]) Ähnliches vorkam, ohne Zweifel auch Alexandriner, wie Pankrates, Kaikilios, Numenios [83]), da Ägypten so sehr fischreich [84]) war, diesen Gegenstand behandelt hatten. Da nun das Gedicht in keinem Cod., der Ovid's übrige Gedichte enthält [85]), steht, einige Codd., in denen es ist, den Namen des Verfassers weglassen [86]), das Gedicht selbst schlecht ist, so hat man theils, wie Ciofani einzelne Verse [87]), theils das Ganze für dem Ovid nicht gehörend erklärt; demnach hat denn C. Barth es dem Nemesianus, J. Ulitius, Wernsdorf dem Gratius [88]) zugeschrieben, ohne allen Grund, wie schon Stern [89]) gezeigt hat. Auch der Umstand, daß drei Fische, obgleich Plinius von allen sagt, sie fänden sich bei andern Schriftstellern nicht, bei Aristoteles schon vorkommen, nämlich orphas, mormyros, chrysophrys kann die Unechtheit nicht entscheiden [90]). Da aber diesem Fragmente der Anfang fehlte, und es auch sonst lückenhaft war, so erschien dies den Italienern als eine passende Gelegenheit, einen profitabeln Betrug zu machen; Sertorius Quadrimanus schickte dem Columna einen alten Codex, in dem der Anfang und viele andere Verse standen, Columna ließ sich täuschen [91]); später versuchte mit demselben Dinge Pantinus den Lipsius zu täuschen [92]), wol vergebens, Heinsius [93]) wenigstens spricht gradezu, daß diese Codd. von jenen Italienern selbst fabricirt seien [94]) und das leidet auch keinen Zweifel.

Literatur. Daß Paulus Manutius dies Buch zuerst gedruckt habe, ist ganz sicher: im J. 1534 ist es von Logo mit dem Gratius bei ihm edirt; dann bearbeitete es C. Gesner in: De piscib. et aquatil. libelli tres novi (Tigur. 1556); ferner Ulitius in: Rei venat. Auctor. 1645; mit den Noten von Ciofani, der sich viel Mühe gegeben hat, von Gesner und Ulitius, *Heinsius* in *Ov.* Opp. ed. *Burm.* T. I.; darnach *Wernsd.* Poet. Lat. Min. T. I.; zuletzt *Weber.* in Corp. Poet. Lat. p. 395. — Über sonstige Literatur s. Nott.

Die Geschichte der Werke Ovid's. Daß ein so ausgezeichneter Dichter wie Ovid auf seine Zeitgenossen durch seine Werke vielfach einwirken mußte, ist ganz natürlich; wir haben davon auch schon Beispiele gesehen, wie Sabinus sich von ihm bestimmen ließ und ohne Zweifel auch Tuticanus, Valerius Largus, und wer weiß, wie viele von den Elegikern sich in Form und Inhalt, wie viele andere Dichter sich in Einzelheiten an ihn angeschlossen haben; nur die Didaktiker hielten sich, was man nicht erwarten sollte, von ihm fern, wie Manilius, der trotz manchen Anklangs an Ovid doch mit Andern sich mehr an Lucretius anschloß (*Jacob.* de Manil. Poet. Com. I. p. 12). Es konnte daher Ovid mit Recht in allen Gedichten sagen, wie sein Ruhm sehr groß und in alle Welt verbreitet sei (*Ovid.* Am. I, 3, 25. 10, 59. Art. am. II, 4. III, 338. Rem. am. 389. Trist. II, 117. III, 3, 78. 7, 50. Ep. ex Pont. II, 6,

78) Der Name wie Metamorphoseon, cf. sup. 79) *Gesner.* de Piscib. et Aquat. om. libell. III. praef. 80) *Heins.* ad Halieut. 1. in *Ovid.* Op. ed. *Burm.* T. I. 81) *Plin.* H. N. XXXII, 2, 11. II, 152. 82) *H. Meyer.* ad Anthol. Lat. T. I. praef. p. IX. *Schneid.* ad *Aristot.* Hist. Anim. T. I. praef. p. LI, die Dinge müssen freilich noch anders werden. 83) *Athen.* I. p. 13. B. C. ibiq. *Schweigh.*, die Zeit dieser Männer ist nicht gewiß; vergl. Sprengel, Gesch. der Arzn. I. S. 496. 84) *Warton.* ad *Theocr.* T. II. p. 235, wo freilich die Beweise fehlen. 85) F. A. Wolf, Vorles. über röm. Lit. Gesch. S. 196. 86) *Heins.* ad Hal. 1.

87) *Ciof.* ad. *Ovid.* Hal. 1. 88) *C. Barth.* Advers. XLIX, 7. p. 91, *id.* ad Rutil. Itiner. I, 333. *J. Ulit.* ad *Rei* Venat. Auct. p. 438. *Wernsd.* Poet. Lat. Min. T. I. p. 141, der aber nicht ganz bestimmt sich ausspricht; cf. p. 146. T. IV, 2. p. 796, auch Ast (Grundr. der Philol. S. 140) spricht es dem Ovid ab. 89) *Stern.* ad *Grat.* Fal. Cyn. praef. p. XXI. 90) *Cuvier*, Histoir. nat. des Poissons. T. I. p. 30. 91) *Hessel.* ad *Enn.* Fragm. p. 152, wo es steht. 92) *Burm.* ad Anth. Lat. T. II. p. 384. 93) *Heins.* l. c. *Fabric.* B. L. I. p. 460. *Burm.* l. c. 94) *Wernsd.* ad Poet. L. M. T. I. p. 147 sq. cf. *Rosmin.* Vit. d'Ovid. T. I. p. 219, er irrt; woher Dunlop (Hist. of rom. liter. T. III. p. 425) weiß, daß Ovid's Halieut. Appian nachgeahmt, weiß ich nicht.

34. III, 1, 49. 2, 36. IV, 2, 36.); wie man ihn überall lese (*Ov.* Trist. IV, 10, 125), und wie namentlich die Jüngern (*Ov.* l. c. 55) ihn ehrten, also ihm nachahmten. Und dies bestätigen auch Facta, denn schon damals, als er ins Exil ging, trug man sein Bildniß auf Gemmen und es war darauf, was das Urtheil der Zeit sehr deutlich ausspricht, mit Lorbeer bekränzt (*Ov.* Trist. I, 7, 1. Ep. ex Pont. II, 5, 67); wir haben davon nichts mehr übrig (*Masson.* ap. *Burm.* Ovid. T. IV. p. 122. App. Ov.; Lenz, Ovid's Bildn. auf Gemmen in d. neuen Biblioth. f. sch. Wiss. Bd. LIII, 1, in.) und die Abbildungen von Ovid beruhen daher nur auf ein Paar Andeutungen in seinen Gedichten; im Mittelalter scheint man auch nichts mehr hiervon gewußt zu haben (Vit. Ovid. in *Mucciol.* Cat. B. M. T. II. p. 230). Noch unzweideutiger bestätigt Seneca (Exc. Contr. III, 7) diesen Einfluß, da er, wie es scheint, im Ärger sagt, Ovid's **sententiae** wären überall zu hören, wären ganz ins Publicum übergegangen; denn die Redner, an die Seneca wol vorzüglich denkt, spielten auf sie an in ihren Reden und nahmen aus ihnen, wie Cestius, ja Einzelne, wie Vinicius, studirten den Ovid, behauptend, daß er für gewisse Fälle vom größten Nutzen für den Redner sei (*Sen.* Controv. V, 33. p. 354. Bip., wo der Name Vinicius auf Conjectur beruht: cf. *Schott.* ad l. c.); es kann auch demnach sein, daß die Fehler des sonst tüchtigen Montanus Votienus vielleicht durch Ovid, wenn nicht hervorgerufen, doch genährt wurden (*Meyer.* ad Oratt. Rom. fragm. p. 243). Also trotz aller Neider und Feinde bestimmte Ovid doch auch die Geistesrichtung seiner Zeit durch Gespräche in Zusammenkünften, wie bei Recitationen, bei den Rhetoren; dann durch seine Schriften, daher denn auch nach seinem Tode das Urtheil über ihn unverändert blieb (*Vell. Paterc.* II, 36), denn wäre er nicht für einen Dichter ersten Ranges fortwährend gehalten worden, der Philosoph Seneca würde ihn weder so häufig berücksichtigen (*Senec.* Benefic. IV, 14. V, 15. Nat. Quaest. II, 44), noch ihn mit Virgil an die Spitze von Untersuchungen stellen (*id.* in Quaest. Nat. III, 1, 20. 26). Lebte so Ovid in seinen Werken fort, was war natürlicher, als daß die Dichter späterer Zeit ihn als Muster betrachteten, das that Statius, der in vieler Hinsicht ihm geistesverwandt; dies konnte aber nur den Ovid noch mehr und von Neuem zu beachten anregen, daher wir ihn zu Vespasian's Zeit, wie Quintilian zeigt, noch in den Rhetorenschulen treffen; schon oben haben wir gesehen, wie sehr der Kaiser Verus ihn liebte, für noch spätere Zeiten zeugt Lactantius (*Lact.* de fals. relig. I, 5). Daher denn kein Wunder, wenn die Commentatoren, Grammatiker, Rhetoren ꝛc. vielfach auf ihn Rücksicht nehmen, wenngleich zugegeben werden muß, daß bei diesen Ovid nie die Geltung und das Ansehen Virgil's erhalten; sie waren aber seit der Mitte des 4. Jahrh. n. Chr. die, bei denen fast lediglich die ältern fortlebten, denn die Dichter der spätern Zeit, wie Maximianus Etruscus, der zum Studium des Ovid Aufmunterung genug hatte, wissen von den alten Dichtern fast nichts mehr. Ob sie, die Grammatiker, förmliche Commentare zu Ovid verfaßt, scheint mir unwahrscheinlich, wenngleich im Catalog. Bibl. Mal. ed. *Mucciol.* T. II. p. 6. ein Cod. aus dem 12. Jahrh. cum *vetustis* scholiis Anonymi genannt wird: cf. supr. Es verschwindet daher Ovid mehr und mehr aus dem Leben, wie das denn die folgende für die Literatur so ungünstige Zeit von selbst mit sich brachte; erst als durch Karl des Großen Einfluß und vielfache Mühe die alte Literatur sich von Neuem hob, kam, wie wir bei der Ars schon erinnert, Ovid auch wieder zum Vorscheine. Die Dichter dieser Zeit zeigen nun freilich, so weit sie mir bekannt, kein tiefes Studium des Ovid, der auch nicht zu den damals den Schulen empfohlenen Schriftstellern (Heeren, Gesch. d. class. Liter. im Mitt. I. S. 129) gehörte; trotz dem wurden aber doch im 12. Jahrh. mehre Erzeugnisse dieser Zeit dem Ovid beigelegt, über die man noch nicht ganz im Klaren ist. So gehört hierher die **Elegia de Philomela, auch de vocibus avium et quadrupedum** genannt (*Burm.* ad Anthol. Lat. V, 143. T. II. p. 423. *Wernsd.* Poet. Lat. Min. VI, 1. p. 259. VI, 2. p. 388. *Meyer.* Anth. Lat. T. I. nr. 233); eine Beschreibung der Vogel- und Thierstimmen, von der wir zwei Recensionen haben, eine längere und eine kürzere, eine Erscheinung, die bei dieser Art Gedichte, wenn sie im Mittelalter bekannt waren, sehr häufig (J. Grimm, Reinhart Fuchs. S. LVIII. 408) ist, und ein Seitenstück zu den bei den Heroiden erwähnten Interpolationen bietet. Sie ist, wie Vit. Ov. ap. *Mucciol.* l. c. p. 231 zeigt, im 12. Jahrh. dem Ovid zugeschrieben; obgleich aber dies nicht allgemeine Ansicht war (Cod. nr. CXLVII, XI in Cat. cod. Philoll. Latin. B. Vindob. cur. *Endlich.* T. I. p. 73; wo es heißt in der Überschrift: „aliqui tamen, non ex ejus — sc. Ovidii — officina librum hunc emanasse"); so findet man dies doch auch in alten Ausgaben des Ovid öfter wiederholt. Den richtigen Namen des Verfassers, **Albius Ovidius Juventinus**, hat Goldast[95]) in Cod. aus St. Gallen gefunden; woher die Verwechselung kam, ist hiernach deutlich. Es hat nun Meyer (ad Anth. Lat. T. I. praef. p. XXVI. Ann. p. 95) nach Bernhardy (Gesch. der röm. Liter. S. 135) angenommen, daß dies Gedicht in Antoninus' Geta Zeit entstanden sei, da dieser dergleichen Vogelstimmen geliebt; allein der Schluß des Gedichts beweist nichts dafür; ferner ist V. 7: **Dulce pelora canit, quam dicunt nomine droscam,** (wo **drosca**, altteutsch, weniger Schwierigkeit macht, wie **pelora**, vielleicht **palara**, da in einer angelsächsischen Glosse (*Lye.* Diction. Saxon. s. v. *Dhrosle*) zu **throstle** gestellt werden **turdus, merula,** *plara*, und es ein sehr spätes Wort scheint) so beschaffen, daß ich nicht zweifle, es gehöre in die angegebene Zeit, wo ohnedies

95) Goldast's Werk ist zwar nach Schweiger (a. a. O. II. S. 664) auf der göttinger Bibliothek vorhanden, aber in der Wirklichkeit nicht; irgend ein Liebhaber seltener Bücher hat für besser gehalten, es zu sich zu nehmen. Daher habe ich trotz aller Mühe bis jetzt alle hier angeführten Gedichte, bei denen ich es auch jedesmal erwähnt, noch nicht lesen können.

grade diese Art Poesie sehr blühte; denn außer dem Gedichte des Alcuin de gallo (Grimm, Reinh. F. Vorr. S. CLXXXIII.), dem des auch hierher gehörenden Julius Speratus de Philomela (*Wernsd.* P. L. Min. T. VI, 1. p. 255. VI, 2. p. 403), des Alvarus zwei Gedichten de Philomela (*Burm.* ad Anth. Lat. T. II. p. 442), muß hier noch die Elegia de Pulice erwähnt werden, weil sie aus dieser Zeit stammend, im 12. Jahrh. (Vit. Ovid. ap. *Mucc.* l. c.) dem Ovid, wenngleich nicht einstimmig (Cod. Vind. l. c.), beigelegt wurde; sie ist nicht schlecht und gehört dem Ofilius Sergianus (*Goldast.* Ovid. Amat. praef. p. 23. *Dornav.* Amphitheatr. Sap. Socrat. p. 27. *Wernsd.* P. L. M. VI, 2. p. 248. VI, 2 in.); die Situation von V. 31 an ist nicht antik gedacht, auch weist precamina (cf. *Du Fresne*, Gloss. T. V. p. 792) auf späte Zeit. Hierher gehört wahrscheinlich auch ein carmen de Psittaco, bei Schweiger (Handb. der class. Bibl. II. S. 665) aus Dornavius (l. c. p. 369); da dort Ovid amor. II, 6 steht, so meint er vielleicht p. 370, wo ein Psittacus des Beda angeführt wird: ist der vielleicht dem Ovid zugeschrieben? Denn daß ein Psittacus dem Ovid im Mittelalter beigelegt wurde, zeigt Vit. Ov. ap. *Mucc.* l. c.; daß ferner von Beda's Gedichten einzelne dem Ovid beigelegt wurden, zeigt das Gedicht de contentione veris et hiemis (Cod. Goth. bei Dübner in Jahn's Jahrb. f. Päd. und Phil. VIII. S. 310), welches von Andern aber dem Milo (*Fabric.* Bibl. med. et infim. Lat. T. V. p. 79. Wachler, Lehrb. der Literaturgesch. S. 244) beigelegt wird, ein Umstand, der Licht auf alle diese Gedichte wirft, da wir sehen, wie willkürlich später mit diesen Gedichten umgegangen ward, wofür ich auch das noch anführe, daß in besagtem Cod. Goth. die Sprechenden Daphnis und Palämon sind; sonst cf. *Burm.* Anth. Lat. V, 70. T. II. p. 356. *Meyer.* Anth. L. I. nr. 391. Verwandt hiermit ist ferner das Gedicht de occasu solis (*Burm.* A. L. V, 14 T. II. p. 306. *Meyer.* A. L. T. II. nr. 1026), was auch dem Ovid beigelegt ward. Diese Gedichte aus dem 8. oder 9. Jahrh. zeigen also, daß man damals etwas alte Literatur trieb; da aber die Blüthe, wenn man so sagen darf, welche Karl der Große bewirkt hatte, nur eine vorübergehende war, die Dichter ferner auch meist von den heiligen Büchern ausgingen (vergl. Gervinus, Gesch. der poet. Nat.-Lit. der Teutsch. I. S. 60), so mag in dieser Zeit für Ovid und seine Werke sehr wenig geschehen sein, er ward also wenig abgeschrieben. Dies hat im 10. Jahrh. sich geändert, aus dem wir, wenn man sich auf die freilich hier ungenauen Angaben von Heinsius und Andern verlassen darf, allerdings Handschriften haben; denn da jetzt anfing eine eigenthümliche lateinische Poesie sich zu bilden (Gervin. a. a. O. S. 85), so mußte, zumal da sie in den Händen der Geistlichkeit war, der Bildung wegen auf die Classiker Rücksicht genommen werden, es wurden diese aber dadurch dem Volke nicht bekannt; wie denn auch die classische altteutsche Poesie sich von ihnen frei hält, und Ovid's, so viel mir bekannt, in ihr nicht einmal Erwähnung geschieht. Dagegen beginnt für Ovid offenbar mit dem 12. Jahrh eine Glanzzeit; denn in ihm, wo alle Gelehrsamkeit noch in den Händen der Geistlichkeit war (vergl. J. Grimm z. Reinh. F. S. XCIX.), beginnt er vorzuherrschen. Denn die lateinischen Dichter dieser Zeit kennen ihn, wie auch den Virgil, sehr gut, da sie ihre Sprache nach ihnen gebildet, so der Geistliche, der in der ersten Hälfte des 12. Jahrh. den Isegrimus (J. Grimm a. a. O. S. LXV.), ferner der, der ums J. 1150 den Reinhardus (J. Grimm a. a. O. S. XCI) gedichtet; auch andere Gelehrte, wie in Heloysen's Briefen an Abaelard nach Ramdohr Venus Uran. III, 2. S. 144 sich deutliche Spuren von Benutzung der Heroiden finden. Auf Bekanntschaft mit Metamorphosen läßt Pierre de Corbian schließen (Ramdohr a. a. O. S. 79), daher werden denn jetzt, wovon wir oben schon Beweise gehabt, Gedichte, deren Verfasser man nicht kennt, dem Ovid als einem sehr bekannten und berühmten Dichter zugeschrieben, so wahrscheinlich die Nux, Elegia, welche aus älterer Zeit sein kann, aber sicher nicht dem Ovid, schwerlich in die Augusteische Zeit gehört; im Mittelalter ist sie viel gelesen, und daher interpolirt (*Burm.* ad Nuc. Eleg. 30), im 12. Jahrh. schrieb man sie dem Ovid zu, wie Vit. Ov. ap. *Mucc.* zeigt, ebenso im 13. (J. Grimm a. a. O. S. LXXXIV.), wo sie zwischen unechten Gedichten Ovid's steht. Sie ist noch nicht gehörig untersucht (cf. *Fabric.* B. L. I. p. 461); vielleicht läßt sich aus den in ihr erwähnten Spielen etwas über die Zeit ihrer Entstehung ausmachen, wozu *Senftleb.* Nuc. Saturnalit. aber nicht ausreichen. Ferner mag in dieser Zeit dem Ovid zugetheilt sein das Gedicht de Lucretiae Morte (*Burm.* Anth. Lat. II. nr. 172. T. I. p. 349. *Meier.* A. L. T. I. nr. 833); denn da es Otto von Freisingen citirt, es auch in alten Codd. vorkommen soll, so kann es zwar älter sein, muß aber doch einen christlichen Verfasser haben (*Meyer.* l. c. praef. p. XIX.), es war bekannt später, wie die verschiedenen Recensionen von ihm zeigen. (*Lindenb.* ad *Burm.* l. c.) Hiernach kann kein Wunder nehmen, wenn auch ganz neue, eben gefertigte Gedichte dem Ovid zugesprochen wurden, so der Luparius aus dem 11. Jahrh. (J. Grimm a. a. O. S. CLXXXIV. Gervinus a. a. O. S. 85); eine spätere Glosse im Codd. bemerkt: „non sunt haec Ovidii.“ Ebenso werden die im 11—13. Jahrh. verfertigten Tetrasticha in Virg. Georg. in Codd. des 11. Jahrh. dem Ovid zugeschrieben, wogegen sie andere einem Modestinus ungewisser Zeit (*Meyer.* A. L. T. I. praef. p. XXV. Ann. T. I. p. 94) geben (*Burm.* Anth. L. T. II. nr. 189. p. 374. *Meyer.* Anth. L. I. nr. 836); die Zeit, in welche wir sie gesetzt, bestätigt, daß die Monosticha in Aeneidem, welche nach Einigen Ovid gemacht haben soll, dem Asmenius, der ums J. 1200 gelebt (*Meyer.* A. L. T. I. praef. p. XXXVI.), zugeschrieben werden (*Burm.* A. L. II, 190. T. I. p. 376. *Meyer.* A. L. I. nr. 532); weshalb Burmann sie dem Basilius gibt, weiß ich nicht; dasselbe ferner zeigt sich an: Argumentum omnium Operum Virgilii, von dem nach Ciofani (ad *Ovid.* Metam. VI, 117) sehr alte Codd. des Virgil den Ovid als Verfasser angeben sollen, aber

einmal gehen die Codd. schwerlich über das 12. Jahrh. hinaus (Gersdorf in der Wagner'schen Ausg. des Virgil. *Heyn.* T. IV. p. 610—612); dann werden sie auch in Codd. dem Modestinus zugeschrieben; daher auch sie poetis scholasticis gehören (*Burm.* A. L. II. nr. 188. T. I. p. 372. *Meyer.* Anth. L. T. I. nr. 859). Es kann sein, daß Gedichte, wie die **Argumenta in Virg. Aeneidem**, welche (*Burm.* A. L. II, 192. T. I. p. 377. *Meyer.* A. L. T. I. nr. 862) Anlaß zu diesen Irrthümern gegeben haben, denn in ihnen wird Ovid redend eingeführt, wie der Titel einiger Codd.: „sub nomine Ovidii" auch anzeigt. Wie sie alle aus dieser spätern Zeit herrühren, so auch die **Tetrasticha in omnia Virgilii Opera** (*Burm.* A. L. II, 193. T. I. p. 386. *Meyer.* A. L. I. nr. 863), sie werden zwar dem Virgil auch zugeschrieben, sollen ferner in einem sehr alten Cod. Voss. des Ausonius, aus dem sie Burmann zuerst vollständig herausgegeben, stehen, sind aber aus dem 11. Jahrh. höchstens, wie auch die **Monosticha in XII Libros Aeneidos**, von denen ich aber nicht weiß, weshalb sie Meyer (ad A. L. T. I. praef. p. XIX.) als dem Ovid beigeschrieben anführt (cf. *Burm.* A. L. II, nr. 191. T. I. p. 376. *Meyer.* A. L. I. nr. 860). An ihnen allen ist nicht viel Poetisches zu finden und sie rühren daher auch nicht von den ausgezeichnetern Dichtern dieser Zeit her, einem Hildebert von Mans, Matthäus von Vendome, Ägidius von Corbeil, Henricus von Septimelle, sondern sind, wie so manches Andere, was sich als Schluß, oder Einleitung zu den Werken der Alten in Handschriften von Neuern beigefügt findet, von gewöhnlichen Verseschmieden gemacht. Etwas künstlicher sind die ebenfalls um das 11. Jahrh. entstandenen und in Codd. des 12. dem Ovid zugeschriebenen Gedichte **de pediculo, de annulo, de medicamine aurium**, welche Sinner (in Catal. Codd. Manuscr. Bibl. *Bernens.* p. 543) aus Cod. nr. 505 (daraus in Seebode's krit. Bibl. 1829. Nr. 61) bekannt gemacht und Vit. Ovid. ap. *Murciol.* l. c. auch erwähnt, ja aus eben dieser vita sehen wir, daß in dieser Zeit dem Ovid noch ein **liber de Aurora, de Meridie, de quatuor Elementis, de Oviculo, de Sono, de Lumaca** (? vielleicht **limaca**? eine Form **limax** ist bei *Isid.* Origg. XII, 5, 7. Du Fresne führt dafür T. IV. p. 215 **limaca** auf, aber ohne Autorität) beigelegt ward, mit einem Worte, man glaubte ein Gedicht nicht mehr empfehlen zu können, als wenn man ihm Ovid's Namen vorsetzte. Es war daher nach den Werken des Ovid überhaupt Nachfrage, daher mehren sich mit dem 13. Jahrh. die Codd.; es trug dazu bei, daß an den üppigern Gedichten die Mönche, denen Maximianus' Elegien freilich lieber waren, Geschmack fanden (*Wernsd.* P. L. M. T. VI, 1. p. 230); doch sehen wir aus des Albrecht von Halberstadt — cf. sup. — Übersetzung, daß auch die Metamorphosen in Ehren standen, und konnte daher namentlich für Gelehrtere Ovid nicht im Geringsten schwer zu erhalten sein, auch sie lasen ihn gern, z. B. Roger Baco (Heeren's Gesch. d. class. Lit. im Mittelalt. I. S. 300). Es würde auffallend sein, wenn von dieser vielfachen Beschäftigung gar nichts in die im Volke lebende Poesie übergegangen wäre; wir finden nun auch in der teutschen Spuren davon, z. B. in Jans Enenkel, einem wiener Bürger, der Achill und Deidamia besang (vergl. Hagen, Büsching und Docen, Museum f. altteutsche Lit. und Kunst. 1. Bd. S. 134), er blüht ums J. 1240; später fällt der Titurel, den wir haben, und in ihm erscheint Ovid gar häufig, bald mit Lob, bald mit Tadel, wie es grade die Sache mit sich bringt, vorzüglich die **Ars amandi** scheint dem Dichter bekannt (vergl. Hagen rc. a. a. O. 1. Bd. S. 30. Gervinus a. a. O. II. S. 63). Daraus sieht man deutlich, wie die Gedichte Ovid's im Andenken der Gebildeten fortlebten, sie wurden mehr und mehr abgeschrieben und gelesen und erklärt, sodaß manche Glossen aus dieser Zeit stammen mögen; einen Cod. mit solchen finden wir bei Endlich (l. c. nr. CLI). Ebenso fuhr man auch fort, in seiner Weise zu dichten und ihm die Gedichte unterzuschieben; denn aus dieser spätern Zeit stammen doch wol **de Vetula libri III** (cf. *Fabric.* B. L. T. I. p. 465; Rühs' Handb. d. Gesch des Mittelalt. S. 107), ebenso des Pseudo-Ovid **liber trium puellarum, de nuncio sagaci**, von denen ich außer dem, was Fabricius (l. c. p. 468) anführt, nichts kenne. Das 14. Jahrh. behielt dieselbe Vorliebe für Ovid, wie allein an Planudes (vergl. Heeren a. a. O. S. 314) sich darthut; doch ist jetzt durch Petrarca's Streben und Autorität Virgil mehr hervorgetreten (Heeren a. a. O. S. 330); allein durch die frühere Zeit war dafür gesorgt, daß die jetzt erscheinenden Sammler von Handschriften um Ovid nie verlegen zu sein brauchten. Er wurde demnach auch noch oft abgeschrieben, da viele Handschriften aus dem 14. Jahrh. vorhanden, die aber, weil die Abschreiber so schlecht (Heeren a. a. O. S. 370), selten viel Werth haben. Es kam aber jetzt überhaupt mehr Leben und Freiheit in die Wissenschaft und man riß sich von den geltenden Ansichten los, unabhängig darnach strebend, dem jetzigen Standpunkte gemäß über die Classiker zu urtheilen. Das Ende des 14. und zum Theil das 15. Jahrh., aus dem auch noch viele Codd. Ovid vorhanden, trieb, durch die Erfindung und Verbreitung der Buchdruckerkunst und andere günstige Umstände angeregt, zu immer erweitertem Streben an; man gab die Alten heraus, stritt und disputirte über sie auf Universitäten und Schulen und in Schriften. So wurde auch Ovid auf neue Weise jetzt betrachtet und, wie das immer zu gehen pflegt beim Beginne neuer Richtungen, er ward bald scharf getadelt, bald ungemein gelobt; das Erstere mag auch mit durch die Geistlichkeit veranlaßt worden sein und dann durch das vielfache Studium der lateinischen Kirchenväter, die sowol auf das ganze classische Alterthum schmähen, als auch zuweilen speciell auf Ovid (**Claud. Mar. Victor. de pervers. suae aetat. morib. Epist. v. 73 in Max. Bibl. Patr. Vet. T. VIII. p. 428. Lugd.**); doch eigentliche Gelehrte, wie Politian, schlugen fortwährend den Dichterwerth Ovid's hoch an (cf. *Polit.* Eleg. de Exil. et Mort. Ovid. in *Burm.* App. Ov. T. IV. Opp. Ov. p. 233); es wäre interessant, eine Sammlung der Urtheile dieser Zeit zu haben, da Gaddi (Scriptt. non eccles. T. II p. 117)

und Burmann (App. Ov.) zu unvollständig sind. Diese Beschäftigung mit Ovid veranlaßte ferner, manche Gedichte ihm beizulegen, welche man in den Handschriften ohne Verfasser gefunden hatte; so wird die **Consolatio ad Liviam Augustam 1472. Fol. Venet.** unter Ovid's Namen gedruckt und herausgegeben (cf. *Fabric.* B. L. T. I. p. 463), worin Barth, Passeratius und neuerdings Beck (ad *Papin. Stat.* ad Calp. Pison. poem. praef. p. IX.) gefolgt sind; seit Scaliger war man sonst gewohnt sie dem Albinovanus zuzuschreiben; Eins so unrichtig wie das Andere (cf. *Weichert.* de Luc. Var. et Cass. Parm. p. 164). Ebenso mag aus dieser Zeit stammen, daß Mehre, wie Fabricius (B. L. T. I. p. 463. II. p. 149) und Wernsdorf (P. L. M. T. IV, 1. p. 46) erwähnen, den **Panegyricus ad Calpurn. Pison.** dem Ovid beigelegt haben; es ist auch dies ein Gedicht, dessen Verfasser wir nicht kennen, C. Beck will das Gedicht dem Statius beilegen. Hier, bei dem Beginne der neuen Zeit, will ich erwähnen, daß in Goldast's *Ovidii* **Erotica et Amatoria Opuscula** noch Gedichte von verschiedenen neuern Verfassern stehen, wie *Pamphili Mauriliani* **Pamphilus**, *Ovid. junioris* **somnus**, *Benigni Floriacensis* **Monachi excidium Trojae**, *Bernardini Cillaenii* **Elegiae ad Juliam**, *Antonii Codri Urcei* **Rhythmus die S. Martini pronunciatus**, *Bapt. Mantuani Carmelitae* **Elegia contra poetas impudice loquentes** (cf. *Fabric.* B. L. I. p. 467). Ich habe sie nicht gelesen und kann daher über sie nicht urtheilen; wie über sie ein diese ganze Zeit genau Kennender wol anders urtheilt, wie bisher geschehen, so stellt wahrscheinlich auch der, welcher die Codd. des Ovid genauer kennt als ich, manches anders dar von dem, was ich hier berührt, man sei aber nachsichtig gegen einen ersten Versuch, das Leben der Werke eines Classikers zu schildern. — Wie in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. Ovid gesucht sei, beweisen die häufigen Drucke seiner Werke in Italien, dem Sitze der alten Literatur in dieser Zeit, wo man schon länger sich mit dem Dichter beschäftigt hatte, daher denn auch früh — cf. sup. — Commentare erscheinen; hierher gehören Antonius Volscus, Ubertinus Clericus, Domitius Calderinus, Georgius Alexandrinus, Barth. Merula, Regius, die, wenn auch nicht grade ausgezeichnet, doch ehrlich zu Werke gehen. Die erste Ausgabe Ovid's sämmtlicher Werke ist in Bologna gedruckt, zugleich der erste Druck, der aus Bologna bekannt ist (**P. Ovidii Nasonis Opera. Fol. Bon. 1471**, ap. *B. Azoguidum*), ist sehr selten und daher hinsichtlich ihres kritischen Werthes nicht genau bekannt (vergl. Ebert's bibliogr. Lex. II. S. 256); in demselben Jahre begannen aber auch die berühmten teutschen Drucker in Rom, Sweynheym und Pannartz (Heeren a. a. O. II. S. 96) einen Ovid zu drucken, den sie im J. 1472 vollendeten (2 voll. Fol.), 1474 druckte in Venedig Jac. Rubeus (2 voll. Fol.) die **Ed. princ.** nach und zwar sehr schön; im J. 1477 erscheinen **Opera Omn.** in Parma 3 voll. Fol., in Mailand 2 voll. Fol.; im J. 1480 macht Azoguidus in Bologna eine neue Auflage Fol., zwei oder drei Bände, denn die Ausgabe ist sehr selten, noch mehre erscheinen bis zum J. 1500 in Italien, aber für die Kritik macht erst Epoche die **Aldina, 3 voll. 1503**, wozu Codd. verglichen sind, sie ward gleich in Lyon 3 voll. nachgedruckt, die erste Ausgabe von Ovid. Opp. omn. in Frankreich, wo man für die Amor. etc. wegen der dort ähnlichen Literatur wol sehr empfänglich war; schon im J. 1512 ungefähr kam in Lyon 3 voll. ein zweiter Nachdruck; worauf denn die zweite von And. Naugerius besorgte **Aldina 3 voll. 1515. 1516** folgt, welche zu allen Werken **Annotationes** enthält und manches Andere. Darauf ist zu beachten die erste **Juntina**, an welcher A. Francinus Antheil hat wie auch C. Vivianus (Flor. 1525. 3 voll.). Frankreich und Italien hat demnach seine Ausgaben, in Teutschland sind zwar einzelne Gedichte schon erschienen, aber die sämmtlichen Werke noch nicht, obgleich keine Frage ist, daß man sie gern las, denn die im J. 1483 gedruckte Übersetzung der **Ars amandi** von D. Johann Hartlieb ward nicht allein bei ihrem Erscheinen, sondern auch noch später, und namentlich im 16. Jahrh., vielfach gelesen und gedruckt, obgleich Hartlieb ein höchst elender Scribent war (vergl. Gervinus a. a. O. II. S. 240. 420), zugleich suchte Melanchthon durch Erklärung die Liebe für Ovid zu fördern. Trotz dem erscheint aber in Teutschland erst im J. 1589 (3 voll. Lips.) ein Druck der Opp. omn., wogegen die Drucker in Basel vom J. 1523 an oft sie herausgaben; in ihr sind des Glareanus und Longolius Noten enthalten, wie auch, so viel ich weiß, zuerst als Ovidisch der **Paneg. in Calp. Pison.**, andere unechte Gedichte, wie **de Pulice, Philomela, Nux, Consolat. ad Liv. Aug., Somnium** stehen schon mit in den erwähnten Ausgaben. Da so die Ausgaben sich mehrten, indem 1526, 1527, 1529 **Basil.**, seit 1536 **Lugdun.**, seit 1561 **Antw.** neben den italienischen Ausgaben erscheinen, jede aber sich vor den andern auszeichnen wollte, so war natürlich, daß auch die Erklärer sich mehrten, zu den schon Genannten kommen P. Marsus, Erasmus Roterodamus, Jak. Micyllus, G. Bersmannus, vor allen aber Herk. Ciofanius, der selbst aus Sulmo gebürtig, mit vieler Liebe sich mit Ovid beschäftigte; er gab um 1575—1582 seine Anmerkungen heraus zu einzelnen Werken Ovid's, zu allen erschienen sie **Antw. 1583**, den Text selbst hat er nicht herausgegeben. Neben diesen Ausgaben erschienen seit dem Ende des 15. Jahrh. fast in allen Sprachen dieser Zeit Übersetzungen einzelner Werke, die auch zeigen, wie Alles Ovid lesen wollte (cf. *Ebert.* l. c. p. 273). Alle diese Unternehmungen haben zwar die Erklärung gefördert, aber hinter ihr blieb, obgleich auch sie nicht vollendet, die Kritik weit zurück: erst Daniel Heinsius ging hier vorwärts, indem er in seiner Ausgabe (**Lugd Bat. 1629. 3 Voll. 12.**) einige **Codd.** zum Grunde legte, viel weiter aber ging Nikolaus Heinse (**Amsterd. 3 Voll. 1658—1661. 12.**), der größte Kenner des Ovid, der, mit Geschmack, wie seine eigenen lateinischen Gedichte deutlich zeigen, und mit Scharfsinn begabt, mit umfassender Kenntniß der lateinischen Dichtersprache ausgerüstet und im Zusammenbringen des kritischen Apparats vom Glücke so begünstigt war, daß keinem nach ihm Ähnliches zu Theil geworden; er unternahm eine neue

Recension des Textes, auf Erklärung kam es ihm nur dann an, wenn sie für die Kritik unumgänglich nothwendig. Daher hat er denn namentlich in seinen Noten für genaue Beachtung des Ovid'schen Sprachgebrauchs gearbeitet, in der Kritik selbst aber genügt er nicht mehr ganz, da er einmal der Art seiner Zeit gemäß die Varianten nicht genau genug gesammelt und dann seinen eigenen Conjecturen einen viel zu großen Werth beigelegt hat; bei keinem Dichter ist es so leicht, eine Stelle für eine Conjectur zu finden, bei keinem aber auch so schwer, die rechte Stelle für sie zu finden; was wol mit daher kommen mag, daß kein Dichter so schwer langsam zu lesen ist, wie Ovid. Nichtsdestoweniger hat N. Heinse das größte Verdienst; die folgenden Herausgeber, wie Cnippingius (**Lugd. Bat. 1670. 3 Voll. 8**), Crispinus (**Ib. 1689. 4 Voll. 4.**), Maittaire (**Lond. 1715. 3 Voll. 12**) stehen ihm bei weitem nach und machen den Ovid nur schlechter. Den Text aber zu bessern, das bisher Geleistete zusammenzufassen, die nachgelassenen Noten von N. Heinse mit seinen eigenen vermehrt herauszugeben, war der Zweck der großen Ausgabe von Peter Burmannus, welche in **4 Voll. 4. Amstel. 1727** erschien, sie ist incorrect gedruckt, wie die **1756 Amst. 4.** herausgegebene Vorrede auch bitter beklagt. Aber auch diese Ausgabe, zu der Burmann neue Collationen besaß, kommt im Verdienste der des N. Heinse nicht gleich; Burmann hat viel gelesen, ist ohne allen Zweifel ein sehr gelehrter Mann, aber besaß weder hinreichende Kühnheit, noch genug Kenntnisse, um auf echte Quellen gestützt einen gereinigten Text zu liefern. Die folgenden Herausgeber, wie Miller (**Berol. 1757. 4 Voll.**), J. F. Fischer (**Lips. 1758. 2 Voll. Bipont. 1783. 3 Voll.**) schließen sich aber doch eng an ihn an, erst Mitscherlich (**Gotting. 1796—1798. 2 Voll. 2.** Aufl. **1819**) ging von ihm mehrfach ab und führte handschriftliche Lesarten zurück, konnte aber, da er sich mit dem Burmannischen Apparat begnügen mußte, eine neue Recension, die auch gar nicht in seinem Plane lag (**cf. praef. T. I. p. X**), nicht geben. Die folgenden Herausgeber thaten nichts von Wichtigkeit (**cf.** *Jahn.* **ad** *Ovid.* **T. I. praef. p. XVII**), erst Jahn unternahm die ebenso verdienstliche wie mühsame und ermüdende Arbeit, aus den sämmtlichen Commentaren der ältern und dieser sonstigen hierher gehörigen Schriften die Varianten sorgfältig zu sammeln, übersichtlich zusammenzustellen und darnach den Text, so weit es ihm möglich, auf die ältesten und besten Lesarten zurückzuführen; daß es ihm nicht überall gelungen, ist für ihn kein Vorwurf, da er das Glück des Heinsius (*Jahn.* **ad** *Ovid.* **Op. T. I. praef. p. IX sq.**) nicht gehabt und überhaupt zu der Wiederherstellung des Textes mehrer Gelehrten Kräfte nöthig sein dürften. Die Ausgabe Jahn's ist noch nicht vollendet, erschienen ist **Vol. I. Vol. II. 1. 2. (Lips. 1828, 1832), Carm. Amat., Met.**, es wäre zu wünschen, daß auch die unechten Stücke, vielleicht in einem Anhange, mit einbegriffen würden. Ist demnach keine Frage, daß wir jetzt in der Kritik vorwärts geschritten, so sind wir allenfalls mit Ausnahme der Metamorphosen — **cf. supr.** —, in der Erklärung doch noch sehr zurück, namentlich wäre ein Commentar zu der **Ars amandi** ein Bedürfniß, dem vielleicht, wenn es kein Besserer thut, der Schreiber dieses einmal abhilft; es existiren zwar eine Menge einzelner Schriften über Ovid, Chrestomathien, Auszüge (vergl. Schweiger, Handb. der class. Bibl. II. S. 693), auch Kupferwerke 2c., aber trotz alles Verdienstes können sie den Mangel vollständiger Commentare nicht ersetzen. Also auch bei Ovid ist noch überall zu thun, und wird die Arbeit nicht gescheut, so wird sich dann auch das Urtheil über Ovid als Mensch wie als Dichter immer fester und bestimmter bi[illegible]n lassen. Möge denn dieser vorläufige Versuch, ein richtigeres Urtheil zu begründen, nicht als ganz verfehlt betrachtet werden müssen! (*Ernst v. Leutsch.*)

OVIEDA. So nannte Linné eine Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der 14. Linné'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Viticeen, nach dem spanischen Statthalter von St. Domingo und Darien, Gonzalo Hernandez de Oviedo y Valdes, welcher in seiner Geschichte von Amerika (**Sumario de la natural y general historia de las Indias. (Toled. 1526. Fol.)** Auch in Barcia's, Ramusio's und Purchas' Sammlungen) zuerst die Beschreibung einiger amerikanischen Gewächse gab. Char. Der Kelch fünfspaltig; die Corolle mit sehr langer Röhre und drei- oder fünflappigem Saume; die Beere kugelig, viersamig; von den Samen schlägt oft das eine oder andere Korn fehl (*Gärtner*, **De fruct. I. p. 272. t. 57**). Robert Brown wies zuerst nach, daß sich diese Gattung, so wenig wie **Siphonanthus** *Linn.* und **Volkameria** *Linn.* von **Clerodendron** *Linn.* (s. d. Art.) wesentlich unterscheide. Die drei Arten, welche Linné und Jussieu zu Ovieda rechneten und welche die Untergattung **Siphonanthus** bilden, sind: 1) **Clerodendron spinosum** *Spreng.* (**Syst. II. p. 760, Valdia cardui folio** *Plumier* **gen. 14. icon. 256, Ovieda spinosa** *Linn.* **sp. pl.**, *Lamarck* **illustr. t. 79. f. 1**) auf den Bergen von Hayti; 2) **Cl. Siphonanthus** *R. Brown* (*Aiton fil.* **hort. Kew. ed. 2. IV. p. 65, Ovieda mitis** *Linn.* **sp. pl.**, *N. L. Burmann* **ind. p. 136. t. 43. f. 1.**, *Lamarck* **ill. t. 79. f. 2., Siphonanthus indica** *Linn.* **sp. pl.** und **S. angustifolia** *Willdenow* **sp. pl.**) in Ostindien; und 3) **Cl. ovatum** *R. Br.* (**Prodr. flor. Nov. Holl. p. 511., Ovieda ovalifolia** *Jussieu* **Ann. du Mus.**, *Lamarck* **enc. suppl.**) in Ostindien und Neuholland. Diese Sträucher haben gegenüberstehende, gestielte, ablang-lanzettförmige oder eiförmige, meist gesägte Blätter, in den Blattachseln stehende Doldentrauben und sehr lange Corollenröhren.

Da der Name Ovieda durch die Vereinigung der Linné'schen Gattung mit **Clerodendron** frei geworden war, so hat ihn Sprengel (Anl. zur Kenntniß der Gew. 2. Ausg. II. S. 258) auf eine andere Pflanzengattung übergetragen, welche Pourret (**Mém. de l'Acad. de Toulouse III.**) und Gawler (Ker, in den **Annals of bot. I. p 238**) von **Gladiolus** und **Ixia** unter dem Namen **Lapeyrousia** trennten. Der letztere Name muß aber einer ältern, von Thunberg gestifteten Gattung aus der Familie der **Compositae** (s. d. Art. **Lapeyrousia**) verbleiben. Die Gattung **Ovieda** gehört zu der natürlichen Fa-

milie der Irideen und zu der ersten Ordnung der dritten Linné'schen Classe. Char. Die Blüthenscheide zweiklappig; die Corolle (das Perianthium) röhrig, mit sehr langer, schmaler Röhre und flachem, sechstheiligem, fast regelmäßigem Saume; die Staubfäden kurz, oberhalb in der Corollenröhre stehend, mit ablangen, aufrechten Antheren; der Griffel fadenförmig, mit drei dünnen, zweitheiligen, offenstehenden Narben; die Kapsel häutig, mit drei scharfen, vorspringenden Kanten; die Samen zahlreich, scharf dreikantig. Die acht bekannten Arten wachsen als schönblühende Zwiebelgewächse mit schwertförmigen Blättern, kaum fußhohem Stengel oder Schafte und purpurrothen, blauen, violetten oder weißen, in der Gegend des Rachens gefleckten Blumen, am Vorgebirge der guten Hoffnung: 1) **Ov. corymbosa** *Spr.* (Syst. veg. I. p. 147, **Ixia corymbosa** *Thunberg* flor. cap., *Jacquin* icon. rar. t. 288, **Ixia crispifolia** *Andrews* bot. rep. t. 35, **Ixia fastigiata** *Lamarck* enc., **Lapeyrousia corymbosa** *Gawler* in *Curtis* bot. mag. t. 595); 2) **Ov. falcata** *Spr.* (l. c., **Gladiolus falcatus** *Thunberg* diss. de Glad. n. 4. t. 1. f. 3, **Lapeyrousia falcata** *Gawl.*); 3) **Ov. silenoides** *Spr.* (l. c., **Gladiolus silenoides** *Jacquin* icon. rar. t. 270, **Lapeyrousia silenoides** *Gawl.*); 4) **Ov. fissifolia** *Spr.* (l. c. **Gladiolus fissifolius** *Jacquin* l. c. t. 268, **Lapeyrousia fissifolia** *Gawl.* bot. mag. t. 1246); 5) **Ov. bracteata** *Spr.* (l. c., **Gladiolus bracteatus** *Thunb.* prodr. fl. cap., **Lapeyrousia bracteata** *Gawl.*); 6) **Ov. fasciculata** *Spr.* (l. c., **Ixia heterophylla** *Willdenow* sp. pl., **Galaxia plicata** *Jacqu.* l. c. t. 291, **Lapeyrousia fasciculata** *Gawl.*); 7) **Ov. anceps** *Spr.* (l. c., **Gladiolus anceps** *Thunb.* diss., *Jacqu.* l. c. t. 269, **Glad. denticulatus** *Lamarck* enc., **Ixia pyramidalis** *Lam.* enc., *Vahl* enum., **Ixia Lapeyrousia** *Gmelin* syst. veg., **Lapeyrousia compressa** *Pourr.* l. c. t. 6., **Lap. anceps** *Gawl.*); 8) **Ov. Fabricii** *Spr.* (l. c., **Gladiolus Fabricii** *Thunb.* diss., **Lapeyrousia Fabricii** *Gawl.*) (*A. Sprengel.*)

OVIEDO, lat. **Ovetum** oder **Lucus Asturum**, im 43° 22′ nördl. Br. und 11° 45′ östl. L., offene Ciudad und Hauptstadt der Provinz Asturien in Spanien, auf einer Ebene zwischen den Flüssen Nalon und Nora. Die Stadt ist nach einem regelmäßigen Plane in Gestalt eines Hufeisens gebaut, die Straßen sind gerade und regelmäßig und gehen meistens auf den großen Platz. Sie ist Sitz des Generalcapitains, einer königlichen Audienz und eines Bischofes. Das merkwürdigste Gebäude ist die Kathedrale, welche nach Einigen um das J. 760 von Froila, nach Andern um 774 vom Prinzen Silo, dem Vormunde von Alphons III., gegründet wurde. Sie enthält eine Menge von Reliquien, namentlich das heilige Schweißtuch, den Stab Mosis, ein goldenes, von den Engeln gearbeitetes Kreuz ꝛc. Außerdem befinden sich hier vier Pfarrkirchen, acht Kapellen, sechs Klöster, ein Hospital für Pilgrime nach St. Jago, ein Hospital für Aussätzige, ein Armen- und ein Findelhaus. Die Universität wurde im J. 1580 gestiftet. Die Wasserleitung, welche die Stadt mit Wasser von der Quelle Tentoria del Boo versorgt, ist gut angelegt. Die Zahl der Einwohner beträgt 6500, die einige gute Gärbereien besitzen. (*L. F. Kämtz.*)

OVIEDO (**Gonzalo Hernandez de Oviedo y Valdez**), wurde 1478 zu Madrid geboren und als Page am Hofe von Ferdinand und Isabella erzogen. Als Christoph Columbus von seiner ersten Reise zurückkehrte, horchte er mit großer Begierde auf die Erzählungen von derselben und kannte bald die wichtigsten Umstände, die sich auf selbige bezogen. Er ward Soldat und zeichnete sich in dem Kriege Spaniens mit Neapel aus. Als Lohn für diese Heldenthaten ernannte ihn Ferdinand zum Gouverneur der Gold- und Silberminen auf St. Domingo. Er ging im J. 1513 dahin ab und mit großer Härte behandelte er die ohnehin schwächlichen, jetzt stark von der Syphilis angegriffenen Bewohner dieser Insel. In kurzer Zeit wurde die Zahl der Bewohner vermindert; um sich wegen dieser Grausamkeiten zu rechtfertigen, klagte er den Charakter der Indianer an und behauptete, sie verdienten nur den Tod. Zugleich behauptete er, daß bei ihnen die Syphilis ursprünglich und Folge des lüderlichen Lebens wäre. Während seines zwölfjährigen Aufenthaltes stellte Oviedo viele Untersuchungen über die Naturgeschichte der Insel, namentlich über die Syphilis, an, und untersuchte die Mittel, deren sich die Eingebornen zu ihrer Heilung bedienten. Als das wichtigste erkannte er das Guayacholz. Nach seiner Rückkehr gab Oviedo im J. 1525 zu Toledo sein **Summario de la historia general y natural de las Indias occidentales** in einem Foliobande heraus. In der Folge bearbeitete er dieses Werk und es erschienen im J. 1535 die 25 ersten Bücher seiner **Historia general y natural de las Indias occidentales**; das ganze in 50 Bücher getheilte Werk erschien erst im J. 1783 auf Veranlassung des Marquis de Truxillo. Mehr oder minder vollständige Auszüge bei Ramusio und Barcia. (*Fournier-Pescay* in den **Biogr. univ.**) (*L. F. Kämtz.*)

OVIGLIO, sardinischer Marktflecken in der piemontesischen Provinz Alessandria, liegt am Balbo, hat eine Pfarrkirche und 2500 Einwohner. (*Fischer.*)

OVIKEN, eine Pfarrei in Jemteland, einer Provinz des nordwestlichen Schwedens, bestehend aus der Muttergemeinde Oviken, im J. 1825 mit 1353, und den Filialgemeinden Hackås mit 686 und Myssjö mit 780 Seelen — mit zwei ordentlichen Geistlichen — insgesammt 16 □Meilen enthaltend, theils am Storsjö und dem mehre Meilen langen See Näckten belegen, theils von mächtigen Alpenketten (Ovikefjäll), besonders da, wo es gegen Herjeådalen grenzt, ausgefüllt. Das Volk lebt in frommer Sitteneinfalt. Die Sonntagsfeier ist sehr strenge, auch in der Ernte arbeitet keiner für sich am Sonntage, wol aber hilft man nach sechs Uhr Abends Nachbarn. Diebstahl ist höchst selten. In 40 Jahren gab es nur eine Ehescheidung. Den Hauptnahrungszweig bildet die Viehzucht; auch bereitet man das wasserdichte Ovikensleder. Mehre Bauern treiben Handel. Man findet zwei Gesundbrunnen: Eltnäset, eine Quelle, die viel Eisen neben Kalk- und Kohlensäure hält, und die sehr schwefelhaltige Quelle Wattjom. Die Kirche Oviken ist ein neues,

schönes, steinernes, aber thurmloses Gebäude, von einem Bauer des Pastorats erbaut; die Orgel hat ein Bauer aus Helsingland gefertigt. (*v. Schubert.*)

OVILABIS, heißt im Itinerario Antonini die vom Kaiser Marcus Aurelius angelegte römische Colonialstadt im Mittel-Noricum, die auf der Peutinger'schen Tafel **Ovilia** genannt wird; man hält sie ziemlich allgemein für das heutige Wels; hier vereinigten sich mehre bedeutende römische Heerstraßen; vergl. Muchar, Das römische Noricum. 1. Th. S. 217, 238, 266 fg., 271 fg., 285 fg. (*H.*)

Ovile, s. Marsfeld.

Ovilia, s. Ovilabis.

OVILIUS, römischer Geschlechtsname. **Q. Ovilio Venustiano Negotianti. Q. Ovilius Successus pater filio meritissimo fec. in** *Gruter.* **Thesaur. p. 645. nr. 12.** (*H.*)

OVINIUS, ein ziemlich verbreiteter römischer Geschlechtsname; *Varro* R. R. II, 1, 10: **Nomina multa habemus ab utroque pecore; a minore Porcius, Ovinius, Caprilius; sic a majore Equitius, Taurius.** Daß dies Geschlecht ein plebejisches, daß es sehr alt war, beweist die bei Festus (i. W. **praeteriti senatores**) erwähnte **lex Ovinia tribunicia**, deren Zeit nicht näher bekannt ist, aber die doch älter sein muß als 441 d. St. Durch diese wurde festgesetzt: **ut censores ex omni ordine optimum quemque curiatim in senatum legerent**, die Censoren sollten bei der Wahl der Senatoren auf die moralischen Eigenschaften Rücksicht nehmen und für jede Curie immer den besten in den Senat nehmen. — Ein L. Ovinius Rusticus Cornelianus aus der Tribus Quirina, der verschiedene hohe Ämter bekleidet, namentlich es bis zum Consul Designatus gebracht hatte, Prätor, Aufseher über die flaminische und tiburtinische Straße, Commandeur der siebenten Legion gewesen war ec., wird uns in einer Inschrift*) genannt. — Von einem gewissen Ovinius Camillus erzählt Älius Lampridius im Leben des Alexander Sever (c. 48) die anmuthige Anekdote, er wäre ein Senator aus alter Familie gewesen, an weichliches Leben gewöhnt, und hätte doch nach dem Kaiserthume gestrebt. Als nun der Kaiser Sever hiervon benachrichtigt wurde, entbot er ihn zu sich in den Palast, dankte ihm dafür, daß er freiwillig die Sorge für den Staat übernehmen wollte, welche die Guten nur mit Widerstreben sich gefallen ließen, führte ihn dann in den Senat und während sein böses Gewissen ihn Alles befürchten ließ, erklärte ihn der Kaiser zum Theilnehmer des Reichs, nahm ihn wieder mit in den Palast, ließ ihn an seiner Tafel speisen und verlieh ihm den kaiserlichen Schmuck und zwar noch schönern als er selbst trug; damals mußte gegen eine barbarische Völkerschaft zu Felde gezogen werden; der Kaiser machte ihm den Antrag, sich allein an die Spitze des Unternehmens zu stellen, oder gemeinschaftlich mit ihm ins Feld zu rücken; da der Kaiser selbst gewohnt war, zu Fuße zu marschiren, so lud er auch Ovinius ein, dasselbe zu thun; als er aber schon nach fünf Millien ermüdete, ließ er ihn zu Pferde reiten, und als er auch dies nach zwei Stationen nicht mehr aushalten konnte, zu Wagen fahren; worauf nun Ovinius, sei es aus Furcht, es könnte ihm sein Vorhaben doch am Ende noch schlecht bekommen, sei es aus welchem andern Motiv auch dies ablehnte, die Herrschaft niederlegte und sich zu Allem, auch zum Tode, bereit erklärte; worauf ihn der Kaiser unter guter Escorte nach einer seiner Villen bringen ließ, in der er lange Zeit gelebt hat. Lampridius bemerkt, daß gemeinhin diese Anekdote vom Kaiser Hadrian erzählt würde; aber die beste Beglaubigung sei doch für Alexander Sever. — Ein Ovinius Gallicanus war Schwiegersohn Constantin's des Großen, Consul in den Jahren der Stadt 1070, 1083 (n. Chr. 317 und 330) Stadtpräfect 1069 (n. Chr. 316); im Gruter'schen Thesaurus (p. 284. nr. 7): **Flavio Valerio Crispo nobilissimo Caes., filio Constantini Maximi atque Invicti, semper Aug., et nepoti divi Constanti Ovinius Gallicanus V. C. praef. urb. et judex sacrarum cognitionum devotus n. m. q. ejus.** — Ein Ovinius Pacatianus war im J. 1085 d. St. (332 n. Chr.), ein Ovinius Paternus 986 (233), ein anderer 1020—1022 (267—269), ein anderer 1032 (279) Consul. (*H.*)

*) *Gruter.* 446. nr. 9. **L. Ovinio L. F. Quir. Rustico Corneliano, Cos. desig., Praet., inter Tribunicios adlecto, curat. viae Flamin., leg. leg. VII. Cl. in Mys. inferiore, curat. viae Tiburtin., curat. R. P. Riciniens., Rustica Ovinia Corneliana, fil. patri pientissimo.**

OVIPARA (Animalia), werden alle diejenigen Thiere genannt, welche Eier legen, **Ovovivipara** heißen dagegen diejenigen, bei welchen die Eier schon im mütterlichen Leibe ausschliefen oder welche bald Eier legen, bald lebendige Junge gebären. (D. *Thon.*)

OVIPARITEN (Paläozoologie). Nach der alten Bezeichnungsweise den fossilen Resten gewisser Familien den Namen der letztern mit der angehängten Sylbe **ites** zu geben, bezeichnen manche Autoren mit der Benennung Ovipariten die fossilen Überbleibsel der **Animalia vertebrata ovipara** oder eierlegenden Wirbelthiere, nämlich der Vögel, Amphibien und Fische, im Gegensatze der lebendig gebärenden Wirbelthiere, der Säugethiere. (*H. G. Bronn.*)

OVIS (Paläozoologie — vergl. Ovis, Zoologie), Schaf. Was bisher an Fossilresten des Schafes vorgekommen, ist so wenig, so selten, so unvollkommen, so unzureichend von analogen Theilen unseres gemeinen Schafes verschieden, daß wir nicht glauben, vor dessen Aufzählung in osteologische Details eingehen zu müssen. Es ist sogar schwierig, die meisten dieser Reste genügend von den Theilen mancher Antilopen zu unterscheiden; sie finden sich nur in Diluvialgebilden, in Knochenbreccien und Knochenhöhlen. 1) In der Knochenbreccie Sardiniens citirt R. Wagner mehre Knochen von Wiederkäuern, worunter vielleicht auch welche von Schafen seien. 2) In der Knochenhöhle von Argou bei Perpignan erwähnen Marcel de Serres und Farines verschiedener Schafknochen und Zähne, wovon die letztern häufig, viel größer als bei den größten unserer jetzigen Schafe, doch sonst nicht verschieden seien. Sie finden sich in Gesellschaft der Gebeine ausgestorbener Arten, insbesondere des **Rhinoceros tichorhinus** und des

Cervus Tournalii (Jahrb. 1830. S. 374). 3) In der Höhle von Pondre bei Sommières (Gard) ist der untere Backenzahn eines Schafes mit Resten von **Rhinoceros minutus**, Hyänen, Dachsen, Hirschen, auch Menschen gefunden worden (Jahrb. 1830. S. 109). 4) In der Knochenbreccie von Nizza fand Cuvier ein Unterkieferstück, mit drei Milchbackenzähnen, wovon er jedoch nicht zu unterscheiden wagt, ob es einer Antilope oder einem Schafe angehört (*Cuv.* **Oss. IV**, 187, 188. **pl. XV. f.** 1). 5) Ob hierzu auch der Schneidezahn von gleichem Orte, dessen emaillirter Theil 0,012 lang, an der Schneide 0,008 breit ist, und welcher durch seine schiefe schmale Form dem zweiten linken Schneidezahne des Widders vollkommen gleicht, steht in Frage (*Cuv.* **l. c. p.** 190. **pl. XV. f.** 1). 6) Von mehren andern in Höhlen gefundenen Schafresten ist es höchst wahrscheinlich, daß sie ganz neuen Ursprunges sind. Öfters haben diese Höhlen Schäfern zur Wohnung und nächtlichen Unterbringung ihrer Heerden gedient, sodaß leicht dergleichen Reste zurückbleiben konnten*). (*H. G. Bronn.*)

OVIS, *Linné* (**Mammalia**), Schaf, Gattung der wiederkäuenden Säugethiere, zunächst mit **Capra** verwandt und von dieser fast kaum durch etwas mehr als durch den fehlenden Bart der Männchen unterschieden. Cuvier (**Règne animal éd. II.**) gibt von letzterer Gattung als Kennzeichen an, daß die Hörner nach Oben und Hinten gerichtet sind, das Kinn gewöhnlich mit einem langen Barte versehen, das Kreuz fast immer hohl ausgebogen sei; dagegen sollen die Kennzeichen von Ovis darin bestehen, daß die Hörner zwar auch nach Hinten gebogen sind, sich aber spiralförmig wieder nach Vorn wenden, daß das Kreuz meistens convex sei, der Bart aber fehle. Cuvier bemerkt dabei selbst, daß die Schafe kaum von den Ziegen unterschieden zu werden verdienten, da sie mit letztern fruchtbare Bastarde zeugten. Auch andere Naturforscher betrachten beide Gattungen als identisch, so Fischer (**Synopsis Mammalium**) u. A. Desmarest gibt folgende Gattungskennzeichen an, von denen man ebenfalls sagen muß, daß viele beiden Gattungen gemeinschaftlich sind: Die Hörner eckig, quer runzelig, seitlich spiralförmig gewunden, eine zellige Knochenachse umkleidend, welche die nämliche Richtung hat, im Ganzen 32 Zähne, nämlich acht untere Schneidezähne, welche einen Bogen bilden und sich regelmäßig an den Rändern berühren, die zwei mittlern sind breiter, die zwei seitlichen sind die kleinsten. Die sechs Mahlzähne zeigen auf ihren Kronen einen doppelten Emaille-Halbmond, drei derselben sind falsche und drei echte Mahlzähne, und es stehen sechs an jeder Seite und in jedem Kiefer, die wahren obern Mahlzähne haben den Bogen der doppelten Halbmonde ihrer Krone nach Innen gewendet, die untern dagegen, nach Außen; der Nasenrücken ist erhaben gebogen, die Schnauze hat an ihrem Ende längliche, schrägstehende Nasenlöcher und ist behaart, die Thränenhöhlen fehlen, ebenso der Bart am Kinne, die Ohren sind von mittler Größe und spitzig; der Körper ist von mittler Größe, behaart, die Beine sind ziemlich schmächtig und haben an den Knieen keine Haarsterne, in den Weichen stehen zwei Zitzen, aber keine Drüsen, der Schwanz ist wenigstens bei den wilden Arten mehr oder weniger kurz eingebogen oder hängend.

Die wilden Schafarten bewohnen theils hohe Gebirge, theils, und zwar die meisten, niedrigere Gegenden, als diejenigen sind, in welchen die Ziegenarten leben; übrigens stimmen sie in ihrer Lebensweise und in ihren Sitten fast in jeder Beziehung mit diesen überein, sodaß man fast nichts Eigenthümliches von ihnen sagen kann. So schildert unter andern Geoffroy St. Hilaire den Mouflon von Nordamerika auf folgende Weise: „Dieser Widder," sagte er, „kommt hinsichtlich seiner Lebensweise gar nicht mit den Hirschen, mit denen wir ihn eben verglichen, überein, sondern vielmehr ganz mit dem Steinbock; er bewohnt wie dieser die höchsten Gebirge und wählt zu seinem Lieblingsaufenthalte die ödesten, unzugänglichsten Stellen. Man sieht ihn mit einer unglaublichen Schnelligkeit von Felsen zu Felsen springen, seine Gewandtheit ist ausgezeichnet, seine Muskelkraft ungeheuer stark; er thut sehr weite Sprünge und sein Lauf ist ungeheuer schnell. Es würde gar nicht möglich sein, ihn zu erreichen, wenn er nicht häufig mitten in der Flucht anhielte, um mit einem dummen Blicke den Jäger anzuschauen, gleichsam zu warten, bis ihn dieser wieder eingeholt hat, worauf er sich dann von Neuem auf die Flucht begibt.

Auch die innere Organisation der Schafe in Vergleichung mit der der Ziege stimmt so sehr mit letzterer überein, daß man kaum etwas mehr als specifische Unterschiede finden kann. Hierzu kommt noch, daß die Ziege mit dem Mouflon, das Schaf mit dem Ziegenbocke fruchtbare Bastarde erzeugt, woraus wenigstens die nahe Verwandtschaft beider Gattungen hervorgeht, wenn man auch nicht nach der gewöhnlichen Theorie annehmen will, daß alle Thiere, welche mit einander solche fruchtbare Bastarde erzeugen, zu einer Art gehören. Manche der angegebenen Kennzeichen, als die gebogene Nase, die Richtung der Hörner in einem nach Oben sehenden Bogen, sind fast die einzigen von einigermaßen standhaften Kennzeichen; denn den Bart kann man nach den allgemein geltenden Regeln eigentlich nur als ein specifisches Kennzeichen betrachten. Endlich zeigt sich manche Hausrace so als Mittelglied zwischen Schaf und Ziege, daß man sie ebenso wenig bei der einen als bei der andern Gattung unterzubringen weiß. Die vereinigte Gattung von Capra und Ovis, welche Linné trennte, haben andere unter verschiedene Namen vereinigt, wovon die Synonymen unten bei den Arten vorkommen werden.

Bei der Trennung beider Gattungen bleiben der

---

*) Rud. Wagner, über die Knochenbreccie in Sardinien und die darin gefundenen Thiere, sowie über einige andere hierher gehörige Erscheinungen. (Kastner's Archiv. XV. I. 1829; IX. S. 10—31 und 36, 37. Jahrb. für Mineralog. 1830. S. 113, 114.) Marcel de Serres' und Farines' Nachrichten über die Knochenhöhle zu Argou bei Perpignan, Ost-Pyrenäen. (Annal. de scienc. nat. XVII. 1829. Jul. p. 276 – 301. Jahrb. 1830. S. 371—375.) De Christol, Notiz über die fossilen Menschenknochen in den Höhlen des Gard-Departements. (Annal. d. mines. 1829. Mai, Juin. V, III. p. 517—530. Jahrb. 1830. S. 108—110.) *Cuvier*, **Recherches sur les ossemens fossiles. ll. cc.**

Gattung der Schafe nur wenige Arten übrig, welche noch überdies theils wenig genug bekannt, theils als Arten zweifelhaft sind, desto mehr gibt es Racen, welche durch das sogenannte Kreuzen oder die Vermischung der verschiedenen Abänderungen mit einander oft so viel an selbständigen Kennzeichen verloren haben, daß man gar nicht weiß, zu welcher Art man sie zuletzt zählen soll.

1) **O. Tragelaphus** *Desmarest* (**Mammalogie 480. 738. O. ornata,** *Isid. Geoffroy*, **Dict. classiq. d'hist. nat. XI.** *Geoffroy* **Descript. de l'Égypte. Mammifères.** *Hamilton Smith* **et** *Griffith*, **the Animal Kingdom. V, 874. 2. Tragelaphus Caji** *Roy* **Synops. Fishtall or Lerwee Shaw - Travels. 243. Capra Tragelaphus** *Fischer* **Synopsis 487. 649. Mouflon d'Afrique.** *Cuvier* **Règne animal éd. 2).** Die Hörner mäßig groß, spiralförmig gedreht (an der Basis fast vierseitig), die vordere Seite sehr breit; das Haar röthlich, weich, am Halse und an der Fußwurzel (am Ende des Schienbeins) mähnenartig lang, der Schwanz kurz. Nach Smith ist das erwachsene Männchen $3\frac{1}{2}$ Fuß hoch, von der Nase bis zum Schwanze 5 Fuß 9 Zoll lang, der Kopf mißt 1 Fuß 3 Zoll; die Hörner sind 2 Fuß lang, runzelig, eckig; ihr Umfang beträgt an der Wurzel $13\frac{1}{2}$ Zoll, sie sind spiralförmig nach Hinten und Innen gekrümmt, von den Backen und dem Oberkiefer hängt ein starker getheilter Bart herab, auf dem Halse steht eine kurze, aufrechte Mähne, die Knie sind mit langen, dichten, rückliegenden Haaren bekleidet; der Körper ist rothbraun, die äußern Klauen der Vorderfüße sind größer als die innern; nur sechs Schneidezähne. In den mauritanischen Gebirgen.

Als Varietät betrachtet Smith Pennant's **Bearded Sheep (Synopsis of Quadrupeds. t. 9)** und Geoffroy's **Mouflon d'Afrique** (s. oben) aus den Gebirgen Oberägyptens, von dem er folgende Charakteristik gibt. Die Größe die eines Widders, die Hörner 11 Zoll im Umfange, nach Außen und rückwärts gebogen, die Schultermähne fehlend, die Knie der Vorderfüße mit langen Haaren besetzt, der Schwanz 6—7 Zoll lang, der Körper blaß rothbraun.

Isidor Geoffroy betrachtet den **Mouflon d'Afrique,** den er **à manchettes** nennt (s. oben **O. ornata**), als eigene Art und gibt davon folgende Beschreibung. Die Farbe ist ein einfaches schönes, gelbliches Rothbraun und nähert sich also der des eigentlichen Mouflon, doch ist sie heller als bei diesem europäischen Thiere, weil die gelben Haare nicht mit schwarzen untermischt sind und im Gegentheil ihre Spitze vielmehr weiß ist, wodurch, in der Nähe betrachtet, der Pelz gesprenkelt erscheint. So zeigt sich die Farbe auf dem Körper, dem Kopfe und fast auf den ganzen Gliedern, nur auf der Vorderseite der Schienbeine und als eine Linie auf dem Rücken hin wird sie bräunlich; auch bemerkt man zwischen beiden Vorderbeinen einen länglichen, schwärzlichen Fleck; die Unterseite des Körpers, sowie die innere und untere der Glieder, ist weiß, wie bei dem Mouflon, doch nicht in gleicher Ausdehnung. Die langen Haare am Vordertheile des Thieres und seiner Glieder haben zu dem französischen Namen Veranlassung gegeben. Sechs bis sieben Zoll lange Haare entspringen am untern Drittheile des Beines und reichen auf der vordern, innern und äußern Seite des Schienbeines bis auf die Mitte desselben herab, ein eigenes Ansehen gebend. Außerdem entspringt noch an jedem Mundwinkel ein Büschel 2—4 Zoll langer Haare und etwas weiter unten fängt auf der Mittellinie eine Haarbinde an, welche sich bis auf den untern Drittheil des Halses erstreckt, und sich dann theilt, um an jeder Seite bis an die Gliederung des Schenkels mit dem Schienbeine zu gehen. Kurz vor dieser Theilung sind diese Haare einen Fuß, bis 13 Zoll lang, verkürzen sich aber gegen Oberhals und Schulter bis auf einen halben Fuß. Ihre Farbe ist im Allgemeinen die des Körpers; nur die, welche nahe an der innern Seite des Schienbeines stehen, sind bräunlich, auch sieht man eine gleichfarbige Linie an der vordern Halsseite. Dieses Thier, welches um $\frac{1}{5}$ größer ist, als der Mouflon, hat einen 7 Zoll langen Schwanz, welcher in einem Haarbüschel endigt. Die Hörner scheinen im Verhältnisse zur Größe des Thieres klein und sind namentlich bei dem Exemplar des pariser Museums nicht größer als die des Mouflon, obgleich dasselbe ein Männchen ist und vollständig ausgewachsen zu sein scheint. Außerdem sind sie hinsichtlich der Gestalt sehr von denen des Mouflon unterschieden, denn ihre Basis ist mehr viereckig als dreieckig, auch haben sie keine vorspringende Horngräte und die Spitze, die nach Innen gerichtet, ist nicht wie bei andern Arten breit, sondern wirklich spitzig, die Runzeln stehen wenig vor, mit Ausnahme derer an der Wurzel, und die Spitze ist fast ganz glatt. Beide Hörner stehen, wie bei andern Mouflons, auf der Stirn dicht an einander und stoßen sogar an einer Stelle fast zusammen, auch ist der Winkel, den sie einschließen, viel spitziger, als bei dem gemeinen Mouflon und beträgt kaum 60 Grad. Sie sind übrigens an der Wurzel so breit, als bei dieser letztern Art, aber ihr Umfang ist viel größer in Folge der Flächenvermehrung, die aus der viereckigen Form entspringt. Das pariser Exemplar ward in der Nähe von Cairo getödtet, doch scheint diese Gegend nicht sein gewöhnlicher Aufenthalt zu sein.

2) **O. Ammon** *Linné* (**ovis Argali** *Schreber* **Säugth. t. 228.** *Desmarest*, **Mammal. I. p. 487. Ovis Ammon.** *Cuv.* **Règne animal. I. p. 267.** Oken, Naturgesch. III, 2. S. 722. *Goldfuss*, **Zool. II. p. 365.** *Tilesius* **in Act. Academ. Caes. Leop. Vol. XII. (Bonn. 1824. 4.) p. 281.** *Bojanus*, **ib. p. 293. Capra Ammon.** *Linn.* **Syst. nat. ed. XII. I. p. 97** und Erxleben, Syst. S. 250. z. Thl. *Shaw.* **General. zool. T. II. p. 2. f. 201. p. 379. Aegokeros Argali.** *Pallas* **Zoogr. T. I. p. 231. Stepni baranni.** J. G. Gmelin, Reise nach Sibirien. I. S. 368. **Rupicapra cornibus arietinis.** *J. G. Gmelin*, **Nov. Comment. Petrop. X. p. 388.** mit Abb. *Wild* **Sibirian Sheep.** *Penn.* **Hist. quadr. I. p. 38** und **Arct. Zool. I. p. 12. The Sibirian Goat.** *Penn.* **Syn. quadr. p. 18. n. 11. Kamenni Barani** oder **Musimons.** Steller, Kamtsch. S. 127. **Ovis fera Sibirica, vulgo Argali dicta.** *Pallas* **spic. zool. fasc.**

XI. p. 3. t. 1 et 2. Argali, Pall. Reise durch das russ. Reich. 3. Th. S. 231. Tilesius in Voigt's Magazin. 12. B. S. 498. t. VI. f. 1 et 2. *Desmar.* in Nouv. Dict. XXI. p. 551, 2. Mamm. p. 487, 741. Dict. des. scienc. nat. XXXIII. p. 211. *Isid. Geoffroy* in Dict. classiq. XI. p. 259. Rupicapra cornibus arietinis. *J. G. Gmelin* in den Nov. Comm. Petr. IV. p. 388. summar. p. 53. t. 8. b. f. 2 et 3. *Hamilt. Smith* in *Griff.* Anim. Kingd. V. 873. Brandt und Ratzeburg, medic. Zoologie. I. S. 52*). Das Argalischaf. Männchen und Weibchen sind bei dieser Art gehörnt, die Hörner des Männchens sind an der Wurzel dreieckig, erst nach Hinten, dann nach Vorn gewunden mit einer nach Oben und Außen gerichteten Spitze.

Der Kopf ist ganz schafähnlich, die Schnauze erhaben, zusammengedrückt und leicht gebogen, die Nase niedergedrückt, mit länglichen Nasenlöchern, wie beim Schafe, die Lippen sind innerhalb braun, die untern stark vorragend. Die beiden mittlern Schneidezähne sind die größten, der vordere Backenzahn des Unterkiefers der kleinste, der Gaumen hat 21 schwache Runzeln. Die Iris des Auges ist braun, die Augen sind gegen die Hörner gerückt. Die inwendig beharrte Thränengrube steht etwas tiefer, als beim Schafe. Auch die Ohren sind kleiner als bei diesem, inwendig mit vier nackten Längsfurchen versehen, mit den Rändern gegen einander geneigt. Die Hörner sind längsgestreift, schmutzig gelb, beim Männchen sehr kräftig, groß, zusammengedrückt dreieckig, besonders an der Wurzel stark, mit vielen ringförmigen Querrunzeln, nach Außen gewunden, höchstens mit 1½ Windungen, die Rückenfläche derselben ist schmal, etwas erhaben die Innenfläche der Länge nach ausgehöhlt, die Außenfläche am Grunde fast eben oder schwach gewölbt, nach dem Ende zu ausgehöhlt, der innere Rückenwinkel ist stumpf, der äußere bei alten Thieren stumpf, bei jungen scharf, der hintere ist am Grunde abgerundet, an der Spitze scharf. Die Hörner des Weibchens sind kleiner, aufrechter, seitlich zusammengedrückt, fast sichelförmig, die Spitze derselben nach Außen gebogen, der Rumpf des Thieres ist groß, gerundet, muskulös, der Hals mäßig lang, rund, die Glieder schlank, kräftig, zwischen den Klauen steht wie bei den Schafen eine Drüse mit einem Ausführungsgange, die Afterklauen sind klein. Der sehr kurze Schwanz ist ziemlich hoch am Rücken angesetzt. Das Haar ist doppelt, das obere oder sogenannte Seidenhaar steif, wie bei den Hirscharten und gedreht, das untere oder Wollhaar ist fein und ebenfalls gedreht. Haarwirbel stehen zwischen den Augen, auf dem Hinterhaupte und zwischen den Vorderbeinen. Die Hals- und Kopfhaare sind nach Hinten, die Bauchhaare nach Vorn gerichtet, wodurch in den Hypochondrien ein Haarwirbel, nach den Weichen eine Naht entsteht. Das Sommerhaar ist sehr kurz, kaum vier Linien lang, hirschähnlich, unter dem Halse, auf der Schienbeinnaht und an den Klauen etwas länger. Der Rücken, der Nacken und Unterhals sind graubraun, den Schwanz umgibt ein gelblicher Fleck, durch welchen ein brauner Streif sich auf jenen zieht. Das Braun herrscht hinter den Vorderschenkeln und im Nacken vor, der Kopf ist grau, die übrigen Theile grauweiß. Pallas fand an einem alten Widder den Winterpelz folgendermaßen beschaffen und gefärbt: Das Haar sechs Zoll lang, rauher, auf dem Rücken abstehend, auf den Seiten und an den Schenkeln anliegend, auf der Schnauze und an den Unterfüßen kurz, der Hals lang behaart und zottig, an den Knien der Vorderbeine bilden die Haare gleichsam einen Bart. Die Schnauzenspitze ist weiß, zwischen den Augen und der Nase steht eine braune Querlinie, die Stirn ist grau, Kehle und Unterseite des Halses grauweiß, Rücken und Nacken sind braungrau, nach den Keulen zu mehr gelblich. Die äußere Seite der Vorderarme, eine Binde nach den Seiten der Brust, der untern Bauchgegend und der Schenkel, sowie die äußere Schenkelseite braunschwarz, die innere Seite der Schenkel schwarz, die vordern Schenkel braungrau, der Unterleib grauweiß. Die Hinterschenkel vom Schwanze und die Füße vom Knie an weiß, die Hinterbeine hellbraun schattirt, der Schwanz weiß. Nach Pallas wich ein jüngeres Männchen in der Färbung etwas ab und kam darin fast ganz mit der des O. Musimon orientalis überein. Die jungen Lämmer haben ein krauses Haar.

Der Argali hat zwar die Größe einer kleinen Hirschkuh, aber den Habitus vom Mouflon. Ein alter Widder zeigte nach Pallas folgende Maße. Länge vom After zur Schnauze 5 Fuß 9 Zoll 10 Linien, die Länge der Hörner nach den Windungen gemessen, 3 Fuß 10 Zoll 9 Linien, ihr Abstand am Grunde nur 6 Linien, ihr Umfang an demselben 1 Fuß 2 Zoll 11 Linien. Die Länge eines Weibchens betrug 5 Fuß 3 Zoll, die Höhe desselben vom Rücken zur Ferse der Vorderfüße 3 Fuß 4 Zoll, die Höhe bis zur Ferse der Hinterfüße 3 Fuß 5 Zoll 7 Linien. Die Länge des Klauengliedes der Vorderfüße bis zur Ferse beträgt 3 Zoll 1 Linie, der Hinterfüße 2 Zoll 6 Linien. Die Länge des Kopfes bis zum Scheitel 1 Fuß 4 Linien, die Ohrenlänge 4 Zoll 8 Linien und die Halslänge 1 Fuß 7 Linien.

Über die anatomische Verschiedenheit des Argali vom Schafe sind die Meinungen zwischen Pallas und Bojanus getheilt. Der Erstere will keine Verschiedenheit vom Schafe gefunden haben, der Letztere aber (Acta Leopold. l. c.) meint, daß der Argalischädel durch ein bedeutenderes Hinterhaupt, eine breitere Stirn, einen schmalen Gaumen, am Grunde näher an einanderstehende Hörner, geräumigere Augenhöhlen und Choanen und durch ein größeres Hinterhauptsloch abweiche.

Der Argali lebt in den Gebirgsketten des mittlern und nördlichen Asiens bis nach China hin, mitunter in Menge; er war sonst weiter verbreitet in dem eigentlichen Rußland, doch hat ihn da die Cultur verdrängt. Er hält sich in einzelnen Rudeln auf hohen, kahlen, kalten und auch gemäßigten Gebirgsgegenden auf. Im Frühlinge und Sommer lebt er mehr in den Thälern an Bergabhängen und auf niedrigen Bergspitzen, wo er reichliche Nahrung, im Frühlinge besonders an Anemonen ähnlichen Gewäch-

*) Beste Zusammenstellung der bekannten, der wir hier folgen.

sen findet, weshalb er auch im Herbste bedeutend fett ist. Salzhaltige Stellen scharrt er auf, da er das Salz, wie überhaupt die Gattungsverwandten, liebt. Im Winter geht es ihm dagegen kümmerlich, da ihm nur immergrüne Sträucher, das trockene Gras, Moos und Flechten auf den nicht mit Schnee bedeckten Bergspitzen nähren. Er hat einen feinen Geruch und bedeutende Kraft, und springt mit der größten Leichtigkeit von einer Bergspitze zur andern, wobei er den Kopf zurücklegt. Die Männchen kämpfen häufig mit einander und verlieren dabei mitunter ein Horn. Die Weibchen ziehen sich im März zurück, um 1—2 Lämmer zu setzen, welche schon nach zwei Monaten die Hörner als schwarze, eirunde Spitzen zeigen. Der Zahnwechsel erfolgt nach einem Jahre, im Mai der Wechsel des Winterhaares. Jung eingefangen wird der Argali leicht zahm.

Das Fleisch dieses Thieres, besonders der Jungen, ist so wohlschmeckend, daß es in Kamtschatka sogar zum Sprüchworte geworden ist, um etwas Wohlschmeckendes zu bezeichnen. Der Argali macht daher einen bedeutenden Jagdgegenstand aus, und die asiatischen Völkerschaften lieben diese Jagd trotz ihrer Gefährlichkeit leidenschaftlich. Man jagt mit Pferden und Hunden, und am Irtisch stellt man völlige Treibjagden an. Die Winterfelle benutzt man zu Kleidungsstücken, die Hörner, wie anderes Horn, außerdem zu Trinkgefäßen ꝛc.

Brandt und Ratzeburg machen zu dem Argali noch folgende Bemerkung: Man will auch die **O. montana** (*Geoffr.* Ann. du **Mus. T. II. p. 360. pl. 60**) für einen (über das Eis) nach Amerika gewanderten Argali halten (*G. Cuv.* **Règne anim. l. c.**; *Desmarest*, **l. c.**), was schon Steller vermuthet (*Pallas*, **l. c**) und worauf jesuitische Missionsnachrichten deuten (**Mémoires géogr., phys. et hist. sur l'Asie, l'Afrique et l'Amérique [Paris 1767], T. II. p. 291. Acta Anglic. Vol. XXV. p. 236**), allein wir kennen das amerikanische noch nicht genau im Vergleiche zum Argali. Hat Nordamerika seinen Hirsch (s. oben), so kann es auch sein eigenes Schaf haben.

Nach Pallas' und Strahlenberg's Geschichte Rußlands soll man am Jenesei in sehr alten Grabhügeln eines unbekannten Volksstammes unter andern auch metallene Figuren vom Argali und am Abakamus einen in Stein gehauenen Argali gefunden haben.

3) **O. montana** *Geoffroy* (Fischer gibt in seiner **Synopsis Mammalium** folgende Synonyme: **O. montana** *Geoffr.* **Descript. d'une nouvelle espèce de belier sauvage in d. Ann. du Mus. II. p. 357. t. 60.** **Schreb.** Säugeth. t. 294. B. *Desmar.* **Mamm. p. 486, 739. Dict. de Scienc. nat. XXXIII. p. 210.** *Harl*, **Fn. Amer.** *Isid. Geoffr.* **im Dict. classique. XI. p. 262. O. cervina** *Desmarest* **im Nouv. Dict. class. XXI. p. 555. Bighorned sheep [Ord]** *Blainv.* **im Journ. de Phys. 1817. p. 146[a]. My-attic [cervus hybridus] et Ema-ki-ka-how,** der Indianer). Er rechnet also mit Harlan Geoffroy's Thier zu dem Harlan's, gegen welche Vereinigung Geoffroy, der Sohn, sich ausspricht, indem er beide als verschiedene Arten betrachtet, und überdies vereinigt er diese amerikanische Art ebenfalls nach Harlan's Ansicht mit dem Argali (vergl. den Schluß der vorigen Nummer), fügt auch in den Zusätzen noch folgende Synonyme bei: **O. Pygargus** *Hamilt. Smith* **in** *Griff.* **Anim. Kingd., V. p. 359 et IV. p. 318. c. fig. O. Californianus** *Douglas* **in Zool. Journ. XV. p. 332. Cul blanc,** der Canadier.

Wir folgen in Beschreibung dieser Art zunächst Geoffroy, dem Sohne, indem wir die amerikanischen Hirsche beachten, deren verschiedene Arten früher auch nicht von einander getrennt wurden, sodaß es am Ende wol der Fall sein könnte, daß auch diese Schafarten nicht, wie Harlan annimmt und nach ihm Fischer, nur eine, sondern mehre ausmachen.

Das von Geoffroy beschriebene Thier ward von dem Engländer Gillivray zu Anfange dieses Jahrhunderts entdeckt. Geoffroy, der Sohn, gibt von demselben a. a. O. folgende Beschreibung: Der Körper ist schlank, die Beine lang, der Kopf ist kurz und die Nase oben fast gerade, das Maul ist genau wie beim Schafe gebildet (ob auch inwendig?). Die Hörner sind bei dem Männchen groß und breit, sie sind nach Vorn vor den Augen gerichtet, und beschreiben fast einen Spiralbogen, sind zusammengedrückt wie bei dem Schafwidder und in die Quere gestreift; die des Weibchens sind viel kleiner und ohne merkbare Krümmung. Das Haar ist kurz, stark, grob und wie ausgetrocknet, die Hauptfarbe ist kastanienbraun, an den Hinterkeulen ist das Haar weißlich, Schnauze und Nase sind weiß, die Wangen hell kastanienbraun, der sehr kurze Schwanz schwarz. Gillivray gibt folgende Maße (englisch) eines von ihm geschossenen Exemplars: Länge 5 Fuß, die Hörner in gerader Linie gemessen (soll offenbar heißen nach der Krümmung) 3 Fuß 6 Zoll, die Beine 3 Fuß 9 Zoll, der Schwanz 4 Zoll. Findet sich im Norden von Amerika, oder fand sich wol vielmehr, denn seit der Zeit der Entdeckung sind in jener Gegend gewaltige Veränderungen vorgegangen.

Harlan, in seiner amerikanischen Fauna, theilt Folgendes über das Thier mit: Die Hörner des Männchens, welche namentlich an der Wurzel dreieckig sind, sind sehr groß und sehr stark, sie entspringen nahe an den Augen, biegen sich erst nach Hinten, dann wieder nach Vorn, und ihre Spitzen sind etwas nach Oben und Außen gerichtet (sind also spiralförmig); sie sind in der ersten Hälfte ihrer Länge mit tiefen Runzeln versehen, gegen das Ende hin aber mehr glatt, ihre Vorderseite ist breiter, die Hörner des Weibchens sind schmächtiger als die des Männchens, zusammengedrückt, fast gerade, fast ohne Furchen, und gleichen sehr denen eines gemeinen Bocks. Der Hals hat einige hängende Falten und der Schwanz ist sehr kurz. Der Sommerpelz ist im Allgemeinen graugelb, mit einer gelblichen oder roströthlichen Linie auf dem Rücken und einem eben solchen Flecken auf den Keulen; die innere Seite der Glieder und der Bauch sind hellroströthlich und selbst schmutzig weiß. Im Winter wird der Pelz oben mehr rostfarben, Schnauze, Bauch und Kehle mehr weißlich, der dunkle Fleck auf den Keulen bleibt aber beständig. Diese Thiere leben in Rudeln von 20—30 Stück und

bewohnen die felsigen Gebirge gegen den 15. Grad nördlicher Breite und den 115. östlicher Länge; auch findet man sie in Californien.

Douglas' Beschreibung des **O. californiana** weicht wieder etwas ab. Nach ihm ist die Länge 5 Fuß 10 Zoll, die Höhe vorn an den Schultern 2 Fuß 8 Zoll, die Hörner stehen 9 Zoll ab, sind mondförmig, zum Theil zusammengedrückt, ziemlich glatt, 24 — 30 Zoll lang, gelblich, die des Weibchens nur 7 Zoll lang, nach Hinten und auswärts gekrümmt. Die Wolle kurz, fein, gelblichweiß, mit untermischten bräunlichen Stachelhaaren am Halse, Rumpf, an den Füßen und am Schwanze, das Kopfhaar kurz röthlich braun, die 1½ Zoll langen Ohren aufrecht stumpf.

Richardson in seiner **Fauna Borealis Americana (London 1829)**, vereinigt ebenfalls das von Geoffroy beschriebene Thier mit dem von Harlan, wie aus folgender Synonymie hervorgeht: **O. montana. Rocky-Mountain Sheep.** 23. *Schreber*. **Encycl.**, *Warden*; **Argali** *Cook* 1778; *White* **Buffalo** *Mackenzie* 1789. **Mountain Goat** *Umfreville;* **Mountain Ram** *M'Gillivray*. **Newyork med. repos. VI. f. 1803; Big-horn** *Lew*. **I. Belier sauvage d'Amérique** *Geoffr*. **Ann. du Mus. II. t. 60; O. ammon.** *Harl.* Er sagt davon (Isis 32): die Patres Piccolo und Salvatierre fanden im J. 1697 zwei schafartige Thiere in Californien (**Phil. trans. p. 318. p. 232**). Hernandez, Clavighiero und Vanegas sprechen auch davon, sind jedoch vielleicht verschieden wegen der gesprenkelten Haare. D. Douglas nennt eins davon **O. californica** (**Zool. Journ. Apr. 1829**). Geoffroy's Exemplar stammt von M'Gillivray aus dem Rockygebirge, Griffith's und Godman's Abbildungen von Lewis und Clark, ich schickte dem zoologischen Museum ein Paar vom südlichen Arme des Makenzie. Es bewohnt die höchsten Spitzen von 48 und 68 bis 40 und weiter südlich, in Rudeln von 3 — 30 Stück, Junge und Weibchen, indem die Widder bis im December für sich leben, wo sie sich dann paaren. Die Weibchen werfen dann im Juni oder Juli auf den höchsten Gipfeln. Diese Thiere sind sehr wild, und warnen einander vor Gefahr durch einen Pfiff, sie besuchen täglich Höhlen mit Salz beschlagen in Thonschiefer, wo **Weissia macrocarpa** wächst. Das Fleisch derselben ist sehr gut. Wird von manchen für einerlei mit dem Argali in Kamtschatka gehalten, welchem das Schaf aus Nepal zu gleichen scheint. Unser Thier ist größer, als irgend ein Hausschaf, die Hörner des Widders sind sehr groß, berühren sich jedoch nicht an der Wurzel, krümmen sich nach Hinten, Unten, Vorn und Oben, in einen vollkommenen Kreis, während sie sich vom Kopfe entfernen und immer dünner werden, ihre Spitze ist nach Oben gerichtet, unten sind sie dreiseitig, die obere Seite quergefurcht, die Hörner der Weibchen sind viel kleiner, fast aufrecht, die Gesichtsfirste ist gerade, das Haar wie beim Rennthiere holzbraun, Kopf und Kreuz weiß, der Schwanz dunkelbraun, der Widder ist im Frühjahre fast ganz weiß, die Länge beträgt 6 Fuß, der Schwanz mißt nur 2 Zoll, die Schulterhöhe ist 3 Fuß 5 Zoll, das Horn mißt 2 Fuß 10 Zoll, die Spitzen stehen 2 Fuß 10 Zoll von einander ab und der Umfang an der Wurzel ist 1 Fuß 1 Zoll.

Eschholz hat im ersten Hefte seines zoologischen Atlas eine neue Art Schaf unter dem Namen **O. nivicola**, beschrieben und Tafel I. abgebildet, das er offenbar für eine ganz neue Art hält, indem er verwandter Arten nicht einmal gedenkt, dennoch aber dürfte dasselbe vielleicht hierher gehören, vielleicht ist es wirklich eine eigene Art. Es ist davon folgende Diagnose und Beschreibung gegeben: **Mas cornubus subtriquetris, post intervalla magna transversum incisis, latere externo planis; angulo externo prominulo; vellere hyemali longo recto rigido flavo griseo; pedibus antice ferrugineis.** Die Länge des ganzen Thieres 5 Fuß, die mittlere Höhe desselben 2 Fuß 5 Zoll. Das Exemplar ist ein altes Männchen im Winterkleide. Seine Hörner sind im Ganzen dreikantig, an der Wurzel einander ziemlich nahe stehend und daselbst 3 Zoll dick. Sie krümmen sich an den Seiten des Kopfes in einem Kreise, der 10 Zoll im Durchmesser hat, so, daß ihre Spitze nach Vorn gewandt ist; diese undeutlich dreiseitige Spitze krümmt sich, nachdem die Hörner einen Kreis vollendet haben, nach Außen. Die Farbe der Hörner ist braun. Diejenige Fläche der Hörner, welche an der Wurzel nach Vorn gewandt scheint, ist eben und zeichnet sich durch weit von einander abstehende, ziemlich tiefe Quereinschnitte aus, und zwar stehen die drei erstern Einschnitte an den Wurzeln der Hörner, ungefähr 1½ Zoll weit von einander, die zwei folgenden in einer Entfernung von 2 Zoll, die vier folgenden Räume zwischen den Einschnitten sind 3—4, 5 und 6 Zoll lang, und endlich mißt das Ende 7 Zoll. An den Zwischenräumen des dickern Theiles der Hörner bemerkt man noch einige Quereindrücke, welche aber keine wulstige Hervorragungen bilden. Die an der Wurzel der Hörner nach Außen gewandte Seitenfläche ist Anfangs breit, eben, und hat nur geringe Spuren der Einschnitte, sie wird von der vordern Fläche durch eine scharfe Kante geschieden, welche nach Außen noch über die Seitenfläche hinüberragt. Die innere Kante ist stumpf, die innere Fläche gewölbt und die untere Kante gerundet. Das rehartige brüchige Winterhaar, zwischen welchem eine feine Wolle sich befindet, ist am Leibe 3 Zoll lang, am Rücken gelblich grau, am Bauche etwas heller, am Halse und Kopfe fast strohgelb gefärbt, die Beine sind mit kurzen Haaren bedeckt und an der vordern Fläche rostfarben, an der hintern gelblichgrau, an den Vorderbeinen sind jedoch die Knie auch gelblichgrau gefärbt, und zwar ist die braune Farbe der Vorderschenkel nach Unten zu plötzlich abgesetzt. Die ganze hintere Fläche der Hinterschenkel und die Gegend um den sehr kurzen Schwanz herum hat eine gelblichweiße Farbe. Die Hufe sind schwarz, am obern Theile der Vorderschenkel sind die Haare sehr lang und hängen frei herab, besonders an der hintern Seite derselben; zugleich bemerkt man gleich hinter ihnen eine große Fläche an der Seite der Brust, die nur dünn behaart ist und wo die Haare dicht an die Haut angepreßt sind. In diese Vertiefung des Pelzes legen sich die zurückgeschlagenen Beine und werden von den erwähnten längern Haaren gedeckt. Die-

ses Schaf lebt auf den Bergen der Halbinsel Kamtschatka, hält sich im Sommer an der Schneegrenze auf, steigt aber im Winter in niedere Regionen hinab. Eschholz fügt hinzu: „Nach den zehn Einschnitten der Hörner zu urtheilen mag das hier beschriebene Thier zehn Jahre alt gewesen sein. Obgleich dieses Schaf auf den Bergen häufig erlegt wird, so kommen solche Exemplare doch selten vor und dieses wurde seines Alters wegen von dem zu der Zeit in Kamtschatka sich aufhaltenden ehemaligen russischen Generalconsul zu Manilla, Dobell, aufbewahrt und nachher uns geschenkt.

4) O. musimon, *Gessner*. Brandt und Ratzeburg haben mit dieser Art eine kritische Revision, gestützt auf Originale, vorgenommen und zwei Varietäten derselben aufgestellt, welche indessen nach der eigenen Bemerkung dieser Autoren vielleicht eigene Arten sein dürften. Wir stehen daher nicht an, ihnen genau zu folgen, da weder Fischer noch Cuvier einen desfallsigen Unterschied andeuten, der doch wol alle Berücksichtigung verdient. Am a. O. finden sich folgende von Fischer's Angaben zum Theil abweichende Synonyme: O. musimon, Goldfuß, Hdb. der Zool. (Nürnb. 1820) II. S. 863. Oken, Naturgesch. II, 2. S. 722. Le Mouflon, *G. Cuvier*, Règne anim. I. p. 267. *Geoffr.* et *Fr. Cuv.*, hist. nat. de mammif. T. I. f. 113. *Buffon*, hist. nat. (à Paris MDCCLIV. 4.) T. XI. p. 376. pl. 29. *Desmar.*, mammal. p. 488. Capra Ammon, *Linn.*, Syst. nat. ed. XII. (z. Theil) Musmon seu Musimonn *Gesn.*, quadr. (ed. Tig.) p. 823. (m. Abb.) *Raj.*, syn. quadr. p. 75. Tragelaphus Mouflon *Klein*, quadr. p. 20. Mufione *Aless.* quadr. I. t. 7. Mouflone *Cetti*, quadrupedi di Sardegna (Sassari 1774) I. p. 111. Cetti, Naturgesch. von Sardinien (Lpz. 1783) S. 142. Aegoceros Musimon *Pall.*, zoogr. I. p. 230. Wild Sheep, *Pen.*, hist. quadr. p. 39. Bubalis, s. Bubalus, *Aldrov.*, bisulc. (ed. Bon.) p. 735. c. ic. O. fera. *Varro*, De re rust. L. III. c. 12. Aries ferus. *Colum.*, De re rust. L. VII. c. 2. Musimon, *Plin.*, H. N. L. VIII. c. 49. Ophion, *Plin.*, XXIII. c. 9. *Ἄγριοι Pausan.*, Phoc. c. XVII. ed. *Facii.* p. 204. *Μούσιμος*, *Strabon*, Geogr. V. ed. *Janson.*, p. 225. Französisch le Mouflon, englisch the wild Sheep. In Sardinien Mufione, auf Corsika Muffoli.

Als wesentlicher Charakter beider Varietäten ist angegeben: das Männchen mit am Grunde abgerundeten dreieckigen, stark rückwärts gebogenen Hörnern, deren Spitze sich nach Unten und Vorn oder nach Innen und Oben und dann nach Außen biegt, das Weibchen ungehörnt. In Beziehung auf die Varietäten sagen die Verfasser, daß sie die erste annahmen, weil sie die Hörnerbildung des cyprischen Exemplares, welches ihrer Abbildung und Beschreibung zum Grunde gelegt ist, von dem gewöhnlich beschriebenen und abgebildeten Mouflon abweichend fanden. Es nähert sich darin dem Widder, welchen Gmelin in den persischen Gebirgen fand (J. G. Gmelin, Reise durch Rußland. 3. Thl. [Petersburg 1774. 4.] S. 486. t. 55) und wovon Pallas (Spic. I. c. t. V. f. I.) den Schädel abbildete.

A. Varietas orientalis (*Brandt* et *Ratzeburg*, medec. Zool. t. 9. f. 1 et A). Char. Die Enden der Hörner nach Unten und Hinten, die Spitzen nach Oben gerichtet, der Habitus schlank. Der Kopf schafähnlich, der Hals schlank, der Körper gestreckt, die Brust dicker als der Leib, die Füße schlank, höher als beim Schafe, Klauen und Afterklauen wie beim Schafe. Die Hörner der Männchen sind gelblich braun, dreieckig und dreiflächig. Eine breite, nach Vorn liegende Fläche verläuft bogenförmig, ebenso eine seitliche, am obern Ende schmäler, die dritte oder innere (die breiteste von allen) ist mehr eben und nur an dem obern Theile etwas ausgehöhlt. Der vordere äußere Winkel ist der stumpfste, der obere oder innere schärfer, der untere oder hintere am schärfsten. Die Hörner sind mit ihrer Basis, wie bei der Merinorace, sehr genähert, fast bis zu ihrer Mitte mit einer bogenförmigen Krümmung auswärts und aufwärts steigend, dann sich nach Unten und Innen, mit der Spitze aber nach Oben krümmend, am untern und mittlern Theile mit Ringen versehen, welche am obern Winkel höckerig sind. Die Behaarung ist doppelt; ein feines gedrehtes wollähnliches, weißlichgraues Unterhaar und ein starres, gedrehtes, dem der Hirsche vergleichbares Oberhaar. Einzelne Haare sind weiß, oder weiß mit Gelb- oder Röthlichgelbbraun oder Schwärzlichbraun, oder Schwarzbraun, der Kopf gelblich graubraun, mit Weiß melirt. Die Augen gegen den Strich neben der Nase, die Schnauzenspitze, die Unterseite des Kinnes, die Ohren und ein kleiner Fleck am Vorderhalse bräunlich weiß. Der Hals ist gelbbraun, mit Gelb und Braun melirt, ebenso, nur mehr weiß und grau, der mittlere Theil der Seiten des Leibes. Die Schultern, Schenkel, Vorder- und Hinterbeine, Hinterrücken gelblich, graubraun, mit Schwarz, die Brust, der Vorder- und Unterbauch, die innere Seite der Unterbeine und Schenkel, sowie eine neben dem hintern Rande der letztern sich fortsetzende Linie und die Unterseite des Schwanzes weiß, mit stellenweise brauner Beimischung über der Brust und hinter den Vorderschenkeln läuft ein schwarzbrauner länglicher Streifen und über den Bauch jederseits eine Linie von gleicher Farbe. Die Oberseite des Schwanzes ist ebenfalls schwarzbraun, die Hufe sind bräunlich schwarz. Die Maße des beschriebenen Exemplars werden wie folgt angegeben: die Länge des Kopfes bis mitten zwischen die Hörner 7 Zoll 6 Linien, von da bis zwischen die Ohren 3 Zoll 2 Linien, dann bis zum Widerrist 11 Zoll 9 Linien und von da bis zur Schwanzwurzel 2 Fuß; die ganze Länge 3 Fuß 11 Zoll 5 Linien. Der Umfang des Kopfes durch die Augen 1 Fuß 3 Zoll 2 Linien, der Umfang des mittlern Theiles des Halses 1 Fuß 2 Zoll 4 Linien, der Umfang des Vorderleibes 2 Fuß 6 Zoll 6 Linien, des Hinterleibes 2 Fuß 4 Zoll 9 Linien, die Länge des Hornes auf der Krümmung 1 Fuß 3 Zoll 2 Linien, die Entfernung der Spitze von der Wurzel 11 Zoll 4 Linien, der Abstand beider Hörner an der Wurzel 4 Linien, der Abstand der Hörner in der stärksten Krümmung 1 Zoll 9 Linien, der Abstand der beiden Spitzen 10 Zoll 6 Linien, die Ohrenlänge 3 Zoll 3 Linien, die Schwanzlänge 3 Zoll 6 Linien, die

vordere und hintere Höhe 1 Fuß 2 Zoll 9 Linien, die Länge des Unterarms 9 Zoll, des Laufes 6 Zoll 3 Linien, der Fessel 2 Zoll 2 Linien, der Hufe 1 Zoll 6 Linien, die Länge des Unterschenkels 7 Zoll 4 Linien, des Hinterlaufes 9 Zoll, die Länge der hintern Fessel ebenfalls 2 Zoll 2 Linien. Vaterland: Cerauische Gebirge in Persien, die griechischen Inseln, namentlich Cypern, und vielleicht die taurische Bergkette, Makedonien und Serbien, wo es auch Mouflons geben soll.

B. **Varietas occidentalis** (l. c. t. 9. f. 2). Char. Die Enden der Hörner stark nach Unten, die Spitzen derselben nach Vorn gebogen, der Habitus gedrungener, der Kopf dicker als bei der vorhergehenden Abart. Der Kopf schafähnlich, etwas dick, die Schnauze wie beim Schafe, die Nase convex, schafähnlich, ebenso die Zähne und Augen, die Iris hellgelblich braun, die Ohren mäßig, groß aufrecht, zugespitzt, beweglich, die Thränengruben nur angedeutet, der Hals etwas kurz, der Körper gerundet, muskulös, die Beine kräftig, die Hufe kurz graugelblich, der Schwanz sehr kurz, nach Unten gebogen, unterhalb nackt. Das Oberhaar steif, kurz und gedreht, das Unterhaar sehr reichlich, fein, gedreht, wollähnlich. Der Rücken, Hals, die Schultern, Weichen und Schenkel im Sommer hell röthlichbraun, mit einzelnen schwarzen Haaren, vom Hinterhaupte zum Schwanze geht ein dunkler röthlich brauner Streifen. Der Unterhals bis zur Brust, die Oberhälfte der Vorderbeine und der Schwanz schwärzlich, ebenso eine über den Seiten des Bauches von den vordern zu den hintern Extremitäten verlaufende Linie, dann der Ober- und Seitentheil des Gesichtes und eine von der Lippe zum Auge und zum Unterkiefer gehende Linie. Der vordere Gesichtstheil, die Augengegend, Ohren und Unterbeine, der Bauch, die Hinterbacken und der Schwanz, weiß. Die Innenseite der Glieder oberwärts schmutzig grau, über den Weichen ein breiter hellbrauner Streifen. Im Winter herrscht statt des Braunen mehr das Schwarze vor, die Halshaare bilden eine Art schwarzer Mähne, statt des braunen Weichenstreifens ist ein weißer vorhanden. Die Jungen sind braun ohne Beimischung von Schwarz. Die Männchen haben sehr starke, große, unebene, geringelte Hörner, deren Grundtheil sich stark rückwärts krümmt, während sich die Spitze nach Unten und Vorn biegt. Ihre Länge beträgt zuweilen 27 Zoll, der Umfang am Grunde 9 Zoll, der Abstand der Spitzen 12 Zoll und mehr, der Hodensack ist wie bei den Schafen gebaut. Die Weibchen sind ungehörnt, und obwol Desmarest angibt, daß auch gehörnte vorkämen, so widerspricht diesem doch Geoffroy, der Sohn, ganz ausdrücklich, indem ihm nie dergleichen weder lebendige, noch Cabinetsexemplare vorgekommen seien. Die Länge des Mouflon von der Schnauzenspitze bis zum After ist 3 Fuß 4 Zoll, die Kopflänge von der Schnauzenspitze zum Hörnergrunde 8 Zoll, von da bis zum Widerrist 11 Zoll, dann bis zur Schwanzwurzel 1 Fuß 9 Zoll; die Schwanzlänge beträgt 3 Zoll 6 Linien, die Länge der Hörner 1 Fuß, und darüber; ja sie sollen vollkommen entwickelt gegen zwei Fuß lang werden. Nach den Angaben von Cetti und Büffon gleicht das Skelett durchaus dem eines Widders, nur daß beim Schafe 16 bis 22 Schwanzwirbel, bei dem Mouflon aber nur 12, welche dünner, kürzer und an den Rändern schärfer vorhanden sind; auch die Weichtheile sollen sich nach Büffon ganz wie beim Schafe verhalten.

Wie schon aus den oben angegebenen Synonymen hervorgeht, bezeichnet schon Plinius diese Art als dem Hausschafe verwandt, und sagt, daß sie mit diesem letztern Bastarde erzeugten, bekannt unter dem Namen **Umbri**. Er erwähnt auch, daß zu seiner Zeit die Mouflons zwar hauptsächlich in Corsica, aber auch in Spanien einheimisch waren. Cetti behauptet, daß dem nicht so sei und daß es nirgends in Spanien Mouflons gebe, welchem indessen die Thatsache widerspricht, daß Bory de St. Vincent selbst in Spanien Mouflons sah und erlegte, und namentlich in dem südlichen Theile derjenigen Gegend, welche er als afrikanisches Klima bezeichnet; auch sind sie nach seinen Angaben im Königreiche Murcia häufig. In Sardinien finden sie sich nach Cetti nicht überall, und es scheint der Mittelpunkt ihrer dortigen Wohnplätze der Berg Pradu in Oliena zu sein, von wo aus sie sich über Fong bis Sarabus verbreitet haben. Der eigentliche Stamm soll im östlichen Theile der Insel sein und sie sich besonders häufig in Buduso und Nuoro, sowie auf dem Berge Lerrone in Patata, häufig finden sollen, eine Colonie aber ist auf dem Gebirge Argentiera in Nura, eine andere in der Landschaft Iglesias und Teutala zu Hause.

Der Mouflon ist furchtsam und schüchtern, und bewohnt die höchsten Felsspitzen, von wo er verfolgt, sich überschlagend sich herunterstürzt auf die Hörner, ganz in die Enge getrieben aber seinen Urin gegen seinen Verfolger braucht. Wie seine Gattungsverwandten hält er sich gesellig zusammen; ja die Geselligkeit soll ihm so nothwendig sein, daß Einzelne nicht lange leben. Gehör und Geruch sind sehr scharf, aber die Dummheit nicht minder groß, und auch in der Gefangenschaft wird diese um nichts gemindert. Einen starken Beweis davon liefert F. Cuvier, indem er von den Mouflons erzählt, welche im pariser Pflanzengarten gehalten wurden. Diese Thiere liebten das Brod sehr und erhielten daher häufig davon, besonders aber benutzte man es, um sie anzubinden, wenn man den Park besuchen wollte, um ihre Stöße zu vermeiden, die sie mitunter ausgetheilt hatten. So angebunden zu sein, war für sie eine wahre Qual, nichtsdestoweniger kamen sie jedesmal, wenn man ihnen Brod hinhielt, ohne irgend eine Furcht oder eine Ahnung der ihnen gelegten Schlinge, also so zu sagen ohne alle Überlegung, so oft auch dieses Verfahren wiederholt wurde. Übrigens läßt sich der Mouflon leicht zähmen, und daß die im pariser Pflanzengarten eher noch wilder wurden, mag wol seinen Grund darin gehabt haben, daß sie von dem Publicum zu sehr geneckt wurden. Die Männchen kämpfen in der Wildniß häufig mit einander und der stärkste Bock führt immer noch das Rudel an. Sie blöken wie ihre Gattungsverwandten und zeugen mit dem Hausschafe fruchtbare Bastarde. Die zahmen sollen ihren Herren sehr zugethan und munter und lebhafter als unsere gewöhnlichen Schafe sein. In seinem Vaterlande wird der Mouflon zur ho-

hen Jagd gezählt und man zieht sein Fleisch dem des Rothwildes vor, gelockt zum Schusse wird er durch nachgeahmtes Schafblöken. Die Gedärme benutzt man zu Saiten, aus den Fellen macht man Kleidungsstücke.

5) **O. aries** *L.* Alle Schriftsteller sind darüber einig, daß das Hausschaf keine eigene Art sei, nur darüber ist man in Zweifel, von welcher wilden Race als Stammrace man es abzuleiten habe. Viele Naturforscher nehmen an, daß es nur der Mouflon im Hauszustande sei, verändert durch Pflege und klimatische Verhältnisse, andere, wie z. B. Brandt und Ratzeburg, leiten das Hausschaf mit Pallas theils als eine nur im Culturzustande sich fortpflanzende Ausartung von dem Argali oder Mouflon ab, theils betrachten sie dasselbe als einen Bastard von beiden. Sie geben dafür namentlich folgende Gründe an: „Der Argali und Mouflon gleichen von allen Thieren im innern Baue, in der Beschaffenheit der Hörner und Haare, und im Naturell dem Hausschafe am meisten, auch werden beide, wie Pallas (S. 53), Cetti und Pennant (S. 56) anführen, leicht zahm. Der Mouflon zeugt mit dem Schafe (S. 56). Die einzelnen Schafracen sind unter sich unähnlicher als das Schaf und der Argali oder Mouflon." In neuern Zeiten wurde aber diese von Buffon aufgestellte und von Pallas vertheidigte Meinung angefochten. (Link, Urwelt. 1. Bd. S. 186 und *Bojanus*, Act. Academ. Caesareo-Leopold. l. c.) Man führte als Gegengründe an: Der Mouflon habe keine Spur von Wolle, ferner könne sich kein Schwanz erzeugt haben und die schlanke Rehgestalt des Argali oder Mouflon in den untersetzten Körper des Widders übergegangen sein; auch habe man nie Fettschwänze hervorgebracht, endlich zeige der Schädel Verschiedenheiten. Doch scheinen wol folgende Erscheinungen für Buffon und Pallas zu sprechen. Beim Mouflon (und beim Argali) überwiegt das Unterhaar (Wollhaar) das Oberhaar, wie sonst nirgends, läßt sich auch wie Wolle verarbeiten (Cetti S. 157). Der Schwanz fehlt weder dem Mouflon, noch dem Argali, und ist überdies als ein weniger wesentliches Organ einer großen Abänderung der Wirbelzahl fähig, die bis zur Verkümmerung gehen kann. Geschwänzte Hühner verloren in Virginien die Schwänze (Misc. Cur. Lond. 1727. VIII. p. 330; *Pall.* Spic. Fasc. IV. p. 21). Auf Amboina sind die Katzen kurzschwänzig (*Valentyn.* l. c. p. 269). Beim Biber (einem wilden Thiere) schwankt die Zahl der Schwanzwirbel zwischen 24 und 28 (S. 17). Unsere langschwänzigen Schafe haben zwischen 16—20 Schwanzwirbel. In Asien gibt es Schafe, die deren nicht mehr als der Argali oder Mouflon, ja noch weit weniger (3—4) besitzen. Auch die geringe Beweglichkeit des Schwanzes bei den Hausschafen deutet auf eine unnatürliche Bildung. Der Übergang des so rehähnlichen Mouflon in unser Schaf läßt sich aus dem Einflusse der Cultur erklären, Fettschwänze können nur bei dem Genusse salzhaltiger und bitterer Pflanzen und salzhaltigen Wassers sich halten und wachsen (*Pallas* Spic. XI. p. 66). Die Erzeugung eines Fettschwanzes bei einem europäischen fettschwanzlosen Schafe beweist die allgemeine Historie der Reisen. 8. Bd. S. 322. Die Abweichungen des Argalischädels vom Widderschädel scheinen wol nicht wichtiger als die Schädelverschiedenheiten der einzelnen Schaf- oder Hunderacen. Auch zeigt die Abbildung des Argalischädels von Bojanus keine auffallende Unterschiede. Unter wilden Schafen, die sich in den östlichen Gebirgen von Afghanistan finden sollen, kann Elphiston (Account of Canbul p. 142) auch Argali- oder Mouflonsschafe (von Var. A.) verstehen. Merkwürdig ist, was Cetti (Übers. S. 166 und 169) erzählt: „Der Mouflon fühlt, daß er ein Schaf ist, denn er gesellt sich freiwillig zu den Schafen, und das von der Mutter genommene Schaflamm läuft blökend dem Mouflonweibchen nach."

Als Synonyme gemäß dieser Ansicht werden a. a. O. folgende gegeben: O. aries *Linn.* Syst. nat. ed. X. I. p. 70. n. 1. et XII. I. p. 97. n. 1. *Erxleb.* Syst. nat. p. 242. Oken, Naturgesch. II, 2. S. 719. *Desmarest*, Mamm. p. 488. Bechstein, Naturgeschichte Teutschl. 2. Ausgabe. 1. Bd. S. 355. Capra Ovis. Blumenbach, Naturgesch. 1825. S. 96. Capra Ovis Aries. *Goldf.* Zool. T. II. p. 365. Voigt, System der Natur. S. 281. **La brebis.** *Buff.* Hist. nat. V. p. l. t. 2. **Le Bélier.** *Buff.* ib. t. 1. **Ovis guineensis.** *Linn.* Hist. nat. X, 1. p. 71. n. 2. *Erxl.* l. c. p. 253. **Aries guineensis.** *Jonst.* Quadr. t. 46. *Klein* Quadr. p. 14. **Ovis strepticeros.** *Linn.* Syst. nat. ed. X. I. p. 71. n. 3. *Erxl.* l. c. p. 255. **Ovis strepticeros cretica.** *Belon.* Obs. p. 20. f. p. 21. **Strepticeros.** *Plin.* H. N. XI, 37. *Aristot.* Hist. anim. V, 2. VI, 19. *Aelian.* Anim. VII, 27. **Pecus. Aries. Ovis.** *Plin.* H. N. VIII, 47, 48. **Ovis.** *Gesn.* p. 872. *Aldrov.* Bisulc. p. 370. *Jonst.* Quadr. p. 54. Männchen italienisch **Montone**; Weibchen **Pecora**; Lamm **Agno**. Männchen spanisch **Carnero** oder **Morueco**; Weibchen **Oveja**; Lamm **Cordero**. Männchen portugiesisch **Carneiro**; Weibchen **Ovelha**; Lamm **Cordeiro**. Männchen französisch **Bélier**; Weibchen **Brebis**; Lamm **Agneau**. Männchen holländisch **Ram**; Weibchen **Shaep**; Lamm **Lam**. Männchen englisch **Ram**; Weibchen **Sheep**. Männchen schwedisch **Wadur**; Weibchen **Jår**; Lamm **Lamb**. Männchen russisch **Barann**; Weibchen **Owza**; Lamm **Agnetz**. Brandt und Ratzeburg geben folgende allgemeine Beschreibung: Der Kopf pyramidal, die Schnauze mäßig zugespitzt, seitlich zusammengedrückt; der Zahnbau hirschähnlich, der Mund inwendig mit knorpeligen Warzen besetzt. Die Oberlippe am Rande kahl, unter der Nase kahl und gefurcht, die Unterlippe überragend, der Rand der eingebogenen Unterlippe gezähnelt, auf beiden Lippen Bartborsten. Die Nase zurückliegend, die Nasenöffnungen länglich, die Iris meist gelbbraun oder schwarzbraun, die Pupille wagerecht, am vordern Augenwinkel eine tiefe, klebrige Feuchtigkeit absondernde Grube (die sogenannte Thränengrube) eine weniger tiefe am Hintern. Die Zunge weich mit einer Längsfurche. Die Stirn breit, der Scheitel vorragend, die Ohren länglich aufrecht oder hängend, die Hörner geringelt zwei oder mehr und dann dreieckig seitwärts liegend und spiralförmig gewunden, oder blos sichelförmig und zusammengedrückt oder fehlend. Der Hals zusam-

mengedrückt, länger als der Kopf, der Rücken schlank, die Brust vorragend, kurz behaart, der Unterleib flach erhaben. Zwei Zitzen am weichen Unterleibe, an deren Grunde nach Vorn noch Spuren zweier andern, der Hodensack tief herabhängend. Der Schwanz rundlich, wenig beweglich, kurz oder lang, mit oder ohne Fettpolster. Die Hufe mäßig groß, die Afterklauen klein, zwischen den Klauen der Vorder- und Hinterfüße tritt aus einer Öffnung eine zähe Feuchtigkeit, welche aus einem länglichen Drüsensacke kommt (die sogenannte Klauendrüse). Die Bedeckung meist wollig, seltener haarig, die Wolle auf dem Rücken, in den Seiten und am Halse am längsten, die Bekleidung des Vorderkopfs, der Ohren und der Unterfüße stets mehr haar- als wollähnlich. Die Farbe meist weiß, aber auch braun, schwarz oder bunt.

Man hat bekanntlich von dem Hausschafe eine Menge unter dem Namen Racen bekannten Abänderungen. Bevor wir jedoch von diesen reden, wollen wir erst noch das allgemeine Anatomische berühren.

Der Knochenbau steht fast zwischen Rind und Hirsch, die Entfernung von dem Augenrande des Stirnbeins bis zu dem horntragenden Knochenzapfen desselben (wodurch das Schaf dem Rinde näher steht) kürzer und die Augen näher bei den Hörnern als bei jenen, die Stirnbeine zwischen den Hörnern mit schwächerm Längswulst als beim Rinde. Die Scheitelbeine hirschähnlich, sowie die Schläfenbeine. Die Form des Hinterhauptes mehr hirsch- als rindähnlich, die beiden Hervorragungen am Grundtheile desselben weniger bedeutend, als beim Rinde, der Oberkiefer mehr wie bei der Kuh gestaltet. Die Thränengrube entwickelt, die Nasenbeine breiter als bei der Kuh, am obern Ende wie beim Hirsch und Büffel, am untern Ende jedes mit einer Spitze, wie bei den Ziegen, nicht mit einer Ausrandung wie beim Hirsch, der Kuh und dem Büffel; überhaupt sind sie mehr gewölbt und kürzer und breiter als bei der Kuh und dem Hirsche. Der Zwischenkiefer tritt weniger nach Außen vor als beim Hirsche. Der Unterkiefer ist hirsch- und rindähnlich. Die Wirbel sind, wie beim Rinde, nur schwächer, besonders in den Dornenfortsätzen, der Rückenwirbel sind 13—14, der Schwanzwirbel 16—22. Die Rippen 13—14 Paar und die Beckenknochen sind hirschähnlich. Die Knochen der Extremitäten sind an Schlankheit den Hirschknochen ähnlich, in den Längenverhältnissen aber mehr den Knochen des Rindes. Die weichen Theile sind im Wesentlichen wie beim Rinde gestaltet, nur bestehen die Nieren nicht aus mehren Stücken und die männliche Ruthe ist in eine Spitze verlängert.

Was die angeführten Varietäten betrifft, so faßt sich Cuvier darüber sehr kurz. Er bemerkt, daß man glaube vom Mouflon oder Argali das Hausschaf überhaupt ableiten zu können. Über die Racen selbst sagt er nur Folgendes: In Europa haben wir Schafe mit gewöhnlicher oder feiner Wolle, große oder kleine, mit großen oder kleinen Hörnern, die bei den Weibchen oder bei beiden Geschlechtern fehlen. Die interessantesten Abänderungen sind die spanische, mit feiner gekräuselter Wolle und großen spiralförmigen Hörnern der Männchen, welche sich in ganz Europa zu verbreiten anfängt, und die englische Race mit feiner und langer Wolle. Im südlichen Rußland ist die verbreitetste Abänderung die mit sehr langem Schwanze. Die Schafe in Indien und Guinea haben auch einen langen Schwanz, unterscheiden sich aber durch hohe Beine, die sehr gewölbte Nasenfirste, hängende Ohren, und dadurch, daß sie keine Hörner haben und nur mit einem ganz kurzen Haare bedeckt sind. Im Norden von Europa und Asien finden sich nur kleine Schafe mit sehr kurzem Schwanze. Die Race von Persien, von der Tartarei und China hat einen Schwanz, der so zu sagen nur aus zwei großen Fettklumpen besteht, die aus Syrien und der Berberei haben zwar einen langen Schwanz, der aber auch mit einer großen Menge Fett umgeben ist. Bei beiden Racen sind die Ohren hängend, die Hörner an den Widdern stark, an den Schöpsen und Schafen klein, die Wolle ist mit Haaren untermischt.

Geoffroy, der Sohn, führt nur folgende Varietäten des Hausschafes auf: 1) **Ovis guineensis** *Linn.* **Mouton Morvan** *Buffon*, dem sich seiner Ansicht nach **Ovis Africana** und **Aethiopica** nähern. 2) **Ovis laticaudata** *Linn.*, wozu er als Racen a) **Ovis Steatopyga** *Pallas*. b) **Le Mouton à grosse queue** aus Oberägypten. c) Eine von ihm **Ovis ecaudata** genannte Race, welche er deswegen so genannt hat, weil sie vom Schwanze gleichsam nur einen Stummel führt. Sie unterscheidet sich auf den ersten Blick durch eine sehr breite, aber sehr wenig vorspringende Anschwellung, welche hinten die Schenkel bedeckt und an deren oberm Ende man den Schwanz nur als einen kleinen schmächtigen Anhang von kaum zwei Zoll Länge bemerkt. Dieser Fettpolster gleicht ganz den Anschwellungen, welche man zur Brunstzeit bei den Hundskopfaffen bemerkt. Dieses Schaf soll sich außerdem noch durch sein seidenartiges, kurzes, starres Haar auszeichnen; es ist ganz weiß, Kopf und Hals aber schwarz und befindet sich das Exemplar, nach dem die Beschreibung gefertigt, in der Sammlung des Herzogs von Orleans. Ähnlich aber in mehrfacher Beziehung stark abweichend sei das astrachanische Schaf, welches auch hierher gehört. **Ovis Strepticeros** *Linn.* **Ovis polycerata. Ovis gothlandica**, *Pall.* **Spic. Zool.** Das gemeine Schaf (doch wol die französische Race). **Ovis hispanica** *Linn.* **Ovis anglica** *Desmarest*.

Fischer (**Synops. mammal.**) nimmt zum Theil mit Walther (Wetterauische Annalen der Naturkunde I.) folgende Racen an:

α) **Hispanicus** *Linn.* **Amoen. Ac. IV. p. 174.** *Erxl.* **p. 247.** *γ. Gmel.* **l. c.** *γ. Desmar.* **l. c. p. 491. G.** Spanische Schafe Linn. **Westgoth. p. 58. Schon. p. 90 et 172.** *Walther.* **l. c. Spanish sheep** *Shaw* **Gen. Zool. II, 2. p. 391. Merino: Nouv. Dict. t. G. 18. f. 1, 2.**

β) **Anglicus** *Erxl.* **p. 246. a.** *Gmel.* **p. 197. a.** *Desmar.* **l. c. H. O. Anglicana** *Linn.* **Amoen. Acad. IV. p. 174. Hornless sheep.** *Penn. Shaw* **l. c. p. 391.** Englisches Schaf. *Walther* **l. c.**

γ) **Rusticus** *Linn.* **Amoen. Acad. IV. p. 174.** *Erxl.* **p. 246.** *β. Gmel. β.* **O. Gallica** *Desmar.* **l. c. F. O. brachyura** *Pall.* **Spic. XI. p. 61. O. leptura** Schreb.

Säugeth. t. 290. A. B. Common sheep *Penn. Shaw* l. c. p. 385. a) Italicus. b) Gallicus. c) Germanicus. d) Bohemicus. e) Ungaricus. f) Polonicus. g) Batavus. h) Suecicus. i) Danicus. k) Turcicus.

δ) Polyceratus *Linn.* p. 174. *Erxl.* p. 247. δ. *Gmel.* l. c. δ. *Desmar.* l. c. p. 490. E. Schreb. t. 289. fig. *Buff.* O. sexcornis *Aldrov.* Bisulc. p. 397. c. fig. O. tricornis *Ejusd.* ib. p. 397. c. fig. Schafe Linn. Gothland. p 248. Brebis à plusieurs cornes. *Buff.* Hist. nat. XI. p. 354. Bélier et Brebis d'Islande *Ejusd.* ib. XI. t. 31, 32. Many horned sheep. *Penn.* Syn. t. 3. f. 2. animal. f. 3. cornua. *Shaw* Gen. Zool. II. p. 388.

ε) Laticaudatus *Erxl.* p. 243. ζ. *Gmel.* l. c. η. *Desmar.* l. c. p. 489. B. O. laticauda, Platyceros s. arabica *Linn.* Amoen. Acad. IV. p. 173. *J. G. Gmel.* in Nov. Comm. Petr. V. p. 343. t. 8. *Briss.* Règn. an. p. 75. 2. O. Turcica Charlet. Exerc. p. 9. O. caudâ obesâ *Ludolf* Aeth. I. c. 10, 14. c. fig. p. 146. Arabiae oves *Aldrov.* Bisulc. p. 404. fig. p. 405 Ὀΐς ἀράβιος *Aelian.* Anim. X. c. 4. Aries s. Ovis platyceros orientalis *Klein* Quadr. p. 14. Arabisches Schaf, Gesn. Thierb. S. 326. c. fig. Kalmuckisches und kirgisisches Schaf, Walther in wetter. Ann. Mouton de Barbarie *Buff.* Hist. nat. XI. p. 355. t. 33. Broad-tailed Sheep *Shaw* Trav. p. 241. *Penn.* Syn. p. 4. t. 1. *Shaw* Gen. Zool. II. p. 2, 389. Other sheep *Russ.* Alepp. p. 51. a) Steatopygus *Pall.* Spic. XI. p. 63. t. 4. f. 1. bicornis f. 2. b. quadricornis, a. ecornis. Schreb. t. 292. *Desmar.* l. c. Fat-rumped sheep *Shaw* l. c. p. 390. Hab. in Rossia meridionali, China, Persia. b) Ecaudatus *Isid. Geoffr.* in Dict. Class. XI. p. 268. c) Macrocercus Schreb. t. 293. Mouton à grosse queue fr. *Cuv.* et *Geoffr.* mamm. d) Bucharicus *Gmel.* l. c. ϑ. Ovis Bucharica *Pall.* Spic. XI. p. 78. Mouton d'Astrachan. *Desmar.* et *Isid. Geoffr.* l. c. Bucharisches Schaf. Walther a. a. O. e) Tibetanus. Cachemirsches und tibetanisches Schaf. Walther a. a. O. Tus Messel Tibetanus. f) Capensis *Erxl.* p. 250. ϑ. *Gmel.* l. c. ϰ. *Thunb.* in Mém. de l'Acad. de Pétersb. III. p. 318. Cap sheep, *Penn.* Syn. t. 4. f. 2.

ζ) Longicaudatus *Briss.* Ovis longicaudata *Briss.* Règn. an. p. 76. 3. *Erxl.* p. 249. η. *Gmel.* l. c. ι. O. dolichura s. tscherkessica. *Pall.* Spic. p. 60. *Desmar.* drov. Bisulc. p. 404. Alterum genus *Rai.* Syn. p. 74. Ander arabisch Schaf. Gesn. Thierb. S. 326. c. fig.

η) Strepticeros *Linn.* Syst. nat. 12. I. p. 98. 3. ed. *Gmel.* I. p. 202. 3. *Erxl.* Syst. p. 255. 4. O. Aries strepticeros. Schreb. t. 291. A. B. fig. *Buff.* *Desmar.* l. c. D. O. Strepticeros cretica Bellonii *Rai.* Syn. p. spiralibus *Kram.* Austr. p. 322. Aries Strepticeros *Klein* Quadr. p. 14. Cretensis Aries Strepticeros nominatus *Bellon.* Obs. p. 20. fig. p. 21. Cretenses Arietes *Aldrov.* Bisulc. p. 406. fig. 6. 407. Capra Cretensis *Briss.* Règn. anim. p. 73. 15. Ὀΐς ξάνθου *Oppian.* Cyneget. II. 376. Straubengeytz. Gesn. Thierb. S. 151. fig. p. 152. Strepticeros *Buff.* hist. nat. X. p. 358. Bélier et Brebis de Valachie. *Ejusd.* Hist. nat. Suppl. III. t. 7 et 8. Cretan sheep *Penn.* p. 11. t. 3. f. 1. cornuum. *Shaw.* Gen. Zool. II. 2. p. 388. t. 203. Zackl. Austriacis.

ϑ) Africanus *Linn.* Amoen. VI. p. 173. *Rai.* Syn. p. 75. *Briss.* Règne an. p. 76. 4. *Erxl.* Syst. p. 248. ε. *Gmel.* p. 198. ε. O. africana pro vellere lanosa pilis brevibus hirtis vestita. *Sloan. Jam.* II. p. 328. O. aethiopica *Charlet.* Exerc. p. 9.

ι) Guineensis *Linn.* Syst. 12. I. p. 98. 2. *Rai.* Syn. p. 75. *Sloan. Jam.* II. p. 328. *Briss.* Règn. an. p. 77. 5. *Erxl.* Syst. p. 255. 3. *Gmel.* l. c. ζ. O. Aries Guineensis. Schreb. t. 294. a. b. c. fig. *Buff.* *Isid. Geoffr.* in Dict. class. XI. p. 268. O. Aries longipes *Desmar.* Mamm. p. 489. A. Dict. des sc. nat. XXXIII. p. 225. Aries Guineens. s. Angolensis *Marcgr.* Bras. p. 234. c. fig. bon. Caper Mambrinus *Charlet.* Exerc. p. 10. Adimmayn *Marmol.* Afric. I. p. 59. Mouton à longues jambes. fr. *Cuv.* et *Geoffr.* Mamm. Mouton Adans. Seneg. p. 37. Bélier du Senegal. *Buff.* Hist. nat. XI. p. 359. B. des Indes. *Ejusd.* ib. t. 35. Brebis des Indes. *Ejusd.* t. 36. Sheep of Sahara *Shaw.* Trav. p. 241. African Sheep. *Penn.* Syn. p. 12. *Shaw* Gen. Zool. II. p. 389.

ϰ) Barbarus Capra Aegagrus imberbis. *Blainv.* in Bullet. de la soc. phil. 1816.

λ) Cossus. Capra Aegagrus Cossus *Blainv.* in Bullet. de la Soc. phil. 1816.

μ) Thebaicus. Capra Aegagrus, C. thebaica *Desmar.* Mamm. p. 484. C. Indica. *Gesn.* Quadr. p. 1097. *Jonst.* Quadr. t. 26. Bouc de la Haute Égypte *Fr. Cuv.* et *Geoffr.* Mamm. Fasc. 10. *Adimain Nieremb.* Hist. nat. p. 183. c. fig.

Brandt und Ratzeburg nehmen folgende Haupt- und Unterracen an:

I) Die langschwänzigen Schafe. O. dolichurae seu tscherkessicae *Pall.* Spic. XI. p. 60. Zoogr. 2. 3. 4. Die Weibchen meist ungehörnt, der Kopf proportional, die Ohren aufrecht, die Form schön, die Größe mäßig, der Schwanz dünn bis zur Ferse reichend, bewollt, an der Spitze mit einer Quaste. Die Wolle nicht mit Haaren vermischt, meist weiß. Sie scheinen vom Mouflon abzustammen. Unterracen sind:

A. Die spanischen Schafe. Hierher a) Churroschafe. Hochbeinig, der Bauch nackt, der Kopf klein, die Farbe weiß, auch schwarz. In Gegenden, wo keine Wandermerinos sind. b) Merinos. Ovis Hispanica *Linn.* Die Größe mäßig, Länge etwa drei Fuß, die Form gerundet, der Kopf breit, die Hörner dick, seitlich spiralförmig gewunden, eine Art Hängekinn, der Hals breit, der Leib gedehnt, der Bauch gerundet, die Haut, zumal am Halse, an der Brust, den Seiten und am Schwanze gefaltet, die Beine kurz, stark, Stirn und Wangen häufig mit Wolle bedeckt, die Wolle fein, sanft, reichlich, elastisch, lockig, fettig, mäßig lang, schmuzig weiß, auch schwarz. Nur die Achseln, die innere Seite der Schenkel, der Unterbeine und

ein Theil des Kopfes kurz behaart. Werden in Merinos **transhumantes** (wandernde) und **estantes** (nicht wandernde) eingetheilt. Sollen von mit afrikanischen Widdern belegten tarentinischen Müttern stammen. **c)** Metisschafe, halten das Mittel zwischen den beiden vorigen Racen.

B) Das französische Schaf (*Desmar.* p. 491, Encycl. pl. 46. fig. 2 et 3); jetzt selten rein, meist (durch Merinos) veredelt. Unterracen sind die Roussiloner-, Brioner-, Ardennenrace &c.

C) Das englische Schaf (**O. Aries anglica s. anglicana** *Linn.* Amoen. l. c. p. 174). Hierher als die bekanntern Unterracen: a) Die Dishleyrace (*Culley v. Daum.* t. V. f. 1); b) die Lincolnshirerace; c) die Teeswaterrace; d) die Devonshirer oder Natsrace; e) die Exmoorschafe; f) die Dorsetshirerace; g) die Herefordshirerace; h) die South-Downrace (*Culley* ib. t. VI. f. 2); i) die Norfolkerrace (*Culley* t. VI. f. 1); k) die Herdwickerrace; l) die Cheviotrace (*Culley* t. VII. f. 1 et 2); m) die Dufacedrace; n) die schottländische Race.

D) Die schottländischen Schafe, zum Theil gut.

E) Die irländischen Schafe.

F) Das italienische Schaf. a) Neapolitanische Race. α) **Pecore moscie**; β) **Pecore gentili**; γ) **Bianche gentili di pelo lungo**; δ) **Bianche gentili**; ε) **Nere gentili**; ζ) **Cassange**; η) **Carapellisi**. b) Paduaner. c) Bergamesker.

G) Das teutsche Schaf, jetzt meist veredelt, früher durch friesische, paduaner, bergamesker und englische Schafe, neuerdings durch Merinos. Man kann von ihm zwei Hauptunterracen unterscheiden: a) Das eigentliche teutsche Schaf. Kopf und Füße röthlich, die Füße niedrig, die Hörner meist fehlend, das Fleisch saftig, wohlschmeckend, mäßig fett, die Wolle mehr oder weniger fein, lang, zuweilen mit Haaren vermischt: α) Die schlesische Race; β) die österreichische Race; γ) die hanövrische Race; αα) Rheinische; ββ) Halbgut; δ) mecklenburger Spiegelschafe; ε) die sächsische Race; ζ) die fränkische Race (Spiegelschafe); αα) Zaubelschafe; η) die preußische Race; ϑ) die schwäbische Race; αα) Zaubelschafe; ββ) Flammerace; γγ) Bergamesker; ι) die hessische Race; ϰ) die schleswig-holsteiner Race; αα) Friesische; ββ) eiderstädter; γγ) dithmarser; δδ) Geestschafe; λ) die böhmische Race. b) Das Heideschaf (Heideschnuke). Klein, meist gehörnt, Gesicht und Beine schwarz, Ansehen lebhaft, das Fleisch saftig gut, hat mehre Unterracen und findet sich in Gegenden mit vielem Nadelholze und Heidekraut. In der lüneburger Heide in Frankreich und England.

H) Das ungersche Schaf, dem teutschen ähnlich.

I) Das polnische Schaf, der Kopf bis hinter die Ohren ohne Wolle, der Leib dünn, der Hals lang, die Beine hoch, die Wolle ziemlich grob, unter dem Leibe nur sparsam, findet sich auch in Lithauen, Preußen, Schlesien, und Pommern, und ist jetzt veredelt.

K) Die flämische, flandrische und belgische Race, zum Theil durch ostindische Schafe veredelt und auch zum Theil in Teutschland verbreitet.

L) Die friesische Race.

M) Die dänische Race.

N) Die schwedische Race.

O) Die türkische Race. α) makedonische; β) walachische; γ) Klementiner; δ) die moldauer.

II) Die Zackelschafe (**Mouton valachien** *Desmar.* **mammalia. p. 490. Cretensis aries** *Belon.* **Obs. p. 20. f. p. 21.** *Jonst.* **quadr. t. 45. Ovis strepticeros.** Schreb. Säugeth. t. 291. **Brebis de Valachie.** *Buff.* **Hist. nat. suppl. T. III. pl. 7 et 8**). Hörner aufrecht, schraubenförmig gewunden, Wolle grob. In Griechenland, Ungern, Böhmen, Österreich. Wurden früher als Art angesehen.

III. Die langbeinigen Schafe (**Ovis aries longipes. Encycl. pl. 48. f. 3. Aries guineensis s. angolensis.** *Marckgr.* **Bras. p. 234. fig.** *Jonst.* **quadr. t. 46. Bélier et Brebis des Indes.** *Buff.* **hist. nat. T. XI. pl. 34—36. Le Morvan.** *Buff.* **Suppl. T. III. pl. 10. Mouton à longues jambes.** *Geoffr.* **et** *Fr. Cuvier* **hist. des mammifères**). Stirn stark gebogen, meist gehörnt, Hörner mit einfacher Windung, Ohren hängend, Beine sehr lang, Körper mit Haaren bedeckt, unter dem Halse Glocken und eine Mähne, Schwanz über die Ferse herabhängend, Fleisch gut. Werfen auf einmal zwei Junge (**Voyage de** *Desmarchois* **T. I. p. 141**). In Afrika, namentlich in Guinea und am Senegal, wo es aber auch wolltragende Schafe gibt (*Desmarest* **Hist. de l'Afrique. [Paris 1767.] Vol. II. P. 114**) und in Indien.

IV) Die breitschwänzigen Schafe (**Oves platyurae.** *Pallas* **Spic. XI. p. 78. Zoograph. p. 234**). Die Größe mäßig, Schnauze etwas aufwärts gebogen, die Ohren hängend, der Schwanz lang, am Grunde mit Fett gefüttert, herabhängend, unterhalb nackt, an der Spitze wollig, die Wolle mehr oder weniger gut, braun röthlich, rothgelb oder braungelb. Diese Race liefert die berühmten durch Einnähen der Lämmer und Begießen mit Wasser verschönerten bläulich grauen, krauswolligen Lammfelle, welche unter dem Namen Astrachanfelle, Baranken oder Baranjen bekannt sind. Das Vaterland am taurischen Chersones, Persien, Syrien, Palästina, am Kaukasus in Transoxana und in verschiedenen Gegenden Afrika's, z. B. in Mauritanien, im östlichen Afrika, am Vorgebirge Guardafu.

V) Die fettschwänzigen Schafe, **Oves steatopygae.** *Pallas* **Spic. XI. p. 63, 80. t. 4, 5. Nov. Comm. Petrop. V. p. 31. t. 8. Zoogr. p. 234.** *Desmarest* **mamm. p. 489**). Die Größe sehr ansehnlich, zuweilen die eines Esels, namentlich die mongolische und davurische, beide Geschlechter meist gehörnt, oft mit vielen (6—8) halbmondförmigen Hörnern, die Unterkinnlade die obere häufig überragend, die Schnauze stark aufwärts gebogen, die Ohren hängend, unter dem Halse Glocken, der Schwanz kurz, unter ihm jederseits eine nackte, große Fettmasse, die Beine lang, dünn, der Leib dick. Sie blöken wie Kälber, stammen vom Argali und sind wol die am meisten verbreitete Race, welche den Reichthum der Turkmanen, Kirgisen, Kalmücken ausmacht und auch in Persien und China gehalten wird.

VI) Die kurzschwänzigen Schafe, **Oves brachyurae.**

Pallas Spic. XI. p. 61. Zoogr. p. 235). Die Größe unbedeutend, die Hörner meist fehlend, doch mitunter mehre, die Wolle grob, der Schwanz sehr kurz, mit nur wenigen Schwanzbeingliedern, ohne Fetthöcker. Findet sich in Rußland, Finnland, Ingermannland, Dänemark, Norwegen und Sibirien, am schönsten am Ural. Hierher gehört auch das isländische Schaf, **Ovis polycerata** *Linn.* **Amoenit. acad. T. IV. p. 174. Brebis à plusieurs cornes.** *Buff.* **Hist. nat. t. XI. p. 354 et p. 387. pl. 31. Ovis gothlandica.** *Pall.* **Spic. XI. t. 3. f. 5. t. 4. f. 1, a. 2, b).**

Kreyßig nimmt in seiner Landwirthschaftskunde folgende Schafracen an. Vorerst theilt er dieselben in Höherungsracen und Niederungsracen. Die erstern sind kleine, von gediegener festerer und dauerhafter Materie ihres Körpers und von reizbarerm lebhafterm Temperament, mehr den Entzündungs-, als den Erschlaffungskrankheiten ausgesetzt; sie halten mehr Märsche aus, sind eines höhern Lebensalters fähig, und bleiben länger fruchtbar. Dagegen sind die Niederungsracen größer, umfangreicher, von schlaffer, träger Constitution und Temperament, geben zwar mehr, aber schlichte und schlaffe Wolle, haben auch eine kürzere Lebensdauer und können weite Märsche nicht vertragen. Die Hauptracen werden wieder in natürliche und Industrieracen unterschieden.

A) Höheracen der Schafe: a) Das Merinoschaf. Da von demselben schon vorhin die Rede war, so übergehen wir hier die weitläufige von Kreyßig gegebene Beschreibung. Es werden hier wieder folgende Unterschiede gemacht. Die erste Art unterscheidet sich von den übrigen dadurch, daß sie um den Hals große Falten in der Haut, Kragen genannt, besitzt, von der Nase bis an die Klauen der Hinterfüße, die mit Wolle besetzt ist, und den stärksten Schweiß in der Wolle absetzt, man nennt diese Art Infantadorace oder Infantado schlechthin. Die zweite Art hat mit der ersten Alles gemein, nur fehlen ihr die gedachten Kragen. Die dritte Art unterscheidet sich von den beiden ersten dadurch, daß ihr Rumpf minder tief ist, diese Schafe also hochbeiniger erscheinen, einen längern Kopf, dünnern Hals und keine Kragen haben, ihr Wollwuchs sich blos auf eine schwache Bekleidung der Stirn und bis an die Beingelenke erstreckt. Die Industrieracen der Merinos sind durch Kreuzung mit teutschen Thieren entstanden, unter ihnen zeichnen sich besonders die sächsischen Heerden und die, welche von ihnen abstammen, aus; sie sind unter dem Namen der Elektoral- oder Eskurialrace bekannt, und stammen von der zweiten Art ab. Die andern Heerden Teutschlands, namentlich die österreichischen, sind unter dem Namen Infantados bekannt und stammen von der ersten Art ab. Da wir hier blos von dem Naturhistorischen des Schafes reden können, so müssen wir wegen des Weitern über die Merinos auf die besondern Artikel **Merino** und **Schafzucht** verweisen. b) Das europäische Landschaf, die gemeine in Teutschland und Preußen verbreitete Race, jetzt schon häufig durch verschiedene Racen Merinos veredelt und sich daher den Racen mehr oder weniger nähernd: es ist charakterisirt durch hohe Beine, welche häufig röthliche oder schwärzliche Farbe haben, die Höhe beträgt 2, die Länge 3½ Schuh, die grobe Wolle ist meist weiß, zuweilen auch schmuzig schwarz, und es wird häufig zwei Mal geschoren. In der Regel fehlen ihm die Hörner, und es gebiert meist nur ein Lamm. c) Das Heideschaf oder die Heideschnuke ist sehr klein, 14—15 Zoll hoch, 18—20 Pfund schwer, wird in England, Frankreich und Teutschland, hauptsächlich auf der lüneburger Heide, im Bremischen, wo solches nur auf der magersten Weide gedeiht, sich im Sommer von grünem, im Winter von dürrem Heidekraut nährt, gefunden. Es wird jährlich zweimal geschoren, gibt nur eine schlechte grobe Wolle, dagegen ist sein Fleisch sehr schmackhaft und wird eben darum allen andern Schafen vorgezogen.

B) Niederungsracen der Schafe. a) Das friesische Schaf in Friesland, im Bremischen, in Holland, auf der Insel Texel und in Dithmarsen, 32 Zoll hoch, 46—48 Zoll lang, mit 4—5 Zoll langer, grober Wolle, zwei und öfters mehr Lämmer bringend. b) Das eiderstädtische Schaf, ist groß und wiegt ausgemästet 120 Pfund. Füße und Bauch sind nur mit Haaren bedeckt, die Rückenwolle ist lang und brauchbar, weshalb man diese Race auch veredelt hat. Die Wolle ist mitunter auch schwarz, es wirft meist zwei Junge und hat ein schwammiges Fleisch.

C) Das dithmarsische Schaf, findet sich in den tiefsten Niederungen, gibt 6—7 Pfund mittelmäßig feine Wolle von 4—5 Zoll Länge, und wirft 2—4 Junge.

D) Das Geestschaf in der Kremper- und Wilstermarsch im Holsteinischen, hat mit dem vorigen große Ähnlichkeit, dünne große Beine, grobe verworrene Wolle, 2—4 krumme zurückgebogene Hörner, und ist von Natur wild.

Die Industrieracen der Niederungsschafe sind hauptsächlich in England zu Hause, und man hat sie dort, besonders in Beziehung auf Fleischproduction, sehr veredelt. Sie zeichnen sich durch Körpergröße, lange schlichte, zum Theil feine Wolle, dünne Knochen und die Eigenschaft aus, bei wenigem Futter schnell fett zu werden und geschlachtet 60—120 Pfund zu wiegen. — Was die Lebensart des zahmen Schafes betrifft, so machen Dummheit, Furchtsamkeit und fast gänzlicher Mangel an Leidenschaften den Charakter desselben aus. Man weiß, wie leicht eine ganze Heerde in Furcht zu jagen ist, besonders aber durch Blitz und Donner, und wie sie überall hin, selbst durch die Flammen bei einer Feuersbrunst dem sogenannten Leithammel folgen, wogegen es äußerst schwer hält, selbst nur wenige Stücke ohne Hilfe eines guten Hundes (Schafhund), der besonders dazu abgerichtet ist, von einem Orte zum andern zu treiben. Die jungen sind rascher und machen oft lustige Sprünge, dagegen die Alten ziemlich langsam sind. Selbst in der Brunstzeit, wo fast alle andere Thiere lebhafter werden, findet man sie wenig aufgeregt, eben so unbedeutend ist ihre Sorge für die Jungen. Ihre Stimme ist ein häufiges Blöken. Sie sollen ein Lebensalter von 15 Jahren erreichen, da sie aber nur bis zum achten gut nutzbar sind, so läßt man sie selten länger leben. In Bezug auf die Nahrung bekommt ihnen trockene Weide am besten, dagegen feuchte ihnen Krankheit, namentlich Faulwerden eine Art Wassersucht, zuzieht. Die Brunstzeit wird geregelt und die Schafzüch-

ter lassen sie je nach dem Futtervorrathe vom Juli bis in den November eintreten; die Tragezeit dauert 20—21 Wochen, meist wird nur ein Lamm geworfen und auch nur einmal im Jahre, doch lammen einzelne Racen auch zweimal. Ein Bock, der vom 5. bis in das 8. Jahr brauchbar ist, wird gewöhnlich auf 20 Stück Schafe gerechnet, doch kann er im Nothfalle auch 50 bespringen, wovon indessen dann manche unfruchtbar (gelt oder güste) bleiben. Hier und da pflegt man die Schafe auch zu melken, welches indessen weder für den Wollertrag, noch für die Zucht vortheilhaft ist. Die Lämmer bringen alle Milchschneidezähne mit auf die Welt und der Wechsel derselben erfolgt vom 2. bis zum 5. Jahre dergestalt, daß statt zweier ausgefallener zwei neue wachsen, wonach auch die Benennung zweizähnig, vierzähnig ꝛc. Die männlichen Lämmer werden meist noch ganz jung castrirt (geschnitten, gehammelt), wenn man nicht Gelegenheit hat, die Widder vortheilhaft zu verkaufen; meist werden ihnen auch dabei die Schwänze gestutzt.

Das Hausschaf ist weit verbreitet, wie sich schon oben bei der Aufzählung der Racen ergeben hat; man findet es in allen Welttheilen. Es ist einer Menge von Krankheiten unterworfen, von denen manche als Seuchen erscheinen. Außerdem hat es Feinde an den Schafbremsen (**Oestrus Ovis**), Schafzecken (**Hippobosca ovina**), der Schafmilbe (**Acarus Ricinus**) und mehren Eingeweidewürmern: **Trichocephalus affinis, Amphistoma conicum, Distoma hepaticum, Cysticercus tenuicollis, Coenurus cerebralis, Echinococcus veterinorum, Strongylus contortus, St. filicollis, St. Filaria,** *Rudolphi* l. c. p. 730. Der Nutzen, den man von dem Schafe als Hausthiere zieht, ist zu bekannt, als daß derselbe eine weitläufigere Ausführung zur Erwähnung bedürfte: Wolle, Fleisch, Fett und Därme sind die Hauptgegenstände der Benutzung, und die Wolle ist so schon zu einem Artikel des Welthandels geworden, indem die Engländer in der neuern Zeit sogar große Massen von Neuholland einführten. (D. *Thon.*)

OVO, Uban, Aba (Samuel), König von Ungern, war Anfangs ein Graf, der die Schwester des Königs Peter von Ungern zur Gemahlin hatte, ward von den Ungern zum Könige erhoben, als Peter sich durch seine Tyrannei verhaßt gemacht hatte, zog gegen diesen, und wollte mit ihm eine Schlacht schlagen. Peter floh da nach Teutschland und bat den König Heinrich III. um Hilfe. Ovo ward zum Könige geweiht. Alle Verordnungen und Einfoderungen, welche Peter nach seiner Gewohnheit festgesetzt, erklärte König Ovo als ungültig. Drei Jahre darauf, im J. 1042, brach Ovo, weil Heinrich den vertriebenen Peter aufgenommen, in zwei Heeresabtheilungen in Teutschland ein, und plünderte Baiern und Kärnthen. Die Baiern versammelten sich unter dem Markgrafen Adalbert, verfolgten ihn, und nahmen ihm die Beute wieder ab. Ein Theil seines Heeres ward im Norden der Donau fast gänzlich niedergehauen. König Heinrich zog im Herbste des Jahres 1042 selbst nach Ungern, zerstörte Heimburg und Presburg, und verheerte und unterwarf zum Theil den Landstrich im Norden der Donau bis an den Fluß Gran, schlug Ovo'n aus dem Felde und drang im Süden der Donau bis an die Raab vor. In die von ihm unterworfenen Gegenden wollte er Peter'n wieder zum König einsetzen; aber die Ungern wollten ihn nicht wieder. Er setzte daher einen andern über sie. Dieser vermochte aber nach Abzug des teutschen Königs Ovo'n nicht zu widerstehen, und Ovo trieb ihn nach Böhmen. Da bemächtigte sich Hoffahrt der Seele Ovo's. Er begann die Edeln zu verachten, und mit den Bauern und Unedeln zu leben. Die Edeln wollten das nicht dulden, und machten eine Verschwörung zu seiner Ermordung. Einer von ihnen aber zeigte dem Könige die Verschwornen an. Da ließ er die, welche er zu fangen vermochte, ohne richterlichen Spruch hinrichten. Als er die große Fastenzeit zu Chanadin feierte, schloß er gegen 50 Edele unter dem Vorwande, daß er sich mit ihnen berathen wollte, in einem Hause ein, und ließ sie von Soldaten ohne gerichtliche Untersuchung niedermetzeln. Dafür ward er vom Bischofe Beatus Gerard von Chanadin excommunicirt. Einige der Verschwornen flohen zu König Heinrich nach Teutschland. Ovo schickte im J. 1043 eine Gesandtschaft an den teutschen König, und ließ um Frieden flehen, erlangte ihn aber nicht, da der von Ovo vertriebene König Peter zugegen war, und demüthiglich Heinrich's Hilfe gegen seines Feindes Gewaltthätigkeit ansprach. König Heinrich that seine zweite Heerfahrt gegen Ovo'n im J. 1043. Dieser mußte von ihm einen Vertrag erbitten, Genugthuung leisten, Geiseln geben, und den nördlichen Theil des Reichs, bis an die Leitha abtreten. Aber Ovo brach den Eid und Vertrag, und König Heinrich that im J. 1044 seine dritte Heerfahrt gegen ihn. Heinrich hatte nur wenig Truppen mit sich, Ovo dagegen ein großes Heer gesammelt, und ließ den Gegner ruhig eindringen, indem er es als gewiß ansah, daß er ihn schlagen und erschlagen werde. Heinrich setzte mit einem Theile der Truppen über die Raab, und schlug sich den 5. Jul. 1044 gegen ein großes Heer Ungern. Gleich beim ersten Angriff ergriff es die Flucht und ward zum Theil niedergehauen. Nach der Sage hätte Ovo den Sieg erhalten, wenn nicht gewisse Ungern, die ihre Freundschaft dem Könige Peter bewahrt, die Fahnen auf den Boden geworfen hätten und geflohen wären. Kaum entrann Ovo. Peter ward von den Teutschen wieder zum Könige eingesetzt. Nach den gleichzeitigen teutschen Schriftstellern ward Ovo nicht lange darauf von König Peter ergriffen und büßte seine Verbrechen durch Enthauptung. Nach den ungrischen Geschichtschreibern ward Ovo, der gegen das Theisland geflohen, in einem gewissen Dorfe, in einer alten Grube (in scrobe veteri), nach anderer Lesart in Scoobe, von Ungern, denen er, als er noch regierte, geschadet, grausam erdrosselt. Sein Leichnam ward neben der Kirche des Dorfes begraben, und endlich wieder ausgegraben in seinem Kloster zu Saar bestattet*). (*Ferdinand Wachter.*)

---

*) II. *M. Joa. de Thurocz*, Chronica Hungarorum. c. 36 ap. *Schwandtner*, Scriptores Rerum Hungaricarum. P. I. p. 122—125. Zur Darstellung der Kriege Ovo's mit den Teutschen

OVOCA, Fluß in der irländischen Provinz Wicklow. Er führt Anfangs den Namen Avon, geht mit südöstlicher Richtung durch die Loughs Tay und Tann und mündet, durch einige Bäche im Thale Glendolagh, sowie durch den Avonbeg verstärkt, unweit Arklow in das irische Meer. (*Fischer.*)

OVRE (Ober) **ROMERIGE**, Voigtei im norwegischen Stifte Aggerhuus, welche in sechs Kirchspielen 18,900 Einwohner enthält. Sie ist ein Theil der Landschaft Romerige oder Raumerige und hat Eisen- und Goldbergwerke. Letztere sind jedoch jetzt aufgegeben, da sie seit dem J. 1758 nur mit Zubuße gebaut wurden. (*Fischer.*)

OVRE (Ober) **TELLEMARK**, Voigtei im norwegischen Amte Bradsberg, Stift Aggerhuus, gehörte bis zum J. 1815 zum Stifte Christiansand, unter dessen Bischofe sie noch jetzt steht. Sie zählt in sieben Kirchspielen gegen 16,000 Einwohner. Der Name Tellemark soll so viel bedeuten, als Land der Tellen. (*Fischer.*)

OVULA (Mollusca). Bruguière errichtete diese Weichthiergattung in den Platten zur Encyklopädie und stellte sie zwischen **Cypraea** und **Bulla**, in welche letztere Gattung Linné die hierher gehörigen Arten gestellt hatte; Lamarck nahm die Gattung an und stellte sie in die Nähe von **Cypraea, Oliva, Ancillaria** und **Conus**. Montfort zerfällte die bis jetzt bestehenden Abtheilungen als ebenso viel Gattungen, nämlich **Ovulus, Calpurnus, Ultimus** und **Radius**. Die letztere Gattung behielt auch Schumacher (**Essai d'un nouveau Système des habitations des vers testacés**) bei. Das erst in der neuern Zeit durch Freycinet's Reise bekannt gewordene Thier rechtfertigt den Platz in der Nähe von **Cypraea**, da beide wenig von einander verschieden sind. Die Kennzeichen sind folgende: Die Schale ist gewölbt, an den beiden Enden verschmälert und etwas zugespitzt, die Ränder nach Innen gerollt, die Öffnung schmal, lang, an den Enden umgebogen, der linke Rand der Mündung oder die linke Lippe nicht gezähnt.

Alle hierher gehörigen Schnecken sind Meeresbewohner und den Cypreen oder Porcellanschnecken sehr ähnlich. Von dem Thiere sagt Blainville in der gedachten Reise Folgendes: Es hat die größte Ähnlichkeit mit denjenigen von **Cypraea tigris**, wie schon die große Ähnlichkeit der Schalen schließen ließ. Die allgemeine Form ist ganz dieselbe, der Mantel, der den Körper umhüllt, läuft ebenfalls in seinem Umfange in zwei fast gleichgroße Seitenlappen aus, die indessen nicht so groß sind, als bei **Cypraea** und deren Ränder weniger ausdehnbar sind. Darüber findet sich gleichsam ein anderer, dickerer, der deutlich mehr muskulös ist und auf dem außen kleine Tentakelfäden sitzen, welche gestielt und am Ende fast wie ein Schwamm angeschwollen sind. Sie sind etwas weniger zahlreich und anders gestaltet, als bei **Cypraea**. Vorn und hinten sind die beiden Mantellappen vereinigt, oder richtiger gesagt, sie setzen sich fort, ohne einen eigentlichen Kanal zu bilden und nur nach Vorn bemerkt man, daß der Mantelrand durch eine Art von Röhre oder vielmehr eine Muskelausdehnung, welche von dem Säulenbündel kommt, verdickt ist. Der Fuß ist ganz wie bei **Cypraea** gebildet, nämlich sehr groß, eiförmig, mit dünnen Rändern und vorn mit einer Querfurche an demselben. An dem einzigen Individuum, welches Blainville anatomiren konnte, fand sich außerdem in der Mitte des Vordertheils des Fußes eine Art Saugnapf, ziemlich tief mit dicken, gefalteten, ziemlich regelmäßigen Rändern, von dem man indessen nicht sagen kann, ob derselbe eine normale Bildung sei oder nicht. Der Kopf gleicht ebenfalls dem des Thieres von **Cypraea**, sowie die Tentakel und die Augen, welche indessen auffallend kleiner waren. Der Mund, an dem Ende eines kleinen Lippenrüssels, schien der Erweiterung fähig. Deutlich war die Spur eines obern Lippenzahnes zu sehen, welcher die Gestalt eines Hufeisens hatte, sehr schmal war, und dergestalt an der Haut saß, daß er ohne Zweifel beim Kauen nicht sehr wirksam ist. Die Zunge ist dick, eiförmig, tritt zum Theil frei in die Mundhöhle und verlängert sich nach Hinten in die Eingeweidehöhle. Sie ist übrigens mit kleinen Haken besetzt, wie gewöhnlich. Die junge Schale zeichnet sich dadurch aus, daß die äußere Lippe dünn und scharf ist und der äußere Überzug fehlt.

Die Arten zerfällt Menke auf folgende Weise:

A. **Labro crenato, extremitate utraque prominula** (**Ovulus** *Montfort*). **Typus: Ovula oviformis** *Lamarck*.

B. **Labro crenato, extremitate utraque emarginata, supra verruca munita.** (**Calpurnus** *Montf.*) **Typus: Ovula verrucosa** *Lamarck*.

C. **Labro integerrimo, extremitate utraque obtusissima rotundata.** (**Ultimus** *Montf.*) **Typus: Ovula gibbosa** *Lamarck*.

D. **Labro integerrimo, extremitate utraque acuta v. rostrata.** (**Radius** *Montf.*) **Typus: Ovula acicularis** *Lamarck*.

Eine noch genauere Übersicht der Arten hat Sowerby in **Zoological Journal Vol. IV.** gegeben, deren Aufnahme uns jedoch zu weit führen würde. Ihm verdankt

---

sind die Schriftsteller derselben brauchbarer als die ungrischen. Wir haben daher benutzt: *Hermannus Contr.* et *Bernold.* Chron. ap. *Ussermann.* Germaniae Sacrae Prodromus. p. 210—213. *Lambert ab Heersfeld* (gewöhnlich von Aschaffenburg), Annal. ed. *Krause.* p. 2—5. Annal. Hildesheimenses ap. *Leibnitz*, Scriptt. p. 730, 731. Annalista Saxo ap. *Eccardum*, Corp. Hist. Medii Aevi. T. I. p. 477, 480. Chronicon Urspergens. (Strasb. 1609.) p. 165, 166. Annales Sangallenses Majores ap. *Pertz*, Mon. Germ. Histor. Scriptt. T. I. p. 64—85. Annales Wirziburgenses ap. *eund.* T. II. p. 243. Chron Australis ap. *Freher.* Scriptt. T. I. p. 316. Die Sage, wie zur Zeit als König Heinrich mit 6000 Teutschen gegen 100,000 Ungern schlägt, die Bischöfe unbewaffnet mit in den Streit gehen, und das Heer der Ungern Finsterniß und das der Teutschen Licht umgibt, hat zuerst *Glaber Rodulphus*, Histor. Lib. V. c. IV. ap. *Pithoeum*, Hist. Franc. p. 57. Als Gegenstand einer eigenen Schrift hat Ovo'n behandelt *Godofr. Schwarzius*, Samuel, Rex Hungariae, qui vulgo Aba audit, ex historico et simul numario monumento, tam nomini quam populo suo restitutus. (Lemgov. 1761. 4.) Ovo heißt nämlich eigentlich Samuel, und bei den ungrischen Geschichtschreibern Aba, ist aber unter dem Namen Ovo in Teutschland am bekanntesten geworden, sodaß uns auch am passendsten schien, seine Geschichte unter diesem seinen gangbarsten Namen darzustellen.

man auch die vollständigste Aufzählung der Arten, der wir hier folgen, indem wir noch bemerken, daß er den Namen Ovula in Ovulum verwandelt hat.

1) **O. oviformis** *Lamarck* (Bulla ovum, *Linné. Lister*, Conch. t. 711. f. 65. *Rumph*, Mus. t. 38. f. H. *Petiver*, Amb. t. 16. f. 23. *Gualtieri*, Test. t. 16. f. F. *D'Argenville*, Conch. pl. 18. f. M. *Seba*, Mus. III. t. 55. f. 17. Knorr, Vergnügen. IV. t. 26. f. 7. Martini, Conchylienc. I. t. 23. f. 220, 221. Encyclop. méthod. pl. 357. f. 5. a. b). Die Schale eiförmig, aufgeblasen, in der Mitte bauchig, glänzend milchweiß, die beiden Enden vorragend, etwas gestutzt, die Mündung orangebraun. Die Länge $3\frac{8}{10}$, die Breite $2\frac{4}{10}$ Zoll. Dieses ist die größte Art der Gattung. Die junge Schale ist schwach quer gestreift, ihre Oberfläche matter, die äußere Lippe scharfrandig und nicht eingebogen. Mit dem Alter wird die äußere Lippe dicker und wendet sich nach Innen, auch bekommt dann die Schale ihren Glanz. Auch die Farbe der innern Seite wächst mit dem Alter, sodaß sie bei ganz jungen Thieren fehlt. Sowerby führt eine Abänderung an, welche kleiner ist und auf der Rückenseite an jedem Ende eine narbige Furche hat. Der Fundort ist der indische Ocean.

2) **O. Margarita** *Sowerby*. Die Schale eiförmig, etwas kugelig, oben stumpf, etwas zugespitzt, weiß, das Säulchen innen an der Wurzel platt gedrückt, concav, die äußere Lippe am Rande zugerundet, innen gezähnelt, die Länge $\frac{11}{20}$, die Breite $\frac{4}{10}$ Zoll. Fundort die Freundschaftsinseln im stillen Ocean.

3) **O. adriatica** *Sowerby*. Die Schale länglich-eiförmig, etwas bauchig, an beiden Enden etwas zugespitzt, blaß fleischfarben durchscheinend, die äußere Lippe mit schmalem, innen gezähneltem Rande, das Säumchen oben mit einer Falte, unten etwas platt gedrückt, innen gerandet. Länge $\frac{9}{10}$, Breite $\frac{5}{10}$ Zoll. Fundort im adriatischen Meere.

4) **O. pyriformis** *Sowerby*. Die Schale eiähnlich, weißlich, der untere Kanal etwas zurückgebogen, der Rücken bauchig, die Spindel an der Wurzel hohl und platt gedrückt, oben mit einem starken faltenförmigen Zahne, die äußere Lippe innen faltig gezähnt, unten etwas platt gedrückt. Länge $\frac{17}{20}$, Breite $\frac{5}{10}$ Zoll. Kam von der Küste Neusüdwallis und zwar vom südlichen Neuschottland.

5) **O. carnea** *Poiret* (Voyage II. p. 21. Bulla carnea *Gmel.* et *L.* Encycl. pl. 357. f. 2. a. b. *Lamarck*, Anim. sans vertèbr. VII. p. 368. Schubert und Wagner, Forts. des Mart. Conchylienc. t. 228. f. 4041, 4042). Die Schale eiförmig, fleischroth, der Rücken höckerig, zart in die Quere gestreift, die Enden, besonders das untere, etwas zugespitzt, die äußere Lippe innen gezähnelt, die Spindel oben mit einer schrägen Falte. Länge und Breite $\frac{5}{10}$ Zoll. Fundort im mittelländischen Meer und an den Küsten der Berberei.

6) **O. marginata** *Sowerby*. Die Schale länglich eiförmig, bauchig, an beiden Enden etwas stumpf, weiß; der Rand der äußern Lippe gerundet, innen gezähnelt, an der Wurzel mit plattem Faltenzahne; die Spindel oben mit starkem Faltenzahne, an der Basis platt, unten einfach faltig, die äußern Ränder der Lippen sind orangefarben gerandet. Länge $\frac{17}{20}$, Breite $\frac{5}{20}$ Zoll. Fundort?

7) **O. lactea** *Lamarck*. Schale eiförmig, etwas höckerig, glatt, ganz weiß, die äußere Lippe am Rande innen faltenzähnig; die Spindel an der Basis zusammengedrückt. Länge $\frac{17}{20}$, Breite $\frac{11}{20}$ Zoll. Fundort an den Inseln des stillen Oceans, Timor ꝛc.

8) **O. brevis** *Sowerby*. Schale eiähnlich, an beiden Enden stumpf, kurz, weiß, der Rand der äußern Lippe innen gezahnt; die Spindel oben einfaltig, außen gerandet, an der Basis platt, unten einfaltig, die Kanäle sehr kurz. Länge $\frac{11}{20}$, Breite $\frac{8}{20}$ Zoll. Der Fundort unbekannt.

9) **O. verrucosa** *Linn.* (*Lister*, Conch. t. 712. f. 67. *Rumph*, Mus. t. 38. f. H. *Petiv.*, Amb. t. 16. f. 23. *Gualt.*, Test. t. 16. f. T. *D'Argenv.*, Conch. pl. 18. f. M. *Seba*, Thes. III. t. 55. f. 17. Knorr, Bergn. IV. t. 26. f. 7. Martini, Conchc. I. t. 23. f. 220, 221. Encycl. pl. 357. f. 5. a, b. *Blainville*, Malacol. pl. 31. f. 4.) Schale eiförmig, höckerig, weiß, Rücken quereckig, an beiden Enden eine platte Warze. Länge $1\frac{3}{10}$, Breite $\frac{8}{10}$ Zoll. Die junge Schale hat den innern Rand der äußern Lippe zahnlos. Im indischen Ocean.

10) **O. angulosa** *Lamarck*. (Anim. sans vert. VII. p. 367. O. costellata, *Ej.* Annales du Mus. XVI. 110. nr. 2. O. Columba, Schubert und Wagner, Suppl. pl. 228. f. 4043, 4044. Cypraea tortilis, *Martyns*, Universal Conchol. II. f. 60. Bulla imperialis, *Dillwyn*.) Schale eiförmig, bauchig, weiß; mitten auf dem Rücken querstumpfeckig, innen rosenviolett; Länge 2, Breite $1\frac{4}{10}$ Zoll. Sowerby führt eine schmutzig bräunlichweiße Varietät an. Von den Freundschaftsinseln.

11) **O. triticea** *Lamarck*. Die Schale eiförmig länglich, glatt, orangeroth, die äußere Lippe weißlich, innen ganz fein gezähnelt, die Spindel oben mit einem weißlichen starken Zahne, unten zusammengedrückt. Länge $\frac{13}{20}$, Breite $\frac{7}{20}$ Zoll. Nach Lamarck aus Afrika, nach Sowerby, oder vielmehr Humphrey's Angaben, aus Japan. Lamarck's **O. hordeacea** scheint, der Beschreibung nach zu urtheilen, Sowerby nicht von der eben beschriebenen verschieden.

12) **O. striatula** *Sowerby*. Die Schale länglich, auf dem Rücken quer gestreift und höckerig, weißlich, die äußere Lippe verflacht, innen gezähnelt, die Spindellippe (innere) oben schwielig, unten platt, die Enden etwas zugespitzt, stumpf. Länge $\frac{4}{10}$, Breite $\frac{2}{10}$ Zoll. Aus Ostindien.

13) **O. Frumentum** *Sowerby*. Schale länglich, der Rücken querhöckerig, röthlich, mit einer weißlichen Querbinde; äußere Lippe am Rande verflacht, innen gezähnelt, Spindellippe oben schwielig, unten platt, Enden etwas zugespitzt, stumpf. Länge $\frac{3}{10}$, Breite $\frac{3}{20}$ Zoll. Fundort?

14) **O. gibbosa** *Linné* (*Columna*, Purpur. t. 30. f. 5. *Lister*, Conch. t. 711. f. 64. *Bonanni*,

Recreat III. f. 249, 339. *Petiver*, Gazophyl. t. 15. f. 5. *Gualt.*, Test. t. 15. f. 3. *D'Argenv.*, Conch. pl. 18. f. 9. *Favanne*, Conch. pl. 30. f. 1. *Seba*, Mus. III. t. 55. f. 18. Knorr, Vergnüg. I. t. 14. f. 3, 4 und VI. t. 32. f. 4. Martini, Conchylienc. I. t. 22. f. 211—214. Encycl. pl. 357. f. 4. a, b. *Blainville*, Malacol. pl. 31. f. 2. Montfort's Gattung Ultimus). Schale länglich, an beiden Enden stumpf, weißlich oder orangegelb, oben in der Mitte mit einem erhabenen Gürtel. Länge $1\frac{3}{10}$, Breite $\frac{13}{20}$ Zoll. An der jüngern Schale ist der Rand der äußern Lippe scharf und die Rückenbinde verloschen eckig. Sowerby zählt zwei Varietäten auf: 1) Der obere Kanal der Mündung enger. Länge $1\frac{3}{10}$, Breite $\frac{6}{10}$ Zoll; 2) die Schale kürzer, breiter. Länge $1\frac{1}{10}$, Breite $\frac{13}{20}$ Zoll. Von den brasilischen Küsten, Westindien.

15) O. **obtusa** *Sowerby*. Schale eiförmig, auf beiden Enden etwas zugespitzt, stumpf, glatt, weißlich, die Mündung an der Wurzel etwas erweitert; die Ränder der Lippen glatt. Länge $\frac{4}{10}$, Breite $\frac{5}{20}$ Zoll. Fundort?

16) O. **seminulum** *Sowerby*. Schale länglich, in der Mitte etwas bauchig, fleischröthlich, die Enden stumpf; der Rand der äußern Lippe rundlich, zahnlos; die Spindellippe platt. Länge $\frac{5}{20}$, Breite $\frac{2}{20}$ Zoll. Von den Freundschaftsinseln.

17) O. **formicaria** *Sowerby*. Schale länglich, auf der Mitte des Rückens quer, gekielt, weiß, die äußere Lippe zahnlos, der Rand etwas platt. Länge $\frac{5}{20}$, Breite $\frac{1}{10}$ Zoll. Aus dem indischen Ocean.

18) O. **secale** *Sowerby*. Schale länglich, schmal, weißlich, oben mit stumpfer Spitze, die Spindel oben mit einer Falte, unten platt, gefurcht, der Rand der äußern Lippe etwas gerade, an der Basis etwas eckig. Länge $\frac{7}{10}$, Breite $\frac{5}{20}$ Zoll. Fundort?

19) O. **spelta** *Linné* (Bulla spelta. *Lin. Gmel.* p. 3423. nr. 4. *Lister*, Conch. t. 712. f. 68. *Gualt.* Test. t. 15. f. 4. *Martini*, Conch. T. I. t. 23. f. 215, 216. *Lamarck*, anim. sans vert. T. VII. p. 370. nr. 10. O. spelta Ann. ibid. p. 113. nr. 10. *Schubert* et *Wagner*, Supplement. 117. pl. 228. f. 4047). Die Schale länglich, geschlossen, in der Mitte etwas bauchig, die Mündung oben linienförmig, unten etwas erweitert, die äußere Lippe unten zugerundet, eckig, die Spindel oben mit einer einzigen schrägen Falte, die Länge $\frac{7}{10}$, die Breite $\frac{3}{10}$ Zoll. Lamarck gibt als Vaterland das mittelländische Meer an, Sowerby die Südsee und die Freundschaftsinseln. Der Letztere bemerkt überdies noch, daß die Abbildungen von Martini und Gualteri keineswegs hinlänglich genau seien, um mit völliger Sicherheit zu der gegenwärtigen Art gezogen werden zu können.

20) O. **intermedia** *Sowerby*. Die Schale eiförmig, länglich, an beiden Enden etwas zugespitzt, quer über den Rücken etwas eckig, die Spindellippe nahe am obern Ende mit einer schrägen Falte, der innere Rand der äußern Lippe zahnlos. Länge $1\frac{5}{20}$, Breite $\frac{11}{20}$ Zoll. Das Vaterland dieser Art ist unbekannt, den Namen hat sie von der Ähnlichkeit mit O. gibbosa und birostris.

21) O. **birostris** *Linné* (Bulla birostris *Linn. Gmel.*, p. 3423. nr. 3. *An. Lister*, Conch. t. 711. f. 66? Knorr, Vergnüg. T. VI. t. 20. f. 5. *Favanne*, Conch. pl. 30. f. k, l. *Martini*, Conch. T. I. t. 23. f. 277. a, b. Encycl. pl. 357. f. 1. a, b. *Lamarck.*, Anim. sans vert. T. 7. p. 370. nr. 11. O. birostris Ann. ibid. nr. 11. *Schubert* et *Wagner*, Suppl. au Martini. p. 116. pl. 228. f. 4045, 4046. Testa fossilis, *Lamck.* l. c. p. 371. nr. 2). Die Schale länglich, an beiden Enden schnabelförmig verlängert, in der Mitte etwas bauchig, ganz glatt, weißlich, die Mündung oben eng, linienförmig, unten etwas erweitert, die äußere Lippe unten eckig zugerundet, die Spindel oben mit einer schiefen Falte. Die Länge $1\frac{5}{10}$, die Breite $\frac{4}{10}$ Zoll. Sowerby bemerkt bei dieser Art, daß sie von O. spelta hauptsächlich durch die beiden verlängerten Enden abweiche, daß es aber schwer sei, zu entscheiden, ob dieses wirklich ein Gattungscharakter sei, da es Arten von einem Zwischencharakter gebe, doch sei er der Meinung, daß man die kurz geschnäbelten als Abänderung der gegenwärtigen Art betrachten könne. Diese kommt an den Ufern der Inseln des stillen Oceans vor.

22) O. **longirostrata** *Sowerby*. Die Schale länglich, schwach weißlich, auf beiden Seiten lang gespitzt, der Rücken etwas höckerig, die Mündung schmal, an der Wurzel etwas weiter, der äußere Rand der äußern Lippe etwas verdickt. Kam aus dem adriatischen Meere.

23) O. **volva** *Linné* (Bulla volva, *Linn. Gmel.*, p. 3422. nr. 2. *Lister*, Conch. t. 711. f. 63. mala. *D'Argenv.*, Conch. pl. 18. f. 1. *Favanne*, Conch. t. 30. f. k. 2. *Seba*, Mus. T. III. t. 55. f. 13—16. Knorr, Vergnüg. 5. Thl. t. 1. f. 2, 3 und 6. Thl. t. 32. f. 1. *Martini*, Conch. T. I. t. 23. f. 218. Encycl. pl. 357. f. 3. a, b. *Lamck.*, Anim. sans vert. T. VII. p. 370. nr. 12. O. volva. Ann. ibid. nr. 12. *De Blainv.*, Malac. p. 423. pl. 31. f. 3). Die Schale eiförmig, an beiden Enden lang geschnabelt, der Rücken quer gestreift, die äußere Lippe verdickt, mit gerundetem Rande, innen gekerbt, die Mündungskanäle etwas verlängert, innen gebogen. Eine sonderbar gebildete Schale, welche in Beziehung auf die langen Endkanäle sich mit den Arten der Gattung Fusus vergleichen läßt. Wenn sie unbeschädigt ist, sind beide Kanäle fast von gleicher Länge. Der eigentliche Körper der Schale ist in der Mitte meist glatt, die Streifen liegen nur gegen die Enden und werden gegen die Verlängerung hin immer mehr schräg. Die Mündung ist sehr lang, ziemlich breit, an der Basis erweitert, die linke Lippe ist einfach, die rechte oder äußere schwach nach Außen gewendet, in der Mitte verdickt und in ihrer ganzen Ausdehnung glatt und stumpf. Dieser Rand ist meist ganz blaß gelblich weiß, indessen die ganze übrige Schale auch im Innern schön orangefarben ist. Der hintere Kanal ist etwas länger als der vordere, ziemlich eng, am Ende etwas gebogen und daselbst außerordentlich dünn und schräg gestutzt, der vordere ist dem hintern durchaus ähnlich, nur kürzer und weiter. Eine von Lamarck aufgeführte Varietät ist blaß rosa und durchgängig gestreift, und wahrscheinlich

blos eine Altersabänderung. Diese Art ist sehr selten und kostbar, da die beiden Enden leicht abbrechen; wohl erhaltene Exemplare sind ziemlich lang, bis auf 4 Zoll bei mittlerer Stärke, sodaß man nach dieser bei größern verletzten Exemplaren schließen muß, daß dieselben wol 6 Zoll in der Länge gemessen haben. Lamarck gibt als Vaterland die Küsten von Brasilien und Westindien an, doch zweifelt Sowerby daran und glaubt, daß diese Schnecke vielmehr von China, Sumatra, Java, und überhaupt von den Inseln des indischen Archipels komme.

24) **O. acicularis** *Lamarck*. Die Schale länglich, schmal, violett grau, die äußere Lippe und die Spindel gerade, der obere Kanal bildet außen einen stumpfen Kiel, die äußere Lippe ist kaum verdickt, an der Wurzel etwas eckig, die Spindel unterhalb der Mitte etwas gefurcht. Die Länge $\frac{7}{10}$, die Breite $\frac{2}{10}$ Zoll. Sowerby zählt folgende Varietäten auf: 1) die Schale weißlich oder gelblich mit einer violetten Linie in der Mitte der Spindel; 2) die Schale violett, etwas bauchig und 3) die Schale gelblich, ebenfalls etwas bauchig. Der Fundort ist an den Küsten der westindischen Inseln.

25) **O. patula** *Sowerby* (**Bulla patula Auctorum Britannicorum. Simnia patula** *Leach*). Die Schale dünn, eiförmig, länglich, in der Mitte etwas bauchig, oben eingeschnürt, die Mündung etwas breit, der Rand der äußern Lippe gebogen, scharf, die Spindel oben mit einer Falte, an der Wurzel der Länge nach mit Furcheneindrücken. Die Länge 1, die Breite $\frac{5}{10}$ Zoll. Der Fundort ist an den englischen Küsten. Die eigene Bildung der Schale veranlaßte Leach, eine besondere Gattung daraus zu machen, indessen verbindet sie die vorige Art mit Ovula so, daß sie ihren Platz in dieser Gattung mit Recht finden dürfte. Sowerby macht außerdem noch aufmerksam auf die große Ähnlichkeit mit **Bulla Nucum** und **cylindrica**. (D. *Thon.*)

OVULA (Paläozoologie), vergl. Artikel Ovula *Lamarck* oder Ovularia *Link*, Erdbeschreib. II, 1. 437 (Zoologie). Die fossilen Arten dieses Geschlechtes beschränken sich auf eine nur sehr geringe Anzahl und diese scheinen von den lebenden nur wenig abzuweichen. Alle sind tertiär.

1) **O. tuberculosa**. **O. tuberculosa** *Duclos*, *Defr.* im Dict. XXXVII, 132. Sehr groß, über 4″ parif. lang, 3″ breit, von der Form einer Cypraea, gezähnt, jedoch nur an der Basis des rechten Mundrandes. Weicht von allen andern Arten ab durch einige große Höcker, welche nach Oben hin auf dem Rücken des letzten Umganges stehen. Zu Laon in einer Schicht des obern Meeressandsteines.

2) **O. passerinalis**. **O. passerinalis** *Lamarck* Ann. Mus. XVI, 114, n. 1; Hist. VII, 371. *Defr.* Dict. XXXVII, 132. Bronn, Katalog. n. 26. Deff. Reisen. II, 525, n. 47. Holl, Petrefactenk. S. 200. **O. birostris** *Brocchi* Conchiol. 278. (excl. syn.) Eiförmig-bauchig, glatt, kaum geschnabelt, die äußere Lippe bogenförmig, ohne Zähne und Kerben. Am obern Ende der Spindel eine große Falte. Länge bis 0,025, Dicke bis 0,016. Nur fossil, um Castell'arquato im Piacentinischen, im blauen Mergel und gelben Sande der Subapenninen-Formation.

3) **O. spelta**. **O. spelta** *Lamarck* hist. VII. 370. Encycl. pl. 357. fig. 1 a, b. Bronn, Katalog. n. 27. Deff. Reise II, 525. nr. 46. *Risso* IV, 235. Holl, Petrefactenk. S. 262. **Bulla spelta** (*Lin.*) *Olivi*, *Brocch.* Conch. 278. **O. birostris fossilis** *Lamarck* hist. VII, 371. Ann. mus. XVI, p. 114 nr. 2. Holl Petrefactenk. S. 262. *Defr.* Dict. XXXVII, 132. *Parkins.* p. 200. Der äußere Mundrand ist außen verdickt und eine schiefe Falte auf der Spindel des vordern Schnabels, Länge bis 0,‴026, Dicke bis 0,010. Diese fossile Art wäre nach Lamarck und Defrance durchaus der lebenden **Ovula birostris** ähnlich, welche in Java einheimisch ist; aber entweder waltet hier von ihrer Seite ein Irrthum ob, oder ihre fossile **O. birostris** ist mir nie vorgekommen, und die **O. spelta** des Mittelmeeres wäre Lamarcken und Defrancen entgangen. Fossil mit voriger. Lebt noch im Mittelmeere.

4) **O. semen**. **O. semen** *Defr.* Dict. XXXVII, 132. Schale länglich, an beiden Enden zugespitzt, oben an der Spindel mit einer Falte, am linken Mundrande eine Schwiele, der rechte innen verdickt; Länge 6‴. Verwandt mit **O. triticea** der afrikanischen Küste; fossil in den Faluns der Touraine; selten.

5) **O. carnea**. **O. carnea** *Lamarck*, *Serr.* terr. tert. 127. Eine der **O. carnea** des Mittelmeeres analoge Art, welche im Calcaire moëllon bei Montpellier vorkommen soll.

6) **O. ?fragilis**. **O. fragilis** *Defr.* Dict. XXXVII, 132. Klein, sehr dünn und zerbrechlich, 4—5‴ lang, wie **Ovula** eingerollt, der äußere Rand außen verdickt, nicht immer eingerollt, Windung schnabelförmig, Mundöffnung nicht bis zum Ende des Schnabels reichend. Im Grobkalke von Grignon.

7) **O. Leathesi**. **O. Leathesi** *Sow.* Min. Conch. t. 478. Fossil im Crag von Walton, Suffolk.

8) ?**O. ovata**. **O. ovata** Klöden, Verstein. Brandenb. 163. t. II. f. 8. ?**Bullacites ovarius** Schloth. Petrefactenk. Ein schwarzer Kalkkern mit ansitzenden Theilen der Schale, an Form ganz ähnlich der **Cypraea oviformis** *Sow.*, aber die Schalenreste der Spindel sind ohne Zähne. Aus jungem Tertiärkalk wahrscheinlich übergegangen in die Diluvialschichten Brandenburgs, bei Potsdam.

9) **O. sulcatum** *Sow. Keferstein* etc.*). (*H. G. Bronn.*)

---

*) *De Lamarck*, Histoire naturelle des animaux sans vertèbres. (Paris 1822.) VII. p. 371. H. G. Bronn, Ergebnisse meiner naturhistorisch-ökonomischen Reisen. II. 1827. S. 525. *G. Brocchi*, Conchiologia fossile subapennina. (Milano 1814). II. 278. *Sowerby*, Mineral Conchology of Great Britain. (Lond. 1812 sq.) V voll. *Woodward*, Synoptical table of British organic remains. (Lond. 1830.) J. F. Krüger, Urweltliche Naturgeschichte der organischen Reiche. (Quedlinburg 1825.) II. S. 127. *Parkinson*, Outlines of oryctology. (Lond. 1822.) p. 153, 200. *Defrance* im Dictionnaire des sciences d'histoire naturelle. (Paris 1825.) XXXVII. *Risso*, Histoire naturelle des principales productions de l'Europe méridionale. (Paris 1826.) IV. *Marcel de Serres*, Géognosie des terrains tertiaires.

Ovulit, Ovulite, s. **Ovulites.**

OVULITES (Paläozoologie), von **Ovulum**, Eichen, teutsch **Ovulit**, französisch **Ovulite**, nennt Lamarck ein problematisches Geschlecht von thierischen Körpern, das man nur im fossilen Zustande kennt. Sie haben die Form eines hohlen Kügelchens oder Eichens, das an beiden Enden durchbohrt und mit fast unkennbaren Poren besetzt ist, und werden von Lamarck, Bronn, Parkinson und Holl unter die Poren-Korallen, die **Polyparia foraminata** der dritten Ordnung (**Polypi vaginati**), von Lamouroux in der Ordnung 12, Milleporeen der ersten Section **Polyparia foraminata**, der zweiten Division **Polypi lapidescentes non flexuosi**; von Cuvier fragweise als Anhang zu seiner dritten **Tribus, Polypiers nageurs** seiner dritten Familie **Polypiers corticaux**; von Blainville zur Familie **I. Polyparia operculifera**, der Unterclasse **II. Polyparia membranacea**, der Classe **IV.** Polyparien; von Schweigger unter die **Ceratophyta tubulosa** seiner **Zoophyta heterohyla** versetzt. Die generische Diagnose ist: **Polyparium lapideum, liberum, ovuliforme aut cylindraceum, intus cavum, extremitatibus saepius perforatum. Pori minutissimi ad superficiem examussim dispositi aut sparsi.** Die untere Öffnung ist nach Blainville immer größer und gerandet, an einem Ende des **O. margaritula** sind zuweilen zwei getrennte solche Öffnungen, in welchem Falle auch die ganze Form darnach abändert. Die Ovuliten scheinen sich nach Defrance innerhalb eines andern Thierkörpers ausgebildet zu haben, da man sonst nicht die Möglichkeit einsehen würde, wie sie zuwachsen konnten; denn schon im Meere waren sie hart, da man Serpeln auf ihnen sitzen sieht. Ihre Poren sind ganz unverhältnißmäßig klein gegen die andern Polyparien, sodaß man fast zweifeln darf, ob sie zu demselben Zwecke gedient haben. Schweigger hält die Ovuliten für Gliederungen von Cellarien. Die bekannten Arten sind:

1) **O. margaritula. O. margaritula** *Lamarck*, hist. II, 194. Encycl. pl. 479. f. 7. *Lamouroux* Exposit. 43. t. 71. f. 9, 10. *Defr.* Dict. XXXVII, 134. av. fig. 2. 2 a. Bronn, Pflanzenth. p. 22. t. VI. f. 17. *Parkins.* Oryctol. 67. *Blainv.* Dict. LX, 404. Goldf. Petrefactenk. p. 40. t. XII, f. 5. Holl, Petrefactenk. 405. Oval, mit porenförmigen Zellen. Länge 1,‴5. Fossil im Grobkalke von Grignon.

2) **O. elongata. O. elongata** *Lamarck* hist. II, 194. Encycl. pl. 479. f. 8. *Lamouroux*, Expos. 43, 44. t. 71. f. 11, 12. *Defr.* Dict. XXXVII. p. 134. f. 3 a. *Parkins.* oryctol. p. 67. *Blainv.* Dict. LX, 404. Cylindrisch, das eine Ende aufgeblasen und abgestutzt. Ebenfalls im Grobkalke von Grignon.

3) **O. globulosa. O. globulosa** *Defr.* Dict. XXXVII, 134. Kugelförmig, ganz außerordentlich klein, nicht eines Senfkornes groß, die beiden Löcher kaum sichtbar. Fossil im Grobkalke von Grignon, Villiers (Seine und Oise), Courtagnon (bei Rheims).

4) ?**O. globosus.** *v. Münst.* in litt. *Defr.* Dict. XXXVII, 134. Der vorigen ähnlich, vielleicht identisch, nur von 0,‴0003 Durchmesser, aber im jüngern Tertiärsande von Dax (nach einer Angabe Münster's in unserer Sammlung) und von Rimini in Italien.

Dann finden sich bei Rimini und Villiers mit den zwei letzten Arten noch kleine regelmäßig kugelförmige, aber nicht hohle Körper, deren Genus man nicht anzugeben weiß *). (*H. G. Bronn.*)

OVUM (Pisces). Eine von Schneider nach einem ausgestopften Fische aufgestellte Gattung mit der einzigen Art **O. Commersonii**, welche indessen nichts ist als ein verstümmelter, seiner Flossen beraubter **Tetraodon lineatus.** (D. *Thon.*)

OVUM, OVA. 1) **Ova** heißen bei van Phelsum gewisse Echiniden, die Brissoiden bei Klein, Spatangen Lamarck's.

2) **Ova anguina**, Schlangeneier, nannte man ehedem bald die fossilen Echiniden im Allgemeinen, bald gewisse Formen, **Ombriae** (s. d. Art.), deren Natur und Ursprung man noch nicht weiter kannte.

3) **Ova fossilia**, s. **Oolithi.**

4) **Ova marina**, Meereier, hieß eine Echiniden-Abtheilung bei Klein, Lamarck's Spatangen.

5) **Ovum marinum** *Luyd* (Lithophyl. Britan. n. 964, ein Echinide.

6) **Ova polypi**, alte Benennung fossiler Nautilen.

7) **Ovum serpentinum Melitensium** *Luyd* (Lithophyl. Brit.) gewisse Fischzähne von Malta, Bufoniten. (*H. G. Bronn.*)

OVYDD oder **OVATE** (Vate), hieß bei der Eintheilung der wallischen Barden ein solcher, der seinem Geiste, seiner Übung und den Umständen folgte, und dem als Pflicht oblag, sich den Meisterwerken anzuschmiegen, und von ihren Lehren nicht abzuweichen. Also durfte er doch seinem Geiste nur in sehr geringem Grade folgen. Er trug ein grünes Kleid †). (*Ferdinand Wachter.*)

OW, Ave, See in Argyleshire (Schottland), welcher bei einer Länge von 30 engl. Meilen zuweilen zwei, gewöhnlich aber nur eine Meile Breite hat und 108 Fuß

(Montpellier et Paris 1829.) Holl, Handbuch der Petrefactenkunde. (Dresden 1829.) S. 262. K. F. Klöden, Die Versteinerungen der Mark Brandenburg. (Berlin 1834.)

*) *De Lamarck*, Histoire naturelle des animaux sans vertèbres. (Paris 1816.) II. p. 192—194. *J. Lamouroux*, Exposition méthodique des genres de l'ordre des Polypiers. (Paris 1821. 4.) p. 43, 44. Schweigger, Handbuch der Naturgeschichte der skelettlosen ungegliederten Thiere. (Leipz. 1820.) S. 428; — n. Beobacht. Fig. 58. *J. Parkinson*, Outlines of oryctology. (Lond. 1822.) p. 67. *Defrance* im Dictionnaire des sciences d'histoire naturelle, chez *Lévrault*. XXXVII. 1825. *De Blainville*, ib. LX. 1830. Bronn, System urweltlicher Pflanzenthiere. (Heidelberg 1825. Fol.) S. 22, 23. A. Goldfuß, Beschreibung und Abbildung der Petrefacten, der k. preuß. Rhein-Universität. (Düsseldorf 1826. Fol.) I. Holl, Handbuch der Petrefactenkunde. (Dresden 1829.) S. 405. *Cuvier*, Le Règne animal d'après son organisation. (Paris 1830.) III. p. 320.

†) Mone, Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa. 2. Th. S. 466—473 und die von ihm angeführten Schriftsteller.

über dem Meere liegt. Er bildet eine ungemein schöne Wasserfläche und steht in Hinsicht seiner prachtvollen Scenerie dem See Lomond wenig nach. Waldbedeckte Berge begrenzen den größten Theil seiner Ufer, während man in seiner Mitte Inseln erblickt, auf welchen malerische Ruinen aus uralten Bäumen hervorragen. Auf Inish-Chonnel stehen die Reste einer alten, der Familie Argyle gehörigen Feste; auf Troach-Elan sieht man noch Trümmer einer andern Burg, welche König Alexander III. dem Häuptlinge des Clans Mac-Naughton zu Lehen gab unter der Bedingung, die schottischen Könige zu bewirthen, wenn ihr Weg sie hierher führte. In den frühesten Zeiten war dies Eiland der Hesperidengarten Schottlands. Noch lebt in dem Munde des Volkes, von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt, eine schöne Ossian's würdige Erzählung von dem unglücklichen Troach, der es unternahm, für seine geliebte Mego die von einem furchtbaren Drachen bewachten Früchte desselben zu brechen, aber bei dem Wagnisse von dem Drachen getödtet wurde. Auf einer in den See hineinragenden Bergspitze erblickt man die ehrwürdigen Ruinen von Castel-Kilchurn, welches die Gemahlin des Rhodiserritters Colin Campbell, des Ahnherrn der Familie Breadalbane, 1440 erbaute. Im J. 1745 wurden königliche Truppen in dies Schloß gelegt, um die Umgegend im Gehorsam zu erhalten; jetzt sind Mauern und Gräben gänzlich verfallen. Der See nimmt an seinen beiden Seiten eine Menge Bäche, an seinen Enden aber zwei breite Flüsse auf und ergießt sich durch den Fluß Awe in den See Etive bei dem Orte Bunaw. Er hat Überfluß an Lachsen, Forellen und Aalen, welche letztere aber von den Einwohnern, die sie für Wasserschlangen halten, verabscheut werden. Vergl. **Beauties of Scotland. Vol. V.** und *Pennant*, **Tour in Scotland.** 1790.

(*Fischer.*)

OWA, ist eine der aus dem arabischen الواحات (**El-Wahát**) oder **El-Wáh** (الواح), wie die Araber die bekannten Oasen nennen, verstellten Benennungen. Andere Verunstaltungen dieses Namens bei neuern Reisenden und Schriftstellern sind **el-Ouah, Wach, Elovah, Eluah.** Bei den einheimischen Geographen findet sich das Wort الواحات , الالواحات , الوحات ,الواح geschrieben, so jedoch, daß die meisten sich zu der Schreibweise الواحات hinneigen. Es scheint dieses Wort aus der weichern Aussprache des griechischen *Αὐάσεις, Ὄασις* entstanden zu sein, wie schon A. Schultens, Köhler und nach ihren Hartmann (*Edris.* **Afric. Ed. II.** p. 488), der hier vorzüglich zu vergleichen, behauptet hat. Michaelis (ad *Abulf.* p. 33, 34) zieht eine andere Annahme vor, ohne jedoch dieselbe näher beweisen zu können.

(*Gustav Flügel.*)

OWAHU, Woahu, Oahu, eine der reizendsten der Sandwichinseln im Australocean. Ihr Flächenraum beträgt 25 □ Meilen, ihre Einwohnerzahl nach King 60,000. Der von Bächen durchschnittene Boden ist gut angebaut und der durch ein mit 50 Kanonen besetztes Castell beschützte Hafen, Whytetibai, wurde im J. 1826 von 87 nordamerikanischen Schiffen besucht. In der Rznsiq zz des Königs, welche 6—7000 Einwohner zählt, befindet sich ein englisches und nordamerikanisches Consulat, und die englische Mission ließ im J. 1822 das erste Buch in der Landessprache drucken.

(*Fischer.*)

OWAIHI, OWHYHEE, la Mesa, die größte und südlichste der Sandwichinseln, welche von den Eingebornen selbst Ha-wai-i genannt wird. Sie bildet ein fast gleichseitiges Dreieck, dessen nördliche Spitze unter 20° 17′ nördlicher Breite und 204° 2′ östlicher Länge, die östliche unter 19° 34′ nördl. Br. und 205° 6′ östl. L., die südliche unter 18° 54′ nördl. Br. und 204° 15′ östl. Länge liegt, hat 255 geographische oder 293 engl. Meilen im Umfange, und 85,000 (früher über 120,000) Einwohner. Das Innere der Insel, ein weites zwischen den Bergen Mouna Roa, Mouna Koa (Kaah, Kea) und Mouna Huararai gelegenes Thal, ist eine fast noch völlig unbekannte, nur von einzelnen Eingeborenen durchdrungene, von Wald und Lava bedeckte Wildniß, in welcher man jedoch Sümpfe und Seen vermuthet, da sich in den Gebirgen oft zahlreiche Schwärme wilder Gänse zeigen. Die Höhe der genannten Berge wird verschieden angegeben. Der Mouna Roa, mit dem merkwürdigen Vulkan Pili, dessen 1500 Fuß tiefer Krater mit 50 kleinen Kratern auf seinem Boden 3000 Fuß unter dem Gipfel liegt, soll 13,524, nach Horner 15,324, nach D. Heberden's Berechnung sogar 16,020 Fuß hoch sein und die Höhe des Pics von Teneriffa um 724 Fuß übertreffen. Ihn wie die drei Spitzen des Mouna Koa, welchen man 40 engl. Meilen weit deutlich erblickt und den Mouna Huararai (Worarai) deckt ewiger Schnee. Den Fuß der Berge bedecken dichte Wälder, höher hinauf sind sie mit Gebüschen, Farrenkräutern und Alpenpflanzen bewachsen, ihre aus zum Theil schon aus verwitterter Lava gebildeten Gipfel sind völlig kahl. Die Insel ist in sechs Districte getheilt, von denen die Districte Amakooa und Ahedoo auf der Nordküste, die Districte Apoona und Kaoo an der südöstlichen, die beiden übrigen Akona und Koaerra an der westlichen Küste liegen. In dem vorletzten District befindet sich die Bai Kearakekua, in welcher Cook (s. den Art.), der die Insel am 30. Nov. 1778 entdeckte, am 14. Febr. des folgenden Jahres sein Leben verlor. Früher war Owaihi der Sitz der Könige, die sich jedoch jetzt den größten Theil des Jahres auf den andern Inseln aufhalten, deren Häfen für sicherer gehalten und daher von den Schiffen fremder Nationen mehr besucht werden. Als Hauptstadt wird Honarurah mit 12,000 Einwohnern betrachtet, in welcher der Statthalter seinen Sitz hat. Zu den einheimischen Producten der Insel gehört die Brodfrucht (Uru), die Cocosnuß (Niu), der Pisang (Maia), sowie Himbeeren und Erdbeeren. Eingeführt sind Orangen, Limonien, Wein, Ananas, der Papayabaum, Gurken, Wassermelonen, Bohnen, Zwiebeln, Kürbisse und Kohl. Seit dem J. 1819 haben sich amerikanische Missionare hier niedergelassen; mehre Bücher sind in der Landessprache gedruckt und das Christenthum ist ziemlich allgemein verbreitet. Im J. 1793 begab sich der König Tamehamea unter den Schutz der englischen Krone, was

jedoch keinen Einfluß auf die Regierungsverfassung hatte. Was diese, sowie die interessante Geschichte der Könige dieser Insel und die Bewohner derselben betrifft, verweisen wir auf den Art. **Sandwichinseln**, um unnöthige Wiederholungen zu vermeiden. (*Fischer.*)

OWAL, Howal, kleiner von einem despotischen, aber den Mauren zinsbaren Fürsten, welcher den Titel Brack führt, regierter Staat, an den beiden Ufern des Senegal im westlichen Afrika. Er bildet eins der vier Gebiete, in welche das Land der Jaloffen zerfällt, wird von den Flüssen Burar, Sagueray und Maringoin durchflossen und ist äußerst fruchtbar an Reis und Mais. Der Haupt- und Residenzort Ender oder Endschihasché liegt an dem See Panier Fuli. (*Fischer.*)

OWASCO, Stadt am gleichnamigen See in der Grafschaft Cayuga im Staate Newyork mit einem Postamte und 1000 Einwohnern. (*L. F. Kämtz.*)

Owe, s. **Hartmann v. d. Aue**.

OWEGO, Township in der Grafschaft Tioga im Staate Newyork am Owego, einem Zuflusse des Susquehannah, und diesem liegend. Sie hat ein Postamt, Druckerei und 1100 Einwohner, die einen lebhaften Handel mit Gyps, Salz und Bausteinen treiben. (*L. F. Kämtz.*)

OWEIS, der gemeinschaftliche Name einer Muhamedanischen Secte und mehrer Gelehrten.

1) **Oweis** (اويس) **Ben Amir**, der Scheich, mit dem Beinamen Carani (قرني), war einer der enthaltsamsten Frommen in Cufa, auf den die Bewohner dieser Stadt stolz waren, und wenn die Basrenser ihren Ibn Sirin als das **Non plus ultra** von Gottesfürchtigkeit rühmten, so stellten die Cufenser ihren Oweis entgegen und stützten sich auf die Aussage des Propheten selbst, der ihn als den vorzüglichsten der Jünger seiner Gefährten (خير التابعين) bezeichnet hatte. Er fiel mit dem Khalifen Ali am Tage von Siffin. Carani aber heißt er von Caran, einem Orte in Nedschd. In der spätern Zeit trieb man die Achtung vor diesem Manne so weit, daß jeder, der von irgend einem Weli oder Freunde Gottes (im mystischen Sinne von vielerlei Bedeutung) vermittels geistiger Mittheilung seine Erziehung erhält, mit dem Namen Oweis bezeichnet wurde, nur ließ man jenem den Vorzug, weil er durch die geistige Mittheilung des Propheten selbst unterrichtet worden war. Auch war er einer der Autád (أوتاد Pfähle) unter den Gläubigen seiner Gattung. (Vergl. *Har.* **Cons.** p. 439 und **Not. et Extr. XII**, 355.)

2) Der **Molla Sejjidi Ahmed Ben Oweis Caramani**, der im J. 924 (1518) starb, schrieb einen Tractat zur Widerlegung der Glossen, die der Molla Sejjidi Hamidi zu dem Commentar herausgab, welchen der große Seijid Scherif Dschordschâni zu der unter dem Namen „des Schlüssels der Wissenschaften" bekannten Encyklopädie des Sekkáki verfaßt hatte.

3) **Scheref-ed-din Isa Benn Heddschádsch**, der den Beinamen Oweis (عويس, nicht اويس) führte und 807 (beg. 10. Jul. 1404) starb, schrieb einen Tractat über die rhetorischen Redefiguren unter dem Titel Bedîiyet (بديعية).

4) **Oweisi** oder **Uweisi**, der Derwisch, der Iconium zu seiner Vaterstadt hatte, und aus dem Orden der Mewlewi war. Er schrieb unter Murad IV. um's Jahr 1626 und hat sich vorzüglich durch ein Strafgedicht, gegen die Bewohner Istambols gerichtet, bekannt gemacht. Diese Ermahnung an die ausgearteten Osmanen der Hauptstadt veröffentlichte zuerst Cardonne (**Mélanges de litérature orientale. II**, 267—270) in einer nicht sprachgerechten französischen Übersetzung, weshalb v. Diez es unternahm, den türkischen Text mit teutscher Übertragung zuerst in den Fundgruben des Orients (**I**, 3. S. 249—264) und dann besonders unter dem Titel „Ermahnung an Istambol oder Strafgedicht des Dichters Uweïsi über die Ausartung der Osmanen" (Berlin 1811. 4. S. 40. mit Originaltext), erscheinen zu lassen. Das Gedicht ist nicht ohne Werth für die Zeit- und Sittengeschichte, und gibt einen Beweis, wie man auch in der Türkei unter gewissen Bedingungen schon in jener Zeit die Redefreiheit zu benutzen wußte. (*Gustav Flügel.*)

OWEN, ist der Name zweier Grafschaften in den vereinigten Staaten von Nordamerika. Die eine derselben liegt im Staate Kentucky und grenzt in Nordwesten mit Gallatin, im Norden mit Grant, im Osten mit Harrison, im Süden mit Scott und Franklin, im Südwesten mit Shelby, im Westen mit Henry zusammen. Im J. 1820 hatte sie 2031 Einwohner, worunter 207 Sklaven und ein freier Farbiger. Hauptort ist Owentown. — Die zweite liegt im Staate Indiana, grenzt im Norden an Martin, im Osten an Lawrence, im Süden an Dubois, im Westen an Davies. Durch sie fließt der White. Sie hatte im J. 1820 nur 838 Einwohner. Hauptort ist Greenwich am White. (*L. F. Kämtz.*)

OWEN (Heinrich Ernst) oder **OWENUS**, wie er sich nach der Sitte seines Zeitalters nannte, war im J. 1685 zu Nienburg an der Weser geboren. Die erste wissenschaftliche Bildung verdankte er seinem Vater, einem dortigen Schullehrer, der späterhin Rector zu Celle ward, und als Prediger zu Bücken, unweit Hoya, starb. Nachdem er einige Jahre das Gymnasium zu Hildesheim besucht, widmete er sich seit dem J. 1704 der Theologie auf der Universität Helmstedt. Schmidt ward dort sein Hauptführer im Gebiete der Kirchengeschichte. Mit andern Zweigen des theologischen Wissens ward er besonders durch S. D. Niemeyer befreundet. In Jena hörte er seit dem J. 1706 Physik bei Treuner, Mathematik bei Hamberger. Seine theologischen Studien vernachlässigte er nicht. Danz und Rus unterwiesen ihn in den orientalischen Sprachen und ihrer Literatur. Fleißig besuchte er das Collegium, welches Förtsch über das erste Buch Mosis las. Durch den eben genannten Gelehrten ward er auch mit der neuern theologischen Polemik bekannt, und vertheidigte unter seinem Vorsitze die Abhandlung: **De hypothesibus** *P. D. Huetii* **ex Aenetanis ejus Quaestionibus excerptis.** Sie ward in den **Select. Theol.** *B. Foertschii* gedruckt. Den entschiedensten Einfluß auf

seine theologische Bildung gewann Buddeus. Er hörte dessen Erklärung des Johanneischen Evangeliums, und außerdem die Collegien über Kirchengeschichte, Dogmatik und Moraltheologie, welche von jenem berühmten Theologen gelesen wurden. Fortwährend bestrebt, seine Kenntnisse in den ältern Sprachen und in der theologischen Literargeschichte zu erweitern und zu berichtigen, versäumte er nicht, sich zugleich im Predigen zu üben.

Nach einer fast fünfjährigen akademischen Laufbahn kehrte Owen, vielseitig gebildet, in seine Heimath zurück. Dort beschäftigte er sich, Kinder aus angesehenen Familien zu unterrichten. Der Consistorialrath Langschmidt in Hanover, bei welchem er eine Zeit lang Hauslehrer gewesen war, empfahl ihn zum Instructor des damals in Hanover lebenden Prinzen Friedrich Ludwig von Wallis. Diese Stelle bahnte ihm den Weg zu weitern Beförderungen. Er ward, nachdem er eine Zeit lang seinen Vater zu Bücken in seinem Predigtamte unterstützt hatte, im J. 1724 Superintendent zu Sulingen. Zwei Jahre später erlangte er zu Helmstedt durch Vertheidigung seiner Inauguraldissertation: **De vitandis quibusdam licitis ob viciniam illiciti** den Grad eines Doctors der Theologie. Das Jahr 1734 erhob ihn zum Generalsuperintendenten und **Pastor primarius** zu Alfeld. Er erhielt zugleich den Charakter eines kurfürstl. cölnischen stift-hildesheimischen Consistorialraths. Bei dieser Gelegenheit hielt er die gleichzeitig (1734) gedruckte Rede: **De existimatione ministri ecclesiae ex semet ipso et non ex aliis quaerenda.**

Als Owen im Mai 1758 starb, hinterließ er den Ruhm eines Gelehrten, der mit gründlichen Kenntnissen in den ältern Sprachen und in den einzelnen Zweigen des theologischen Wissens ungeheuchelte Religiosität vereinigte. Das moralische Gefühl, das ihn selbst erfüllte und seinem Leben zu nicht geringer Zierde gereichte, wünschte er auch in Andern zu wecken und zu beleben. Diesen Zweck verfolgte er unter anderm in einer praktischen Erklärung des Pentateuch, die er unter dem Titel: Die Lust am Gesetze des Herrn, zu Wolfenbüttel im J. 1730 in Quart drucken ließ. Bei aller Toleranz, die ihm eigen war, glaubte er doch vor dem Übertritte zur römisch-katholischen Kirche, den einer ihrer Anhänger dringend empfahl, öffentlich warnen zu müssen*). (*Heinrich Döring.*)

OWEN[1]) **(Johann)**, lateinisch **Audoenus**, wurde im J. 1560 zu Armon in der Grafschaft Caernarvonshire geboren. Nachdem er auf der Schule zu Winchester unter der Leitung des **D.** Bilson zu den höhern Studien vorbereitet war, begab er sich nach Oxford, wo er im J. 1584 in das neue Collegium aufgenommen ward. An dieser Stadt scheint er mit besonderer Vorliebe gehangen zu haben, denn er nannte sich auf allen Ausgaben seiner Werke **Oxoniensis** und veranlaßte dadurch bei nicht wenig Literatoren Irrthümer über seine Herkunft. Er hatte das Rechtsstudium gewählt, auch im J. 1590 das Baccalaureat des bürgerlichen Rechts sich erworben und würde bei seinem Talent und durch den Reichthum seines Oheims eine glänzende Laufbahn gemacht haben, wenn nicht die entschiedene Neigung zur Dichtkunst ihn jene Studien zu vernachlässigen Veranlassung geworden wäre. Ebenso nachtheilig für seine äußere Lage ward die eifrige Anhänglichkeit an die anglikanische Kirche, die jenen Oheim, der sich zur katholischen Religion bekannte, bewog, seinen Neffen zu enterben. Die drückende Noth zwang ihn, eine Schulstelle zu übernehmen in Trylegh, aber schon im J. 1594 begab er sich von hier nach Warwick. Auch hier scheint er nicht lange ausgehalten zu haben. Außer vielen andern Wohlthätern, deren er in seinen Epigrammen dankbar gedenkt, ward ihm eine vorzügliche Stütze John Williams, Bischof von Lincoln und Großsiegelbewahrer, der bis zum Tode[2]) den Dichter reichlichst unterstützte und auch für ein ehrenvolles Begräbniß in der St. Paulskirche Sorge trug. Dort ruht Owen und seine Grabstätte bezeichnet ein Denkmal mit der Inschrift:

Parva tibi statua est, quia parva statura supellex
  Parva, volat parvus magna per ora liber.
Sed non parvus honos, non parva est gloria, quippe
  Ingenio haud quicquam est maius in orbe tuo.
Parva domus texit, templum sed grande: poetae
  Tum vere vitam, cum moriuntur, agunt.

Owen hat sich in der Reihe derer, welche in neuern Zeiten die lateinische Dichtkunst mit Glück versucht haben, einen der ersten Plätze errungen und er verdankt diesen Ruf blos seinen Epigrammen. Nicht blos im Allgemeinen verbreitet er sich hier über die Thorheiten, Lächerlichkeiten und Verkehrtheiten der Welt, viele sind an bestimmte Personen seiner Zeit gerichtet, in noch mehren kehrt er seinen Spott gegen die katholische Religion und die in deren Gefolge befindlichen Mönchs-, namentlich Bettelorden und Pfaffen mit solcher Schärfe und so beißender Laune, daß man seine Dichtungen in den **Index librorum prohibitorum** aufgenommen hat. Mit ungetheiltem lautem Beifalle begrüßten ihn seine Zeitgenossen als **decus saeculi sui**, und der Beiname **Martialis Britannicus** hat sich bis auf unsere Zeit stehend erhalten. **Nihil**, sagt Morsius von seinen Epigrammen, **nihil aureis ver-**

*) S. seine Schrift: Anmerkungen über das Büchlein, der katholische Lutheraner genannt ꝛc. (Wolfenbüttel 1737.) Owen's übrige, nicht zahlreiche Schriften hat Meusel in s. Lexikon der vom J. 1750–1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller verzeichnet. Vergl. außerdem über ihn Götten jetztlebendes Europa. 1. Th. S. 317 fg. Moser's Beitrag zu einem Lexikon der jetzt lebenden Theologen. S. 632 fg. Lauenstein's diplomatische Historie des Bisthums Hildesheim. 2. Th. S. 272 fg. Trinius' Beitrag zu einer Geschichte berühmter Gottesgelehrten. 1. Bd. S. 465 fg. Heinrich Döring, Die gelehrten Theologen Teutschlands. 3. Bd. S. 192 fg. Hirsching's literar. historisches Handbuch. 6. Bd. 2. Abth. S. 332 fg.

1) Über die Lebensumstände sind zu vergleichen: *A. a Wood* historia et antiquitates univ. Oxoniensis lib. II. p. 143. *Thomas-Pope Blount*, Censura celebriorum authorum. (Genevae 1694. 4.) p. 913 sq. *Niceron*, Mémoires. T. XVI., der teutschen übers. v. S. J. Baumgarten. 12. Th. S. 262–266. *Borrichius* de poetis. p. 55. P. A. Budik, Leben und Wirken der vorzügl. lat. Dichter des 15–18. Jahrh. 3. Bd. S. 172 fg.

2) Er starb nach der ausdrücklichen Angabe Ant. Wood's im J. 1622, also nicht 1625 oder 1628, wie Andere angeben.

siculis venustius, nervosius, argutius et doctius uspiam reperitur, nihil vastum, inane, turgidum, nihil dissolutum, exsangue vel spinosum atque abhorrens a noto genere et modo loquendi: sed cuncta pressa, apta, pudica, perspicua et scite conspersa salibus, jocis, lepore et naturali sua pulchritudine exsurgentia existunt: sic ut nihil his addi, nihil demi queat. Eine ruhigere Würdigung seiner Leistungen muß solche übertriebene Urtheile entschieden misbilligen. Zwar läßt sich ihm ungesuchter und ungezwungener Witz nicht absprechen, ebenso ist Leichtigkeit und Feinheit der Wendungen rühmlichst anzuerkennen, aber weder der Inhalt, noch die Form verdienen allgemeine Billigung. Um Sicherheit in der Quantität, Eleganz des Versbaues, Reinheit der Sprache, mag er sich nicht eben ängstlich bekümmert haben, da ihm die Sache mehr am Herzen lag; und diesen Vorwurf darf man nicht etwa dadurch entkräften wollen, daß man hinter solchen Verstößen Absichtlichkeit und Streben nach lustigen Einfällen vermuthet. Auch verletzt er nicht selten das sittliche Gefühl und ist darin hinter seinem Muster, Martialis, nicht zurückgeblieben. Er selbst verlangt auch von seinen Lesern nicht unbedingtes Lob (Epigr. I, 2):

Qui legis ista, tuam reprehendo, si mea laudas
Omnia, stultitiam; si nihil invidiam.

Von diesen Epigrammen erschienen zu London im J. 1606 in Octav zuerst drei Bücher ad Mariam Neville, die aber in den nachfolgenden Ausgaben vermehrt wurden mit Epigr. liber unus ad Arabellam Stewart, Epigr. libri duo ad Henricum, principem Cambriae, Epigr. liber unus ad Carolum Eboracensem und Epigr. ad tres Maecenates libri tres, ad Car. Noel unus, ad Gul. Sedley alter, ad Rogerum Owen tertius, zu denen sich noch Monastica quaedam, Ethica et Politica veterum sapientum gesellten. Die Zahl der Ausgaben, die nach des Dichters Tode alles dieses vereinigten, ist sehr groß; in allen Ländern wurden die Epigramme gedruckt und eben dadurch der beste Beweis von dem ungeheuern Beifalle gegeben, dessen sie sich erfreuten. Am meisten geschätzt werden die Elzevir'schen Drucke Amstelodami 1628 und 1647 in 24., 1679 in 12., die zu Amsterdam bei Joh. Jansson 1640 und öfter erschienenen, welche sich durch Sauberkeit und Correctheit empfehlen. Auf letzteres Lob kann die zu Basel im J. 1780 erschienene Sammlung keine Ansprüche machen, wohl aber auf beides in höherm Grade die bei Didot in Paris von A. A. Renouard besorgte, 1794, zwei Theile in 18.

Von Übersetzungen in neuere Sprachen sind zu erwähnen: 1) Englische: Bei J. Vicars (London 1619.), dann bei Th. Pecke (London 1659.) und von Thom. Harvey, deren Zeit wenigstens Wood nicht angibt. 2) Französische: Epigrammes trad. en vers franç. par M. le B. (*Brun*) avec le latin à côté. (Paris 1709. Bruxell. 1710 et 1719. 12.), was eine ebenso wenig vollständige Sammlung ist als die von de Kérivalant (Lyon 1819 in 18.) herausgegebene Übersetzung. 3) Spanische: Agudezas traducidas en metro castellano y ilustrados por *Fr. de la Torre.* (Madr. 1674, 1682, 1692, 1721. Zwei Theile in 4.) 4) Teutsche: Der teutschredende Owenus von Val. Löber. (Hamburg 1653. 12., Jena 1661. 12.) Epigr. selecta mit d. vorzügl. teutsch. Übers. herausgegeb. von C. H. Jördens. (Leipzig 1813.), endlich enthält auch die vorher erwähnte Schrift Budik's eine sehr mittelmäßige Auswahl der lateinischen Epigramme mit Übersetzungen. 3. Th. S. 178—207.

(*Eckstein.*)

OWENBOROUGH, Hauptort der Grafschaft Davies in dem nordamerikanischen Freistaate Kentucky, führte früher den Namen Yellow-Bank, liegt am Ohio und hat ein Postamt. Die Schiffahrt auf dem genannten Flusse ist bis jetzt die Hauptbeschäftigung der Einwohner. (*Fischer.*)

Owentown, s. Owen, Grafschaft.

OWERE, OERE, kleiner afrikanischer Negerstaat auf der Küste von Guinea, welcher vom Meere und dem Flusse Benin begrenzt wird. Als Hauptort gilt eine Stadt gleiches Namens. Die Einwohner treiben starken Sklavenhandel. (*Fischer.*)

Owhere, s. Owidiopel.

OWIDIOPEL, Ovid's Stadt, eine kleine Handelsstadt unweit der Mündung des Dniesters ins schwarze Meer, im europäisch-russischen Gouvernement Cherson, nahe an der türkischen Grenze. Sie besteht aus einer kleinen hölzernen Festung und der eigentlichen Stadt, welche 100 Häuser, eine Kirche und 670 Einwohner zählt, meistens Moldauer und Griechen, die sich fast ausschließlich mit Salzhandel beschäftigen und einen kleinen Hafen haben, worin sonst eine schwache Flotille unterhalten wurde. Es ist hier eine Quarantäneanstalt. Der Ort hieß früher Gadschider, weil man aber glaubte, er sei das alte Tomi, Ovid's Verbannungsort, so erhielt er den jetzigen Namen.

(*J. C. Petri.*)

OWINEN, nennt man in Rußland Gebäude, in welchen man die eingeernteten Garben dörrt, um bei dem Dreschen weniger Mühe mit dem Ausschlagen der Körner zu haben. (*Fischer.*)

OWINKS, Lawinsk, Marktflecken in dem preußischen Regierungsbezirke und Kreise Posen, liegt an der Warthe, hat ein aus einem ehemaligen Cistercienserkloster gebildetes Centralnonnenkloster für die Nonnen der in der Provinz aufgehobenen Klöster und 1050 Einwohner, welche in der Nähe des Orts bedeutende Torfstechereien unterhalten. (*Fischer.*)

OWRUTZ, OWRUCZE, 1) Kreis in der russisch-polnischen Statthalterschaft Volhynien, liegt zwischen 45° 33′ bis 47° 5′ östl. Länge und 50° 43′ bis 51° 30′ nördl. Breite, grenzt östlich an Kiew, westlich an Nowigrod, nördlich an Minsk, südlich an Shitomir, und wird von der Usha durchschnitten. Bei vieler Waldung, vorzüglich in dem südlichen, und Morästen in dem nördlichen Theile findet sich doch auch fruchtbares Ackerland und gute Triften. 2) O., Hauptstadt des gleichnamigen Kreises, liegt 1458 Werste von Petersburg entfernt, an der Usha und hat ein Basilianerkloster, ein kleines Seminar, 162 Häuser und 1000 Einwohner, die theils Kram, theils Landwirthschaft treiben. (*Fischer.*)

OX, bei den Franzosen Boeuf, großer Fluß, welcher bis zur Prairie Mer Rouge 48 Meilen lang schiffbar, in der nordamerikanischen Grafschaft Washitta oder Ouachitta dem ebenso genannten Flusse zuströmt. (*Fischer.*)

OXAEA (Insecta). Eine von Klug aufgestellte Gattung der Hymenopteren zur Tribus der Apiarien gehörig, früher von Illiger zu Centris gestellt. Die Kennzeichen sind folgende: Die Lefze ist kurz, fast halb cirkelförmig oder halb oval, die Paraglossen sind fast so lang, als die Labialpalpen, die Fühler kurz, fadenförmig, die Mandibeln hornartig, gebogen, spitzig, einzähnig, die Maxillarpalpen fehlen.

Die Fühler dieses Insekts sind am vordern Theile des Kopfes eingefügt und kaum so lang als dieser, sie bestehen bei dem Weibchen aus 12, bei dem Männchen aus 13 Gliedern; das Erste ist etwas in die Länge gezogen, das zweite sehr kurz, das dritte an der Basis verschwächt, die übrigen kurz und cylindrisch. Die Augen sind groß und oval, zwischen ihnen stehen oben auf dem Kopfe drei Punktaugen in einem Bogen. Die Oberlippe ist linienförmig zusammengedrückt hornartig, etwas kürzer als die Maxillen. Die Mandibeln sind hornartig, stark gebogen und haben gegen die Mitte des vordern Theils einen stumpfen Zahn. Die Maxillen sind gerade, hornartig, länger als die obere Lippe und in zwei Theile getheilt, von denen der erste noch einmal so lang ist, als der andere, der in eine Spitze ausläuft. Die Zunge oder Unterlippe ist ebenfalls in zwei Theile getheilt, von denen der eine hornartige am Ende die beiden Palpen trägt, der andere lang, borstig, kürzer ist als der vorige. Die Labialpalpen sind kurz und bestehen aus drei Gliedern, von denen das letzte spitzig ist. Der Thorax ist rundlich gewölbt, etwas breiter als der Kopf. Die Oberflügel sind etwas länger als der Leib, sie haben eine längliche schmale Radialzelle und drei fast viereckige Cubitalzellen. Die Füße sind von mittler Länge, die hintern etwas länger. Der Hinterleib ist länger als der Thorax, kegelförmig und spitzig. Die Lebensweise der einzigen und bekannten Art ist noch unbekannt. Es ist **Oxaea flavescens** *Klug.* (Magazin der Gesellschaft Naturforsch. Freunde. 1807. t. 7. f. 1. **Centris aquilina** *Illiger.* Mag. V, 144. Das Männchen, **Centris Chlorogaster** *Illiger.*, daselbst das Weibchen). Der Körper rostgelb behaart, der Hinterleib bei dem Männchen blaugrün, bei dem Weibchen schwarz, die Ringe mit goldgrünen Rändern. Vaterland Bahia. (D. *Thon.*)

OXAHVERIT, ein neues Mineral aus den heißen Quellen von Oxahver, im nordöstlichen Theile von Island, scheint eine Varietät des Apophyllits zu sein und enthält nach Turner (s. Edinb. Medical and surgical Journ. for Juli 1827. Art. VII. p. 71 sq. Rutsch in Kastner's Arch. f. d. ges. Naturl. ꝛc. 1827. XI. S. 377 fg.) 50,76 Kieselerde, 22,39 Kalk, 4,18 Kali, 3,39 Eisenoxyd, 1,00 Alaunerde, eine Spur Flußsäure und 17,36 Wasser. Das Eisenoxyd und die Alaunerde sollen, nach Turner, jedoch mehr zufällige Verunreinigungen, als wesentliche Bestandtheile der Mischung sein. (*Th. Schreger.*)

OXALÄTHER, lehren Dumas und Boullay d. J. in größerer Menge, als Thenard, so bereiten, daß man einen Theil Alkohol, einen Theil Oxalium und einen Theil Schwefelsäure zusammen destillirt; zuerst geht Alkohol über, dann Schwefeläther und endlich eine ölige Flüssigkeit, die sich am Boden der Vorlage sammelt. Man destillirt so lange fort, bis die Retorte nichts von Alkohol mehr enthält. Die letzten Producte sind am ätherreichsten. Man trennt nun den Äther von dem Alkohol und schüttet ihn in einen mit Wasser gefüllten Glastopf. Oft schwimmt er hier auf dem Wasser, allein in dem Maße, als der ihm beigemengte Schwefeläther verdampft, fällt er in großen Tropfen nieder. Gießt man den übergegangenen Alkohol zurück oder frischen in die Retorte, so bildet sich ebenso viel Oxaläther, wie das erstemal, bei der dritten Destillation aber wenig. Endlich behandelt man die alkoholischen Producte mit Wasser und gießt den abgeschiedenen Oxaläther zu dem früher erhaltenen.

Um ihn zu reinigen, läßt man ihn in einem kurzhalsigen Ballon mit gepulverter Bleiglätte bis auf 183° oder 184° C. sieden; Wasser, Schwefeläther und Alkohol verflüchtigen sich und die freie Säure bildet oxalsaures Bleioxyd, von dem, sowie von der überschüssigen Glätte man den Äther, der Lackmuspapier nicht röthen darf, abgießt und in einer trocknen Retorte übertreibt. So bereitet stellt er eine ölige Flüssigkeit dar von aromatischem Geruche, welcher jenem des Knoblauchs oder Phosphors ähnelt.

Der Oxaläther enthält nach Dumas ꝛc. in 100 Theilen: 49,61 Kohlenstoff, 43,77 Wasserstoff und 6,62 Sauerstoff. Die Dichte seines Dampfes beträgt bei 0° und 0° 76, 5,087 (s. Ann. de chem. et de pharm. XXXVII. p. 15; teutsch in Poggendorff's Ann. der Pharm. u Chem. 1828. Nr. 3. S. 435 fg.; vergl. den Art. Äther). Nach Serullas führt er eine gewisse Menge von einer aus Schwefelsäure und Kohlenwasserstoff (leichtem Weinöle?) bestehenden Verbindung bei sich, welche durch langes Sieden und Destilliren über einen Überschuß von Bleiglätte endlich fortgenommen wird. Übrigens läßt sich die Gegenwart einer Schwefelverbindung im Oxaläther, ungeachtet er durch Barytsalze nicht gefällt wird, dadurch darthun, daß man wenig davon in einem Porcellanscherben mit etwas Kalium vermischt und die Flüssigkeit anzündet, die dann mit blauer Flamme brennt. Das Kalium schmilzt, die Masse verkohlt sich und geräth dann plötzlich ins Glühen, wie ein Pyrophorus. Der Rückstand, in Wasser aufgelöst und filtrirt, gibt beim Übergießen mit einer Säure, reichlich Schwefelstoff und durch Barytsalze einen in Salpetersäure unlöslichen Niederschlag (vergl. Schweigger's Jahrb. d. Chem. und Pharm. 1829. I, 2. S. 163).
(*Th. Schreger.*)

OXALIDEAE. Eine von Candolle (Prodrom. I. p. 689) aufgestellte dikotyledonische Pflanzenfamilie, welche Linné zu den gruinales, Adanson, Jussieu und Sprengel zu den Geranieen (mit Ausschluß von **Averrhoa** als zu den Terebintheen gehörig) und Batsch zu den Sensitiven rechneten. Die Oxalideen sind meist einjährige, oder durch Knollen ausdauernde, oft stengellose Kräuter, selten Sträucher oder Bäume. Ihre Blätter stehen gewöhnlich abwechselnd, selten gegenüber, sind gestielt, ge-

dreiet, fingerförmig, oder gefiedert, zuweilen durch Fehlschlagen der Seitenblättchen einfach. Der Stiel ist mit dem Blatte durch eine Gliederung verbunden und bildet bei den stengellosen Arten an der Basis eine breite, stehenbleibende Schuppe. Die jüngern Blätter entwickeln sich, wie bei den Drosereen und Farren spiralförmig. Die Blüthen sind regelmäßig, zwitterig, in Dolden, Trauben und Rispen oder einzeln stehend. Der Kelch ist frei, stehenbleibend, fünfblätterig oder tief fünftheilig, in der Knospe liegen die Abschnitte dachziegelförmig über einander. Fünf hinfällige, mit den Kelchabschnitten abwechselnde, gleichförmige, nagelförmige, unterhalb oft mit einander zusammenhängende, in der Knospe zusammengedrehte Corollenblättchen sind unterhalb des Fruchtknotens eingefügt. Die zehn pfriemenförmigen, innerhalb der Corollenblättchen eingefügten Staubfäden sind oft zu einem Bündel zusammengewachsen, fünf äußere kürzere wechseln mit den Corollenblättchen ab; fünf innere, längere, welche selten ganz fehlen, stehen in abwechselnder Stellung zu den Kelchabschnitten. Die Antheren sind zweifächerig, die reifen Fächer öffnen sich der Länge nach. Der Fruchtknoten ist fünfkantig, besteht aus fünf fest mit einander verwachsenen Eierstöcken und trägt fünf fadenförmige Griffel mit pinsel- oder knopfförmigen oder gespaltenen Narben. Die Frucht ist in der Regel eine fünfkantige, fünffächerige, fünfklappige Kapsel, welche an den Kanten der Länge nach, in der Mitte zuerst, aufspringt. Selten (nur bei **Averrhoa**) ist die Frucht eine fünffächerige Beere. Die Samen, meist in bestimmter Anzahl vorhanden, sind im innern Winkel der Fächer befestigt, gestreift, mit einer fleischigen, anders gefärbten Decke umgeben. Diese elastische Hülle, welche man früher mit Unrecht für eine Ausbreitung des Keimganges (arillus) ansah, öffnet sich beim Reifwerden des Samens an der Spitze und schleudert den Samen heraus (Schkuhr, Handb. t. 123). Der Eiweißkörper ist knorpelig-fleischig; der Embryo gerade, von gleicher Länge mit dem Eiweißkörper; das lange Würzelchen nach Oben gerichtet, die Samenlappen blattartig (*Gärtner* de fruct. t. 113).

Die Oxalideen sind der Mehrzahl nach in der gemäßigten Zone der südlichen Halbkugel einheimisch, vorzüglich am Vorgebirge der guten Hoffnung und in Südamerika; nur wenige finden sich in den gemäßigten Ländern der nördlichen Halbkugel; in der heißen Zone wachsen mehre Arten, in der kalten und auf höhern Gebirgen keine.

Die meisten der hierher gehörigen Gewächse sind besonders in ihren Blättern reich an saurem, sauerkleesaurem Kali, welches ihnen einen sauren Geschmack und erfrischende, gelind abführende Eigenschaft gibt. Sie dienen vornehmlich zur Bereitung des Sauerkleesalzes; einige sind adstringirend und wurden sonst als blutstillende Mittel benutzt, andere wendet man in Brasilien gegen bösartige Fieber an. Ihre Blätter können gekocht, als Gemüse verspeist werden, ebenso die Wurzelknollen einiger südamerikanischen Arten, z. B. von **Oxalis tetraphylla** *Cavanilles* (Icon. rar. III. p. 20. t. 257) und **Ox. Deppei** *Loddiges* (Bot. cab. t. 1500. **Ox. tetraphylla** *Link et Otto.* Abbild. der Gew. des berl. bot. Gart. I. S. 21. t. 11). Außerdem sind die stengellosen Arten von **Oxalis** wegen der Schönheit ihrer Blumen und Blätter und der Leichtigkeit ihrer Vermehrung sehr empfehlungswerthe Zierpflanzen. Die beerenartigen Früchte der beiden Arten von **Averrhoa** (s. d. Art.) haben einen angenehm säuerlichen Geschmack.

Die Blätter aller Oxalideen zeigen eine große Reizbarkeit beim Einflusse des Lichtes; die gefiederten Blätter von **Ox. sensitiva** *Linn.* (**Biophytum sensitivum** *Candolle*) und **Averrhoa Bilimbi** *Linn.* schlagen sich bei der leisesten Berührung zusammen.

Was die natürliche Verwandtschaft der Oxalideen anbetrifft, so scheinen sie sich zunächst an die Zygophylleen anzuschließen, während auch eine nahe Beziehung zu den Geranieen, Tropäoleen und Balsamineen unverkennbar ist.

Es gehören nur zwei Gattungen zu dieser Familie, **Oxalis** *Linn.* (**Biophytum** *Cand.*) und **Averrhoa** *Linn.* Die Gattung **Ledocarpon** *Desfontaines*, welche Candolle hierher rechnet, gehört nach Don zu den Ficoideen (Aizoïdeen). (*A. Sprengel.*)

OXALIS, Sauerklee. Eine Pflanzengattung aus der fünften Ordnung der zehnten Linné'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Oxalideen. Der Name (ὀξαλίς) findet sich zuerst bei Nikander (Theriac. v. 840) und bei Dioskorides (Mat. med. II, 140), wo er den gemeinen Sauerampfer bezeichnet (**Rumex Acetosa** *Linné*). Linné hat ihn auf diese Gattung übergetragen, welche Tournefort, Lamarck und Mönch nach Plinius [1]) **Oxys** nannten. Char. Der Kelch tief fünftheilig oder fünfblätterig; die fünf Corollenblättchen nagelförmig, oft an der Basis mit einander verwachsen; die pfriemenförmigen Staubfäden, fünf äußere kürzere und fünf innere längere, sind an der Basis meist zu einem Bündel zusammengewachsen; die fünf fadenförmigen Griffel tragen pinsel- oder knopfförmige, selten zweispaltige Narben; die Kapsel ist fünfkantig, ablang oder cylindrisch. Es sind gegen 200 Arten dieser Gattung bekannt, welche fast durchgängig als perennirende Knollengewächse mit gedreieten Blättern und meist rothen Blumen über die ganze Erde, mit Ausschluß der Polarländer und hoher Berge, verbreitet sind. Die allermeisten finden sich am Vorgebirge der guten Hoffnung und in Südamerika. Eine Art, **O. natans** *Linn. Fil.* (Suppl. p. 243. *Thunberg*, diss. de O. nr. 4. t. 1. f. 4. *Jacquin* O. nr. 78. t. 76. f. 2), ist eine Wasserpflanze, welche in Gräben am Vorgebirge der guten Hoffnung wächst. Über die Eigenschaften der Oxalisarten im Allgemeinen s. d. Art. **Oxalideae**. Zur Bereitung des Sauerkleesalzes werden vorzugsweise folgende Arten benutzt: **O. Acetosella** *Linn.* in Europa; **O. compressa** *Linn. Fil.* (Suppl. p. 243., *Jacqu.* O. nr. 19. t. 78. f. 3) am Cap; **O. Plumerii** *Jacqu.* (O. nr. 3., **O. frutescens** *Linn.* sp. pl. *Plumier* gen. am. t. 213. f. 1) in Westindien, und O.

---

*) Oxys (*Plin.* H. N. XXVII, 89) ist vielleicht der gemeine Sauerklee, dagegen wird mit demselben Namen (Ib. XXI, 69) auch eine Binsenart angeführt.

tuberosa *Molina* in Chile. In Europa finden sich nur drei Arten, welche auch in Teutschland nicht selten sind:

1) O. Acetosella *Linn.* (Sp. pl., *Jacquin*, O. nr. 91. t. 80. f. 1. Schkuhr, Handb. t. 123. Flor. dan. t. 980. Engl. bot. t. 762. *Gärtner* de fruct. t. 113. *Curtis*, Fl. londin. fasc. 2. t. 31. Hayne, Brandt und Ratzeburg, Arzneigew. t. 34. Schlechtendal und Guimpel, Gew. der Pharmac. bor. t. 86. O. *Plin.* H. N. XXVII, 89? Trifolium acetosum *Brunfels* icon. III, 50. O. Acetosella *Allioni*, *Scopoli*, *Mönch*. O. alba *Lamarck*, Flor. franç. Teutsch: Sauerklee, Kuckuckskohl, Alleluja; französisch: surelle blanche, pain de coucou, alléluia; englisch: wood-sorrel; holländisch: klaver suuring; schwedisch: syrsälta, gjökmat; dänisch: Suurklever, Gjögemad; spanisch: acedilla; italienisch: juliola, lujula, acetosa; polnisch: kwaśnica sczawik), wächst durch ganz Europa bis an die südlichen Alpen Lapplands, am liebsten in Bergwäldern, auf Baumwurzeln; auch am Kaukasus, in Mittelasien, Japan und Nordamerika. Der Wurzelstock ist dünn, wagerecht, kriechend, mit röthlichen, fleischigen Schuppen und dünnen, faserigen Wurzeln besetzt. Aus den obern, knopfförmig zusammengehäuften Schuppen (den Überresten abgestorbener Blattstiele) treten im Frühjahre einige Blätter und Blüthenschäfte hervor. Die Blätter sind langgestielt, gedreiet, die Blättchen umgekehrt-herzförmig, kurzgestielt, sparsam behaart, des Nachts und bei trübem Wetter nach Oben zusammengeklappt und am Blattstiele zurückgeschlagen (schlafend). Der Blüthenschaft etwas länger als die Blätter, drehrund, von der gewimperten, breiten Basis des Blattstiels umfaßt, schlaff, behaart, oberhalb der Mitte mit zwei gegenüberstehenden Stützblättchen, einblumig. Die Kelchblättchen ablang, stumpf, gewimpert. Die Corollenblättchen fast viermal so lang, als der Kelch, umgekehrt-eiförmig, abgestutzt oder ausgerandet, weiß, bläulich oder roth mit purpurnen Adern, über der Basis gelbgefleckt und mit einer hervorspringenden stumpfen Ecke an einander geheftet. Die Kapsel ist eiförmig, fünfkantig, fünfschnabelig; die Samen sind braunroth mit weißer Decke. Eine kleinblumige Abart (O. parviflora *Lej.*), bei welcher die Corolle nur doppelt so lang als der Kelch ist und fünf Staubfäden regelmäßig fehlschlagen, hat Lejeune in Hecken bei Spaa gefunden; eine andere Abart mit ausgerandeten Corollenblättchen ist die nordamerikanische O. americana *Bigelow* (*Candolle* prodr. I. p. 700).

Alle Theile dieser zierlichen Pflanze, besonders aber die Blätter, besitzen eine angenehme, kräftige Säure. Aus ihnen hauptsächlich wird das Sauerkleesalz bereitet (aber auch aus andern Oxalis- und Rumexarten), vorzüglich im Schwarzwalde in zahlreichen Fabriken. Zu diesem Behufe wird das frische Kraut in einem hölzernen Mörser gestoßen und der Saft ausgepreßt. Nachdem der Saft sich gesetzt hat und geseihet ist, wird er mit Eiweiß abgekocht, bis zur Syrupsdicke abgedampft und in Glasgefäßen an einem kühlen Orte aufbewahrt. Hier schießen dann bald kleine Krystalle von Sauerkleesalz (Sal Acetosellae, s. d. Art. Oxalium) an. Nach Rafn (Danmarks og Holsteens Flora. II. p. 779) geben 20 Pfund Kraut, sechs Pfund Saft und fünf Loth Salz; nach Savary (*Lamck.* encycl.) 100 Pfund Blätter 50 Pfund Saft und fünf Unzen Salz; nach Hagen zehn Pfund Kraut, sechs bis sieben Drachmen Salz. Die frischen Blätter können außerdem zu Kräutersäften, zu Conserven und als Würze der Speisen verwendet werden. Schafe, Ziegen und Schweine fressen das Kraut, Rindvieh und Pferde nicht gern. Die Blumen des Sauerklees werden häufig von Bienen besucht.

2) O. stricta *Linn.* (Sp. pl., *Jacqu.* O. nr. 9. t. 4. O. corniculata Fl. dan. t. 873. Sturm, Teutschl. Fl. I. O. ambigua *Salisbury Linn.* transact. II. p. 242. t. 23. f. 4. O. lutea *Mönch* meth.), mit perennirenden, kriechenden Wurzelsprossen, aufrechtem, glattem Stengel, langgestielten, zerstreuten, fast glatten, gedreiten Blättern, umgekehrt-herzförmigen, breiten Blättchen, zwei- bis sechsblumigen, in den Blattachseln, oder am Ende des Stengels stehenden, feinbehaarten oder glatten, aufrechten, an der Basis bracteirten Blüthenstielen und gelber Corolle, welche doppelt so lang als der Kelch ist. Ein gemeines Unkraut in Gärten, auf Äckern und gelichtetem Waldboden in Europa und Nordamerika, wo sie ursprünglich einheimisch sein soll. Häufig mit ihr verwechselt wird die folgende Art.

3) O. corniculata *Linn.* (Sp. pl., *Jacqu.* O. nr. 10. t. 5. Fl. dan. t. 1753. Engl. bot. t. 1726. O. corniculata *Scopoli*. O. lutea *Lamarck* Fl. fr. O. pusilla *Salisbury* l. c. p. 243. t. 23. f. 5., mit der Abart O. villosa *Marschall a Bieberst.* taur.-cauc. I. p. 355), einjährig, mit niederliegendem, Wurzel schlagendem, behaartem Stengel, ablangen Afterblättchen, welche an der Basis der Blattstiele angewachsen sind, behaarten Blättern und zurückgeschlagenen Fruchtstielen. Auf bebautem Boden in Europa, Nordamerika, Westindien, Mexiko, Japan, auf Teneriffa und den mascarenischen Inseln. Aus beiden Arten kann ebenfalls Sauerkleesalz bereitet werden.

Die Gattung Biophytum, welche Candolle (Prodr. I. p. 689) von Oxalis getrennt hat, soll sich unterscheiden durch abgebrochen gefiederte Blätter, durchaus freie Staubfäden, ausgerandet-zweispaltige Narben und eiförmig-kugelige Samenkapseln. Wie wenig aber diese Unterschiede Stich halten, hat am Besten nachgewiesen Aug. de St. Hilaire (Bullet. de la soc. philom. 1825. Mai). Candolle rechnet nur zwei Arten zu dieser Gattung, oder vielmehr Untergattung:

1) B. sensitivum *Cand.* (l. c., O. sensitiva *L.* sp. pl. *Jacqu.* O. nr. 21. t. 78. f. 4. Totta vari et Totta vaddi *Zanoni* hist. ed. *Mont.* p. 223. t. 131. f. 2. *Rheede* hort. malab. IX. p. 33. t. 19. Herba sentiens *Rumph.* herb. amb. V. p. 301. t. 104. f. 2), ein einjähriges, glattes Kraut mit kurzem Stengel, an dessen Spitze ein Büschel von wirbelförmigen, abgebrochen-gefiederten Blättern mit 12—14paarigen, ablangen, schief zugespitzten Blättchen steht; die doldentraubigen Blüthenstiele tragen große, gelbe, rothgestreifte Blumen. Wächst in Ostindien, auf Ceylon, Java, Amboina

und den Philippinen, besonders unter Kokospalmen. Die Blätter zeigen große Reizbarkeit, sie schlagen sich, wie bei **Mimosa pudica** und andern sogenannten Sinnpflanzen zusammen, nicht blos bei jeder Berührung, sondern auch, wenn man sie nur anhaucht; auch bei Nacht und trübem Himmel sind sie geschlossen, daher der portugiesische Name **dormideira**, Schlafpflanze, und der Candolle'sche **Biophytum** von *φυτὸν*, Pflanze, und *βίος*, Leben.

2) **B. dendroides** *Cand.* (l. c., **O. dendroides** *Kunth* [*Humboldt, Bonpland* et *Kunth*, nov. gen. V. p. 250]), wahrscheinlich auch einjährig, mit kurzem, holzigem Stengel, einblumigen Blüthenstielen und violetten Blumen. In Neu-Granada. Die Blätter sind gegen Berührung nicht empfindlich. — Die Gattung **Oxalis** ist monographisch bearbeitet worden von Thunberg (**Diss. de Oxalide.** [Upsal. 1781. 4.]), von N. J. Jacquin (**O. Monographia iconibus 81 illustrata.** [Vindob. 1794. 4]) und von Zuccarini (Monographie der amerikanischen Oralisarten [Münch. 1825. 4.]). (*A. Sprengel.*)

OXALIUM, säuerliches oder saures Kalikleesalz, doppelt oralsaures Kali, saures Oralat der Potossia, Sauerkleesalz; **Bioxalas kalicus, kali oxalicum acidulum, sal Acetosellae**, ein weißes, unvollkommen übersaures wesentliches Neutralsalz in kleinen, länglich vierseitigen, dachförmig abgestumpften Blättern oder Parallelepipeden aus dem ausgepreßten Safte mehrer Sauerkleearten und anderer Pflanzen (s. d. Art. **Oxalsäure**) nach dem Reinigen, Verdampfen und Abkühlen durch Krystallisation gewonnen, das aus einer eigenthümlichen Säure (s. d. Art. **Oxalsäure**), zum Theil an Kali gebunden besteht, luftbeständig, sehr sauer von Geschmack, schwierig in Wasser (erst in sechs Theilen siedendem), noch schwieriger in Weingeist löslich ist, aber doch bald im Munde zerfließt, die blauen Pflanzensäfte stark röthet, im offenen Feuer, unter schwachem Knistern und Entwickelung eines stechenden Dampfes, schmilzt, mit einer blauen Flamme brennt und sein Kali zurückläßt. Bei trockner Destillation gibt es kohlensaures und Kohlenwasserstoffgas, sublimirte feste und liquide Oralsäure, kein brenzliches Öl, und im Rückstande blos Kali mit weniger Erde. In destillirtem Wasser gelöst, trübt es das gemeine, zumal harte kalkhaltige Wasser, schlägt Quecksilber und Silber aus der Salpetersäure als Knallsalze nieder, und fällt das essigsaure Blei, ohne die Auflösung des salzsauren Quecksilbersublimats zu trüben. Nach Gay-Lussac läßt sich auch Weinstein in oralsaures Kali umwandeln. (S. **Annal. de Ch. et de Ph. Août. 1829**, teutsch in Geiger's Magaz. f. Pharm. 1829. Oct. S. 81 rc.) Desgleichen soll man zur Darstellung desselben, nach Gay-Lussac (vergl. R. Brandes Arch. rc. XXXII. S. 114 und Erdmann's Journ. rc. 1830. VII, 3. S. 356 rc.), Seifensiederlauge mit einer Partie Papierabfälle eintrocknen, schwach glühen, in Wasser auflößen, krystallisiren lassen, und mehrmals umkrystallisiren, oder den Kaliüberschuß mit Essigsäure sättigen, und das essigsaure Kali durch Alkohol wegnehmen, oder das Oralium davon durch Krystallisation trennen.

Im Oralium schlägt die Säure bei weitem vor, so, daß es sich zur Oralsäure wie der Weinstein zur Weinsteinsäure verhält. Denn wenn man zu einer etwas concentrirten neutralen Lösung des oralsauren Kali eine gleichfalls etwas concentrirte Solution von reiner Oralsäure tröpfelt, so bildet sich augenblicklich ein dem Oralium ganz ähnliches Salz, das, wegen seiner Schwerauflöslichkeit, pulverig niedersinkt, wenn des Wassers nicht zu viel, und dieses nicht zu warm ist. Sieben Gran Sauerkleesalz, in welchem 4,238 Grane Oralsäuremasse enthalten sind, gaben Döbereiner, der sie mit rauchendem (nordhäuser) Vitriolöl behandelte, genau zehn Cubikzoll Gas, bestehend aus fünf Cubikzoll Kohlenorydgas, und gleichviel kohlensaures Gas. Nach F. C. Vogel enthält das krystallinische Oralium 31,44 Kali, 55,93 Säure und 12,63 Wasser; das trockene Pulver 36 Kali nebst 64 Säure, oder 100 Basis und 160 Säure.

Wenn das Sauerkleesalz mit Säuren braust, so ist es mit Potasche, macht es mit Kalilauge einen Niederschlag, so ist es mit schwefelsaurer Bittererde, verknistert es am Löthrohre, wird es schwarz, oder verbreitet es beim Verbrennen einen brenzlich-sauren Weinsteingeruch, so ist es mit Weinsteinkrystallen, und wenn es mehr salzig und herb schmeckt, die Zähne sehr bald stumpf macht, so ist es mit Schwefelsäure rc., oder überhaupt mit einem fremden Salze verfälscht, z. B. mit schwefelsaurem Kali oder Natron, wo es auch kleinere und im Wasser löslichere Krystalle zeigt, die nach dem Verbrennen kein reines Kali, sondern Vitriolweinstein oder Glaubersalz zurücklassen, und mit Bleiessig einen Niederschlag bewirken, der aber nicht in Salpetersäure auflöslich ist. Das beste Sauerkleesalz erhalten wir aus der Schweiz, und aus dem ihr angrenzenden Schwaben, in schönen, großen, weißen, reinsauer schmeckenden Krystallen; das thüringer und harzer sieht etwas gelblich aus, schmeckt weniger sauer, und besteht aus kleinern Krystallchen, die im Wasser sich weit schwieriger lösen. Mehr vormals benutzte man dies Salz, wie die Weinsteinsäure, seines Wohlgeschmacks wegen besonders zu Limonadenpulver. Auch machte man sonst in Frankreich mit Tragantschleim einen Teig daraus, und formte diesen zu Stengelchen oder Täfelchen, worauf ein Petschaft abgedrückt wurde. Mit Citronenzucker in Wasser aufgelöst gaben sie eine Limonade. Allein sein Gebrauch für diesen Zweck bleibt immer unsicher und bedenklich, denn längst ist es in Teutschland bekannt, daß dies Salz, gleich seiner Säure, von 5 Drachmen bis zu ½ Unze genossen, als Ätzgift die Sensibilität im Unterleibe zerstört. Die Säure wirkt desto schneller und heftiger, je weniger ihre Auflösung concentrirt ist, und dann so, daß sie in die Blutmasse übergeht, und von hier aus das Nervensystem angreift, d. i. Schwindel und Lähmung der Hinterfüße, hauptsächlich bei Thieren, verursacht. (s. R. Christison in s. **Tr. on Poisons in relation to medic. jurisprud., physiolog., and the pract. of physic.** [Edinb. 1829] p. 143 etc. K. W. Coindet's Versuche und Beobachtungen über die Kleesäure [als Gift], über das Wurst- und Käsegift, aus dem Englischen und Lateinischen von C. G. Kühn und O. B. Kühn [Leipz. 1824]; vergl. *C. G. Kühn*,

Opp. acad. med. physiolog. etc. [Lipsiae 1828] II. etc. Pommer in der medicin.-chirurgischen Zeitung. 1828. Nr. 38—40. Henke's Zeitschr. für die Staatsarzneik. 11. Ergänzungsbd. IV. d.) Die unmittelbare Ursache des Todes von Vergiftung mit Oxalsäure ist bald Paralyse des Herzens, bald ein leichter Schlaganfall, bald eine Verbindung von beiden. Die besten Gegenmittel sind Kalkwasser, oder ein Gemisch aus essigsaurem Kalk und Bittererde, wobei oxalsaurer Kalk nebst essigsaurer Bittererde gebildet wird (vergl. Kopp's Jahrb. rc. X. S. 373 f.)

Obwol das Sauerkleesalz oder seine Säure weit seltener zu einem Veneficium dolosum oder culposum, als zum Selbstmorde, gemisbraucht werden, so liest man doch zufällige Vergiftungsarten durch Verwechselungen des Salzes mit Bittersalz rc., oder durch Misgriffe anderer Art, wie in den Medical Repertory etc. 1814., und daraus in Hufeland's Journ. für die prakt. Heilk. Sept. 1816; neuere Beispiele in der neuen Sammlung auserlesen. Abhandl. zum Gebrauch prakt. Ärzte, 1820, IV, 4. S. 754 fg.; in Meckel's Arch. für die Physiologie. VIII, 3. S. 513 fg. 590 fg.; in der medic.-chirurg. Zeitung 1820. Nr. 88. S. 147 fg.; ebend. 1824. Nr. 20.; in der edinb. med. and surg. Apr. 1823.; teutsch daraus in Horn's rc. Arch. für die medic. Erfahr. 1823. Jul. und Aug. S. 100 fg.; in Schweigger's Journ. für Chemie und Physik. XVII, 2, und in der obigen Kühn'schen Schrift, u. a. m. O. Die gefundene Giftsäure gibt mit salpetersaurer Barytauflösung einen Niederschlag von oxalsaurem Baryt, aus dem die Säure durch zugesetzte Schwefelsäure und Wasser sich abscheiden, und durch Verdunstung krystallisiren läßt. Oder man kann etwas von dem zweifelhaften Salze mit gemeiner schwarzer Schreibetinte vermischen, deren Farbe bei Bittersalz unverändert bleibt, durch Oxalsäure aber braun wird, weil sich hier oxalsaures Eisen bildet.

Durch das reine Sauerkleesalz entweder an sich, oder nachdem dessen hervorstechende Säure mit Pflanzenkali völlig gesättigt ist, wird jede Flüssigkeit, die genug Kalk mit irgend einer Säure aufgelöst enthält, sogleich aber, wenn wenig Kalk da ist, in der Ruhe erst nach einigen Tagen getrübt, und schwerlöslicher oxalsaurer Kalk gefällt. Dasselbe bemerkt man an der Auflösung des Ätzkalkes in Wasser (Kalkwasser). Bei Baryt und Strontion sind diese Erscheinungen wol auch zugegen, aber bei weitem nicht so auffallend, als beim Kalke. Die reine Oxalsäure wirkt nicht anders, und ihr ist oft das reine Oxalium vorzuziehen, dessen wäßrige Lösung daher, wie die wäßrige Oxalsäure, ohne das Salz, weil es sich nicht freiwillig zersetzt, bei jedesmaligem Gebrauche frisch auflösen zu dürfen, als Reagens dient auf Kalk im Wein, in der Weinsteinsäure, im destillirten Wasser rc., auf Kalk und Bittererde in den Zinkblumen rc., bei der Prüfung gemeiner und Mineralwasser auf Kalk, zur Scheidung des Nickels von Eisen rc.

Technisch benutzt man das Salz (zu ½ Drachme mit 2 Drachmen Salmiak in ein Pfund Essig aufgelöst) um neugegossener Bronze das Ansehen von dunklerer, antiker zu geben, und reibt damit anhaltend die von Kupferrost rc. wohl gereinigten Stellen, bis sie wieder trocken erscheinen. Auch wird dasselbe, weil es vermöge seiner vorschlagenden Säure Eisen und seine Oxyde auflöst, mit Erfolg gebraucht, um Schwarztinten- und Rostflecke aus dem Weißzeuche, aus Papier rc. zu bringen (vergl. *Fr. P. Savary* de sale essentiali acetosellae. [Argent. 1773. 4.] Wiegleb in Crell's chem. Journ. 1779. II. S. 6 f. *S. C. Titius* de acido vegetabili elementari, eiusque modificatione [Lips. 1788. 4.], und der Literatur unter dem Art. Oxalsäure). (*Th. Schreger.*)

OXALME, Ὀξάλμη, Muria acida, eine Mischung aus Essig und Salz, deren sich die Alten häufig sowol bei Zubereitung von Speisen als auch als Heilmittel bedienten. (*Wiegand.*)

OXALSÄURE (Sauerklee-, Klee-, kohlige Säure, sonst Zuckersäure, acid. saccharicum, acid. oxalicum, acide oxalique), heißt eine besondere flüchtige Pflanzensäure, welche Scheele im J. 1784 bei der Behandlung des Zuckers mit starker Salpetersäure entdeckte und deshalb erst Zuckersäure nannte, später aber mit der Oxalsäure identisch fand. Döbereiner nimmt sie gleich dem Zucker für eine salzartige Verbindung an und nennt sie kohlige Säure, weil sie ebenfalls aus Kohlen- und Sauerstoff bestehe. Sie läßt sich, wie die Kohlensäure, künstlich darstellen, als wesentliche Säure jedoch zunächst aus dem Sauerkleesalze (s. den Art. Oxalium) scheiden, wenn man zu dessen wäßriger Auflösung eine essigsaure Bleisolution gießt, wodurch ein Niederschlag von oxalsaurem Blei entsteht, der mittels Schwefelsäure zerlegt werden kann. Auch erhält man sie durch Scheidung aus einer mit kohlensaurem Kali oder Ammonium neutralisirten wässerigen Lösung des reinen Sauerkleesalzes mit Hilfe einer salz- oder salpetersauren Barytsolution; der zu Boden gefallene oxalsaure Baryt wird dann gleichfalls durch verdünnte Schwefelsäure zersetzt. Mehr mittelbar kann sie, durch Behandlung des Honigs, der Manna und anderer süßer Pflanzensäfte, ja selbst der meisten Äther- und Fettöle *), des Weingeistes, und sogar der thierischen Gallerte mittels Salpetersäure gewonnen werden. Ferner bildet sie sich nach L. Gmelin und Liebig bei Bereitung des Kalium, sowie nach Vauquelin und Gay-Lussac, wenn man Gallert- oder pectische Säure mit Ätzkali oder Natron in einem Tiegel erhitzt, und die Masse in salpetergesäuertem Wasser auflöst. Auch werden durch dieselbe Behandlung Baumwolle, Seide, Holzsägespäne, Zucker, Stärkmehl, Gummi, Milchzucker, Papier und andere organische Stoffe in Oxalsäure umgewandelt (s. Gay-Lussac in Schweigger-Seidel's Jahrb. rc. 1830. 1. Heft, in Geiger's Magazin für Pharmacie rc. 1831. XXXV. S. 28 fg. und in den Annalen der Pharmacie rc. 1832. I, 1. S. 20 fg.), desgleichen nach Buchner und Herberger (s. d. Ersten Repertor. 1831. XXXVIII, 2. S. 189 fg.) vegetabilische Stoffe durch Zersetzung mittels Kali. Allein eine der merkwürdigsten Umbildungen in dieselbe bleibt

*) So geben namentlich 15 Theile Sassafrasöl einen Theil reine krystallisirte Oxalsäure.

jene der Weinsteinsäure; ja schon roher Weinstein liefert, mit Kali erhitzt, vorzüglich viel Oxalsäure, dergleichen auch Citron-, Äpfel-, Bernstein- und Schleimsäure liefern. (S. Buchner's Repert. &c. XXXIII, 1. S. 131 fg.) Nicht minder erzeugt sie sich bei Einwirkung des Chlors auf Harnsäure, sowie neben andern Producten beim Einwirken von Cyan auf Ammoniumflüssigkeit, wo zugleich künstlicher Harnstoff entsteht (s. Wöhler in Poggendorff's Ann. d. Ph. &c. 1828. XII, 2. S. 283 fg.). Über Bereitung der sublimirten Oxalsalze s. E. Turner im Pharm. Centralblatt. 1831. Nr. 22. S. 341 fg. u. in den Ann. der Pharm. S. 22 fg. In der Natur kommt die Oxalsäure nie im Marke der Früchte vor, dagegen öfters mit Kali im Zellstoffe der Blätter, z. B. von **Oxalis acetosella corniculata, cornua** *L.*, **stricta** *Jacqu.*, **floribunda** *L.*, **tetraphylla** *E.* aus Mexiko, deren Blätter antiskorbutisch wirken, und als Gemüse gleich den Knollen der Wurzelzasern gegessen werden. Auch **Rumex acetosa** *L.*, **Rum. vesicar., Geranium acetosum etc.** enthalten Oxalsäure; einen ähnlichen Geschmack haben die Blätter der Begoniaarten, des Baums **Acetosa** *Rumph.* und mehrer exotischer Gewächse. Reich an oxalsaurem Kalke ist besonders die asiatische Flechte, **Parmelia esculenta** (s. dies. Art.); desgleichen das Zellgewebe des Markes und die Rinde von **Cereus peruvianus.** Merkwürdig bleibt es immer, daß diese oxydirte Säure in dem Theile der Pflanzen ihren Sitz hat, welcher der Luft am meisten bloßgestellt und zur Anziehung des Sauerstoffes aus derselben am geeignetsten ist. Freie Oxalsäure sondern die röhrigen, wie Conferven gegliederten, aber nicht drüsigen Haare auf den zarten Hülsen und Kelchen des **Cicer arietenum** ab. Oxalsaurer Kalk liegt, als Pulver, in dem Zellgewebe der perennirenden Wurzeln und den Rinden vieler jährigen Gewächse, z. B. in den Rhabarber-, Rothenzian-, Süßholz-, Nelken- und andern Wurzeln. Woher das Kali kommen mag, welches die Oxal-, sowie die Weinsteinsäure fast in allen Pflanzen des Continents begleitet, ob aus der Erde oder durch organisch-chemischen Proceß erzeugt, läßt sich bis jetzt nicht entscheiden. In der Erde ist freilich weit mehr davon da, als in der Asche aller Vegetabilien, welche in Millionen Jahren wachsen. Jedoch möchte wenigstens die Erdrinde, auf welcher die Vegetation vor sich geht, durch deren Fortdauer, durch Regen &c. einmal an Kali erschöpft werden, und dasselbe durch den Dünger allein nicht in solcher Menge ersetzbar sein, wie man es mehre Jahre nach einander in der Weintraube, im Weinstocke selbst, in den Tabaksstengeln, im Kartoffelkraute &c. antrifft. In diesem Falle ließe sich annehmen, daß es ebenfalls zu den Vegetationsproducten gehöre, weil die kalireichsten Gewächse solche sind, die in sich neben sauren Stoffen noch viele organisch-basische enthalten, z. B. Kleber, oder Eiweis, oder Ferment &c., die etwa durch größere Verdichtung oder innigere Durchdringung ihrer Bestandtheile sich in Kali umwandeln können. Desgleichen bestehen nach Braconnot (s. **Annal. de Chimie. Mars.** 1825, und Trommsdorff's Neues Journ. der Pharm. 1825. XI, 1), die **Lichenes crustacei**, wie **Variolaria** (häufig auf alten Buchen) &c., beinahe zur Hälfte aus oxalsaurem Kalke, welche bei den häufigern, knorpeligern Flechten sich ganz verliert. Auch findet sich dieses Salz oder auch oxalsaures Ammonium in manchem Harngries und in einigen Harnsteinen. (Vergl. Gay-Lussac in Schweigger-Seidels Jahrb. der Chem. u. Pharm. 1830, F. Magendie's physiolog. und medic. Untersuchung über den Harngries &c. Nach der zweiten Auflage des Französischen bearbeitet von Fr. Ludw. Meißner. Mit einer Kupfert. Leipzig 1830).

Nach Döbereiner unterscheiden sich von der Oxalsäure die Weinstein- und Citronsäure dadurch, daß diese in keinerlei Zustande bei der gewöhnlichen Temperatur Gas ausgeben, wenn sie mit concentrirter Schwefelsäure in Berührung kommen. Ebenso leicht bezeichnet den Unterschied zwischen Oxal- und Weinsteinsäure, nach Peschier, der salpeter- oder salzsaure Kalk, weil der hier gebildete oxalsaure Kalk sogleich aus der Mischung niederfällt.

Unsere Säure stellt ein festes, weißes Salz in Prismen und Parallelepipeden dar mit zwei schmalen und zwei breiten Seitenflächen, oder auch in rhomboidalischen Tafeln, das in der Siedhitze des Wassers feuerbeständig ist, und nach F. C. Vogel in 100 Theilen 41,35 Krystallwasser, nach Berzelius aber 58 Säure und 42 Wasser und nach Herrmann in Moskau 42,30 Wasser, 19,40 Kohlenstoff und 38,30 Sauerstoff enthält. Bei übereilter Krystallisation nimmt es auch die Form von platten Nadeln an. Die Krystalle sind mehr oder weniger durchsichtig und ziemlich glänzend, ganz geruchlos, von überaus scharfem, aber nicht unangenehm saurem Geschmack. Unter allen organischen Säuren ist die Oxalsäure am sauerstoffreichsten; ein Gran davon macht 2633 Grane Wasser merklich sauer, zu zwei Loth genommen wirkt sie tödtlich. Ihr specifisches Gewicht ist nach Guyton-Morveau 1,593, nach Richter 1,507. In heißer, trockener Luft verwittern ihre Krystalle sehr langsam, mit Verlust von etwa 28—30 Procent. Krystallwasser zu einem weißen Pulver, zu Oxalsäure-Hydrat, das in der Hitze, statt sein Wasser zu verlieren, zersetzt und nach Gay-Lussac und Thenard von gelind erhitztem Kalin und Natrin unter lebhafter Feuerentwickelung zu Kohle und Kali wird. Mit Wasser erhitzt es sich und enthält nach Berzelius 80,5 Oxalsäure und 19,5 Wasser. Nach Richter löst kaltes Wasser nur $\frac{1}{7}$ seines Gewichtes von der Säure auf, von siedendem bedarf sie zu ihrer Lösung, die dann unter Knistern geschieht, kaum die Hälfte. Nach Bergmann lösen sich die Krystalle in zwei Theilen kalten und einem Theile kochenden Wassers auf. Von der in Weingeist gelösten Säure wird Lackmus schneller, als von allen übrigen Säuren geröthet, und das Fernambukpapier schneller blaßgelb gefärbt, Kurkumapapier aber unverändert gelassen. Über deren Wirkung auf den Zucker s. Döbereiner in Geiger's Ann. der Pharm. 1832. II. S. 338. Hundert Theile siedenden Alkohols lösen 56 Theile Oxalsäure auf, bei mittler Temperatur nur 40 Theile. Wenn man einen Theil davon in acht Theilen reinen Alkohols auflöst, in einer Retorte diese 5—6mal abzieht, so verschwindet die Säure ganz, und wird, nach Bauhof, zu einer öläähnlichen Materie, die eine Verbindung beider Stoffe ist, bräunlichgelb

aussieht, wie süßes Weinöl riecht, widrig bitterlich, etwas metallisch schmeckt, in Wasser wie Öltropfen niederfällt, sich aber durch Schütteln zum Theil darin auflöst, blaue Pflanzensäfte röthet, durch Schütteln mit kohlensaurem Kalke ihre anhängende Säure verliert, und sich leicht in Alkohol löst, welcher abdestillirt, etwas von der öligen Materie und von der Säure mitnimmt, die durch kohlensauren Kalk ausgemittelt wird. Mit Wasser in einer Retorte destillirt, zersetzt sich die ölige Substanz, es entsteht säuerliches Wasser, und eine saure Flüssigkeit bleibt zurück, die beim Erkalten Oxalsäurekrystalle absetzt. Ätzammonium fällt aus derselben oder ihrer Auflösung in Alkohol sogleich einen weißen Niederschlag, der eine Verbindung derselben mit Ammonium ist, welche ohne Geruch und Geschmack, weder im kalten, noch im warmen Wasser sich auflöst. Erhitzt verfliegt dieser Niederschlag als weißer Rauch, ohne Zersetzung. Weder Salpeter- noch kalte Salzsäure löst ihn auf, wol aber warme, ebenso Vitriolöl. Die Auflösung ist durchsichtig, farblos, und Kalien schlagen nichts daraus nieder. Nach Bergmann ist die Oxalsäure in verdünnter Schwefel- und Salzsäure ohne Zersetzung löslich. Mit Kali oder Natron gekocht wird sie nicht zersetzt und kein Ammonium entwickelt. Mit Ätzlauge in einer Retorte destillirt, enthält das Destillat Ammonium und Alkohol, der Rückstand mit Salzsäure gesättigt und mit salzsauerm Kalk vermengt wirft vielen oxalsauren Kalk nieder. Von der Oxalsäure werden ferner die Auflösungen des salzsauren Kalkes und das Kalkwasser getrübt. Auch ist sie fähig, das Mangan der Essig- und Salzsäure zu entreißen. Auf Glühkohlen stößt sie nach Bergmann und Bérard einen sauren stechenden Dampf aus und zerfällt in Pulver. Trocken destillirt entwickelt sie Wasser, welches etwas Oxalsäure enthält, schmilzt, kocht auf, wird braun, gibt ein leichtes, weißes Sublimat von Oxalsäure-Hydrat, welches mit Wasser, ehe es sich auflöst, einen Teig bildet, entwickelt viel Gas (½ Unze wol 100 Cubikzoll), welches zur Hälfte kohlensaures ist, und zur Hälfte mit blauer Flamme verbrennt. Es bleibt $\frac{1}{10}$ braune oder graue Materie zurück, welche Schwefelsäure braun, Salpetersäure gelb färbt, in Salzsäure unverändert sich löst, und in einem offenen Gefäße erhitzt ganz verschwindet. Durch ein Glührohr geleitet werden die Krystalle ganz zersetzt, ohne Abscheidung von Kohle. Kochende Salpetersäure verwandelt sie allmälig in Wasser und Kohlensäure. Concentrirte Schwefelsäure löst sie mit brauner Farbe auf, und zerstört sie, besonders in der Hitze. Rauchendes Vitriolöl zersetzt sie, nach Döbereiner schon bei niederer Temperatur in gleiche Maße kohlensaures und Kohlenoxydgas, von nicht dampfendem (englischem) Vitriolöl erleidet sie keine Zersetzung. Wäßriges Chlor verwandelt die mit Wasser verbundene Säure ganz in kohlensaures Gas. Durch Salpetersäure wird sie beim Siedpunkte zu Wasser und Kohlensäure. Essigsäure löst sie unverändert auf. Jod und Oxalsäure wirken nicht auf einander; dagegen ist diese im Äther, und sowol in flüchtigen als in fetten Ölen löslich. Mit Alkohol bildet sie den Oxaläther (s. oben). Fourcroy und Vauquelin nehmen in ihr an: 10 Wasserstoff, 13 Kohlenstoff und 77 Sauerstoff, Berzelius 33,217 Kohlenstoff, 66,290 Sauerstoff und 0,493 Wasserstoff, oder 1,5 Kohlenstoff, 3 Sauerstoff und 0,0104 Wasserstoff. Allein nach Döbereiner's neuen Versuchen (in Gilbert's Ann. der Ph. ꝛc. 1822. 10. S. 208 fg.) enthält sie keinen Wasserstoff, sondern ein Volumen Kohlenoxyd und ein Volumen Kohlensäure, oder gleiche Volumina Kohlensäure und Kohlenoxydgas. Auch Dulong sieht sie für eine aus zwei Mischungsgew. Kohlenstoff und drei Sauerstoffgas zusammengesetzte, zwischen Kohlenoxyd und Kohlensäure mitten inne stehende kohlige Säure an. Nach Berthollet soll sie bestehen: aus 25,13 Kohlenstoff, 71,18 Sauerstoff und 3,09 Wasserstoff; nach Prout die krystallisirte aus 19,4 Kohlenstoff, 42,85 Wasserstoff und 22,87—38,11 Sauerstoff; nach R. Herrmann in Moskau aus 19,40 Kohlenstoff, 4,69 Wasserstoff und 75,91 Sauerstoff. Thomson soll Oxalsäure vorgekommen sein, deren Wassergehalt die Hälfte ihres Gewichts betrug, was Prout u. A. noch nie gefunden haben wollen (s. Prout in Schweigger's Journ. der Chem. und Ph. 1828. II, 3. S. 359 fg., und in Poggendorff's Ann. der Pharm. ꝛc. 1828. Nr. 2. S. 271 fg.

Brugnatelli rühmt die Oxalsäure vorzüglich als Entdeckungsmittel der Harnsäure in den Harnsteinen. Nach Döbereiner ist sie ein schnell wirkendes Abscheidungsmittel der Kobalt- und Nickeloxyde, weil diese von ihr mächtig angezogen werden. Als Gift wirkt sie nach R. Christison und Ch. W. Coindet nur auf die Gelatina schnell auflösend, ohne sie zu verändern, oder von ihr verändert zu werden (vergl. den Art. Oxalium).

Oxalsaure Verbindungen. I. Einfache Oxalsalze: nur die auflöslichen übersättigen sich gern mit ihrer Säure, werden dann weniger löslich, als die neutralen sind; und zerlegen sämmtliche Kalksalzverbindungen. In allen sauren Oxalsalzen ist das Kali immer mit zweimal so viel Säure verbunden, als in den entsprechenden Neutralsalzen. 1) Oxalsaures Kali, Kali oxalicum, ist, gleich dem oxalsauren Ammonium (s. unten), wegen seiner Geneigtheit, Tripelsalze zu bilden, ein weniger sicheres chemisches Reagens. Am vortheilhaftesten läßt es sich nach Brandes und Geiger durch Einwirkung von Kali auf Papierschnitzel in der Hitze bereiten. (S. Pharm. Centralblatt. 1830. 4. S. 64 u. Geiger's Magaz. XXX. S. 81 fg.) a) Neutrales (Oxalat d. Potassia) schießt nur bei einem kleinen Überschusse von Kali, in rhomboidalischen oder auch prismatischen Krystallen an, welche denen der Oxalsäure sehr ähnlich sind, schmeckt mild salzig und ist in Wasser leicht auflöslich. Das staubig trockene, völlig neutralisirte Präparat enthält 56,77 Kali, 43,06 Säure und 0,17 Wasser, oder nach J. C. Vogel 100 Basis und 80 Säure. Nach Döbereiner läßt es, mit rauchendem, reine wasserleere Säure enthaltendem Vitriolöle behandelt, sowie das neutrale oxalsaure Natron, Ammonium und Calcium, die Oxalsäure als kohlensaures und Kohlenoxydgas fahren, und gibt seine Basis an das Vitriolöl ab. b) Das säuerliche oder oxalsaure Kali, saure oder Oxalat der Potassia (Sauerkleesalz), Kali oxalicum acidulum, Sal acetosellae (s. oben Oxalium). c) Das übersaure s. weiter unten bei den oxalsauren Doppel- und Trippelsalzen. 2)

Oxalsaures Natron, Oxalat der Sodia, Natron oxalicum. a) Neutrales, durch Vereinigung von einem Theile krystallisirter Oxalsäure mit zwei Theilen krystallisirten kohlensauren Natrons gebildet, gibt kleine Krystallkörner von mildem Geschmacke, die den Veilchensaft schwach grün farben, vieles und warmes Wasser zur Lösung verlangen, und in Alkohol unauflöslich sind. Sie bestehen nach Vogel und Bérard aus 40,33 Natron und 53,67 Säure. b) Das säuerliche bildet sich beim Einwirken der Oxalsäure auf Kochsalz als ein säuerlich reagirendes und in Wasser schwerer lösliches Salz, bestehend aus zwei Mischungsgewichten Oxalsäure, nach Fr. Vogel aus 100 Basis und 121 Säure. c) Das übersaure enthält auf 100 Basis 242 Säure. Übrigens ist das Kali der Oxalsäure näher verwandt als das Natron. 3) Oxalsaures Ammonium. a) Neutrales in vierseitigen Prismen, oder in büschelförmig zusammengehäuften langen vier-, sechs- und achtseitig zugeschärften Säulen von Salmiakgeschmack, die das Lackmus und den Veilchensaft röthen, in 28 Th. kalten Wassers leicht sich lösen und aus der Lösung durch Oxalsäure, als säuerlich Salz niederschlagen lassen. In Alkohol ist es unauflöslich, verwittert in warmer Luft und zersetzt sich in Feuer, ohne zu sublimiren. Es enthält nach F. Vogel 100 Basis und 221 Säure, nach Berzelius 26,88 Ammonium, 50,37 Säure und 13,75 Wasser. b) Das saure ist auch krystallisirbar, in Wasser wenig löslich und enthält nach F. Vogel 18,1 Ammonium und 81,9 Säure, oder nach Bérard in seinen Krystallen 12,6 Proc. Wasser auf 100 Basis und 525 Säure. Da die theilweise Umwandlung des oxalsauren Ammoniums in Cyanogene Döbereinern gelungen ist, so sieht er letzteres für das Radical des ersten an (s. Gilbert's Ann. d. Ph. rc. 1823. 8. St. S. 422 fg., vergl. Schweigger's Journ. d. Chem. rc. ältere Reihe. XXIII. S. 71). 4) Oxalsaures Lithon oder Lithion. a) Neutrales, aus einer gesättigten Verbindung des kohlensauren Lithion mit Oxalsäure schwer krystallisirend in kleinen undurchsichtigen Wärzchen, die in Wasser äußerst leicht sich auflösen. b) Saures oxalsaures Lithon, nach L. Gmelin durchsichtige, krystallinische Körner, die zwar ziemlich, aber weniger leicht in Wasser löslich sind. 5) Oxalsaurer Kalk (rein im gelben Harngriese bei Menschen, und nach Turpin im Zellgewebe des Markes und der Borke eines alten Stammes des **Cereus Peruanus** in Krystallenform enthalten), ist insgemein pulverartig, oder in kleinen prismatischen Krystallen und in Wasser, wäßriger Oxal- und Essigsäure unauflöslich, daher fällt er, wenn in Wasser gelöste Oxalsäure zu Kalkwasser getröpfelt wird, als ein weißer geschmackloser Staub nieder, der in der Siedhitze Veilchensaft grün färbt und nach F. Vogel erst über 100° sein letztes Mischungsgewicht Wasser verliert, welches er an der Luft wieder anzieht. Nach F. Vogel besteht das Salz noch feucht aus 45,75 Kalk und 56,25 Säure; im ziemlich trockenen Zustande aber nach Bergmann aus 46 Kalk, 48 Säure und 6 Wasser, und nach Vogel aus $49\frac{1}{10}$ Säure, 38,5 Kalk und 12,0 Wasser; ganz ausgetrocknetes endlich aus 56,25 Säure und 43,75 Kalk, oder aus 100 Basis und 132 Säure. — Salpeter- und Salzsäure lösen dies Kalksalz auf, doch nicht bei Überschuß von Oxalsäure; und es wird daraus durch oxalsaures Ammonium niedergeworfen. Nach Dulong liefert dasselbe, bei 100° getrocknet und trocken destillirt, dieselben Producte wie der oxalsaure Baryt. Durch Kochen mit kohlensaurem Kali wird es langsam in kohlensauren Kalk zersetzt. Übrigens geht der Kalk in seinen Affinitätsverhältnissen zur Oxalsäure den Kalien und Erden, selbst dem Baryt, vor, und überhaupt haben Oxalsäure und Kalk reciprok zu einander die stärkste Anziehung, d. h. dieser hat zu jener eine größere Anziehung als jede andere Erde, und die Oxalsäure ist dem Kalke näher verwandt als jede andere Säure. Dies gilt auch bei doppelter Wahlanziehung, sodaß schwefelsaurer, salpetersaurer, salzsaurer und essigsaurer Kalk rc. vom oxalsauren Kali zersetzt werden, und wie dieses zu jenen Salzen kommt, sofort oxalsaurer Kalk zu Boden fällt. Daher kennen wir die Oxalsäure und das oxalsaure Kali als ein sehr brauchbares Reagens auf Kalk in irgend einem Wasser (s. oben **Oxalium**). Indessen ist, nach Richter, hier in Rücksicht der Kalien die Kohlensäure auszunehmen, sodaß, wenn kohlensaures Kali mit oxalsaurem Kalk und Wasser gekocht wird, daraus oxalsaures Kali und kohlensaurer Kalk entstehen. 6) Oxalsaurer Baryt. a) Neutraler, weiß, pulverartig, ohne Geschmack und fast unauflöslich in Wasser (nach Bucholz erst in fast 2000 Theilen bei mittler Temperatur löslich). Nach Bérard besteht das Salz aus 100 Basis und 60,84 Säure. Es hält nach Dulong, bis zu 100° erhitzt, noch Wasser zurück, und gibt trocken destillirt Wasser, Kohlenoxyd, Kohlensäure, Kohlenwasserstoffgas, brenzliches Öl, und, als Rückstand und mit Kohle gemengt, kohlensauren Baryt. b) Das säuerliche Salz in kleinen, vieleckigen, durchsichtigen Krystallen, die, in siedendem Wasser aufgelöst, a) fallen lassen, sodaß nur ein Theil des Baryts mit überschüssiger Säure im Wasser gelöst bleibt. Das Salz enthält nach Bérard auf 100 Basis 123 Säure. Der Baryt steht hier nur dem Kalke nach, den Kalien und den übrigen Erden vor. Doch entziehen die Kalien dem krystallisirten oxalsauren Baryt die überschüssige Säure. 7) Oxalsaures Strontion. a) Neutrales, weiß, pulverartig, geschmacklos und nach Hope erst in 1920 siedenden Wassers, und nach Bérard nur sehr wenig in wäßriger Oxalsäure löslich. Nach Dulong hält es, bis zu 100° erhitzt, noch Wasser zurück und liefert bei höherer Temperatur dieselben Producte wie Nr. 6. a. Sein Gehalt ist nach Vauquelin 59 Strontion und 40,5 Säure, nach Bérard 100 Basis und 83,60 Säure. b) Das saure Salz besteht nach Thomson aus 43,1 Strontion und 56,9 Säure. 8) Die oxalsaure Bittererde ist ein weißes Pulver ohne Geschmack, das ohne Säureüberschuß in Wasser sich so wenig als in Weingeist löst, und nach Bérard nur äußerst wenig in wäßriger Oxalsäure. Nach Bergmann hält es 35 Erde nebst 65 Säure und Wasser, nach Bérard auf 100 Basis $65\frac{6}{100}$ Säure. Die Bittererde geht übrigens hier den Kalien vor, aber Kalk, Baryt und Strontion nach. 9) Die Alaunerde steht den Kalien und der Bittererde in der Wahlanziehung zur Oxalsäure nach. Sie wird auch durch Eisen zersetzt. 10) Oxal-

saure Zirkonerde ist in Wasser unauflöslich und die Zirkonerde steht auch hier den vorigen Basen nach. 11) Die oxalsaure Glucinerde ist nach Vauquelin durch freiwilliges Verdunsten eine etwas durchsichtige und spröde, dem Mimosengummi ähnelnde Masse von auffallend süßem, hinterdrein herbem Geschmacke, die sich in Wasser leicht auflöst. Die Glycine steht auch bei der Oxalsäure den Kalien und Erden, außer der Alaunerde, nach. 12) Die oxalsaure Gadolin- oder Yttererde ist, nach Klaproth und Vauquelin, ein in Wasser schwer lösliches Pulver.

In allen diesen Salzen wird von einer den Siedgrad des Wassers übersteigenden Hitze die Säure zersetzt, aber in der Glühhitze unter Erscheinung der obigen Producte der Oxalsäure ganz zerstört, sodaß endlich kohlensaures Kali, Natron ꝛc. zurückbleiben. Beim Ammonium oxalicum verflüchtiget sich das Ammonium mit, theils als solches, theils im kohlengesäuerten Zustande.

Übrigens steht die Oxalsäure in der Affinität zu den Kalien ꝛc. der Schwefelsäure nach, nur Kalk und Bittererde machen hier Ausnahmen. Dies unterscheidet die Oxal- von der Weinsteinsäure, indem diese auch beim Kalke der Schwefelsäure nachsteht, unterscheidet auch den Kalk vom Baryt und von der Alaunerde, indem bei diesen die Schwefelsäure der Oxalsäure vorgeht. Auch der Salpeter- und Salzsäure steht die Oxalsäure bei den Kalien nach, außer beim Kalke, Baryt und der Bittererde. Der Flußsäure geht sie dagegen im Allgemeinen vor, so auch der Boraxsäure. Der Phosphorsäure steht sie bei den Kalien nach, bei den Erden vor, sowie fast durchgängig der Weinsteinsäure.

Die Oxalsäure ist ebenso geneigt, sich mit dem Pflanzenkali grade in jenem Verhältnisse zu verbinden, welches im Oxalium statt hat, wie die Weinsteinsäure mit dem Weinsteine verbunden ist. Daher finden sich bei ihr dieselben sonderbaren Anomalien, wie bei der Weinsteinsäure (s. d. Art.). Valli räth die Oxalsäure als Lebensverlängerungsmittel an? — um die animalische Kalkerde in flüssiger Form und zur Ausführung geschickt zu erhalten, dadurch aber ihre Erstarrung und die davon abhängige Sprödigkeit der festen Theile und die Verstopfung der Gefäße zu verhüten. Arzneilich rühmt Jäggy die Oxalsäure in kleinen, abgebrochenen Gaben, als treffliches Antiphlogisticum bei den meisten Unterleibsentzündungen, außer in der Hepatitis und Psoitis (s. von Siebold's Journ. für Geburtshilfe ꝛc. 1830. IX. Nr. XXV).

13) Oxalsaures Goldoxyd, ein in Wasser schwer lösliches Erzmetallsalz; das aus salzsaurem Goldoxyd durch Kali niedergeschlagene Goldsalz löst sich nach Bergmann nur sehr wenig in Oxalsäure auf. 14) Oxalsaures Platinoxyd in gelben Krystallen, die aus der Auflösung des durch Natron im salzsauren Platinoxyd bewirkten Präcipitats in Oxalsäure niederfallen. 15) Oxalsaures Silberoxyd erhält man, nach Bergmann, durch Digestion des Silberoxyds in liquider Oxalsäure, oder durch Fällung mittels dieser aus der salpeter- und schwefelsauren Silberlösung, als ein weißes, Lackmus nicht röthendes, am Sonnenlichte sich bräunendes oder schwärzendes, in Wasser überaus schwierig, aber in Salpetersäure leichter sich lösendes Pulver, das durch Schlagen, oder in einem Löffel über Glühkohlen erhitzt, wie Schießpulver explodirt. Nach Dulong zersetzt es sich durch die Hitze in Wasser, Kohlensäure und Metall. 16) Oxalsaures Quecksilber. a) Oxydulirtes (Knallquecksilber, Mercurius fulminans), von Howard zuerst durch die Oxalsäure gefällt aus einer Auflösung des Quecksilbersalpeters, oder aus einer Mischung des Quecksilberoxyds mit Oxalsäure im Sieden gebildet, als ein weißes pulveriges, im Lichte sich schwärzendes, im Wasser kaum auflösliches, durch Erhitzen detonirendes Salz. Es entzündet sich sogar unter der Luftpumpe bei 368 ° Fahr. mit einem Knalle, desgleichen, wenn es in Vitriolöl gebracht wird, ferner durch einen Stahlfunken, noch lauter durch den elektrischen Funken, auch schon durch bloßes Reiben, am lautesten aber durch einen Hammerschlag. In der Stärke seiner Wirkung steht es zwischen Knallsilber und Knallgold. Schießpulver wird dadurch nicht entzündet. So heftig übrigens die anfängliche Explosion dieses Knallsalzes ist, so verbreitet sie sich doch nach Erfahrungen (in Schweigger's Neuem Journal der Chemie ꝛc. XXIX, 1. S. 88) nur in geringe Fernen. Man kann es daher auch in einer Glasröhre von $\frac{3}{4}$ — 1 Zoll Weite durch Wärme zerplatzen lassen und das reducirte Quecksilber auffangen, ohne daß die Röhre zerbricht, doch immer mit aller Vorsicht (vergl. den Art. Knallsalz). Es besteht aus Salpetergas und oxalsaurem Quecksilber mit vorschlagendem Oxygene. Auch noch so gut getrocknet liefert es nach Dulong langsam erhitzt, Wasser und Kohlensäure nebst metallischem Quecksilber. b) Oxydirtes oxalsaures Quecksilber, ein weißes, in Wasser auflösliches Salz, das am Lichte nicht schwarz wird, aber gleichfalls durch Erhitzen detonirt. Die Oxalsäure schlägt die Sublimatauflösung langsam nieder. 17) Oxalsaures Kupferoxyd, ein hell bläulichgrünes, in Wasser kaum und nur bei Überschuß der Säure ganz, desgleichen in Oxalsäure mit grünlich-blauer Farbe, endlich auch in wäßrigem oxalsaurem Kali, Natron und Ammonium auflösliches, durch Glühen zerstörbares Pulver, das durch Fällung des Kupferoxyds mittels der Oxalsäure aus allen übrigen Säuren gewonnen wird. Das scharf getrocknete Salz gibt nach F. C. Vogel durch Glühen $\frac{1}{2}$ reines Kupferoxyd; nach Döbereiner läßt es sich durch Austrocknen von allem Wasser befreien, und wird dann blos in Kohlensäure und dunkelrothes metallisches Kupfer zersetzt. Nach Dulong aber läßt es sich durch Erhitzen über 100 ° nicht ganz entwässern, und liefert mithin bei stärkerm Feuer, außer Kohlensäure und Metall, auch Wasser. Es enthält genau die Hälfte seines Gewichts vollkommenes Kupferoxyd, die andere besteht aus Säure und Wasser. 18) Oxalsaures Eisen, ein aus der Auflösung saurer Eisensalze durch Oxalsäure, und deren Neutralsalze, mit Ausschluß des oxalsauren Kalkes, weil Kalk und Oxalsäure zu einander reciprok die nächste Verwandtschaft haben, gefällter gelblichweißer Staub. Das metallische Eisen wird auch, unter Entwickelung von Wasserstoffgas, gradezu von der Oxalsäure aufgelöst. a) Oxalsaures Eisenoxydul: aa) ungesättigtes, aus der in mäßiger Wärme gemachten Auflösung anschießende, gelblichgrüne, süß herbschmeckende Prismen, die in etwas oxalgesäuertem

Wasser sich leicht lösen, sauer reagiren, nach Bergmann 45 Eisenorydul nebst 55 Säure enthalten, und in der Wärme verwittern; bb) das neutrale Salz schießt aus der bei Siedhitze vorgenommenen Lösung in Octaëdern an, die an den Spitzen und Ecken abgestumpft, und in Wasser auflöslich sind; cc) das säuerliche Salz krystallisirt in luftbeständigen, plattgedrückten Rhomben. Über das Verhalten des oxalsauren Eisenoxyduls in der Wärme s. Döbereiner in Schweigger-Seidel's n. Jahrb. d. Chem. und Pharm. 1831. II, 1. S. 96 fg. b) Oxalsaures Eisenoxyd ist, nach Bergmann, ein rothgelbes, in Wasser kaum lösliches Pulver, das aus Oxalsäure mit Eisenoxydhydrat oder aus Oxalsäure und deren Salzen mit einem Eisenoxydsalze verbunden, sich bildet. 19) Oxalsaures Zinn; Zinn wird in erwärmter Oxalsäure unter Wasserstoffgasentwickelung schwarz, und bedeckt sich mit einem grauen Pulver. Die Auflösung liefert dann, nach Bergmann, durch langsames Verdunsten, obiges Präparat in säuerlich-herbschmeckenden, Lackmus röthenden Prismen, beim schnellen Abdampfen aber eine hornartige Masse. Auch das Zinnoxyd wird von der Oxalsäure aufgelöst. Eine völlig neutrale Verbindung entsteht nur durch Präcipitation des essigsauren Zinnes mit oxalsaurem Kali. Der Niederschlag ist aber nun ein schwer lösliches weißes Pulver. 20) Oxalsaures Bleioxyd, kleine glänzende Krystalle, die an der Luft undurchsichtig werden und in Wasser kaum sich lösen, außer bei vorwaltender Säure, aber nach Vauquelin in Essigsäure ganz unlöslich sind. Durch Erhitzen über 100° läßt das Salz nach Dulong, alles Wasser fahren, und wird, weiter erhitzt, in kohlensaures und Kohlenoxydgas und in ein Bleioxyd zersetzt, das in einem besondern Zustande zurückbleibt. Nach Berzelius enthält das Salz 75,46 Bleioxyd und 24,54 Säure. 21) Oxalsaures Zinnoxyd, ein schwerlösliches, ungemein herbes weißes Pulver aus der mit Aufbrausen vor sich gehenden Auflösung des Zinks in wäßriger Oxalsäure erhalten, das nur bei überschüssiger Säure in Wasser löslich wird und nach Bergmann 75 metallische Theile enthält. Nach Dulong verliert es, über 100 Grade erhitzt, alles Wasser, und gibt dann, stärker erhitzt, kohlensaures und Kohlenoxydgas, wobei das Zinkoxyd mit besondern Eigenschaften zurückbleibt. 22) Oxalsaures Wismuthoxyd, in weißen, durchsichtigen, polyedrischen Krystallen abgesondert, aus dem mit oxalsaurem Kali zusammengekochten salpetersauren Wismuthoxyd, in Wasser kaum löslich, und nach Bergmann, gleich dem weißen Pulver, $\frac{1}{2}$ Wismuth enthaltend. Das Metall wird von wäßriger Oxalsäure geschwärzt, aber nicht aufgelöst. 23) Das oxalsaure Antimonoxyd besteht aus kleinen, säuerlichschmeckenden, in Wasser schwer löslichen, durchsichtigen krystallinischen Körnern, die aus der Auflösung des unvollkommenen Spießglanzes in Oxalsäure, sowie beim Zusatze dieser Säure zu Schwefel- und essigsaurem Antimonoxyd, nicht zu Antimonbutter, niederfallen. 24) Oxalsaures Kobaltoxyd. a) Neutrales, ein schwer auflösliches, Lackmus nicht röthendes, rosenrothes Pulver, das durch überschüssige Säure zu einer gelblichen Flüssigkeit aufgelöst wird, und b) das saure Salz ausgibt, in gelblichen, leicht löslichen Krystallen, mit Kochsalz aber eine sympathetische Tinte liefert. Um aus dem oxalsauren Kobaltoxyd reines Kobaltoxyd zu gewinnen, soll man nach Robiquet das Glühen des Salzes in offenen Geschirren vornehmen, um theilweise Reduction des Oxyds zu verhüten. 25) Oxalsaures Arsenikoxyd, aus der Auflösung des Oxyds, die durch Oxalsäure schon in der Kälte geschieht, wenn sich das Metall kaum auflöst und in Säulen anschießend, welche, bei gelinder Wärme geschmolzen, einen Theil der Säure verlieren und schöne Vegetationen bilden. Diese reagiren noch sauer, sublimiren sich bei gelindem Feuer unverändert und geben, nach Bergmann, erst Oxalsäure, dann Arsenik, und sind in Wasser und Weingeist leicht löslich. 26) Oxalsaures Manganoxydul, ein weißes, nur bei Säureüberschuß lösliches Salzpulver, das sich beim Einwirken der wäßrigen Oxalsäure auf Braunstein, nach Döbereiner, schon in der Kälte bildet, wobei die Hälfte der Säure in sich entwickelnde Kohlensäure zersetzt wird. 27) Oxalsaures Uranoxyd, nach Richter ein blaßgelbes, schwer lösliches Salz. 28) Oxalsaures Tantaloxyd; nach Wollaston löst die Oxalsäure das frisch gefällte Tantaloxyd auf, nach Berzelius und Eggerz nur eine Spur davon. 29) Oxalsaures Titanoxyd, nach Laugier eine käsige Masse, die aus dem mit Säure erhitzten wäßrigen Titansalze fällt. 30) Oxalsaures Nickeloxyd; das Metall wird von der Säure nicht angegriffen, diese verbindet sich aber in der Wärme mit dem Hydrat und Carbonat, sie fällt das Oxyd aus sämmtlichen einfachen Nickelsalzen in grünlichweißen, Anfangs geschmacklosen, dann etwas metallischschmeckenden Flocken, die nach Bergmann $\frac{1}{2}$ Metall enthalten und, nach Tupputi, durch Glühen ein dunkelgrünes Pulver aus Metall und wenigem Oxydul liefern, in Wasser unauflöslich sind, löslich aber in verdünnten Mineralsäuren und nur sehr wenig in siedender wäßriger Oxalsäure. 31) Oxalsaures Cerer. a) Oxydulirtes, weiß, unauflöslich; b) oxydirtes, gelb. 32) Oxalsaures Molybdänoxydul, blau, durch Verdünnung mit wenig Wasser grün, nach Heyer mit mehrem braun. 33) Oxalsaures Chromoxydul, nach Vauquelin, in Masse angesehen, amethystfarbig. Über einfach und doppelt oxalsaures Chromoxydul s. E. M. Dingler in Kastner's Archiv f. d. ges. Naturlehre. XVIII, 2. S. 251. 34) Oxalsaures Kadmium, pulverförmig und in Wasser unauflöslich.

II. Oxalsaure Doppel- und Tripelsalze. 1) Das übersaure Oxalium entdeckte zuerst Wollaston, und nannte es Quadroxalat, oder vierfach oxalsaures Kali. Es kommt oft im Oxalium vor, bildet sich beim Behandeln desselben mit Schwefel-, Salz- oder Salpetersäure, desgleichen beim Zusammenbringen der Oxalsäure mit salz- oder salpetersaurem Kali, krystallisirt leicht, und schmeckt sehr sauer, ist noch schwieriger in Wasser löslich als das Oxalium und besteht aus 100 Basis und 320 Säure, oder nach Bérard aus 18,95 Kali, 72,05 Säure und 9,00 Wasser. 2) Oxalsaures Kaliammonium (ammoniumhaltiges oxalsaures Kali, doppeltoxalsaures Ammonium), **oxalium ammoniatum**,

ein Salz in langen nadel- oder säulenförmigen, luftbeständigen, in Wasser leicht löslichen, und in Feuer zerstörbaren Krystallen, welches, nach Wenzel, aus 60 Oxalium und 15 Ammonium sich bildet. 3) Oxalsaures Natronkali (natronisirtes oxalsaures Kali), oxalium natronatum, nach Wenzel alaunähnliche, an der Luft nicht zerfließliche, leicht in Wasser lösliche, und dann auswitternde, theils blätterige, theils octaëdrische Krystalle aus 377 Oxalium und 120 reinem Natron. 4) Oxalsaures Alaunerdekali, eine gummige, aus fünf Th. Oxalium und einem Th. Alaunerdehydrat, nach Wenzel, bestehende Masse, die an der Luft trocken bleibt. 5) Oxalsaure Ammoniumbittererde, nach Brandes, dem Entdecker derselben, eine dünne, schwach durchscheinende, fast emailartig glänzende, geschmacklose, schwer lösliche Salzrinde, die in 100 Th. 25 Bittererde, 9 Ammonium, 58 Oxalsäure und 8 Wasser enthält (s. Schweigger's Journ. d. Chem. u. Ph. XXVII, 1. S. 18 fg.) 6) Oxalsaures Antimonoxydkali, nach Wenzel ein dem Brechweinstein ähnliches Salz aus 60 Th. Oxalium und 7 Th. Antimonoxyd. 7) Oxalsaures Eisenoxydammonium, ein citrongelbes Salz. 8) Oxalsaures Eisenoxydkali, nach Wenzel dunkelgrüne Rhomben, nach Bucholz apfelgrüne, kleine, gedrückte, vierseitige Säulen mit zwei zugeschärften Flächen, von süßem, wenig eisenhaftem Geschmacke, die sich in Wasser leicht und blaßgelblich grün auflösen, erhalten durch Vermischen des salzsauren Eisenoxyds mit überschüssigem, neutralem, oxalsaurem Kali. 9) Oxalsaures Nickeloxyd-Ammonium, Kali und Natron; nach Tupputi fällen oxalsaures Ammonium, Kali und Natron nicht die Nickelsalze, sondern lösen vielmehr das oxalsaure Nickeloxyd auf, und liefern beim Abdampfen grüne Säulen. 10) Oxalsaures Kupferoxydammonium: a) neutrales, kleine, dunkelhimmelblaue, luftbeständige, rhomboidale Blättchen, die sich durch Auflösen des oxalsauren Kupferoxyds in oxalsaures Ammonium, oder des Kupferoxyds in saurem, oxalsaurem Ammonium bilden. Das Salz verliert nach F. C. Vogel über 100° erhitzt, 0,12 Wasser, die es aus der Luft wieder anzieht, entwickelt stärker erhitzt Ammonium, färbt sich bei unveränderter Form erst braun, dann kupferfarben, und hierauf folgt, bei Luftzutritt, eine lebhafte blitzähnliche Verpuffung, sodaß das Kupfer jetzt oxydirt erscheint. Das Salz löst sich in wäßrigem oxalsaurem Ammonium ohne Zersetzung auf, im Wasser nur schwierig, und mit theilweiser Zersetzung, indem oxalsaures Kupferoxyd zurückbleibt, und die Auflösung oxalsaures Ammonium im Überschusse enthält. b) Das basische ist, nach F. C. Vogel, ein lasurblaues, sandartiges Pulver, das sich in einer Auflösung des überschüssigen oxalsauren Kupferoxyds in Ammoniumlauge, neben dem darin enthaltenen überbasischen Salze bildet, über 100° erst sein Ammonium verliert, und dann einen mit Flamme und Knistern verbrennenden Rückstand läßt. Seine Bestandtheile sind nach Vogel 9,73 Ammonium, 45,58 Kupferoxyd, 43,00 Oxalsäure und 1,70 Wasser. c) Das überbasische Salz kommt nach Vogel in dunkelhimmelblauen, kurzen, gedrückten, vierseitigen Säulen vor, die aus der verdunsteten Auflösung von oxalsaurem Kupferoxyd in genug wäßrigem Ammonium herauskrystallisiren, verwitternd 0,15 Wasser und Ammonium verlieren, denselben Gewichtsverlust bei 100° erleiden, bei höherer Hitze entflammend verpuffen und aus 16,29 Ammonium, 30,00 Kupferoxyd, 36 Oxalsäure und 8,71 Wasser bestehen. 11) Das oxalsaure Kupferoxydkali wird gewonnen durch Auflösen des kohlensauren Kupferoxyds in Oxaliumsolution, oder des oxalsauren Kupferoxyds in neutralem oxalsaurem Kali, oder durch Vermischen des schwefelsauren Kupferoxyds mit überschüssigem oxalsaurem Kali. Aus der blauen Auflösung schießt erst a) ein rautenförmiges Salz in grünlichblauen, luftbeständigen Rhomboëdern an, bestehend nach Vogel aus 26,08 Kali, 22,50 Kupferoxyd, 41,42 Säure und 10 Wasser, dann b) ein nadelförmiges Salz in blauen, sechsseitigen, oft gedrückten, mit zwei Flächen zugeschärften Säulen, die zu einem hellblauen Staube verwittern und nach Vogel 24,2 Kali, 20,5 Kupferoxyd, 37,3 Säure und 18 Wasser enthalten. Beide Salze verlieren in der Hitze ihr Wasser, in stärkerer bräunen sie sich, ohne zu schmelzen. Sie lösen sich schwierig in kaltem Wasser, etwas leichter in sechs Th. siedendem auf, unter Zurücklassung von oxalsaurem Kupferoxyd, weil sie nur in oxaliumhaltigem Wasser ganz löslich sind. 12) Das oxalsaure Kupferoxydnatron bildet nach Vogel dunkelhimmelblaue, nadelförmige, oft gedrückte, luftbeständige Säulenkrystalle, die sich im Lichte, ohne Gewichtsverlust, grün, dann schwarzbraun färben, und aus einer Mischung von oxalsaurem Natronkali mit schwefelsaurem Kupferoxyd, oder aus einer Auflösung oxalsauren Kupferoxyds in oxalsauren Natron anschießen, in der Hitze zuerst ihr Wasser verlieren, dann sich zersetzen und in Wasser schwierig und unter Abscheidung von oxalsaurem Kupferoxyd unzersetzt aber in wäßrigem oxalsaurem Natron sich auflösen. Sie enthalten 19,02 Natron, 25,50 Kupferoxyd, 46,48 Säure und 11,00 Wasser. 13) Oxalsaures Quecksilberoxydulkali, nach Wenzel in geschobenen Säulen. 14) Oxalsaures Silberoxydkali, nach Wenzel rhomboidale, luftbeständige, leicht lösliche Krystalle. 15) Doppelt-oxalsaurer, Doppelt-Kohlenwasserstoff heißt die Oxalweinsäure, s. unter Weinsäure. 16) Dumas Chloroxalsäure, s. bei Poggendorff a. a. O. 1830. Nr. 9. S. 166 und in Buchner's Repert. f. d. Pharm. XXXVII, 2. S. 261 fg. — Vergl. *Scheele* Opp. II, p. 197 sq. *Joh. Bergmann.* Opp. I. p. 281 sq. Westrumb's kleine phys. chem. Abhandl. I, 1. S. B. Richter, Über die neuen Gegenstände der Chem. VIII. S. 92 fg. Thomson in den Phil. Transact. 1808. I. Bérard in den Ann. de chimie. 73. p. 263 sq. Berzelius Ebendas. 94. S. 185 fg. Braconnot Ebend. Mars. 1825. Döbereiner in Gilbert's Ann. der Pharm. rc. 1822. 10. S. 208 fg. und Ebendas. 1823. 8. St. S. 422 fg. F. C. Vogel in Schweigger's neuem Journ. der Chem. und Ph. II. S. 436 fg. VII, 1. Dulong Ebendas. XVII. S. 230 fg. Prout Ebendas. 1828. II, 3. S. 359 fg. u. in Poggendorff's Ann. d. Ph. rc. 88. Bd. S. 263 fg. E. Turner, Gay-Lussac und Duflos zur Geschichte der Oxalsäure bei

Schweigger-Seidel a. a. O. 1831. 8. Heft. S. 441 fg. (Vergl. d. Art. Oxalium.) (*Th. Schreger.*)

OXAMIDE, OXATAMMIDE, OXALAMIDE, aus Oxalis und Ammonium sprachwidrig zusammengesetzt, nennt Dumas (s. Schweigger-Seidel's Jahrb. der Chem. und Pharm. 1830. III, 1. S. 123 fg. 1831. I, 1. S. 82 fg. Poggendorff's Ann. der Ph. u. Ch. 1830. Nr. 4. S. 627 fg. Nr. 8. S. 474 fg. und in Buchner's Repert. d. Pharm. 1830. XXXVI, 3. S. 431 fg.) einen gewissen Stoff, den er durch trockene Destillation des oxalsauren Ammonium künstlich erzeugt haben will, und der sich gewissen chemischen Gebilden thierorganischen Ursprungs nähern soll. Dieser Körper erscheint in Form von verwirrtkrystallisirten Plättchen, oder eines hier und da körnigen Staubes von gelblichen oder braunen Flecken durchsäet. Zerrieben und gut ausgewaschen bildet das Oxamid ein schmuzigweißes Pulver, das weder Geruch noch Geschmack hat, noch auf die Reactionspapiere wirkt. Diese und seine übrigen sonderbaren Eigenschaften (s. a. a. O.) reihen dasselbe auf der einen Seite an die bekannten Erscheinungen der Ammonbildung bei Behandlung thierischer Substanzen mit Kali, und auf der andern an die neuern Beobachtungen Vauquelin's und Gay-Lussac's über die Oxalsäure-Bildung bei Behandlung organischer Stoffe durch Kali an (vergl. oben Oxalsäure).

Hundert Theile des Oxamid's bestehen aus:

Kohlenstoff	27,08	oder 4	Volum	=	150,66
Stickstoff	31,02	— 2	—	=	177,02
Sauerstoff	36,36	— 2	—	=	200,00
Wasserstoff	4,54	— 4	—	=	25,00
	100,00				552,68.

Mithin läßt sich das Oxamid entweder für eine Verbindung von Cyan mit Wasser, oder auch für eine von Kohlenoxyd mit einer vom Ammonium verschiedenen Stickstoff-Wasserstoffverbindung ansehen. Wenn man zwei Volumina Wasserdampf hinzufügt, so entsteht daraus wasserleeres oxalsaures Ammonium. Eiweiß, Gallerte, Faserstoff und andere animalische Stoffe verhalten sich gegen Kali genau, wie das Oxamid, die Harnsäure sehr ähnlich; dasselbe gilt von Liebig's Hippursäure (s. bei Poggendorff a. a. O. 1829. 11. XVII. S. 389 fg.). Durch Einwirkung von Ätzkalien rc. wird das Oxamid in Oxalsäure und Ammonium zerfällt. (S. Journ. d. ch. méd. 1830. Juill. p. 401 sq. Vergl. Wach in Schweigger's Journ. LX. S. 124 fg. Plisson und Henry d. S. bei Schweigger rc. 1831. 6. Heft. S. 168 fg. Geiger rc. Magaz. f. Pharmacie. 1831. XXXV. S. 30 fg.) (*Th. Schreger.*)

OXARTES oder **OXYARTES**, ein Perser, Vater der Roxane, der Gemahlin Alexander's. *Curt.* X, 3, 11. *Strab.* XI, 517. (*H.*)

OXDJUPET, hier ist einer der vier Eingänge aus dem Meere nach Stockholm (bei Waxholm, Oxdjupet, Pålsundet und Lödra Stäket). Oxdjupet selbst ist der alte Name des starken Forts Fredriksborg, ½ Meile von Waxholm, welches diesen auch für große Schiffe passirbaren Einlauf vertheidigt, erbaut in den J. 1724 bis 1735. Das Fort besteht aus einem großen, mehrstockigen, gewölbten und bombenfesten Thurme, den man für den größten militairischen Thurm in Europa hält. Jetzt dient die Festung als Magazin. (Nach Tuneld. 1. Bd. 3. Aufl. 1827.) (*v. Schubert.*)

OXENSTIERNA. Als der Stammvater dieses berühmten Geschlechtes gilt gewöhnlich der Lagman in Upland Torgny Torgnyson, der, ein Verwandter der Gemahlin des Königs Erik Segersäll, denselben in der Schlacht auf Fyriswall (983) so wirksam unterstützte, insbesondere durch eine Anzahl von Sensenwagen nach des Lagmans eigener Erfindung. Als der Jarl Ragwald Ulfson nach der Ehre strebte, in dem verderblichen Kriege zwischen Olof Skötkonung und Olof Haraldson, dem Könige von Norwegen, Vermittler zu werden, fand er es vor allem nothwendig, sich des Beistandes des Lagmans zu versichern; denn was dieser zu dem Reichstage sprach, pflegte als das Ergebniß göttlicher Weisheit aufgenommen zu werden, bei allen Zeitgenossen hieß Torgny der Weiseste in Schweden. Ragwald und sein Begleiter, der norwegische Stallare (Marschall) Biörn, wurden dem Lagman in der großen Halle seiner Burg Salistaborg in Upland vorgestellt. Auf einem Throne sitzend hörte er ihr Anbringen; ein Bart, der bis auf die Knie reichte, bedeckte ihm die ganze Brust. Biörn mußte bekennen, einen so ansehnlichen Mann habe er noch nicht gesehen. Nach den ersten Begrüßungen wies Torgny dem Jarl den Platz an, den dieser früher, als er noch im Hause erzogen wurde, einzunehmen pflegte; es vergingen aber mehre Tage, bevor von Geschäften gehandelt werden konnte. Torgny tadelte den Jarl, daß er sich in Dinge eingelassen, die über seine Kräfte gingen, versprach aber doch den Reichstag zu besuchen und wenigstens so viel durchzusetzen, daß sein Vetter Ragwald ohne Gefahr seine Friedensvorschläge würde hören lassen können. Der Reichstag fand wirklich statt (1023), der Friedensbote, wie der Vermittler, wurden aber gleich hart vom Könige Olof Skötkonung abgewiesen und dem Jarl insbesondere erklärte Olof, wie er den von ihm eingegangenen Waffenstillstand als Hochverrath ansehe, der wenigstens mit Landesverweisung zu bestrafen sei, denn daß er hierin seiner Frau Willen gethan, könne seine Strafbarkeit nicht mindern. Erschöpft von der zornigen Rede setzte sich der König nieder; darauf stand der Lagman Torgny auf, und mit ihm gerieth die ganze Versammlung, die erst noch stumm gewesen, in Bewegung. Dann sprach er mit einer Stimme, die das Waffengeklirr übertönte: „Wie hat sich doch der Könige von Schweden Sinn verändert! Mein Großvater Torgny erzählte mir oft von Erik Emundsons großen Thaten in verschiedenen fernen Ländern, von der Eroberung von Finnland, Karelen, Esthland und Kurland, von den Burgwällen und weitläufigen Festungswerken, die der König dort als Zeugen seiner Herrschaft zurückließ. Aber so hochtrabend war er nicht, daß er denen das Reden verbot, die ihm Angelegenheiten vorzutragen hatten. Mein Vater Torgny war lange um König Biörn Erikson, der mit großer Macht regierte, weil er sich freundlich gegen sein Volk erwies. Mir ist Erik Segersäll in frischem Andenken; er

hat sein Reich auf das Tapferste vertheidigt, die Grenzen von Schweden erweitert, aber seine Männer ließ er frei im Rathe sprechen, wenn es ihnen gefiel. Der jetzige König hingegen will nur von Dingen hören, die ihm gefallen, und auf denen er mit kindischer Heftigkeit besteht. Nachlässiger Weise läßt er seine östlichen Zinsländer, eins nach dem andern, verloren gehen, dagegen strebt er nach dem Besitze von Norwegen, welchen die Könige von Schweden nie begehrt haben, darum alle diese Unruhe. Deren ist aber sämmtliche in Schweden ansässige Gemeine müde und ihr Wille, daß der König mit Norwegen Frieden mache und dem Könige von Norwegen seine Tochter Ingierd zur Ehe gebe. Will er das, so ist das ganze Volk bereit, mit ihm in den Tod zu gehen, und ihm zu helfen, die Länder jenseit der Ostsee wieder zu gewinnen, die seinen Vätern gewesen sind. Will er nicht, so mag er den Unwillen des Volkes fürchten, des Volkes, welches schon früher fünf nicht minder hochmüthige Könige auf dem Mora-Thing ersäufte." Der kühnen Rede gab der ganze Kreis auf gewöhnliche Art, mit Waffengeklirr, seinen Beifall, Olof aber war, wie sich das von selbst versteht, weder zweifelhaft, noch säumig in seiner Wahl. Torgny mag den Frieden mit Norwegen nicht gar lange überlebt haben, ihm wurde ohne Zweifel der in Lislena-Kirchspiel unweit der Kirche befindliche Runenstein, ein Meisterwerk des berühmten Bali, gesetzt; unter Drachen- und Pferdegestalten ist hier zu lesen: Katr.. dem Tornaig (oder Torgny) ihrem guten Mann, und dem Jorundr und Abiörn. Dieser Name Abiörn ist besonders merkwürdig, weil er auch später häufig bei diesem Geschlechte vorkommt. Sixten Sixtenson zu Tofta, und sein Sohn Nils, beide Reichsräthe, waren unter den ersten Schweden, welche in gerechtem Abscheu der an den Kindern von König Knut Erikson verübten Grausamkeit die Waffen gegen den Mörder erhoben, und dem Prinzen Erik Knutson, der allein dem Blutbade in Elgarähs entkommen war, halfen, den Thron seines Vaters wieder einzunehmen (1205—1210). Für sein Geschlecht aber ist Sixten Sixtenson noch wichtiger als Stammvater aller schwedischen Oxenstierna und Sparre, denn von seinem Sohne Knut Sixtenson kommen die Sparre von Hiulstad und Engsö her, die einen rothen Sparren im goldenen Felde führten und sein Enkel Abiörn Sixtenson zu Tofta Salestad und Engsö verheirathete sich mit der Tochter des Reichsrathes Nils Bengtson, aus dem alten Oxenstierna'schen Hause zu Langserum in Småland, bei Nydala Kloster, in dem Kirchspiele Svenerum, in Wästra-Hårad; dieses Sohn aber, Nils Abiörnson, nahm nach dem Erlöschen dieser småland'schen Oxenstierna ihren Namen und ihr Wappen an und vererbte dieselben auf seine Nachkommenschaft. Es ist das der nämliche Nils Abiörnson, der als einer der einflußreichsten Räthe von König Magnus Erikson vorkommt, und der im J. 1325 Bergshammar auf Togdö und Stenby, auf Thosterö, an den Dompropst zu Strengnäs um 500 Mark verkaufte. Des Nils Sohn, Bengt, der noch im J. 1365 als Reichsrath lebte, wurde in seiner Ehe mit Brigitta ein Vater von drei Kindern; die Tochter, Martha, heirathete den Gustav Stare, ein Sohn, Arfwed, war Erzbischof zu Upsala (?), der andere, der Reichsrath Johann auf Salestad, war verheirathet, und Vater zweier Söhne, des Nils Jönson und des Bengt Jönson. Nils Jönson, auf Diursholm und Fråsewick, nahm schon unter Eriks von Pommern Regierung lebhaften Antheil an allen politischen Bewegungen, wie er dann im J. 1436 bei der Belagerung von Stockholm den Angriff auf die westliche Stadtseite leitete, wurde, als Reichsrath, 1442 von König Christoph, während dessen Reise nach Norwegen, zu einem der fünf Reichsvorsteher ernannt und regierte, nach Christoph's Tode unter gleichem Titel, unter dem alleinigen Beistande seines Bruders Bengt, das ganze Reich. Dagegen scheiterte er in dem Bestreben, bei der vorgenommenen Königswahl sich selbst oder seinen Bruder auf den Thron zu erheben; nur fünf Stimmen waren für die O., 63 für Karl Knutson Bonde (20. Jun. 1448). Nils Sohn, Erik Nilson, kommt im J. 1456 als des Königs Karl Marschall vor, ward aber später dieses Königs erbitterter Gegner. Sein Bruder Bengt Jönson, auf Salestad, erscheint im J. 1442 und 1448 in dem wichtigen Amte eines Reichsvorstehers als seines Bruders College, und zugleich als Reichsmarschall. Von dessen Söhnen wurde Jons Bengtson, nach des Erzbischofs Nils Tode, im J. 1448 von den Domherren zu Upsala zu ihrem Erzbischofe erwählt, und sowol von dem Papste als von dem Concilium zu Basel bestätigt. Kaum als Erzbischof installirt, wurde seine ganze Aufmerksamkeit durch die bevorstehende Königswahl in Anspruch genommen. Mit der gesammten Geistlichkeit behauptete er, eine rechtmäßige Wahl könne nur durch die Abgeordneten der drei in der calmarschen Union begriffenen Reiche geschehen. Als aber sein Vater und sein Oheim als Bewerber um die Krone auftraten, mußte die erzbischöfliche Partei unterliegen. Jöns meinte, den in Stockholm versammelten Reichstag durch seine Abreise nach Upsala zu zerreißen, erleichterte aber dadurch nur den vollständigen Sieg der Gegenpartei. Karl Knutson wurde gewählt zu des Erzbischofs nicht geringer Bestürzung, der aber doch nach Stockholm kam, dem Könige huldigte und von ihm die Härade Ölande und Norunda, in Upland, als Lehen empfing. Sein Groll gegen Karl war aber hiermit nicht beschwichtigt, vielmehr trat er in geheime Verbindungen mit Dänemark, als deren erste Folge der für Karl Knutson so nachtheilige halmstader Vertrag v. J. 1450 betrachtet werden muß. Den Erzbischof dafür zu züchtigen wurde ihm das neuerlich erworbene Lehen Borkholm genommen, und sein und der gesammten Geistlichkeit Misvergnügen, gleichwie es der Dänen Hoffnungen steigerte, beschleunigte den Ausbruch des Krieges. Westergothland wurde durch des Erzbischofs Einfluß vermocht, dem Könige von Dänemark zu huldigen, er selbst aber, obgleich er alle für die Lösung des Palliums aufgebrachte Gelder zu besserer Verwahrung seiner Burg Stäke anwendete, wagte es noch nicht, offene Feindseligkeiten zu verüben. Er suchte vielmehr und erhielt Verzeihung für das Vorgefallene, und das Reich hätte sich vielleicht einiger Ruhe erfreuen können, wäre nicht durch die von König Karl im J. 1453 verordnete Untersuchung

des geistlichen Eigenthums, der eine Reduction folgen sollte, eine wahrhaftige Herausfoderung an die Geistlichkeit ergangen. Ehe Jöns den keck hingeworfenen Handschuh aufnahm, wollte er wenigstens den Versuch machen, seine eigenen Ansprüche durchzusetzen. Er foderte Ersatz für einige im Dienste der Krone verlorene Schiffe, vornehmlich aber die Rückgabe der ihm entrissenen Lehen. Die zu Stockholm auf dem Reichstage v. J. 1457 versammelten Reichsherren fanden den Anspruch billig und meinten, der König müsse ihm gerecht werden. Aber Karl wollte sich nicht übereilen, und dachte vielmehr mit Freundlichkeit und glatten Worten zu bezahlen. Am Sonntage nach St. Kanut's Tage, dem Ende der Julfeier, richtete er die Hochzeit seiner Muhme Brigitta Bonde auf dem Schlosse zu Stockholm aus, und die Großen wurden bei dieser Gelegenheit auf das Herrlichste bewirthet. Der Erzbischof und der Bischof Sigge von Strengnäs saßen an des Königs Seite, aßen und tranken wie die Übrigen, drei Tage lang mit ihm aus einer Schüssel und einem Becher, und machten sich lustig wie er, sodaß nur Eintracht und Vertrauen zu walten schienen. Des Erzbischofs Mutterbruder, Nils Christerson Wasa, saß als Drost, sein Vatersbrudersohn, Erik Nilson Oxenstierna, als Marschall zu Tische, beide voll Aufmerksamkeit für den König aber bereits mit dem Prälaten im Einverständnisse. Der Reichsrath fand es nöthig, daß der König Truppen sammle, um Borckholm den Dänen wieder zu entreißen; dieser Ansicht nachgebend, brach Karl nach Kalmar auf und diese Gelegenheit nahm der Erzbischof wahr, um seinen Groll zu äußern. Zuerst ließ er des Königs Voigt, den Håkan Suenson, greifen und zu Salestad einkerkern. Darauf heftete er an die Hauptthüre des Doms zu Upsala einen Fehdebrief, worin er dem Könige Karl die Treue aufsagte; dieser habe, hieß es in dem Briefe, Geistliche und Weltliche unterdrückt, sich mit dem Laster der Ketzerei befleckt, böse Diener gehalten, das Reich in langwierige Kriege verwickelt und allen guten Rath verachtet. Dann zog Jöns selbst nach seiner Domkirche, legte Hut und Stab auf St. Erik's Schrein nieder, waffnete sich mit Harnisch und Helm, umgürtete sich mit dem Schwerte, und gelobte, er wolle dasselbe nicht in die Scheide stecken, bis Schwedens Zustand anders geworden wäre. Während seine Reisige des Königs nächst belegene Höfe plünderten, ließ er sich von dem Landvolke huldigen, dann zog er verstärkt durch die aufgebotenen Dalkerle über Westerås aus, den König aufzusuchen. Auf halbem Wege trat Karl ihm, zwar nur mit geringer Macht, entgegen. Gleichsam als wolle er sein geringes Häuflein noch mehr in Gefahr bringen, machte der König bei Togde und Elgsund, unweit Strengnäs Halt (9. Febr.) und ließ bei der strengen Kälte das Volk sich wärmen, kochen und trinken, wie jedem beliebte. Plötzlich fiel der Erzbischof über die berauschten schlaftrunkenen Reiter her, sie stellten sich in Unordnung auf dem Eise bei Kungsberg, wurden aber sogleich zerstreuet und der von allen verlassene, schwer verwundete König entrann kümmerlich nach Stockholm. Hier meinte er sich zu vertheidigen, aber der Erzbischof folgte ihm auf dem Fuße nach; die Belagerung begann mit Ernst; in einem Ausfalle lernte der König nicht nur der Bürger Feigheit, sondern auch ihre Neigung zu Verrath kennen, und er fand es zuletzt gerathen, bei Nacht und Nebel zu Schiffe zu gehen und nach Danzig zu flüchten. Die Stadt wurde alsbald übergeben, alle Festungen des Reiches, bis auf das einzige Kalmar, folgten diesem Beispiele, und Jöns trat als Schwedens Fürst und Vorsteher an die Spitze der Geschäfte, erwirkte für sich, seinen Kanzler und seine Kapelläne päpstliche Absolution, daß er mit gewaltsamer Hand seinen König, der zwar in der Bulle ein Tyrann und Priesterfeind genannt wird, aus dem Lande getrieben hatte und empfing von dem Reichsrathe die Zusage, daß alle von ihm dem Reiche zum Besten gemachten Schulden bezahlt werden sollten, und zugleich eine Danksagung, daß er das Vaterland aus der Knechtschaft erlöset habe. Jöns war indessen keineswegs gesonnen, im eigenen Namen zu regieren, er wollte den König von Dänemark Christian I. vorschieben und zweifelte nicht, von dessen Dankbarkeit den Besitz der höchsten Gewalt ohne ihre Verantwortlichkeit zu erlangen. Die eine Hälfte seines Bestrebens war bald erreicht: Christian wurde am 24. Jun. 1457 auf Morawiese zum Könige von Schweden erwählt und stellte zur Stunde eine Urkunde aus, wodurch er den Erzbischof und dessen Erben von allem Anspruche wegen erhobener und auf den Krieg mit Karl Knutson verwendeter Gelder losgab, ihm auch erlaubte, Almar-Ståke als ein Kirchenschloß nach Gefallen zu bauen und zu nutzen; aber wenn Jöns gerechnet hatte, in Christian's Namen Schweden zu beherrschen, so hatte er sich geirrt. Ein sehr ausgedehnter Einfluß war das Einzige, so der thätige König ihm zukommen ließ, und auch diesen suchte Christian allgemach zu mindern. Im Begriffe, einen Zug nach Finnland vorzunehmen (1462), übertrug er dem Erzbischofe die Erhebung einer schweren, und darum sehr gehässigen Steuer. Aber bei seiner Zurückkunft fand er statt des Geldes nur ein allgemeines und drohendes Misvergnügen. Ihm schien es, als habe der Prälat allein dasselbe veranlaßt, und Christian ließ denselben verhaften, auch im J. 1463 das Schloß Ståke wegnehmen. Augenblicklich empörten sich die Bauern von Upland, und der Papst befahl den Erzbischöfen von Riga und Magdeburg und dem Bischofe von Strengnäs, den König mit dem Banne zu belegen, wenn er nicht sofort den Erzbischof freigebe. Aber Christian meisterte den Aufruhr, zwang den Erzbischof, sich vor dem Reichstage zu verantworten (Sept. 1463) und ließ ihn, ungeachtet seiner gediegenen Vertheidigung, nach Kopenhagen abführen. Jetzt trat indessen der Bischof von Linköping, Kettil Karlson Wasa, als der Vertheidiger der Kirche auf; seine Siege riefen den König Karl Knutson aus der Verbannung zurück, und Christian, in der Hoffnung die wankende Krone auf seinem Haupte zu befestigen, verglich sich mit dem Erzbischofe und gab ihm Vollmacht, mit den abgefallenen schwedischen Herren zu handeln, und Versicherung, daß er fortan allen ein huldvoller König sein wolle (1464). Des Erzbischofs Rückkehr zeigte sich alsbald verderblich für Karl Knutson; seine Anhänger, Bischof Kettil an der Spitze, verließen ihn, Jöns kam nach Upsala, bewilligte einen Nachlaß in den Steuern, bestellte

mehre Reichsvorsteher, worunter Bischof Kettil war, nahm Karls Voigte gefangen, sammelte Truppen, und handelte überhaupt als ein König. Unweit Upsala stieß er auf das königliche von Bo Dyre Karlson Bonde geführte Heer; statt der erwarteten Schlacht kam es (14. Dec. 1464) zu einem Waffenstillstande, der mit Dreikönigen ablaufen sollte. Bonde entließ den größten Theil seines Heeres, der Rest wurde von dem Bischofe von Linköping angegriffen und zerstreut. Die Belagerung von Stockholm begann unmittelbar mit Ablaufe des Waffenstillstandes, und nach dem auf dem Eise gegen den Riddarholm (23. Jan. 1465) gelieferten Treffen fand Karl keinen andern Ausweg als vor der Kirche die Knie zu beugen, der Krone zu entsagen und sich lediglich den Besitz von Raseborg und einem Theile von Finnland zu bedingen. Kurz vorher hatte der Erzbischof gesucht, seine Verhältnisse zu einem künftigen Könige festzustellen, und es war ihm von den Bischöfen und der Mehrheit der Reichsräthe für den erlittenen Schaden und die unverschuldete Gefangenschaft Stäkes-Lehen für immer, doch so, daß es der König mit 10,000 Mark Stockholmisch lösen möge, zugesprochen worden. Mancherlei Umstände verzögerten indessen die Wirkung dieses Entscheids, und erst im folgenden Jahre konnte die Besitznahme der Burg erfolgen; zugleich wurden auch die Krongefälle aus der Stadt Upsala dem Erzbischofe übergeben. Dagegen verschrieb er sich d. d. Wadstena, Lichtmesse 1466 zwei Pfründen von 106 Mark jährlich, die von dem Reichsrathe gestiftet worden, zu unterhalten, wollte der König hierin eine Änderung treffen, so müsse er Stäke mit 12,000 Mark lösen, und für ewige Zeiten zwei Singmessen, zu Ehren der Reichspatronen, stiften. Noch mehr verzögerte sich das Geschäft, um dessenwillen Jöns eigentlich zurückgekommen war; denn obgleich er als Reichsvorsteher mit der Krone Schlössern und Gerechtsamen nach Belieben schaltete, so durfte er doch bei des Volkes Abneigung gegen die dänische Regierung, kaum Christian's Namen nennen. Er dachte sich des Hauptes der Opposition, des Nils Boson Sture zu Ekfiö und Penningby, zu entledigen, und wollte denselben zu sich locken, dann in Penningby greifen lassen, aber Sture entkam nach Finnland und bei der fortdauernden Widerspenstigkeit des Reichstages von Wadstena war schon der Vertrag von Jönköping, die indirecte darin ausgesprochene Bestätigung der kalmarschen Union, als ein sehr bedeutender Fortschritt zu Christian's Gunsten zu betrachten. Aber auch dagegen erhob sich alsbald mächtiger Einspruch, insbesondere von Seiten des Pfandbesitzers von Gothland, des Ifwar Axelson Tott; des Erzbischofs nützlichster Verbündeter, der Bischof Kettil, wurde ihm durch den Tod entrissen, der aus Finnland wieder eingetroffene Nils Sture klagte ihn vor dem Reichstage an. Unter solchen Umständen mußte der Erzbischof eine bestimmtere Richtung annehmen. Seine Gewalt zu sanctioniren ließ er sich von einer freilich nicht vollzähligen Reichsversammlung in Telje zum Reichsvorsteher erklären und er suchte sich des Schlosses zu Stockholm zu versichern, indem er dasselbe an Ifwar Gren übergab und von demselben Versicherung nahm, daß das Schloß zunächst ihm, dann dem Könige Christian, dessen Gemahlin und Kindern zu Handen gehalten werden solle. Dieser letzte Zusatz öffnete allen und jedem die Augen. Ein unabhängiger Reichstag sammelte sich zu Stockholm, das Schloß wurde dem Erzbischofe abgedrängt und Nils Sture, der seine Absicht, den König Karl wieder auf den Thron zu erheben, öffentlich aussprach, plünderte den erzbischöflichen Schatz in Gefle, nahm Jöns Voigte gefangen und fand überall Anhang. Unter dem Vorwande einer Wallfahrt zu St. Brigitten-Heiligthum in Wadstena näherte Jöns sich den Grenzen von Dänemark. Während er hier mit König Christian über den weitern Betrieb ihres gemeinsamen Unternehmens handelte (Neujahr 1467), siegten seine Feldherren, Erik Nilson Oxenstierna und Erik Karlson Wasa bei Arboga und in Helsingland. Schon war Stockholm von allen Seiten eingeschlossen, der Erzbischof selbst hatte sich, von dänischen Völkern begleitet, bei der Belagerung eingefunden. Aber Erik Oxenstierna, der auf der Seite von Nerike den Angriff führte, ließ sich von dem unter Ifwar Sture herbeieilenden Entsatze schlagen, und die Belagerung mußte aufgehoben werden. Gleich darauf erlitt Erik Wasa bei Westeras von den Sturen und den Dalkerlen eine gleiche Niederlage und ganz Schweden erhob sich, um den König Karl zurückzurufen. Dem Erzbischofe brach das stolze Herz, er begab sich nach Borkholm auf Öland, um in der Einsamkeit zu trauern und starb daselbst den 15. Dec. 1467.

Des Erzbischofs Bruder, Christer Bengtson, und David Bengtson folgten in allen Dingen der politischen Ansicht ihres Bruders, und ist unter ihnen Christer merkwürdiger, weil von ihm das ganze folgende Geschlecht Oxenstierna abstammt. Einer seiner Söhne, jener Sten Christerson, dem bei einer Grenzbesichtigung, durch Entscheid vom Montage nach St. Erikstag 1500, der Lachsfang bei Elfkarleby, bisher ein Zubehör von Salestad, abgesprochen worden, ließ, um sich dafür zu rächen, den königlichen Voigt erschlagen, und veranlaßte dadurch den Ausbruch der Empörung gegen König Johann II., wurde dafür, sammt den andern Herren des schwedischen Rathes, durch den in Kalmar versammelten Reichsrath von Dänemark und Norwegen für einen Meineidigen und Aufrührer, und aller Güter und Freiheit, seiner Ehre und seines Adels verlustig erklärt (1505). Zuletzt ließ er sich mit dem Erzbischofe Trolle in eine geheime Verbindung gegen den Reichsvorsteher Sten Sture ein, weil er aber das Geheimniß nicht zu bewahren wußte, wurde er von dem Reichsvorsteher in der Burg zu Nyköping, die ihm anvertraut war, überfallen und gefangen weggeführt. Seine Geständnisse, so umfassend sie auch waren, konnten ihm die Freiheit nicht wieder verschaffen, er starb im Gefängnisse den 15. August 1516. Christers anderer Sohn, Bengt, in Salestad, Mörby und Steninge, wurde im J. 1476 Reichsrath, in welcher Eigenschaft auch sein mit Anna Sested vermählter Sohn, Christer Bengtson, auf Mörby und Steninge, der einzige Stammhalter des Geschlechts, erscheint. Dieses jüngern Christer Sohn, Gabriel Christerson Oxenstierna, von Eka und Lindö, Freiherr auf Mörby und Steninge, Herr auf Gäddeholm und

Fanö, wurde schon im J. 1544, nachdem er früher Mönch gewesen, zum Reichsrath ernannt und am 4. Oct. 1559 mit der Bewahrung von Stockholm, Stadt und Schloß betrauet. An dem Krönungstage, den 29. Jun. 1561, erhielt er von König Erich XIV. den Freiherrnstand und die Würde eines Reichsmarschalls, am 1. Jul. 1568 wurde er Admiral von der ganzen königlichen Flotte, am 12. Oct. 1568 Statthalter von Esthland, und 1569 Lagman von Südermanland. Er starb im J. 1585, aus seiner Ehe mit Beata, einer Tochter des Erik Trolle auf Ekholm und Lagnö, sechs Söhne und fünf Töchter hinterlassend. Von den Söhnen sind insbesondere Gustav und Bengt, als Stifter der Linien in Kronburg und Korsholm, zu merken. Gustav Gabrielson, zu Fiholm, Rinkestad und Fanö, war mit Barbara Bielke verheirathet, diente in der Jugend wider die Spanier in den Niederlanden, wider die Türken in Ungern, und war als Reichsrath in den Händen des Herzogs Karl ein sehr nützliches Werkzeug, um den Sturz des Königs Siegismund herbeizuführen. Ein Sohn von ihm war der berühmte Reichskanzler Axel Oxenstierna, von dem ein besonderer Artikel handelt, und der uns hier daher nur als Stammvater des Zweiges in Södermöre beschäftigen darf. Den Namen hat dieser Zweig von der mit Småland grenzenden, sich über zwölf Kirchspiele ausdehnenden Grafschaft Södermöre, mit welcher Axel im J. 1645 beschenkt wurde. Es war das aber nicht das einzige Geschenk, welches Axel aus des Königs Hand empfing. Schon im J. 1622, als Livland kaum erobert war, hatte Gustav Adolf ihm die Stadt Wolmar, die Starostei und das Bisthum Wenden, zu welchem auch noch die großen Güter Schmilten und Burtneck gehörten, gegeben, und er hatte sich durch die Erwerbung von Cremon, Breslau, Schillingshof, Serbigall, noch weiter im Lande ausgebreitet. Für Wolmar war Axel's Herrschaft sehr wohlthätig, er gab der Stadt einen eigenen Magistrat, von dessen Aussprüchen er sich zwar die Appellation vorbehielt, er ließ sie auch in regelmäßige Quadrate eintheilen und mit schweren Kosten durch Wälle und Graben und verschiedene Bastionen befestigen, aber für die Stadt Wenden war er kein so gütiger Herr. Er bemächtigte sich der Stadtgüter, und der Abgang, den die Bürger dadurch in ihrer Nahrung empfanden, konnte weder durch die neue Befestigung, noch durch die grundherrliche Besatzung, wobei sich auch Artillerie befand, noch durch die von dem Kanzler besoldeten Officianten und Magistrate ersetzt werden. Von Axel's drei Söhnen starb Gustav unvermählt. Johann, geb. 1611, wurde von dem Vater ausersehen, um als erster schwedischer Gesandter auf dem Friedenscongreß zu Osnabrück aufzutreten. Ihm, der einige Besorgnisse äußerte, als ein Neuling mit so vielen erprobten Staatsmännern ringen zu müssen, schrieb Axel jene beruhigenden Worte: **Nescis, mi fili, quantilla prudentia homines regantur**; ihm war auch zur Bestreitung des unvernünftigsten Aufwandes, während der ganzen Dauer der Conferenzen, das Bisthum Osnabrück mit allen seinen Einkünften angewiesen. Johann, ein des Vaters nicht unwürdiger Sohn, starb als Reichsrath und Reichsmarschall im J. 1657 zu Wismar, er hatte sich in erster Ehe, 1636, mit Margaretha Sture und 1648 mit Margaretha Brahe verheirathet. Sein Bruder, Erik Axelson, Graf von Södermöre, Freiherr auf Kimito und Nynäs, geb. im J. 1624, wurde der Königin Christina Oberkammerherr, 1646 Gouverneur von Esthland, 1651 Reichsrath, 1652 Präsident des Commerzcollegiums, daher er in dem im J. 1654 mit England abgeschlossenen Schiffahrts- und Handlungstractat zugleich mit seinem Vater stipulirte. Zu ungleich höhern Dingen hatte ihn aber Axel bestimmt, wenn es anders seine Richtigkeit hat, daß Erik unter den Freiern der Königin Christina gewesen. Statt einer Krone erhielt er noch in eben dem Jahre, 1654, das Amt eines Reichsvicekanzlers und gleichwie er dasselbe nur erhalten, um dem bejahrten Vater beizustehen, so wurde er, nach dessen am 28. Aug. 1654 erfolgten Tode Reichskanzler und im folgenden Jahre Statthalter in dem von den Schweden besetzten polnischen Preußen. Er starb an einem hitzigen Fieber den 15. Oct. 1656, aus seiner Ehe mit Elisabeth Brahe drei Söhne und drei Töchter hinterlassend. Ein Sohn, Axel, starb als Rittmeister unvermählt im J. 1676. Mit dem andern, mit dem Grafen Karl Gustav, der sich im J. 1684 mit der Gräfin Hedwig de la Gardie verheirathete, ist die Linie in Södermöre ausgestorben. Ihr Besitzthum war schon früher durch die Reduction verloren gegangen.

Des Reichskanzlers Bruder, Gabriel Gustavson Oxenstierna, Freiherr auf Kimito (in dem eigentlichen Finnland) und Nynäs, Herr auf Tyresiö und Forssa, wurde im J. 1612 des Herzogs Johann von Ostergothland Rath, 1617 Reichsrath, Schloßhauptmann zu Stockholm und Landshöfding von Upland, ging 1621 und 1625 als Gesandter nach Dänemark und Holland, und erhielt 1633 die Reichsdrostenwürde, während er zugleich die Ämter eines Präsidenten des Oberjustizrathes und eines Landrichters in Westergothland bekleidete. Als Reichsdrost führte er mit seinen vier Collegen, den hohen Würdenträgern, nämlich dem Marschall, Admiral, Kanzler und Schatzmeister, die Vormundschaft über die Königin Christina, er selbst ging auch mit Malte Soop nach Teutschland, um die Leiche des Königs Gustav Adolf zu empfangen. Er starb im J. 1640, wurde aber im Grabe noch, 1651, sammt seinen Söhnen, mit dem gräflichen Titel beehrt. Diese Söhne Gustav, Ture, Johann und Gabriel, waren sämmtlich aus Gabriel's erster Ehe mit Margaretha Bielke von Nynäs und Akerö. Der älteste, Gustav Gabrielson, Freiherr auf Kimito, Herr auf Tyresiö, wurde am 1. Nov. 1639 Landeshauptmann über Westmanland, am 28. Mai 1642 Gouverneur von Esthland und Reval, am 25. Jan. 1645 Reichs- und Kanzleirath. Am 10. Nov. 1651 wurde er nebst seinen Brüdern und seinem verstorbenen Vater in den Grafenstand erhoben, und seine Grafschaft auf Kronoberg radicirt. Seine Gemahlin, Maria Sophia de la Gardie, hatte ihm nur Töchter geboren. Ture Gabrielson, geb. im J. 1614, war Landshöfding von Upland, und hinterließ, aus zwei Ehen, die Söhne Ture, der 1676 vor Wolgast blieb, Gabriel, Gustav und Johann. Johann nahm die katholische Religion an, und erhielt eine Abtei in Polen; Gabriel Tureson, geb. zu Stockholm, im J.

1641 (nicht zu verwechseln mit seinem Vetter Gabriel Gabrielson), bereisete, nach zurückgelegten Studien, einen großen Theil von Europa, that einige Feldzüge und wurde auch zu verschiedenen diplomatischen Sendungen gebraucht. Seine Ernennung zum Generalgouverneur des Fürstenthums Zweibrücken (1699), war jedoch eigentlich als eine Ungnade zu betrachten. Gleichwol regierte er diese entlegene Provinz mit großem Ansehen; Einheimische und Nachbarn fühlten sich gleich sehr durch seine großartige Repräsentation angezogen und geblendet. Diese Repräsentation verzehrte jedoch sein Vermögen, eine unglückliche Ehe verbitterte ihm jede Lebensfreude, und die Neider, die er in Stockholm zurückgelassen hatte, benutzten jede Gelegenheit, ihm wehe zu thun. Seine Gesundheit erlag dem vielfältigen Verdrusse, er starb im Mai 1707, und die Leiche wurde nach Schweden gebracht und feierlich durch den Bischof Billberg beerdigt, daß er demnach wenigstens äußerlich in der Gemeinschaft der schwedischen Kirche verharrt haben muß. Auch in verschiedenen Stellen seiner **Pensées** spricht er als ein Lutheraner; dagegen handelt er anderwärts in sehr bestimmten Ausdrücken, von Verbannung und Güterverlust, die er um der katholischen Religion willen getragen, und in einer Grabschrift, die er sich selbst gesetzt hat, ist die Anspielung auf eine Religionsveränderung nicht zu verkennen. Hier deren Worte:

Patria, domo et mundo,
Verae religionis, pravae uxoris et podagrae causa
Carui.
Peccator eram, cinis sum,
Amplius nihil.
Apage viator, brevi talis eris.

Des Grafen ursprünglich französisch geschriebene, vielfältig aufgelegte **Pensées sur divers sujets, avec des réflexions morales**, befinden sich in Jedermanns Händen. Der zu solchem Geschäfte freilich keineswegs geeignete Herausgeber, Bruzen de la Martinière, hat sie von Gemeinplätzen und Sünden gegen den Styl nicht zu reinigen gewußt, dadurch wird mancher tiefe Gedanke, manches glänzende Wort verunstaltet. Des Grafen Gemahlin, Christine, war die Tochter des Grafen Erich Oxenstierna in Södermöre. Sein Sohn, Axel Gabrielson, Graf zu Kronoberg, Generalmajor und Commandeur des Schwertordens, starb auf seinem Gute Tidon unvermählt den 24. Aug. 1755.

Des Hauses Korsholm Stammvater, Bengt, der vierte Sohn von Gabriel Christerson und Beate Bielke, Freiherr zu Mörby, Ekebyholm und Lindholm, befand sich als des Herzogs Karl von Südermanland Rath und Marschall in dessen Gefolge, als derselbe im J. 1579 sein Beilager in Heidelberg feierte, und starb als Statthalter von Südermanland und Wermeland den 12. April 1591, nachdem er in erster Ehe mit Sigrid Ros, des Grafen Gustav Johanson Tochter, die den 25. Juli 1586 starb, in anderer Ehe mit Brigitte Bosse, Knut's Tochter, verheirathet gewesen war. Der Sohn der zweiten Ehe, Bengt Bengtson, Freiherr auf Ekebyholm und Söderbo, Herr auf Rappin in dem heutigen Werroschenkreise von Livland, geb. den 19. Oct. 1591, wurde, als er von seinen weitläufigen Reisen zurückkehrte, im J. 1620 bei König Gustav Adolf Kammerherr, 1626 Gouverneur in Elbing, 1627 Oberstallmeister, den 16. Sept. 1634 Reichsstallmeister und Generalgouverneur von Livland und Ingermanland, 1641 Reichsrath. Er starb zu Riga den 9. Jun. 1643. Der Sohn der ersten Ehe, Gabriel Bengtson, Freiherr auf Lindholm und Mörby, geb. 1584, kam im J. 1612 als Gouverneur nach Reval, wurde 1617 Reichsrath, 1645 Generalgouverneur von Livland, nachher Lagman über Wermeland und Dal, 1651 Reichsschatzmeister und den 31. Jan. 1652 Reichsadmiral. Den 26. März 1651 hatte er ein Patent als Graf von Korsholm und Wasa erhalten, und zwar wurden ihm als Grafschaft die Stadt Wasa mit der Burg Korsholm, dann Mustasari, Groß- und Kleinkyro in Osterbothnien verliehen. Seine Introduction auf der Grafenbank unter Nr. 8 erfolgte im J. 1652. Er starb 1656. In seiner Ehe mit Anna Baner, verm. 17. Nov. 1610, hatte er drei Söhne, Gabriel, Bengt und Gustav und fünf Töchter. Gabriel Bengtson, der älteste der Söhne, wurde im J. 1653 Reichsrath, 1657 Reichsmarschall und starb 1671. Seine Gemahlin Marca Christiana *), Gräfin von Löwenstein-Wertheim, eine Stieftochter (nicht aber Witwe, wie es gewöhnlich heißt) des berühmten Feldherrn Baner, hatte ihm die Söhne Gustav und Gabriel geboren. Gustav's einziger Sohn, Gabriel, blieb im J. 1709 bei Pultawa als Hauptmann. Gustav's Bruder, Gabriel, hatte einen Sohn, Georg, der, geboren im J. 1699, im Oct. 1756 Generalmajorsrang erhielt. Des ersten Grafen von Korsholm anderer Sohn, Gustav Gabrielson, Graf von Korsholm und Wasa, starb im J. 1694 als königl. Geheimrath, der dritte Sohn, Bengt Gabrielson, Graf von Korsholm, und Wasa, Freiherr von Mörby und Rosersberg, geb. 1623 studirte zu Upsala, bereisete den Continent und wohnte den Friedensunterhandlungen zu Osnabrück bei. Karl Gustav ernannte ihn zum Generalgouverneur von Warschau und Oberpolen, und umgab ihn mit königlichem Gepränge; dadurch sollte der Statthalter der Polen Augen blenden. Bengt mußte nachmals auch die Friedenspräliminarien entwerfen, entwickelte hierbei ebenso viele Gewandtheit als positive Kenntniß und erhielt zum Lohne die Direction in der Kanzlei der auswärtigen Angelegenheit und großen Einfluß auf die gesammte Reichsverwaltung. Er wurde der entschiedene Gegner von des Grafen Magnus de la Gardie ehrgeizigem System, auch von Karl XI., sobald dieser die Regierung antrat, zum Reichsrathe bestellt (1673), konnte aber doch den Krieg vom J. 1674 nicht verhindern. Das Unglück der schwedischen Waffen brachte seine Weissagungen zu Ehren, und Karl XI. hielt den für den geeignetsten Friedensboten, der überhaupt keinen Krieg gewollt hatte. Bengt erschien demnach als bevollmächtigter Minister auf dem Friedenscongreß zu Nimmegen im J. 1677—1679, und seine Bemühungen und Erfolge in dem Friedensgeschäfte wurden mit der Präsidentschaft des hohen Tribunals zu Wismar und der Oberlandrichterstelle von Ingermanland belohnt.

---

*) Nicht Maria. Geb. zu Venedig, 1626, hatte sie die Republik des heil. Markus zum Taufpathen gehabt.

Im J. 1681 wurde er Premierminister und Präsident des Kanzleirathes und der gänzliche Umschwung in Schwedens äußerer Politik, der Verzicht auf das Bündniß mit Ludwig XIV., das für Schweden ebenso nachtheilig als lästig für das gegen den rastlosen Ehrgeiz des Königs von Frankreich bewaffnete Europa, sind vornehmlich als Bengt's Werke zu preisen. Er wollte, daß Schweden sich einzig im Norden vergrößere und zumal verstärke, sich alles Antheils an fremden, fernen Händeln entschlage und durch eine unabhängige ehrenvolle Politik den innern Wohlstand begründe. Seine Ansichten fanden bei Karl XI. die geziemende Anerkennung und Fügsamkeit, wie das insbesondere ein Brief des Monarchen an den Minister, gleich ehrenvoll für Beide, beurkundet. Der stolze und harte Karl findet es nicht unter seiner Würde, die Dienste, so er von Oxenstierna empfangen, zu beloben und ihm dafür offen und männlich zu danken. Das friedliche, so lange von Bengt verfolgte System wurde durch seines Königs Tod zerstört und der Nachfolger ganz eigentlich zum Kriege gezwungen. Nach Karl's XII. ersten, staunenswürdigen Erfolgen, nachdem Dänemark gedemüthigt, der Zar in seine Wildnisse zurückgetrieben, Polen erobert war, schrieb der greise Oxenstierna für den jungen Helden jenes berühmte Mémoire, das als ein Meisterwerk politischer Weisheit, als ein Denkmal wahrhaftiger und furchtloser Vaterlandsliebe in mehren historischen Sammlungen Platz gefunden hat. Reich durch seine Erfahrungen, auf das Genaueste die Interessen des Vaterlandes beurtheilend, wagte er es, den König auf die Vortheile seiner Lage aufmerksam zu machen und auf die Umstände, welche ihn einladen sollten, in so günstigen Verhältnissen Frieden zu schließen. Er zeichnet die Stellung, welche ein solcher Friede dem Könige, nicht nur im Norden, sondern in Europa überhaupt, anweisen mußte, ahnet aber auch die Folgen, welche die Verlängerung des Krieges hervorrufen könnte. Karl hörte nicht auf den guten Rath, und Oxenstierna starb, nachdem er kaum sein Memoire abgesendet hatte, den 22. Juli 1702. Gleich dem großen Axel Oxenstierna, dem er überhaupt in vielen Dingen ähnlich, war Bengt ein warmer Beschützer der Wissenschaften, und insbesondere hat die Universität Upsala, der er seit dem J. 1681 als Kanzler vorstand, viele Denkmäler seiner Freigebigkeit aufzuweisen. Er war in erster Ehe mit Eva Wachtmeister, in anderer Ehe mit Magdalena Steenbock verheirathet, von sieben Söhnen überlebten ihn nur drei. Der älteste, Gabriel, blieb als holländischer General in der Schlacht bei Malplaquet den 11. Sept. 1709, ein anderer, Gustav Bengtson, starb im J. 1694 als königlicher Rath und Reichs-Feldzeugmeister, dessen Sohn, Gustav Gustavson, wird 1710 als Oberst genannt. Graf Johann Oxenstierna stirbt im März 1733. Graf Karl wird im Sept. 1750 Hauptmann bei der Artillerie, Graf Johann Gabrielson im J. 1766 an dem neu gebildeten Hofe des Kronprinzen Hofjunker — Der Kammerherr Freiherr Karl Oxenstierna wird den 25. Nov. 1773 Comthur des Wasaordens, das ganze Geschlecht war demnach nicht in den Grafenstand erhoben.

Das eigentliche Geschlechtswappen zeigt eine im Visir liegende rothe Ochsenstirn, mit dergleichen Ohren und Hörnern, im goldenen Felde, auf dem goldenen gekrönten Helme erhebt sich wiederholt die Stirne; die Helmdecke ist roth und golden. (*v. Stramberg.*)

OXENSTIERNA (**Axel**), dessen Familie nicht nur mit den frühern königlichen Geschlechtern Schwedens, sondern auch mit den Wasas verwandt, sich in der Geschichte der Kirche, der Wissenschaften und des Staates so ausgezeichnet hat, als Einzelne derselben durch ihre Schicksale merkwürdig geworden sind. Wie denn z. B. der Stammvater jetzigen Geschlechtes Oxenstierna, Christiern Bengtson, im stockholmer Blutbade enthauptet wurde. Dessen Sohn, Gustav Gabrielsson Oxenstierna, Freiherr zu Fiholmen und Rinkestad, war schwedischer Reichs- und Kammerrath, verheirathet an Barbro Axelsdotter zu Herrsäter, aus dem berühmten und unglücklichen Geschlechte der Bielke, und zeugte mit ihr neben andern Kindern Axel Oxenstierna, Freiherrn zu Fiholmen, Kimitho und Tidön. Geboren zu Fänö in Upland am 16. Jun. 1583, genoß Axel anfänglich eine strenge und, wie es scheint, für die Kirche bestimmte Erziehung. Man gab ihm den, nachmals als Bischof zu Åbo bekannt gewordenen Isaak Rothorius zum Lehrer, einen armen jungen, aber kenntnißreichen Mann, der sich die Liebe seines lernbegierigen Zöglings erwarb, und dieselbe stets bis an seinen Tod bewahrte. Nach dem Tode seines Vaters (18. Jan. 1597) wurde der junge Axel mit seinen Brüdern unter Rothorius' Aufsicht von seiner vorsichtigen Mutter ins Ausland geschickt, theils um sich besser ausbilden zu können, theils auch, um sich von den damaligen politischen Ereignissen in Schweden entfernt zu halten. Axel ging mit seiner Begleitung nach Teutschland, studirte fünf Jahre lang in Rostock, Jena und Wittenberg Theologie, Staats- und Rechtswissenschaften neben den alten und einigen neuern Sprachen, unter welchen ihm die lateinische und teutsche am geläufigsten wurde, und lag zugleich den damals üblichen Ritterübungen ob. In Wittenberg zeichnete er sich durch mehre Disputationen aus. Hierauf besuchte er etliche angesehene teutsche Städte und Höfe, und auf die Verfügung Karl's IX., welche alle im Auslande lebende schwedische Edelleute zurückrief, begab sich Axel im J. 1603 wieder in die Heimath. Als Kammerjunker an den Hof gezogen, erwarb er sich in kurzer Zeit ein solches Vertrauen, daß ihn König Karl im J. 1606 an die Fürsten von Mecklenburg sandte, und in Anerkennung seiner Geschicklichkeit als schwedischen Reichsrath im J. 1609 zurückrief. Gleich nachher (Jul. 1609) wurde er der Sendung des Hofkanzlers nach Reval beigegeben, um die widerspenstige Handelsstadt zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Weniger glücklich war Axel's Sendung nach Dänemark zu Anfange des J. 1610, wo er die Streitigkeiten beider Reiche durch einen dauerhaften Frieden beilegen sollte. Dennoch aber soll der alternde König Karl IX. den jungen Staatsmann so zu schätzen gewußt haben, daß er ihn in seinem letzten Willen zum Vormunde der königlichen Kinder und Vorstande der Regierung bestellte [1]).

1) Dies behauptet Lundblad's schwedischer Plutarch (II, 7).

Dieses Königs letzte Verfügung brachte die Thronfolge Gustav Adolf's in Zweifel; Oxenstierna aber setzte auf dem Reichstage zu Nyköping nicht nur dieselbe, sondern auch mit Betrieb der Königin Witwe, die Erklärung für die Mündigkeit des Prinzen durch. Hierfür erhob ihn der junge König am 6. Jan. 1612 zum Reichskanzler und blieb ihm bis an seinen Tod stets dankbar. Die allmälig abweichende Gesinnung des Königs von der des Reichskanzlers, die hin und wieder auffallend hervortrat, störte das vertrauliche Verhältniß nicht, welches sich zwischen Beiden bildete. Beide hatten, dieser über jenen, und jener über diesen, eine hohe Meinung. Brach das aufbrausende Wesen des Königs über des Reichskanzlers Ruhe und Bedenklichkeiten in Ungeduld aus, so dämpfte dieser mild des Erstern Hitze, und war's nicht möglich, so pflegte der König ihm die Sachen zuzuweisen, damit die Heftigkeit, wenn sie nicht gezügelt werden konnte, keinen Schaden verursachte. Diese Ruhe und Besonnenheit war Ursache, daß Oxenstierna die Personen, mit denen er zu thun hatte, leicht durchschauen lernte. Ohne ihn hätte der König, was er auch selbst gestand, das nicht unternehmen können, was er mit Erstaunen der Mit- und Nachwelt vollbrachte. Gleich nach der Thronbesteigung riefen die von Karl IX. ererbten Kriege den König Gustav Adolf an die Grenze des Reiches und über dieselbe hinaus, während sein Freund und Minister Oxenstierna ihm theils dort rathend zur Seite stand, theils die innern Angelegenheiten des zerrütteten Reiches verwaltete. Daneben erkaufte er den Frieden mit Dänemark unter großen Opfern; desto glänzender aber krönte der Friede mit Rußland (1617) seine Bemühungen. Als diese beiden Kriege geendet und die Unruhen im Innern des schwedischen Reiches gedämpft worden waren, rieth Oxenstierna zur feierlichen Krönung des Königs. Sie erfolgte am 12. Oct. 1617, wobei der Reichskanzler zum Ritter geschlagen wurde. Die Beilegung neuen Zwistes mit Dänemark beschäftigte ihn hierauf so angelegentlich, als die Bekämpfung der leidenschaftlichen Liebe seines Monarchen zur schönen Ebba Brahe, wozu auch die Königin Mutter nicht wenig beitrug [2]). Als aber Gustav Adolf auf seiner Reise nach Teutschland die brandenburgische Prinzessin Maria Eleonora kennen gelernt und sie sich zur Gemahlin erwählt hatte, wurde Oxenstierna im August 1620 nach Berlin geschickt, um das Ehebündniß, nach Beilegung der demselben entgegenstehenden Schwierigkeiten, abzuschließen. Oxenstierna führte noch im Oct. desselben Jahres die königliche Braut nach Stockholm. Im folgenden Jahre begann der König den bekannten Krieg mit Siegismund von Polen; da vertraute er die Staatsverwaltung seinem Reichskanzler mit neun Reichsräthen, als Gehilfen und Stützen. Nur selten begab dieser sich ins königliche Feldlager, und als Dänemark im J. 1624 abermals Besorgnisse erregte, eilte Oxenstierna, dieselben durch Verhandlungen zu beseitigen, bis der Dänenkrieg in Teutschland (von 1625—1629), an welchem Schweden seine Theilnahme erschwerte, alle gegründete Besorgnisse von selbst zerstörte. Da nun der König im J. 1626 Polen von Preußen her zu befeinden anfing, nahm er auch seinen Freund mit sich sowol zur Leitung der diplomatischen Geschäfte, als auch zur Führung des Kriegswesens, sobald ihn im Laufe jeden Winters die Angelegenheiten seines Reiches in die Heimath riefen. Oxenstierna hingegen wurde nur ein Mal in jener Zeit entfernt, als er im August 1628 nach dem geängstigten Stralsund gesandt ward, die Stadt mittels Bündnisses in schwedischen Schutz nahm und sich wegen deren Vertheidigung auf seiner Rückkehr mit König Christian IV. von Dänemark besprach. Seine merkwürdigste Handlung in diesem Zeitraume bleibt jedoch der Abschluß des sechsjährigen Waffenstillstandes mit Polen, welchen der Cardinal von Richelieu durch den Eifer und die Gewandtheit seines Botschafters Charnacé einleiten ließ. Wie mildernd und versöhnend dieser auf die schroffen Gesinnungen und Charaktere der schwedischen und polnischen Gesandten einwirken mußte, davon gibt die zweite im Dorfe Altmark bei Stuhm gehaltene Zusammenkunft (die erste war durch einen Titulaturstreit vereitelt worden) das beste Zeugniß.

Die Anstalten zu der Versammlung nämlich waren von der Art, daß bei dem Einnehmen der Plätze allen Rangstreitigkeiten vorgebeugt werden sollte, ohne dadurch eine langweilige Feierlichkeit der ersten persönlichen Zusammenkunft benehmen zu können, welcher aber der polnische, am Podagra leidende Großkanzler und Bischof Jakob Zadzik mit folgenden Worten ein Ende machte: „Um von unserer Seite den Anfang mit Höflichkeit zu machen, so wünschen wir Ihnen, schwedische Herren, einen guten Tag!" Oxenstierna, welcher der schwedischen Gesandtschaft vorstand, dadurch beleidigt, erwiderte: „Und damit wir nicht undankbar scheinen mögen, so wünschen wir Ihnen, polnische Herren, einen guten Verstand" [3]). Mit diesem Waffenstillstande war die Ruhe, welche Schweden so sehr bedurfte, nicht hergestellt, weil auf ihn ein neuer Krieg gebaut wurde. Ehe noch in Preußen die Kriegszelte abgebrochen wurden, beschloß der König den teutschen Krieg, welchem Oxenstierna zwar nicht entgegenwirkte, aber doch einen andern Anfang anempfahl, als der König vorschlug und ausführte, wie er denn überhaupt von diesem Kriege urtheilte, daß der König dabei mehr den Eingebungen seines Genies, als einer reifen Überlegung gefolgt sei. Dieser ließ bei seiner Abreise aus Polen den Reichskanzler in Preußen zurück zur Verwaltung der eroberten Provinzen und zur Rüstung frischer

---

Rühs zur allgemeinen Weltgeschichte (LXV, 97) erwähnt davon Nichts, behauptet vielmehr, daß die Königin Witwe zur Vormünderin bestellt worden sei.

2) Bald nachher heirathete sie den berühmten schwedischen Feldherrn Jakob de Lagardie und wurde durch diesen Mutter des nachmaligen Lieblings Christinen's von Schweden, Magnus de Lagardie.

3) Vergl. *Arckenholtz*, Mémoires concernant Christine, Reine de Suède. I, 140 und die dort angezogene Quelle. Einen andern diplomatischen Kunstgriff zur Beseitigung der Rangstreitigkeiten handhabte Oxenstierna im J. 1633, als er zu Heilbron die protestantischen Stände der vier Reichskreise Oberteutschlands in seinen Gemächern versammeln ließ. Er stellte denselben keine Stühle hin, und selbst stehend hielt er den Vortrag.

Kriegsvölker, welche Feldmarschall G. Horn im J. 1630 dem Könige in Teutschland zuführte. Außerdem nahm er Theil an der dänischen Vermittelung zur Vermeidung des Krieges zwischen Gustav Adolf und dem Kaiser Ferdinand II. Die Verächtlichkeit, mit welcher schwedische Abgeordnete in Teutschland von kaiserlichen behandelt worden waren, gebot dem Reichskanzler, nicht persönlich in Danzig zu erscheinen, sondern von Memel aus in fester Sprache an die Vermittler zu schreiben. Als Gustav Adolf durch seinen Sieg bei Leipzig das Übergewicht über die katholische Macht erkämpft hatte, rief er wegen Vervielfältigung der Geschäfte den Reichskanzler zu sich. Anstatt jenen in Wien begrüßen zu können, wie er gewünscht hatte, fand er seinen König im Januar 1632 zu Frankfurt a. M. Hier empfing er bei dessen Abzuge nach Franken und Baiern die Leitung der diplomatischen Geschäfte und des Kriegswesens am Rhein und Main. Für die erstern gab ihm der König den in teutschen Reichsangelegenheiten erfahrenen würtembergischen Vicekanzler Jakob Löffler als tüchtigen Gehilfen an die Seite, in Kriegssachen aber unterstützten ihn zwei junge ehrgeizige teutsche Reichsfürsten, der Pfalzgraf Christian von Birkenfeld und Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar. Ihre Unfügsamkeit und Eifersucht aber brachte ihm die Überzeugung bei, daß es höchst nachtheilig sei, Fürsten und andern hohen Personen, welche weder Verweise noch Vorstellungen achteten, wichtige Kriegsämter anzuvertrauen. Seine Klagen bei dem Könige bewirkten, daß Bernhard abgerufen und Feldmarschall Horn ihm untergeordnet wurde[4]). Sein diplomatisches Werk war der unter französischer Vermittelung am 12. Apr. 1632 mit Kur-Trier abgeschlossene Neutralitätsvertrag, der ihm aber später viele Sorgen verursachte. Bald genug rief ihn die Gefahr des Königs bei Nürnberg, durch die Übermacht des Feindes verursacht, nach Franken, wo er die berufenen Hilfsvölker zusammenzog, welche unter seiner Obhut ohne Berührungen mit dem Feinde ins königliche Lager geführt wurden. Hier ließ der König den Reichskanzler bei seinem Aufbruche nach Baiern zurück, nahm ihn aber kurz darauf auf dem schnellen Zuge nach Sachsen mit sich bis Arnstadt, wo er zur wichtigen Sendung nach Ulm für die Gründung eines Vereines der vier obern teutschen Reichskreise mit Schweden bestimmt wurde. Er begab sich vorläufig nach Frankfurt a. M., hatte aber kaum Hanau erreicht, als ihn am 11. Nov. 1632 die erschütternde Nachricht vom Tode seines königlichen Freundes bei Lützen urplötzlich zu dessen Stellvertreter in Teutschland erhob. Wenn auch nicht Kriegsheld, aber aufgefordert durch seine unbestechliche Vaterlandsliebe, die ihm die Leitung dieses Amtes zu einem Ehrenpunkte machte, durch das unbegrenzte Vertrauen des abgeschiedenen Königs, der bei seinem Leben ihm schon eine fast unumschränkte Führung der Geschäfte anvertraut hatte, und durch seine geläuterten Ansichten über den Zustand Teutschlands und durch seinen tiefen Blick in das Gewebe der Staatspolitik, sich dieser ungewöhnlichen, jedoch nothwendigen, Stellung zu fügen, und den Hof eines Herrschers zu halten, besaß er Charakterfestigkeit genug, in äußerer fürstlicher Pracht, in welcher er von nun an erschien, doch Mäßigkeit und Einfachheit zu behalten, ohne aber die an ihm gepriesene Ruhe und Besonnenheit stets in seiner Gewalt zu haben. Axel Oxenstierna war seinem Äußern nach ein großer, Ehrfurcht gebietender Mann, mit einem offenen, ernsten Antlitze, und sein, nach damaliger Sitte zugestutzter Bart gab seiner Haltung ein angenehmes Ansehen, welches seine von ausgebreiteten Kenntnissen unterstützte Beredsamkeit noch anmuthiger machte. Mit Anna Bååt von Tidön frühzeitig verheirathet, zeugte er eilf Kinder, von denen nur zwei Söhne, Johann und Erich, ihn wenige Jahre überlebten und das Geschlecht fortpflanzten[5]). Auf die Nachwelt aber ging sein Ruhm über; selbst einer der größten Männer seiner Zeit, wurde er hochgeschätzt von Richelieu, Mazarin, Urban VIII. und später von Whitelocke, der sich zur Ehre anrechnete, sein Schüler gewesen zu sein. Unter Arbeiten erzogen, wie er selbst geäußert hat, und mit Staatsgeschäften überladen, wußte er sich doch Mußestunden zum Lesen der Bibel und der alten Griechen und Römer abzugewinnen, die ihm ein altgediegenes Ansehen gaben, sodaß Groot ihn Jedem des Alterthums gleichstellte[6]). Obwol gewöhnt, beim Schlafengehen die Sorgen abzustreifen und sie am andern Morgen gestärkt wieder aufzunehmen, so verursachte ihm doch des Königs Tod die erste schlaflose Nacht. Ein sicherer Blick, durch mannichfaltige Erfahrung gestärkt, erleichterte indessen, was augenblicklich unübersteiglich erschien. Den Beruf, den er in Teutschland übernahm, bestätigte die königliche Regierung zu Stockholm zur königlichen Macht und Mündigkeit, wofür diese aber seine aristokratischen Grundsätze in Anspruch nahm, ihr in Entwerfung eines neuen Reichsgrundgesetzes behilflich zu sein.

Gustav Adolf hatte nämlich bei seiner Volljährigkeitserklärung als junger und unerfahrener König dem schwedischen Adel unerhörte Vorrechte zugestehen müssen, die er aber allmälig, ja schon bei der Krönung im J. 1617, geringschätzte. Nach seinem Sinne hatte er zehn Jahre nachher in Preußen, als er seine bei Dirschau empfangene Halswunde für tödtlich hielt, dem Reichskanzler einen letzten Willen über die Staatsverwaltung Schwedens dictirt, den dieser erst nach dem Falle des Königs bekannt machte und nach Stockholm schickte. Sind auch die dort von Manchen erregten Zweifel an der Echtheit der Urkunde nicht bestimmt erwiesen, so ist doch der Unwille gewiß, den ihr Inhalt bei Vielen, besonders dem Adel, erregte. Die Männer, welche der Regierung vorstanden, verlangten die Wiedereinführung der durch den getödteten König

4) Röse's Bernhard I, 161 fg. Feldmarschall G. Horn war an Oxenstierna's älteste Tochter Christina im J. 1628 verheirathet und durch deren Tod schon 1631 Witwer geworden.

5) Das Jahr der Verheirathung des Reichskanzlers hat sich nicht ausmitteln lassen, doch als unwahr ist nach Lundblad zu erweisen, daß ihm schon im J. 1602 ein Kind geboren worden sei, wie Zedler's Universallexikon berichtet. 6) Vergl. *H. Grotii* Epist. 346.

beschränkten Rechte des Adels und Feststellung des aristokratischen Principes in der Staatsverfassung. Auf ihr Anrathen nun arbeitete Oxenstierna den letzten königlichen Willen in ein neues Reichsgrundgesetz um, dergestalt, daß die Gewalt der Staatsverwaltung dem Adel nicht nur so lange, als die Vormundschaft über die hinterlassene unmündige Thronerbin des Königs, Christina, dauern würde, sondern auch überhaupt in solcher Maße überlassen wurde, daß sie nur ein kräftiger Gewalthaber des Thrones wieder zerstören konnte. Denn der Regent drohte ein Schatten zu werden, und die Blüthe oder der Fall des Königreiches lediglich von den Tugenden oder Fehlern des Adels abzuhängen, wie man überhaupt im Sinne haben mochte, ein aristokratisches Wahlreich zu gründen. Es ist merkwürdig und unbegreiflich zugleich, wie ein so vielseitig gebildeter Staatsmann, wie Oxenstierna war, das Schicksal Frankreichs übersehend, scharfsinnig auf ein System hinarbeitete, welches grade zu seiner Zeit der Cardinal von Richelieu mit außerordentlicher Anstrengung aus dem französischen Staatsleben zu verbannen suchte. Darum ist er auch dem Tadel seiner Zeitgenossen nicht entgangen, welcher desto bitterer war, als die Neuerung durch dieses Verfassungswerk während Christinen's Minderjährigkeit willkürlich eingeführt wurde, und der Reichskanzler sich selbst den Verdacht zuzog, sein Haus auf den schwedischen Thron heben zu wollen. Den im J. 1634 versammelten Reichsständen wurde es mit der Einkleidung, als sei es von Gustav Adolf selbst ausgegangen, vorgelegt, von ihnen nur unter Murren (denn die nichtadeligen Reichsstände wurden Schatten) zur Annahme und am 29. Jul. dieses Jahres zur öffentlichen Kunde gebracht [7]). Die vormundschaftliche Regierung schloß demnach die Königin Witwe M. Eleonore und deren Schwager, den Pfalzgrafen Johann Kasimir, trotz ihrer heftigen Widersprüche, von der Theilnahme an den Staatsgeschäften aus, und wurde gehandhabt lediglich von fünf Reichsräthen (auch der Fünfmännerrath genannt), zu denen Axel Oxenstierna gehörte, und 20 Senatoren. Sie mußten, wie ihre untergeordneten Gehilfen, von Adel sein. Oxenstierna behielt also das Amt eines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, aber in oben ausgedehnter Macht, und mit dem Winke, sich an die Elbe und Oder zur Beschützung Pommerns zurückzuziehen, und Frankreich, England sammt Holland in den Krieg zu verwickeln, sobald er sehe, daß die schwedische Macht im südlichen Teutschland nicht behauptet werden könne. Oxenstierna sah wohl ein, daß die teutschen protestantischen Reichsstände, sie mochten von größerer oder geringerer Bedeutung sein, ihm schwerlich gehorchen würden, hielt aber für schmachvoll, den Krieg aufzugeben in der Art, wie sein Monarch denselben begonnen hatte. Er stand also an des Königs Statt, und hielt den richtigen Grundsatz im Auge, Einheit der Plane und Einheit der Ausführung in die Verschiedenheit der Ansichten und Ansprüche zu bringen. Daher der gebietende Ton des schwedischen Edelmannes zu den teutschen Reichsfürsten, die er nicht immer wie Bundesgenossen, sondern wie Untergebene behandelte, hudelte, ja tyrannisirte. Seiner Kraft, Festigkeit, Großartigkeit und Kühnheit fehlte manchmal die Mäßigung, und übergroße Thätigkeit konnte nicht wieder gut machen, was des schwedischen Edelmannes Stolz und Hochmuth, wie man sein Benehmen zu nennen pflegte, verderbt hatte. Wie schon über Gustav Adolf's Härte geklagt wurde, so und noch mehr über den Reichskanzler! Den ersten Anstoß beging er gleich nach des Königs Tode am kursächsischen Hofe zu Dresden. Nachdem er nämlich in Frankfurt die nöthigen Anordnungen für das Kriegswesen in Südteutschland getroffen hatte, reiste er am 19. Nov. 1632 über Erfurt nach Dresden ab, wo er dem Kurfürsten Johann Georg I. die allgemeine Verbindung aller teutschen evangelischen Reichsstände mit Schweden anrieth, und sich die Leitung der Geschäfte vorbehielt, sobald weder der Kurfürst daran Theil nehmen, noch Schweden mit einer angemessenen Vergütung für bisher geleisteten Beistand abgefunden werde würde. Aber Johann Georg wollte von schwedischer Schutzherrschaft um so weniger hören, als Oxenstierna abgeneigt war, das Hauptheer, welches bei Lützen gesiegt hatte, in die kaiserlichen Länder eindringen zu lassen. Vielmehr zersplitterte er dasselbe und schickte die einzelnen Abtheilungen nach verschiedenen von Böhmen und Österreich entfernten Richtungen, wodurch er auch den Grund zum Zwiespalte mit Herzog Wilhelm von Sachsen-Weimar legte. Fand er auch den Kurfürsten von Brandenburg, den er hierauf in Berlin besuchte, lenksamer für seine Plane, so trat doch der pfälzische Minister von Rusdorf gegen ihn mit der Meinung auf, daß die Teutschen des schwedischen Schutzes nicht bedürften, wenn sich Kurpfalz, Sachsen und Brandenburg zur Lenkung des Krieges vereinten. Ähnliche Ansichten fanden sich bei Mehren, wie beim Herzoge Georg von Lüneburg, welcher durch eigenmächtiges Verfahren den Verfügungen des Reichskanzlers entgegen zu wirken versuchte, sodaß Frankreich Anfangs irre war, wen es eigentlich zur Fortsetzung des Krieges unterstützen müsse, bis der Marquis von Feuquières zu Würzburg von Oxenstierna Aufklärungen über die wahre Beschaffenheit der Dinge erhalten hatte. Er unterstützte zwar den Schweden auf der Tagfahrt zu Heilbronn, wohin die Reichsstände Frankens, Schwabens, des Ober- und Unterrheins berufen worden waren, in der Stiftung des evangelischen Bundes zur Fortsetzung des Krieges am 13. April 1633, arbeitete aber dem Reichskanzler darin entgegen, daß die ihm übertragene Leitung der Bundesgeschäfte durch einen beigegebenen Bundesrath von eilf Mitgliedern beschränkt wurde. Dieser hingegen reizte und erbitterte viele angesehene teutsche Familien durch die Vertheilung eroberter Länder und Güter zu Heilbronn und Heidelberg, womit er selbst in unbesonnenem Stolze, wenn man der Nachricht eines Zeitgenossen glauben darf, Hohn und Spott trieb. Es kam ihm höhnisch, ja widersinnig vor, daß teutsche Fürsten von einem schwedischen Edelmanne Länder und Güter (welche im Namen der Königin Christine verschenkt wurden) verlangten und dieser

7) Dieses Grundgesetz siehe in Arckenholtz a. a. O. IV, 322 fg., vergl. mit I, 24 fg. I, 176 u. III, 185 fg. und Rühs zur allgemeinen Weltgeschichte. 65, 164 fg.

jenen solche gab [8]). Eine Schwäche seiner Herrschaft in Teutschland war es, daß er durch solche Mittel sich erst Gunst verschaffen mußte, bei denen sowol, welche Mittel zur Kriegführung gaben, als bei denen, welche die Heere befehligten, und was besonders gleich Anfangs seine Macht untergrub, war der Umstand, daß er den Heerbefehl der Bundestruppen auf keine gewissen Bestimmungen festsetzen konnte und dadurch seine Günstlinge, wie den Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar, und andere teutsche Feldherren gegen sich aufhetzte. Die Einheit des Heerbefehls, die unerläßliche Zügelung der Generale zur Lenkung eines Hauptplanes ging gänzlich verloren, Zwiespalt, Ungehorsam und Eifersucht erhielten die Oberhand, und der versäumte Entsatz Regensburgs (1634) gab das sprechende Bild vom wahren Zustande des Bundes und seiner Glieder. Gegen des Herzogs von Friedland Anträge, welche er, wie noch sein spätes Geständniß lautete, nie recht begreifen konnte, verhielt er sich mit weiser Vorsicht und beurtheilte sie nach dem patriotischen Grundsatze: „Wer sein Vaterland verräth, verräth auch Andere!" Sein im J. 1634 angestellter Versuch, alle teutsche evangelische Reichskreise zu einem Zwecke und zur Entschädigung für Schwedens dargebrachte Opfer zu verbinden, gab ihm den traurigsten Aufschluß über die Unmöglichkeit eines gemeinnützigen Zusammenwirkens in Teutschland. Nach Frankfurt a. M., wo er gewöhnlich seinen Wohnsitz hatte, lud er im Frühjahre 1634 die Reichsstände ein, nachdem er selbst zu Halberstadt die niedersächsischen Kreisstände, zu Stendal den Kurfürsten von Brandenburg und durch Zusendung Kursachsen hatte darauf vorbereiten lassen; aber der Reichsstände hartnäckiges Beharren auf steife herkömmliche Reichsverhältnisse, die Menge der verschiedenartigen Meinungen und Interessen derselben, der Einzelnen Haß gegen den Reichskanzler, sowie dessen Hitze und stolze Anmaßung, der Franzosen Unzufriedenheit, der Holländer Eifersucht und der Engländer Gleichgültigkeit (drei fremde Mächte, welche Oxenstierna sowol, als die teutschen Bundesgenossen im Auge hatten) brachten die Angelegenheiten nicht zum Ziele, und Oxenstierna erkannte, daß sein Directorium selbst über die vier obern Reichskreise, welche den heilbronner Bund bildeten, ohne Nutzen wäre. Sein Grundsatz, die Franzosen (bisher nur Geld zahlend) so lange, als nur immer möglich, von der öffentlichen Theilnahme an den teutschen Angelegenheiten entfernt zu halten, wurde von nun an aufgegeben, und ehe die Niederlage des Bundesheeres bei Nördlingen seiner Herrschaft das Grab grub, übergab er schon den Franzosen die bedeutende Festung Philippsburg, und schlug dem Botschafter Ludwig's XIII. vor, daß Frankreich gegen jährliche Zahlung einer Million Livres an Schweden die Leitung des Kriegswesens vom Rheine bis an die Weser und Elbe übernehmen, und die Verlängerung des polnischen Waffenstillstandes befördern sollte, während er Nordteutschland mit Einschlusse des undankbaren sächsischen Kurstaates lenken wollte. Die gleich darauf folgende nördlinger Schlacht änderte plötzlich den Zustand der Dinge dergestalt, daß der Reichskanzler den Franzosen keine Bedingungen mehr vorschreiben konnte, und insofern mochte der erste Augenblick nach der eingelaufenen Nachricht von diesem unglücklichen Ereignisse den Schweden bestürzter gemacht haben, als die vom Tode seines Monarchen. Der flüchtige Abschied der versammelten Reichsstände am 3. Sept. blieb ohne Kraft und Eindruck, die getroffene Übereinkunft mit den französischen Gesandten vom 20. desselben Monats stieß der voreilige Vertrag zu Strasburg am 9. Oct. wieder um, und endlich die vom Reichskanzler abgeschickten Bundesräthe Jakob Löffler und Streiff, von denen Ersterer Oxenstierna's Fähigkeit zur Leitung der Geschäfte bereits verschrien hatte, machten dessen Herrschaft in Oberteutschland durch den pariser Vertrag ein Ende. Löffler wurde zwar verstoßen, aber die Bundesglieder, schon zu sehr an französischen Einfluß gewöhnt, unterzeichneten seinen Vertrag, und Viele von ihnen, des Reichskanzler's Herrschaft längst überdrüssig, traten schmähend gegen denselben auf, und erinnerten ihn sogar an Friedland's Schicksal auf dem Collegialtage zu Regensburg. Officiere, Generale und gemeine Krieger stimmten dreist ein in die aufgeregte Stimmung; Vorwürfe und Schmähungen, Verachtung und Erniedrigung ließen in seiner gekränkten Seele keinen andern Entschluß übrig, als sich nach dem Norden zurückzuziehen. Die Franzosen, aufmerksam und thätig bei diesem verwirrten Zustande, waren anfänglich zweifelhaft, ob sie den Reichskanzler als Geisel durch die Bundestruppen gefangen nehmen, oder nach dem Norden ziehen lassen sollten, kamen aber bald zu glimpflicher Behandlung zurück, vielleicht aus Besorgniß, daß der uneinige und fast verarmte Bund ihnen zur Last fallen würde [9]). Er wurde von ihnen ermuthigt, aber auch bestürmt, den pariser Vertrag anzuerkennen, was er entschieden ablehnte, und zur Rächung der beleidigten schwedischen Macht sandte er zu Anfange des Jahres 1635 den berühmten Hugo de Groot, das Jahr zuvor in schwedische Dienste berufen, an den französischen Hof. Allein dieser Gesandtschaft machte Richelieu dieselben Schwierigkeiten, welche im verflossenen Jahre der König Karl I. von England dem Sohne des Reichskanzlers, Johann Oxenstierna, entgegengesetzt hatte; man wollte nämlich die Vollmacht und Beglaubigung eines Edelmannes nicht anerkennen [10]). Daher die Streitigkeiten, welche Groot bei seinem Erscheinen in Paris mit dem Hofe hatte, den Hauptzweck der Sendung hemmten und den Reichskanzler geneigt machten, sich selbst nach Frankreich zu begeben. Die beiden Bundesversammlungen zu Worms vor Ablaufe des Jahres 1634 und zu Anfange

8) Vergl. *Wassenberg*, Paneg. et Paraen. 197 mit Lundblad's schwedischem Plutarch. II, 148.

9) S. Röse's Bernhard. II, 34 u. 447. 10) Vgl. Hugo Grotius von Luden 234 fg. Oxenstierna hatte stets seine Noth, seinen Liebling Groot, dem Cardinal von Richelieu aber unangenehm, am französischen Hofe aufrecht zu erhalten. Nach und nach verschwand seine Zuneigung zu dem gelehrten Diplomaten und er setzte ihm seit dem J. 1643 einen Spion zur Seite, den Schotten Duncan, welchen Groot zuerst dem Reichskanzler für den schwedischen Dienst empfohlen hatte. S. Luden a. a. O. S. 333 fg.

des folgenden hatten für ihn und die schwedische Macht keinen wesentlichen Nutzen gehabt; er entsagte daher allem Einflusse, überließ dem Herzoge Bernhard von Sachsen-Weimar die Leitung des Kriegswesens und die der Bundesgeschäfte dem Rheingrafen Otto, der an seiner Stelle mit Widerspruche Vieler zum Vicedirector bestellt wurde. Hierauf begab er sich im April 1635 nach Compiegne, wo damals der französische Hof seinen Wohnsitz hatte. Am 26. April kam er mit einem Gefolge von 200 Mann daselbst an, Ludwig XIII. und dessen Gemahlin nahmen ihn huldvoll auf, und der gewandte Groot machte den Dolmetscher für die Reden der königlichen Personen und des Reichskanzlers. Er wurde mit solcher Pracht bewirthet, daß er der französischen Üppigkeit schmähte, aber auch stolz genug blieb, um den Gegenbesuch des in Stiefeln gekleideten Cardinals übel zu nehmen. Die Hauptsachen besprach und beschloß er mit dem Minister Bouthillier, mit dem er auch am 28. April eine Übereinkunft traf, welche vorläufig beide Mächte auf die Bekämpfung eines und desselben Feindes in Teutschland mit Berücksichtigung der von Schweden gemachten Eroberungen wies, bis umständlichere Verhandlungen nähere Bestimmungen zum Schlusse bringen würden. Er begab sich hierauf reich beschenkt nach der französischen Hauptstadt und lebte dort einige Tage in Groot's Wohnung [11]). Alsdann reiste er über Dieppe in den Haag, wo er, wie überhaupt in Holland, mit größter Auszeichnung empfangen wurde. Holländische Kriegsschiffe geleiteten ihn auf dem Meere in die Elbe nach Niedersachsen. Auf der Reise von der Küste nach Magdeburg pflog er zuerst Unterhandlungen mit dem Landgrafen Wilhelm von Hessen-Cassel, dann zu Salzwedel mit dem kurbrandenburgischen Abgeordneten, mit welchem er sich aber weniger verständigen konnte, als mit dem Landgrafen. Die Wirkungen des prager Friedens zwischen dem Kaiser und dem Kurfürsten von Sachsen ließen sich nicht hemmen. Überall fand Oxenstierna Abneigung, Furcht, Schrecken und Verzweiflung, ja Vereinigung fast aller seiner bisherigen Bundesgenossen mit Kursachsen und dem Kaiser zur Vertreibung der Schweden, sodaß diese den Frieden für eine Verschwörung gegen ihr Volk hielten. In und um Magdeburg, wo er im Juni 1635 ankam, sah er den Feldmarschall Baner und dessen Heer, die einzige und darum seit der nördlinger Schlacht sehr geschonte Stütze der schwedischen Macht, aber in schlimmerm Zustande, als das Bundesheer, das er am Rheine verlassen hatte. Es war in Aufruhr und tobendem Verlangen nach Erfüllung gegebener Verheißungen begriffen. Der Ungestüm der Officiere war so gefährlich, daß er, wenn Baner ihn nicht geschützt hätte, ein Gefangener der zuchtlosen Krieger geworden wäre [12]). So wenig es ihm gelang, diese Leidenschaftlichkeit zu besänftigen, so wenig konnte er mit Kursachsen, das ihm die größte Arbeit und Kränkung verursuchte, friedlich übereinkommen. Endlich rettete ihn Baner des Nachts aus der gefährlichen Lage, indem er ihn unter Bedeckung zuverlässiger Krieger über Dömitz nach Wismar bringen ließ. Hierdurch erreichte Oxenstierna zwar, daß er nicht von der Seeküste und Schweden, wie es die abtrünnigen Lüneburger und Mecklenburger im Sinne hatten, gänzlich abgeschnitten wurde, und daß er die Küstenstädte verwahren konnte, allein er konnte nicht verhindern, daß der polnische Waffenstillstand mit Verlust der eroberten preußischen Bezirke wieder erneuert wurde. Dagegen erhielt er nun die dort aufgestellten schwedischen Truppen unter Lenart Torstenson zu seiner Verfügung. Durch diese geschützt, knüpfte er Unterhandlungen mit dem Kaiser an, welche von dänischer Vermittelung unterstützt, zu keinem Ziele führten. Desto glücklicher waren seine persönlichen und schriftlichen Verhandlungen mit dem in Niedersachsen angekommenen französischen Botschafter S. Chamont, welcher am 20. März 1636 zu Wismar nach Besiegung vieler vom Reichskanzler gemachten Schwierigkeiten in einem Vertrage endeten, dessen Grundlage auf die bärwalder Übereinkunft vom $\frac{2}{1}\frac{3}{3}$ Jan. 1631 und mit Berücksichtigung des heilbronner Bundes gestellt war, aber nach Verlauf zweier Jahre völlig umgestaltet wurde, weil Schweden den Krieg seit dem Siege bei Wittstock nach eigenem Gutdünken führte. Als er hierauf die nöthigen Anordnungen zur Fortsetzung des Kriegs in Teutschland getroffen, und den klugen Sten Bielke sammt dem erfahrenen Adler Salvius zur Leitung diplomatischer Geschäfte bestellt hatte, folgte er dem wiederholten Rufe der vormundschaftlichen Regierung in die Heimath. Er kam am $\frac{2}{1}\frac{4}{4}$ Jul. 1636 nach zehnjähriger Abwesenheit in seinem Vaterlande an und wurde daselbst mit großem Gepränge empfangen. Hier, im Reichsrathe, soll er vor solchen ausgedehnten Vollmachten, wie sie ihm in Teutschland übertragen worden waren, gewarnt haben, weil Eigennutz leicht Misbrauch damit treiben könnte. Die verführerischen Anerbietungen aber, welche ihm in Teutschland gemacht worden waren, bestanden erstlich in den Schmeicheleien der französischen Gesandten mit einer Verheirathung zwischen einem seiner Söhne und der Thronerbin Schwedens, dann in den Anträgen der heilbronner Bundesgenossen für den Besitz des Kurfürstenthums Mainz [13]). Nach Bougeant fragte der Reichskanzler auch bei der vormundschaftlichen Regierung zu Stockholm der letztern wegen an, diese soll aber ihre Zustimmung nur unter der Bedingung gegeben haben, wenn er so lange in schwedischen Diensten bleiben werde, bis der Friede zur Zufriedenheit der Krone abgeschlossen worden sei. So viel ist gewiß, die Franzosen, die solches Anerbieten seinem Sinne

---

11) Wie groß die Neugierde der Franzosen war, den berühmten schwedischen Staatsmann zu sehen, schildert Groot in Ep. 400 mit folgenden Worten: Tantus ubique fuit ad eum videndum concursus, *quasi ad de caelo delapsum hominem*, ita ut fores nostras heic Lutetiae vix contra vim irrumpentium defendere quitum sit. 12) Vergl. Lundblad a. a. O. 90 fg. Der Reichskanzler selbst beklagt sich bitter über den Zustand der teutschen Sachen in den drei Schreiben an seinen Sohn Johann, bei Arckenholtz IV, 340 fg.

13) S. Arckenholtz I, 119 fg. *Londorpii* Acta Publica. IV, 323 sq. mit *Pufendorf.* De Reb. Brandeburgicis. III, 114, welcher sogar ex ore Salvii erzählt: Ast Cancellario easdem cum Mazarino rationes bellum alere, non tam in usum patriae, quam suum suaeque crumenae.

nicht entgegenhielten, wiederholten dasselbe nach der nördlinger Schlacht, um ihn zu fesseln. Was die Vermählung Christinen's mit seinem Sohne anlangt, so brachte sie der Marquis von Feuquières bald nach Gustav Adolf's Tode zur Sprache, ohne daß sich ermitteln läßt, wie der Reichskanzler den Antrag aufgenommen hatte. Späterhin ist ihm Schuld gegeben worden, daß er seinen Sohn Erich zu Christinen's Gemahle bestimmt habe, sie möge nun, wie Bougeant behauptet, auf den teutschen Kaiserthron, oder blos auf den schwedischen Königsthron gesetzt werden. Gewiß ist, daß sich Oxenstierna nach seiner Rückkehr aus Teutschland der Erziehung Christinen's annahm und sie täglich im Staatsrechte und in der Politik unterrichtete, und daß er sie von ihrem 16. Jahre an an den Senatssitzungen Antheil nehmen ließ. Er schloß die schwache, rathlose Maria Eleonore von der Theilnahme an der Erziehung ihrer Tochter aus. Sie wurde nach Gripsholm verbannt und faßte dort, gleich einer Maria von Medicis, den verzweiflungsvollen Entschluß, lieber kümmerlich im Auslande, als königlich in Schweden leben zu wollen. Sie führte denselben am 29. Jul. 1640 durch die Flucht nach Dänemark und von dort nach Teutschland aus. Manche meinten, Oxenstierna's Feindschaft gegen die bedrückte königliche Witwe rühre von deren Abneigung gegen die Verheirathung ihrer Tochter mit des Reichskanzlers Sohne Erich her [14]). Wie dem auch sei, Oxenstierna arbeitete dem Plane der Vermählung Christinen's mit dem jungen Pfalzgrafen Karl Gustav eifrig entgegen, und als diese nach ihrer Krönung merkte, daß der Reichskanzler und sein adeliger Anhang die Thronfolge unentschieden lassen wollten, so bestimmte sie (1649) den Pfalzgrafen zu ihrem Nachfolger und meinte, daß, wenn sie die Sache nicht entschiede, die Häuser Oxenstierna und Brahe sich um die Krone bewerben, und dadurch innere Kämpfe entstehen würden [15]). Und da Christina anfänglich nicht abgeneigt war, dem Pfalzgrafen Karl Gustav die Hand zu reichen (sie sprach noch im J. 1648 bei dessen Abreise nach Teutschland davon), folglich dieselbe einem Unterthanen abzuschlagen, so suchte der Reichskanzler, wie man behauptete, die Vornehmsten des Reiches für die Meinung zu gewinnen, daß ein ausländischer Gemahl der Königin dem heimischen Reiche schaden würde. Ja der alte Reichshistoriograph Messenius, gab ihm in einer Schmähschrift Schuld, daß er dem jungen Pfalzgrafen nach dem Leben gestrebt hätte. Leidenschaftlichkeiten mögen allerdings die Anklagen übertrieben oder entstellt haben; aber unverwerflich sind die Zeugnisse Christinen's selbst, die sie in reifern Jahren verschiedentlich über Oxenstierna's Bestrebungen abgelegt hat. Sie klagte ihn einmal öffentlich der Sehnsucht nach einer veränderten Regierungsform, die er in die Hände einer vornehmen Familie bringen wolle, an, dann machte sie ihm selbst, als sie die Regierung schon im J. 1651 niederlegen wollte, zur Bedingung ihrer längern Regentschaft, daß nie wieder von Vermählung ihrer Person, wogegen sie allmälig einen Widerwillen gefaßt hatte, die Rede sein sollte [16]). Hieraus, wenn auch der Vater seinen Sohn zur Widerlegung der Gerüchte verheirathete, schloß man doch richtig, Oxenstierna habe dem Adel großes Ansehen, sich selbst aber im Reiche Unentbehrlichkeit verschaffen wollen, um dieses wählbar zu machen. Als die Thronentsagung von Christinen im Senat vorgetragen wurde, war er nicht zugegen, und als ihm die Urkunde darüber zur Unterzeichnung zugeschickt wurde, weigerte er sich lange, und brach in die Worte aus, lieber ins Grab zu steigen, als Christinens Entsagungsacte zu unterzeichnen. Er unterschrieb endlich mit zitternder Hand. Auch als Karl X. Gustav den Thron bestieg, konnte er nicht überredet werden, der Feierlichkeit beizuwohnen. Im Übrigen erschien der Reichskanzler in Schweden mit demselben unbeschränkten Ansehen, welches er in Teutschland gehabt hatte; und wenn auch Ränke der Großen ihm entgegentraten, wie der Haß des Reichsdrostes Pehr Brahe, welchen er durch Familienverbindungen zu heben wußte [17]), so stand doch bis zur Mündigkeit Christinen's seiner Macht kein gefährliches Hinderniß im Wege; denn aus seinen Verwandten, Freunden und Günstlingen war die Mehrheit der Senatsglieder zusammengesetzt, und seine Stimme erhielt in Berathungen und Beschlüssen die Überlegenheit, sodaß er in Verdacht gerieth, er würde das, was sich ihm nicht immer in Gutem fügen wollte, mit Gewalt zwingen. Als daher zu Ende 1643 der Dänenkrieg ausbrach, ließ er unter seines Schwiegersohnes, G. Horn, Leitung, ein Heer rüsten, das neben dem Torstenson'schen die Dänen bekämpfen, aber auch Oxenstierna's Widerwärtige im Reiche demüthigen sollte [18]). Allein er hatte eigentlich seit früher erlebten Verdrüßlichkeiten auf das Nachbarreich einen unauslöschlichen Haß geworfen, und arbeitete mit wahrer Jünglingskraft an diesem Kriege, wie an den seit dem $\frac{1}{8}$ Jan. 1645 begonnenen Friedensverhandlungen zu Brömsebro, welche in einem ehrenvollen Frieden für Schweden endeten, aber nach der Meinung Einiger noch glänzender geendet haben würden, wenn nicht Christina den Reichskanzler in so günstigen Umständen mit Eile gedrängt hätte, damit des alten Staatsmannes Ansehen nicht zu sehr wüchse. Indessen erhob sie ihn am 19. Oct. 1645 aus Dankbarkeit zum Grafen von Södermöre, welche Auszeichnung er sich schon mehre Male verbeten hatte [19]). Christinen's

14) S. Arckenholtz I, 118 fg., 162. Dieser Erich war nach Zedler im J. 1624 geboren, wann er aber verheirathet wurde, hat sich nirgends, selbst bei Lundblad, der den alten Oxenstierna gern gegen alle Anklagen in Schutz nimmt, ausmitteln lassen. Der feindselige Brief eines vornehmen Schwedischen von Adel an einen Fränkischen von Adel bei Buder, S. 600 fg. belehrt uns, daß Erich im J. 1644 noch nicht verheirathet worden war. Da er schon im J. 1656 starb, muß er spät erst sich mit Elisabeth Brahe und nach deren Ableben mit einer pfalzgräflichen Prinzessin bei Rhein vermählt haben. 15) Vergl. Arckenholtz I, 171 fg.

16) Vergl. Lundblad's Karl X. Gustav. I, 100 u. m. a. O. mit Arckenholtz I, 206 fg. Nach S. 106 hingegen behauptete Salvius, daß Oxenstierna Christinen alle Neigung zum ehelichen Leben zu benehmen gesucht habe. 17) Seine beiden Söhne Johann und Erich Oxenstierna heiratheten Töchter aus dieser Familie. 18) Vergl. das Schreiben bei Buder a. a. O. 19) Das Grafendiplom wurde erst den 20. Nov. d. J. ausgefertigt.

Thronbesteigung (7. Dec. 1644) blieb für Oxenstierna's erlangte Macht hemmend. Sie, im Kriege geboren und erzogen, bewies zeitig überwiegende Neigung zum Frieden; Oxenstierna war anderer Meinung. Schon 1641 klagte sie, daß die Stimme des Friedens bei ihm kein Gehör fände; sondern daß er dem Gesandten Salvius in Teutschland Filze gäbe, so oft er von Tractaten schriebe[20]). Darum setzte er noch in demselben Jahre durch, daß sein Sohn Johann, obgleich dieser seine Unfähigkeit erkannte und sich dagegen sträubte, zum Haupte der schwedischen Gesandtschaft auf dem Friedenscongreß in Teutschland ernannt wurde. Er gab nachmals dem Schwächlinge weise Lehren in dem schweren Geschäfte. Allmälig gerieth der Sohn mit seinem Gehilfen, Adler Salvius, in Zwiespalt, welchen Christina nährte. Sie zog diesen Mann auf ihre Seite und gewann ihn für ihre Anhänglichkeit an die Franzosen und für ihre Sehnsucht nach Ruhe. Durch die giftigen Briefe Christinen's im J. 1647 an ihre Gesandtschaft in Teutschland, deren Inhalt jedoch nur den Sohn des Reichskanzlers traf, entdeckte der junge Diplomat das heimliche Verhältniß zwischen seinem Gehilfen und seiner Monarchin[21]). Die Klagen des Sohnes wirkten auf den Vater so nachdrücklich, daß dieser sich bei der Königin bitter beschwerte, und seinen Abschied mit der Erlaubniß verlangte, sein Leben im Auslande zu beschließen. Die Königin, allerdings gegen den alten Reichskanzler kalt, je mehr ihr Liebling, der junge Graf Magnus de Lagardie, Einfluß empfing, fand in ihrer Launenhaftigkeit den gefoderten Abschied willkommen; allein die Reichsräthe, darin eine Schmach für die Regierung sehend, riethen, den verdienstvollen, erfahrenen Staatsmann zufrieden zu stellen[22]). Oxenstierna behielt sein Amt in der ganzen Ausdehnung, in welcher er es bisher bekleidet hatte, aber der frühere unbeschränkte Einfluß, der wol auch Eifersucht in Christinen, wie in den Höflingen derselben neidische Ränke erweckt haben mochte, war untergraben. Seine Unentbehrlichkeit in Staatssachen, seine Verehrung durch die fremden Botschafter, Christinen's vielleicht erzwungene Hochachtung gegen ihn, sowie die schonenden Rücksichten gegen sein zunehmendes Alter waren zwar natürliche Folgen seiner Tugenden, seiner Verdienste und seiner erstarkten Macht; allein es blieb doch, da Christina ihm nicht in allen Stücken, aus Furcht, selbst von ihm verdunkelt zu werden, folgte, ein heimlicher Gram in seiner Seele zurück. Hierzu kam seine Unzufriedenheit über die Menge an Christinen's Hof herbeigezogener Fremdlinge, über deren Ausschweifungen, sowie über den westfälischen Frieden, den er, wie die Generale, ein übereiltes Werk nannte. Ja man glaubte auch für so außerordentliche Anstrengen einen bedeutendern Erfolg errungen zu sehen, wenn Oxenstierna, ungeachtet der Schwächen seines Sohnes, seinen frühern Einfluß behauptet hätte. Daher griff ein von ihm begünstigter Prediger zu Stockholm, nach Chanut's Zeugnisse, diesen Frieden einst in voller Kirche schmähend an, während Christine und ihr Hof von Freude über denselben erfüllt war. Doch setzte nun der Reichskanzler, aller Verbindung mit Frankreich abhold, den unmittelbaren Handelsverkehr mit Spanien unter Bekämpfung nicht geringer Schwierigkeiten durch, nachdem er schon im J. 1640 einen Handelsvertrag mit Portugal und ein Bündniß mit Holland zu gemeinschaftlicher Vertheidigung abgeschlossen hatte. Handelsgesellschaften in Schweden beförderte er (sowie auch der heilbronner Bund im J. 1633 von ihm in den schwedisch-indischen Handelsverein, doch ohne Nutzen gezogen worden war)[23]), wie Gustav Adolf, vorsichtig, um nicht in der Kaufleute Fesseln verstrickt zu werden. Aber diese Thätigkeit sowol, als seine Maßregeln zur Hebung aller nutzlosen und hemmenden Handelsverbote, wie beim Getreidehandel und Bergwerkswesen, waren nicht immer segensreich, weil sie von aristokratischen Misgriffen nicht frei blieben. Doch soll er der Erste gewesen sein, der die Gewerbefreiheit in Schweden eingeführt hat. Man rühmt ferner von ihm scharfe Beaufsichtigung der Beamten, und strenge Anfoderung an vollkommene Erfüllung des Berufes, welcher aber durch sein barsches Wesen den Beamten nicht selten lästig werden mochte. Hieraus ergibt sich der Zweifel an der ihm gemachten Beschuldigung, daß er die Verantwortlichkeit der obern Staatsbeamten abgeschafft habe, wenn zumal bedacht wird, daß nur einigermaßen wichtige Dinge nach seiner Meinung gelenkt werden mußten, obgleich er das Beamten- und Statthalterwesen zur Erleichterung des Dienstes vervielfacht haben soll[24]). In Religionssachen wirkte Oxenstierna ganz nach den Begriffen seiner Zeit; denn zeigte er sich auch für das Schicksal der Reformirten in den Unterhandlungen zum westfälischen Frieden theilnehmend, so bewies er doch kalte Gleichgültigkeit gegen des berühmten Schotten, John Dury (Durams), Versuche (1636 — 1638) zur Vereinigung beider evangelischen Kirchen, und sogar Verfolgung an dem schwedischen Bischofe Matthiä für ähnliche geläuterte Plane. Aber wissenschaftlichen Verkehr unterhielt er stets mit in- und ausländischen Gelehrten, und seine Urtheile über die Wissenschaften wurden in Schweden als die richtigsten angenommen. In seinem Sinne beförderte er Aufklärung und Bildung. Fünf Gymnasien errichtete er zum Theil aus eigenen Mitteln, und die von Gustav Adolf ihm geschenkte kurmainzer Bibliothek bestimmte er für die Anstalt zu Westerås; sie ging aber, nach Loccenius, auf der See zu Grunde. Nach Johann Skytte's Tode wurde er im J. 1645 Kanzler der Akademie zu Upsala und sah bei Prüfung der Studenten und bei Vorlesungen, denen er, so oft es die Zeit gestattete, beiwohnte, hauptsächlich auf Bildung tüchtiger Staatsbeamten. So rühmlich nun auch seine Uneigennützigkeit ist,

---

Lundblad's schwed. Plutarch II, 111. Bei dieser Gelegenheit hielt Christina im Senat eine treffliche Rede über Oxenstierna's Verdienste. Arckenholtz I, 69 fg.

20) Vergl. Arckenholtz I, 56. 21) Vergl. Arckenholtz I, 110 fg. 22) S. Lundblad's schwed. Plutarch II, 116 fg.

23) Alle darauf bezügliche Verhandlungen und Schriften wurden im J. 1633 gesammelt und zu Frankfurt a. M. teutsch herausgegeben unter dem Titel: Argonautica Gustaviana. 24) Vgl. Buder a. a. O.

daß er dem Staate 30,000 Rthr. Banko ohne Zinsen lieh, mußte er doch noch im J. 1641 zur Deckung der Kriegskosten für mehr als eine Million Krongüter theils verkaufen, theils verpfänden, welche dem im auswärtigen Kriege reichgewordenen Adel zum Vortheile gereichten. Man hat nun Oxenstierna wegen seines Aristokratismus in Schutz genommen und gegen historische Zeugnisse irrig behauptet, der Adel Schwedens habe ausschließlich alle Bildung, Gelehrsamkeit, Aufklärung und ritterliche Tugenden in sich vereinigt; allein wenn er auch Genie und Verdienst vermöge seines Wahlspruches, nach welchem Verdienst und Ruhm über die Geburt gesetzt wurde, ermuntert und unterstützt, und wenn er auch die ihm von Christinen noch vor deren Abdankung angebotene fürstliche Würde als eine drückende und nutzlose Auszeichnung für das Reich abgelehnt hat[25]), so hinderte er doch nicht, daß auf der Akademie zu Åbo ungescheut gelehrt wurde, daß die Kinder des Adels schon durch die vornehme Geburt einen edlern Charakter empfingen[26]). Alsdann ließ er während seiner Herrschaft 40 Personen adeln; die Arbeiter in seiner Kanzlei mußten meistens von Adel sein, und welche es nicht waren, wurden geadelt. Auch Christinen hatte er seine ausschweifenden Begriffe über diesen Stand eingeimpft, sodaß diese es nicht für unpassend fand, ihren Leibschneider in den Adelsstand zu erheben. Daher konnte er, wie ihm zur Last gelegt wird, die Abgabefreiheit des Adels, mit Ausnahme der Dienst- und Hilfsleistungen für den Staat, vertheidigen, und auf dem Reichstage im J. 1644 brachte er wirklich harte, ungeläuterte und verhöhnende Gesinnungen über den Bauernstand an den Tag. Sechs Jahre nachher bedrohte er sogar die erneuerten Fürbitten der nichtadeligen Reichsstände mit Bestrafung, und die launenhafte Christine half den Gegenständen der Klagen nicht ab. Allerdings hatte sich der höhere Adel theils durch solche Stütze, theils durch seine Verwandtschaft mit dem königlichen Hause, wie durch das von Oxenstierna verfaßte Reichsgrundgesetz zu so mächtigem Selbstgefühl erhoben, daß ihn erst der kraftvolle Karl X. Gustav demüthigen konnte. Dies Alles, die Bedrückung der unadeligen Stände und der Schwarm schwelgender Fremdlinge am Hofe steigerten des Volkes Erbitterung in dem Maße, daß Christinen's Thronentsagung willkommen aufgenommen wurde, während Oxenstierna sie lebenslänglich auf dem Throne zu fesseln und den ihm verhaßten jungen Pfalzgrafen von der Thronfolge abzuhalten, äußerst bemüht war. Doch mußte der alte Staatsmann noch kurz vor Christinen's Abdankung, als ihn der Adel zu ihr abgesandt hatte, um gewisse Bestimmungen über die Lehnbarkeit einer Anzahl Güter in Schweden und Pommern auszumitteln, eine empfindliche Kränkung erdulden, und anhören, daß die Königin ihn in ihrer Hitze über seine Festigkeit einen alten Narren schalt und ihm das Maul verbot. Da erwiderte der Graf: „Ich sehe wohl meine Unfähigkeit im Dienste der Krone ein," und entfernte sich. Christine und ihr Nachfolger ($\frac{1}{6}$. Jun. 1654) besänftigten den harten Sinn des alten Mannes und beförderten seinen Sohn Johann zum Obermarschall, und den dem Vater an Wesen und Charakter gleichenden Erich zum Nachfolger in der Reichskanzlerwürde[27]). Er aber bekleidete, trotz der Gebrechlichkeit des Alters, sein Amt auch unter Karl Gustav mit solchem Einflusse, daß er, obwol dieser seine, mit Hilfe Brahe's entworfene Capitulation zur Sicherstellung der Rechte des Königs, des Reichsrathes und der Reichsstände bei der Krönung abgelehnt hatte, siegend gegen den königlichen Schwager, Magnus de Lagardie, wirken konnte[28]). Oxenstierna erkrankte tödtlich in seinem Berufe, in der Versammlung der Reichsräthe. Der junge König, welcher Verdienste zu schätzen und seine Leidenschaften gegen den alten Staatsmann, der sein Glück hatte verhindern wollen, ebenso zu beherrschen, als die äußern Eingebungen des Hasses und der Verfolgung weise abzulehnen verstand, besuchte den Kranken und erhielt von ihm das kostbare Andenken, das ihm Ludwig XIII. im J. 1635 zu Compiegne gegeben hatte, einen Diamantring. Seine letzten Worte waren aber die Königin Christine und die Reue, die sie in der Fremde über ihre Thronentsagung empfinden würde[29]). Karl X. Gustav hingegen sprach vor der irdischen Hülle, welche Oxenstierna's gewaltiger Geist am 28. Aug. 1654 verließ, in tiefes Anschauen versunken, die merkwürdigen Worte: „Glücklich, wer so gelebt hat! Glücklich, wer so stirbt!" Der Leichnam wurde zuerst in die Jakobskirche, dann (18. März 1655) in die Hauptkirche zu Stockholm unter großem Gepränge und endlich in die Familiengruft seines Geschlechtes zu Fiholm gebracht. — Übersehen darf nicht werden, daß diesem rastlosen Staatsmanne auch die Abfassung des im J. 1653 zu Stockholm erschienenen und vom Baron von Chemnitz sich selbst angemaßten, zweiten Theiles vom königlich-schwedischen in Teutschland geführten Kriege zugeschrieben wird. Ferner soll er wesentlichen Antheil an der zu ihrer Zeit Aufsehen erregenden Schrift: **De ratione status Imperii Romano-Germanici**, welche derselbe Chemnitz unter dem Namen **Hippolitus a Lapide** 1640 herausgab, gehabt haben[30]). Endlich mißt man ihm auch die Flugschrift **De arcanis Austriacae Domus** bei. Sein Leben selbst ist erst im J. 1831 von dem schwedischen Handelsconsul zu Stralsund J. F. von Lundblad in schwedischer Sprache bearbeitet und von F. von Schubert ins Teutsche übertragen worden. *(B. Röse.)*

Oxera *Labill.*, s. **Oncoma** *Spr.*

Oxerostylis *Cassin.*, s. **Styloncerus** *Spr.*

OXFORD, Stadt von 16,000 Einwohnern und etwa 2300 Häusern in der Grafschaft gleiches Namens am Zusammenflusse des Isis und Charwell, sendet zwei

25) Vergl. Arckenholtz I, 405. 26) Vergl. Rühs zur allgemeinen Weltgeschichte 65, 239.

27) Vergl. Arckenholtz III, 172 fg. 28) Vergl. Lundblad's Karl X. Gustav II. S. 11 fg. 29) Vergl. Arckenholtz I, 483 fg. 30) Vergl. Arckenholtz I, 314 und II, 62 fg. Im Append. wird das unwahrscheinliche Gerücht erzählt, daß Oxenstierna und Salvius das Werk: De ratione st. dem Baron von Chemnitz in die Feder dictirt hätten.

Repräsentanten ins Parlament, hat 15 bischöfliche Kirchen, darunter die älteste, die St. Friedeswicker Kirche, seit dem J. 1546 Kathedrale der Diöcese, eine Methodisten-, eine katholische und eine Baptistenkapelle, eine Stadtschule, zwei Bell- und Lancaster'sche Schulen und mehre Armenschulen, ein Armenarbeitshaus, ein Armendispensatorium, ein Stadtgefängniß und ein Grafschaftsgefängniß an der Stelle des alten Castells. Bedeutende Fabriken oder Manufacturen sind nicht vorhanden, doch ist der Transitverkehr mit den benachbarten großen Handels- und Fabrikstädten Birmingham, Manchester, Liverpool und mit London selbst sehr bedeutend, letzteres besonders auch auf einem Kanal, der mit dem Grandtrunkkanal zusammenhängt. Über den Charwell führt eine schöne Brücke. Handel und Verkehr werden durch vier Banken erleichtert und außerdem gibt es noch eine Sparbank. Die Hauptbedeutung von Oxford entspringt und entsprang jedoch seit Jahrhunderten aus der Universität, von der auch Handel, Verkehr und Nahrung der Stadt großentheils abhängig sind und welche deshalb auch in jeder Hinsicht hier vorzüglich und fast allein in Betracht kommt, denn auch in historischer Hinsicht erhält die Stadt erst Bedeutung durch die Universität, obgleich sie älter und eine der ältesten nicht römischen in England ist, indem sie schon im Anfange der sächsischen Eroberung vorkommt. Wir gehen also zu der

Universität Oxford über. Diese berühmte, großartige und in ihrer Art unvergleichliche Anstalt verdient in jeder Hinsicht der Gegenstand einer ausführlichen und erschöpfenden Behandlung zu sein, besonders aber auch aus dem Grunde, weil sie, sowie ihre ehrwürdige Schwester von Cambridge, grade in diesem Augenblicke von Gefahren bedroht wird, welche sie vielleicht binnen kurzem ausschließlich der Vergangenheit überweisen dürften, sodaß eine Darstellung ihrer Gestalt und ihres ganzen Wesens und Treibens, sowie ihrer Herkunft und Geschichte, bald gleichsam zu einem Denkmal auf ihrem Grabe werden dürfte. Es liegt aber in der Natur der Sache, daß wir von dieser Universität nicht ausführlich handeln können, ohne das englische Universitätswesen überhaupt zu berühren, und dieses muß uns wieder auf manche allgemeinere Verhältnisse der politischen und socialen Zustände Englands führen, in denen eben die zwei großen Universitäten Oxford und Cambridge (der dritten Halbschwester in Dublin nicht zu gedenken) eine so große und vielseitige Bedeutung im Guten und Schlimmen gewonnen haben, wie dies in mancher Hinsicht bei ähnlichen Anstalten auf dem festen Lande und zumal in Teutschland nie der Fall sein konnte, sodaß ein allgemeiner Schluß von diesen auf jene immer zu ganz falschen Ansichten führen muß. Es konnte nur die Frage entstehen, ob wir die Lösung der übernommenen Aufgabe mit einer Darstellung dessen beginnen sollen, was die Universität in unserer Zeit ist, oder mit einer Übersicht des Weges, auf dem sie dahin gelangte. Wir haben uns indessen zu ersterm entschlossen, weil das Interesse des Lesers sich leichter an das Ziel, an die vorliegenden eigenthümlich bedeutenden Resultate knüpfen lassen wird, als an einen Weg, dessen Ziel er noch nicht kennt; zumal da die Darstellung dieses Resultats überhaupt bei weitem der wichtigere Theil unserer Aufgabe ist, wogegen der historische Theil nur als Beigabe erscheinen kann. Von einer irgend vollständigen Specialgeschichte kann nämlich auf dem uns gestatteten Raume gar nicht die Rede sein und die wichtigsten Punkte derselben würden zum Theil Wiederholung dessen sein, was Gegenstand einer Geschichte der Universitäten überhaupt ist, während manche andere Punkte auch in einer Darstellung des gegenwärtigen Zustandes erwähnt werden müssen. Diese allein dagegen wird und muß hauptsächlich Dinge umfassen, für deren Erwähnung sonst nirgends in dem vorliegenden Werke sich eine andere Gelegenheit finden dürfte, und die doch demselben nicht fremd bleiben sollen. Ihr werden wir daher den bei weitem größten Theil des uns vergönnten Raumes widmen, und dann die Geschichte der Universität mit wenig Worten nachholen. — Wer mit der Geschichte, den Zuständen Englands in der Vergangenheit und in der Gegenwart und mit der Bedeutung, mit dem Einflusse, welchen die beiden großen Universitäten in dem ganzen geistigen und politischen Leben der Nation erlangt haben, auch nur einigermaßen bekannt ist, der wird sich gewiß keine geringe Vorstellung von der äußern Erscheinung einer solchen Anstalt machen. Wer aber Oxford selbst gesehen hat, wird gestehen, daß diese Erwartungen, wie hoch sie auch gespannt sein mögen, doch hinter der Wirklichkeit zurückbleiben, oder jedenfalls wenigstens deren eigenthümlichen Charakter nicht errathen haben. Gewiß gibt es wenige Städte, deren Anblick aus der Ferne und wenn man sie betreten hat, einen so eigenthümlich imposanten Eindruck gewähren wie Oxford eben durch seine Universität. Wo in einem weiten grünen, von sanften, wohlangebauten, mit Landsitzen, Meierhöfen und Dörfern geschmückten Hügeln begrenzten Thalgrund der Isis und Charwell ihre reichlichen, friedlichen, klaren Gewässer zwischen Gärten und Wiesen und unter einzelnen Gruppen uralter Linden und Ulmen vermischen, erhebt sich eine Stadt von ernsten, alterthümlichen Palästen, oder palastähnlichen Klostergebäuden. Der reiche, ernste, friedliche, behagliche Charakter der Umgegend harmonirt vollkommen mit dem ernsten, ehrwürdigen, etwas schweren Charakter, den die Bauart der Stadt schon aus der Ferne zeigt. Sie zeichnet sich nicht durch jene scharfen, eckigen, kühnen Umrisse, jene himmelanstrebenden Thürme und Spitzen aus, welche man bei einer Stadt mittelalterlichen Ursprungs gewohnt ist und auch hier erwartet. Mit Ausnahme von zwei oder drei nicht sehr ins Auge fallenden Kirchthürmen herrschen hier breitgestreckte, terrassenförmig sich erhebende und senkende Linien vor, über die hier und da die Rundung einer Kuppel, oder ein thurmähnlicher Würfel sich erhebt. Alles dies mit einer reichen, aber friedlichen, gleichsam zahmen Vegetation geschmückt und theilweise verhüllt, gibt dem Ganzen einen mehr antiken, oder vielmehr ideellen Charakter, der in warmer Abendbeleuchtung und wenn man für den Vordergrund eine kräftige, schattige Baumgruppe gewinnt, sehr lebhaft an einige der lieblichen Schöpfungen eines Claude Lorrain erinnert — um so überraschender, je weniger man auf der nordischen Nebelinsel dergleichen erwartet. Verschwindet

nun auch beim Eintritt in die Stadt diese Art von Illusion, so bleibt doch die Wirklichkeit noch immer höchst eigenthümlich bedeutend. Alle Hauptstraßen und Plätze der Stadt werden großentheils von den zur Universität gehörigen Gebäuden gebildet, welche nicht blos durch gewaltige Massen, sondern auch durch architektonische Verhältnisse und Ausschmückung den erfreulichsten und würdigsten Eindruck geben. Dabei drängt sich besonders ein charakteristischer Zug hervor, besonders im Vergleiche mit manchen Anhäufungen großer Bauwerke, die unter andern Verhältnissen entstanden sind. Hier erkennen wir sogleich, daß wir nicht die rasche Schöpfung despotischer Laune eines Einzelnen vor uns haben, sondern das freie, historische Erzeugniß eines durch Jahrhunderte fortwirkenden kräftigen Elements nationaler Bildung. Nirgends findet man wol wie hier alle Mannichfaltigkeit der Freiheit mit aller Dauerhaftigkeit nachhaltiger Kraft verbunden. So bietet denn auch Oxford einen unerschöpflichen Stoff für das Studium der englischen Baukunst dar, eine unvergleichliche Vereinigung trefflicher Bauwerke nicht nur der verschiedenen Zweige des gothischen Styls im 14., 15. und 16. Jahrh., sondern auch der besten Epochen der neuern Zeit in den Schöpfungen eines Inigo Jones und Christopher Wren und ihrer Schulen. Auch das 18. Jahrh. besonders in seiner ersten Hälfte, die etwas schwere, überladene, höfische, aber doch keineswegs des Styls ermangelnde Architektur aus den Zeiten der Königin Anna und sogar die Schulen eines Vanburgh, Wyatt und Gibb sind hier nicht ganz unwürdig repräsentirt, während dagegen zum großen Glücke für Oxford das 19. Jahrh. mit seiner barbarischschönen Architektur (für deren Unbilden es in der nützlichen Architektur manchen Ersatz geben mag) hier sehr wenig thätig gewesen ist. Zwischen solchen großen kunstgerechten, zum Theil auch mit Bildsäulen u. dgl. umgebenen Massen der Universitätsgebäude, treten die modernen Wohnungen der Bürger, die Kaufläden &c., so glänzend sie auch herausgeputzt sein mögen, sehr demüthig zurück, sie erscheinen als geschmückte Diener würdiger geistlicher Herrschaften, oder als buntes Kinderspielwerk, oder Jahrmarktstand, zwischen jenen großartigen ernsten Denkmälern übersehen oder geduldet. Ein ähnliches Verhältniß spricht sich auch in den Gestalten aus, welche diese Straßen und Plätze beleben. Gruppen der Universitätsverwandten (**Gownsmen**) ziehen überall das Auge auf sich durch alterthümliche, würdige, einfache und zugleich malerische Kleidung, schwarzen, violetten, bei feierlichen Gelegenheiten auch wol rothen Talar nebst verschiedentlich geschmücktem Baret, und durch die Art von Haltung, welche, auch abgesehen von dem Gefühl eigener Würde, das Tragen weiter schleppender Kleidung von selbst gebietet und lehrt. Neben diesen erscheinen die Stadtverwandten (**Townsmen**) in moderner Kleidung und eiliger Geschäftigkeit gleich auf den ersten Blick als untergeordnete, fast als dienstbare Wesen, und die Art von Scheu, womit sie bei vorkommenden Gelegenheiten jenen den Vortritt einräumen, kann Niemand befremden, obgleich sie freilich ebenso sehr eine Anerkennung der Kraft der nicht selten erprobten **argumenta ad hominem** sein dürfte, womit auch hier die Musensöhne ihre Präcedenz geltend zu machen pflegen, als eine Frucht, ein Beweis der Achtung höherer geistiger Würde. Doch möchte freilich jene Art von Übergewicht keineswegs hinreichen, um eine solche äußere Anerkennung akademischer Privilegien zu sichern, sondern es tragen auch andere, freilich nicht viel weniger materielle Momente dazu bei. Der Begriff eines **Gownsman** erscheint im Allgemeinen als unzertrennlich von dem, was in England mehr als irgendwo sonst, äußere Achtung und Anerkennung sichert, einer gemächlichen Existenz, welcher alle Lebensgenüsse reichlich zugemessen sind, ohne durch lästige Verpflichtungen irgend einer Art gestört zu sein. Auch braucht man nur einen Blick auf die ältern Mitglieder der Universität zu werfen, um sich zu überzeugen, daß hier, wenn irgendwo auf Erden, das **otium cum dignitate** in jeder Hinsicht und im vollsten Maße sein Reich hat. So hat schon der Ausdruck einer oxforder Universitätsphysiognomie etwas durchaus Charakteristisches von selbstbewußtem, materiellem Wohlbehagen, womit doch das Gefühl einer gewissen geistigen Würde, eine, wir möchten sagen, sehr materialisirte Idee verschmolzen ist, welche jenem behaglichen Zuge einen schwerfälligen, harten Ausdruck pedantischer oder vornehmer Unzufriedenheit und geistlichen Stolzes beimischt. Alles dies erklärt sich im Allgemeinen schon durch einen Blick in das Innere der vielen und verschiedenartigen Gebäude, worin die Universität und deren Glieder ihr Wesen haben. Hier ist es schwer, sei es in den öffentlichen Zwecken gewidmeten Anstalten, sei es in den Wohnungen der Universitätsverwandten aller Art, irgend Etwas zu entdecken, was an Sorge, Dürftigkeit, Spärlichkeit, Mühe und Arbeit erinnerte. Alles ist dauerhaft, reichlich, und wo der Gegenstand es zuläßt, von alterthümlicher, auch wol etwas schwerfälliger Pracht.

Bei der großen Anzahl der Häuser — und wir werden uns dieses Ausdrucks (**Houses**) in seiner technischen-akademischen Bedeutung bedienen, wo er sowol die Colleges als die Halls bezeichnet, auf deren Verschiedenheit wir später zurückkommen werden — bei der großen Zahl der Häuser, sagen wir, kann von einer ausführlichen Beschreibung, auch nur der bedeutendsten, derselben hier nicht die Rede sein. Um indessen doch einen Maßstab, ein Bild der äußern Erscheinung dieser Zustände zu geben, mögen hier einige nähere Nachrichten über Christchurch-College ihren Platz finden, als welches ohne allen Zweifel an Ausdehnung, Vollständigkeit und Großartigkeit aller Einrichtungen alle andere übertrifft. Einige historische Notizen dürften, obgleich wir hier noch nicht von der Geschichte der Universität handeln, doch insofern an ihrer Stelle sein, als in den äußern Erscheinungen eben ein gewisser historischer Geist sich ausspricht, dessen Verständniß sehr wesentlich dazu beiträgt, den Eindrücken mehr Wahrheit und Lebendigkeit zu geben. Christchurch-College war ursprünglich eine Stiftung des Cardinal Wolsey, des mächtigen Günstlings jenes seltsamen geistlichen und weltlichen Tyrannen Heinrich's **VIII.**, und der durch die Launen seines Herrn herbeigeführte Wechsel seines Glücks blieb nicht ohne unmittelbaren Einfluß auf seine Lieblingsschöpfung.

Im J. 1525 erhielt der Cardinal vom Papste Clemens VII. eine Bulle, wodurch er ermächtigt wurde, das Eigenthum einer großen Anzahl kleinerer geistlicher Stiftungen einzuziehen und zur Begründung und Ausstattung eines College auf der Universität Oxford unter dem Namen Cardinal-College zu verwenden. Hierzu wurde nun die alte Abtei zu St. Friedeswick in Oxford in der Art verwendet, daß sie einer Anzahl von Mitgliedern der Universität als kanonischen Geistlichen nebst einem Dechanten übergeben wurde mit der Verpflichtung, aus den angewiesenen reichlichen Mitteln an der Stelle der Abtei ein akademisches College zu erbauen. Der Grundstein wurde den 15. Juli 1525 gelegt und mit dem Baue nach dem großartigsten Plane rasch fortgefahren, wobei Spötter freilich bemerkten, daß die Küche vor allen andern Theilen des Gebäudes begünstigt werde. Der Sturz des Cardinals im October 1529 drohte eine Zeit lang seiner Schöpfung gänzlichen Untergang noch vor ihrer Vollendung. Das derselben zugewiesene Eigenthum wurde mit dem des gefallenen Günstlings vom Könige eingezogen, und großentheils zu anderweitigen Zwecken, besonders Hofverschwendungen aller Art, verwendet. Wenn es aber Anfangs schien, als wenn der König die Ungnade, die er auf den Stifter geworfen, auch die Stiftung fühlen lassen wolle, beschloß er im Gegentheile, später dieselbe zur seinigen zu machen und das Andenken des ersten Stifters durch noch größere Freigebigkeit zu verdunkeln. Nach dem Zwischenspiel einer anderweitigen, bald wieder aufgehobenen Einrichtung, wurde endlich im Nov. 1545 das College nicht nur von Neuem gestiftet und mit Grundeigenthume, Zehnten und andern Gefällen und Rechten reichlichst ausgestattet, sondern auch die alte Kathedrale von Osney auf die zum College gehörige St. Friedeswickerkirche übertragen. In dieser Gestalt bestand die Stiftung aus einem (nicht residirenden) Bischof, einem Dechanten, acht Kanonicis, acht Kaplanen, einem Organisten, acht Gehilfsgeistlichen (Clerks), 60 Studenten, 40 Grammatikschülern, einem Schulmeister nebst Gehilfen (Usher) und der nöthigen Dienerschaft. Bald darauf wurden jene Schülerstellen ebenfalls in Studentenstellen verwandelt, und da in der Folge durch Privatstiftung noch eine Stelle dazu kam, betrug die Zahl der Studenten von Christchurch 101. Die Stellung dieser sogenannten Studenten aber war in Folge der reichlichen Ausstattung auf Lebenszeit und der allgemeinen Entwickelung des Collegewesens gar bald völlig dieselbe, wie die der stiftungsmäßigen Mitglieder (Socii) der übrigen Colleges, welche wir fortan mit dem schon ziemlich bekannten technischen Ausdruck **Fellows** bezeichnen wollen. Seit jener dritten und letzten Stiftung unter dem Titel Christchurch (**Ecclesia Christi Cathedralis Oxoniensis ex fundatione Regis Henrici VIII.**) hat dieses College durch zahlreiche neue Schenkungen und Stiftungen, und durch den steigenden Werth des Grundeigenthums fortwährend an Reichthum und an Ausdehnung seiner Einrichtungen, seiner Gebäude, seiner wissenschaftlichen und sonstigen Sammlungen zugenommen, ohne daß der Geist großartiger Pracht und Dauerhaftigkeit auch hinsichtlich der äußern Erscheinung und Ausstattung, welcher dem ersten Gründer eigen war, je aufhörte sich geltend zu machen. Auf diese Weise bietet Christchurch in diesem Augenblick eine kaum zu übersehende Masse von Gebäuden, Höfen, Gärten und Spaziergängen dar, worin gegen 400 Menschen unter den verschiedenartigsten Verhältnissen ihr Wesen haben, indem, außer den stiftungsmäßigen Mitgliedern, den Beamten und der zahlreichen Dienerschaft, zuweilen gegen 200 eigentliche Studenten (in unserm Sinne) Wohnung, Kost, Aufsicht und Privatunterricht in dem College erhalten, von denen viele ihre eigene Dienerschaft mitbringen. Der älteste und Haupttheil des Colleges bildet ein regelmäßiges Viereck, welches einen Hof von 265 Fuß ins Gevierte mit einem schönen Brunnen in der Mitte einschließt. Die Façade, von etwa 400 Fuß Länge, ist in dem durch die Einflüsse wiedererweckter antiker Kunst schon modificirten und gebrochenen, im Ganzen aber immer noch imposanten, wenn auch zuweilen schwerfälligen, im Einzelnen meistens sehr reichen und geschmackvollen gothischen Styl des 16. Jahrh. erbaut, den die Engländer wol historisch bezeichnend den Tudor'schen zu nennen pflegen. Das Hauptthor mit einem hohen Mittel- und zwei kleinern Seitenthürmen bietet zumal ein treffliches Beispiel dieses Styls in seinem größten Reichthume dar und wurde erst am Ende des 17. Jahrh. unter der Leitung des großen Christoph Wren nach den alten Rissen vollendet. Die Glocke des Mittelthurms ist unter dem Namen der große Thomas (bei sieben Fuß Durchmesser) als eine der größten Englands berühmt und ihr Klang, zumal in Oxford und der Umgegend, um so besser bekannt, da sie alle Abende nach neun Uhr durch 101 Schläge die abwesenden Hausgenossen zur statutenmäßigen Heimkehr mahnt, welches Zeichen denn auch von den übrigen Häusern anerkannt wird. Dieses Hauptgebäude enthält die Wohnungen des Dechanten (als Vorsteher), der Kanonici und mehrer Fellows, die gemeinsame große Halle und mehre andere dem gesellschaftlichen Zusammensein gewidmete Säle und Zimmer, sowie Küche, Keller rc. Alle diese Räume sind mit allem Nöthigen und Überflüssigen reichlich und zum Theil pracht- und geschmackvoll versehen. Besonders bietet die Wohnung des Dechanten, welcher allein zum ehelichen Leben berechtigt ist, Alles dar, was Sitte und Bedürfniß in einem großen englischen Haushalt erwarten lassen, und hat überdies einen eigenen Ausgang. Der größte Stolz von Christchurch ist jedoch unstreitig mit vollem Rechte die große Halle, welche während der Studienzeiten (Terms) als gemeinsamer Speisesaal dient, aber auch für außerordentliche Feierlichkeiten und Gastmähler den wünschenswerthesten Raum bietet, sodaß schon dadurch Christchurch zu der Ehre berechtigt erscheint, königliche Gäste zu bewirthen, deren es vor allen andern Häusern genießt. Diese Halle ward noch bei Lebzeiten Cardinal Wolsey's vollendet und ist ein würdiges Denkmal der Prachtliebe des mächtigen Kirchenfürsten und der Kunst seiner Zeit. Sie ist 40 Fuß breit, 50 Fuß hoch und 180 Fuß lang, und erhält ein hinreichendes, doch nicht zu grelles und durch schöne Glasmalereien zugleich gemildertes und erhöhtes Licht durch ein gothisches Fenster, welches fast die ganze

Höhe und Breite der Südseite einnimmt, während von der entgegengesetzten Nordseite in kalter oder feuchter Jahreszeit zwei ungeheure Kamine eine angenehme Wärme verbreiten. Diese, sowie das Täfelwerk der Wände und das Balkenwerk der Decke, sind mit trefflichem Schnitzwerk in Tudor'schem Geschmacke reich verziert. Nicht blos als Zierde, sondern auch als imposante und anregende Denkmäler der historischen Bedeutung, welche diese Räume durch viele ihrer frühern Bewohner erhalten haben, erscheinen an den Wänden zahlreiche, großentheils auch als Kunstwerke werthvolle Bildnisse von solchen Mitgliedern des Colleges, welche sich im Dienste des Staates oder der Kirche, im Frieden oder Kriege ausgezeichnet haben. Da drängen sich Erzbischöfe und Bischöfe, Minister, Kanzler, Richter und Feldherren in aller Pracht und Würde ihrer Amtstrachten, wodurch aber der denkende Beobachter um so leichter zu der Bemerkung geführt wird, daß unter allen diesen Bildern der Vorfahren kaum eins oder das andere ist, welches den bescheidenern, freiern, weniger materiellen Ruhm eines bloßen Gelehrten, Dichters oder Künstlers zu feiern bestimmt wäre. Ebenso wenig läßt sich in den Zügen fast aller dieser Säulen des alten Englands das Vorherrschen einer gewissen materiellen Derbheit, Schwerfälligkeit und Härte verkennen, wodurch die wenigen Ausnahmen, z. B. die schmalen, schlauen, geistreichen Züge eines Canning, allerdings um so mehr als fremdartig in die Augen fallen. Wie dem aber auch sei, so ist der ganze Charakter dieser Halle, wie der des ganzen Gebäudes, ohne Zweifel der Art, daß man sich nur schwer davon überzeugen kann, daß er nicht immer bei dessen Besuchern und Bewohnern einen bleibend ernsten, würdigen historischen Eindruck hervorzubringen vermag. Einem solchen Remter (lat. **Refectorium**, wie das englische Hall in diesem Sinne am füglichsten wiedergegeben werden möchte) entsprechen denn auch die verwandten und abhängigen Institute, die Küche, der Keller, vollkommen sowol durch großartige architektonische Anlage, als durch Ausstattung aller Art, womit die ganze Haltung, der gemessene besonnene und doch nachhaltige Eifer der hier waltenden Dienerschaft trefflich harmonirt. Bekannt ist, daß die Keller von Christchurch ohne die modischern und leichtern Rebengeister zu verbannen, doch ihren Hauptruhm in dem classischen, altenglischen Portwein finden, der Seinesgleichen nirgends hat und bei den Eingeweihten eine unabweisliche Ideenverbindung mit den Losungen der Tories und Hochkirchenpartei, den 39 Artikeln ꝛc. erweckt. Zu beiden Seiten des erwähnten Hauptgebäudes, jedoch weit zurücktretend, schließen sich zwei andere bedeutende Massen von Gebäuden an, welche ebnfalls doch nicht so regelmäßige Vierecke bilden und große Höfe einschließen. Die westliche enthält Auditorien, das anatomische Theater, den Wahl- und Berathungssaal der Corporation, eine große Anzahl von Wohnungen, sowol für die Stiftsherren (**Students**), als für die eigentlichen Studenten und für die Dienerschaft, dann auch geräumige Ställe und Wirthschaftsgebäude mancherlei Art. An diesen Theil des Colleges grenzt nach Hinten die als Kapelle desselben dienende und zur Kathedrale erhobene alte St. Friedeswickerkirche, nebst den dazu gehörigen Capitelgebäuden. Die Kirche ist nicht groß (Kreuzform von 154 auf 102 Fuß) aber großentheils in gutem gothischem Styl des 13. und 14. Jahrh. und mit einigen werthvollen Glasmalereien, Stühlen und Grabdenkmälern geschmückt, worunter besonders dasjenige der Heiligen Friedeswick sich auszeichnet. Merkwürdig ist die von ihm selbst herrührende Inschrift auf dem Grabe des Verf. der jetzt ebenso wenig bekannten als eigenthümlich bedeutenden **Anatomy of Melancholy**, Robert Burton (gest. 1639): **Paucis notus, paucioribus ignotus, hic jacet Democritus junior, cui vitam dedit et mortem melancholia.** Seitwärts hinter diesem Theile des Gebäudes breiten sich die Spaziergänge des College (**Christchurch walks**) über eine englische Meile weit zwischen Isis und Charwell aus, mit allem Schmuck uralter Bäume, frischer Wiesen und künstlicher Blumen- und Gebüschanlagen reichlich versehen, und durch mancherlei theils nordische, theils südliche, immergrüne Pflanzen (z. B. Lorbeerarten, welche das milde Klima zuläßt) auch im Winter nicht ohne Reiz. Die dritte Masse der Collegegebäude endlich, welche sich an der Ostseite dem Hauptgebäude anschließen, trägt den Namen Peckwaterhall und bildet ein regelmäßiges Viereck, welches einen als Garten angelegten Hof von etwa 150 Fuß ins Gevierte umschließt, und großentheils im J. 1761 in einem regelmäßigen einfachen, edeln Styl vollendet wurde. Hier finden sich außer Wohnungen für Studenten und Gesinde besonders die Bibliothek und die Gemäldegalerie in großen, prachtvollen Sälen. Die Gemäldegalerie enthält etwa 200 Nummern, worunter neben vielem trotz der berühmten Namen sehr Mittelmäßigem auch mehre gute und echte italienische und niederländische Bilder sind.

Wir haben schon gesagt, daß wir den übrigen 18 Colleges und den fünf Halls, welche zu der Universität gehören, keine ausführliche Beschreibung widmen können, und wenn wir bemerken, daß darunter mehre sind, welche an Ausdehnung und Pracht Christchurch wenig nachgeben, fast keins aber, das nicht für sich genommen und an jeder andern Stelle bedeutend erscheinen müßte, so wird diese Rücksicht auf den uns zugemessenen Raum nicht unnöthig erscheinen. Als die bedeutendsten darunter möchten anzuführen sein: Queens-, Wadham-, New-, Allsouls-, Trinity- und St. Johnscollege. Bequeme, mehr oder weniger geschmackvolle Wohnungen der Vorsteher, der Fellows und zum Theil auch der Studenten, eine mehr oder weniger prachtvolle, großartige Speisehalle, nebst andern dem gesellschaftlichen Leben gewidmeten Räumen, eine Kapelle, eine Bibliothek gehören zu den Requisiten eines jeden Hauses. Manche besitzen auch werthvolle Sammlungen anderer Art, oder haben den Vorzug einer freiern Lage mit Gärten und Spaziergängen. Sowol in der Bauart als in der ganzen äußern Erscheinung und Haltung zeigt sich übrigens eine große Mannichfaltigkeit, sodaß jedes derselben seinen eigenen individuellen Charakter hat, der sich z. B. auch in dem größern oder geringern Vorherrschen des Alterthümlichen oder des Modernen zeigt. Manches College hat auch interessante historische Züge, oder Sagen für sich anzuführen. Doch wir müssen uns

von diesen nur mittelbar der Universität angehörenden Gebäuden und Anstalten zu denen wenden, welche als eigentliche Universitätsgebäude und Anstalten in unserm Sinne anzusehen sind, und eine kurze Aufzählung derselben wird hinreichen, auch hier den großartigen Reichthum der **Alma mater** zu bewähren. Es sind hauptsächlich folgende: 1) Die Universitätskirche zu St. Marien, eine sehr sehenswürdige gothische Halle von 288 Fuß Länge, 28 Fuß Breite, 70 Fuß Höhe und einem 180 Fuß hohen Thurme. 2) Die öffentlichen Auditorien (**the Schools**) für die verschiedenen Disciplinen nach dem freilich sehr veralteten Studienplane der Universität, nämlich: Theologie, Civilrecht, Logik, Moral, Philosophie, Naturwissenschaften (**natural philosophy**), Rhetorik, Grammatik, Sprachen, Anatomie, Arithmetik, Geometrie und Musik. Diese Auditorien sind indessen insofern nicht mit den gleichnamigen Localen unserer Universitäten zu vergleichen, als sie zu eigentlichen regelmäßigen Vorlesungen wenig oder gar nicht benutzt werden, sondern mehr zu den bei uns größtentheils abgekommenen scholastischen Übungen, Disputationen, Examen und dann auch wol zu gewöhnlichen Promotionen. So ist denn auch ihre ganze Einrichtung und Ausstattung mehr auf feierlichen, denn auf alltäglichen Gebrauch berechnet und zum Theil sogar prachtvoll. Sie bilden (mit Ausnahme des theologischen Auditoriums) drei Seiten eines Vierecks, welche großentheils unter Jakob I. durch Privatschenkungen in einem mehr reichen und massigen als geschmackvollen Styl erbaut wurden. Theils in einigen Auditorien, theils in angrenzenden Sälen sind mehre der Universität durch ihre frühern Besitzer vermachte Sammlungen von Kunstgegenständen und Alterthümern aufgestellt; so z. B. die Pomfret'schen und die Arundel'schen Antiken, und eine besonders an guten Portraits, z. B. von Vandyk und seiner Schule, reichen Gemäldegalerie. Über dem Haupteingange ist das Universitätsarchiv. Das theologische Auditorium (**Divinity school**) liegt getrennt von den andern, doch ganz in der Nähe, und ist, besonders was das geschnitzte Balken- und Täfelwerk der Decke und Wände betrifft, ein treffliches Werk des 15. Jahrh. und von Chr. Wren im ursprünglichen Geiste restaurirt. 3) Das gemeinschaftliche große Auditorium (**the Theatre**) zu feierlichen Gedächtnißreden, Promotionen &c. Dies Gebäude ist eine der größten Zierden von Oxford, auf Kosten des Erzbischof Sheldon von Wren erbaut, der dabei in mancher Hinsicht das sogenannte Theater des Marcellus in Rom im Auge gehabt zu haben scheint. Es kann über 3000 Menschen fassen und die innere Ausschmückung entspricht der Architektur und der feierlichen Bestimmung vollkommen. 4) Die Bodley'sche Bibliothek. Die Hauptgrundlage derselben machte die von Sir Thomas Bodley im Anfange des 17. Jahrh. vereinigte und der Universität geschenkte Sammlung von Büchern und Manuscripten, wozu theils das schon durch frühere Schenkungen (z. B. des Herzogs Humphrey von Gloucester) vorhandene, theils zahlreiche spätere Schenkungen kamen, sodaß die Zahl der Bände gegen 200,000 betragen mag [1]). Das Bibliotheksgebäude in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. vollendet, bildet ein gestrecktes römisches H, dessen östlicher Schenkel die Westseite des von den Auditorien gebildeten Platzes schließt, weshalb auch die Bibliothek von Einigen als ein Theil der **Schools** angesehen wird. 5) Die Radcliffe'sche Bibliothek, eine Stiftung des freigebigsten Wohlthäters, den die Universität oder vielleicht irgend eine ähnliche Anstalt je gefunden, des D. Radcliffe, der im J. 1749 nicht nur seine für einen Privatmann sehr bedeutende Büchersammlung, sondern auch 40,000 L. zur Erbauung eines angemessenen Gebäudes vermachte. Hierzu kamen noch einige spätere Vermächtnisse, sodaß die Zahl der Bände etwa 50,000 betragen mag. Die Radcliffe'sche Bibliothek steht in der Nähe der Auditorien auf einem freien Platz in einem mehr verzierten als geschmackvollen runden Gebäude, das eine 100 Fuß hohe Kuppel bildet; dessen innere Einrichtung indessen mehr ästhetischen, als bibliothekarischen Rücksichten genügen mag. 6) Das Ashmole'sche Museum. Die Grundlage bildete die Sammlung von Alterthümern, Kunst- und Naturmerkwürdigkeiten, welche im J. 1677 von Elias Ashmole der Universität vermacht wurde, unter der Bedingung, daß sie ein passendes Gebäude dazu anschaffe. Später kamen mancherlei ähnliche freilich mehr als Curiositäten, denn durch wissenschaftliches Interesse bedeutende Schenkungen dazu, welche indessen die Begründung einer Professur der Physik und einer andern der Chemie mit den nöthigen Apparaten und Auditorien veranlaßten. 7) Das Observatorium, eine ebenfalls großentheils auf Kosten des D. Radcliffe in jeder Hinsicht sehr reichlich ausgestattete Anstalt. 8) Der botanische Garten; die erste Stiftung rührt vom Anfange des 16. Jahrh. her. Die Ringmauer mit der schönen Eingangspforte ward im J. 1633 von Inigo Jones vollendet. Durch spätere Schenkungen, und zum Theil auf Kosten der Universität, wurde diese Anstalt von Zeit zu Zeit zweckmäßig erweitert, sodaß sie jetzt mit Gewächshäusern und Sammlungen aller Art und einer Professur wohl ausgestattet ist. Die Wohnung des Professors liegt ganz in der Nähe. 9) Das Radcliffe'sche Hospital, zu clinischen Lehrcursen mitbestimmt, aber nicht benutzt. 10) Die Universitätsbuchdruckerei (**Clarendon Printing office**). Sie wurde von dem Ertrage der Clarendon'schen **History of the Rebellion** errichtet, deren Verlag der Sohn des berühmten Verfassers der Universität überließ. Das sehr stattliche Gebäude wurde im J. 1711 von Vanburgh vollendet und enthält außer den zur Buchdruckerei und dem damit verbundenen Verlagshandel erfoderlichen Räumen auch einen Saal, wo sich die obersten Behörden der Universität zu ihren Berathungen versammeln. 11) Das Concertgebäude (**Musikrooms**), ein in neuerer Zeit durch freiwillige Beiträge der Universitätsverwandten errichtetes hübsches Gebäude, welches zu Concerten, auch wol Bällen &c. dient. 12) Das Congregations- und Convocationshaus; diese Säle, wo die (unten näher zu erklärenden) Versammlungen der stimmberechtigten Universitätsverwandten stattfinden, bieten nichts Bemerkenswerthes dar.

Von der äußern Erscheinung, dem materiellen Eigenthume der Universität, gehen wir nun auf deren innere

1) Von jedem in England gedruckten Buche muß ein Exemplar hier niedergelegt werden.

Organisation und Verfassung und auf die daraus hervorgehenden oder sie bedingenden Verschiedenheiten in der Stellung der zahlreichen Mitglieder derselben über. Es ist dies aber ein so schwieriger Gegenstand, daß eine solche Darstellung desselben, welche nicht gelegentlich anticipirend einen Punkt herbeiziehen müßte, dessen ausführlichere Darstellung erst später seine Stelle finden kann, gar nicht möglich ist. Die Engländer selbst besitzen durchaus keine klare, umfassende Darstellung der Art, und sogar unter den mit allen Details am besten bekannten Gliedern der Universität findet sich kaum einer, der einem Profanen den Zusammenhang deutlich machen könnte oder möchte. An gedrucktem Material über diesen Gegenstand fehlt es nicht, vielmehr ist es eher die Masse von Einzelnheiten, welche die Aufgabe in dem Grade schwieriger macht, als man darin fortschreitet, und der Aufenthalt an Ort und Stelle bringt oft kein anderes Resultat, als entweder alle mitgebrachten Ansichten über den Haufen zu stoßen, ohne etwas Brauchbares an die Stelle zu setzen, wo es denn noch ein Glück zu nennen ist, wenn wenigstens die äußern Eindrücke lebendig und rein davon getragen werden; oder man setzt sich aus einigen in die Augen fallenden Punkten ein plausibles System zusammen, zu dessen Bestätigung man gar leicht durch Fragen die gewünschten Antworten erhalten kann, was aber dennoch meistens an einem radicalen Irrthume leidet, der aber eben um so weniger in die Augen fällt, je tiefer er sitzt. Die Schwierigkeiten entspringen für uns Teutsche hauptsächlich aus zwei Quellen, nämlich eines Theils aus der Versuchung, ganz heterogene Dinge um gewisser scheinbarer Ähnlichkeit willen mit den Einrichtungen und Ausdrücken unserer Universitäten zu vergleichen und zu erklären; andern Theils aber und hauptsächlich daraus, daß grade diejenige wesentliche Verschiedenheit zwischen unsern und den englischen Universitäten, welche auch dem oberflächlichsten Beobachter sich aufdrängt, eine sehr nahe liegende plausible, aber doch sehr irrige, oder wenigstens nur halbrichtige, Erklärung findet. Was den ersten Punkt betrifft, so brauchen wir ihn nicht weiter auszuführen, die Berichtigung des zweiten aber muß jeder genügenden Darstellung zum Grunde liegen. Dieser kitzliche Punkt ist das Verhältniß der sogenannten Häuser (**houses, i. e. colleges and halls**) zu der Universität. Ganz irriger, aus der flüchtigsten Beobachtung entspringender Ansichten, als wenn z. B. diese Häuser ebenso viele von der Universität abhängige oder ihr angehörige Pensionsanstalten zur Aufnahme der Studenten wären oder dergleichen mehr, wollen wir gar nicht gedenken, sondern gleich zu der plausiblern Ansicht oder Darstellung übergehen, wonach die Universität gleichsam das Resultat der Vereinigung dieser kleinern Gemeinschaften wäre, diese gleichsam in jener repräsentirt würden. Allein auch diese Ansicht ist nur in sehr beschränktem und zugleich sehr allgemeinem Sinne, und gleichsam nur hinsichtlich der Oberfläche, der factischen Resultate wahr. Die Universität sowol als die Colleges sind wesentlich von einander ganz unabhängige Corporationen, welche aber schon dadurch in mannichfacher Wechselbeziehung stehen, daß die Mitglieder der einen zugleich Mitglieder der andern sind, und daß sie eine gemeinsame Bestimmung haben. Diese gegenseitige Abhängigkeit und zumal das Übergewicht der Colleges in den Universitätsangelegenheiten ist aber keinesweges consequent durchgeführt; sie liegt oft weniger in der Absicht oder dem Buchstaben der Statuten, als in den natürlichen factischen Folgen derselben. Jedenfalls aber ist sie so weit ausgebildet, daß es ganz unmöglich ist, die Organisation der Universität deutlich zu machen, ohne der Colleges zu gedenken und umgekehrt; und es kann nur die Frage sein, auf welche Weise man solche anticipirende Erwähnungen möglichst vermeiden könne. Da nun die Universität sowol historisch als formell als das Hauptmoment erscheint, so glauben wir hinreichend berechtigt zu sein, ihre Organisation unabhängig von der Einwirkung der Colleges unserer Darstellung zum Grunde zu legen und die Art, wie sich der Einfluß, das Übergewicht der Colleges geltend macht, am geeigneten Orte nachzuweisen.

Der Ursprung der Universität Oxford als wissenschaftliche Anstalt verliert sich in die ersten Jahrhunderte des Mittelalters; als **Universitas literaria** im eigentlichen und ausgedehntesten staatsrechtlichen Sinn erscheint sie schon im 12. und 13. Jahrh., wenigstens factisch, und bald auch ausdrücklich und wiederholt anerkannt. Schon der Titel, unter dem sie incorporirt ist: **Chancellor, Masters and Scholars of the University of Oxford** beweist ihre ursprüngliche und formelle Unabhängigkeit von den Colleges. Was die Rechte und Privilegien dieser Corporation betrifft, so sind sie so ausgedehnt, wie das mittelalterliche Staatsleben es nur irgend erlaubte, und es versteht sich von selbst, daß eigene Gerichtsbarkeit, selbständige Verwaltung des Vermögens, das **jus statuendi**, die Wahl eigener Beamten 2c. dazu gehörte. Die Grundlage der gegenwärtigen Verfassung und Stellung der Universität sind hauptsächlich die Statuten, welche unter der Regierung Elisabeths und dem Cancellariat Leicester's theils gesammelt, bestätigt und erneut, theils gegeben wurden; hierzu kommen aber manche spätere statutenmäßige Beschlüsse der Universität und sogenannte königliche Schreiben (**Kings Letters**), welche statutenmäßige Kraft haben sollen. Alles dies bildet eine sehr verworrene Masse zum Theil widersprechender Bestimmungen, welche eben deshalb der Auslegung nach dem Bedürfniß, aber auch nach der Willkür und Selbstsucht des Augenblicks und der Machthaber um so freiern Raum lassen. Das geht so weit, daß eigentlich keiner von denen, welche die Statuten beim Eintritt in das Universitätsleben beschwören und sehr wenige bei ihrem Austritt irgend wissen, was dieselben eigentlich enthalten. Unter der großen Anzahl der Mitglieder der Universität, die im weitesten Sinne (**Members on the books**) oft über 5000 beträgt, herrschen, wie sich leicht denken läßt, mancherlei Unterschiede der Rechte, der ganzen Stellung, und die Frage ist nun, durch welche Momente diese Unterschiede wesentlich bedingt sind, und welche Bedeutung sie in Beziehung auf die Verfassung, das ganze organische Leben der Corporation haben? Hier wird uns nun der historische Faden am sichersten leiten, indem wir die Hauptmomente festhalten, welche in der organischen Entwickelung der Universität hervortreten. Die älteste Orga-

nisation derselben ging aus der Eintheilung in zwei Nationen (Nord- und Südengländer) hervor. Dieses Moment trat nun allmälig zurück in dem Maße, wie die Grundlage desselben, die beiden Nationen, mehr mit einander verschmolzen, wozu die vage Stellung solcher Mittelglieder wie Welschen, Iren, Scoten, wesentlich beitrugen. Die corporativen Rechte, welche Anfangs den Nationen zustanden, gingen nun allmälig auf die später sich entwickelnden Momente über und zwar zunächst auf das im akademischen Gradus repräsentirte wissenschaftliche Moment, welches schon im Anfange des 13. Jahrh. die Nationen zu verdrängen begann, obgleich diese freilich noch bis ins 15. Jahrh. hinein gelegentlich noch genannt werden. Dies wissenschaftliche Moment nun ist es, welches noch bis auf diesen Augenblick in der Organisation der Universität wenigstens formell vorherrscht. Hierin liegt nun auf den ersten Blick zwar eine Analogie mit unsern Universitäten, allein bei näherer Betrachtung zeigt sich schon hinsichtlich dieses gemeinsamen Moments ein sehr wesentlicher Unterschied in der Art, wie sich dasselbe gestaltete. Bei uns fand die Organisation des wissenschaftlichen Moments nach vier Facultäten statt, in welchen wiederum die ordentlichen, wirklichen Lehrer (Professoren) an der Spitze stehen, welchen vereint die Handhabung der corporativen Rechte der Universität zustand. Auf den englischen Universitäten und zumal in Oxford ist das Moment der Facultäten nur wissenschaftlich und auch hier mehr zersplittert als entwickelt; eine corporative Bedeutung haben dieselben als solche gar nicht erlangt. Auch das wirkliche oder nominelle Lehramt trat ganz in den Hintergrund und alle eigentlich corporative Rechte knüpften sich an den Gradus, ohne Unterschiede der Facultät. Im Gradus ist das wissenschaftliche Moment hinsichtlich seiner corporativen Bedeutung ausschließlich repräsentirt, und hierin liegt der eine Hauptschlüssel zu dem Verständnisse des Organismus der Universität. Der andere liegt in dem Moment der Häuser (**Colleges und Halls**), welches seiner Entstehung nach als das dritte und jüngste sich allmälig neben dem wissenschaftlichen entwickelte und auf dessen Kosten einen sehr wesentlichen, ja factisch überwiegenden Einfluß auf die Leitung der Angelegenheiten der Corporation erwarb. In gewisser Hinsicht scheint indessen auch die Bedeutung der Nationen unmittelbar auf die Häuser übergegangen zu sein. Wir schließen dies besonders daraus, daß die Wahl der ehemaligen Procuratores (**Proctors**) der Nationen, gegenwärtig zwar ebenfalls von dem wissenschaftlichen Moment ausgeht, aber daß auf den Häusern eine von jenem Moment unabhängige Wahlfähigkeit insofern ruht, als nach einem bestimmten Turnus die **proctors** aus bestimmten Colleges gewählt werden müssen. Eine solche unmittelbare Übertragung von den Nationen auf die Colleges ist auch chronologisch sehr möglich, da die Entstehung der Colleges ins 14. Jahrh. fällt, obgleich freilich die meisten derselben im 15. und 16. Jahrh. entstanden sind. Wir gedenken nun hier das Nöthige über das Wesen und die Einrichtung dieser Häuser zu berichten; nicht weil diese Einschaltung nicht manches gegen sich hätte, sondern weil sie uns hier am wenigsten störend scheint. Setzen wir nun zunächst den Unterschied zwischen Colleges und Halls fest, so sehen wir vor allen Dingen in einem College eine Corporation im eigentlichen staatsrechtlichen Sinne, während eine Hall nur eine privatrechtliche Verbindung mehrer Scholaren unter einem Vorsteher und gewissen Statuten ist, um gegen ein angemessenes Kostgeld zusammenzuleben. Ursprünglich gab es in Oxford nur solche Halls; ihre Zahl war sehr groß und die dazu benutzten Gebäude waren Eigenthum der Bürger, welche sie an Universitätsverwandte in Miethe gaben. Erst später bei abnehmender Frequenz der Universität, etwa seit dem Ende des 13. Jahrh., erwarben Universitätsverwandte einige solche Häuser als Eigenthum durch Schenkung oder auf andere Weise, und von den in diesen nach alter Weise lebenden privatrechtlichen Vereinen wurden mehre zu verschiedenen Zeiten incorporirt und dann allmälig (zum Unterschiede von den nichtincorporirten) Colleges genannt, während diese den alten Namen beibehielten. Diese Halls gingen allmälig bei zunehmender Zahl und Ausdehnung der Colleges bis auf einige wenige ein, und diese geriethen in die Abhängigkeit von einem oder anderm College, welches aus seiner Mitte dann den Vorsteher ernannte. Unter dem Kanzelariat Leicester's wurde dies Recht von allen Colleges (mit Ausnahme eines einzigen) dem Kanzler übertragen und dadurch der Abhängigkeit der Halls von den Colleges ein Ende gemacht, sodaß mit wenig Einschränkungen die Vorsteher der Halls mit den Vorstehern der Colleges an der Leitung der Universitätsangelegenheiten gleichen Antheil haben und unter dem Ausdrucke: Vorsteher der Häuser (**heads of houses**), mitbegriffen werden. Die Halls können keine liegenden Gründe und noch weniger Patronats- oder Herrenrechte irgend einer Art besitzen. Ihre Einkünfte bestehen theils aus den Zinsen angelegter Capitale, theils aus dem Kostgelde der Mitglieder, deren Verhältniß zu der Anstalt in der Regel nur ein vorübergehendes, auf die Studienzeit beschränktes ist. Sie haben also keine Fellows, und der Vorsteher (**principal**) bildet allein den stabilen Mittelpunkt des Vereins. Folgendes sind die jetzt noch vorhandenen fünf Halls: Alban-, St. Edmund-, St. Mary-, St. Magdalen- und Newinnhall. Die Visitation der Halls steht dem Vicekanzler zu, mit Ausnahme von Edmundshall, deren Principal der Vorsteher von Queenscollege ernennt, welcher auch die Visitation hat. Obgleich nun das Verhältniß der Mitglieder der Halls zu der Universität wesentlich dasselbe ist, wie dasjenige der Mitglieder der Colleges, so ist doch die staatsrechtliche Stellung, die innere Organisation der Colleges sehr verschieden von jener der Halls und viel complicirter, die Verhältnisse der Mitglieder viel mannichfaltiger. Die Colleges sind, wie gesagt, eigentliche Corporation in der ausgedehntesten Bedeutung des Wortes, und so selbständig wie nur die Universität es sein mag. Auch sind sie von dieser zumal in ihren innern Angelegenheiten völlig unabhängig, und nur ihre Mitglieder stehen wieder in besondern Verhältnissen zur Universität als Mitglieder derselben, und diese Verhältnisse werden innerhalb des Colleges mehr oder weniger anerkannt. Die Colleges sind mit Grundeigenthum, Patronatsrechten, Zehn-

ten rc. mehr oder weniger, zum Theil aber sehr reichlich ausgestattet, und beziehen noch außerdem bedeutende Einkünfte von den Kostgeldern der Studenten, die während ihrer Studienzeit deren Mitglieder sind, und an Beiträgen solcher, die auch über diese Zeit hinaus in Verbindung mit dem College und der Universität zu bleiben wünschen. Der Ausdruck **members on the books** umfaßt alle Mitglieder eines College. Diese zerfallen aber wieder in die beiden Hauptclassen der stiftungsmäßigen oder abhängigen (**members on the foundation, dependent members**) und in nicht stiftungsmäßige oder unabhängige Glieder (**members not on the foundation, independent members**). Zu der ersten Classe gehören nun vor allen die eigentlichen Genossen, Glieder des College im engern Sinne (**socii, fellows,** in Christchurch **students**). Sie sind die ausschließlichen activen stimmfähigen Repräsentanten der Corporation, welche allein Theil an der Ausübung aller Rechte und den größten Antheil an dem Nießnutze des Eigenthums derselben haben. Die stiftungsmäßige Zahl der Fellows wird im Fall einer Vacanz durch Stimmenmehrheit von den übrigen besetzt. Als allgemeine Qualification zur Wahlfähigkeit gilt der akademische Gradus und die anglikanische Rechtgläubigkeit und Loyalität. Daß alle Fellows geistlichen Standes sind, ist mehr gebräuchlich als statutenmäßig, so viel wir wissen; dazu kommen aber in manchen Colleges je nach den Stiftungsbriefen besondere Bedingungen, indem z. B. in dem einen die Bewohner gewisser Grafschaften, in dem andern die Mitglieder gewisser Familien, in dem dritten gewisse Stipendiaten des Colleges unter sonst gleichen Bedingungen ein Näherrecht haben. Die Beneficien einer solchen Fellowship bestehen außer bequemer Wohnung und reichlicher Kost im College auch in Geldhebungen, deren Betrag nicht nur in den verschiedenen Colleges, sondern auch in demselben College je nach dem Altersrange verschieden ist, und von 20—100 und mehr Pfund Sterling steigt. Außerdem hat jedes College mehre Pfründen zu vergeben, die theils durch Wahl, theils nach einer bestimmten Reihenfolge aus der Zahl der Mitglieder besetzt werden. Diese sollten eigentlich damit die Beneficien des Colleges verlieren, allein es wird mit diesen wie mit vielen andern Statuten nicht genau genommen, und die Pfründe meist durch einen Curate versehen. Strenger wird das Statut der Ehelosigkeit beobachtet, welches allen Mitgliedern mit Ausnahme des Vorstehers vorgeschrieben ist, sodaß sie ihr Benefiz verlieren, sobald sie heirathen. Dies ist aber auch eigentlich die einzige Last, welche mit einer Fellowship verbunden wäre, sofern man sie so ansehen will. In jeder andern Hinsicht ist dies das vollkommenste **beneficium simplum**, die reinste Sinecure, die man sich denken kann. Die Residenz wird so wenig erfodert, daß meist ein Drittel und mehr der Fellows ihre Wohnungen Jahr aus Jahr ein an Studenten zu sehr hohen Preisen überlassen. Einige andere widmen sich als Tutors dem Privatunterricht und der Aufsicht einer beliebigen Anzahl von Studenten des College gegen sehr bedeutende Honorare; allein dies Geschäft ist ein ganz freiwilliges und obgleich mit einigen Colleges stiftungsmäßige Lectorenstellen verbunden sind, so sind auch dies blos Sinecuren. Die Verfassung des College ist eine durchaus republicanische und der Vorsteher ist den Fellows für die Verwaltung seines Amtes, des Vermögens der Stiftung rc. verantwortlich, hat jedoch in manchen Colleges ein großes Übergewicht, z. B. durch eine negative Stimme. Er wird aus der Zahl der Fellows von diesen gewählt, mit Ausnahme des Dechanten (**dean**) von Christchurch, welchen die Krone, und des Vorstehers vom Worcestercollege, welchen der Vicekanzler ernennt. Alle Beamten werden durch Wahl ernannt und zwar die angesehenern, wie der Rechnungsführer (**bursar**), der Bibliothekar, ein oder mehre Kaplane und ein Beamter (**dean**, in Christchurch **censor**), dem die statutenmäßige Disciplin und Polizei des Hauses, besonders hinsichtlich der Studenten, zusteht. Außerdem hat jedes College eine angemessene Dienerschaft, wozu besonders die Gehilfsgeistlichen (**clerks**), Organisten, Chorsänger, Küster (**sexton**), Kellermeister (**buttler**), Koch, Speisemeister (**manciple**) rc. gehören und welche ebenfalls in gewissem Sinn als **dependent members**, oder **on the foundation** anzusehen sind, obgleich sie nicht **on the books** in dem obigen Sinne stehen. Zu den **dependent members on the books** gehören aber in den meisten Colleges eine größere oder geringere Anzahl von Stipendiaten (**scholars, demies, battelers, sizers etc.**), und außerdem gibt es auch auf einigen Colleges Stipendien von anderweitiger Stiftung (**exhibitions**), deren Inhaber also nicht **on the foundation** sind. Die meisten Stipendien **on the foundation** gelten blos für die Dauer der akademischen Studien bis zur Erlangung des Gradus; auf einigen wenigen Colleges geben sie aber ein Anrecht zu weitern Beneficien, wohl gar zur Wahl in die Zahl der Fellows, und solche Stipendiaten heißen dann **probationary members**. Die Stellung der Stipendiaten ist statutenmäßig eine sehr untergeordnete, sodaß sie sogar zur Aufwartung bei Tische und sonst verpflichtet sind, und obgleich dies jetzt selten verlangt wird, so läßt man sie doch von allen Seiten den Unterschied der Stellungen scharf genug fühlen. Erst die Erlangung des akademischen Gradus schützt sie vor solchen Demüthigungen. — Wir kommen nun zu der andern Hauptabtheilung der **members on the book**, den nichtstiftungsmäßigen, unabhängigen (**independent**) Mitgliedern des Colleges. Man pflegt diese wol kurzweg mit unsern Studenten zu vergleichen; aber erstlich müßte man dann auch die eben erwähnten Stipendiaten dazu rechnen, welche doch **dependent members** sind; zweitens gehören zu den **independent members** auch Graduirte, welche man bei uns in der Regel nicht mehr zu den Studenten rechnet. Im Allgemeinen aber kann es allerdings dabei bleiben, daß die **independent members** junge Leute sind, welche während ihrer eigentlichen Studienzeit bis zur Erlangung eines Gradus oder auch noch länger in dem College Wohnung und Kost gegen ein angemessenes Kostgeld (an das College) und Privatunterricht und Aufsicht (**tuition**) gegen ein Honorar (an den Tutor) finden. Sie sind der statutenmäßigen Disciplin des College unterworfen, ohne irgend einen Anspruch der Theilnahme an der Ausübung der corporativen Rechte, an der Verwaltung des Vermögens, Wahlen,

Beneficien ꝛc. Die materielle Stellung dieser Mitglieder hängt formell und dem Namen nach also von den disciplinarischen Statuten ab, welche nicht in allen Colleges gleich sind, in allen aber einen Charakter mönchischer Strenge haben, z. B. durch häufige gottesdienstliche Übungen, und die auf deren Versäumung gesetzte Strafen, welche in diesen wie in andern Fällen in Geldbußen, Strafpensis, Arrest, Entziehung gewisser Mahlzeiten oder Speisen bestehen ꝛc. Die Umgehung derselben ist aber wenigstens bei den Reichern fast zur Regel geworden. Außerdem wird auch statutenmäßig in gewissen Ehrenpunkten innerhalb des College der Unterschied anerkannt, der außerhalb desselben unter den **independent members** als Mitgliedern der Universität herrscht, insofern sie zur Classe der Studenten oder Graduirten, der **noblemen, gentlemen commoners** oder **commoners** gehören. So werden z. B. die akademischen Unterschiede der Kleidung auch im College beibehalten; so essen **noblemen** an einem besondern Tische, haben Zutritt zu den Gesellschaftszimmern der Fellows auch ohne Einladung, haben das Recht, sich von eigenen Dienern bedienen zu lassen ꝛc. Auch der akademische Gradus wird durch ähnliche Ehrenrechte anerkannt. Alle diese Unterschiede gehören aber nicht wesentlich dem College an, sondern der Universität, und können hier nur angedeutet werden. Während aber die Colleges nur in sehr unwesentlichen Punkten die akademischen Qualitäten und Verhältnisse ihrer Mitglieder berücksichtigen, hat umgekehrt die Qualität eines Fellows oder gar Vorstehers eines Colleges (oder Hall) einen formell und noch mehr factisch sehr wesentlichen Einfluß auf seine Stellung in der Universität, wie wir weiter unten sehen werden. Die Stellung der Colleges zu der Universität ist so unabhängig, daß derselben (als solcher) nicht einmal die Art von Aufsicht zusteht, welche mit der Visitation verbunden ist. Diese steht dem Vicekanzler nur bei einigen Colleges kraft besonderer stiftungsmäßiger Bestimmung zu, bei den Colleges königlicher Stiftung wird sie (so viel uns bekannt) meistens dem Vicekanzler von der Krone übertragen; bei allen andern Colleges steht sie je nach den Bestimmungen der Stiftung bald dem Erzbischofe von Canterbury, bald dem Bischofe von London oder dem von Lincoln oder andern zu. Die Universität hat indessen das Recht gegen solche Statuten der Colleges einzuschreiten, welche mit ihren eigenen Rechten und Statuten in Widerspruch stehen. Folgendes nun ist das Verzeichniß der 19 Colleges der Universität in chronologischer Ordnung mit Angabe der **members on the foundation**, die gewöhnliche Dienerschaft ausgenommen. 1) Universitycollege; der Ursprung dieses College, wenigstens in seinem frühern Zustand als University Hall, wird nicht ganz ohne Wahrscheinlichkeit bis auf die ersten Spuren der Universität unter Alfred dem Großen zurückgeführt; aber auch ohne weitere Erörterung dieser Frage verdient es jedenfalls den Beinamen der ältesten Tochter der **alma mater**, den ihr auch päpstliche Bullen geben, indem seine eigentliche Incorporation ins Jahr 1249 fällt mit einem Vorsteher (**master**), 12 Fellows und 17 Stipendiaten. 2) Balliolcollege (1263): 1 Vorsteher (**master**), 12 Fellows und 16 Stipendiaten. 3) Mortoncollege (1274): 1 Vorsteher (**Warden**), 24 Fellows, 16 Stipendiaten, 2 Kaplane, 2 Gehilfsgeistliche (**clerks**). 4) Orielcollege (1326): 1 Vorsteher (**Provost**), 18 Fellows, 15 Stipendiaten. 5) Queenscollege (1340): 1 Vorsteher (**Provost**), 24 Fellows, 20 Stipendiaten, 2 Kaplane, 3 Clerks. 6) Newcollege (1379): 1 Vorsteher (**Warden**), 70 Fellows, 10 Kaplane, 1 Organist, 3 Clerks, 1 Kirchendiener (**sexton**) und 16 Chorsänger. 7) Exetercollege (1404): 1 Vorsteher (**Rector**), 25 Fellows, 12 Stipendiaten. 8) Lincolncollege (1427): 1 Vorsteher (**Rector**), 12 Fellows, 20 Stipendiaten und ein Clerk. 9) Altsoulscollege (1437): 1 Vorsteher (**Warden**), 40 Fellows, 2 Kaplane und 6 Clerks. 10) Magdalencollege (1456): 1 Vorsteher (**President**), 40 Fellows, 30 Stipendiaten, 1 Schulmeister, 1 Gehilfe (**usher**), 4 Kaplane, 8 Clerks und 16 Chorsänger. 11) Brazenosecollege (1509): 1 Vorsteher (**Principal**), 20 Fellows, 47 Stipendiaten. 12) Corpus Christicollege (1516): 1 Vorsteher (**President**), 20 Fellows, 24 Stipendiaten und 2 Kaplane. 13) Christchurchcollege (1546): 1 Vorsteher (**Dean**), 8 Kanonici, 101 Fellows (**students**), 8 Kaplane, 1 Organist, 8 Clerks, 1 Schulmeister und 1 Gehilfe. 14) Trinitycollege (1554): 1 Vorsteher (**President**), 12 Fellows und 16 Stipendiaten. 15) St. Johnscollege (1557): 1 Vorsteher (**President**), 50 Fellows, 2 Kaplane, 6 Chorsänger und 2 Kirchendiener (**sextons**). 16) Jesuscollege (1571): 1 Vorsteher (**Principal**), 19 Fellows, 18 Stipendiaten. 17) Wadhamcollege (1613): 1 Vorsteher (**Warden**), 15 Fellows, 15 Stipendiaten, 2 Kaplane und 2 Clerks. 18) Worcestercollege (1714): 1 Vorsteher (**provost**), 21 Fellows und 19 Stipendiaten. 19) Hertfortcollege (1740); dies College war, wo nicht gradezu aufgehoben, doch suspendirt, und es fehlen uns darüber nähere Nachrichten, doch gehört es jedenfalls nicht zu den bedeutenden. Wir haben bei allen Colleges das Jahr der Stiftung oder Incorporation angegeben, ohne die Stifter zu nennen, und bemerken in dieser Hinsicht nur, daß es meistens Privatpersonen sind. Einige (Christchurch, Oriel, Queens und mittelbar auch Balliol) rühmen sich indessen auch königlicher Stifter. Bei vielen ist die ursprüngliche Zahl der stiftungsmäßigen Glieder später durch neue Stiftungen vermehrt oder auf andere Weise die Bedeutung, der Reichthum, die Vortheile der Anstalt gehoben worden. Die Zahl der **independent members** wechselt natürlich je nach der Frequenz der Universität, der Mode und vielen leicht begreiflichen Zufälligkeiten. Auch steht sie nicht immer im Verhältnisse zu der Zahl der stiftungsmäßigen Glieder. Da eine kleinere Stiftung eine Speculation daraus machen kann, ihre Gebäude für viele solcher Mitglieder, welche Kostgeld bezahlen, einzurichten. Die meisten pflegt Christchurch zu haben, nämlich 150—200. Die Zahl der **members on the book** dieses College beträgt oft 700.

Untersuchen wir nun die Art und Weise, wie die zwei oben bezeichneten Momente, das wissenschaftliche durch den Gradus und das der Häuser und besonders der Colleges

sich hinsichtlich der Verfassung und Organisation der Universität und der Stellung ihrer Mitglieder geltend machen, so ergibt sich Folgendes: Erstlich müssen wir vor allen Dingen eigentliche Universitätsverwandte im weitesten Sinne von bloßen Schutzverwandten unterscheiden. Zu letztern gehören mehre Zünfte und Gewerbe (Barbiere, Garköche, Buchbinder, Wirthe, Trödler, Vorkäufer rc.), welche unter akademischer Polizei und Gerichtsbarkeit stehen und auch die eigentliche Dienerschaft der Universitätsverwandten kann dahin gerechnet werden. Doch hier haben wir es fortan mit den erstern zu thun. Untersuchen wir nun, welches die allgemeinste Qualification sei, wodurch ein Individuum in diesem allgemeinsten Sinne der Universität angehört, so entspringt diese aus dem Moment der Colleges. Dies zeigt schon der umfassendste Ausdruck, der alle Universitätsverwandte ohne Rücksicht auf ihre verschiedenen Rechte und Pflichten in sich begreift. Sie heißen **members on the books**, weil ihre Namen in den Büchern, den Listen irgend eines der Häuser unter den wirklichen, nicht blos gewesenen, Mitgliedern stehen müssen. Damit ist nun allerdings schon gesagt, daß sie irgend einmal auch in die Matrikel der Universität eingetragen worden sind und in den allermeisten Fällen werden sie auch einen akademischen Gradus erlangt haben. Allein die Immatriculation gilt nur für die eigentliche Studienzeit, und obgleich der Gradus einen indelebein Charakter hat, der über das Universitätsleben im engern Sinne hinausreicht, so fallen doch die Rechte, welche er in demselben gewährt, nach dessen Schlusse weg, wenn nicht jene Eigenschaft eines **Members on the books** dazu kommt, welche durch eine jährliche Abgabe an das Haus, in dessen Büchern man stehen bleiben will, erlangt wird. Auf diese Weise aber behält der Graduirte, in welche Lebensverhältnisse er auch getreten, wie weit sie ihn auch von der **alma mater** entfernt haben mögen, doch alle mit dem Gradus verbundene corporative, active Rechte. Er bleibt Mitglied derselben und eben das ist eine der merkwürdigen und folgereichen Eigenthümlichkeiten der englischen Universität, daß sie auf diese Weise in allen gebildeten Ständen (besonders aber auch in den höhern) Individuen zählt, die nicht nur während einiger Jugendjahre und durch die Erinnerung an dieselben ihr angehören, sondern auch durch bestimmte Rechte und Verpflichtungen, welche von dem Augenblicke, wo der Ankömmling auf der Universität seinen Namen in die Bücher eines Hauses eintragen läßt, bis zu dem Augenblicke reichen, wo sein Name in diesen Büchern ausgestrichen wird, entweder weil er aufhört die statutenmäßige Abgabe zu bezahlen, welche eigentlich den Charakter einer Buße wegen Nichtresidenz zu haben scheint, oder in Folge des Todes. Innerhalb dieser auf dem Moment der Häuser beruhenden Grenzen wird nun aber die Stellung des Universitätsverwandten vielfach, ja hauptsächlich nicht durch dies Moment, sondern durch das ältere, wissenschaftliche des Gradus bedingt. Der in das Universitätsleben Eintretende führt gleichsam ein Doppelleben, dessen beide Hälften vielfach in einander greifen. Es ist das Haus und die Universität. Das Haus empfängt ihn zuerst. Jeder Ankömmling muß binnen acht Tagen ein Haus gewählt haben, in dessen Bücher er sich als **independent member** einschreiben läßt. Als Mitglied eines solchen Hauses und gleichsam unter dessen Schutz und Verantwortlichkeit wird er dann (spätestens nach 14 Tagen) durch die Immatriculation unter die Zahl der Mitglieder der Universität aufgenommen. Das Verhältniß der Eintragung in die Bücher eines Hauses zu der Immatriculation ist der Art, daß beide Momente sich gegenseitig ergänzen und bedingen; und obgleich das erste vorhergeht, so ist es doch für das Universitätsleben ebenso null und nichtig, wenn nicht das zweite dazu kommt, als umgekehrt dieses, wenn nicht das erste vorhergegangen ist. So hat sich wenigstens die Sache praktisch gebildet, obgleich wir nicht behaupten wollen, daß nicht unter den Häusern manche sind, welche ihren ursprünglichen Statuten nach bei der Aufnahme von Mitgliedern auf die Immatriculation keine Rücksicht zu nehmen brauchen. Es liegt in der Natur der Sache, daß ein solcher Fall nicht leicht vorkommt, da Niemand sich in die Bücher des Hauses einschreiben läßt, als um sich dann auch Behufs seiner Studien bei der Universität immatriculiren zu lassen. So erscheinen also beide Punkte ihrer praktischen Bedeutung nach als eins. Die für beide, zunächst aber für die Immatriculation, erfoderte Qualification ist eine merkwürdige Frucht des Geistes, der diese großartigen Organe der nationalen Bildung erzeugt hat, und von ihnen wieder fortgepflanzt und gestärkt wird. Sie sind zugleich im höchsten Grade human und liberal, und auf der andern Seite ebenso illiberal, inhuman und engherzig. Die einzige Bedingung, welche der Immatriculation gesetzt ist, besteht in der sogenannten Unterschrift der 39 Artikel der anglikanischen Kirche und der beiden Eide der Treue gegen den Landesherrn (**oaths of supremacy und of allegiance**), worauf dann die Vereidigung auf die Statuten der Universität und die Immatriculation folgt, deren Gebühren je nach dem Stande des Aufgenommenen verschieden sind. So ist jedem treuen Unterthanen der herrschenden Dynastie, sofern er auch Mitglied der anglikanischen Kirche ist, ohne irgend eine weitere wissenschaftliche oder bürgerliche Qualification der Eintritt in das Universitätsleben unbedingt offen; jedem, der nicht zu dieser Kirche gehört, welche Eigenschaften ihn sonst auch empfehlen mögen, unbedingt verschlossen. Einmal in diesen Kreis aufgenommen, steht dem Ärmsten, dem Geringsten der Weg zu Beneficien, Rechten, Würden und Ämtern aller Art innerhalb desselben, zumal so weit sie von wissenschaftlichen Qualificationen abhängen, unbedingt frei. Viele dieser Vortheile sind unmittelbar mit dem akademischen Gradus verknüpft, bei allen ist der Gradus eine der unerläßlichen Bedingungen. Als Hauptwirkung des wissenschaftlichen Moments auf die Stellung der Mitglieder der Universität erscheint die Eintheilung in graduirte und nicht graduirte Mitglieder, welche auch der Titel der Corporation als **Masters and Scholars** unterscheidet. Erstere allein, nämlich alle die den Gradus eines **magistri artium** oder einen höhern erlangt haben, nehmen Theil an der Ausübung der corporativen Rechte der Universität, letztere, wozu nicht nur bloße Scholaren, sondern auch Baccalau-

ren der Philosophie (undergraduates) gehören, haben keine Rechte der Art, sind aber den Statuten und der Gerichtsbarkeit der Universität unterworfen. Für keines der beiden Elemente haben unsere Universitäten ganz passende Analogien aufzuweisen. Das Verhältniß der Graduirten (zumal als members on the books auch über die Grenzen des eigentlichen Universitätslebens hinaus) als eigentlicher Repräsentanten der Corporation ist uns ganz fremd, indem so weit überall noch von selbständigen Rechten die Rede ist, diese sich auf die ordentlichen Professoren als Mitglieder des Concilii beschränken. Was dagegen die Classe betrifft, welche der Titel der Universität mit dem Ausdrucke Scholars bezeichnet, so kann man sie freilich in gewissem Sinne mit unsern Studenten vergleichen, und sie werden auch in England im gewöhnlichen Leben Students genannt; allein dennoch ist diese Analogie keineswegs ganz passend oder erschöpfend. Erstlich müssen in England zu den Studenten auch solche gerechnet werden, die das Baccalaureat erlangt haben; ja man kann sogar behaupten, daß diese noch am ehesten mit unsern Studenten verglichen werden können, während sie vor Erlangung dieses Grades eher unsern Gymnasiasten oder noch mehr den Schülern unserer alten Fürstenschulen gleichzusetzen sind; obgleich auch die ganze Analogie hinsichtlich der wissenschaftlichen Qualification gar nicht durchzuführen ist, da sogar von einem Magister in England weniger verlangt wird, als von einem Primaner bei uns, von den Facultätsstudien unserer Studenten aber dort gar nicht die Rede ist. Früher wurde auch ohne allen Zweifel der Unterschied zwischen Gymnasialstudien und akademischen noch viel weniger festgehalten und von den Häusern wurden ganz entschieden solche Functionen erwartet, wie sie bei uns das Gymnasium zur Vorbereitung auf die Universität übernimmt. Dies geht schon daraus hervor, daß die Statuten hinsichtlich der Immatriculation den Fall von Studenten zwischen 12 und 16 Jahren berücksichtigen, bei denen die Unterschrift der 39 Artikel unter Caution verschoben werden soll bis zum 16. Jahre. Gegenwärtig kommen solche Fälle zwar gewiß sehr selten vor und 16—18 Jahre können als das Normalalter des Eintritts in das akademische Leben angesehen werden; aber die Studien sind im Ganzen dieselben geblieben und bis zur Erlangung des Baccalaureats ist der Student fast ausschließlich auf den Privatunterricht des Tutors im College angewiesen und hat eigentlich mit der Universität unmittelbar gar keine wissenschaftliche Berührung. Betrachten wir nun die akademischen Verhältnisse des Studenten bis zur Erlangung der Magisterwürde, welche einen so wichtigen Abschnitt in denselben bildet, so ist Folgendes zu bemerken: Erstlich greift das außerhalb der Universität liegende Moment des Standes und Vermögens insofern in diese Verhältnisse ein, als darnach drei durch mancherlei Äußerlichkeiten Kleidung, Präcedenz, Gebühren der Immatriculation und dergleichen bestimmt unterschiedene Classen entstehen, nämlich die der Noblemen, Gentlemen commoners und Commoners. Die Noblemen sind Peers oder Söhne von Peers. Der Unterschied zwischen den beiden andern Classen ist nicht so bestimmt zu definiren, sondern läuft wie der Begriff von Gentleman überhaupt auf ein vages Mehr oder Weniger hinsichtlich der Herkunft und des Vermögenszustandes hinaus, doch dürfte letzterer im Ganzen entscheiden, wie denn z. B. Stipendiaten unbedingt als Commoner immatriculirt werden. Die Angehörigen aller drei Classen sollen gleichmäßig den disciplinarischen Statuten unterworfen sein, obgleich hier in praxi auf Geburt und Geld nur zu viel Rücksicht genommen wird. Das häusliche Leben des Studenten gehört dem College, der Hall an, deren Mitglied er ist, und die Universität kümmert sich nur um das, was außer dem Hause gesündigt wird, wo sie besonders mit Geldstrafen, nach Befinden auch mit Carcer, Entfernung auf bestimmte Zeit (Rustication) oder Relegation einschreitet. Letztere wird indessen höchst selten angewendet, da sie vom Staatsdienste unbedingt ausschließt. Was nun die wissenschaftliche Seite des akademischen Lebens, zumal in Beziehung auf den Gradus, betrifft, so bietet dasselbe so viele Seltsamkeiten, daß wir uns auf die Hauptpunkte beschränken müssen, und auch hier, wie bei der Disciplin, werden wir zunächst nur die statutenmäßigen Formen im Auge behalten, auf die wirkliche Handhabung und die Resultate aber später zurückkommen. Wem daran liegt, diese scholastischen Details näher kennen zu lernen und die Bedeutung so vieler seltsamer termini technici, wie z. B.: Generals, juraments, answering under batchelor, variations, Austins, Disputations in the parvise, determinations, quodlibets, Aristotle, senior und junior Soph, senior und junior wrangler, wooden spom, plucking, pigmarket, grand compounder, presentator, apparitor, terrae filius, collector, scios etc. zu verstehen, der mag sich in ausführlichern Werken, die wir später anführen werden, Raths erholen. Das akademische Jahr ist in vier Termine (terms) eingetheilt: Hilary (14. Jan.—22. März), Ostern (9. April—17. Mai), Trinitatis (21. Mai—5. Juli), Michaelis (10. Oct.—17. Dec.). Am ersten Dinstage des Juli wird durch einen feierlichen Actus (act), worin die jährlichen Promotionen vorgenommen werden, das akademische Jahr eröffnet; wenigstens heißt diese Feierlichkeit in Cambridge Comencement, obgleich man sie eher für den Schluß halten sollte, da gleich darauf die langen Ferien anfangen. Die Erlangung der akademischen Grade hängt nun theils von einer gewissen Anzahl von Terms, theils von gewissen scholastischen Übungen, theils von der Bewilligung (grace) der Universität in der Congregation, theils endlich (wie sich denken läßt) von der Entrichtung gewisser Gebühren (Fees) ab. Jene Übungen haben größtentheils die Form und den Charakter von Disputationen, doch gehören auch eigentliche Examina dazu. Übrigens müssen wir freilich hier schon bemerken, daß wenn schon diese Übungen großentheils auf bloße leere Formalitäten hinauslaufen (wobei höchstens das Examen einigermaßen eine Ausnahme macht), dies fast noch mehr von den wenigen statutenmäßig zu besuchenden Vorlesungen gilt, sodaß die wissenschaftliche Vorbereitung zu jenen Übungen fast ganz dem Unterricht in den Colleges durch die Tutors anheimfällt. Die Gegen-

stände desselben sind nun bis zur Erlangung der Magisterwürde, worauf es besonders ankommt, folgende: christliche Religion, Logik, Rhetorik, Ethik und Politik duce Aristotele! — Mathematik duce Euclide! — Endlich eigentlich classische Studien. Naturlehre (natural philosophy) ist nicht vorgeschrieben, sondern Gegenstand des freiwilligen Eifers der Candidaten, wobei Aristoteles erst seit etwa 30 Jahren von Newton verdrängt worden ist. Auf diese Weise erlangt der Student nach Verlauf von 16 Terms von seiner Immatriculation gerechnet (welche indessen meist auf 12 reducirt werden), den Grad eines Baccalaureus artium (Batchelor of arts), dann nach Verlauf von 12 Terms ohne neues Examen den Grad eines Magistri artium (Master of arts), womit er in die Zahl der Graduirten eintritt. Beim ersten Act nach seiner Graduation kann er sich zur Regenz (Regency) melden, welche bekanntlich ursprünglich diejenigen Magister unterschied, die sich dem Lehrfache widmeten. Gegenwärtig gilt dies nur insofern, als die Theologen in der Regel um die Regenz einkommen und als alle Doctoren und alle Professoren als Regenten angesehen werden. Der Grad eines Magisters ist übrigens die unerläßliche, aber auch genügende Vorbereitung für alle andern Grade, deren Erlangung dann noch viel mehr an die Zahl der Terms und die leere Formalität einer Scheindisputation über Gegenstände der respectiven Facultäten geknüpft ist. In der That ist mit der Erlangung der Magisterwürde für die Juristen und Mediciner die akademische Studienzeit geschlossen, und sie gehören zu denen, welche charakteristisch Termintraber (Termtrotters) genannt werden, da sie blos zu Anfange des Terms auf einige Tage sich einstellen, um sich als gegenwärtig einschreiben zu lassen und den Term nicht zu verlieren. Auf diese Weise erfolgt 28 Terms nach der Regenz das Baccalaureat der Theologie und 16 Terms später die theologische Doctorwürde (Docter of Divinity); ebenso 28 Terms nach der Magisterwürde das juristische Baccalaureat (B. of civil Law) und 20 Terms später die Doctorwürde; endlich in der medicinischen Facultät das Baccalaureat vier Terms nach der Regenz und die Doctorwürde 12 Terms später. Außerdem verleiht die Universität den Gradus eines Baccalaureus und den eines Doctors der Musik. Der Candidat muß sich eine Reihe von Jahren mit musikalischen Studien und Übungen beschäftigt haben (nach glaubwürdigen Zeugnissen) und dann eine Symphonie von eigener Composition in dem musikalischen Auditorium aufführen. Auch honoris causa werden die verschiedenen Grade vom Magister aufwärts ertheilt und Peers, Söhne von Peers, Baronets und Knights erhalten alle Grade ohne Examen und sind auch hinsichtlich der Zahl der Terms begünstigt. Übrigens halten die englischen Universitäten ihre Grade so hoch, daß sie die von andern Universitäten nicht als voll anerkennen, was zum Theil wegen der mit dem Gradus hier verbundenen Rechte, wofür andere Universitäten kein Äquivalent zu bieten haben, nicht so unbedingt zu tadeln sein möchte. In allen wissenschaftlichen Functionen der oben erwähnten Art wird nun die Universität repräsentirt durch die sogenannte **Congregation**, worin unter dem Vorsitze des Vicekanzlers oder der beiden Proctors alle sogenannte Magistri regentes (Regent Masters) Sitz und Stimme haben. Wir wollen uns hier nicht bei dem Unterschiede zwischen Magistri necessario Regentes und Magistri ad placitum Regentes aufhalten, sondern nur bemerken oder erinnern, daß die Regenz früher die eigentliche facultatem legendi bedingte, daß aber auch dies seit längerer Zeit in gar vielen Fällen eine bloße leere Formel ist, indem auch solche Magister, welche vielleicht nie Vorlesungen zu halten oder sonst ein Lehramt zu versehen gedenken, bei der Congregation um die Regenz einkommen, welche nach Stimmenmehrheit ertheilt oder verweigert wird. Man kann also nur mit großer Einschränkung in der Congregation etwa insofern ein Analogon unserer Facultäten finden, als darin das lehrende Moment der Universität repräsentirt wäre. Denn obgleich allerdings die Professoren als solche zu den Regenten gerechnet werden, ebenso aber auch die Vorsteher der Häuser, wenn sie auch mit dem Lehramte gar nichts zu schaffen haben, und die residirenden Doctoren aller Facultäten, sodaß die Congregation doch größtentheils aus Mitgliedern, welche theils nie gelehrt haben, theils wenigstens seit längerer Zeit nicht lehren, besteht. Von einer Trennung der Facultäten ist ohnehin gar nicht die Rede. Dennoch ist sie, wie gesagt, die höchste wissenschaftliche Behörde der Universität. Sie ernennt die Examinatoren und Moderatoren für die Prüfungen und Disputationen aus ihrer Mitte, und auch nachdem alle statutenmäßige Bedingungen von dem Candidaten erfüllt sind, ist die Ertheilung des Grades noch als Gnadensache (grace) von der Entscheidung der Stimmenmehrheit in der Congregation abhängig, wobei aber der Vicekanzler und die beiden Proctors ein entscheidendes non placet haben. Sie ist es auch, welche allein alle Dispensationen in diesen Dingen ertheilen kann, welches freilich in manchen Punkten so häufig geschieht, daß die Ausnahme fast zur Regel geworden ist. Als eine der vielen Eigenthümlichkeiten dieser Zustände verdient bemerkt zu werden, daß die Mitglieder von Newcollege um ihre grace nicht bei der Congregation, sondern bei ihrem College einkommen und von diesem also eigentlich promovirt werden. Bedenkt man nun, welche wichtige Rechte (wie wir gleich näher sehen werden) mit dem Gradus verbunden sind, ja, daß er die unerläßliche Vorbedingung und conditio sine qua non für die Erlangung jedes höhern Amtes, jedes Benefizes der Universität und der Colleges ist, so ergibt sich von selbst, welche hohe Bedeutung die Congregation in der ganzen Organisation der Universität hat, obgleich sie durchaus keine **politische**, sondern nur **wissenschaftliche** Functionen hat.

Nachdem wir nun den Studenten, oder, mit dem Titel der Corporation zu sprechen, den Scholar auf der scholastischen Leiter bis zu dem Gradus geführt haben, der eben dort als Hauptelement der Corporation mit dem Ausdrucke masters bezeichnet ist, müssen wir untersuchen, welche Bedeutung nun diese Würde, dieses Element in der Verfassung und Organisation der Universität hat, wobei wir der bloßen Ehrenrechte in Tracht, Präcedenz &c. nicht weiter erwähnen wollen. Jener Gradus nun gibt

an und für sich und ausschließlich das Recht der Theilnahme an der Ausübung aller politischen corporativen Rechte der Universität, deren Organ in dieser Hinsicht die sogenannte Convocation ist, worin jeder Magister (regent und nonregent masters) Sitz und Stimme unter dem Vorsitze des Vicekanzlers und der beiden Proctors hat. Doch kann dies Recht nur persönlich, nicht per procuram ausgeübt werden, und hört auf, wenn der Magister nicht on the books eines Colleges bleibt. Die Convocation gibt dem Organismus der Corporation seine dem Titel entsprechende Vollständigkeit durch Erwählung des Kanzlers (Chancellor, Masters and Scholars) und der beiden ihm zunächst stehenden Beamten, der Proctors, welche wir schon oben als ehemalige Procuratores der Nationen bezeichneten, deren Rechte eben theils auf das wissenschaftliche Moment, den Gradus, theils auf die Häuser übergegangen sind. Es ist nun zwar dem jüngsten Moment der Häuser (Colleges und Halls) nicht gelungen, das wissenschaftliche so zu verdrängen und zu verschlingen, wie dieses das nationale verdrängt hat, vielmehr wird das wissenschaftliche Moment in der Convocation, dem formellen Mittelpunkt der corporativen Thätigkeit, ausschließlich repräsentirt; aber dennoch haben die Häuser ein entschiedenes Übergewicht in der Leitung aller Angelegenheiten erlangt. Dies ist erstlich schon eine Folge der allgemeinen factischen Stellung solcher Mitglieder der Convocation, welche zugleich Fellows oder Vorsteher der Häuser sind. Zweitens aber ist es eine Folge der Beschränkung des Wahlrechts der Convocation und des Substitutionsrechts der Gewählten durch die ausschließliche Wahlfähigkeit der Vorsteher oder Fellows der Häuser zu den wichtigsten Ämtern der Universität. Hierzu kommt aber endlich drittens noch, daß die Häupter der Häuser auch ganz unabhängig von Wahl oder Substitution neben den Beamten der Universität Sitz und Stimme in derjenigen collegialischen Behörde haben, welche die eigentliche Entscheidung in allen Angelegenheiten der Universität hat, nämlich in der sogenannten Montags- oder Wochenversammlung (hebdomadal Meeting). Hier werden nicht blos die wichtigern laufenden Angelegenheiten entschieden, sondern auch Alles, was zur Berathung oder Abstimmung an die Convocation gebracht werden muß, wird vorher in der Wochenversammlung berathen und in der hier vorbereiteten Form der Convocation vorgelegt. Bedenkt man nun, welchen statutenmäßigen Einfluß schon dadurch diese Behörde, worin die Häuser entschieden vorherrschen, auf die Verhandlungen und Beschlüsse der Convocation haben, bedenkt man, daß in allen Abstimmungen in der Congregation und Convocation, welche nicht Wahlen betreffen, der Vicekanzler oder die beiden Proctors ein entscheidendes Veto haben, bedenkt man endlich die mehr factische, schwer zu definirende und im Einzelnen nachzuweisende, aber doch immer mehr oder weniger vorhandene Abhängigkeit einer großen Anzahl von stimmfähigen Magistern von den Häusern, deren nichtstiftungsmäßige Mitglieder sie sind, deren stiftungsmäßige Mitglieder sie aber einmal zu werden wünschen, oder deren Gunst sie auf andere Weise gelegentlich in Anspruch zu nehmen haben — bedenkt man endlich, daß grade diese Votanten, sowie die Fellows selbst, welche freilich nicht als solche, sondern nur als Graduirte Sitz und Stimme haben, gewöhnlich die Mehrzahl der jedesmaligen residirenden oder sonst anwesenden, also stimmenden Mitglieder der Convocation ausmachen — erwägt man Alles dies, so wird man leicht begreifen, daß und warum das Regiment der Universität factisch ganz in den Händen der Häuser und ihrer Vorsteher ist. Doch fehlt es nicht ganz an Correctiven gegen etwanige Misbräuche, oder vielmehr es fehlt dem Geiste der ganzen Corporation, deren öffentlicher Meinung nicht an Mitteln sich geltend zu machen, wenn jene Oligarchie sich in zu grellen Widerspruch mit derselben setzt, obgleich ohnehin ein solches Misverhältniß an und für sich nicht oft vorkommen und noch weniger lange dauern kann, da jene Oligarchie keine erbliche ist, sondern auf irgend eine Weise doch immer aus der Masse der Corporation ergänzt und ersetzt wird. Tritt aber ein solches Misverhältniß wirklich sehr entschieden in Beziehung auf wichtige Punkte ein, so wird die Wochenversammlung und deren Anhänger doch die Stimmung der weniger abhängigen Mitglieder der Convocation um so mehr berücksichtigen, oder ihr um so weniger unbedingt widerstehen können, als deren Zahl in solchen Fällen leicht durch solche graduirte members on the books vermehrt wird, welche in keiner andern Verbindung mit der alma mater mehr stehen, weder von ihr, noch von den Häusern etwas verlangen oder erwarten und nur zu einer solchen Ausübung ihres Rechts sich einfinden. Dies geschieht z. B. bei den Wahlen der parlamentarischen Repräsentanten. Solche Versammlungen können dann stürmisch genug werden, und obgleich der Präsident das Recht hat, den Gebrauch der Vulgarsprachen bei den Verhandlungen nicht zu gestatten, so weiß sich doch die aufgeregte Stimmung entweder statutenwidrig in gutem Englisch, oder statutenmäßig in weniger gutem Latein hinreichend auszusprechen. Doch dies sind, wie gesagt, seltene Ausnahmen. — Wir haben die Hauptzüge in dem Organismus der Universität bezeichnet und müssen nun noch auf einige weitere Gliederungen eingehen. Und zwar ist hier zunächst hinsichtlich der erwähnten höchsten Behörden das eigenthümliche System der Substitution zu bemerken, wodurch die Zahl der höchsten Beamten sehr vermehrt und zum Theil ihre Stellung sehr modificirt wird. So ist zwar der Kanzler ursprünglich und formell das Haupt der Universität, in der That aber ist das Kanzellariat gegenwärtig ein bloßes Ehrenamt. Die Convocation wählt dazu auf Lebenszeit immer einen der angesehensten und einflußreichsten (jedenfalls graduirten oder zu graduirenden) Männer des Landes, von denen keiner ist, der die Wahl nicht als eine große Ehre ansähe. Gegenwärtig ist der Herzog von Wellington Kanzler und sein Vorgänger war Lord Grenville. Die Anwesenheit des Kanzlers wird nur bei seiner Einführung, oder bei sehr feierlichen Gelegenheiten, z. B. königlichen Besuchen, seine unmittelbare und wirkliche Theilnahme an den Geschäften gar nicht erfodert. Dagegen wird begreiflich von ihm erwartet, daß er seinen Einfluß bei Hofe, im Parlament und sonst, wenn es Noth thut, zu Gunsten der Universität verwende. Auch der for-

nell dem Kanzler zunächst stehende Beamte, der High Stewart, bekleidet gegenwärtig ein bloßes Ehrenamt unter ähnlichen Bedingungen und Verhältnissen wie der Kanzler, von dem er ernannt, oder vielmehr der Convocation zur Bestätigung vorgeschlagen wird. Gegenwärtig bekleidet der ehemalige Lordkanzler von England, Lord Eldon, diese Würde. Alle eigentliche Geschäfte des Kanzlers versieht der Vicekanzler, welcher ebenfalls von dem Kanzler ernannt und von der Convocation bestätigt wird. Das Amt soll jährlich wechseln, wird aber in der Regel nur alle vier Jahre erneut. Der Vicekanzler hat die Leitung der eigentlichen Universitätsangelegenheiten als Präsident der Wochenversammlung, der Convocation und Congregation, welche er allein zu berufen berechtigt ist. Er übt ferner die Universitätsgerichtsbarkeit aus, welche sich auf alle Sachen ohne Ausnahme ausdehnt, bei denen Universitätsverwandte oder Schutzverwandte betheiligt sind, in welchem Theile des Reichs sie auch vorfallen mögen; wenigstens steht es ihm frei, sie vor sein Gericht zu ziehen (to challenge). Er hat ferner die Polizei nicht nur über alle Universitätsverwandte (außerhalb der Colleges), sondern auch ein großer Theil der städtischen Polizei hinsichtlich der Märkte, Schenken, Maßes und Gewichts, Straßenreinigung rc. ist in seiner Hand, und es findet von Seiten der städtischen Behörde nur eine untergeordnete Mitwirkung statt, wobei die Rechte der Universität wohl verwahrt sind. Aber auch über das Weichbild der Stadt erstreckt sich seine Autorität, indem er immer einer der Friedensrichter für die beiden Grafschaften Oxford und Berks ist. Die Ehrenrechte des Vicekanzlers sind seiner hohen Stellung vollkommen angemessen. In allen diesen wichtigen Functionen ist er unmittelbar nur der Convocation verantwortlich, welche seine Nichtwiederbestätigung am Ende des Jahres, oder wol gar seine Suspension oder Absetzung verfügen kann, jedoch natürlich nicht ohne Mitwirkung des Kanzlers, wie denn überhaupt aus dem oben z. B. über das Verhältniß der Wochenversammlung zur Convocation Gesagten schon hinreichend zu ersehen, wie viel dazu gehören würde. Ein Zwiespalt zwischen dem Kanzler und dieser Behörde ist aber um so weniger denkbar, da er in der Ausübung aller seiner Functionen durch deren Mitglieder, zumal insofern sie auch sonst seine Amtsgehilfen oder Untergebenen sind, so wirksam controllirt wird, daß ganz von selbst eine gemeinsame Verantwortlichkeit eintreten muß. Zu seinen Gehilfen gehören zunächst seine vier Substituten oder Provicekanzler, die er aus der Zahl der Vorsteher der Colleges ernennt und die nebst einem rechtskundigen Beisitzer ihm zumal in seinen richterlichen Functionen zur Hand gehen. Dahin gehören (wie schon bemerkt) ferner die beiden Proctors, die von der Convocation aus der Zahl der Fellows der beiden Colleges, welche nach einem gewissen Turnus die Reihe trifft, auf zwei Jahre erwählt werden. Sie müssen vierjährige Magister sein (masters of four years standing). Das Amt des Proctors ist Handhabung der statutenmäßigen Disciplin und Polizei außerhalb der Colleges und Halls mit sehr ausgedehnter Gewalt. Jeder von ihnen ernennt sich zwei und nach Umständen vier Gehilfen (Proproctors), und sie werden zumal hinsichtlich der Marktpolizei von vier sogenannten clerks of the market unterstützt, welche ebenfalls von der Convocation aus der Zahl der Magister gewählt werden. Nicht nur die bisher genannten höhern Beamten der Universität, sondern auch alle andere werden von der Convocation gewählt; dahin gehören die Professoren (wovon sogleich mehr), der öffentliche Redner (public orator), welcher im Auftrage der Convocation und Namen der Universität alle feierlichen Anreden, sowol schriftlich als mündlich in Prosa und Versen, natürlich meist lateinisch zu verfertigen und zu halten hat; ferner der Bodley'sche Bibliothekar, der Radcliffe'sche Bibliothekar, der Aufseher des Ashmole'schen Museum, der Archivar, der Registrator, alle diese werden zu den höhern Beamten gerechnet, müssen Graduirte sein und sind fast immer Fellows eines Colleges. Auch die untergeordneten Beamten, z. B. vier Oberpedelle (Esquire Bedels), und vier Unterpedelle (Yeoman Bedels), der Amtmann (Bailliff), dem besonders die Aufsicht über die Gebäude zusteht, der Aufseher der Auditorien (clerk of the schools) rc. werden größtentheils von der Convocation gewählt. Ebenso werden auch die Patronatsrechte der Universität bei Besetzung mehrer Pfründen von der Convocation ausgeübt. Über die sonstigen Functionen dieser Versammlungen brauchen wir nichts Näheres anzuführen, da sie sich im Allgemeinen aus dem bisher Gesagten, aus ihrer ganzen Stellung gleichsam als gesetzgebende Gewalt der ausübenden des Vicekanzlers und seiner Beisitzer gegenüber ergibt, zumal was die Verwaltung des Vermögens betrifft. Besondere Erwähnung verdient dagegen noch die Stellung der Professoren, welche von der auf unsern Universitäten so durchaus verschieden ist. Während sie bei uns an der Spitze der Universität auch hinsichtlich der Verwaltung, Gerichtsbarkeit, Polizei rc. stehen, oder bisher standen, sind sie dort blos gewählte lehrende Beamte, welche als solche gar keinen Antheil an den corporativen Rechten der Universität haben. Aber auch in wissenschaftlicher Hinsicht lehrt schon ein Blick auf das Verzeichniß der Professuren, daß hier nicht von einem den Mitteln, der materiellen und politischen Bedeutung und Entwickelung der Universität irgend entsprechenden, umfassenden und vollständigen, mit Liebe zur Sache und höherer Übersicht aufgefaßten und nach Zeit und Umständen entwickelten System akademischer Studien die Rede ist. Die Professuren sind Stiftungen, welche zu verschiedenen Zeiten, größtentheils aber im 16. und 17. Jahrh., theils von königlichen Gönnern, theils von Privatleuten mit der Universität vereinigt worden sind. Einige sind auch wol von der Universität aus eigenen Mitteln dotirt worden. Nun ist zwar nicht zu leugnen, daß dieser Entstehungsweise ein mehr oder weniger gefühltes Bedürfniß zum Grunde lag; allein theils war dies doch oft mehr zufällig, oder durch individuelle Liebhaberei bedingt, theils entsprach es keineswegs den zunehmenden wirklichen Bedürfnissen der Wissenschaft, und dies um so weniger, da der Eifer, sich durch solche Stiftungen verdient zu machen, fast in demselben Maße abnahm, als die wissenschaftliche Entwickelung der europäischen Civilisation zunahm;

sodaß z. B. während des in wissenschaftlicher Hinsicht so unermeßlich bedeutungsvollen ersten Viertels des 19. Jahrh., nur etwa vier und seit dem Anfange des 18. Jahrh. nur acht bis neun neue Professuren errichtet worden sind. Daß diese Professuren aber überdies in der That größtentheils bloße Sinecuren geworden sind, haben wir schon angedeutet. Die Professuren königlicher Stiftung sind auch königlicher Ernennung, doch wird (unsers Wissens) dies Recht in der Regel der Universität, d. h. der Convocation, überlassen, welche auch alle andere Professuren durch Wahl nach Stimmenmehrheit besetzt. Die Concurrenz ist fast unbedingt frei, und größere Tüchtigkeit allein sollte entscheiden. Weder Ausländer, noch Nichtgraduirte oder überhaupt Nichtmitglieder der Universität sind statutenmäßig ausgeschlossen. Freilich hat auch der Professor als solcher keine weitere Rechte in der Universität, sondern erhält diese erst durch den Gradus, sofern ihm derselbe **honoris causa** oder sonst ertheilt wird. Indessen kommen solche Fälle **in praxi** selten vor und die Wahl fällt in der Regel nicht nur auf Graduirte der Universität, sondern auf Fellows der Colleges, denen sie nicht blos wegen der Sinecure, des Gehalts, sondern auch deshalb sehr erwünscht ist, weil das Recht damit verbunden ist, außerhalb des College zu wohnen und sogar zu heirathen. Wie viel Rücksicht dabei auf wissenschaftliche Tüchtigkeit genommen wird, läßt sich denken. Folgendes sind die gegenwärtig bestehenden Professuren nach ihrem akademischen Titel, welcher zum Theil den Stifter andeutet, und ihrer chronologischen Reihefolge: 1) **Regius Professor of Divinity**; 2) **R. P. of Civil Law**; 3) **R. P. of Medicine**; 4) **R. P. of Hebrew**; 5) **R. P. of Greek**; 6) **Margaret P. of Divinity**; 7) **P. of natural Philosophy**; 8) **Savilian P. of Geometry**; 9) **Savilian P. of Astronomy**; 10) **Comdens P. of ancient History**; 11) **P. of Musik**; 12) **Archbishop Land's**; 13) **P. of Arabic**; 14) **Regius P. of Botany**; 15) **P. of Poetry**; 16) **Regius P. of modern History and modern Languages**; 17) **Anglo-Saxon Professor**; 18) **Vinerian P. of common Law**; 19) **Lord Lichfield Clinical Professor**; 20) **Lord Almoners Praelector in Arabic**; 21) **Aldrichian P. of Medicine**; 22) **Aldrichian P. of Anatomy**; 23) **Aldrichian P. of Chimistry**; 24) **Lee's Lecturer in Anatomy**, 25) **Reader in Experimental Philosophy**; 26) **Reader in Mineralogy**; 27) **Drummond P. of Political economy**; 28) **Boden P. of Sanscrit**; 29) **P. of Geology**. — Die Beantwortung der Frage: in wie weit die Universität hinsichtlich ihrer materiellen Hilfsmittel im Stande wäre, ihren Studienplan zu erweitern und zu vervollständigen? hängt natürlich von einer genauen Kenntniß des Vermögenszustandes der Corporation ab, und dies mag uns Gelegenheit geben, hier anzubringen, was wir über diesen Punkt zu sagen wissen und was sich freilich leider auf ein Geständniß vollkommener Unwissenheit beschränkt, für deren Aufklärung unter obwaltenden Umständen und ohne eine radicale Umwälzung des ganzen jetzigen Geschäftswesens, ja der ganzen Verfassung der Universität, auch schwerlich irgendwo zuverlässige Nachweisungen zu finden sein dürften, da der corporative Instinct hier so sehr wie irgendwo jede Möglichkeit der Übersicht und Einsicht für Nichteingeweihte zu verschließen weiß. Daß die Universität von Grundstücken und Häusern, an Gefällen, an Zinsen angelegter Capitale, an Gebühren aller Art, von der Universitätsdruckerei und dem wenigstens mittelbaren Monopol des Drucks anglikanischer Bibeln und Gebetbücher und eines Kalenders Einkünfte hat, welche den auf die bedeutendsten teutschen Universitäten verwendeten Summen nicht viel nachstehen, glauben wir indessen annehmen zu können; aber damit ist noch durchaus keine klarere Ansicht der Sache gegeben, da hinsichtlich der Verwendung dieser Summe der weitere Vergleich gar nicht durchzuführen ist. Die meisten der Punkte, welche bei uns in dem Ausgabeetat einer Universität figuriren, Sammlungen, Institute aller Art, Professuren und Beamtenstellen, sind nämlich bei den englischen Universitäten größtentheils mit besondern Einkünften an Grundeigenthum oder auf andere Weise dotirt. Die Inhaber der Professuren, deren Dotation zum Theil sehr gering ist, sehen dieselben theils blos als Sinecuren an, deren Ertrag einen Zuschuß zu ihrer sonstigen Einnahme, z. B. als Fellows und dergleichen bilden, oder sie werden durch den Genuß anderer Beneficien, z. B. Pfründen (besonders akademischer Vergebung) in den Stand gesetzt, trotz des geringen Ertrags der Professur auszukommen. Das Vermögen, die Einnahme der Universität kann in allen jenen Fällen höchstens zu außerordentlichen Zuschüssen, z. B. bei Bauten, Reparaturen, Anschaffungen, in Anspruch genommen werden, und auch, was die letztern, z. B. für die Bibliothek, betrifft, so werden schon durch das Recht an ein Exemplar jedes in England erscheinenden Buchs die Ausgaben sehr ermäßigt. Was die höhern Beamten, den Vicekanzler, die Proctors und deren Substituten betrifft, so sind ihre Stellen nicht besonders dotirt, aber sie sind auf mancherlei bedeutende Gebühren angewiesen, und wenn sie außerdem noch einen bestimmten Gehalt haben mögen, so ist es uns jedenfalls nicht gelungen, darüber irgend etwas Näheres zu erfahren [2]). Fast noch schwieriger dürfte es sein, eine irgend genauere, oder auch nur ganz ungefähre Angabe über die Vermögensumstände der Colleges oder Halls zu erhalten, und wir müssen uns mit der ziemlich plausiblen Vermuthung begnügen, daß einige von ihnen, z. B. Christchurch, reicher sein mögen, als manche teutsche Universität, deren geistiger Reichthum und wissenschaftliche Thätigkeit denn freilich ihr zu um so größerm Ruhme gereichen mag, wenn man sie mit der Indolenz dieser Reichen vergleicht. — Was die Personalstatistik der Universität betrifft, so können wir nach dem, was wir bisher über die verschiedenen Classen der Mitglieder derselben gesagt haben, einige ziemlich allgemein verbreitete

2) So eben finden wir in **Wendeborn**, Zustand des Staates ꝛc. in Großbritannien (Berlin 1785), eine Angabe, wonach der Ertrag der Ländereien der Universität Oxford 120,000 L. und jener von Cambridge 60,000 L. **mindestens** betrüge. Aber diese Angabe ist zu allgemein gehalten, als daß sie uns viel helfen könnte, und namentlich ist nicht gesagt, ob die Einkünfte der Colleges mit gerechnet sind.

Irrthümer berichtigen. So z. B. wird die Frequenz von Oxford noch in ganz neuen statistischen Werken auf 5000 und mehr angegeben; allein dies kann sich blos auf die sogenannten members on the books beziehen, von denen die meisten seit Jahren die Universität verlassen haben. Die Frequenz in unserm Sinne, d. h. die Zahl der Studenten, wozu wir hier die Baccalaurei, sogar solche Magister mitrechnen wollen, welche ihren Aufenthalt um der Studien willen verlängern, aber die Termtrotters billigerweise ausschließen müssen, beträgt gewiß nie mehr als 12 — 1400. Die Zahl der Fellows beträgt gegen 500, von denen aber selten mehr als 300 anwesend sind. In der Convocation stimmen außer diesen selten mehr als etwa 2 — 300, also zusammen gegen 600. Die Zahl der Mitglieder der Congregation steigt selten auf 100.

Es bleibt uns nun noch übrig, das Verhältniß der Universität nach Außen zu betrachten, besonders inwiefern deren ausgedehnte corporative Rechte und Selbständigkeit staatsrechtlich begrenzt, bedingt und ihrem Misbrauche vorgebeugt wird. Daß dies Sache der höchsten Staatsgewalt vermöge ihres allgemeinen Aufsichtsrechts ist, bedarf theoretisch auch keiner weitern Nachweisung, nur hat die praktische Anwendung dieses Rechts, wie sich leicht denken läßt, in England mancherlei Schwierigkeiten, wie noch kürzlich die Verhandlungen hinsichtlich der städtischen Corporationen bewiesen haben, von denen mehre sich der Visitation durch eine parlamentarische Commission unter dem großen Siegel gradezu widersetzten, ohne daß gerichtlich gegen sie etwas geschehen wäre, indem man vielmehr diese Knoten mit dem Schwerte der neuen Städtebill zerhauen hat, welches einem Staatsstreich ähnlicher ist, als grade zu wünschen war. Jedenfalls dürfte es schwer sein, dem eigentlichen Visitationsrecht eine andere als streng conservative Bedeutung zu geben. Hier dürfte überdies noch eine, wenigstens theoretisch nicht ganz leicht zu beantwortende Frage zu beachten sein. Ob nämlich das Recht der Beaufsichtigung, der Visitation in Beziehung auf die Universitäten einseitig als Prärogative der Krone, oder ob es nur unter Mitwirkung des Parlaments ausgeübt werden kann? Früher ist zwar der erste Fall mehrmals eingetreten, aber die Entwickelung der britischen Verfassung seit den Zeiten Heinrich's VIII. und Elisabeth's dürfte schwerlich eine volle Anwendung jener Precedents verstatten, und wenn auch noch weniger das einseitige Einschreiten des Parlaments in der nächstfolgenden Epoche der bürgerlichen Unruhen als Norm gelten kann, so wird wol ein gemeinsames Verfahren, wozu es auch nicht an Precedents fehlt, ohne Anregung bedenklicher Fragen in diesem Augenblicke keine Schwierigkeit haben, und wahrscheinlich binnen kurzem stattfinden. Eine anerkannte und bestimmte, obgleich seit langer Zeit nicht ausgeübte Controle steht dem Könige insofern zu, als die Beschlüsse der Convocation seiner Sanction bedürfen, sobald es sich um Aufhebung oder Abänderung solcher Statuten handelt, welche früher von der königlichen Gewalt ausgegangen sind, wozu allerdings die meisten und wichtigsten gehören. Weniger klar erscheint die Bedeutung der sogenannten Kings Letters, welchen zwar im Allgemeinen eine statutenmäßige Kraft beigelegt wird, jedoch ohne Zweifel mit Vorbehalt erworbener Rechte und insofern der Anerkennung durch die Convocation. Daß die Universität zwei Repräsentanten ins Parlament schickt, welche von der Convocation gewählt werden, ist bekannt genug; inwiefern aber darin eine vermehrte Bürgschaft für die Bewahrung ihrer corporativen Selbständigkeit liegen mag, ist schwer zu sagen. Die sicherste Bürgschaft in dieser Hinsicht möchte freilich in einem weisen Gebrauche der mit dieser Selbständigkeit verbundenen Rechte liegen; aber eben darin liegt auch die Schwierigkeit, und es entsteht die Frage: ob nicht sehr wesentlicher Misbrauch dieser Rechte, oder Vernachlässigung der damit verbundenen allgemeinen oder besondern, bestimmt ausgesprochenen und anerkannten oder sich von selbst verstehenden und um so unabweislichern Pflichten schon seit so langer Zeit stattgefunden haben, daß theils eine Abhilfe derselben ohne außerordentliches Einschreiten von Außen an und für sich nicht mehr möglich wäre, theils aber der öffentlichen Meinung nicht mehr genügen würde? Daß aber die letzte Entscheidung hier zunächst factisch von der öffentlichen Meinung abhängt, dürfte ebenso wenig in Abrede zu stellen sein, als daß sie sich durch ihre verfassungsmäßigen Organe über kurz oder lang auch eine gesetzliche Geltung zu verschaffen wissen wird.

Die Beantwortung der oben gestellten Frage führt uns nun von selbst auf den Theil unserer Aufgabe, den wir zunächst zu lösen haben, nämlich auf die Untersuchung der eigentlichen praktischen Resultate der Einrichtungen und Hilfsmittel, welche wir bisher geschildert haben. Es kommt darauf an zu wissen, was die Universität zu leisten verpflichtet ist, was sie leisten will, was sie wirklich leistet, was vernünftiger, rechtmäßiger und billiger Weise von ihr gefodert werden kann, was von ihr von vielen Seiten gefodert wird und inwiefern sie diese Foderungen zu erfüllen befähigt, verpflichtet und berechtigt ist. Es liegt aber in der Natur der Sache, daß diese Punkte nicht erörtert werden können ohne gelegentliche Beziehung auf den gegenwärtigen Stand und die Bedürfnisse der nationellen Bildung in England sowol in wissenschaftlicher als auch in politischer Hinsicht, denn die englischen Universitäten haben nicht blos eine wissenschaftliche, sondern auch eine sehr entschiedene, ja vorherrschende politische Bedeutung, deren gegenseitiges Verhältniß bei einer solchen Untersuchung ganz besonders in Betracht kommt. Ja wir könnten das Hauptresultat derselben schon jetzt in der Bemerkung zusammenfassen, daß die gegenwärtige bedenkliche Lage der englischen Universitäten wesentlich daher rührt, daß sie ihre geistige, wissenschaftliche Bedeutung, ihre daraus entstehenden Pflichten neben ihrer politischen und materiellen Bedeutung so lange verkannt und vernachlässigt haben, daß nun auch diese letztere im höchsten Grade gefährdet ist, eben weil sie der Natur der Sache nach wesentlich von jener bedingt wird.

Betrachten wir nun zunächst die Frage, welches die wissenschaftlichen und sittlichen Pflichten sind, deren Erfüllung der Universität obliegen und inwieweit sie dieselben erfüllt. Hier müssen wir uns nun wohl bequemen, zunächst

zu dem untergeordneten beschränkten Standpunkte herabzusteigen, auf den manche unverständige Vertheidiger der Universitäten gelegentlich mehr oder weniger geneigt scheinen sich zu stellen, auf den beschränktesten juristischen Standpunkt, der auch hier keine andere Pflichten anerkennt, als die buchstäblich statutenmäßig übernommenen und gerichtlich nachzuweisenden. Aber auch wenn dieser Maßstab entscheiden sollte, könnten die Universitäten den Vorwurf zahlreicher und grober Pflichtverletzung keinesweges von sich abweisen; denn es ist eine offenkundige, von keiner Seite in Abrede gestellte Thatsache, daß eine große Zahl von statutenmäßigen Bestimmungen, sowol hinsichtlich der Studien, als noch mehr hinsichtlich der Disciplin der Universität entweder sehr nachlässig und blos formell beobachtet werden, oder ganz aus dem Gebrauche und Andenken verschwunden sind, oder gradezu nur noch durch ihre fortwährende Übertretung im Andenken erhalten werden. Diese Thatsachen sind so notorisch, daß sogar die unverständigsten Freunde der Universität, wie gesagt, nur gelegentlich und mit Vorsicht und großen Einschränkungen es wagen dürften, auf eine Visitation im beschränktesten strengsten conservativen Sinne zu provociren, indem eine solche ohne allen Zweifel sowol in der Universität selbst als in den meisten Colleges Ursache genug finden würde zu Strafen und Reformen, welche einer Neubildung fast gleichkommen würden. Doch wir können diese ganze Seite der Sache um so eher hiermit fallen lassen, da die unendlich große Mehrzahl der Freunde sowol als der Feinde der Universitäten sie von ganz andern Gesichtspunkten aus betrachten. Beide Theile stimmen darin überein, daß jene Statuten großentheils den spätern und zumal den gegenwärtigen Bedürfnissen nicht mehr entsprechen; aber mit diesem allgemeinen vagen Zugeständnisse hört freilich auch die Übereinstimmung auf. Die Vertheidiger der Universitäten behaupten nämlich — ohne manche Unvollkommenheiten als mit jeder menschlichen Einrichtung unabweislich verbunden ganz zu leugnen — daß eben dasjenige, was von den frühern Bestimmungen sich nicht mehr ohne Nachtheil anwendbar gezeigt habe, von Seiten der Universität mit löblicher Weisheit und Umsicht stillschweigend und allmälig beseitigt worden sei, ohne etwas Wesentliches oder Nützliches zu verletzen oder zu zerstören, und daß eben dieser letzten wichtigen Rücksicht wegen jene Beseitigung größtentheils ohne förmliche Verhandlungen und Beschlüsse beschafft worden, bei welchen die heilsamen Grenzen der Reformen sowol theoretisch als praktisch sehr schwer zu finden und zu halten seien. Auf diese Weise sei es gelungen, Jahrhunderte lang die Universitäten in den Stand zu setzen, in ihren wissenschaftlichen und sittlichen Functionen den Bedürfnissen und Anfoderungen der Zeiten zu genügen, ohne ihre Organisation und ihre Selbständigkeit zu gefährden, und im selben Geist, auf dieselbe Weise werden sie im Stande sein, den billigen Anfoderungen und wirklichen Bedürfnissen auch der neuesten Zeit über kurz oder lang zu genügen. Was aber die Einzelnheiten hinsichtlich der Zeit und der Mittel betrifft, wann und wie diese Aufgabe gelöst werden kann und soll, so können darüber vernünftiger und rechtlicher Weise nur sie selbst entscheiden, nicht aber diejenigen, welche nicht Mitglieder der Universitäten sind, und mit deren Angelegenheiten, zumal mit deren Organisation und Hilfsmitteln, nur sehr oberflächlich bekannt sind, und bei deren Angriffen ohnehin großentheils nicht Motive des Gemeinwohls, am wenigsten reines Interesse für die Wissenschaften, sondern vielmehr selbstsüchtige Zwecke und politische Parteiinteressen im Spiele sind. Daß auch die Universitäten zugleich als Organe einer politischen Partei erscheinen, kann ihnen um so weniger zum Vorwurfe gereichen, da sie darin nicht blos von den allgemeinen Rechten Gebrauch machen, die jedem Individuum, wie jeder moralischen Person, jedem politischen Element in einem freien Lande zustehen, sondern auch bestimmte stiftungs- und statutenmäßige Pflichten erfüllen, wodurch sie zur Vertheidigung der anglikanischen Kirche verbunden und berufen sind, deren Auflösung und Sturz das letzte bewußte oder unbewußte, ausgesprochene oder verdeckte Ziel aller der Angriffe ist, welche sich zunächst gegen die Universitäten gewendet haben, eben weil sie deren Bedeutung als Bollwerke der Kirche erkannt haben, und es ist thöricht und unbillig zu verlangen, daß wir selbst ihnen diese ohne Widerstand überlassen. Sollen aber die positiven verfassungsmäßigen Rechte, soll die ganze hochwichtige Stellung der Kirche preisgegeben und allgemeinen philanthropisch-politischen Theorien oder blos factischen Bedürfnissen und Wünschen aufgeopfert werden, deren Abhilfe (sofern sie überall nöthig) auf anderm Wege erfolgen kann und muß, so ist damit die Bahn willkürlicher gewaltsamer Umwälzungen betreten, deren Ende ein Abgrund ist, der alle religiösen, politischen und socialen Elemente des christlich-monarchischen Englands verschlingen wird. — Daß in solchen und ähnlichen Äußerungen viel Wahres und Beherzigenswerthes liegt, wird kein irgend Unbefangener und Sachkundiger leugnen. In der That dürfte es blos zwei irgend erhebliche Entgegnungen darauf geben, indem man nämlich die Prämissen hinsichtlich dessen, was die Universitäten bisher in wissenschaftlicher und sittlicher Hinsicht geleistet haben und noch ohne Einmischung von Außen zu leisten im Stande sein sollen, widerlegt, oder indem man die letzte Schlußfolge, welche sich auf die Bedeutung und Nothwendigkeit der bisherigen Staatskirche und der damit eng verbundenen Aristokratie zur Erhaltung des christlich-monarchischen Staates, oder endlich gar der Erhaltung dieses letztern zum Wohle der Nation oder der Menschheit überhaupt in Abrede stellt. Was die letzte Angriffsweise betrifft, so brauchen wir uns hier auf eine nähere Untersuchung der Grundsätze, von denen sie ausgeht, oder auf die sie zurückführt, um so weniger einzulassen, da eine offene Anerkennung derselben in ihrer ganzen Ausdehnung und Bedeutung bisher nur sehr selten auch von Seiten derer zu erlangen gewesen ist, welche mit mehr Scharfsicht und Bewußtsein in diesem Sinne handeln, als bei der großen Mehrzahl der Betheiligten vorausgesetzt werden kann. Wenn wir uns daher auch vorbehalten, uns gelegentlich wieder auf diese Seite der Sache zu beziehen, so müssen wir doch hier zunächst und vorzüglich die andere Seite festhalten und beleuchten, um so mehr, da von allen Sei-

ten durch Vermischung des Wissenschaftlich-Sittlichen und der politischen Bedeutung der Universitäten eine klare Ansicht über dieselben erschwert wird. Ist aber nun die Frage: ob wirklich die Universitäten seit etwa 150 Jahren ihren Beruf hinsichtlich ihrer Einwirkung auf die höhere wissenschaftliche und sittliche Bildung der Nation erkannt und erfüllt haben, und ob sie in dieser Hinsicht ein wesentlicher Vorwurf treffe, ob sie die unausbleibliche Strafe einer schweren Schuld zu fürchten haben: so können wir nicht umhin, diese Frage bejahend und zum Nachtheile der Universitäten zu beantworten, und es wird uns nicht schwer werden, unsere Ansicht aus den Thatsachen der vorliegenden Leistungen der Universitäten zu erweisen, wobei wir indessen schon hier ausdrücklich bemerken, daß unsere Darstellung derselben sich hauptsächlich auf das bezieht, was sie bis vor etwa zehn Jahren waren, und daß wir im Allgemeinen zugeben, daß seitdem Manches besser geworden ist. Aber daß noch bei weitem nicht genug geschehen sei, ist ebenso notorisch, als es schwer ist, im Einzelnen genau anzugeben, wie viel und was eigentlich wirklich besser geworden ist. Denn mit einigen neuen Statuten, wodurch z. B. naturwissenschaftliche (natural philosophy) Studien und Prüfungen erlaubt werden und mit der Errichtung zweier Professuren (der Geologie und Staatswirthschaft) ist es noch nicht gethan, sondern es kommt darauf an, ob und inwieweit von solchen Erweiterungen des Gebiets der akademischen Studien wirklich von Lehrenden und Lernenden Gebrauch gemacht wird. Darüber aber haben wir keineswegs hinreichend sichere Nachrichten. Was aber in dieser Hinsicht geschehen sein mag, brauchen wir hier um so weniger ausdrücklich zu berücksichtigen, da jedenfalls die gegenwärtigen Bedrängnisse der Universität eine unvermeidliche und wohlverdiente Frucht des ganzen Zustandes ihrer wissenschaftlichen Thätigkeit war, wie er bis vor etwa zehn Jahren notorisch vorlag und wir ihn hier darstellen müssen. Bei der Beantwortung jener Frage dürfen wir indessen nicht blos nach ganz allgemeinen Anfoderungen entscheiden, sondern die positiven Rechte und Pflichten der Universitäten kommen allerdings sehr in Betracht, ob sie gleich nicht allein entscheiden. Jedenfalls kann hier nicht der Buchstabe der Stiftungsbriefe und Statuten entscheiden, sondern wir müssen auf den Geist derselben zurückgehen. Und hier kann nun nicht der leiseste Zweifel obwalten, daß der bei der Begründung, oder wenn man will Entstehung der englischen, wie aller andern Universitäten, sowie bei den spätern zahlreichen Stiftungen, wodurch sie ihre gegenwärtige Ausdehnung und Organisation erlangt haben, waltende Geist und Wille sie zu Organen der höchsten, vielseitigsten wissenschaftlichen und einer entsprechenden sittlichen Bildung der Nation bestimmte und daß dieser Geist sich jedesmal auf eine den Ansichten, den Bedürfnissen und Hilfsmitteln der Zeit, in welcher er grade wirkte, angemessene Weise in von dieser Zeit bedingten Formen und Worten aussprach. Daraus folgt nun aber unabweislich die Pflicht, der Beruf der Universitäten, auch im 18. und 19. Jahrh. Organe der höhern wissenschaftlichen Bildung im weitesten Sinne und nach allen Richtungen zu sein, und daß sie diesen Beruf keineswegs erkannt und erfüllt haben, liegt am Tage und geht sogar aus ihrer eigenen Rechtfertigung zum Theil hervor. Daß jene allgemeinste Formulirung des Willens der Stifter der Universitäten und der Colleges noch eine wesentliche nähere Bestimmung enthielt, wonach jene wissenschaftliche und sittliche Wirksamkeit dem Geiste und den jedesmaligen Formen der herrschenden Staatskirche entsprechen solle, darf zwar nicht übersehen werden, kann aber ebenso wenig als Grund oder Rechtfertigung für jene Nichterfüllung angeführt werden, so lange nicht bewiesen ist, daß der Geist oder auch nur die Formen dieser Kirche keine weitere, kräftigere und vielseitigere Ausdehnung jener berufsmäßigen Thätigkeit gestattete, als sie wirklich erhalten hat. Dieser Beweis ist aber bisher noch von keiner Seite geführt worden und nicht so leicht zu führen, als manche Gegner jener Kirche wähnen. Vielmehr ist kein Zweifel, daß so weit die Kirche wirklich lähmend auf die Thätigkeit der Universitäten eingewirkt hat, dies als eine Folge, als ein Symptom ihres eigenen Verfalls gelten kann — eines Verfalls, der in sehr hohem Grade wieder seine Ursache in jener Erstarrung und Entartung der Universitäten hat. Wie dem aber auch sei, so steht fest, daß die Universitäten ihren stiftungsmäßigen Beruf, sobald man ihn nicht nach dem todten Buchstaben, sondern nach dem Geist und Willen auffaßt und sobald nicht blos von den Privatstudien oder der literarischen Wirksamkeit einiger weniger Mitglieder die Rede ist, sondern von akademischen Studien, wesentlich ja absichtlicher- und eingestandenerweise so hintangesetzt haben, daß sie wenigstens seit anderthalb Jahrhunderten nicht nur die meisten Zweige wissenschaftlicher Bildung, welche alle in ihnen ihre höchste Blüthe und reifsten Früchte treiben sollten, völlig vernachlässigen, sondern auch in den Zweigen, denen sie ganz willkürlich eine ausschließliche oder vorzugsweise Pflege gewidmet haben, im Ganzen nur sehr dürftige, spärliche und den wissenschaftlichen Anfoderungen der Zeit keineswegs entsprechende Resultate liefern. Daß eigentliche Facultätswissenschaften, daß besonders die juristischen und medicinischen Wissenschaften in ihrer weitesten Bedeutung, ihren mannichfachen Verzweigungen und steigender Entwickelung den englischen Universitäten bis auf einige leere, formelle Disputirübungen zur Erlangung des Gradus, welche sich um veraltete Rudimente drehen, völlig fremd sind, ist eine allseitig und unbedingt zugestandene Thatsache, und es fällt Niemandem auch nur entfernt ein, an einen Mann, der nur akademische Studien in diesen Fächern aufzuweisen hat, irgend einen der Ansprüche zu machen, welche man mit dem Begriff eines Rechtsgelehrten, eines Arztes, Chirurgen, Chemikers, Physikers zu verbinden pflegt. Jedermann weiß, daß von den Universitäten in dieser Hinsicht nur der Ehrentitel, der Gradus, zu erwarten ist, daß man sich hinsichtlich der Erwerbung der Kenntnisse und Fertigkeiten anderweitig umthun muß. Dasselbe gilt unstreitig in ebenso hohem Grade von den theologischen Wissenschaften, so sehr man geneigt und berechtigt sein möchte, von Anstalten, deren ursprünglicher Charakter ein kirchlicher ist, welche auch jetzt noch ihre

ganze Existenz mit der Kirche identificirt, deren Häupter und einflußreichste Mitglieder der Kirche im engern Sinne angehören, aus denen alle höhere und niedere Diener und Häupter der Kirche fast ohne Ausnahme hervorgehen, zu erwarten, daß sie irgend Etwas zur Beförderung theologischer Studien thun. Aber dies ist in der That, so unglaublich es klingt, fast gar nicht oder doch nur in so beschränktem Maße und mit so geringer Energie der Fall, daß nach dem Maßstabe der Entwickelung der wissenschaftlichen Theologie nicht blos bei uns, sondern in England selbst, hier fast dasselbe gilt, was wir oben hinsichtlich der wissenschaftlichen und praktischen Ausbildung auf dem Gebiete der Jurisprudenz und der Medicin bemerkten. Zum Beweise, daß sich die Sache wirklich so verhalte, wollen wir uns nur auf das Zeugniß eines eifrigen Anhängers und Vertheidigers der Universitäten und der Kirche berufen, welches unter dem Titel: **An Enquiry into the studies and discipline adopted in the two English universities as preparatory to Holy Orders in the establishd Church etc. (London 1824)** vor uns liegt, und woraus statt vieler nur folgende Stelle hier einen Platz finden möge: „Ich behaupte (heißt es S. 7 fg.) sehr entschieden, obgleich ungern, daß die zu Oxford und Cambridge üblichen Studien ganz unpassend für Theologen sind — — zwar hat in Oxford in den letzten Jahren eine große (!) und wohlthätige Veränderung stattgefunden. Von einem Candidaten für den ersten Gradus erwartet man jetzt, daß er gewöhnliche theologische Fragen beantworten könne; aber diese Prüfungen gehen niemals tief oder ins Einzelne, und es werden dem Studenten der Theologie keine andern Fragen vorgelegt und keine andern Antworten von ihm erwartet, als von jedem andern Studenten (!). Er treibt dieselben Studien, besteht dieselben Prüfungen wie diejenigen, welche für einen andern Stand (profession) oder für gar keinen (!) Stand bestimmt sind ꝛc." Erwägt man die volle Bedeutung dieser Worte in dem Munde eines durchaus wohlwollenden und sachkundigen Zeugen, der nur die handgreiflichsten notorischsten Thatsachen zum Nachtheile der Universitäten und auch diese mit möglichster Schonung eingesteht, so wird man keinen weitern Beweis für unsere obige Anklage verlangen, und wir bemerken nur noch, daß derselbe Zeuge ebenso entschieden die sittlichen Verhältnisse auf den Universitäten als der Bildung eines Dieners der Kirche völlig unangemessen tadelt. Sollen wir nun zum Überflusse noch hinzusetzen, daß von einer philologischen Bildung, von Hebräisch, oder auch nur von einem gründlichen und speciellen Studium der Sprache des neuen Testaments fast nie die Rede ist? So bleiben uns und den Universitäten nur noch diejenigen Zweige wissenschaftlicher Bildung übrig, welche in das weite und vage Gebiet der philosophischen Facultät gehören; und hier sollte man allerdings manchen Äußerungen zufolge, die auch bei uns ihren Nachklang gefunden haben, sich auf tüchtige Leistungen gefaßt machen. Die englischen Universitäten (behaupten ihre Verehrer) dürfen gar nicht nach dem Maßstabe beurtheilt werden, den man an die des festen Landes, zumal an die teutschen, zu legen gewohnt ist. Es ist weder ihre Bestimmung, noch ihre Absicht, die Jugend, deren Bildung sie übernehmen, in bestimmten Fach- und Brodwissenschaften zu unterrichten, sondern vielmehr ihnen jene Grundlage allgemeiner wissenschaftlicher Bildung zu geben, welche theils als unentbehrliche Vorbereitung für die fernere specielle Fachbildung, theils als unerläßliche Bedingung der höhern gesellschaftlichen Bildung von der größten Wichtigkeit ist. Sie wollen mit einem Worte nicht Fachgelehrte bilden, sondern Gentlemen mit dem ausstatten, was man in England (mit Beziehung auf den ähnlichen Ausdruck, dessen schon die Alten sich bedienten) eine **liberal Education** nennt. Für Theologen, Juristen, Mediciner mag und wird also anderweitig gesorgt werden; wir sind ihnen nichts schuldig, und haben uns keine Versäumniß vorzuwerfen. Gegen diese Rechtfertigung und Ansicht läßt sich nun aber erstlich einwenden, daß dies eine ganz willkürliche Beschränkung der Thätigkeit der Universitäten ist, welche (wie wir sahen) ihrer ursprünglichen Stiftung nach eine ebenso vielseitige sein sollte, als die der teutschen Universitäten. Inwiefern für diese Vernachlässigung sich anderweitiger Ersatz findet, werden wir bald sehen; aber wenn es sich dann auch zeigen sollte, daß die Wissenschaften und das Gemeinwohl, insofern es von deren Entwickelung abhängig ist, allerdings mehr oder weniger auf andern Wegen Befriedigung ihrer Bedürfnisse gefunden haben, und die Nachtheile dieser Vernachlässigung für sie nicht so groß sind, als man glauben sollte; so werden wir auch sehen, daß die Universitäten selbst um so mehr an den Folgen derselben zu leiden haben. Aber auch abgesehen davon, und wenn wir uns wirklich auf den Standpunkt stellen, von dem aus die englischen Universitäten beurtheilt sein wollen, so fehlt doch sehr viel, daß auch nur die billigsten Anfoderungen, die man heutzutage in England an eine **liberal education**, an die Bildung eines Gentleman, eines **vir liberalis** macht, auf den Universitäten und zumal in Oxford befriedigt würden. Was zunächst die philosophische Bildung betrifft, so kann natürlich von tiefern speculativen Studien nach den Anfoderungen der teutschen, oder auch nur der heutigen französischen Philosophie nicht die Rede sein, da sie überall der nationellen Bildung noch fremd sind. Ja nach dem Maßstabe, den diese uns an die Hand gibt, möchte immerhin Aristoteles und der Peripatos, welche in Oxford noch statutenmäßig die speculativen Studien (in der Logik, Ethik und Politik) beherrschen und beschränken, nicht nur hinreichend, sondern sogar überflüssig erscheinen; denn in der That fragt man in England ebenso wenig nach den Speculationen des Aristoteles, als nach denen unseres Hegel und Schelling. Schon in dieser Hinsicht also würden wir behaupten können, daß die englischen Universitäten, und besonders Oxford, indem sie dem alten Meister in aller Bequemlichkeit treu geblieben sind, ebenso wenig den praktischen Anfoderungen einer **liberal education**, als denen der speculativen Philosophie des 19. Jahrh. entsprechen. Dies ist aber um so entschiedener der Fall, da sie nicht blos in der Aristotelischen Philosophie etwas Unnützes, oder doch auf ganz unnütze, leere Weise treiben, sondern sie dadurch auch verhindert werden,

etwas in irgend einer Hinsicht Nützlicheres, Ersprießlicheres auf ersprießliche Weise zu treiben. Halten wir uns innerhalb der Grenzen englischer Bildung, so können wir als bekannt genug annehmen, daß durch Bacon, Locke und Newton die sogenannte Erfahrungsphilosophie bis auf unsere Tage die ausschließlich herrschende geworden ist. Nun ist aber gar kein Zweifel, daß während die englischen Universitäten in der speculativen Philosophie beim Aristoteles stehen geblieben sind und auch diesen eigentlich nur zu leerem Formelwesen misbrauchen, sie dennoch oder vielmehr eben deshalb auch das durch Bacon und Locke eröffnete Gebiet der Erfahrungsphilosophie im engern und weitern Sinne fast ganz vernachlässigen. Nicht als wenn nicht in dem Unterrichte der Tutors für Philosophie, Politik &c. auf Bacon, Locke, Newton, Grotius, sogar Pufendorf und wol gar einige Neuere Rücksicht genommen würde; aber die Universität nimmt in den Übungen und Prüfungen, welche zum Gradus führen und worauf sich die akademische wissenschaftliche Thätigkeit beschränkt, noch weniger Notiz davon als von dem eigentlichen Geiste des Aristoteles, dessen Namen sie allen solchen Neuerungen entgegenhält. Noch mißlicher erscheint die Sache, wenn wir den Begriff und die Anfoderungen der Erfahrungsphilosophie weiter ausdehnen und unsern Maßstab aus der gegenwärtigen Entwickelung der von Bacon und Locke begründeten vielseitigen wissenschaftlichen Bildung nehmen, wenn wir fragen: Was wird in Oxford auf dem Gebiete der Geschichte, der Statistik, der Staatswirthschaft, der Geographie, der Naturwissenschaften, der Ästhetik, der Sprachen, der Literatur geleistet? Oder wer möchte leugnen, daß alle diese Dinge mehr oder weniger zu den Requisiten einer **liberal education** gehören, daß Bacon und Locke sich heutzutage sehr wundern würden einen Gentleman zu finden, der auf eine solche Anspruch machte und doch von allen diesen Dingen wenig oder nichts wüßte? Wie viel höher aber grade in England die Anfoderungen wenigstens in manchen dieser Zweige gesteigert werden müssen, ergibt sich schon aus der ganzen Bedeutung und Stellung eines englischen Gentleman, für den eine mehr oder weniger ausgedehnte Theilnahme an den politischen Angelegenheiten des Landes Recht und Pflicht ist, und dem zumal das Parlament eine Bahn eröffnet, die zu den wichtigsten Stellen im Staate führt. In allen diesen Zweigen einer allgemeinern wissenschaftlichen Bildung wird aber notorischer und anerkannter Maßen auf den englischen Universitäten, besonders aber in Oxford, mit Ausnahme der classischen Studien im engern Sinne, unendlich wenig geleistet und noch weniger verlangt; sodaß es ebenso wenig Jemandem einfällt, als Resultat der akademischen Studien irgend gründliche Kenntnisse in der Geschichte, der Geographie, Statistik, Naturgeschichte, Physik, Ästhetik, Kunstgeschichte, neuern Sprachen und Literatur zu verlangen, als es ihm einfällt, einen Theologen, Juristen, Mediciner oder Pharmaceuten dort bilden zu wollen. Alle diese Dinge werden in öffentlichen Vorlesungen gar nicht getrieben, auf alle wird in den Disputationen und Prüfungen fast gar keine Rücksicht genommen. In dem Unterrichte der Tutors aber werden sie nur zum Theil, nur sehr dürftig und fragmentarisch abgehandelt. Diese Thatsachen sind so notorisch, alle Versuche der Vertheidiger der Universität, sie zu mildern oder zu widerlegen, haben so entschieden nur dazu beigetragen, sie ans Licht zu ziehen, daß wir der Beibringung weiterer Beweise enthoben sein müssen. Daß in den letzten sechs, oder vielleicht zehn Jahren in dieser Hinsicht in Oxford einiges besser geworden ist, daß es in Cambridge immer und auch jetzt ein gut Theil besser damit bestellt war, wollen wir nicht leugnen, aber mit alle dem ist noch lange nicht genug gethan — ja, noch lange nicht so viel, als bei uns in den ersten Classen der gelehrten Schulen geleistet, oder doch gefodert wird. Wie weit nun von da bis zu einer würdigen akademischen Behandlung und Pflege dieser Wissenschaften noch ist, bedarf keiner Andeutung. Es bleibt uns nun noch zu untersuchen, was die englischen Universitäten auf dem Gebiete leisten, dessen vorzüglichen, ja ausschließlichen Anbaues sie sich rühmen, und den sie als reichlichen Ersatz für alle sonstige Versäumnisse anzusehen pflegten. Inwiefern diese Ansicht von dem Werthe der classischen und mathematischen Studien gegründet ist, brauchen wir hier nicht weiter zu untersuchen, da bei uns alle irgend competente Urtheile sich längst dahin vereinigt haben, diese Studien als unentbehrliche Grundlagen und Bedingungen aller höhern und zumal wissenschaftlichen Bildung anzusehen, ohne deshalb zu wähnen, daß sie jede andere Art von Bildung entbehrlich machen, wie man in Oxford bisher zu glauben schien. Wollen wir uns nun aber auch hier auf den Standpunkt schieben lassen, den die Oxforder anzunehmen für gut finden, und wollten wir auch nicht gradezu, wie wir doch könnten, unsere Anfoderungen an die Leistungen auf einem so ausschließlich begünstigten Gebiete in dem Maße steigern, so finden wir doch auch hier nur sehr wenig genügende Resultate. Was zunächst die mathematischen Studien betrifft, so sind grade diese bekanntlich in Cambridge immer viel eifriger betrieben worden als in Oxford, und diese letztere Universität hat sogar ziemlich ausdrücklich auf den ersten Preis in diesem Punkte mit einiger Affectation von Geringschätzung verzichtet. Ohne diesen Unterschied aber besonders hervorzuheben, kann man in Beziehung auf die mathematischen Studien der englischen Universitäten mit Recht behaupten, daß sie zwar den Zwecken allgemeiner Bildung durch Verstandesübung und sonst vollkommen und sogar über die statutenmäßigen Euclidischen Grenzen hinaus genügen, ja wol mehr Zeit und Mühe in Anspruch nehmen, als in dieser Hinsicht nöthig und wünschenswerth erscheint. Von höhern wissenschaftlichen oder praktischen Anfoderungen nach dem gegenwärtigen Standpunkte der mathematischen Wissenschaften kann aber durchaus nicht die Rede sein, und wenn auch einzelne Lehrer oder Mitglieder der Universitäten ihnen genügen, so hat dies doch keinen Einfluß auf die Studien und noch viel weniger auf die Disputationen und Prüfungen, zumal in Oxford. Was nun die classischen Studien betrifft, so müssen auch hier von Vorn herein solche Ansprüche beseitigt werden, welche bei uns an Philologen oder Archäologen vom Fache, nach dem gegenwärtigen

Standpunkte dieser Wissenschaft gemacht werden können. Man denkt ebenso wenig daran, einen Philologen, als einen Theologen, Juristen, Mediciner, Pharmaceuten, Chemiker, Naturforscher, Historiker &c. in Oxford oder Cambridge bilden zu wollen. Ein solcher mag sich dort ausnahmsweise durch selbständige Benutzung der vorhandenen Hilfsmittel bilden, auf die akademischen Studien hat dies keinen Einfluß. Hier kann vielmehr auch nur von einer solchen classischen Bildung die Rede sein, wie sie als Grundlage und Theil einer liberal education gefodert werden kann und muß. Aber auch nach diesem Maßstabe entsprechen die wirklichen Leistungen keineswegs den billigen Anfoderungen. Denn offenbar wäre man grade von diesem Standpunkte aus berechtigt, zu fodern, daß die historische, archäologische und ästhetische Seite der classischen Studien dem gegenwärtigen Zustande derselben gemäß hervorgehoben würde, wogegen man eher in Beziehung auf die eigentlich philologische Seite die Ansprüche herunterstimmen zu können geneigt wäre. Von alle dem findet aber grade das Gegentheil statt, wie man schon aus dem schließen kann, was wir oben über die Vernachlässigung historischer, geographischer und ästhetischer Studien gesagt haben, und was in Beziehung auf die alte, classische Welt nur einer sehr geringen Milderung und Beschränkung bedarf. In dieser Hinsicht wird in Prima eines größern Gymnasiums bei uns gewiß ebenso viel, wo nicht mehr geleistet, als von irgend einem Tutor eines oxforder Colleges. Außer dem College geschieht aber auch dafür so viel wie nichts So sind wir denn wieder auf die ewige Frage zurückgeführt: Was in aller Welt treibt man denn eigentlich auf den englischen Universitäten, wenn man alles dies nicht oder nicht ernstlich und gehörig treibt? Diese Frage ist nun, nach Beseitigung aller jener Ansprüche leicht zu beantworten. Man liest etwa ein Dutzend römische und griechische Autoren in der Weise, daß man sie ziemlich geläufig und mit Anerkennung und Verständniß der schönen Stellen ins Englische, auch wol einige griechische Autoren ins Lateinische übersetzen, auch wol hier und da eine Stelle in Beziehung auf Mythologie, Geschichte, Verfassung, Sitte, Kunst der Alten oberflächlich genug erklären lernt. An die Erkenntniß und das Verständniß der ganzen Stellung des Autors zu seiner Zeit und von dieser zu der Geschichte im Allgemeinen, an eine Entwickelung des ästhetischen Interesse in Einzelnheiten zu einer klaren und umfassenden Ansicht des Schönen überhaupt ist dabei nicht zu denken. Man lernt ferner theils nach dem regelmäßigen Gange der Studien, theils als Strafarbeiten eine hinreichende Menge von Stellen auswendig, um davon eine gewisse Masse von Reminiscenzen durchs Leben mitzunehmen. Man verfertigt endlich so viel lateinische Pensa, zum Theil wol zur Strafe, oder auf Veranlassung der Preise, welche von wohlmeinenden Gönnern auf solche Dinge gesetzt sind, nicht nur mit Hilfe jener Gedächtnißübungen, daß der Student der bekannten stereotypen Materialien mächtig wird, woraus solche Kunstwerke zumal poetischer Art zusammengesetzt zu werden pflegen, sondern auch eine hinreichende Gewandtheit in der Behandlung der gewöhnlichern grammatikalischen Formen erlangt, um auch diese Zusammensetzung leidlich zu machen. Setzen wir noch hinzu, daß solche, deren künftiger Beruf als Lehrer ihnen die Aufgabe auferlegt, von allen diesen Herrlichkeiten eine hinreichende Quantität zu erwerben, um Andern davon mitzutheilen, auch damit von der alma mater versehen werden können, so haben wir wirklich alles das angedeutet, was unseres Wissens die englischen Universitäten als Lehrerinnen der Wissenschaften, zunächst der classischen, leisten, oder bisher geleistet haben. Wie wenig aber damit, abgesehen von allen höhern Ansprüchen auch nur diejenigen als befriedigt angesehen werden können, welche man in unserer Zeit an eine liberal education machen kann, liegt am Tage. Was aber endlich die sittliche Bildung betrifft, welche auf den englischen Universitäten herrscht und mehr oder weniger von ihnen ausgeht, so brauchen wir auch hier nur die notorische Thatsache auszusprechen, daß sie so schlecht ist, wie sie unter einer großen Zahl von Jünglingen oder jungen Männern nur irgend in einem christlichen Lande gefunden werden kann. Wir stehen jedenfalls nicht an zu behaupten, daß die Sitten auf unsern Universitäten, so wenig wir sie loben wollen, doch jedenfalls sehr viel besser sind als auf den englischen, und diesem Urtheile wird kaum ein Sachkundiger widersprechen, sofern sein Urtheil nur auch im Allgemeinen gebildet und unbefangen genug ist, nicht die lautesten, extravagantesten, buntesten Unarten oder Sünden auch schon an und für sich als die schlimmsten anzusehen. Denn was solche mitunter freilich sehr strafbare Thorheiten betrifft, so waren sie dem teutschen Universitätsleben allerdings bisher in sehr viel höherm Grade eigen als dem englischen, obgleich sie auch dort keineswegs so selten sind, als man glauben sollte, wenn man die Klagen englischer Prüderie und Pedanterie in manchen neuern Reisebeschreibungen über Teutschland hört. Daß die laute, extravagante Fröhlichkeit unseres bisherigen akademischen Lebens mehr und mehr verstummt, sodaß es vielleicht in 20 Jahren nur noch alte Männer geben wird, die davon zu erzählen wissen, ist bekannt genug, nicht zu verwundern, von Vielen beklagt, von Vielen gewünscht, betrieben und belobt. Wir unsers Orts wollen nicht untersuchen, ob das, was bisher an die Stelle der akademischen Freiheit und, wenn man will, Frechheit getreten ist, oder in Zukunft noch treten mag, unbedingt als eine Verbesserung, als ein Fortschritt in der sittlichen Bildung angesehen werden kann; jedenfalls aber stehen wir nicht an zu behaupten, daß die Sünden und Thorheiten der englischen Universitäten, weil sie freilich wenig Eigenthümliches, wenig haben, was sie als Sünden und Thorheiten eines besondern unter ganz eigenthümlichen, nie wiederkehrenden Verhältnissen lebenden Vereins oder Standes bezeichnet — weil es meist ganz dieselben Sünden und Thorheiten sind, welche ein seinen Lüsten und Leidenschaften überlassener junger Mann nach Verhältniß seiner Mittel, seines Standes ebenso gut in jeder großen Stadt und unter den gewöhnlichen gesellschaftlichen und standesmäßigen Verhältnissen begeben könnte — wir behaupten keck, daß alles dies viel verderblicher und tiefer in das sittliche Leben der Jugend eingreift als un-

sere Paukereien, Commersche, Comitate ꝛc., ja als unsere Burschen- und Landsmannschaften dazu. Wie man die relative Bedeutung dieser Dinge aber auch ansehen mag, so ist doch jedenfalls so viel gewiß, daß das akademische Leben in England jedem jungen Mann alle Versuchungen und die größte Leichtigkeit bietet, nach seinen pecuniairen Mitteln und Neigungen **to commit the oldest sin the newest kind of ways** — um mit Shakspeare zu sprechen, und daß eben diese Nähe aller Versuchungen und diese Leichtigkeit, alle Gelüste zu befriedigen, einen um so widerlichern Charakter hat, je mehr sie in mancher Hinsicht mit einer gewissen äußern, formellen Ehrbarkeit, mit der fast mönchischen Strenge der Statuten, mit der vorgeschriebenen Menge äußerlicher gottesdienstlicher Handlungen, mit dem geistlichen Stande einer großen Anzahl derer contrastirt, die als Theilnehmer oder Beförderer oder doch Mitwisser und Zulasser dabei betheiligt sind, besonders insofern sie zu den Häuptern der Universität oder der Häuser und zu den Lehrern und Aufsehern gehören — je entschiedener es sich oft zeigt, daß Menschenfurcht und Selbstsucht sich hier gewissenloser Nachsicht gegen Reiche und Vornehme geltend macht. Solche Unterschiede wirken aber in dem Maße schlimmer auf das Gemüth und Gewissen der Betheiligten, als die Lebensart in den Colleges ein fortwährendes näheres Beisammensein bedingt. Auf Einzelnheiten können wir uns hier begreiflich nicht einlassen; das Gesagte reicht aber schon hin, um auch für den Zustand der religiösen Bildung unter solchen Verhältnissen im Allgemeinen einen Begriff zu geben. Daß die statutenmäßige Häufigkeit gottesdienstlicher Handlungen innerhalb und außerhalb der Colleges, die auf dessen Versäumniß gesetzten Geld- und andere Strafen — und diese Statuten sind fast die einzigen, welche streng gehalten werden — daß alles dies nicht dazu beiträgt, einen tiefen und lebendigen christlichen Sinn zu wecken, bedarf keines weitern Beweises, und sogar, was das bloße äußerliche Wesen betrifft, kann man behaupten, daß wol kaum irgendwo der Gottesdienst auf leichtsinnigere, unanständigere Weise gehalten wird als in den Colleges. Alles dies hat aber einen unverkennbaren Einfluß auf die nationale Bildung in dem Gegensatze des völligen Indifferentismus und Materialismus der Überzeugung zu einem gewissen äußerlichen, kirchlichen, orthodoxen Formalismus, der besonders bei den höhern Ständen, als Mitgliedern der bischöflichen Kirche so sehr allgemein war, und zum Theil noch ist, obgleich sich auch hier die Todtengebeine zu regen beginnen.

Nachdem wir eine so wenig erfreuliche Schilderung der wirklichen Leistungen der Universitäten gegeben haben, dürfte es an der Zeit sein, nicht nur die Ursachen dieser Misstände anzugeben, sondern auch, wie es möglich war, daß sie sich so lange erhalten haben, und ob und auf welche Weise deren Abhilfe erwartet oder gewünscht werden kann. Was nun zunächst die Mängel der wissenschaftlichen Thätigkeit der Universitäten betrifft, so geht aus dem Gesagten schon zur Genüge hervor, daß sie nicht allein, ja nicht einmal wesentlich und hauptsächlich aus mangelhaften Einrichtungen oder Hilfsmitteln zu erklären sind. Die Zahl der Gegenstände, für welche in Oxford Lehrer angestellt sind, und die Zahl der Lehrer für manche dieser Gegenstände ist zwar allerdings nach dem Maßstab unserer größern Universitäten keineswegs hinreichend; aber dennoch sind die Resultate ohne allen Vergleich geringer, als man, zumal wenn man 40—50 Tutors mit in Anschlag bringt, auch bei jenem Verhältnisse erwarten und fodern könnte, wenn nur Lehrer und Lernende irgend ihre Pflicht thäten. Ebenso mögen die statutenmäßigen scholastischen Disputirübungen immerhin nicht das beste Mittel zur Beförderung einer gründlichen wissenschaftlichen Bildung auch nur in den Gegenständen, welche sie statutenmäßig berühren müssen oder dürfen, sein; obgleich wir allerdings der Meinung sind, daß bei uns dergleichen Übungen, wenn auch natürlich in anderer Form und anderm Geiste, viel zu sehr vernachlässigt werden, und daß sie, auf die rechte Weise als Antrieb zur Selbstthätigkeit behandelt, unentbehrlich und unersetzlich sind. Jedenfalls aber müßten auch jene Übungen, wenn sie nur irgend ernstlich und gewissenhaft betrieben würden, doch viel bedeutendere Resultate geben, als in der That vorliegen. Aber auch hier fehlt es auf allen Seiten an dem Willen, dem Geiste, die vorgeschriebene Pflicht zu erfüllen. Wirklich kann man nicht oft genug wiederholen, und diese Versicherung nicht wörtlich genug nehmen, daß Alles, was zu den öffentlichen Lehrfunctionen der Universität gehört, bisher fast nur leere Formalität war und eigentlich nur dem Namen nach stattfand; besonders gilt dies von Oxford. Die Professuren sind, wie schon gesagt, großentheils bloße Sinecuren zum Besten der Fellows, und es gibt kaum einen oder den andern Professor, der es auch nur versuchte, jährlich mehr als vier bis acht Stunden wirklich zu lesen, oder der bei solchen formellen Besuchen der **Schools** nicht sehr verwundert und wenig erfreut sein würde, wißbegierige Zuhörer vorzufinden. Sein Erscheinen hat keinen andern Zweck, als formell die Bedingungen zu erfüllen, unter denen er sein Benefiz genießt und der statutenmäßigen Geldbuße für Pflichtversäumniß zu entgehen. Ebenso sind die Disputirübungen völlig leere Spiegelfechtereien, und auch die Examina erst in neuester Zeit etwas mehr als Spiegelfechtereien geworden. Wer in eins der Auditorien (**Schools**) tritt und ein Paar jüngere und ältere Leute auf den Bänken und respective Kathedern in munterer Unterhaltung oder lesend, oder wol gar schlafend sieht, wird schwer begreifen können, daß dies eine Disputation **pro Gradu** ist, er müßte denn grade in der ersten Viertel- oder halben Stunde dazu kommen, wo einige triviale Phrasen in barbarischem Latein zwischen Disputanten, Opponenten und Präses gewechselt werden, um dann den Rest der statutenmäßig vorgeschriebenen Zeit auf beliebige Weise zu verbringen. Daß unter solchen Umständen auch kein Interesse für diese Dinge bei den nicht unmittelbar Beschäftigten entstehen kann, versteht sich von selbst. Es gehört nicht zum guten Tone, sich bei solchen akademischen Handlungen als Zuhörer einzufinden, wenn nicht besondere Ursachen, persönliche Freundschaft oder Feindschaft ꝛc., dazu kommen; und auch Vielen von denjenigen, welche statutenmäßig dabei eine Rolle zu spielen haben, fehlt es

meist nicht an hergebrachten Entschuldigungen des regelmäßigen Nichterscheinens. Die Statuten zu umgehen, ohne sie gradezu zu verletzen, ist die große Kunst, auf welche bisher in Oxford Alles ankam, und obgleich Dispensationen statt der Statuten in vielen Hauptpunkten fast zur Regel geworden sind, so fehlt es doch auch nicht an bedenklichern Zügen jener Kunst, wobei es mit Eid und Versicherung an Eidesstatt eben nicht sehr genau genommen wird. Dies System ist in so hohem Grade ausgebildet, daß (wie wir schon angedeutet haben), die ganze Studienzeit von der Erlangung des Baccalaureats, oder jedenfalls der Magisterwürde bis zur Doctorpromotion (wo diese beabsichtigt wird) in den meisten Fällen nur dem Namen nach stattfindet, und sich auf viermaliges Ab- und Zureisen des Jahrs beschränkt, um sich zum Term als gegenwärtig einschreiben zu lassen, und in der That kann dies bei der ungebührlichen Länge der vorgeschriebenen Studienzeit (10—15 Jahre bis zum Doctorat) kaum anders sein, und dies ist ohne Zweifel ein Hauptfehler in den Einrichtungen. So kann also nur die Zeit vor dem Baccalaureat als wirkliche Studienzeit angesehen werden, und hier liegt (wie wir sahen) der Unterricht fast ausschließlich in den Händen der Tutors und ist Privatunterricht nach Gymnasialzuschnitt. Es liegt aber zum Theil in der Natur der Sache, daß die wissenschaftlich wirklich bedeutendern unter den Fellows grade nicht immer die sind, welche sich dem Privatunterrichte widmen, da sie eher Beruf und Auffoderung finden, ihre Zeit schriftstellerischen Arbeiten zu widmen. Aber auch in dem besten und nicht eben häufigen Falle, daß der Tutor nach seiner Art zu den Tüchtigern gehört, so ist doch seine ganze Bildung so entschieden ein Resultat des ganzen Geistes, der die Universität beherrscht, daß an Vielseitigkeit und Ausdehnung derselben nicht zu denken ist, sondern höchstens an eine tüchtige Begründung und praktische Lehrübung auf dem Gebiete der classischen und mathematischen und allenfalls der philosophischen Studien, in dem Sinne, wie sie oben als akademische bezeichnet wurden. Und auch hier wird die Lehrertüchtigkeit nur zu oft durch Rücksichten auf Stand und Reichthum der Schüler gelähmt. Nur in dieser Hinsicht und in diesem Sinne also kann man von dem Unterrichte der Tutors erwarten, daß sie den factisch gänzlichen Mangel eigentlicher akademischer öffentlicher Studien ersetzen. Ein Mehres kann nicht nur unter den gegenwärtigen Umständen nicht geleistet werden, sondern wird auch nie gefodert, da der nächste Zweck dieser Privatstudien doch die Vorbereitung auf jene formellen öffentlichen Übungen ist, welche zum Gradus führen. Und so wenig sie in der That zu bedeuten haben, so flößen sie doch dem meist sehr jungen Neulinge durch die formelle, statutenmäßige Feierlichkeit und Ausdehnung derselben ein großes Entsetzen ein, zumal die Möglichkeit einer Beschämung und Zurückweisung durch einzelne Beispiele immer wieder dargethan wird, obgleich sie meist durch zufällige Umstände herbeigeführt wurde, oder in den geheimen Voten der Congregation ihre Ursachen hatte. Ehe aber dies Entsetzen des Fuchses (freshman) verschwunden, ehe er die Dinge sehen lernt, wie sie wirklich sind, ist er zu weit in dem betretenen beschränkten Gleise gegangen, um einen selbständigen freien Weg so leicht wählen zu können oder zu mögen. Und hier reden wir von denen, die überhaupt aus irgend einem meist äußern Grunde noch Werth auf den Gradus legen. Diejenigen, welche entweder diesen gar nicht im Auge haben, oder früh genug über die wahre Art, ihn zu erlangen, gewitzigt sind, oder ihrem Stande nach ohne Prüfung ihn erlangen können und auch ihr künftiges Fortkommen im Staatsdienst, in der Kirche nicht von irgend einer Prüfung abhängig wissen, entbehren in der Regel jedes Antriebes, auch nur das, was die Tutors bieten können und wollen, mit Ernst und Liebe zu verarbeiten, geschweige denn sich weiter umzusehen. Mit einem Worte, die wirkliche Beobachtung der Statuten hinsichtlich der Studien würde zwar ein nicht zu verachtendes Resultat geben, aber immer nicht ein solches, welches den Anfoderungen der Zeit genügen könnte. Die gegenwärtige Nichtbeachtung dieser Statuten macht sogar jenes Resultat unmöglich, ohne doch Raum für ein besseres zu lassen, geschweige denn es zu erzeugen oder zu fördern. Ähnliches gilt von den Statuten, welche sich auf akademische und collegialische Disciplin beziehen. Ihre mönchische Strenge ist gewiß den Bedürfnissen unserer Zeit nicht angemessen; aber streng gehandhabt würden sie eine in mancher Hinsicht tüchtige, wenn auch nicht in jeder Hinsicht zeitgemäße Zucht begründen. An eine solche ist bei der gegenwärtigen parteiischen, unredlichen, willkürlichen Laxität nicht zu denken, und jede andere Art von Disciplin, zumal auch eine solche, die (wie früher bei uns) durch die akademische Jugend selbst gehandhabt wurde, kann bei diesem ganzen Wesen — wobei z. B. auch die scharfen Vermögens- und Standesunterschiede, das individuelle Zersplittern in Betracht kommt — ebenso wenig gedeihen.

Es bleibt uns nun noch ein Anspruch der Universitäten zu erwägen übrig, der sich noch wenigstens mittelbar auf ihre wissenschaftliche Bedeutung bezieht, wenn auch nicht auf ihre eigentliche Bestimmung als lehrende Corporationen. Man sagt nämlich, daß, abgesehen von dem, was sie in dieser letzten Hinsicht leisten oder nicht leisten, sie schon dadurch einen großen und wohlthätigen Einfluß auf die wissenschaftliche Bildung der Nation üben, daß sie einer großen Anzahl wissenschaftlich gebildeter Männer eine unabhängige Existenz und alle sonstigen Bedingungen und Mittel einer erfolgreichen wissenschaftlichen Thätigkeit sichern. Man behauptet ferner, daß sie den Beruf haben, große literarische und andere wissenschaftliche Unternehmungen und Bestrebungen auf mancherlei Weise entweder durch unmittelbare pecuniaire Unterstützung, oder durch Druck und Verlag zu fördern. Alles das läßt sich ganz gut anhören, und allerdings könnte auf diese Weise die Bedeutung der Universitäten eine sehr ehrenvolle und wohlthätige sein; in der That aber sieht es auch in dieser Hinsicht sehr dürftig aus. Niemand wird leugnen, daß Oxford so gut wie Cambridge zu allen Zeiten einige tüchtige, bekannte, ja berühmte und (nach dortigem Maßstabe) auch literarisch thätige Gelehrte, wenigstens in den classischen und mathematischen Wissenschaften, aufweisen konnte; aber

erstlich war und ist denn doch die Zahl derselben im Verhältnisse zu der Gesammtzahl der dort völlig unabhängig lebenden Gelehrten und im Vergleiche mit ähnlichen Verhältnissen bei uns so außerordentlich gering, daß man mit vollem Rechte zweifelhaft sein kann, ob diese seltenen Ausnahmen in Folge dieser äußern Verhältnisse oder nicht vielmehr trotz derselben sich gebildet haben? Oder wer möchte behaupten, daß seit 150 Jahren jemals unter den 4—500 Fellows der oxforder Colleges mehr denn höchstens zehn Namen zugleich zu finden waren, die einen irgend weitverbreiteten wissenschaftlichen literarischen Ruf auch nur in England besäßen? So viel aber ist gewiß, daß ihnen dieser Ruf in Oxford selbst am allerwenigsten Vortheil oder Auszeichnung gewährt und daß bei den Wahlen zu einer jener 500 Fellowships wissenschaftliche Verdienste den allergeringsten Antheil hatten, und jedenfalls höchstens nach den vielen persönlichen, selbstsüchtigen oder politischen Interessen berücksichtigt wurden, welche dabei ins Spiel kommen mögen. Dasselbe gilt von allen andern Beneficien und Ämtern, welche die Universität oder die Colleges zu vergeben haben mögen. Was aber anderweitige Unterstützung wissenschaftlicher Zwecke betrifft, so möchte es nicht leicht sein sehr gewichtige Beispiele der Art aufzuzählen, und jedenfalls sind die Verlags- und Druckbedingungen der Universität keineswegs der Art, daß sie einen unbemittelten Gelehrten in Versuchung führen könnten, sich ihrer zu bedienen. Die Ehre und einige Exemplare des eigenen Werks sind meist das Einzige, was er davon zu hoffen hat; und jene Ehre ist durch nicht wenige der von dort mittelbar oder unmittelbar unter Autorität der alma mater ausgegangenen Werke in neuerer Zeit etwas zweifelhaft geworden und jedenfalls sehr im Preise gesunken. Schließlich darf man nicht vergessen, daß zwar Oxford in mancher Hinsicht sehr reiche wissenschaftliche und literarische Hilfsmittel besitzt, daß aber z. B. den Bibliotheken doch eine gleichmäßige Vollständigkeit der verschiedenen Disciplinen, zumal in ausländischen neuern Sprachen, sehr abgeht, und daß deren Benutzung auf mancherlei Weise und zum Theile statutenmäßig sehr viel mehr erschwert wird, als man dies auf dem festen Lande, zumal bei uns und in Frankreich, gewohnt ist. Daß eigentliche Studenten (d. h. Nichtgraduirte) von der Benutzung der Universitätsbibliothek ganz ausgeschlossen sind, klingt indessen schlimmer, als es eigentlich ist. Nach dem ganzen Studiengange heißt das in wissenschaftlicher Hinsicht hier so viel, als wenn bei uns etwa von Primanern die Rede wäre, und für diese reichen die Bibliotheken der Colleges vollkommen aus, und wir haben nicht gehört, daß auch diese sehr überlaufen würden. Hier wie überall in diesen Zuständen ist es der rechte Geist, der fehlt, und dessen Mangel alles lähmt, und überall bei den größten materiellen Hilfsmitteln und tüchtigen oder doch einer Verbesserung fähigen Einrichtungen den Fluch der Unfruchtbarkeit, der Erstarrung verbreitet.

Nach allem bisher Gesagten kann man wol nicht umhin zu fragen, wie es möglich war, daß Institute, welche ihrer eigentlichen Bestimmung so sehr entfremdet sind, sich so lange in einem solchen Zustande behaupten und sogar jetzt noch so vielen und heftigen Angriffen trotzen können. Diese Erscheinung führt uns nothwendig auf die Vermuthung, daß neben jenen Mängeln doch irgend eine Art von Compensation stattgefunden habe. Eben als eine solche, zwar nicht von dem höhern und richtigen Standpunkt, aber doch in dem wirklichen praktischen Leben der Nation galt lange genug die politische, materielle Bedeutung der Universitäten im Gegensatze zu ihrer wissenschaftlichen und geistigen. Eben die bequeme, natürliche, vortheilhafte Entwickelung der ersten in scheinbarer Unabhängigkeit von einer kräftigen Pflege und Entwickelung der zweiten, verleitete zu deren Vernachlässigung und Verfall, und erzeugte und beförderte jenes geistlose, pedantische, beschränkte, schwerfällige, materielle, hochmüthige und oft heuchlerische Wesen, welches die Universitäten an den Rand des Abgrundes gebracht hat, ohne daß sie in ihrer Sicherheit und Blindheit lange auch nur eine Ahnung von der Gefahr gehabt hätten. Eben dies Wesen macht ihnen nun, da ihnen die Augen nach und nach aufgingen, den Entschluß und die That, welche allein retten können, so unendlich schwer. Um eine klare und vollständige Ansicht von den englischen Universitäten zu haben, muß man nothwendig wissen, was der Ausdruck University interest bedeutet, und um dies zu verstehen, muß man einen Begriff davon haben, welche Rolle überhaupt dieses eigenthümliche Moment des Interest, wofür es uns an einem entsprechenden Ausdrucke fehlt, in dem ganzen politischen und socialen Leben Großbritanniens spielt. Der formell und nominell monarchische, aber bisher wesentlich republicanisch-aristokratische Charakter des britischen Staatslebens bringt es mit sich, daß darin die relativ leichtern und schwächern Elemente sich nicht um einen monarchischen Mittelpunkt gruppiren, wie es das eigentlich wirklich monarchische Leben mit sich bringt, sondern daß eine größere oder geringere Anzahl aristokratischer Kräfte sich durch Anziehung und Abstoßung geltend machen und theils auf die relativ abhängigen schwächern Elemente einwirken, theils sich unter einander gegenseitig bedingen und beschränken. Es bedarf keiner Bemerkung, daß damit die Wirksamkeit des formellen monarchischen Mittelpunkts nicht ganz ausgeschlossen ist; aber der König, der Hof wirkt doch hauptsächlich nur als das verhältnißmäßig kräftigste unter den aristokratischen Elementen, als primus inter pares. Wie sehr die eigentliche verfassungsmäßige Prärogative factisch durch die vereinte Macht der aristokratischen Elemente im Parlament gelähmt, modificirt, ja annullirt wurde, ist bekannt genug, und die Reformbill hat darin nur insofern eine Änderung hervorgebracht, als sie das demokratische Element an die Stelle des aristokratischen im Unterhause geschoben hat. Es braucht ferner nur erinnert zu werden, daß jene aristokratischen Elemente nicht eigentlich Individuen, sondern moralische Personen (Familien, Corporationen) waren, welche in gewissen Individuen repräsentirt erschienen, daß deren Einwirkung auf ihre Umgebungen, auf die Art von Clientel, welche sich um sie gruppirten, zwar gewisse legale, verfassungsmäßige und bestimmte Rechte zum Grunde lagen, daß aber außerdem noch eine Menge schwer zu definirender, individueller,

socialer Momente sich vereinten, um eine solche Art von Patronat zu bilden, und ebenso versteht es sich von selbst, daß in einem solchen Kreise allgemeinere, höhere Verdienste sich höchstens neben und unter solchen Eigenschaften Geltung verschaffen konnten, welche innerhalb des Kreises selbst und zumal bei dessen individuellem Haupte und Patron sich nützlich oder angenehm zu machen verstanden. Eben die Gunst nun, welche in einem solchen Kreise erlangt wird, und zum Theil auch die Früchte dieser Gunst werden mit dem Ausdruck **interest (court interest, parliamentary interest, city interest, Beresford interest, Russel interest etc.)** bezeichnet, der viel mehr umfaßt, als der bekanntere patronage. **To make interest** war die große Kunst und Aufgabe in dem alten aristokratischen England für jeden, der in irgend einer Weise seinen Weg in Kirche, Staat oder Gesellschaft machen wollte. Zu den aristokratischen Mächten nun, deren **interest** besonders mit in Betracht kam, gehörten die Universitäten in doppelter Hinsicht. Erstlich nämlich begründete sich dieses **university interest** auf die zahlreichen Beneficien aller Art, welche theils die Universität selbst, theils die mit ihr verbundenen kleinern Corporationen zu vergeben haben, und wozu wir, im allgemeinsten Sinne, ja auch zwei Stellen im Parlament rechnen müssen. Wie bedeutend aber das **university interest** schon in diesem Sinne ist, geht schon aus der großen Zahl der in allen höhern Kreisen verbreiteten **members on the books** hervor. Zweitens aber, und dieser Punkt ist noch wichtiger, muß man bedenken, daß die Universitäten fortwährend der Mittelpunkt waren, wo sich die wirklichen oder künftigen individuellen Repräsentanten aller aristokratischen Patronate eine Reihe von Jahren hindurch zusammenfanden und zwar umgeben von der großen Mehrzahl derjenigen, welche ihrer ganzen Stellung nach berufen waren, sich der Clientel dieses oder jenes derselben anzuschließen, und doch durch Kleidung, Sitz ꝛc. von ihnen geschieden. Und hier müssen wir besonders noch auf den Punkt aufmerksam machen, daß es die Natur der dortigen Zustände mit sich brachte, daß größtentheils nur sehr reiche oder doch wohlhabende, jedenfalls pecuniair ganz unabhängige, oder aber wirklich abhängige arme, oder doch als arm geltende junge Leute auf den Universitäten zu studiren pflegten und studiren konnten; indem die Erstern allein im Stande waren, die bedeutenden Kosten einer unabhängigen Stellung zu tragen [3]), während Letztere allein zu den Stipendien und andern Beneficien der Art zugelassen werden, oder doch zugelassen werden sollen. Daß die desfallsigen Statuten gar oft übertreten werden und solche Beneficien auch denen zufallen, welche nicht unbedingt mittellos sind, thut hier gar nichts zur Sache; denn das Resultat bleibt immer dasselbe, daß jene Beneficien der Clientel zufielen, welche neben der Aristokratie die ausschließliche Bevölkerung der Universitäten ausmachte, und daß die wirklich unabhängige industrielle Mittelclasse, welche auf ihrer Hände und ihres Kopfes Arbeit und nicht auf **interest** und die dadurch allein zu erlangenden Stellen, Pensionen, Beneficien ꝛc. in Kirche und Staat speculirt, davon fast ganz ausgeschlossen blieb, oder doch nur solche Mitglieder dorthin sandte, welche bestimmt waren, in diesem Gewirre von Patronaten und Clientelen, deren heranwachsende Generationen sich dort vereinigten, ihre Selbständigkeit zu verlieren. Eine weitere Entwickelung dieser wenigen Hauptzüge würde uns viel zu tief in eine Untersuchung der politischen und socialen Zustände des alten Englands verwickeln und das Gesagte dürfte hinreichen, war aber auch unentbehrlich, um dem nicht ganz Unkundigen einen Begriff von dem zu geben, was wir unter **university interest** und unter der politischen, materiellen, socialen Bedeutung der englischen Universitäten verstehen. In welcher Mannichfaltigkeit und Ausdehnung die Verhältnisse, welche dort repräsentirt oder zum Theil geknüpft werden, sich weiter entwickeln, verschlingen und durchkreuzen können und müssen, läßt sich im Allgemeinen leicht abnehmen. Ebenso wenig können wir uns auf einen ausführlichen Beweis einlassen, daß und warum diese vielseitige und große Bedeutung der Universitäten von der Entwickelung ihrer wissenschaftlichen, geistigen Functionen lange Zeit ganz unabhängig bleiben konnte, und wie diese eben deshalb ohne augenblickliche dringende Gefahr vernachlässigt werden konnten und wurden, da der höhere reinere Geist, der sie um ihrer selbst willen gepflegt hatte, eben von jenem Erdgeiste verdrängt wurde, der auf jenen Gebieten irdischer Genüsse seine Befriedigung fand. Es lag dies in dem ganzen Charakter der Zustände des noch bis auf diesen Tag so wenig gekannten und verstandenen, mit ebenso viel Vorurtheil und Unkunde gepriesenen als getadelten alten England, wie sie sich unter der Herrschaft der Tories theils gebildet, theils erhalten hatten, welche ihrerseits wieder ein Resultat dieser Zustände war, womit denn auch gleich gesagt ist, daß die Universitäten mehr und mehr zu bloßen Organen toryistischer Bildung Interessen und Grundsätze wurden. Wer nach diesen Worten zweifeln sollte, daß wir in jenen Zuständen sehr viele und bedeutende Vorzüge anerkennen, würde uns sehr misverstehen; aber diese Vorzüge waren wahrlich nicht das Verdienst der herrschenden, und freilich ebenso wenig der nach der Herrschaft strebenden Partei, sondern der viel tiefer liegenden historischen, sowol verfassungsmäßigen als socialen Elemente und Grundlagen des ganzen Volkslebens. Die Zerrüttung, der Verfall, die Entartung dieser Elemente, bis zu einem Grade, der die Möglichkeit einer Regeneration und Fortbildung sehr zweifelhaft, die gewaltsamsten Umwälzungen fast unvermeidlich macht; — dies allein ist das Werk und Verdienst der Tories, wofür der Verlust der Herrschaft, die Unfähigkeit sie je wieder zu erlangen, sofern sie bleiben, was sie waren, die Unmöglichkeit dies zu bleiben, also ihr Untergang auf die eine oder andere Art nur sehr mäßige Strafen sind.

---

3) Man pflegt die nothwendigen und anständigen Ausgaben eines gentleman commoner in einem der größern Colleges wenigstens auf 200 L. jährlich anzuschlagen; allein dabei sind die unausbleiblichen und bei dem fast systematisch herkömmlich betriebenen Wetteifer zwischen jungen Leuten von Familie unvermeidlichen Luxusausgaben aller Art nicht in Anschlag gebracht. Diese übersteigen aber jene um so mehr, da (zum Theil im Einverständniß oder doch unter Zulassung der Tutors) Übertheuerungen von Seiten der Kaufleute ꝛc. in Oxford Regel sind.

Daß diese traurigen Resultate übrigens nicht durch eine planmäßig und bewußt zerstörende Thätigkeit herbeigeführt worden, bedarf keiner Bemerkung. Die Tories gedachten ohne Zweifel, sofern sie überhaupt dachten, sehr aufrichtig conservativ zu sein; aber sie glaubten diesen Beruf erfüllt zu haben, wenn sie mit aller Energie des Parteiinstincts und des Selbsterhaltungstriebes theils die Zustände selbst, deren Vortheile sie genossen, gegen solche Feinde vertheidigten, deren Absicht es war sie zu zerstören, theils den ausschließlichen Nießbrauch derselben gegen solche Feinde sicherten, welche ihnen zunächst nur diesen streitig machten. Der Kampf gegen die Revolution, gegen Frankreich einerseits und gegen die Whigs andererseits war ihre einzige Sorge; innerhalb des vertheidigten Gebietes galt es blos möglichst bequemen und vollständigen Genuß der guten Dinge, welche es hervorbrachte; wen aber der Geist dazu trieb, dem fehlte es auch nicht an Gelegenheit, sich mit dilettantenmäßiger Vielregiererei die Zeit zu vertreiben. Gründlicher wissenschaftlicher Bildung irgend einer Art bedurfte es da nirgends; sondern man reichte mit Genie oder Instinct, gesundem Menschenverstand oder Routine für den Augenblick im Ganzen vollkommen aus, und wo auch diese mangelten, oder der Natur der Sache nach nicht ausreichten, um Fehler aller Art zu vermeiden, da trat dasselbe **Interest**, welches auch den Unfähigsten auf mehr oder weniger bedeutende und jedenfalls einträgliche Stellen gehoben hatte, ein und wußte ihn meist vor aller Verantwortlichkeit zu schützen. So finden wir denn neben einigen wenigen Männern von bedeutenden Charakteren und Fähigkeiten, denen die Leitung jenes Doppelkampfes überlassen bleibt, und die diesem nächsten Zwecke, freilich mit Aufopferung fast aller andern Staatszwecke und der Zukunft, zu genügen wissen — wir finden neben einem Pitt und Wellington und einigen wenigen andern Führern und einer gewissen Anzahl von untergeordneten routinirten Arbeitern (**faiseurs**) eine zahllose Schar von Dronen, deren naive, gemüthliche individuelle oder aristokratische Selbstsucht sich als Patriotismus und Monarchismus, deren todter anglikanischer Formalismus sich als Religiosität in fast unbewußter Heuchelei breit macht — einseitige, beschränkte Nullitäten, deren gewöhnlicher sanfter Halbschlummer nur gelegentlich in Folge irgend einer oft ganz zufälligen auf der Oberfläche sich aufdrängenden Erscheinung durch eine fast komische, wichtigthuende, kleinliche, schwerfällige Vielthätigkeit unterbrochen wird, zumal wenn irgend eine ihrer Bequemlichkeiten, Liebhabereien, oder Vorurtheile dabei im Spiele ist. Schon allein die parlamentarische Geschichte jener Epoche liefert hinreichende Züge zu diesem Bilde, sobald man sich nicht durch das Getöse und den wirklichen Glanz jenes Kampfes blenden lassen will. Neben einigen kräftigen Äußerungen und Maßregeln des patriotischen Parteiinstinctes, welche allerdings dem nächsten Zwecke genügen, welcher Wust von legislativem und staatswirthschaftlichem, kleinlichem, selbstsüchtigem, polypragmatischem Unsinn, und welche Indolenz in Beziehung auf die wichtigsten Momente des Staatslebens, von denen dessen ganze Zukunft abhing! Und scheint es nicht, als wenn die Toryherrschaft auf allen Stufen in Staat und Kirche diesem hohen parlamentarischen Vorbilde nacheiferte? Man suche sich nur den Typus eines anglikanischen Geistlichen jener Zeit, oder eines städtischen, oder sonstigen corporativen Magistrats, oder eines **Countrygentleman** in seinen verschiedenen gewöhnlichen oder außerordentlichen politischen Functionen, z. B. als Friedensrichter oder dergleichen, zu vergegenwärtigen; man denke nur an den Unsinn und die Abscheulichkeit der Jagdgesetze, der Armengesetze, der Criminalgesetzgebung und noch mehr ihrer Praxis! Und dennoch nennt man jene Zeit in gar vieler Hinsicht eine gute alte Zeit, besonders insofern theils ihre Indolenz, theils ihre derbe Gesundheit lange genug den meisten dieser Thorheiten ihren schlimmsten Stachel nahm.

Ohne eine weitere Ausführung dieser wenigen, aber treuen Züge reicht das Gesagte ohne Zweifel schon für jeden nur einigermaßen Kundigen hin, um die Verwandtschaft zwischen diesem ganzen Wesen und den Universitäten, und weshalb beide sich gegenseitig vollkommen genügten, deutlich zu machen. Wie konnte von dieser Seite den Universitäten eine Anregung zu kräftiger Entwickelung ihres wissenschaftlichen Lebens kommen, so lange sie den politischen Anfoderungen dieses Kreises genügten, dessen geistigen Mittelpunkt sie bildeten? Was nun aber die Ursachen betrifft, welche diese behaglichen Verhältnisse störten und zerstörten, so können wir nur mit ein Paar Worten an bekannte Begebenheiten der letzten 50 Jahre erinnern. Daß schon seit längerer Zeit, noch als zwar unterdrücktes, aber doch lebenskräftiges Resultat der großen bürgerlichen Unruhen des 17. Jahrh. sich in England mancherlei Kräfte, Elemente, Bestrebungen und Bedürfnisse erhalten hatten, welche außerhalb der Zustände, der Stellungen und der Formen lagen, deren sich die Tories bemächtigt hatten, ja ganz außerhalb des verfassungsmäßig und social anerkannten aristokratischen und corporativen Lebens, bedarf keiner weitern Nachweisung. Damit ist nun zwar nicht gesagt, daß ihre Stellung zu jenem eine durchweg und entschieden feindselige war; wol aber lag es in der Natur der Sache, daß sie dies bei weiterer Entwickelung werden konnte, wenn sie nicht in demselben Maße und allmälig in jenes verfassungsmäßige Leben hineingezogen wurde, wenn beide Elemente sich nicht gegenseitig zu durchdringen vermochten. Konnte sich das alte aristokratisch und corporativ beschränkte England nicht entschließen, das jenseit seiner Grenzen sich entwickelnde demokratische Leben allmälig in sich aufzunehmen, so mußte es dasselbe zu unterdrücken suchen. Aber auch daran war nicht zu denken, da es sich grade dieser kräftigen Entwickelung zu dem Riesenkampfe gegen die französische Revolution bedienen mußte, der zum Theil und bis zu einem gewissen Punkte wirklich eine gemeinsame Sache war, zum Theil aber mit großer Schlauheit des Parteiinstinctes weit über jenen Punkt hinaus dazu gemacht wurde. Die Epoche jenes Kampfes war die Blüthe der Toryherrschaft, aber enthielt auch die Keime ihres Todes. Sobald der gemeinsame Feind besiegt war, traten die Gegensätze zwischen dem alten und dem neuen, dem aristokratischen und demokratischen England um so schärfer hervor, da die

Kräfte des letztern, welche sich schon in den gewaltigen Anstrengungen jenes Kampfes entwickelt und erprobt hatten, im Frieden auf den Bahnen der Industrie, des Handels riesenmäßig heranwuchsen, während das Grundeigenthum, die Grundlage der Aristokratie, welches der Krieg über alle gewöhnlichen Möglichkeiten hinaus gehoben hatte, zu seiner gewöhnlichen, nun aber verhältnißmäßig geringern Bedeutung herabsank. In welcher Weise eine Fraction des alten, aristokratischen Englands, die Whigs, hier als vermittelndes Glied, gleichsam Schleusen, bildete, wodurch die wachsende demokratische Fluth von allen Seiten eindringen konnte, bis nicht nur die Herrschaft der Tories gebrochen, sondern auch das ganze Gebiet, was sie bisher besetzt und angebaut hatten, überschwemmt und umgewühlt war, daran kann hier nur erinnert werden, und das Gesagte reicht schon hin, um zu zeigen, wie unter solchen Umständen für die Tories und für Alles, was damit zusammenhing, nur die Alternative eines schmählichen Untergangs oder einer kräftigen Reaction blieb, welche durch eine Regeneration von Innen heraus der Partei die Fähigkeit gab, mit gleichen Waffen zu kämpfen. Inwiefern durch eine solche Reaction das ursprüngliche Wesen der Partei gefährdet werden und inwiefern sie nicht blos mit einem andern Namen, sondern auch als eine ganz andere aus einer solchen Krise hervorgehen mußte, brauchen wir hier nicht zu untersuchen, genug, daß schon seit wenigstens 15 Jahren diese Veränderungen in der äußern Stellung und den innern Zuständen der Partei auch dem blödesten Auge bemerklich sich entwickelt haben und in diesem Augenblick ihre kritische Höhe erreichen. Unmöglich nun konnten die Universitäten der Einwirkung dieser Veränderungen entgehen, sie, die mit den Tories, mit dem alten England, mit der Kirche so innig verwandt und verwachsen waren; und in Beziehung auf die Universitäten, auf das wissenschaftliche Leben müssen wir jene Veränderungen noch etwas näher betrachten, wobei wir nicht umhin können, gelegentlich auch einen Blick auf die Kirche zu werfen. Wer sich von der Thatsache überzeugt hat, daß die englischen Universitäten nur sehr wenig für die wissenschaftliche Bildung der Nation thun, der wird natürlich, sofern er nicht von dem Gegentheil ausdrücklich unterrichtet ist, voraussetzen, daß diese Bildung auf einer verhältnißmäßig niedern Stufe stehen müsse. Nun kann zwar nur nationale Eitelkeit oder bewundernde Unkunde Fremder sich darüber täuschen, daß die Folgen jener Versäumnisse der Universitäten nicht wirklich in dem ganzen Zustande der nationalen Bildung bemerklich wären; aber dennoch läßt sich keinesweges leugnen, daß diese Folgen in so sehr viel geringerm Maße eingetreten sind, daß man nothwendig voraussetzen muß, es sei das von Seiten der Universitäten Versäumte auf irgend einem andern Wege größtentheils ersetzt worden. Die wissenschaftliche Bildung der Nation ist nur in einigen Beziehungen hinter derjenigen zurückgeblieben, die Teutschland hauptsächlich seinen Universitäten verdankt, in andern Beziehungen steht sie völlig ebenso hoch, in andern vielleicht höher. Unabweislich drängt sich demnach die Frage auf: Wo fließen die Quellen dieser Bildung, da sie nicht wie bei uns auf den Universitäten fließen? Zur nothdürftigen Beantwortung dieser Frage, deren ausführliche Erörterung uns hier viel zu weit führen würde, möge nun Folgendes dienen, wobei wir die Eintheilung in wissenschaftliche Fächer nach den Facultäten, so weit sie reicht, zum Grunde legen werden. Was nun erstlich die Theologie betrifft, so muß man leider gestehen, daß grade auf diesem Gebiete der eben angedeutete Ersatz für die Lücke, welche die akademischen Studien lassen, in viel geringerm Maße stattgefunden hat, als auf irgend einem andern, wobei zunächst natürlich von der bischöflichen Kirche die Rede ist. Mit Ausnahme einiger als Privatspeculationen errichteter Seminare ist uns durchaus keine Anstalt bekannt, worin an eine irgend genügende wissenschaftliche Ausbildung junger Theologen gedacht würde, und wenn in neuester Zeit sich etwas mehr geistliches und wissenschaftliches Leben in der Kirche zeigt, so ist dies lediglich die Frucht der literarischen und besonders auch journalistischen Thätigkeit einiger ausgezeichneter Individuen und der dadurch angeregten Privatstudien. Die größte Schuld liegt aber besonders insofern an der Kirche selbst, als sie nicht nur sich mit dem begnügte, was die Universitäten leisteten, sondern in ihren Foderungen sogar dahinter zurückblieb. Die Bedingungen und Vorbereitungen der Ordination waren in der Regel viel entschiedener zu einer bloßen leeren Formalität herabgesunken, als dies schon bei den akademischen Prüfungen rc. der Fall war; und daß bei der Besetzung geistlicher Stellen aller Art wissenschaftliche oder überhaupt geistige und geistliche Tüchtigkeit nur sehr selten berücksichtigt wurde, dagegen aber der gänzliche Mangel derselben, oder wol gar das Vorhandensein sehr entschieden ungeistlicher Eigenschaften nur zu oft ebenso unberücksichtigt blieb — daß hierbei in der Regel die Rücksichten des interest, höchstens etwa bei bedeutendern Ämtern wirkliche politische Rücksichten entschieden, welche zuweilen auch Verdienste geistlicher, besonders, polemischer Art empfahlen — Alles das ist bekannt genug, obgleich die unvermeidlichen Folgen zu spät erkannt worden sind, weil man sich zu lange dabei beruhigte, daß doch kein übermäßiger und allgemeiner Scandal entstand. Auch wird Niemand leugnen, daß es der anglikanischen Kirche nie an einzelnen würdigen und auch wissenschaftlich tüchtigen Gliedern gefehlt hat; aber diese verdankten ihre Tüchtigkeit nicht den Universitäten, sondern sich selbst; sie verdankten den Universitäten in dieser Hinsicht nicht mehr als die Dissenters, welche unbedingt von jenen Quellen ausgeschlossen waren. Eben darin dürfte aber ein Hauptgrund für die kräftigere, wenn auch nicht immer wissenschaftliche, doch jedenfalls geistliche Ausbildung dieser letztern liegen, welche sie bald von andern Umständen begünstigt zu so gefährlichen Feinden der Kirche und der Universitäten machten. Die Katholiken haben theils in England und Irland mehre zum Theil anerkannt gute Seminare, theils stehen ihnen ähnliche Anstalten des Auslands offen; die Presbyterianer und andere Dissenters sind theils auf schottische Universitäten, theils auf Privatanstalten und Privatstudien, besonders aber auf das religiöse Leben der Gemeinde selbst verwiesen. Nicht viel tröstlicher stand es in gewisser Hinsicht mit den juristischen Wissen-

schaften. Auch hierfür gab es, so seltsam es scheint, keinen andern Ersatz für die gänzliche Lücke in den akademischen Studien, als Privatstudien. Der Beweis und die Erklärung liegt klar genug vor in dem kläglichen Zustande, worin die Rechtswissenschaft in England bis vor ganz Kurzem sich befand. Was dagegen die Rechtspraxis betrifft, so mußte sie sich eben in der Praxis, im Leben selbst, bilden, von wissenschaftlicher Begründung, Zusammenhang, Vollständigkeit und Übersicht war hier nicht die Rede. Daß in den sogenannten **Inns of Court** in London weder gelehrt, noch gelernt, sondern blos gewohnt und gegessen wird, ist bekannt genug. Die Geschäftsstube des **Attorney**, des Advocaten, das Gericht selbst (**the Bar**) waren und sind größtentheils noch die einzigen Schulen, wo ein junger Mann seine juristische Bildung und Tüchtigkeit erlangen kann. Für das Staatsrecht ist der höher und weiterstrebende ebenso ausschließlich auf Privatstudien und auf das wirkliche Leben verwiesen, von den Parlamentsverhandlungen bis zu den Hustings. Daß dieses ganze Wesen auch seine eigenthümlichen Vorzüge habe, und noch mehr, daß der relative oder unbedingte Mangel solcher praktischen Schulen seine Nachtheile habe, kann und muß man zugeben, ohne daß daraus gefolgert werden könnte, daß es damit allein gethan wäre, und jedenfalls in England selbst die Frage praktisch dahin entschieden, daß die hergebrachte blos praktische Rechtsbildung nicht mehr überall ausreicht. Die Zeit macht auch dort allmälig andere Anfoderungen. Wie dem aber auch sei, so ist so viel gewiß, daß die frühern, wie die neusten juristischen Bedürfnisse gänzlich außerhalb der Universitäten ihre Befriedigung fanden. Daß das Ausland hier wenig oder gar nicht aushelfen konnte, lag in der Natur der Sache, der Eigenthümlichkeit des englischen Rechts 2c. Was die Medicin und ihre Hilfswissenschaften betrifft, von denen auf den Universitäten ebenso wenig die Rede ist, so fanden sie einen bestimmtern und genügendern Ersatz, theils in Edinburgh, theils in Paris (so weit politische Verhältnisse es erlaubten), hauptsächlich aber in den großen Hospitälern der Hauptstadt und einiger anderer großen Städte und den damit verbundenen klinischen und andern Cursen. Hierzu kamen noch einige spärliche Vorlesungen in dem **College of Physicians**, **Surgeous Hall**, der **medical Society** und **Apothekaries Hall**, und besonders eine Menge von Privatvorlesungen, als pecuniaire Speculation von mehr oder weniger Berufenen sowol in London als in andern großen Städten unternommen. Daß bei alle dem auch hier die Praxis entschieden vorherrsche, die Wissenschaft zurücktrete, läßt sich leicht denken, und gibt man von allen Seiten zu, auch wenn man sich nicht darüber vereinigen kann, welches das ersprießlichste Verhältniß zwischen beiden sei. Auf die praktischen Resultate der Art, wie diese Sache in England betrieben wird, und auf die medicinische Polizei können wir uns begreiflich nicht einlassen, und bemerken nur, daß denn doch wenigstens der medicinische Doctorgrad von Oxford oder Cambridge nicht hinreicht, um zur Praxis qualificirt zu werden. Als charakteristisch mag es auch angeführt werden, daß die Veterinairschule bei London ohne allen Zweifel ihrem Zwecke viel angemessenere Einrichtungen hat als irgend eine der Anstalten für Menschenheilkunde in England. Wir kommen nun zu den von den Universitäten vernachlässigten oder verbannten mannichfachen Zweigen der philosophischen Facultätswissenschaften, wo wir uns begreiflich auf die wichtigsten beschränken müssen. Daß classische Studien irgendwo in England in zweckmäßigerm, freierm Geiste betrieben würden, als auf den Universitäten, ist uns nicht bekannt, und es scheinen in dieser Hinsicht auch die Anfoderungen außerhalb derselben bisher noch nicht so gesteigert worden zu sein, daß die Leistungen der Universitäten als ungenügend angesehen würden. Von solchen Anstalten, welche ähnliche Studien auf ähnliche Weise und eigentlich als Vorbereitung zur Universität betreiben, wie z. B. die Grammarschools und Colleges von Westminster, Eton und Harrow und andere gelehrte Schulen der Art, braucht hier nicht weiter die Rede zu sein. Auch mathematische Studien werden jedenfalls nirgends weder in öffentlichen noch Privatanstalten entschieden besser und weiter getrieben, als auf den Universitäten, und nur hinsichtlich der praktischen Anwendung auf manche Zweige der Mechanik 2c. erhalten sie, wie sich leicht denken läßt, in den Militairschulen der Regierung eine größere Entwickelung. Von allen andern Zweigen der Studien, von denen hier die Rede ist, z. B. orientalische und neuere Sprachen und Literaturen, Literaturgeschichte, Ästhetik und Kunstgeschichte, Geschichte überhaupt, Geographie und Statistik, Staatswirthschaft und Politik, Naturwissenschaften, Chemie und Physik, läßt sich im Allgemeinen behaupten, daß keiner von ihnen in England eigentlich in irgend einer Lehranstalt irgend vollständig und zusammenhängend gelehrt wird. Vom bloßen Schulunterricht ist hier natürlich nicht die Rede, und auch dieser ist im Ganzen in allen diesen Dingen, so weit sie hinein gehören, dürftig genug. Über einige dieser Fächer wurden auf den schottischen Universitäten von ausgezeichneten Männern gelegentlich Vorlesungen gehalten, und auch von Engländern, jedoch nicht häufig, besucht. In neuester Zeit hat die londoner sogenannte Universität in England selbst die Lücke einigermaßen auszufüllen gesucht, aber bisher im Ganzen mit sehr dürftigem Erfolge. Vorlesungen mancherlei Art werden theils als Privatspeculationen, theils auf Veranlassungen mancher Privatvereine oder auch wol Corporationen in London und einigen andern großen Städten häufig genug gehalten, aber meist vor einem so gemischten Publicum und auf eine solche Weise, daß von einer wissenschaftlich irgend erschöpfenden und umfassenden Behandlung nicht die Rede sein kann. Orientalische Sprachen werden auf dem College zu Hayleybury gelehrt, wo die ostindische Compagnie ihre Beamten bildet, und die Staatsanstalten zur Bildung von Officieren leisten hinsichtlich der neuern Sprachen, Geschichte, Statistik und Geographie wenigstens etwas. Alles dies reicht aber nicht hin, eine große Menge von Erscheinungen des praktischen Lebens zu erklären, welche nur das Resultat eines höhern Grades der Entwickelung gewisser Zweige des wissenschaftlichen Lebens sein können; man denke z. B. nur an die Fortschritte der Industrie, der Mechanik, der Nautik seit 50, ja seit 20 Jahren.

Es reicht nicht einmal hin, die Entwickelung der allgemeinen Bildung unter den höhern und mittlern Ständen zu erklären; denn so wenig diese an und für sich höhern, oder gar wissenschaftlichen Ansprüchen immer genügen mag, so oberflächlich, verkehrt, leichtfertig und einseitig sie in mancher Hinsicht erscheinen mag, so ist sie doch nur als Resultat, gleichsam als wenn auch getrübte und geschwächte verdünnte Ausströmung einer Masse wissenschaftlich entwickelter Intelligenz, denkbar, welche irgendwo ihren Sitz und ihre Hebel haben muß. Alles dies ist nur erklärlich als Resultat der selbständigen Privatstudien einer gewissen Anzahl ausgezeichneter Köpfe. Resultate, welche theils (sofern sie sich auf Mathematik und Naturkunde bezogen) unmittelbar von der Industrie ergriffen und benutzt wurden, theils durch die Presse auf die mannichfachste Weise verbreitet und zugänglich gemacht wurden, indem begreiflich jede wirklich oder scheinbar wahre, ersprießliche bedeutende, fruchtbare Lehre oder Idee gleichsam eine Schule bildete, welche sie nach allen Seiten ausbeutete, entwickelte, breit trat, trivialisirte, popularisirte. Das beste Beispiel (und eins statt tausend) geben in dieser Hinsicht die Lehren von Adam Smith und Bentham, welche in diesem Augenblick als Scheidemünze unter dem Volk umlaufen, nachdem sie lange als kostbare oder seltsame, ja gefährliche Schaustücke von Wenigen gehegt, nachgeprägt, modificirt, entwickelt oder auch angegriffen, verfolgt worden. Wie diese ganze Entwickelung mit der Entwickelung der Presse zusammenhängt, ist ebenso einleuchtend, als daß hier nicht der Ort sein kann, darauf weiter einzugehen. Die Frage ist nur, wie sich diese ganze Masse von theils wissenschaftlicher, theils praktischer, theils specieller, theils allgemeiner, gemischter Bildung zu den Universitäten verhielt. Daß sie außerhalb der Grenzen derselben lag, ist klar genug, aber daraus folgt noch nicht, daß sie immer und unbedingt eine feindliche Stellung gegen dieselben und das ganze mit ihnen zusammenhängende aristokratisch-kirchliche Wesen annehmen mußte. Lange genug war diese vielmehr theils eine ganz abgelegene, von ihnen ignorirte und sie ignorirende, wie z. B. das ganze Gebiet der Industrie, theils aber eine abhängige, tolerirte, bescheiden sich schmiegende und fügende. Dies galt bis zum Anfange der Revolutionskriege von dem größten Theile der schriftstellerischen Welt, sofern sie nicht ohnehin selbst auf irgend eine Weise den Universitäten angehörte; und wenn sie auch nicht gradezu den Universitäten ihre Huldigungen darbrachte, so war sie doch fast unbedingt abhängig von dem aristokratischen Kreise, oder von der Verschlingung von Kreisen, von interests, von Patronaten und Clientelen, welche in den Universitäten den Mittelpunkt ihrer höhern Bildung anerkannten. Dasselbe gilt von dem politisch und social so wichtigen Stande der Advocaten und der Ärzte. Wer irgend nach einer höhern Geltung strebte, der mußte sich den Ansichten, welche in jenen Kreisen herrschten, fügen. Einzelne Ausnahmen kühner, selbständiger Überlegenheit beweisen nichts gegen diesen allgemeinen Charakter. Hier war nicht nur der günstige Einfluß, das interest, welches von der Staatsgewalt im weitesten Sinne ausgeht, ausschließlich zu finden, sondern dies war auch das einzige Publicum, um dessen Gunst es sich handeln konnte. Sowie aber die oben angedeuteten socialen und politischen Veränderungen und Entwickelungen, besonders auch zunächst hinsichtlich des Besitzthums, der Ansprüche an die materiellen und geistigen Genüsse höherer Bildung und der Mittel, sie zu befriedigen, den Begriff Publicum weit über jene alten, aristokratischen Grenzen ausdehnte, oder jenseit derselben ein neues Publicum schufen, traten sehr wesentliche Veränderungen in der Stellung der Träger und Verbreiter jener ganzen nichtakademischen Bildung ein. Ihre Zahl, ihre Bedeutung vermehrte sich reißend, die Presse machte sie zu einer Macht, und diejenigen, welche sich dem Dienste des Publicums der neuen Zeit widmeten, standen sich oft ebenso gut als jene, welche dem alten England ihre Dienste zu widmen fortfuhren; während auch diese nicht mehr als untergeordnete Schützlinge, sondern als nützliche, unentbehrliche Streiter angesehen wurden, neben denen die Universitäten in ihrem indolenten, pedantischen Stolz eben nicht gewinnen konnten. Alles dies hätte indessen an und für sich noch nicht hingereicht, eine entschieden feindselige, zumal aggressive Stimmung in der Masse der neuen nichtakademischen Bildung zu erzeugen. An Spott und Tadel konnte es freilich gelegentlich nicht fehlen, war doch dergleichen schon früher von einzelnen kecken Anonymis geschehen, und mußte doch jeder wohlmeinende Freund wissenschaftlicher Bildung wünschen, daß jene ungeheuern Hilfsmittel zweckmäßiger verwendet würden. Ja in dem Maße, als die Gefahr für die Tories stieg, und sich jene Reaction im Innern der Partei geltend machte, welche den Charakter einer Reform im Angesicht, ja unter dem Feuer des Feindes annahm, mußten sie selbst dahin kommen, an die Universitäten ganz andere Ansprüche zu machen als früher. So wichtige Magazine und Waffenplätze durften nicht wie bisher durch die Indolenz der Befehlshaber und der Besatzung ohne Nutzen für die Sache, dem Verfall und Verderben, dem Spotte, den Angriffen der Feinde Preis gegeben bleiben. Es ist kein Zweifel, daß dieser Geist, diese Ansichten in den letzten fünf bis sechs Jahren nicht nur bei den politischen Freunden der Universitäten, sondern auf den Universitäten selbst und zwar nicht blos in Cambridge, was immer mehr geistige Regsamkeit und sogar einen kleinen Beigeschmack von whigistischer Opposition zeigte, sondern auch in Oxford selbst sich geltend zu machen anfangen, obgleich bisher noch weniger in den eigentlichen akademischen Studien, als in der individuellen, zum Theil literarischen, Thätigkeit einzelner Mitglieder. Von den Expectorationen einer plumpen, pedantischen, halbschlaftrunkenen Wuth, womit man früher gelegentlich von Seiten der Universitäten auf die Angriffe der Spötter oder ernster, sachkundiger Tadler, z. B. im Edinburgh Review, antwortete, und welche nur neuen Stoff zu gerechtem Tadel und Spott gaben, ist nun nicht mehr die Rede. Blackwood und das Quarterly Review haben gezeigt, daß man die Sache der Tories mit wenigstens ebenso viel Witz, Wissen, Geist und Ernst vertheidigen könne, als deren Gegner je entwickelt hatten, und manche Mitglieder, Fellows und Professoren beider Universitäten verschmähten es fortan nicht, an die-

sem Kampfe Theil zu nehmen und auch sonst durch die populaire Presse auf die öffentliche Meinung zu wirken[4]). Gewiß findet hier eine Wechselwirkung zwischen diesen kräftigern Lebensregungen der Universitäten und der Reaction statt, welche auch auf dem Gebiete der anglikanischen Kirche durch die dringende Gefahr hervorgerufen worden ist und welche sich freilich bisher auch noch mehr in der individuellen, literarischen und zum Theil journalistischen Thätigkeit einzelner Individuen, als in umfassenden, gemeinsamen Maßregeln kund that. Um aber bei den Universitäten stehen zu bleiben, so zweifeln wir nicht im mindesten, daß jene Anregung nicht auch über kurz oder lang eine entsprechende Reform in den Einrichtungen, den Studien herbeiführen würde, welche den wissenschaftlichen Anfoderungen der Zeit vollkommen genügen könnte, soweit es die Anfoderungen des politischen Parteiinteresse, was in einem freien Lande sich immer geltend machen wird und muß, irgend erlauben. Eine solche Reform wäre in der That, sobald einmal Wille und Geist da wäre, keinesweges sehr schwierig. Es käme zwar allerdings darauf an, einige Einrichtungen und Formen ganz zu beseitigen, welche ohnehin alle Bedeutung und Wirklichkeit verloren haben, z. B. die lange Dauer der Studienjahre und der Ferien, und einen Theil der übermäßigen Menge scholastischer Übungen; in den meisten Fällen aber käme es nur darauf an, diese Einrichtungen, diese Formen mit einem tüchtigern Geiste zu beleben, sie ihrer ursprünglichen Bedeutung und Bestimmung wiederzugeben und ihr gemäß auszudehnen. Abgesehen von der nothwendigen Vermehrung der Professuren, wie viel wäre schon damit gethan, wenn nur alle Professoren die Vorlesungen, wozu sie verpflichtet sind, wirklich hielten, und die Prüfungen und Disputationen Preisfragen ꝛc. in der Art modificirt würden, daß sie wirklich jenen Vorlesungen in die Hände arbeiteten. Die Einführung eines Honorars wäre allerdings unumgänglich nöthig, aber auch ohne große Schwierigkeiten zu beschaffen, wenn man auf andere Weise die großen Kosten des akademischen Lebens, zumal für die blos Wohlhabenden, beschränkte und die Stipendien den wirklich Armen ließe. Vor allen Dingen aber würde es darauf ankommen, wenigstens in dieser Zeit der Noth, die akademischen Beneficien, sowie die der Colleges, Professuren, Fellowships ꝛc., nur tüchtigen, thätigen Leuten zuzuwenden, nicht den Dronen, welche bisher sie in halbem Schlafe genossen. Alles dies kann begreiflich nicht weiter ausgeführt werden, und wir wünschen nur der Ansicht zu begegnen, als wenn die Einrichtungen der englischen Universitäten durch und durch oder auch nur wesentlich fehlerhaft und Ursache ihres Verfalls wären; vielmehr haben grade diese in ihrer Eigenthümlichkeit gar manches, was wir auch den unsrigen wünschen möchten. Der Geist allein fehlte bisher — der Geist allein kann noch jetzt retten. Aber freilich auch der Geist bedarf der Zeit und des Raums zu seinen Werken; und eben Zeit und Raum werden ihm, fürchten wir, hier nicht vergönnt sein und er die schwere Schuld seines langen Schlummers schwer büßen. Auch hier tritt die enge Verwandtschaft der Universitäten mit der Kirche bedeutsam in gemeinsamer Strafe, gemeinsamer Schuld hervor. Die Gegner, welche die Universitäten und die Kirche auf dem Gebiete des religiösen Lebens der Nation bedrohen, sind es, welche ihnen den Untergang bereiten werden, ehe sie sich vollends ermannt haben. Bei einer großen Zahl derer, die seit einigen Jahren auf eine wissenschaftliche Reform der Universitäten dringen, würden ohne Zweifel solche und ähnliche von den Universitäten selbst ausgehende Maßregeln, wie wir sie oben andeuteten, hinreichen, um sie mit denselben zu versöhnen. Aber grade die gefährlichsten und thätigsten Gegner derselben werden damit keineswegs zufrieden gestellt sein, eben weil deren Resultate ihnen nicht zu Gute kommen würden, ohne eine viel tiefer greifende politische Reform derselben. Dies sind die Dissenters aller Confessionen, deren Zahl und Einfluß eben in Folge des Verfalls, der Indolenz der Universitäten und der Kirche so sehr zugenommen hat, und denen nach den jetzigen Statuten schon die Unterschrift der 39 Artikel den Zutritt zu den Universitäten versperrt. Diese Schranke soll entfernt und ihnen die Theilnahme, nicht blos an den Studien, sondern an den Graden, Beneficien, Rechten und Eigenthume derselben eröffnet werden. Um diesen Punkt dreht sich diese ganze Frage weit mehr, als um den der wissenschaftlichen Reform. Der letzte Versuch, diesen Zweck auf dem Wege parlamentarischer Verhandlungen und Beschlüsse zu erreichen (in der letzten Session), ist zwar wieder wie einige frühere fehlgeschlagen, allein es leidet wenig Zweifel, daß er zumal nach der Communalreform[5]) über kurz oder lang erreicht werden wird. Welche Ansicht man nun auch über die Rechtmäßigkeit, Nothwendigkeit oder Zweckmäßigkeit dieser Veränderung haben mag, so ist wenigstens so viel gewiß, und muß fest gehalten werden, daß sie mit der gewünschten und gefoderten wissenschaftlichen Regeneration der Universitäten in gar keinem nothwendigen Zusammenhange steht, und ebenso wenig mit der allerdings sehr billigen Foderung der Dissenters, daß ihnen in England irgend eine Möglichkeit eröffnet werde, den akademischen Gradus zu erlangen, sofern sie Ursache haben, einen Werth darauf zu legen, den er freilich kaum lange mehr behalten dürfte. Dieser Foderung kann auf andere Weise genügt werden, und wie es scheint sind auch schon Anstalten dazu genehmigt, indem der sogenannten londoner Universität, wenigstens mittelbar, das Recht zugestanden werden soll, den Gradus zu ertheilen. Eben daß die Zulassung der Dissenters und die Reform der Studien zwei ganz verschiedene Fragen sind, kann aber nicht ohne Einfluß auf eine unbefangene Würdigung des ersten Punktes bleiben. Die Reform der akademischen Studien und Disciplin nach den wissenschaftlichen An-

4) Wir wollen in dieser Hinsicht nur eine Thatsache anführen, die aber für jeden Sachkundigen beim Vergleiche mit frühern Zuständen von nicht geringer Bedeutung erscheinen wird, nämlich, daß an der großen Encyclopaedia metropolitana allein über 30 Mitglieder der Universitäten mitarbeiten.

5) Diese sichert das demokratische Übergewicht im Parlament noch mehr als die Reformbill.

sprüchen der Zeit ist unerläßliche, sowol allgemeine als stiftungs- und statutenmäßige, Pflicht der Universitäten, zu deren Erfüllung sie ohne allen Zweifel von der höchsten Staatsgewalt gezwungen werden können und müssen, wenn sie nicht selbst dazu thun. Die Zulassung Solcher, zu dem Genuß und Besitz der Stiftungen, die nach dem Willen der Stifter ausgeschlossen bleiben sollten, also aller derer, die nicht zur herrschenden Staatskirche (establishd church) gehören, dürfte aber schwerlich als etwas anderes, denn als eine Spoliation anzusehen sein. Ebenso gut könnte man Katholiken und Dissenters zum Gottesdienst in den bischöflichen Kirchen zulassen! Was aber die praktische Zweckmäßigkeit oder allgemeine Billigkeit betrifft, so sind das ganz andere Fragen; und wenn man in dieser Hinsicht auch zugeben muß, daß es wünschenswerth wäre, wenn so bedeutende wissenschaftliche Hilfsmittel der allgemeinsten Benutzung zugänglich gemacht würden, so folgt daraus doch nicht, daß dies auf dem Wege der Spoliation geschehen dürfe und müsse. Wer aber behauptet, es handle sich nur um Zulassung zu den Studien, der täuscht sich selbst oder andere, und die Dissenters wissen am besten, daß dies nur der erste Schritt zu weiterer Theilnahme an den Rechten, dem Eigenthume der Universität, der Colleges wäre und sein müßte. Oder wie lange würden die graduirten Dissenters sich gefallen lassen, den Rechten, welche mit dem Gradus bisher verbunden waren (Sitz und Stimme in der Congregation und Convocation ꝛc.) zu entsagen, da diese es eigentlich allein sind, welche schon jetzt dem Gradus noch einen Werth geben, den er in allen andern Verhältnissen immer mehr verliert? Woher denn dieses Streben nach dem Gradus der Universitäten, als eben wegen der damit verbundenen speciellen Rechte? Werden ihnen aber gleiche Rechte eingeräumt wie den Graduirten der bischöflichen Kirche, wie will man die Geschäfte, zumal die Verwaltung des Vermögens, so theilen, daß nicht die Dissenters auf die eine oder andere Art Theil nehmen an der Ausübung der Patronatsrechte der Universität und überhaupt an den vielen rein kirchlichen Functionen, zu denen sie oder deren Mitglieder berechtigt oder verpflichtet sind? Oder sollen die Dissenters etwa der Wahlfähigkeit zum Vicekanzellariat und andern hohen Würden entsagen? Wie lange werden sie sich dies gefallen lassen? Alles aber, was hinsichtlich der Universität selbst gilt, gilt auch mehr oder weniger von den Colleges; dieselben allgemeinen Gründe scheinbarer Billigkeit, dieselben wirklichen Parteiinteressen, dieselben rechtlichen und praktischen Schwierigkeiten. Oder wer wird im Ernste behaupten, daß die Dissenters nicht ebenso dringend und aus ähnlichen Gründen über kurz oder lang den Eintritt in die Colleges erst als Studenten (independent members), dann als Fellows verlangen werden? Als Studenten können sie ohnehin gar nicht ausgeschlossen werden, man müßte denn erst das ganze Disciplinarsystem, die ganze Lebensweise ändern. Von der Fellowship schließen sie aber zunächst wesentlich und formell nur die 39 Artikel aus; warum sollten diese aber hier nicht ebenso gut beseitigt werden als bei der Universität selbst? Alles dies, wie gesagt, wissen beide Theile gar wohl, und eben dies gibt der Sache ihre hohe, praktische Bedeutung grade in dieser kritischen Epoche des Kampfes zwischen Demokratie und Aristokratie in Staat und Kirche. Beide Theile fühlen, daß es eine wichtige Stellung, reich an mancherlei Hilfsmitteln zur Fortsetzung des Kampfes gilt; ja in gewisser Hinsicht die wichtigste von denen, welche der Aristokratie noch geblieben ist; besonders wenn sie (was nicht zu bezweifeln) besser benutzt und befestigt würde, wie bisher geschehen. Die wichtigste, insofern sie der geistige Mittelpunkt ist oder werden kann, von wo aus die Besatzung der beiden andern noch übrigen Hauptstellungen, Kirche und Oberhaus, mit geistiger Kraft, geistigen Waffen versehen werden kann und soll, sodaß kaum ein Kundiger daran zweifeln wird, daß der Verlust jener Stellung am allersichersten, wenn auch langsam, den Verlust der beiden andern nach sich ziehen wird. Das Gesagte reicht hoffentlich hin, um zu zeigen, daß in dieser Angelegenheit nicht Alles mit ein Paar Grundsätzen und Redensarten allgemeiner Billigkeit und Zweckmäßigkeit abgethan ist, womit man zumal bei uns sich so leicht begnügt, ohne die wirkliche und praktische Bedeutung der Dinge nach Zeit und Ort in Anschlag zu bringen. Auch in England fehlt es nicht an solchen allgemeinen Redensarten, aber es ist eben eine der vielen Arten von Geschossen in dem Kampfe, die man wirken läßt, so viel oder wenig sie können, ohne viel Werth drauf zu legen, ohne sich über ihre Bedeutung zu täuschen. Sogar die Masse der liberal-rationalistisch Aufgeklärten in der bischöflichen Kirche selbst, welche keinen Anstand nehmen, die 39 Artikel als eine leere Formel zu unterschreiben, und also keinen Grund haben, ihre Beseitigung zu verlangen, wissen recht gut, daß es nicht unverständige Bigotterie ist, welche die Aristokratie, die Tories treibt, so großen Werth auf deren Beibehaltung zu legen, sondern die sehr verständige und gegründete Überzeugung, daß sie damit dem Feinde ihre beste und eine ihrer letzten Festen öffnen. Eben deshalb unterstützten die Liberalen, die Aufgeklärten die Angriffe der Dissenters, deren religiöse Überzeugungen ihnen ebenso beschränkt und thöricht scheinen als die ihrer kirchlichen Gegner, in jenen 39 Artikeln ausgesprochen. Diese Frage knüpft sich also unmittelbar an und fällt zusammen mit den großen socialen und politischen Fragen, welche die gegenwärtige Krise in England entscheiden wird, z. B. inwiefern die englische Aristokratie und die bischöfliche Kirche zur Erhaltung der bisher noch übrigen monarchischen Formen und Elemente der britischen Staatsverfassung nöthig ist oder nicht? Inwiefern diese selbst zum Wohle des Ganzen nöthig sind? u. dergl. m. Wie man diese Fragen aber auch beantworten mag, so wird man der Aristokratie, der Kirche wenigstens, das Recht und die Pflicht der Selbsterhaltung und Selbstvertheidigung, auch hinsichtlich der Universitäten, zugestehen. Aus dem Gesagten geht nun aber auch endlich hervor, daß sogar von dem Standpunkte der allgemeinen, philanthropischen Zweckmäßigkeit die Frage von der Reform der Universitäten in Beziehung auf die Zulassung der Dissenters durch die Beseitigung der 39 Artikel, nicht blos in wissenschaftlicher, sondern

auch in politischer Hinsicht erwogen werden und gefragt werden muß, ob die Vortheile, welche auf diesem Wege durch allgemeinere Zugänglichkeit bedeutender wissenschaftlicher Hilfsmittel erlangt werden mögen, nicht aufgewogen werden dürften durch die Gefahren, welche für Aristokratie, Kirche, Monarchie oder Staat aus der Zerstörung eines solchen Bollwerks der beiden erstern erwachsen dürften. Diese Frage mag immerhin auf verschiedene Weise beantwortet werden, so ist doch schon etwas für eine ersprießliche Discussion gewonnen, wenn nur erst die wichtigern Fragen, worauf es dabei ankommt, klar vorgelegt sind und vagem Hin- und Herreden, wobei man so leicht sich selbst oder andere über das täuscht, worauf es eigentlich ankommt, ein Ende gemacht wird. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, kommt es denn allerdings um so mehr darauf an, daß man die gemeinnützigen, wissenschaftlichen Vortheile, welche aus einer allgemeinen Zugänglichkeit der Universitäten und den sonstigen damit zu verbindenden Veränderungen erwachsen mögen, nicht höher anschlage, als sie sich in der Wirklichkeit belaufen dürften, und man wird um so eher untersuchen, ob nicht dieselben oder ähnliche Vortheile auf andern, weniger bedenklichen Wegen und um einen geringern Preis zu erlangen sein möchten? Bei Beantwortung dieser Frage muß aber vor allen Dingen festgehalten werden, daß von einer Fortdauer des bisherigen elenden Zustandes der Universitäten durchaus nicht die Rede ist, sondern nur davon, ob die nöthigen wissenschaftlichen und disciplinarischen Reformen von den Universitäten selbst bewirkt werden sollen und ohne Verletzung ihrer corporativen Selbständigkeit durch Zulassung solcher Mitglieder, welche nach dem Zwecke der Stiftungen ausgeschlossen bleiben müßten; oder ob alles dies unberücksichtigt bleiben und jene Reform nothwendig und ausschließlich durch fremde Hände und mit Zerstörung der Selbständigkeit und des stiftungsmäßigen Charakters der Corporationen geschehen soll. Dies vorausgesetzt, fragt es sich weiter: ob die Hände, welche jenes Werk an sich zu reißen gedenken, wenigstens durch vorzügliche Tüchtigkeit dazu berufen sind; ob bei dem industriell-demokratischen Liberalismus, dem dies Geschäft ohne Zweifel großentheils zufallen wird, grade der Geist, die Gesinnung vorauszusetzen ist, der die Bedingungen der möglichst freien, möglichst würdigen, möglichst wohlthätigen und ersprießlichen wissenschaftlichen Thätigkeit solcher Anstalten zu erkennen und zu sichern vermöchte. Die Beantwortung dieser Frage würde uns hier viel zu weit führen; aber auch wenn man sie zu Gunsten der herrschenden Partei beantworten könnte oder wollte, so dürfte sich auch gleich die zweite Frage aufdrängen, ob es denn nicht überhaupt rathsam wäre, daß dieser Geist, statt sich in einer gewaltsamen Reform von Anstalten thätig zu zeigen, welche die Mittel und den Willen haben, sich selbst zu reformiren und statt diese Reform mit Maßregeln zu verbinden, welche die Leidenden jedenfalls mit sehr übel klingenden Namen, als Spoliation rc., bezeichnen dürften, und welche nicht ohne merklichen Widerstand durchzusetzen sind — ob es, sagen wir, nicht rathsamer und jenes Geistes, sofern er wirklich einigen Beruf zu dem Werke hat, würdiger — der Sache, dem Ganzen zuträglicher wäre, wenn er sich an einer neuen Schöpfung versuchte. Wir wollen nicht untersuchen, inwiefern diejenigen britischen Unterthanen, welche von dem Besuche der englischen Universitäten, durch die 39 Artikel ausgeschlossen sind, sich an den Staat halten und von ihm Ersatz, Befriedigung ihres Bedürfnisses wissenschaftlicher Bildung verlangen können. Die Kirche, die Partei, welche zur Befriedigung dieses Bedürfnisses bei ihren Angehörigen jene großen und reichen Stiftungen gegründet hat, indem sie den Stiftern den Geist und Willen verlieh, der solche Dinge hervorbringt — diese Kirche, diese Partei kann jedenfalls mit vollstem Rechte ihren Neidern und Feinden zurufen: Gehet hin und thuet desgleichen, laßt uns aber jedenfalls das Unserige! Gesteht aber der Staat eine solche Verpflichtung von seiner Seite zu, so ist es doch wahrlich, abgesehen von Recht und Billigkeit und Pflichten anderer Art, seiner würdiger, dieser Verpflichtung statt auf Kosten der alten durch Gründung einer neuen Universität nachzukommen. Daß aber die Wissenschaften dabei nicht verlieren, sondern nur gewinnen würden, daß eine dritte Universität nicht nur nicht überflüssig, sondern über kurz oder lang nöthig sein würde, wäre leicht zu beweisen[6]). Es haben sogar die zunächst in der Sache Betheiligten schon ohne Unterstützung des Staates bekanntlich diesen Weg eingeschlagen, durch Errichtung der londoner Universität. Die Ursachen des geringen Erfolgs dieser Unternehmung können hier nicht weiter erörtert werden, so viel aber ist gewiß, daß es nur einer entschiedenen Unterstützung von Seiten des Staates bedürfte, um durch und in dieser Anstalt alle billigen und wirklich wissenschaftlichen (wenn auch nicht die politischen) Bedürfnisse der Gegner der alten Universitäten zu befriedigen. In welcher Art, unter welchen Bedingungen und in welcher Ausdehnung diese Unterstützung stattfinden müßte, kann hier nicht untersucht werden, da aber die Zeit selbständiger Corporationen auch in England zu Ende läuft, sodaß wenigstens gegen Errichtung neuer Anstalten in dieser Form manches einzuwenden wäre, und da ein bloßer Privatverein hier nie ausreichen würde, so möchte kaum ein anderer Ausweg bleiben als die londoner Universität zu einer Staatsanstalt zu machen und überhaupt ihr eine ähnliche Stellung und Einrichtung zu geben, wie diejenige, welche in neuerer Zeit die teutschen Universitäten erhalten haben. Die Kosten würden schwerlich so bedeutend zu sein brauchen, als man wol glauben möchte, da z. B. hinsichtlich des wissenschaftlichen und sonstigen materiellen Apparats (Bibliotheken, Sammlungen aller Art, Hospitäler, Universitätsgebäude rc.) fast alles schon überreichlich in London vorhanden ist, und es nur darauf ankäme, die Bedingungen der Benutzung zum Vortheile der Universität festzustellen, was zwar seine Schwierigkeiten haben würde, aber doch endlich zu Stande zu bringen wäre. Dies allein würden wir als eine würdige und ersprießliche

6) Preußen hat bei 13 Millionen Einwohnern sieben, Großbritannien bei 24 Millionen (in Europa!) nur sechs Universitäten: Oxford, Cambridge, London, Edinburgh, Glasgow und Dublin; Aberdeen und St. Andrews sind factisch ganz eingegangen.

Lösung der Aufgaben der Zeit hinsichtlich des englischen Universitätswesens ansehen können. —

Geschichte der Universität Oxford. Eine irgend ausführliche und erschöpfende historische Monographie dieser uralten Universität würde bei dem Reichthum und dem Interesse des Stoffes die Grenzen, welche uns in diesem Artikel gesetzt sind, um so mehr überschreiten, da dabei viele Punkte in Betracht kommen, welche eigentlich dem Gebiete der Geschichte der Universitäten im Allgemeinen angehören. Wir müssen uns daher mit einer kurzen, die Hauptmomente in ihrer allgemeinern Bedeutung hervorhebenden Übersicht begnügen, und auch bei dieser Beschränkung müssen wir uns im Voraus darüber rechtfertigen, daß wir in Beziehung auf manche wichtige Punkte keine definitiven, bestimmten Resultate, sondern nur vorläufige und wahrscheinliche Annahmen geben können. Es sind nämlich die historischen Forschungen über diesen Gegenstand, von dem man in mehr denn einer Hinsicht glauben sollte, daß er vor vielen andern Bearbeiter hätte finden müssen, doch bisher so außerordentlich dürftig geblieben, daß sie sich (abgesehen von ganz unwissenschaftlichen Übersichten) kaum über ein noch immer ziemlich mangelhaftes Compiliren von Materialien erhoben haben, und daß über die wichtigsten Punkte, zumal der Geschichte der Entwickelung der innern Organisation der Universität, kaum die Fragen begriffen und gestellt worden, auf deren Beantwortung es ankommt, geschweige denn diese Beantwortung selbst versucht oder gar gelungen ist. Diese Erscheinung läßt sich großentheils durch das bekannte spanische Sprüchwort von dem Hunde des Gärtners, „der weder selbst frißt noch es andern gönnt,“ auf die Herren in Oxford angewendet erklären; denn außer Wood und dessen späterm Herausgeber Gutch hat keiner von ihnen irgend etwas Erhebliches zur Förderung der Geschichte der Universität geleistet, und wer Oxford kennt, wird nicht fragen, warum kein Profaner in dieser ganzen Zeit auch nur daran denken konnte, den Schatz von Materialien zu benutzen, den der Drache des mistrauischen Corporationsgeistes und des pedantischen Hochmuths zugleich bewacht und verachtet. Wie dem auch sei, so würde jede bestimmtere Behauptung über manche Punkte theils nur das Resultat von Untersuchungen sein können, zu denen uns in diesem Augenblicke fast alle Hilfsmittel mangeln, theils aber uns zu Beweisführungen verpflichten, welche der Raum unbedingt ausschließt. Was die Gründung oder Entstehung der Universität betrifft, so bedarf es kaum einer Bemerkung, daß hier, wie bei allen organischen Elementen des mittelalterlichen Staatslebens (zumal des ältern) von einer bestimmten Zeitangabe gar nicht die Rede sein kann, indem die ersten Nachrichten immer nur das Dasein, nie die Entstehung bezeugen und zum Theil staatsrechtlich anerkennen. Dasselbe ist mehr oder weniger auch in Beziehung auf die einzelnen Momente der weitern Entwickelung der Fall, und gilt hier um so mehr, da die Entstehung der Universität jedenfalls einer Zeit angehört, welche überhaupt ganz besonders arm an historischen Zeugnissen ist. Unterscheiden wir nämlich zunächst die Bedeutung einer Universität als Organ der höhern wissenschaftlichen Bildung einer gegebenen Zeit (**studium, studium generale**) von ihrer Organisation als Corporation (**universitas literaria**), so kann gar kein Zweifel obwalten, daß die Entstehung der Universität zu Oxford etwa in die Mitte der sächsischen Epoche fällt. Unter der Regierung des großen Alfred finden wir hier eine von ihm entweder begründete oder wieder hergestellte, jedenfalls begünstigte, von keiner kirchlichen Anstalt abhängige Schule, auf welcher, wenn auch nicht alle einem spätern **studium generale** zukommenden Fächer, doch jedenfalls Alles das gelehrt und gelernt wurde, was die höhere wissenschaftliche Bildung der Zeit, das Trivium und Quadrivium, umfaßte, und unter deren Lehrern mehre der gelehrtesten Männer der Zeit, ein Erigena, Grimbald, Gildas, Nennius, Kentigern, Asser &c. genannt werden. Daß das Ende der sächsisch-dänischen Epoche nach Alfred's Tode der Entwickelung dieser Keime nicht günstig sein konnte, liegt am Tage; doch beweisen wiederholte Nachrichten von der Unterbrechung der Studien in Oxford in Folge der Zeitstürme, daß selbige nie ganz aufhörten. So wird namentlich der Rache erwähnt, welche im J. 1002 die Dänen an Oxford mit Feuer und Schwert nahmen, wegen des Eifers, womit am St. Brigittentage die Befehle Äthelred's II., zur Ermordung der Dänen, in seinem ganzen Reiche grade hier erfüllt worden waren. Mochte sich auch Stadt und Studium unter der ungestörten dänischen Herrschaft Kanut's, welcher hier mehrmals sein Hoflager hielt, einigermaßen erholen, so waren doch (mit Ausnahme der Regierung Edward's, des Bekenners) die letzten Zeiten der sächsischen Periode so ungünstig, daß zur Zeit der normännischen Eroberung von 750 Häusern, welche die Stadt noch hatte, über 500 nicht mehr im Stande waren, die darauf lastenden Abgaben zu bezahlen. Mit der normannischen Periode beginnt nun in der Geschichte der Universität eine neue Epoche, ja in gewissem Sinne fängt diese Geschichte hier eigentlich an, insofern nämlich der Begriff Universität nicht blos ein **studium generale**, sondern auch eine corporative Organisation voraussetzt. In den ersten Jahren der Regierung des Eroberers, litt sowol das Studium zu Oxford, als die Stadt selbst, unter der allgemeinen Verfolgung und Unterdrückung, welche alles Sächsische traf; allein sobald die Sieger diese Stellung vollends besetzt und zu der ihrigen gemacht hatten, wurde sie auch als solche vielfach nach Sitte, Geist und Bedürfniß der Zeit begünstigt und nahm an der allgemeinen Entwickelung der Elemente des neu sich bildenden englischen Staatslebens Theil. Es lag aber in der Natur der Sache, daß sowol das Studium als die Stadt sich als Corporationen entwickelten, und daß jenes von dem im Allgemeinen vermehrten Zuflusse der wissenschaftlichen Nahrungssäfte der Zeit seinen reichlichen Antheil an sich zog, sodaß es den Namen eines **studium generale**, im eigentlichen Sinne, jedenfalls nun erwarb, wenn man diesen Anspruch auch für die sächsische Epoche nicht gelten lassen wollte. Wer irgend mit der Art und Weise der Entwickelung der Zustände und Elemente jener Periode bekannt ist, der wird an eine genaue Zeitangabe der Gründung der **Universitas**, wol gar belegt durch Docu-

mente, nicht denken, welche fast immer nur das schon Vorhandene bestätigen oder weiter ausführen. Mögen immerhin die ältesten, bisher bekannten, Urkunden, welche ausdrücklich von einem **Cancellarius Universitatis**, und von **Scholares Universitatis** sprechen, nicht weiter als auf die Regierung Richard's Löwenherz zurückführen, so folgt daraus keineswegs, daß die **Universitas** factisch und rechtlich nicht schon unter seinen Vorgängern vorhanden war. Vielmehr da es gewiß ist, daß schon Heinrich I. wegen seiner selbstthätigen Theilnahme an den wissenschaftlichen Bestrebungen der Zeit (1100—1135) **Beauclerk** genannt, nicht nur Oxford durch Erbauung einer königlichen Burg (auf den sogenannten **Beaumonts**) schmückte und hob, sondern auch das Studium und die Studenten zu Oxford vielfach begünstigte, so liegt es in der Natur der Sache, daß dieses Studium, so weit es bestand, in Gestalt und Wesen einer Corporation bestand, nach der Entwickelungsstufe, welche solche damals überhaupt erlangt hatten. Wenigstens wüßten wir uns keine andere Organisation und Stellung der vorhandenen Vereinigung einer Anzahl von Lehrenden und Lernenden zu denken, da eine Abhängigkeit von irgend einer kirchlichen Corporation anderer Art nirgends erwähnt wird, denn die Nachricht vom J. 1150, daß die kanonischen Geistlichen der von Robert Doyly (welchem Wilhelm der Eroberer das Burglehn von Oxford ertheilt hatte) gestifteten Kirche zu St. Georg auf der Burg, nach Osney verlegt und die Schüler, welche bisher unter ihrer Aufsicht gelebt hatten, dem Kanzler der Universität untergeben wurden, beweist eben, daß die Universität und jene Domschule (wenn es eine solche war) bisher neben einander bestanden hatten. Über das Verhältniß, in welchem die von Alfred gestiftete Schule zu dieser eigentlichen Universität stand, können wir keine bestimmte Behauptung aufstellen, doch scheint es uns sehr wahrscheinlich, daß sie als eine der **Aulae** (Halls) in dieselbe überging, und nicht unwahrscheinlich, daß dies dieselbe **Aula** ist, welche im J. 1249 incorporirt wurde und bis auf diesen Augenblick als **University college**, auf den Ehrentitel der ältesten Tochter der **alma mater** Anspruch macht. Wie dem aber auch sei, so ist für uns nicht der geringste Zweifel vorhanden, daß die Geschichte der Universität im eigentlichsten Sinne mit der ersten Hälfte des 12. Jahrh. beginnt, also so früh wie diejenige irgend einer andern Universität, und daß fortan nur von der weitern innern und äußern Entwickelung und deren Bedingungen und Epochen die Rede sein kann. Ohne nun anderweitige Unterabtheilungen unbedingt zu verwerfen, können wir in dieser kurzen Übersicht nur vier Hauptepochen hervorheben. Die erste bis 1229 erscheint uns als eine Periode des allmäligen Wachsthums nach Außen und des Vorherrschens des Moments der Nationen in der innern Organisation. Die zweite ist eine Epoche der höchsten Blüthe im Sinn und Geist jener Zeit, in Folge des plötzlichen Zuflusses von Lehrern und Lernenden, welche im J. 1229 durch Unruhen und Verfolgungen aus Paris vertrieben worden waren. Sie reicht bis gegen die Mitte des 14. Jahrh. und ihre Bedeutung für die innere Organisation der Universität liegt in dem allmäligen Zurücktreten des nationellen hinter das wissenschaftliche Moment, repräsentirt in dem Gradus, oder mit andern Worten in Übergang von einer nationellen Demokratie in eine wissenschaftliche Aristokratie. Unsere dritte Epoche reicht von der Mitte des 14. Jahrh. bis zur Reformation, oder bestimmter ausgedrückt, bis zur Regierung der Königin Elisabeth. Dies ist im Ganzen eine Epoche des Verfalls, aber in diesem Verfalle bilden sich auch durch die zunehmende Anzahl der Colleges die Elemente der oligarchischen Organisation, deren definitive Begründung diese Epoche schließt, und welche der folgenden als stabiler Charakter bleibt. Die Bedeutung dieser vierten Epoche liegt nun besonders in der Art, wie der geistige Impuls der Reformation sich auf dem Gebiete des akademischen Lebens geltend macht, und auch in dieser Hinsicht, wie in der äußern Entwickelung, zeigt sie zumal nach der definitiven Entscheidung der religiösen und politischen Kämpfe, welche aus der Reformation hervorgingen, einen vorherrschend stabilen Charakter, welcher erst in unsern Tagen durch den Geist der Reform bedroht wird, der in England die Revolution entweder vorbereitet oder abwendet.

Schon der erste Blick auf die dürrste Chronologie dieser Geschichte, während der drei ersten Epochen, lehrt, daß sie im höchsten Grade stürmisch war, mehr als diejenige irgend einer der größern Universitäten des festen Landes, die doch nichts weniger als friedlich genannt werden können. Die Ursache dieses bedenklichen Vorzuges lag großentheils darin, daß bei diesen eine überlegene Gewalt in unmittelbarer Nähe war, welche im Nothfalle vermittelnd oder auch wol unterdrückend einschreiten konnte. Wir finden sie in großen Städten, welche überdies noch meistens der Sitz der höchsten Staatsgewalt sind, sodaß entweder die Stadt selbst ein hinreichendes Übergewicht besitzt, um die Universität im Zaume zu halten, oder die Staatsgewalt im Stande ist gegen und zwischen beide einzuschreiten. Oxford dagegen war eine verhältnißmäßig kleine Stadt, deren Bedeutung jedenfalls lediglich von der Frequenz der Universität abhing. Aber eben in Folge der Blüthe derselben stieg die Bedeutung der Stadt doch zu einem Punkte, der eine ziemliche Gleichheit der materiellen Kräfte zwischen beiden Theilen bedingte und also die Möglichkeit eines entscheidenden Sieges des einen oder des andern Theils um so mehr ausschloß. Reibungen mancherlei Art waren aber unvermeidlich und dieser Streit mußte um so häufiger zu gewaltsamen Ausbrüchen führen, da Oxford niemals auf längere Zeit der Sitz einer überlegenen höhern Gewalt war, welche hätte zur rechten Zeit einschreiten können. Die Entfernung vom Hofe war (einzelne vorübergehende Hofhaltungen und Parlamente in Oxford ausgenommen) immer zu groß, als daß zumal bei der Mangelhaftigkeit und Langsamkeit aller administrativen und polizeilichen Einrichtungen und bei dem schwankenden Rechtssinne des Mittelalters, von dorther mehr erwartet werden konnte, als sehr später Schutz für den Unterliegenden bei besonders auffallenden Gewaltthaten und dann Vermittelung und Bestätigung des frühern Rechtsstandes, so weit er zu ermitteln war; nicht aber durchgreifende Maßregeln zur Verhütung neuer Reibungen

und Ausbrüche. Diese Verhältnisse mußten natürlich auch hinsichtlich der Unruhen, welche im Schoße der Universität selbst vorfielen, ähnliche Folgen haben. Auch hier konnte weder von Seiten der Stadt, noch des Hofes von zeitigem vorbauendem oder vermittelndem Einschreiten die Rede sein. Die Stadt konnte höchstens durch ihre Theilnahme die Verwirrung vermehren und der Hof nur späte und nur für den Augenblick wirksame Heilmittel bieten. Auch hinsichtlich der häufigen Theilnahme der Universität, an den allgemeinen politischen Bewegungen der Zeit finden wir die Wirkung derselben Abwesenheit einer controlirenden Gewalt in der unmittelbaren Nähe der Universität. Indessen ist hierbei auch der Umstand zu beachten, daß auf den englischen Universitäten weit entschiedener als auf denen des festen Landes die Landeskinder an Zahl und Einfluß vorherrschten, und sich also die politischen Parteiungen des Volkes auf jenen bestimmter repräsentirt und weniger durch anderweitige Elemente und Interessen modificirt finden mußten, als auf diesen, und daß überhaupt im Mittelalter die Mehrzahl der Studirenden nicht dem ersten Jünglingsalter, sondern dem kräftigern Mannsalter angehörten, in mancherlei anderweitigen Verhältnissen verflochten und betheiligt waren, und schon insofern mehr Veranlassung und Beruf fanden an den allgemeinen politischen Bewegungen Theil zu nehmen, zumal da die Interessen der großen aristokratischen Familien und der von ihnen mehr oder weniger abhängigen Kreise, welche alle ihre Repräsentanten auf den Universitäten hatten, hier so sehr in Betracht kamen. Unter solchen Umständen ist es sogar nicht zu verwundern, daß manche politische Krise auf der Universität in einer Vereinigung der raschesten kräftigsten Repräsentanten der Parteien, in einer Art von Mikrokosmus früher zum Ausbruche kam, als in dem großen nationellen Organismus selbst, und so läßt sich der volksthümliche Glaube erklären, daß Unruhen in Oxford gleichsam als ein Vorspuk von Unruhen und Bürgerkrieg im Lande anzusehen seien, wie dies auch ein uralter mönchslateinischer Vers besagt:

Chronica si penses
Cum pugnant Oxonienses
Post paucos menses
Volat ira per Angligenenses.

Daß in solchen Fällen die äußern und allgemeinen Ursachen des Streites sich gar häufig mit den innern Gegensätzen vermischten und ihnen bald zur Veranlassung, bald zum bloßen Vorwande neuer Ausbrüche wurden, lag ebenfalls in der Natur der Sache. So bietet denn die Geschichte der Stadt und Universität, während wenigstens vier Jahrhunderte eine fast ununterbrochene Reihe von Streitigkeiten zwischen Universität und Stadt, zwischen der Universität und den geistlichen Corporationen, welche sich ihr mehr oder weniger anschlossen oder aufdrängten, zwischen nordenglischen, südenglischen, schottischen, welschen und irischen Universitätsverwandten, zwischen Studenten und Graduirten, zwischen den Graduirten und dem Kanzler, zwischen den Graduirten der verschiedenen Facultäten, und später zwischen den Mitgliedern der verschiedenen Colleges — Streitigkeiten, von denen besonders jene zwischen Universität und Stadt (gown and town) und zwischen den Nationen der Universität nur zu häufig zu Gewaltthätigkeiten aller Art, ja nicht selten zu förmlichen Schlachten in und vor der Stadt führten. Eine irgend vollständige Aufzählung und Erzählung solcher Vorfälle würde sogar in einer ausführlichern Monographie kaum zu rechtfertigen sein, da sie selten irgend ein Resultat, am wenigsten ein bleibendes, herbeiführen; um so mehr müssen wir uns hier auf einige wenige Punkte beschränken, bei denen solche Resultate entschiedener hervortreten. Dies ist noch am meisten in den Streitigkeiten der Universität mit der Stadt der Fall, wo die Ursachen des Streites auch bestimmter angegeben werden und in dem ganzen Verhältnisse zwischen beiden Corporationen und den unvermeidlichen vielfachen Berührungen ihrer Angehörigen klar genug vorlagen. Schon an und für sich ist die kräftige Entwickelung zweier Corporationen in solcher unmittelbarer Nähe nicht ohne Reibungen denkbar. Hierzu kam aber noch, daß sehr früh die in der Natur der Sache liegende factische Abhängigkeit der Stadt von der Universität, auf die sie hinsichtlich der Nahrung, des Handels und der Gewerbe fast ausschließlich angewiesen war und noch ist, auch formell und staatsrechtlich durch Verträge und durch königliche Bestätigungen und Privilegien ausgesprochen und entwickelt wurde. Dies war insbesondere hinsichtlich der städtischen Polizei im weitesten Sinne der Fall, und der ausschließlichen Gerichtsbarkeit der Universität in allen Fällen, wo Universitätsverwandte betheiligt waren. Wie vielfach aber Alles dies, man denke z. B. nur an die Marktpolizei, an die Aufsicht über Maß und Gewicht, über Straßenreinigung, an die Sorge für Sicherheit bei Tage und Nacht, welche mit dem Rechte des Waffentragens in Verbindung stand, an die unzählichen Streitigkeiten zwischen bürgerlichen Verkäufern und Vermiethern und akademischen Käufern und Miethern — wie vielfach die Privilegien der Universität auf allen diesen Gebieten störend, verletzend in das tägliche Leben der Stadt eingreifen mußten, bedarf keiner Bemerkung. Es lag aber weiter in der Natur der Sache, daß diese Gegensätze in demselben Maße kräftiger hervortraten, als die Universität und durch sie die Stadt an materieller Bedeutung gewann, und daß namentlich die Stadt in demselben Maße sich getrieben fühlen mußte, jede Gelegenheit zu benutzen, um so demüthigende und lästige Fesseln zu zerbrechen, und daß die lang genährte, immer wieder angeregte Erbitterung nicht selten vergaß, daß dies Verhältniß seinen tiefer liegenden factischen Grund hatte, und daß jede Beschränkung und Beeinträchtigung der Universität am Ende auch der Stadt zum Schaden gereichen mußte. In jeder Hinsicht bedeutend für die Entwickelung dieser Verhältnisse erscheint die Regierung Richard's I. In Oxford geboren, begünstigte er Stadt und Universität, so weit es seine fernen, mehr ritterlichen als königlichen Abenteuer irgend erlaubten; jene, indem er ihr dieselben Gerechtsame und Verfassung verlieh, welche London besaß, diese durch Schenkungen und Stiftung vieler Stipendien. Mehr noch als durch königliche Gunst wurde die Universität aber gehoben durch den allgemeinen

Aufschwung der mittelalterlichen Bildung, welche damals durch die Kreuzzüge und andere bekannte Momente herbeigeführt wurden, und Oxford durch Männer, wie Robert Pulleyn, W. von Malmesbury, Archmachanus, Robert Bethune, Simon von Durham, Alberick de Vere, Roger Infant, David Morley, Vacarius ꝛc., mitgetheilt wurde. Letzterer las schon seit dem J. 1129 über die Pandekten. Unter diesen Umständen konnte eine furchtbare Feuersbrunst, welche im J. 1190 den größten Theil der Stadt zerstörte, keine andere Folgen haben, als daß sie dauerhafter, bequemer und schöner wieder aufgebaut wurde. Aber sehr bald führte nun auch die kräftige Entwickelung beider Corporationen zu Reibungen, zumal da die Stadt die durch Richard ertheilten Privilegien leicht zum Nachtheile der Universität deuten konnte. So wurden schon im J. 1209 die Studenten durch die Anmaßungen der Bürger, besonders hinsichtlich der Hausmiethen, genöthigt, zu dem bekannten Zwangsmittel eines Auszuges zu greifen, dessen Einwirkung auf Nahrung und Gewerbe in Verbindung mit dem Einschreiten der Kirche bald eine Verständigung herbeiführte. Die Bürger mußten die Hälfte der fälligen Miethen erlassen und für die Zukunft sich der Taxation durch Universitätsverwandte unterwerfen. Dieser Vergleich konnte um so weniger einen dauerhaften Frieden begründen, da mit der zunehmenden Frequenz der Universität auch die Veranlassungen besonders zu Reibungen dieser Art zunahmen. Auch in dieser Hinsicht tritt nun die Bedeutung des plötzlichen Zuströmens von Lehrern und Lernenden in Folge der Unruhen, welche die pariser Universität im J. 1229 zerrütteten, bedeutungsvoll hervor. Die Zahl der Universitätsverwandten in Oxford soll in der nun folgenden Periode auf 30,000 gestiegen sein und die Grenzen der Stadt mußten bedeutend ausgedehnt werden [7]).

Die Studenten wohnten damals meistens in größerer oder geringerer Anzahl in sogenannten Halls (**Aulae**) beisammen, deren bald über 300 gezählt wurden, welche mit sehr wenigen Ausnahmen Eigenthum von Bürgern waren. Diese hatten indessen weder das Recht, sie selbst zu bewohnen, noch anderweitig zu vermiethen oder zu benutzen, so lange sich akademische Miethsleute fanden, welche dann auch für die Erhaltung des Gebäudes zu sorgen hatten. Viele Studenten wohnten indessen auch einzeln in Bürgerhäusern zur Miethe. Passende Räume für Vorlesungen ꝛc. wurden entweder in den Halls oder auch selbständig eingerichtet und vermiethet. Die nähern Verhältnisse, die Preise, die Dauer der Miethen waren, wie gesagt, eine Hauptquelle unaufhörlicher Streitigkeiten und häufiger Vergleiche der Parteien und königlicher Entscheidungen, unter denen die von 1255 am längsten gegolten zu haben scheint, wonach zwei Magister und zwei ehrbare Bürger gewählt werden sollten, welche auf je fünf Jahre die Miethen zu taxiren hatten. Daß die Universität schon früh das Bedürfniß fühlte, sich von dieser Abhängigkeit zu befreien und eigene Gebäude und Grundstücke zu erlangen, lag in der Natur der Sache, doch gelang ihr dies nur langsam und von der Mitte des 13. bis zur Mitte des 14. Jahrh. werden nur etwa zwölf Halls erwähnt, welche als Eigenthum von Universitätsverwandten incorporirt und in Colleges verwandelt wurden (University, Morton, Canterbury, Durham, Balliol ꝛc., mehre gingen später wieder ein), während, wie gesagt, die Zahl der Halls sich eine Zeit lang auf 300 belief, von denen einige 100 Bewohner hatten. Von eigentlichen Universitätsgebäuden wird während dieser Zeit nur eines Versammlungshauses ausdrücklich erwähnt, welches auch zu scholastischen Zwecken gedient haben mag, obgleich sowol zu diesen als zu andern öffentlichen Handlungen der Universität häufig die Marienkirche benutzt wurde. Die zunächst ganz materiellen Bedürfnisse passender Locale zu solchen Zwecken trugen übrigens sehr wesentlich dazu bei, die Wichtigkeit eines neuen Elementes zu erhöhen, welches sich um diese Zeit der Universität anschloß und zum Theil aufdrängte. Es waren dies die geistlichen Corporationen der Franziskaner, Dominikaner, Karmeliter, Augustiner, Trinitarier, einiger anderer nicht zu gedenken, welche noch vor dem Ende des 13. Jahrh. in Oxford nicht weniger als zehn Häuser gründeten, wo nicht nur eine große Anzahl von Ordensschülern Wohnung, Kost und Unterricht fanden, sondern auch zweckmäßige Locale zu scholastischen Übungen eingerichtet wurden, welche Lehrer und Lernende der Universität in so großer Zahl anzogen, daß sie eines Theils der Universität fast unentbehrlich wurden, andern Theils aber deren Eifersucht und Mistrauen erregte, zumal da die Eigenthümer es an Anmaßungen mancherlei Art und an Versuchen, die Privilegien der Universität zu schmälern, nicht fehlen ließen, wie denn überhaupt ihre ganze Stellung zu dieser als Staaten im Staate eine Quelle fortwährender Reibungen werden mußten. Besonders gilt dies von den Dominikanern. Auf der andern Seite ist nicht zu leugnen, daß besonders die Bettelmönche, vermöge ihrer bekannten Stellung in der theologisch-philosophischen Entwickelung der Zeit, sehr wesentlich zu der Anregung des geistigen Lebens der Universität in dieser Epoche beitrugen, wie denn schon die Namen eines Roger Bacon und Duns Scotus beweisen, welche beide dem Franziskanerorden angehörig in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. unter den Lehrern der Universität glänzten. Neben ihnen mögen für diese Epoche noch Peckham, Bracton und Holcot genannt werden. Die Gegensätze der Realisten und Nominalisten

7) Es ist hier nicht der Ort, die Glaubwürdigkeit dieser und ähnlicher Angaben aus der Zeit ausführlicher zu untersuchen; aber wir haben gute Gründe, ihnen viel mehr Glauben zu schenken, als man gewöhnlich thut, indem man vergißt, daß erstlich unter Studenten alle diejenigen begriffen wurden, welche überhaupt nach irgend einer Art von wissenschaftlicher Bildung strebten, indem die verschiedenen Abstufungen von der Primairschule bis zur Universität sich noch nicht, sowie später, entwickelt und getrennt hatten; zweitens daß allerdings grade im 13. Jahrh. ein Aufschwung des geistigen Lebens auch bei den untern Ständen, ein Zudrang zu den Quellen des Wissens stattfand, der später wieder aufhörte und sich erst zur Zeit der Reformation vorübergehend und dann wieder in unsern Tagen wiederholt hat; drittens, daß unter jener großen Zahl nicht blos Studenten, sondern alles, was irgend mit der Universität zusammenhing, die Dienerschaft aller Art und sogar die Glieder mancher Gewerbe zu verstehen sind, welche auch später noch zu den Dienern der Universität gerechnet wurden, z. B. Barbiere, Buchhändler, Schreiber ꝛc.

entwickelten sich in Oxford mit so großer Kraft, wie auf irgend einer andern Universität, und amalgamirten sich zumal seit dem Ende des 13. Jahrh. auf eine seltsame Weise mit den nationellen Gegensätzen der Nordengländer und Südengländer, indem jene sich für den Realismus, diese für den Nominalismus erklärten. Bedeutend als Hebel geistiger Bildung erscheint um die Mitte des 13. Jahrh. auch die Begründung einer Universitätsbibliothek. Was aber das Verhältniß zwischen Lehrern und Lernenden betrifft, so entwickelte sich dies im Ganzen in Oxford ungefähr auf dieselbe Weise wie in Paris. In der vorhergehenden Epoche scheint das Lehramt ganz frei gewesen zu sein, in 13. Jahrh. wurde es allmälig an den Gradus eines **Magister regens** geknüpft. Von festen Besoldungen und gestifteten Lehrstühlen war damals, wenigstens bis gegen das Ende dieser Epoche, noch nicht die Rede, sondern die Lehrer waren auf das Honorar von Seiten der Zuhörer verwiesen, dessen Betrag das Resultat gegenseitiger freier Verständigung und Verabredung war. Auch in Oxford bildete sich der Unterschied zwischen eigentlichen Vorträgen (**ex cathedra**) und bloßen Vorlesungen, welche letztere von angehenden Docenten unter Aufsicht des eigentlichen Lehrers gehalten wurden. Die formelle Entwickelung des wissenschaftlichen Moments in den akademischen Graden, durch die Einwanderungen aus Paris begünstigt und beschleunigt, hatte einen so wesentlichen Einfluß auf die innere Organisation der Universität, daß wir hier die Hauptzüge derselben am passendsten mittheilen können. In der ersten Epoche der Universität beruhte deren Organisation hauptsächlich auf dem Moment der damals historisch begründeten nationellen Gegensätze zwischen Nord- und Südengländern. An der Spitze jeder Nation stand ein Procurator (**Proctor**); beide standen dem Kanzler, dem gemeinsamen durch Stimmenmehrheit beider Nationen meist auf ein Jahr gewählten Haupte der Universität, zur Seite, nicht nur um ihn in seiner Amtsführung zu unterstützen, sondern auch zu controlliren. Auch die Proctors wurden eigentlich nur auf ein Jahr erwählt, obgleich, wie auch der Kanzler, häufig wieder gewählt. Die gesetzgebende und controllirende Gewalt, sowol in der Universität selbst, als in den beiden Nationen, lag wesentlich in der Gesammtheit der Studirenden (**Scholares**) und die Verfassung war also eine entschieden demokratische. In dieser demokratischen Masse entwickelte sich nun seit dem Anfange des 13. Jahrh. und besonders durch die Einwanderungen vom festen Lande eine wissenschaftliche auf dem Gradus beruhende Aristokratie, und es ist nun die Frage, wie die Verhältnisse theils zwischen beiden Momenten, theils in denselben sich entwickelten. Eine irgend genügende und ins Einzelne gehende Beantwortung dieser Frage zu geben, sind wir aber noch keineswegs vorbereitet und müssen uns zumal hier auf ganz allgemeine Andeutungen der Hauptpunkte beschränken. Das Hauptresultat dieser Entwickelung finden wir darin, daß die Leitung der gemeinsamen Angelegenheiten und zumal das Recht der Wahl und der Wählbarkeit zu der Kanzlerwürde und andern bedeutenden Stellen von der Demokratie der Nationen auf die freilich noch immer zahlreiche Aristokratie des Gradus überging, welcher ursprünglich nur, wie es in der Natur der Sache lag, die formelle Leitung der wissenschaftlichen, besonders der lehrenden, Thätigkeit der Universität zustand. Als das der wissenschaftlichen Aristokratie in dieser Hinsicht eigenthümliche Organ erscheint schon im Laufe des 13. Jahrh. die sogenannte **Congregatio Magistrorum regentium**, welche alle Fragen in Beziehung auf Ertheilung des Gradus &c. entschied, während die alte demokratische Versammlung der vereinten Nationen mit dem Ausdrucke **Convocatio Scholarum** bezeichnet wurde, obgleich dieser Unterschied erst später so bestimmt ausgebildet erscheint, daß nicht auch gelegentlich für die demokratische Versammlung der Ausdruck **congregatio** im allgemeinen Sinne gebraucht würde. Ebenso wenig erscheinen Anfangs die Functionen der Convocation und Congregation so bestimmt geschieden, indem es in der Natur der Sache lag, daß die aristokratische Congregation jede Gelegenheit benutzte, ihre Befugnisse von dem wissenschaftlichen Gebiet auf das politische, geschäftliche, auszudehnen, wie denn, um nur ein Beispiel anzuführen, noch im J. 1294 der Fall vorkommt, daß der Kanzler von den Magistern **in congregatione** und nicht von den **Scholaribus in convocatione** gewählt wurde. An Vorwänden und Veranlassungen zu solchen Usurpationen konnte es um so weniger fehlen, da auch, abgesehen von dem nächsten unmittelbaren Einflusse der Entwickelung dieses neuen Elements auf Kosten der Nationen, deren besten Kräfte es nach und nach an sich zog, noch andere Ursachen sich vereinten, um diese zu schwächen und zu zerrütten. Hierzu rechnen wir insbesondere die durch die allgemeine politische Entwickelung bedingte Einmischung von anderweitigen nationellen Elementen, wodurch die beiden ursprünglichen und natürlichen Abtheilungen der Nord- und Südengländer mehr und mehr verwischt und verwirrt wurden, eben weil, wie es scheint, jene doch nicht kräftig genug waren, sich selbständig neben diesen zu entwickeln. Wenigstens ist nie die Rede von andern nationellen Procuratores neben den beiden Genannten, dem **northern** und **southern proctor**; obgleich wir freilich noch nicht im Stande sind, genauere Nachweisungen über die eigentliche Stellung der wallisischen, irischen und scotischen Studenten zu den beiden alten Nationen zu geben. Sie werden zuweilen auch Nationen genannt und erscheinen in den Kämpfen der Nationen bald auf der einen, bald auf der andern Seite, aber von einer bestimmten und getrennten Organisation ist nirgends deutlich die Rede. Noch mehr gilt dies begreiflich von den eigentlichen Ausländern, deren Zahl ohnehin nur in der ersten Hälfte des 13. Jahrh. sehr bedeutend war; unter denen jedoch allerdings gelegentlich einige, z. B. die aus Cambray, als Nation bezeichnet werden, obgleich schwerlich im eigentlichen Sinne. Rechnet man hierzu noch, daß ebenfalls in Folge der politischen Entwickelung der englischen Zustände der Gegensatz zwischen Nord- und Südengland mehr und mehr verwischt wurde, so kann es nicht befremden, daß auch dessen mikrokosmische Wiederholung auf der Universität allmälig seine Bedeutung verlor, und nur zu einem gewohnheits-

mäßigen Vorwand, oder einer leeren Form und einem sinnlosen Feldgeschrei für Gegensätze anderer Art, oder auch für Unordnungen und Roheiten aller Art herabsanken. In welchen Abstufungen der Verfall der nationellen Organisationen stattfand, in welcher Epoche sie als factisch, in welcher als auch formell ganz aufgelöst und vernichtet anzusehen sind, darauf können wir uns hier nicht weiter einlassen, und bemerken nur, daß zwar noch bis zum Anfange des 16. Jahrh. gelegentlich nicht nur von blutigen Streitigkeiten zwischen Nord- und Südengländern, sondern auch von einem **northern** und **southern proctor** die Rede ist, ohne daß man deshalb berechtigt ist zu schließen, daß sich die Organisation und Stellung der Nationen so lange erhalten hätte. Was namentlich die Proctors betrifft, so erhielt sich wie die bestimmte Zahl von zweien, so auch die unterscheidende nationale Benennung noch lange, nachdem beide ihre ursprüngliche Bedeutung verloren hatten und die Proctors aufgehört hatten, die Nationen zu repräsentiren, vielmehr von der graduirten Aristokratie und aus ihrer Mitte gewählt wurden. Wenigstens finden sich schon in der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. mehre Verordnungen, worin nicht nur strenge Strafen gegen solche ausgesprochen werden, welche auf irgend eine Weise die alten Streitigkeiten der Nationen wieder anregen und begünstigen sollten, sondern worin ausdrücklich jener Gegensatz als in dem größern nationalen Organismus nicht mehr vorhanden und deshalb auch auf der Universität nicht mehr zu dulden, noch anzuerkennen bezeichnet wird. Wie lange demnach auch unter der Demokratie der Studenten sich jene Gegensätze als Tradition oder Vorwand erhalten haben mögen, so glauben wir annehmen zu dürfen, daß schon im Laufe der zweiten Epoche der Geschichte der Universität und vor der Mitte des 14. Jahrh. jene Demokratie und in ihr die nationalen Gegensätze von jeder wesentlichen Theilnahme an der Leitung der Angelegenheiten wenigstens factisch entfernt und diese ganz auf die graduirte Aristokratie übergegangen war, sodaß in der folgenden Epoche nur noch von einer formellen Ausbildung und Anerkennung dieses Verhältnisses die Rede sein konnte. Damit soll aber nicht geleugnet werden, daß noch bis zum Ende jener zweiten und im Anfange der folgenden Epoche vorübergehend die Nationen wieder einigen Einfluß gewannen, wie denn z. B. noch im J. 1344 bei Gelegenheit einer streitigen Kanzlerwahl zwei Scrutatoren, ein nördlicher und ein südlicher, erwählt wurden; aber auch dies blieb in dem Kreise der graduirten Aristokratie, und muß wol nur so verstanden werden, daß auch nach der Ausschließung der demokratischen in zwei Nationen getheilten Masse der Studenten in jener aus ihnen hervorgegangenen Aristokratie jener Gegensatz noch eine Zeit lang nachhallte, obgleich er in dem überwiegenden gemeinsamen aristokratischen Interesse bald seine Bedeutung verlieren mußte. Übrigens konnte die Ausschließung der Studenten von der Theilnahme an der Leitung der Angelegenheiten, an den Berathungen und Wahlen der Convocation keinesweges ohne heftigen Widerstand erlangt werden, der nicht selten (z. B. besonders im J. 1347) zu offener Gewalt führte, wobei zwar die Studenten für den Augenblick die Oberhand behielten, aber wodurch auch die königliche Gewalt um so mehr bestimmt werden mußte, zu ihrem Nachtheile und zu Gunsten der Aristokratie einzuschreiten. Die formelle Entwickelung dieser Verhältnisse fand nun besonders in folgender Art statt: Während früher die Congregation der Magister sich bestrebte, ihren Einfluß auf Kosten der Convocation auch über die Grenzen der wissenschaftlichen Angelegenheiten auszudehnen, hörte diese Tendenz in dem Maße auf, als die graduirte Aristokratie sich auch dieses letztere, ursprünglich demokratische, Organ ausschließlich angeeignet hatte, und so traten beide Organe allmälig wieder bestimmter in ihr ursprüngliches Verhältniß zu einander und zu dem Ganzen, sodaß die Congregation als Organ des wissenschaftlichen, die Convocation als Organ des politischen Lebens der Universität erscheint. Diese Scheidung dürfte jedoch schwerlich vor der Mitte des 15. Jahrh. als definitiv vollendet angesehen werden können, zu einer Zeit, wo schon ein drittes oligarchisches aus dem Moment der Colleges hervorgegangenes Organ in seiner Entwickelung ziemlich weit vorgeschritten war. Hinsichtlich der innern Organisation jener wissenschaftlichen Aristokratie ist schon früher bemerkt worden, daß sie sich von ähnlichen Erscheinungen auf den meisten andern Universitäten besonders dadurch unterschied, daß sie sich formell nicht in mehren Facultäten entwickelte, sondern daß die ursprüngliche **Facultas artium** allein ausdrücklich in der Congregation wie in der Convocation repräsentirt und anerkannt blieb, alle andere aber nur insofern, als ihre Graduirten durch die Magisterwürde den Artisten beigezählt wurden. Als solche hatten sie Sitz und Stimme in der Congregation und Convocation, und zwar bedurfte es zu ersterm noch der Regenz, wodurch die Congregation immer noch eine Art von engerer Aristokratie im Verhältnisse zu der Convocation bildete. Diese **Congregatio magistrorum regentium** repräsentirte also eigentlich formell nur die **Facultas artium**, obgleich in der That die Graduirten aller Facultäten vom Magister aufwärts darin saßen, indem die Doctoren aller Facultäten als **Regentes ad placidum** angesehen wurden. Die **Facultas artium** also war es, welche formell in der Congregation alle scholastische Übungen leitete, und alle Grade, Dispensationen rc. in allen Facultäten ertheilte, und überhaupt die Universität als lehrende Corporation repräsentirte. Dieses Verhältniß gestaltete sich indessen sehr allmälig und nicht ohne wiederholte Versuche der übrigen Facultäten sich bestimmter und selbständiger zu entwickeln, wie denn noch in der Mitte des 15. Jahrh. die Facultäten ihre eigenen Procuratoren hatten und durch königliche Privilegien berechtigt wurden, sich zur Berathung ihrer Angelegenheiten zu versammeln. So gehen auch neben den Streitigkeiten zwischen den Facultäten und den Artisten, mancherlei Reibungen zwischen den verschiedenen Facultäten her und ziehen sich bis in den Anfang des 16. Jahrh., von der Zeit an aber ist in Oxford nicht mehr von Facultäten, als besondern Corporationen, die Rede und die Verschmelzung in die **Congregatio** und also in die **Facultas artium** erscheint als definitiv vollendet zu einer Zeit, wo im Gegentheil auf den

meisten Universitäten des festen Landes diese Verhältnisse sich in einem entgegengesetzten Sinn und zu Gunsten der Facultäten entschieden, deren ordentliche Lehrer fortan nicht blos in den besondern Corporationen der Facultäten, sondern auch in den Universitäten selbst eine herrschende Oligarchie bildeten. Die Ursachen, welche in Oxford den oben angegebenen Gang bedingten, scheinen zum Theil Anfangs in den Anmaßungen der geistlichen Orden, besonders der Dominikaner, gesucht werden zu müssen, welche durch ihr Bestreben sich von der **Facultas artium** hinsichtlich der Magisterwürde und der Regenz zu emancipiren, indem sie also einen Kampf begannen, den anderswo die Facultäten führten, die Behauptung der Rechte oder Ansprüche der Artisten mehr oder weniger zu einer gemeinsamen Sache der Universität machten, welche während fast anderthalb Jahrhunderte und bis gegen die Mitte des 14. Jahrh. vor Gerichtshöfen, Königen und Päpsten verfochten wurde. Als später die Facultäten in ähnlichen Gegensatz zu den Artisten traten, entwickelte sich die Oligarchie der Colleges zu kräftig, als daß auch im Falle, daß es den Facultäten gelungen wäre, sich definitiv selbständig zu organisiren, ihnen die Herrschaft der Universität hätte zufallen können, welche vielmehr factisch ganz von selbst den Colleges zu Theil wurde. Aber auch an eine bloße selbständige Existenz der Facultäten war nicht mehr zu denken, seitdem in Folge der Reformation (wie wir sehen werden) das Studium der Facultätswissenschaften von der Universität factisch gradezu verbannt, oder doch so vernachlässigt wurden, daß sie zu leeren Formeln herabsanken. Jede selbständige Entwickelung setzt aber das Vorhandensein eines entsprechenden geistigen und materiellen Stoffes voraus, und wo dieser fehlt, oder zu einer bloßen Fiction geworden ist, da fällt jene von selbst weg; wenigstens in jenen Zeiten, wo von künstlicher, willkürlicher Fabrication von papiernen Organisationen noch nicht die Rede war. Was die sittlichen Zustände der Universität während dieser und der folgenden Epoche betrifft, so läßt sich leicht denken, daß eine Vereinigung von so vielen tausend kräftigen Jünglingen und Männern, auch abgesehen von den tiefer liegenden allgemeinen Gegensätzen zu individuellen Leichtfertigkeiten und Roheiten jeder Art Stoff und Veranlassung genug geben mußte, welche nach den Sitten, dem Geiste der Zeit oft genug zu gewaltsamen Verbrechen aller Art führten; wie denn die Statuten und Verordnungen gegen leichtfertige Weiber, gegen Tragen und Gebrauch von Waffen, Tumult auf den Straßen rc., hier wie auf andern Universitäten sattsam beweisen. So werden auch die Klagen über Diebstähle, Einbruch, Raub und Mord durch wirkliche oder angebliche Studenten in Oxford und in der Umgegend zu allen Zeiten während des Mittelalters häufig genug wiederholt, und namentlich geschah es oft, daß solche, die von der Universität ausgestoßen waren, in der Umgegend die Straßen unsicher machten, zunächst zur Rache an ihren Gegnern, oder um sie zur Nachgiebigkeit zu zwingen, dann aber auch bald als Wegelagerer im allgemeinsten Sinne. Besonders wird viel Klage über die Irländer geführt, welchen auch mehrmals die Aufnahme auf die Universität unbedingt verweigert wurde. Daß bei alle dem wenigstens in der zweiten Epoche der Universität, ihrer eigentlichen Blüthezeit, neben so vielen Gewaltthaten und Unruhen ein hoher Grad von geistigem Leben herrschte, beweist schon die gewaltige Aufregung, welche die geistigen Gegensätze des Realismus und Nominalismus hervorbrachten, deren Bedeutung als etwas mehr denn bloße leere Spitzfindigkeiten in neuerer Zeit hinreichend anerkannt ist, während auch den nationalen und politischen Gegensätzen ja ursprünglich eine höhere Bedeutung nicht fehlte. Ja damals wie in neuerer Zeit erscheint der höhere Grad eigentlicher sittlicher Verwilderung als Folge der Auflösung und Zerstörung solcher Gegensätze und der individualistischen Zersplitterung und Isolirung.

Kehren wir nun zu der äußern Geschichte der Universität zurück, so zeigten sich die Folgen ihrer plötzlichen und gewaltigen materiellen und geistigen Entwickelung gar bald in der größern Häufigkeit und Wichtigkeit der Reibungen zwischen den in ihr und ihren Umgebungen enthaltenen Gegensätzen aller Art. So kam es im J. 1249 zu einem sehr heftigen Ausbruche der immer wieder sich häufenden Feindseligkeitsstoffe zwischen Universität und Stadt. Ein Student von Adel wurde mit empörender Grausamkeit von Bürgern ermordet, die Studenten rächten sich besonders durch einen Auszug, und kehrten erst zurück, nachdem die Stadt hierdurch und durch Kirchenstrafen zu Buße und Anerkennung der akademischen Privilegien gezwungen worden. Noch deutlicher und bedenklicher zeigte sich die materielle Bedeutung der Universität bei Gelegenheit der allgemeinen politischen Unruhen während der Regierung Heinrich's III. Schon das in Oxford gehaltene sogenannte **parliamentum insanum** mochte die Theilnahme der Universität an den Zerrüttungen vorbereitet haben und eine förmliche Schlacht, welche in demselben Jahre zwischen den Nationen geliefert wurde, galt als Vorspuk des sogenannten Baronenkrieges (**Barons war**). Der Antheil der Universität an demselben ist indessen nicht ganz klar und die Widersprüche der Berichte nur durch die allerdings sehr nahe liegende Annahme zu vereinigen, daß die schon vorhandenen nationalen Parteiungen Anfangs auch den verschiedenen politischen Parteien sich anschlossen, später aber (vielleicht durch Maßregeln des Königs, wodurch sich alle verletzt sahen) bewogen wurden, sich gegen ihn zu vereinigen. Möglich auch, daß ihre ersten Schritte in diesen Unruhen lediglich durch die Opposition gegen die Stadt bestimmt wurden, und daß erst später anderweitige Rücksichten das Übergewicht erhielten. Jedenfalls finden wir im J. 1263 einen heftigen Kampf zwischen Studenten und Bürgern, veranlaßt durch die Erscheinung des Prinzen Edward vor den Thoren der Stadt, indem die Bürger als Anhänger der Barone und Simon's von Montfort ihm den Einlaß verweigerten, die Studenten aber ihn entweder einlassen, oder doch zu ihm hinausziehen wollten, und von den Bürgern, welche die Thore besetzt hatten, an beidem verhindert wurden. In Folge dieser Unruhen gebot oder erlaubte der König den Studenten, sich nach Northampton

zu begeben und dort ein Studium zu begründen, wodurch er, wie es scheint, die Stadt strafen und die Universität überhaupt vor neuen Unruhen und Gewaltthätigkeiten sicher stellen wollte. Die Annahme, daß jener Auszug eine freie Handlung der Feindseligkeit der ganzen Universität oder einer Partei gegen den König war, wird durch die königlichen Befehle an den Magistrat zu Northampton widerlegt, wodurch er den Studenten eine gute Aufnahme zu sichern sucht. Wahrscheinlicher ist sogar die Vermuthung, daß die Studenten gradezu von den Baronen, oder unter ihrem Schutz und Gutheißen von den Bürgern ausgetrieben und von dem Könige nach Northampton gewiesen wurden; obgleich dann wieder ihre plötzliche Parteinahme für Simon von Montfort gegen den König unerklärlich bleibt. So scheint immerhin die Erklärung die genügendste, daß die Versetzung nach Northampton theils zur Strafe der Stadt Oxford, theils aus wohlgemeinter Fürsorge für die Universität vom Könige verfügt worden, daß aber eben dadurch in der Stimmung der Studenten eine Veränderung zu seinem Nachtheile hervorgebracht wurde, welche ja manche Ursache der Abneigung gegen eine solche Verpflanzung haben konnten und unter denen von Vorn herein die Barone ebenfalls Anhänger hatten, welche nun das Übergewicht erhielten. Wie dem nun auch sei, so finden wir im J. 1264 bei der Belagerung und Erstürmung von Northampton durch das königliche Heer die dortigen Studenten unter den hartnäckigsten Vertheidigern der Stadt und den König auf's Höchste gegen sie erbittert. Dennoch mußte er es geschehen lassen, daß sie, in Folge des bald darauf unter französischer Vermittelung erfolgten Vergleichs mit den Baronen, von Simon von Montfort feierlich nach Oxford zurückgeführt wurden und erst nach dessen Niederlage und Tode bei Evesham (Aug. 1265) konnte er seinen Zorn an der Universität oder doch an seines Gegners Anhängern auf derselben auslassen, indem er diese im J. 1266 von dem Genusse aller akademischen und geistlichen Privilegien und Beneficien ausschloß. Schon das Aufhören der außerordentlichen Ursachen (der pariser Unruhen), welche die außerordentliche Frequenz in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts herbeigeführt hatten, mußte eine Abnahme derselben veranlassen, und wir finden die Zahl der Universitätsverwandten am Ende der Regierung Heinrich's III. nur noch auf 15,000 angegeben. Jene Maßregeln gegen eine so zahlreiche Partei mußte diese Anzahl noch verringern, und hierzu kamen noch andere allgemeine Ursachen, welche ebenfalls zur Abnahme der Universität mitwirkten. Der in dem ganzen Entwickelungsgange der Civilisation liegenden und auch in Beziehung auf die Universitäten des festen Landes wirksamen Ursachen der abnehmenden Frequenz (z. B. Richtung vieler Kräfte auf Handel und Gewerbe, Anziehungskraft der geistlichen Orden ꝛc.) nicht zu gedenken, mußte in England auch die schon unter Edward I., noch mehr aber unter Edward III. überhandnehmende kriegerische Richtung der nationalen Thätigkeit nach Außen, besonders gegen Schottland und Frankreich, dann die grade hier am höchsten gesteigerten Eingriffe der Päpste durch die Vergebung (Provision) geistlicher Beneficien an Ausländer (sodaß den Universitätsverwandten kaum die Aussicht auf das Wenige blieb, was jene ihnen gegen Übernahme der Seelsorge und anderer Leistungen zuwerfen mochten) wesentlich zur Abnahme der Universitäten beitragen. Hierzu kam die Fortdauer der gewöhnlichen innern Unruhen, und außerordentliche Heimsuchungen mancher Art. So kam es namentlich wieder im J. 1273 zu blutigen Gefechten zwischen Nord- und Südengländern, und obgleich ein Vergleich und die Ernennung von Schiedsmännern, wozu man sich damals vereinigte, eine Zeit lang verhältnißmäßige Ruhe herbeigeführt zu haben scheint, so brachen doch 1331 die alten Feindschaften wieder so heftig aus (wobei besonders die Waleschen litten), daß ein großer Theil der Lehrer und Studenten auszog und sich in Stamford niederließ, wo schon früher ein Studium durch, wie es scheint, Pelagianische Auswanderer aus Cambridge begründet worden war; und erst 1336 gelang es den ernstlichsten Bemühungen des Königs und des Papstes, sie zur Rückkehr in den Schoos der alma mater zu bewegen, wo indessen, wie gesagt, grade zu der Zeit die Gegensätze der Nationen sich mit dem durch Occam wieder kräftiger angeregten Gegensatze der Nominalisten und Realisten verstärkt und amalgamirt hatten. Hierzu kamen noch die ihrer Bedeutung nach oben charakterisirten Streitigkeiten zwischen den graduirten und nichtgraduirten Mitgliedern der Universität, welche sich im J. 1349 bei Gelegenheit der Kanzlerwahl in noch größerer Ausdehnung und Heftigkeit mit Gewaltthaten aller Art wiederholten. Die Verhältnisse der Universität zur Stadt waren während dieser ganzen Zeit nicht friedlicher als die innern Verhältnisse der erstern. Obgleich die entschiedene Begünstigung, deren die Universität von Seiten der drei Edwarde sich erfreute und wodurch ihre Ansprüche sowol vermöge königlicher Verordnungen als parlamentarischer Entscheidungen in vollem Maße bestätigt und sogar zu dem Grade gesteigert wurden, daß die Universität seit dem Anfange des 14. Jahrh. in dem Eide, den die städtischen Magistrate und eine Anzahl der angesehensten Bürger dem Kanzler leisten mußten, und wodurch sie sich verpflichteten, nach Kräften die Privilegien der Universität vor jeder Beeinträchtigung zu schützen, eine Art von Lehenseid (oath of fealty) sehen wollte — obgleich alles dies die Bürger im Ganzen im Zaume hielt und zwang, sich in ihre untergeordnete Stellung zu fügen, so fehlte es doch nie an Reibungen mancherlei Art und im J. 1297 führten diese wieder zu einem Auszuge der Studenten. Durch den unvermeidlichen Schaden an Erwerb und Gewerb mehr, als durch den Kirchenbann und ernste Drohungen des Königs, wurde die Stadt auch diesmal gezwungen nachzugeben und die Rechte und Privilegien der zurückkehrenden Universität anzuerkennen; aber diese griffen in zu vieler Hinsicht in das tägliche Leben der städtischen Corporationen ein, als daß nicht sehr bald der alte Groll wieder die Oberhand gewonnen hätte, dessen Ausbrüche bei jeder Gelegenheit zu fürchten waren. Zwei Momente vereinigten sich nun, um in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts eine Krise herbeizuführen, welche

in mancher Hinsicht wesentlich dazu beitrug, diese Zeit zu einem Abschnitt in der Geschichte der Universität zu machen. Bald nach den oben erwähnten Unruhen wegen der Wahl eines Kanzlers brach in Oxford eine heftige Seuche aus, welche besonders unter den Studenten große Verheerungen anrichtete und die übriggebliebenen zwang, die Stadt zu verlassen und sich überall hin zu zerstreuen, wo man sie nur aufnehmen wollte. So blieben die Studien zu Oxford während einiger Jahre ganz und gar unterbrochen, und wurden erst im J. 1353 mit einer gegen die frühere Frequenz sehr geringen Anzahl von Studenten wieder eröffnet. Schon diese Abwesenheit und Schwächung des Gegners mochte bei den Bürgern die Ansicht befördern, daß es nun Zeit sei, auf irgend eine Weise eine günstigere Entscheidung der alten Streitpunkte herbeizuführen, da ohnehin während der Unterbrechung der Studien die Aufsicht der Universität über städtische Angelegenheiten factisch aufgehört hatte und die Wiederherstellung der alten Verhältnisse mehr oder weniger den Charakter von neuen Anmaßungen trugen, oder doch den Betheiligten so erschienen. Diese Stimmung erhielt neue Nahrung durch die Maßregeln, wodurch Edward III. die Erneuerung der alten Unruhen und Gewaltthätigkeiten in der gleichsam neu gegründeten Universität zu verhindern suchte, indem er die städtischen Magistrate auf eine solche Weise zur Mitwirkung bei der Handhabung der Verordnungen gegen ungesetzliche Versammlungen, Waffentragen, Herumschweifen und andere Unordnungen von Seiten der Studenten auffoderte und berechtigte, daß dadurch allerdings jenen Veranlassungen und Vorwände gegeben wurden, sich nicht nur der akademischen Polizei zu entziehen, sondern sogar sich mancherlei positive Eingriffe in dieselbe zu erlauben. Da dies nicht ohne Widerstand oder wol gar Repressalien von Seiten der Universität und ihrer Angehörigen ablief, so stieg bald die Erbitterung auf beiden Seiten zu einem solchen Grade, daß es nur einer geringen Veranlassung bedurfte, um einen furchtbaren Ausbruch herbeizuführen. Eine solche fand sich nun, als am Tage St. Scholasticä 1354 einige Studenten mit einem Schenkwirthe wegen seines schlechten Weines Streit bekamen und ihm endlich die Flaschen auf dem Kopfe zerschlugen. Die Nachbarn, welche längst auf eine solche Gelegenheit gewartet hatten, fielen nicht nur sogleich über diese Studenten her, sondern fingen auch an Sturm zu läuten, worauf die Bürger zu den Waffen eilten und die wehrlosen Studenten auf Straßen und Plätzen in der ganzen Stadt angriffen. Nachdem diese sich auch, so gut sie konnten, bewaffnet hatten, dauerte der Kampf die ganze Nacht hindurch, wobei die Studenten sich besonders in der Marienkirche mit großem Muthe vertheidigten. Am Morgen gelang es endlich dem Kanzler und andern Wohlgesinnten, einige Ruhe zu schaffen und die Studenten legten auf seinen Befehl die Waffen nieder. Dies benutzten aber die Bürger verrätherischer Weise, indem sie von Neuem über die Wehrlosen herfielen, welche indessen sich bald wieder ermannten und bewaffneten und bis gegen Abend nicht nur mannhaft vertheidigten, sondern sogar sich der meisten Stadtthore bemächtigten. Um Vesperzeit jedoch drang ein Haufe von mehren Tausend bewaffneten Landleuten, von den Bürgern durch Geld und Versprechungen herbeigezogen, in die Stadt, und nun mußten die Studenten das Feld räumen und suchten sich in ihren Colleges und Halls zu vertheidigen. Aber auch diese wurden in der Nacht und während der folgenden Tage von Bürgern und Landleuten erstürmt, geplündert und zum Theil verbrannt, alle Studenten, besonders aber die Geistlichen, die darin betroffen wurden, erschlagen und noch an den Leichnamen die lange genährte Wuth ausgelassen. Die Übrigen flohen nach allen Seiten, die Schreckenskunde verbreitend. Erst nach mehren Tagen kamen die Bürger zur Besinnung und zur Erkenntniß der Folgen, welche so unerhörte Gräuel für die Thäter um so unfehlbarer haben mußten, da von dem Könige seinem ganzen Charakter nach ein kräftiges Einschreiten sicher zu erwarten stand und auch die Kirche in so vielen ihrer Angehörigen, gegen welche ganz besonders die Wuth der Bürger sich gerichtet hatte, schwer beleidigt war. Bald wurde auch die Stadt mit dem Kirchenbanne belegt und Edward III. sandte außerordentliche Commissare nach Oxford, um die Sache zu untersuchen, welche sogleich den Mayor und die Bailiffs der Stadt, sowie den Sheriff der Grafschaft nach dem Tower sandten und viele der der eifrigsten Theilnahme verdächtigen Bürger verhaften ließen. Die Universität, im Gefühl ihres Unglücks und ihrer Schwäche, legte alle ihre Privilegien und Rechte in die Hände des Königs nieder, ihm allein die Entscheidung überlassend, ob und unter welchen Bedingungen sie fortbestehen solle, damit aber auch fortan ihre Sache zu der seinigen und seiner Nachfolger machend. Die Stadt, im Bewußtsein ihrer schweren Schuld, suchte durch eine ähnliche Selbstdemüthigung den Zorn des Königs zu besänftigen und entsagte ebenfalls allen ihren Privilegien und Rechten zu Handen des Königs, dem auf solche Weise völlig freie Hand in der Anordnung der streitigen Grenzen und Verhältnisse gegeben war. Die Entscheidung erfolgte im Wesentlichen durch eine königliche Verordnung vom 18. Jun. 1356, worin im Ganzen die frühern Verhältnisse wiederhergestellt und namentlich die Privilegien der Universität hinsichtlich der Gerichtsbarkeit und der Polizei erneut und bestätigt, aber auch die Stadt in ihren wohlerworbenen Rechten nicht weiter verkürzt wurde; ein bemerkenswerthes Beispiel des Rechts- und Billigkeitssinnes, den jene Zeit neben und trotz so vielen gewaltthätigen Elementen und Bestrebungen auf eine Weise bewahrte, die unsere Zeit wohl beschämen könnte, wo man so geneigt und bereit ist, gegen jede vereinzelte oder doch vorübergehende Störung der Ruhe, mit sogenannten durchgreifenden Maßregeln einzuschreiten, wodurch Recht, Besitz und Zustände rücksichtslos und in alle Ewigkeit zerstört oder verwandelt werden. Die eigentliche Bestrafung der Schuldigen fiel bei der Schwierigkeit, den Antheil Einzelner zu ermitteln, bei dem Charakter und der Wendung, welche die ganze Sache genommen hatte und wodurch sie mehr als ein gemeinsames Unglück erschien, und bei den Fürbitten, welche

von allen Seiten und sogar von der Universität selbst eingelegt wurden, mild genug aus, indem die gleich Anfangs verhafteten Bürger zum Schadenersatz und einer Geldbuße von 250 L. an die Universität verurtheilt wurden. Vom Kirchenbanne wurde die Stadt erst im J. 1357 befreit unter der Bedingung, daß die städtischen Magistrate und die angesehensten Bürger fortan alljährlich auf St. Scholastica-Tage eine Seelenmesse für die Erschlagenen lesen lassen und ihr persönlich in aller Feierlichkeit beiwohnen oder in eine Buße von 100 Mark verfallen sollten. Mit dieser blutigen Krise erscheinen diese Verhältnisse als definitiv geordnet, und obgleich die Stadt später zu zwei verschiedenen Epochen die allgemeinen Zeitverhältnisse zu benutzen suchte, um eine Veränderung zu ihrem Vortheile herbeizuführen, nämlich zur Zeit der Reformation und während der bürgerlichen und kirchlichen Unruhen des 17. Jahrh., so hatten diese Versuche doch kein bleibendes oder auch nur vorübergehend bestimmtes und anerkanntes Resultat, weshalb wir auf diese Seite der Sache nicht wieder zurückzukommen brauchen.

Wir haben schon oben den Zeitpunkt der so eben mit einiger Ausführlichkeit berichteten Ereignisse als einen Abschnitt in der Geschichte der Universität bezeichnet und sie trugen ohne Zweifel dazu bei, der folgenden Epoche den doppelten Charakter des Verfalls und der Reorganisation aus neuen Elementen und nach neuen Gesetzen zu geben. Begreiflich ist es, daß schon die beiden furchtbaren Schläge, welche die Universität betroffen hatten, die Seuche und der große Tumult, ihrer Frequenz auch nach günstiger Entscheidung der streitigen Verhältnisse auf längere Zeit Eintrag thun mußten. Dies war aber um so mehr der Fall, da die schon oben angedeuteten und seit dem Anfange des 14. Jahrh. wirksam bleibenden Ursachen der Abnahme des Zudrangs zu akademischen Studien, insbesondere die päpstlichen Provisionen und die auswärtigen Kriege in noch höherm Grade wirksam blieben, wozu in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. noch die Zerrüttung aller innern Verhältnisse durch den Kampf der Häuser York und Lancaster sich gesellte. Als charakteristisch führen wir an, daß schon im J. 1417 auf einer Synode in London geklagt wurde, daß die Studenten in Oxford alt und grau würden, ohne ein kirchliches Beneficium erlangen zu können, da fast alle durch päpstliche Provision an Fremde oder doch ohne Rücksicht auf akademische Studien vergeben würden. Eine damals beliebte Constitution zur Bestimmung und Sicherung der nähern Ansprüche der Graduirten der Universität auf kirchliche Beneficien braucht hier nicht weiter berücksichtigt zu werden, da sie keine Abhilfe zu schaffen vermochte, so lange die Quelle des Übels in Rom nicht gestopft werden konnte. Die unter solchen Umständen unvermeidliche Abnahme der Frequenz (welche am Ende des 14. Jahrh. nicht über 5000 betrug), obgleich wesentlich und zunächst ein nur äußerliches Moment, mußte doch auch einen unmittelbaren Einfluß auf die innern Zustände der Universität üben, indem dadurch die Colleges eine immer größere Bedeutung gewannen. Eines Theils nämlich lag es in der Natur der Sache, daß während die große Masse der Studenten sich verlief und nicht wiederkehrte, diejenigen, deren Existenz als Mitglieder der Colleges (der festen Punkte gleichsam) namentlich auch vor den Anmaßungen der bürgerlichen Besitzer der Halls gesichert waren, auf der Universität blieben, oder nach solchen Stürmen immer wieder dahin zurückkehrten, daß überhaupt die Colleges und ihre Bewohner fast der einzige Überrest, die einzigen Repräsentanten der Universität wurden. Ihre Zahl war aber schon vor dem großen Tumult auf neun gestiegen, wozu noch eine größere Anzahl von Halls kamen, die durch Schenkung oder Kauf in die Hände der Universität oder der Colleges gekommen waren. Nachdem die Universität auf diese Weise ganz von selbst schon den Charakter eines Vereins von Colleges und solchen akademischen Halls erhalten hatte, indem die früher neben diesen sich in bürgerlichen Halls und Häusern herumtreibende Menge wegfiel, lag es weiter in der Natur der Sache, daß etwanige Gönner der Universität sie besonders durch Stiftung von solchen Halls und Colleges zu heben suchten, da ohne die Aussicht auf akademische Beneficien zum Ersatze für die vorenthaltenen kirchlichen kaum mehr Jemand sich entschließen mochte, die Universität zu beziehen. So entstanden, während einige ältere eingingen, noch vor der Reformation sechs neue Colleges, von denen Christchurch, das letzte und größte, ursprünglich vom Cardinal Wolsey gestiftet, schon den Anfang einer neuen glänzenden Epoche der Universität verkündet. Daß unter solchen Umständen nach und nach die Colleges und ihre permanenten Mitglieder und Vorsteher einen überwiegenden Einfluß auf die Leitung der Angelegenheiten erhalten mußten, bedarf ebenfalls keines weitern Beweises, und in welcher Art dieser Einfluß bald auch formell anerkannt wurde, werden wir später sehen. Die abnehmende Frequenz der Universität hatte aber auch einen entschiedenen Einfluß auf die äußerliche Gestaltung ihrer wissenschaftlichen Thätigkeit. Die Lehrer konnten fortan nicht mehr von den Honoraren ihrer Zuhörer bestehen, sondern mußten durch bestimmte Einnahmen gesichert werden. Somit war für solche, die den guten Willen und die Mittel besaßen, als Wohlthäter der Universität aufzutreten, die Stiftung und Dotirung von Lehrstühlen gleichsam vorgeschrieben, da ohne eine solche Sicherheit sich keine tüchtigen Lehrer mehr finden und die Studien endlich ganz aufhören mußten; und so finden wir denn auch, daß besonders seit der Mitte des 14. Jahrh. theils an der Universität selbst, theils in einzelnen Colleges Lehrstühle mancherlei Art fundirt werden, obgleich einige schon früher, namentlich auf Antrieb des Papstes Clemens V., entstanden waren. Allein alle diese Begünstigungen von Seiten einzelner, zum Theil fürstlicher, Wohlthäter reichten nicht hin, die allgemeinen ungünstigen Einflüsse der Zeit aufzuwiegen. Ohnehin wurden die Einnahmen solcher Stiftungen während der Zerrüttungen der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. sehr geschmälert, oder blieben auch ganz aus, und namentlich wird angeführt, daß die Bischöfe und andere hohe Geistliche die von ihnen gestifteten Stipendien einzogen, um am Hofe mit größerm Glanze leben zu können. Daß

auch das wissenschaftliche Leben der Universität, trotz der Anstellung besoldeter Lehrer, den allgemeinen Verfall der katholischen Bildung des Mittelalters theilen mußte, lag in der Natur der Sache, und trotz der Verdienste eines Chaundler und Linacre fand die Wiederbelebung humanistischer Studien im 15. Jahrh. in Oxford wenig Eingang, ehe die Reformation den Katholicismus definitiv verdrängt hatte. Hierzu trug theils die allgemeine Zerrüttung der Zeiten bei, theils aber auch der Umstand, daß jene Anregungen dort früher und entschiedener als auf dem festen Lande eine der katholischen Kirche feindselige und bestimmte religiöse Richtung bei Wickliff und seinen Anhängern nahm, welche natürlich der Verfolgung von Seiten der Kirche nicht entgehen konnten. Mit und in ihnen wurden aber die Regungen eines neuen wissenschaftlichen Lebens auf der Universität beschränkt, wo nicht ganz unterdrückt; wie denn ausdrücklich um die Mitte des 15. Jahrh. berichtet wird, daß die als Wickliffiten verdächtigten und verfolgten Mitglieder der Universität fast die einzigen seien, welche sich noch um das Studium der griechischen Sprache bekümmerten. Unter solchen in jeder Hinsicht ungünstigen Umständen kann es nicht befremden, daß, nachdem die Universität noch der Auffoderung zur Beschickung des constanzer Concilium Folge geleistet hatte, sie zum baseler Concilium aus Apathie und Armuth keine Deputirten schickte, und daß in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. die Zahl der Studirenden nicht viel über 1000 betrug. Als eine in gewisser Hinsicht allerdings wünschenswerthe Folge dieser allgemeinen Schwäche kann man zwar die in demselben Maße abnehmende Häufigkeit oder doch Bedeutung und Gewaltsamkeit der Reibungen zwischen den verschiedenen oben angedeuteten Gegensätzen ansehen, welche natürlich von jenem Marasmus mit ergriffen wurden; aber wir haben schon bemerkt, wie wenig daraus auf eine höhere sittliche und wissenschaftliche Blüthe zu schließen ist. Überdies verloren jene Gegensätze zwar großentheils ihre Bedeutung; doch hörten sie nie ganz auf und es gesellten sich zu den frühern Veranlassungen noch gelegentliche Feindseligkeiten zwischen den Mitgliedern verschiedener Colleges.

Dies war der Zustand der Universität zur Zeit des Ausbruchs der Reformation, welche auch auf diesem Gebiete so wesentliche Veränderungen hervorbrachte, daß wir in ihr den Anfang einer neuen Epoche in der Entwickelung der Universität erkennen, in welcher diese allerdings in gewisser Hinsicht wieder zu einer sehr dauerhaften Blüthe gedeiht, in anderer Hinsicht aber auch unübersteigliche Hindernisse einer höhern Entwickelung findet. Was äußere materielle Wohlfahrt betrifft, so fielen die verschiedenen Krisen und Wechsel der Entwickelung der Reformation von den ersten Streitigkeiten Heinrich's VIII. mit dem Haupte der Kirche bis zur definitiven Entscheidung zu Gunsten der bischöflichen Kirche und der königlichen Suprematie, immer zum Vortheile der Universität aus, und die politische materielle Bedeutung, welche sie dadurch erhielt, war es eben, welche ihr geistiges, wissenschaftliches Leben lähmte. Die ersten Spuren Lutherischer Lehren zeigten sich in Oxford schon im J. 1521, wo sie als ketzerisch verdammt und dahinschlagende Schriften verbrannt wurden, während zugleich doch die beginnende Spoliation der Klöster der Universität zu Gute kam, indem Cardinal Wolsey, ihr freigebiger Beschützer und Gönner, ihr Manches von der Beute zuwandte und namentlich durch Begründung des prachtvollen Cardinalcollege sich ein bleibendes Denkmal zu setzen gedachte. Nach seinem Sturze schien es eine Zeit lang zweifelhaft, ob der König auch in dem Protectorat der Universität die Erbschaft seines ehemaligen Günstlings antreten werde, oder ob er sie seinem Zorne gegen ihn oder seiner Habsucht opfern und in die nunmehr entschiedene Confiscation so vieler geistlicher Corporationen mit begreifen werde. Schon im J. 1532 gaben Streitigkeiten zwischen der Universität und der Stadt einen Grund oder Vorwand jene zur Auslieferung aller ihrer Privilegien und anderer Besitztitel (Charters) zu zwingen, und es war die Frage, ob sie dieselben überhaupt und in welcher Gestalt und Beschränkung wieder erhalten werde. Noch ehe diese Frage auch formell durch Zurückstellung und Bestätigung der Charters, so weit ihr Inhalt sich mit der neubegründeten königlichen Suprematie vertrug (was erst im J. 1543 geschah) zu Gunsten der Universität entschieden wurde, und während der geistlich-weltliche Doppeltyrann in Besetzung der Stellen und allen andern Dingen mit der größten Willkür uud ohne die geringste Berücksichtigung der als suspendirt angesehenen Rechte der Universität verfuhr, zeigte er doch auf der andern Seite durch die großartigste Freigebigkeit in Stiftungen und Schenkungen aller Art (wir erinnern nur an Christchurchcollege), daß er die Universität selbst als eine wesentliche Stütze der neuen Ordnung der Dinge ansehe, welche er durch seine politische Kirchenreformation begründet hatte, sodaß in jener Epoche jedenfalls der Universität auf Jahrhunderte hinaus die Bedingungen der materiellen Blüthe gesichert wurden. Zugleich erhielt sie damals aber auch den vorherrschend weltlichen politischen Charakter als geistiges Organ und Mittelpunkt des jedesmal herrschenden politisch-kirchlichen Systems — als eine feste Stellung, deren dieses sich jedesmal bemächtigte, nicht um sie zu zerstören oder zu schwächen, sondern um sie zu behaupten und wol gar noch zu verstärken. Es lag aber in der Natur der Sache, daß die jedesmalige Besatzung dieser Art von wissenschaftlicher Feste entweder zu den Fahnen des Siegers schwören mußte, oder vertrieben und durch dessen Anhänger ersetzt wurde. Bei solchen Gelegenheiten konnten manche Individuen Opfer ihrer Beharrlichkeit bei einer verlorenen Sache werden, allein die moralische Person der Universität verlor wenigstens in materieller Hinsicht nichts dabei. Diese neue Stellung der Universitäten ging schon aus der politischen Reformation an und für sich hervor, welche den König an die Spitze der Kirche und aller damit verbundenen Institute stellte und der bischöflichen Kirche selbst jenen vorherrschend politischen, weltlichen Charakter gab, der ihr und dem Staat endlich ein wahrer Fluch geworden ist. Überdies mochte Heinrich VIII. noch besonders auf eine solche Ansicht von der Bestimmung der Universi-

tät geführt worden sein durch die günstigen Gutachten, welche er in d. J. 1532 und 1534 hinsichtlich seiner Scheidung und der Suprematie von der Universität erhielt, welche nur dem Strome der Unterwürfigkeit unter die Launen des Tyrannen folgte, der damals Alles mit sich fortriß. Übrigens fanden sich doch nicht wenige Mitglieder derselben, welche sich weigerten, den Suprematseid zu unterschreiben und deshalb ausgestoßen und in ihren Beneficien durch fügsamere, wenn auch sonst nicht würdigere, Subjecte ersetzt wurden. In Oxford wie in England selbst wurde die Reformation in theologischer und kirchlicher Hinsicht nicht ohne mancherlei Verfolgungen erst unter Edward VI. vollendet, der sich auch durch Beförderung classischer Studien, durch Revision der Statuten und Reform der Disciplin bedeutende Verdienste um die Universität erwarb. Die Ausführung eines tiefer greifenden Reformplans durch unmittelbare Vereinigung der Colleges mit der Universität, durch Centralisation fast im Sinne unserer Zeit, wurde durch seinen Tod verhindert — ob zum Nachtheile der Universität, ist schwer zu sagen. Bei der Stellung, welche die Universität nun schon entschieden erhalten hatte, konnte sie dem Einflusse der katholischen Reaction unter Maria nicht entgehen, und sehr viele ihrer Mitglieder wurden ein Opfer derselben, da sie sich sogar durch Cranmer's Loos, der in Oxford vor Balliolcollege verbrannt wurde, nicht schrecken ließen. Auf der andern Seite geschah aber auch in dieser Zeit durch Schenkungen und hinsichtlich der Disciplin und sogar der Studien nicht wenig zum Besten der Universität, welche der Katholicismus nun wieder als die seinige, als eine Hauptstütze seiner wiederbegründeten Herrschaft ansah. Welchen Einfluß unter diesen Umständen der Sieg des bischöflichen Protestantismus unter Elisabeth auf die Universität hatte, läßt sich im Allgemeinen leicht denken. Alle katholische Elemente und Individuen wurden nun ihrer Seits ausgestoßen und durch die definitive statutenmäßige Einführung des Suprematseides und des Eides auf die 39 Artikel als unerläßliche Bedingung der Aufnahme bei der Universität sowol als bei den einzelnen Colleges eine unübersteigliche Schranke gegen das Eindringen der Dissenters jeder Art errichtet, und die Universität nun als ausschließliches Organ des religiösen und politischen Geistes der bischöflichen Kirche mit Bestätigung aller wohlerworbenen Rechte und Privilegien von Neuem incorporirt. Hierdurch wurden denn auch die Verhältnisse der Universität zur Kirche definitiv regulirt, nachdem sie im Verlaufe der Zeit mancherlei Veränderungen erlitten hatten, welche wir hier mit wenig Worten andeuten wollen. Ob die Universität selbst als eine geistliche Corporation im eigentlichen Sinne anzusehen sei oder nicht, ist eine vielfach behandelte Streitfrage, auf deren Entscheidung wir uns nicht einlassen können; so viel aber ist gewiß, daß sie ursprünglich unter der kirchlichen Aufsicht und dem Schutze des Bischofs der Diöcese (Lincoln) stand, welcher auch auf das Recht der Bestätigung des Kanzlers Anspruch machte. Dies scheint, abgesehen von der allgemeinen Tendenz aller Corporationen, eine entferntere und deshalb weniger genaue Aufsicht einer nahen, unmittelbaren vorzuziehen, die erste Veranlassung für die Universität gewesen zu sein, seit der Mitte des 13. Jahrh. allmälig sich dieser Abhängigkeit zu entziehen, welche natürlich in dem Maße drückend wurde, als die Universität und ihr Haupt an Bedeutung gewann und auf gleichen Rang mit einem Bischof Anspruch machen zu können glaubte. Des bischöflichen Schutzes aber konnte man um so eher entbehren, da der Kanzler selbst auf das Recht Anspruch machte, Kirchenstrafen im Gebiete seiner Gerichtsbarkeit zu verhängen. In diesem langwierigen Streite mit ihrem Diöcesan befolgte die Universität mit großem Glücke die Politik, welche für so viele Corporationen des Mittelalters aus der ganzen Lage der Dinge hervorging, wenn mehre nähere oder entferntere höhere Gewalten oberherrliche Ansprüche auf sie geltend machten, wo sie sich dann bald der einen, bald der andern zum Schutze gegen die übrigen bedienten und eine wenigstens factisch ziemlich vollständige Unabhängigkeit erlangten. So bediente sich die Universität des Schutzes der Päpste und ihrer Legaten gegen die Ansprüche des Bischofs von Lincoln und des Erzbischofs von Canterbury, welcher begreiflich das Recht der metropolitanischen Visitation nicht aufgeben wollte; so nahm sie wieder zu andern Zeiten, wenn die wechselnden Entscheidungen von Rom ungünstig für sie ausfielen, oder ein päpstlicher Legat der Universität lästig wurde, ihre Zuflucht zur erzbischöflichen oder königlichen Macht, während sie doch wieder gelegentlich unter dem Vorwande der unmittelbaren Abhängigkeit vom Papste sich sogar dem königlichen Aufsichtsrechte zu entziehen suchte. Das Resultat dieser durch Jahrhunderte mit mancherlei Wechseln und widersprechenden Entscheidungen fortdauernden Streitigkeiten war, daß die Ansprüche des Diöcesan schon am Ende des 14. Jahrh. als definitiv beseitigt erscheinen, wobei sich die Universität besonders auf eine Bulle Bonifacius' VIII. v. J. 1300 und auf eine Bestätigung und Erweiterung derselben durch Bonifacius IX. (1389) berief, wodurch sie von aller bischöflichen und erzbischöflichen Aufsicht und Gerichtsbarkeit befreit wurde. Weniger glücklich war sie in dieser Beziehung hinsichtlich der erzbischöflichen Aufsicht, welche trotz dieser Bullen und einer nochmaligen Bestätigung derselben durch eine Bulle Sixtus' IV. (worin sogar die königliche Visitation aufgehoben wurde) fortwährend, wenn auch nicht immer factisch ausgeübt, doch rechtlich behauptet wurde und auch seit der Reformation, namentlich in Folge einer durch Laud (während seiner metropolitanischen Function) unter Jakob II. herbeigeführten königlichen Entscheidung von der Universität unter gewissen Beschränkungen anerkannt wird. Noch weniger Erfolg konnte begreiflich das Unabhängigkeitsstreben der Universität der königlichen Macht gegenüber haben, und die obengedachte Bulle Sixtus' IV., sowie alle ähnliche Mittel blieben immer ohne nachhaltigen Erfolg, da nicht nur Furcht, sondern auch der eigene Vortheil die Universität doch immer wieder zu der Abhängigkeit von der königlichen Macht zurückführte, deren Schutz, zumal in den Streitigkeiten mit der Stadt, immer der wirksamste, deren Zorn leicht der gefährlichste werden konnte,

während auf der andern Seite der Misbrauch der päpstlichen Macht in so vieler Hinsicht auch der Universität zum Nachtheile gereichte, wie wir oben sahen. Doch bedurfte es wiederholter königlicher Befehle, um die Appellationen der Universität nach Rom und ähnliche Beeinträchtigungen der Prärogative zu verhindern oder zu beschränken. Völlig beseitigt wurde jeder Zweifel über die Grenzen der königlichen und der päpstlichen Macht in ihrem Verhältnisse zur Universität, als durch Heinrich VIII. die Rechte des Haupts der Kirche, welcher Art sie auch sein mochten, zu der königlichen Prärogative geschlagen wurden und diese Vereinigung durch den Suprematseid auch auf der Universität anerkannt und unter Elisabeth (nach der vorübergehenden Herstellung der päpstlichen Gewalt unter Maria) definitiv begründet wurde. Auch hinsichtlich der innern Organisation der Universität bildet diese Regierung eine wichtige Epoche, indem die oligarchischen Elemente, welche seit dem Anfange des 14. Jahrh. sich in den Colleges entwickelt und factisch einen entscheidenden Einfluß auf die Angelegenheiten der Universität auf Kosten der wissenschaftlichen Aristokratie erworben hatten, nun auch formell und definitiv in ihrer Stellung und Bedeutung anerkannt wurden. Es lag in der Natur der Sache, daß der Einfluß der Vorsteher der Colleges in dem Maße zunahm, als die ganze akademische Bevölkerung sich in den Colleges concentrirte, und so finden sich z. B. schon seit der Mitte des 14. Jahrh. Beispiele, daß königliche Befehle nicht nur an den Kanzler, sondern auch an die Vorsteher der Colleges gerichtet sind, von denen ja die Ausführung wesentlich abhing, und die eben deshalb in solchen wie in so vielen andern Fällen vom Kanzler zu Rathe gezogen werden mußten. So hatte sich schon ganz von selbst neben oder über der Congregation und Convocation, als Organen der graduirten Aristokratie, ein Organ dieser Oligarchie der Colleges gebildet, welches ohne die Functionen derselben gradezu zu usurpiren, doch einen wesentlichen, entscheidenden Einfluß auf dieselben um so mehr haben mußte, da zwischen den einflußreichern Mitgliedern derselben als Fellows der Colleges und den Mitgliedern jener oligarchischen Behörde ein Verhältniß gegenseitiger Abhängigkeit, obgleich mehr auf jene Seite neigend, stattfand, und eben dies war ohne Zweifel der Grund, weshalb nicht wie früher die Demokratie von der Aristokratie, so nun diese von der Oligarchie gradezu von der Leitung der Angelegenheiten ausgeschlossen wurde. Dies war theils nicht nöthig, da ohnehin das oligarchische Übergewicht in dem ganzen Verhältnisse gesichert war, theils nicht möglich, eben weil die Stellung der Fellows zu den Vorstehern der Colleges keine so unbedingt abhängige war, daß nicht mancherlei Rücksichten zu beobachten gewesen. Bis zu der eben bezeichneten Epoche waren nun aber alle diese Verhältnisse noch mehr oder weniger vage und beruhten mehr auf dem Herkommen, wie es sich allmälig von selbst gebildet hatte, als auf bestimmter formeller Anerkennung. Namentlich war das Recht der Theilnahme an den Berathungen jener neuen oligarchischen Behörde, welche zuweilen unter dem Namen der schwarzen Versammlung (**Black Congregation**) vorkommt, keineswegs genau bestimmt und wurden dazu, wie es scheint, ziemlich willkürlich die factisch einflußreichern Mitglieder der Universität zugelassen oder zugezogen. Damals nun wurde an die Stelle dieser vagen Behörde die sogenannte Wochenversammlung (**Hebdomadal meeting**) gesetzt, deren Zusammensetzung und Functionen, sowie überhaupt die seit jener Zeit unverändert gebliebene Organisation der Universität wir oben ausführlich dargestellt haben, und hier nicht zu wiederholen brauchen. Diese Veränderungen fanden hauptsächlich auf Antrieb und unter der unmittelbaren Aufsicht Leicester's statt, der mehre Jahre lang als Kanzler der Universität sich, trotz vieler Willkür, doch große Verdienste um dieselbe erwarb, indem er auch hinsichtlich der Disciplin und der Studien großen und meist zweckmäßigen Eifer zeigte. Ihm verdankte Oxford den huldvollen Besuch der jungfräulichen Königin im J. 1566, den sie 1592 wiederholte. Beide Male fehlte es nicht an akademischen Herrlichkeiten und Schmeicheleien aller Art in griechischen und lateinischen Reden, Versen und Komödien, und die Fertigkeit und Kennerschaft der Königin in diesen Dingen, die Aufmerksamkeit, womit sie auch den scholastischen Übungen beiwohnte, mochte allerdings Vielen ein Antrieb sein. Wir haben in Leicester's Stellung als Kanzler einen Punkt berührt, der ebenfalls als eine der seit der Reformation eingetretenen Veränderungen in der Organisation der Universität angesehen werden kann. Seitdem nämlich die Universität so entschieden den Charakter eines officiellen Organs der herrschenden Grundsätze in Kirche und Staat angenommen hatte, schien es angemessen, daß sie am Hofe, als dem Mittelpunkte dieser Grundsätze, fortwährend einen Repräsentanten und Fürsprecher habe, und so geschah es, daß fortan zur Kanzlerwürde immer einer der angesehensten Männer bei Hofe und im Staate auf Lebenszeit gewählt wurde, und da von einer persönlichen Anwesenheit desselben nur ausnahmsweise die Rede sein konnte, so gingen alle eigentlichen Rechte und Pflichten des Kanzlers, wie wir schon sahen, auf den Vicekanzler über, dem (so wie früher häufig dem Kanzler sogenannte Commissare oder Vicegerenten) zwei Provicekanzler zur Seite standen. Seit Leicester's Kanzellariat kann also die Organisation der Universität im Wesentlichen als geschlossen angesehen werden, und die Folgezeit brachte in dieser Hinsicht nur noch zwei irgend wesentliche Veränderungen oder Zusätze, indem erstlich im J. 1608 der Universität durch Jakob I. das Recht ertheilt wurde, zwei Repräsentanten ins Parlament zu schicken, zweitens unter Karl I. auf Antrieb des Erzbischofs Laud als Kanzler der Universität (1630—1641) eine neue Revision der Statuten vorgenommen und diesen die Gestalt gegeben wurde, welche sie bis auf diesen Augenblick (abgesehen von einigen spätern unwesentlichen Zusätzen) behalten haben [8]. Der Umstand, daß die Universitäten erst so spät zur parlamentarischen Repräsenta-

8) Danach bitten wir eine frühere Angabe, welche der Regierung Elisabeth's die Statuten der Universität zuschreibt, zu berichtigen, obgleich sie nur formell unrichtig ist, da die sogenannten Laud'schen Statuten keineswegs wesentlich neu waren.

tion zugelassen wurden, kann allerdings auf den ersten Blick befremdend scheinen, obgleich er bei näherer Betrachtung aus der ganzen Stellung der Universität und der Parlamente im Mittelalter und namentlich daraus erklärt werden kann, daß die Universität von den gewöhnlichen Steuern frei war und, wie es scheint, nur gelegentlich außerordentliche und wenigstens formell freiwillige Beiträge zahlte. Auch darf man nicht vergessen, daß Anfangs die Repräsentation im Parlament nicht als ein Recht oder Vortheil angesehen wurde, sondern als eine Last, von der die Universitätsverwandten ebenso befreit blieben, wie z. B. von dem Dienste in Júries. Übrigens wurden schon im 13. Jahrh. gelegentlich Deputirte der Universität zu wichtigen parlamentarischen Verhandlungen, besonders über staatsrechtliche Fragen, gezogen. Seit dem Ende des 15. Jahrh. aber und in Folge der Reformation hingen die Universitäten zu unmittelbar vom Hofe ab und die Parlamente waren zu wenig selbständig, ihre Rolle zu zweideutig, als daß die Repräsentation als ein sehr wichtiges und wünschenswerthes Recht für irgend einen Theil erscheinen konnte. Am wenigsten bedurften die kräftigen und populären Regierungen, welche Jakob I. vorhergingen, einer solchen Stütze im Parlament, welche diesem dagegen willkommen sein mußte, während zugleich, da die Steuerfreiheit der Universität seit der Reformation gefährdet war, die Repräsentation bei der zunehmenden Wichtigkeit des Rechtes des Unterhauses in allen Steuersachen eine ganz andere Bedeutung für die Universität gewinnen mußte. Was die materielle Entwickelung der Universität seit der Reformation betrifft, so wurde sie im Laufe des 16., 17. und zum Theil des 18. Jahrh., wie schon aus unserer Darstellung des gegenwärtigen Zustandes hervorgeht, durch Stiftungen aller Art, sowol an Lehrstühlen und wissenschaftlichen Sammlungen und Instituten, als durch Gründung mehrer neuer Colleges zu einem so hohen Grade von Glanz gebracht, daß keine ähnliche Anstalt in dieser Hinsicht irgend mit ihr wetteifern kann. Was die Frequenz betrifft, so stand sie natürlich im Verhältnisse zu der Zahl der Colleges. Im Anfange des 17. Jahrh. betrug sie nicht viel über 2000 und seit dem Anfange des 18. Jahrh. scheint sie zwischen 4 und 5000 zu schwanken — in dem oben angedeuteten Sinne. Die eigentliche äußere Geschichte der Universität seit deren definitiver Organisation unter Elisabeth bietet wenig bemerkenswerthe Ereignisse dar, und außer der großen Seuche, welche im J. 1605 eine Unterbrechung der Studien veranlaßte, gingen sie alle aus den bekannten Krisen der allgemeinen Geschichte Englands hervor, von denen die Universität vermöge ihres politischen Charakters nothwendig berührt werden mußte, immer jedoch in der Art, daß die moralische Person materiell ungefährdet blieb und nur die jedesmaligen individuellen Repräsentanten derselben mehr oder weniger darunter litten. So suchten Jakob I. und noch mehr Karl I. und unter ihm besonders Laud die Universität zum Organ nicht nur der strengsten anglikanischen Orthodoxie und Kirchenzucht im Gegensatze der presbyterianischen und anderer Neuerungen zu machen, sondern auch zum Organ der damals in diesem Sinne in England neuen Grundsätze von unumschränkter Macht des Königs und passivem Gehorsam des Volkes im Gegensatze zu den alten Grundsätzen der bürgerlichen Freiheit und der parlamentarischen Controle und ihren neuen Entwickelungen. Diese Bestrebungen hatten auch, jedoch nicht ohne vielfache Bedrückungen einzelner Widerstrebender, solchen Erfolg, daß seit der Zeit der Name Oxford in England unabweislich die Grundsätze implicirt, welche später von der Hochtory und Hochkirchenpartei und in diesem Augenblicke von den Conservativen angenommen worden sind und freilich im Verlaufe der Zeit zumal hinsichtlich der passive obedience manche unvermeidliche Modificationen erlitten haben. Um so bedenklicher mußte die Stellung der Universität werden, als die bekannte republikanische Reaction gegen diese Grundsätze losbrach, bei welcher Gelegenheit zumal während des Aufenthaltes Karl's I. in Oxford die Universität die entschiedensten Beweise ihrer Loyalität gab. Unter diesen Umständen war, nachdem der Sieg der Demokratie entschieden und Oxford selbst von den Truppen des Parlaments erobert worden, für die Universität alles zu fürchten. Allein auch die Demokratie fand es vortheilhafter, diese geistige Feste zu besetzen, als sie zu zerstören, und im Mai 1647 erschien eine Commission des Parlaments zur Visitation der Universität und begann ihr Werk mit der Auffoderung an alle Mitglieder der Universität und der Colleges, dem presbyterianischen Covenant beizutreten. Nach langem und rühmlichem Widerstande, durch alle Mittel, welche den wehrlosen Corporationen zu Gebote standen, und nachdem zumal die Convocation in einer kühnen und würdigen Erklärung vom 1. Juli jenes Jahres ihre monarchisch-episkopalischen Grundsätze ausgesprochen hatte, auch Kanzler, Proctors und Vorsteher der Colleges nach London in den Tower geschickt worden, wurden endlich alle diejenigen, welche den Covenant nicht unterschrieben, ausgestoßen, ihre Stellen durch willigere Subjecte besetzt, und so die Universität zu einem Organe der siegenden Demokratie in Kirche und Staat umgewandelt. Cromwell, nachdem ihn die Universität zum Kanzler erwählt hatte, bekümmerte sich, wie es scheint, wenig um die religiösen und politischen Meinungen ihrer Mitglieder; die Restauration aber sorgte sogleich wieder für die Entfernung aller derjenigen, welche nicht ihre Ansichten oder doch ihre Äußerungen den nun im Übermaß eingeführten monarchisch-episkopalischen Prüfungseiden (Tests) anpassen konnten oder wollten. Dieser Geist scheint aber damals sich schon so in der Atmosphäre der alma mater festgesetzt zu haben, daß nur wenige von den presbyterianischen Eindringlingen dessen Einfluß hätten widerstehen können, die Restauration vielmehr die meisten in loyale Unterthanen verwandelt vorfand. Auch verfehlte die Universität nicht, in allen loyalen Extravaganzen, welche das Ende der Regierung Karl's II. und die Regierung Jakob's II. auszeichneten, einzustimmen, bis die Suprematie und Prärogative ganz offenbar zu Werkzeugen einer papistischen Restauration verwendet wurden. Da vermochte sogar Oxford nicht, dem vielgepriesenen Grundsatze

der **passive obedience** treu zu bleiben, und als die Fellows von Magdalencollege gezwungen werden sollten, ihren Statuten und Eiden zuwider einen papistischen Vorsteher zu wählen oder zuzulassen, vermochte sogar der Blutrichter Jeffries sie nicht zum Gehorsam zu bringen. Die Revolution schützte die Universität vor noch härtern Prüfungen, vermochte aber nicht, sie zum Abfalle von der ebenso schuld= als unglückbelasteten Dynastie zu bewegen, der sie noch bis in die erste Hälfte des 18. Jahrh. allen Eiden zum Trotz, jene Art von Treue bewahrte, deren die sogenannten Jakobiten sich rühmten. Die neue Regierung verfuhr unter diesen Umständen mit einer Schonung, welche vielleicht übertrieben genannt werden kann, da sie nicht einmal ihre eigenen Anhänger vor den Verfolgungen aller Art schützte, denen sie im Laufe ihres akademischen Lebens ausgesetzt waren, so lange die herrschende Oligarchie nicht nur, sondern auch die Mehrzahl der Graduirten und Studenten jene Gesinnungen allen gezwungenen Eiden zum Trotze bewahrte. Damals gewann das sogenannte schwarze Buch, von den Proctors geführt, eine geheimnißvoll furchtbare Bedeutung, indem alle diejenigen, deren Namen besonders ihrer politischen Gesinnungen wegen darin eingetragen wurden, auf alle Weise verfolgt und ihnen zumal in Erlangung akademischer Würden und Beneficien alle mögliche Hindernisse in den Weg gelegt wurden, wozu sowol die Befolgung als die gelegentliche Umgehung der Statuten und besonders die ganze Art der Abstimmungen in der Congregation Gelegenheit genug boten. Nach dem Tode der Königin Anna und zur Zeit des Landungsversuchs des Prätendenten stieg indessen die Jakobitische Aufregung in Oxford so hoch, daß die Regierung, um einen gewaltsamen Ausbruch zu hindern, Truppen dahin verlegte, mehr zum Schutze der Universität vor ihrer eigenen Unvorsichtigkeit als zur weitern Ahndung. Diese Mäßigung und die allgemeine Veränderung, welche allmälig in dem Verhältnisse der Tories zu dem Hause Hanover stattfand, trug indessen zuletzt auch bei der **alma mater** ihre Frucht, und mochten auch noch bis zum Tode des letzten Prätendenten in Oxford gelegentlich Jakobitische Gesundheiten getrunken werden oder dergl., so galt doch die Universität schon seit der Mitte des 18. Jahrh. mit Recht als ein entschiedenes Organ, als ein Herd der Loyalität in dem nun von den Tories allgemein beliebten Sinne. Wie lange es dauern wird, ehe die Grundsätze, welche, wie es scheint, in unsern Tagen auf lange Zeit die herrschenden zu werden beginnen, ihre Fahne auch auf der alten akademischen Feste aufpflanzen, mögen wir nicht vorherbestimmen; der Natur der Sache und den bisherigen Erfahrungen nach wird dies aber über kurz oder lang geschehen und die Universität auch für diese Epoche das Organ der herrschenden politischen Grundsätze in Kirche und Staat werden. Diese sind aber allerdings der Art, daß eine Veränderung in ihrem Sinne ohne Zweifel nicht blos, wie früher in ähnlichen Fällen, die Individuen, sondern die Corporation, die moralische Person, selbst treffen dürfte.

Es bleibt uns nun noch übrig, auch die Hauptmomente in der Entwickelung des geistigen, des wissenschaftlichen Lebens der Universität seit der Reformation hervorzuheben. Schon aus der oben von uns entworfenen Darstellung des gegenwärtigen Zustandes der Universität in dieser Hinsicht ergibt sich, daß die Resultate auf diesem Gebiete keineswegs der materiellen politischen Entwickelung während dieser Epoche entsprechen, und diese Erscheinung ist ohne allen Zweifel wesentlich als eine Folge der englischen Reformation, oder zunächst der Stellung und des Charakters anzusehen, den die Universität während jener Epoche annahm. Damit soll keineswegs geleugnet werden, daß nicht die zum Theil aus dem 15. Jahrh. herüberreichende wissenschaftliche Entwickelung jener Zeit sich auch in Oxford geltend gemacht hätte. Oxford hat, zumal im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts, manche Männer aufzuweisen, welche als Beförderer der humanistischen Studien auch in weitern Kreisen bekannt sind, wie z. B. einen Saville, Camden, Selden, Fell, Gale, Hearne ꝛc., und in neuerer Zeit Elmsley und Gaisford; allein ihr Einfluß auf ihre nächsten Umgebungen, auf die akademischen Studien war viel geringer, als man nach ihren individuellen und zum Theil literarischen Verdiensten schließen möchte. Von dem Augenblicke an, wo nicht der Maßstab wissenschaftlicher Tüchtigkeit in der Ertheilung akademischer Würden, Beneficien und Ämter entschied, sondern (ganz untergeordneter Momente nicht zu gedenken) der größere oder geringere Eifer in gewissen religiösen, kirchlichen und politischen Ansichten und Richtungen, deren officielles Organ zu sein die Universität seit der Reformation als ihre Pflicht und ihr Recht ansah, und welche überdies, wie wir sahen, mehr denn einmal nach Maßgabe der Entscheidungen der allgemeinen Entwickelung der nationalen Zustände wechselten — von dem Augenblick an mußte die wissenschaftliche Thätigkeit in den Hintergrund treten. So litten also auch die classischen Studien auf die Länge unter dem kirchlich-politischen Charakter, den die Reformation der Universität gegeben, obgleich sie Anfangs und zumal unter Edward VI. und Elisabeth dieselben begünstigte. Auch die theologischen Studien, für die man von eben dieser vorherrschend theologischen Bewegung eine nachhaltige Förderung und Entwickelung hätte erwarten sollen, empfanden gar bald den verderblichen Einfluß des weltlichen politischen Charakters, den nicht nur die Universität, sondern die Kirche selbst annahm. Auch hier konnte von freier, oder auch nur ruhiger gewissenhafter wissenschaftlicher Entwickelung nicht die Rede sein, seitdem nicht ihre Früchte, sondern jene der einseitigsten leidenschaftlichsten, oft unredlichsten Polemik für gewisse Formen des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat, oder die gedanken= und gewissenlose Annahme gewisser Grundsätze über dieselbe, allein Gunst, Anerkennung oder Duldung in der Kirche wie auf der Universität fanden. Und als endlich eine Ansicht definitiv den Sieg und alle Früchte desselben erworben hatte, hörte natürlich sogar die polemische Thätigkeit auf, welche bisher die Geister noch einigermaßen wach erhalten hatte. Die Kirche ging in materiellem Wohlstand und sicherm bequemen Besitz und Genuß und geistiger Apathie und

Stumpfsinn zu Grunde und die theologischen Studien der Universität sanken bald zu einer entsprechenden Nullität herab. Waren dies die Folgen der Reformation auf diesem Gebiet in solchen Zweigen des wissenschaftlichen Lebens, welche ihr theils gradezu angehörten, wie die Theologie, oder welche sie duldete oder gar entschieden adoptirte, wie die humanistischer Studien; wie viel weniger war von ihr eine Anregung solcher Studien zu erwarten, welche sie theils gradezu anfeindete, theils ignorirte! Ersteres war in der Epoche der ersten Aufregung hinsichtlich des römischen und kanonischen Rechts der Fall, und es wurden dahin gehörige Schriften als papistisch zerstört und verschleppt, und dies Studium, welches ohnehin seine praktische Bedeutung großentheils verloren hatte, fortan gänzlich vernachlässigt. Das einheimische Recht dagegen hatte einen zu ausschließlich praktischen Charakter, als daß es in das Gebiet der akademischen Studien, zumal in dem Augenblicke der antik humanistischen Begeisterung, hätte aufgenommen werden können. So blieben fortan juristische Studien nur dem Namen nach ein Theil der akademischen Studien. Ebenso wenig konnten medicinische Studien damals neben den ausschließlich theologisch-classisch-politischen Bestrebungen Raum gewinnen, und auch sie sanken fortan zur leeren Formel herab. Nicht besser ging es auf dem Gebiete der Philosophie. Etwas der Art bedurfte man zwar und so hielt man sich an die vorhandenen scholastischen Formeln; Bacon's Organon erhob sich jenseit der Grenzen des akademischen Lebens und wurde um so mehr ignorirt, da dies wirklich damals eine kräftige Thätigkeit, aber in ganz anderm, oben bezeichnetem, Sinne entwickelte. Als diese Thätigkeit aber nachließ, erlaubte Bequemlichkeit, Apathie, Schwerfälligkeit nicht, sich das Neue anzueignen. Die Stellung der Universität, der Vortheil der Einzelnen hing von ganz andern Dingen ab! So kann es nicht befremden, daß Locke's philosophische Neuerungen in Oxford nur zu einigen schwachen polemischen Regungen Veranlassung gaben und er seiner politischen Ansichten wegen von der Universität ausgestoßen wurde! Erst später fanden seine Lehren einigen Eingang in Oxford, und Wallis ist der einzige irgend bedeutende Name, den Oxford auf dem Gebiete der Erfahrungsphilosophie aufzuweisen hat. Was Newton betrifft, so gehörte er der Schwesteruniversität an und gab der schon lange bestehenden Nebenbuhlerschaft um so entschiedener einen solchen Charakter, daß Oxford fortan der jüngern Schwester diese neuen philosophisch-mathematischen Studien mit einiger affectirter Geringschätzung überließ und sich das alte Erbtheil der classischen Studien vorbehielt, wie denn auch Halley nur kurze Zeit Oxford angehörte. Übrigens ist bekannt genug, daß auch auf dieser Bahn Oxford gar bald zurückblieb und keine Namen aufzuweisen hat, die es den Bentleys und Porsons entgegenstellen könnte. Jener philosophische Geist theilte fortan in Cambridge allen Zweigen der Studien ein, wenigstens verhältnißmäßig, frischeres Leben mit, während in Oxford der gänzliche Mangel jeder philosophischen Grundlage, indem die Scholastik, auch abgesehen von ihrer wesentlichen Unzulänglichkeit, zu bloßem leerem Formelwesen herabsank, schon an und für sich hinreichte, alles geistige Leben zu lähmen und den oben gedachten materiellen Momenten, welche freilich auch in Cambridge wirksam genug waren, eine um so verderblichere ungestörtere Wirksamkeit zu sichern.

Literatur. 1) *A. Wood*, Historia et antiquitates Universitatis Oxoniensis etc. translated and continued by *J. Gutch*. 5 vol. 4. 1786. 2) *A. Wood*, Athenae Oxonienses. 2 vol. Fol. 1721. New edition and continuation by Dr. *Philip Bliss*. 1820. (?) 3) *Ayliffe*, Ancient and present state of the University of Oxford. 2 vols. 1714. 4) Terrae filius, or the secret History of Oxford by *Amherst*. 2 vol. 1754. 5) *Chalmers*, History of the Colleges, Halls etc. of the Univ. of Oxford. 2 vol. 1810. 6) History of the Univ. of Oxford with plates etc. publ. by *Ackermann*. 2 vol. 4. 1814. 7) Statutes of the Univ. of Oxford. 4. 1820. 8) Oxoniana being a collection of curious anecdotes etc. 4 vol. 12. 9) Oxford Guide. 1827. 10) G. F. A. Wendeborn, Zustand des Staats, der Religion, der Gelehrsamkeit und der Kunst in Großbritannien gegen Ende des 18. Jahrh. 1785. 4 Bde. 11) Alberti's Briefe, betreffend den allerneuesten Zustand der Religion und der Wissenschaften in Großbritannien. 4 Bde. 1752—1754. 12) Spieker's Reise durch England ꝛc. 1818. 2 Bde. Einiger anderer neuerer Reisen nicht zu gedenken, gibt auch der vortreffliche Roman Reginald Dalton von Lockhard ein lebendiges Bild von dem akademischen Leben in Oxford, und obgleich die vor einigen Jahren unter dem Titel Alma mater erschienene Schrift zunächst von Cambridge handelt, so gelten ihre Angaben doch auch in vieler Hinsicht von Oxford. Zu beachten ist auch die seit etwa 15 Jahren auf dem Gebiete der periodischen Presse gelegentlich geführte Polemik gegen die Universitäten, besonders im Edinburgh und Westminster Review, für sie besonders im Quarterly Review. Beachtenswerthe Bemerkungen über den höhern wissenschaftlichen Unterricht in England enthält eine Schrift von Edgeworth On professional education. Proben eigentlicher akademischer Geistesproducte geben: Oxford English Prize Essays etc. from 1771—1831. 4 vol. Oxford Prize Poems, to 1830. Mathematical Questions proposed at the public Examinations in the Univ. of Oxford from 1826—1831. (*V. A. Huber.*)

OXFORD, Grafschaft im Staate Maine in Nordamerika, wurde im J. 1798 aus den nördlichen Theilen von Cumberland und York gebildet; sie grenzt im Norden an Canada, im Nordosten an Somerset, im Süden an Cumberland und York, im Westen an New-Hampshire. Diese große Landschaft ist noch wenig angebaut, wird vom Sagadahok, dem Dead und Saco bewässert und enthält den Umbagogsee. Nur an den südlichen Flüssen findet etwas Anbau statt. Im J. 1810 hatte sie 17,630 Einw., 1820 war diese Zahl bis zu 27,185 gestiegen. Jagd, Holz- und Pelzhandel sind die wichtigsten Beschäftigungen. Hauptort ist Paris.

Mehre Orte in den vereinigten Staaten führen die-

sen Namen, von denen folgende die wichtigsten sind: 1) Dorf in der Grafschaft Talbot im Staate Maryland mit einem guten Hafen. 2) Township in der Grafschaft Butler, im Staate Ohio, mit einer Universität. 3) Township in der Grafschaft Newhaven in Connecticut mit einem Postamte und 1500 Einw. 4) Township in der Grafschaft Coshokton im Staate Ohio. 5) Township in der Grafschaft Delaware in Ohio mit einem Postamte. 6) Township in der Grafschaft Guernsey in Ohio. 7) Township in der Grafschaft Tuscarawas in Ohio. 8) Hauptort in der Grafschaft White in Illinois. 9) Township in der Grafschaft Worcester in Massachusetts. 10) Township in der Grafschaft Sussex im Staate Neujersey, am Delaware liegend mit 2500 Einw. und Eisenwerken. 11) Township in der Grafschaft Chenango in Neu-York, am Chenango liegend mit 3000 Einw., Postamte und Akademie. 12) Township in der Grafschaft Chester in Pensylvania. (*L. F. Kämtz.*)

OXFORD, der englische Grafentitel, wurde zuerst von König Heinrich II. im J. 1155 an Alberich (Aubry) de Vere verliehen, und hat sich länger denn ein halbes Jahrtausend in der Familie de Vere (s. d. Art.) vererbt. Aubry de Vere, der 19. Graf von Oxford, starb ohne männliche Erben den 12. März 1703, und der Titel von Oxford ruhete, bis die Königin Anna ihn den 24. Mai 1711 zu Gunsten des Lord Großschatzmeisters, des berühmten Robert Harley, erneuerte. Die Harley waren ein altes Geschlecht der Provinz Shropshire. Ein Richard de Harley, Robert's Sohn, besaß an 3. Eduard's I. das Stammhaus Harley in Shropshire, besuchte an. 28 Eduard's das Parlament als Abgeordneter seiner Grafschaft, war auch Sheriff von Staffordshire, und starb 1319. Sein Sohn, Robert de Harley, erheirathete mit Brian's de Brampton Erbtochter, Margaretha, das stattliche Haus Brampton-Brian, in Herefordshire, welches seitdem der Familiensitz wurde, bis das neuere Evewood an dessen Stelle trat. Robert's Sohn, Robert III., auf Harley und Willeigh, hinterließ einen Sohn, Brian, der als Besitzer von Brampton, Buckton und Pedwardin (beide in Herefordshire, dieses südlich, jenes nordöstlich von Brampton) vorkommt. Brian's Urenkel, Johann, wurde von König Eduard IV. auf dem Schlachtfelde von Tewkesbury zum Ritter geschlagen. Johann's Abkömmling im sechsten Grade, Eduard, Ritter des Bathordens und Gouverneur von Dünkirchen, während Karl's II. Besitz (st. 1700), hatte die Söhne Robert, Eduard und Nathanael. Der älteste dieser drei Söhne, **Robert**, war zu London, den 5. Dec. 1661 geboren, und entwickelte frühzeitig ein bedeutendes Talent, das seine Ausbildung in dem Pensionat eines Geistlichen, Namens Birch, erhielt. Dieser Birch bewohnte ein kleines Gut in der Nähe von Burford, in Oxfordshire, und hatte manche andere bedeutende Staatsmänner, wie die Lords Trevor und Harcourt, auch ein Dutzend parlamentarische Notabilitäten gebildet. In dem Beginnen der Revolution von 1688 führte Eduard dem Prinzen von Oranien eine auf seine Kosten ausgerüstete Reiterschar zu, und der älteste Sohn verfehlte nicht, dem Beispiele des Vaters zu folgen, ohne doch großen Vortheil von dieser ungewöhnlichen Anhänglichkeit für die protestantische Sache zu ernten. Im J. 1690 trat Robert in das Unterhaus, und die Tories, denen es besonders in dem Processe des Sir John Fenwick (1697) mit großem Eifer diente, brachten es dahin, daß er sowol im J. 1701 als 1702 zum Sprecher des Hauses erwählt wurde. Bei der letzten Wahl hatte er wider die entschiedene Abneigung des Königs Wilhelm zu kämpfen, obgleich er in der frühern Sitzung der Regierung Dienste von Wichtigkeit geleistet hatte, insbesondere in der Angelegenheit der Erklärung der Rechte des Königreichs, wodurch die protestantische Kronfolge festgesetzt worden. Als Sprecher mußte Harley die Adresse der Gemeinen in dieser Angelegenheit in das Oberhaus tragen, und Kneller hat in einem Gemälde Harley's nach dem Leben diese Begebenheit auf die Nachwelt gebracht, ein neu geschaffenes Amt bei der Schatzkammer den Sprecher für seine Bemühung belohnt. Seine steigende Wichtigkeit gewahrend, besonders, nachdem es ihm gelungen, die Anklage gegen Lord Halifax zu unterdrücken, fing er an, sich von den Tories zu entfernen, ohne darum in die Reihe der Whigs einzutreten, bis nach Wilhelm's III. Tode die Frage aufgeworfen wurde, ob England in dem spanischen Successionskriege Antheil zu nehmen habe. Harley erklärte sich für die Kriegspartei und folglich für Marlborough. Darum konnte die neue Königin, als sich ihr Parlament im J. 1702 versammelte und Harley abermals zum Sprecher erwählt wurde, nicht umhin, dem Hause ihre Zufriedenheit mit dieser Wahl auszudrücken. Sie fand überhaupt, so groß war bei allen Parteien die Achtung für des Gewählten Talent und Rechtschaffenheit, beinahe allgemeinen Beifall, und nur einige Neider konnten sagen: „Da derjenige, den man jetzt zum Sprecher vorschlägt, ein Mann von erprobter Treue ist, so kann man bei ihm vieles übersehen, was bei Andern gefährlich sein möchte. Dennoch ist es von bösem Beispiele, daß die Wahl jetzt zum dritten Male auf ihn fällt, und wir dürfen so etwas nicht aufkommen lassen." So in dem Element seiner Macht befestigt, begann Harley alsbald wieder, jedoch mit großer Schonung für die Whigs, und unter einigem Hinneigen zu den Tories, seinen eigenen Weg zu verfolgen, und sich als das Oberhaupt einer Partei zu geben, die in ihrem Entstehen nur schwach, allmälig durch Überläufer von jeglicher Farbe Verstärkung erhielt. Nur in der äußern Politik blieb Harley mit Marlborough vollkommen einverstanden; er verschaffte Geld zur Fortsetzung des Krieges und hielt auf diese Weise den Feldherrn in einer gewissen Abhängigkeit. Hierdurch allein wurde es ihm möglich, im J. 1704 Geheimrath und Staatssecretair zu werden, und zugleich, was man noch nicht gesehen, Sprecher zu bleiben. Seine doppelte Wirksamkeit ging mit der Auflösung des Parlaments zu Ende; als Staatssecretair hat er sich in der durchgeführten Union von England und Schottland ein schönes Monument gesetzt. Sehr charakteristisch für seine Ansicht dieser Union ist ein Ausdruck, der ihm, als er schon nicht mehr Staatssecretair war, in einer parlamen-

tarischen Debatte über die Besteuerung der schottischen Leinwand entwischte. Die Schotten sprachen dagegen: „Wie," zürnte plötzlich Harley, „haben wir die Schotten nicht gekauft, und erlangten wir dadurch nicht das Recht, ihnen Taxen aufzulegen? Oder haben wir zu was Anderm das Äquivalent gegeben?" Der grobe Ausfall machte der Debatte ein Ende. Von den Tories nochmals in seiner amtlichen Wirksamkeit angegriffen, scheint Harley einen Augenblick dem Gedanken zu vollständiger Vereinigung mit den Whigs gehuldigt zu haben. Er gab sich viele Mühe, sich bei der Herzogin von Marlborough einzuschmeicheln, und versuchte insgeheim alle Mittel, ihre Gunst zu gewinnen, denn er fürchtete, die heftige Gemüthsart dieser Dame möchte ihm einst ebenso nachtheilig werden, als sie es vielen Andern gewesen; allein die stolze und halsstarrige Sarah verachtete alle Aufmerksamkeiten, alle Huldigungen des Staatssecretairs. Hier abgewiesen, mit Godolphin verfeindet wegen eines Zollgesetzes, das im Gefolge der Union und gegen Harley's Ansicht durchgegangen war, beleidigt, wie es heißt, daß man ihm die Mittel verweigerte, eine bedeutende Sinecure zu erkaufen, mit deren Hilfe er häuslichen Finanzverlegenheiten abzuhelfen gedachte, fing er an, sich von seinen bisherigen Freunden abzusondern, und die Partei, die ihm persönlich ergeben, auf alle Weise zu verstärken. Während er Marlborough's Siege in den Niederlanden auf die ausschweifendste Weise feierte, war er unablässig bemüht, seiner Feindin, der Herzogin von Marlborough, die wankende Gunst der Königin vollends zu rauben. Unter dem Vorwande von Geschäften durfte der Staatssecretair nicht selten bei Nacht der Monarchin seine Aufwartung machen, und dann pflegte er ihr Dinge zu entdecken, welche die übrigen Minister, seinem Vorgeben nach, verheimlichen wollten. Nachdem er aber einmal die Gesinnungen der Königin erforscht hatte, ward es ihm leicht, sie seiner Meinung geneigt zu machen. Um nicht durch allzuhäufiges Kommen und Gehen Verdacht zu erregen, suchte Harley Jemanden in der unmittelbarsten Umgebung der Königin zu gewinnen, dem er seinen Verkehr mit ihr anvertrauen könne; seine Wahl fiel auf ein Hoffräulein, die Abigail Hill. Er gewann sie durch das Versprechen von Ehrenstellen und von einer vortheilhaften Heirath, und die Listige wußte den Auftrag, die Marlborough und Godolphin anzuschwärzen, mit dem glänzendsten Erfolge durchzuführen. Indessen Harley sich insgeheim in der Gnade der Königin festzusetzen suchte, und sich eifrig um die Freundschaft einflußreicher Höflinge bewarb, ließen seine Freunde kein Mittel unbenutzt, um ihm die Zuneigung und Achtung aller Stände zu erwerben. Vorzüglich unterstützten ihn hierbei St. John und Simon Harcourt, Männer von ausgezeichneten Gaben, die beinahe jede Nacht mit ihm Zusammenkünfte hatten; hier entwarf Harley den Plan zu fernern Angriffen auf seine Collegen; hier bearbeiteten St. John und Harcourt die herrlichen Reden, durch welche sie das Haus der Gemeinen zu beherrschen gedachten. Niemand ahnete das Mindeste von ihrem Getreibe, und Sacheverel, der stürmische Prediger, der sie gänzlich in den Interessen des Ministeriums verfangen wähnte, richtete gegen sie den ganzen Gluthstrom seiner Beredsamkeit, und zeichnete sie in einer ländlichen Kanzelrede als falsche Brüder und unechte Geburten. Die Zeit, öffentlich mit Godolphin zu brechen, war noch nicht gekommen, das Parlament insbesondere von diesem Minister zu abhängig; auch suchte der Prinz von Dänemark, im Interesse des Staates, so viel möglich bei seiner königlichen Gemahlin den Credit Marlborough's aufrecht zu erhalten. Die Ereignisse des Feldzuges vom J. 1707, die Schlacht von Almansa, die Aufhebung der Belagerung von Toulon, hätten vielleicht für Harley die Einladung zu einer muthigen, parlamentarischen Offensive werden können, als ein geringfügiger Vorfall ihn zu Rechtfertigungen nöthigte, statt ihm Angriffe zu erlauben. Einer seiner Secretaire, Gregg, war durch Ausschweifungen in Schulden gerathen, und hatte, sich zu retten, einen verrätherischen Briefwechsel mit dem französischen Minister Chaucillard angeknüpft. Einige aufgefangene Schreiben setzten seine Strafbarkeit außer Zweifel, er wurde in dem geheimen Rathe verhört, und sodann den Gerichten übergeben. Hier enthielt er sich jeder Vertheidigung, er bekannte sein Verbrechen, und überließ sich lediglich der Gnade der Königin. Er wurde als Hochverräther verurtheilt, nach dem Gefängnisse zurückgebracht und in Ketten gelegt, die Stimme des Volkes aber bezeichnete den Staatssecretair als seinen Mitschuldigen. Diese Stimme drang bis in das Oberhaus, und die Pairs sahen sich veranlaßt, eine Untersuchung zu verordnen. Die Commissarien, der Herzog von Somerset, der durch seine Feindschaft gegen Harley bekannte Graf von Sunderland, und die Lords Somers und Halifax, glaubten von Gregg durch Verheißung einer Begnadigung die Angabe der Mitschuldigen zu erhalten, und begaben sich daher während der Frist bis zur Vollstreckung des Urtheils, die sogar wiederholt verlängert wurde, sehr häufig zu dem armen Sünder, aber er wollte Niemanden anklagen, so viele Namen man ihm auch in den Mund legte. Ja, er erklärte standhaft und mit voller Geistesgegenwart bis auf den letzten Augenblick seines Lebens, daß sein Herr auch nicht von Fern um sein Verbrechen wisse. Ebenso fand sich bei der Untersuchung von Harley's Schriften auch nicht der mindeste Grund, ihn der Theilnahme zu bezüchtigen; aber weder das Zeugniß des Sterbenden, noch das Ergebniß der Untersuchung, noch die Bemühungen des Lords Somers, waren hinreichend, die boshaften Andeutungen des Grafen von Sunderland, oder das gefaßte Vorurtheil der Menge zu widerlegen. Harley, gewahrend, daß er sich schwerlich am Hofe würde behaupten können; zumal die Herzogin von Marlborough, jetzt endlich aus ihrem Schlafe zu erwachen schien, that, wie ein geschickter Fuhrmann in bedenklichen Umständen zu thun pflegt, er schmeichelte seinen Rossen, und suchte einen andern Weg, den er, ohne Gefahr umzuwerfen, auf seiner Flucht verfolgen könne; d. h. er näherte sich der Partei, mit der er durch persönliche Stellung am nächsten verwandt, und stimmte gegen das Ministerium für die Abschaffung des geheimen Raths von

Schottland. Er hatte hierin, so sehr Marlborough, während der Debatten gleichgültig zu bleiben schien, den richtigen Weg eingeschlagen; denn die Königin, eben noch so schwankend und wandelbar in ihrer Zuneigung, war plötzlich für Harley gewonnen, und die Hill, jetzt Mistreß Masham, unterließ nicht, seinen Vortheil noch weiter zu fördern. Abermals wurden bei Hofe viele Dinge in der Stille der Nacht verhandelt, obgleich ein Augenübel die Königin belästigte. Sehr unzufrieden mit diesen nächtlichen Conferenzen, sagte der Prinz von Dänemark: „Es ist kein Wunder, daß die Königin von Augenschmerzen geplagt wird; es ist vielmehr ein Wunder, daß sie nicht auf andere Weise erkrankt, da sie so spät zu Bette geht!" Diese Ausdrücke, die, wie man glaubt, nicht zufällig dem Prinzen entwischten, wurden der Herzogin von Marlborough überbracht; sie umstellte die Königin mit Spionen, und ließ sich regelmäßig berichten, wer in dem Palast aus- und eingehe. Und als sie jetzt dasjenige bestätigt fand, was sie vermuthet hatte, und zuverlässige Beweise empfing von Harley's bösem Willen, überließ sie sich der ganzen Heftigkeit ihres Gemüths. Sie bedrohte und bestürmte die Königin, sie mißhandelte nicht weniger ihren Gemahl, daß dieser in der Angst seines Herzens nach dem festen Lande entfliehen und vor der Zeit den Feldzug eröffnen wollte. Tag und Nacht angerufen, daß er die seiner Gemahlin widerfahrene Beleidigung ahnde, und die Königin zwinge, wieder zu lieben, was ihr nicht mehr liebenswürdig erschien, begehrte der Herzog sowol des Prinzen von Dänemark, als seiner Freunde Rath. Er war bei dem gegenwärtigen Standpunkte der Dinge leicht gegeben. Marlborough und Godolphin erklärten der Königin, daß Harley abgesetzt werden müsse, wenn sie und ihre Freunde noch länger dienen sollten. Die Königin nahm eine Woche Bedenkzeit, es unterstützten aber viele Große und zuletzt noch der Prinz von Dänemark der Minister unehrerbietiges Gesuch, Harley selbst rieth zur Nachgiebigkeit, und erschreckt durch ihres Bruders Vorbereitungen zu einer Expedition nach Schottland sprach Anna des Staatssecretairs Entlassung aus. Mit großem Unwillen und nicht ohne Thränen schied Harley von seinem Posten, wenn gleich die Königin ihm noch in der letzten Stunde beruhigend gesagt hatte: „So ist der Monarchen unseliger Zustand, sie sind genöthigt, ihre Freunde aufzugeben, um sich ihren Feinden gefällig zu zeigen." Diese Ungnade war jedoch nur scheinbar, während er auf den Bänken der Opposition seinen Sitz nahm, und heute die Minister beschuldigte, die Unruhen in Schottland seien das Werk ihrer Fahrlässigkeit, ein anderes Mal zum Hause sprach: „Ihr irret Euch sehr, wenn Ihr glaubet, daß sie (die Marlboroughs) Haß oder Liebe für den Prätendenten, oder irgend etwas anderes Menschliches, außer der Rücksicht auf sich selbst zum Beweggrunde haben;" jetzt von Sunderland in Anspruch genommen wurde, wegen eines Silberservice, das er als Sprecher nach altem Brauche aus der Silberkammer empfangen und gegen den alten Brauch behalten hatte, und das ihm die Königin alsbald durch ein neues Geschenk bestätigte; während aller dieser Zänkereien behauptete Harley einen unermeßlichen Einfluß. Die Königin that nichts von einiger Wichtigkeit, ohne seine Meinung insgeheim zu fodern, und seine Masham setzte sich immer fester in der Gnade ihrer Gebieterin; denn die Herzogin von Marlborough erschien nur selten mehr bei Hofe; Godolphin und der Admiral Churchill wollten es so, und bewiesen sich hierin als sehr ungeschickte Rathgeber. Der Herzogin Abwesenheit machte ihren Feinden Muth, und ihre Freunde kleinmüthig. Auch das Absterben des Prinzen von Dänemark am 28. Oct. 1708 war für Harley ein günstiges Ereigniß, gleichwie seine Partei durch den Zutritt der Herzoge von Shrewsbury und Hamilton eine namhafte Verstärkung erhielt. Während er selbst in den höhern Regionen wirkte, waren seine Freunde, der bisherige Kriegssecretair Heinrich St. John und der General-Fiscal Simon Harcourt nicht minder thätig in ihrer Sphäre, seitdem sie ebenfalls ihre Ämter niedergelegt hatten. St. John, ein Mann von großen Fähigkeiten, aber schlechten Grundsätzen, fesselte die jungen Leute an seine Person; denn die ausschweifendsten Menschen und muthigsten Köpfe waren seine vertrautesten Freunde, und Harcourt, der mehr seines natürlichen Verstandes, als gründlicher Gelehrsamkeit wegen berühmt, hatte die armselige Schar hungriger Advocaten, und alle diejenigen, welche ihr Vermögen durchgebracht und sich in Schulden gestürzt hatten, oder die in Processe oder Gerichtshändel verwickelt oder wol gar gesetzlicher Bestrafung ausgesetzt waren, zu seinem Gefolge. Die Whigpartei selbst, getheilt in alte und neue Whigs, diese der Gegenstand von Godolphin's parteiischer Vorliebe, hatte ihre compacte Haltung verloren. Ganz England, der Last des vieljährigen Krieges beinahe erliegend, seufzte um Frieden, auch der Königin Verlangen nach Beendigung des Krieges stieg, wie ihre Abneigung gegen die Herzogin von Marlborough zunahm. Harley konnte es wagen, eine Probe vorzunehmen, wie weit seine Kräfte reichen dürften; seinen Freund Harcourt suchte er in das Unterhaus einzuführen. Allein die Wahl wurde vernichtet, trotz der hinreißenden Beredsamkeit des Candidaten, und Harley mußte sich überzeugen, daß er noch weitern Beistand suchen müsse, um ein so festgewurzeltes Ministerium zu sprengen. Durch D. Atterbury's Vermittelung machte er die strengen Tories seinen Maßregeln geneigt. Viele von Marlborough's Partei wurden durch Hoffnungen von Jahrgeldern und Ämtern verlockt, Andere, wie die Foley und Winnington, blendete die Gunst, in welcher sie den abgesetzten Staatssecretair erblickten. Die Freunde der Königin, Harley's Creaturen, Harcourt's Clienten und die Theilnehmer und Werkzeuge von St. John's Vergnügungen wurden unter der gleichen Fahne vereinigt. Auch viele edle und erlauchte Personen, von einem alten Grolle gegen Marlborough beherrscht, nahmen jetzt Antheil an dieser Coalition seiner Feinde. Das Bedientenheer des Herzogs von Ormond, und der Pöbel der Hauptstadt standen ihnen zu Gebote. Die Herzoge von Somerset, von Newcastle und Queensberry, und viele andere Edelleute wurden durch die Königin selbst zum Abfalle von Marlborough verlei-

tet. Von der Königin verlassen, von der öffentlichen Stimme einer muthwilligen Verlängerung der Kriegsdrangsale angeklagt, und als der Urheber aller Gefahren der Kirche gebrandmarkt, mußte der alte Feldherr sogar unter der Theuerung und Seltenheit der französischen Weine leiden. Alle Weintrinker, und es hat daran niemals dem fröhlichen Altengland gefehlt, darunter der eigene Bruder des Herzogs, erklärten, daß der Mangel an französischen Weinen unerträglich sei, und daß sie bei einem so großen Elende kaum leben könnten; auch sie wurden Marlborough's Feinde, und zwar unternehmendere Feinde, als es die friedlichen Kaffeetrinker dem continentalen Kaiser gewesen sind. Alle Zechbrüder, viele Ärzte, eine große Menge von Rechtsgelehrten und die Mehrzahl der niedern Klerisei, endlich auch die lockern Weiber, standen mit Harley's Faction in Verbindung. So war die Lage der Parteien beschaffen, als der D. Sacheverel durch seine berühmte Predigt vom 5. Nov. 1709 und seine wüthenden Declamationen gegen die Minister und gegen die Revolution das erste Zeichen der Explosion gab. Zögernd, und zum Theil höchst ungern, denn es erschreckte sie die bedenkliche Gährung der Hauptstadt, beschlossen die Minister, die Redner zur Verantwortung zu ziehen. Die Königin, die Verlegenheit und die Unbeliebtheit ihrer Räthe gewahrend, suchte auf Harley's und der Masham Zureden davon Vortheil zu ziehen. Die Pairs wurden eingeladen, vor ihr zu erscheinen und in ihrem Cabinet lag sie ihnen, Mann für Mann, sehr ernstlich an, ihrer Pflichten gegen die Monarchie und der gegenwärtigen Gefahren eingedenk zu sein, und weder einem die Armee betreffenden Vorschlage, den Marlborough vorlegen sollte, beizustimmen, noch zu gestatten, daß Mistreß Masham von ihr entfernt werde, sondern sich jeder Motion in dieser Hinsicht zu widersetzen. „Wenn eine meiner Empfehlungen," mit diesen Worten schloß die Ermahnung, „wenn eine meiner Empfehlungen bei Ihnen von Gewichte war, wie ich weiß, daß es viele gewesen sind, so wünsche ich, daß auf diese besonders Rücksicht genommen werde." Ein so entschiedener Ausspruch konnte seine Wirkung auf einen großen Theil der Geladenen nicht verfehlen; aber auch ohne ihre Mitwirkung war die von Harley gebildete Coalition jetzt mehr, als hinreichend, um die Macht und das Glück Marlborough's zu zerstören. Schon fing Harley an, von der Vertheilung der Ämter zu sprechen, und hierbei vorzüglich wußte er allen Leidenschaften zu schmeicheln. Er, echtes Urbild heutiger, verantwortlicher Minister, war gewohnt, mit den Eiferern aller Secten und Parteien zu schmausen, und sie durch köstliche Mahlzeiten für seine Zwecke zu gewinnen. Bei solchen Gelegenheiten war er hingebend, wie Niemand; nichts schlug er den Bittenden ab, was sie auch verlangen mochten, und für jeden hatte er wenigstens eine Hoffnung in Bereitschaft. Nach seinem Vorgeben sollte der Herzog von Somerset das Hauptruder der Regierung führen. Das Commando der Armee bestimmte er dem Kurfürsten von Hanover, oder dem Grafen von Rivers, oder dem Herzoge von Ormond, oder sonst Jemandem, wie es die Leichtgläubigen, mit denen Harley eben zu thun hatte, am liebsten hörten. Dem Herzoge von Shrewsbury, der nicht so leicht zu überreden war, Ungewisses dem Gewissen vorzuziehen, wurde das Amt eines Lordkämmerers für eine bestimmte Zeit von Jahren zugesichert.

Nach Weihnachten wurde die Sache des D. Sacheverel im Unterhause vorgenommen. Harley schien in einer Rede, worin er die Angeklagten nicht im mindesten vertheidigte, sondern vielmehr die Freiheit verdammte, deren sich die Priester auf der Kanzel bedienten, die Predigt als einen Cirkel von unzusammenhängenden Worten zu betrachten. Doch mußte er gestehen, daß einige aus der Predigt gezogene Stellen, sowie man sie in der Anklage, mit Abänderungen in der Ordnung der Worte, zusammengestellt hatte, so beschaffen wären, daß er sie nicht billigen könnte, wenn er auch nicht glaubte, daß sie den Vorwurf von Hochverrath und Verbrechen verdienten. Er war daher der Meinung, daß die Bestrafung entweder dem Parlament überlassen, oder vielmehr das ganze Verfahren aufgehoben werden solle. Denn er hielt den Mann nicht für wichtig genug, um ihn vor dem Hause des Lords rechtlich zu verfolgen, ob er gleich eingestand, daß die Predigt mehr beleidigend, als gottesfürchtig wäre. Die Mitglieder machten die Bemerkung, daß Harley sich in seiner Rede gleichfalls eines solchen Cirkels von unzusammenhängenden Worten bediene, wie er ihn an dem Prediger tadle, sodaß das Haus keineswegs aus seinen Ausdrücken abnehmen könne, ob er für oder wider den Angeklagten gesprochen habe. Seine Halbheit ergriff auch seine Freunde, und die Anklage wurde erkannt, von dem Oberhause das Schuldig ausgesprochen. Das Urtheil, dreijährige Suspension von dem Predigtamte, war jedoch für das Ministerium eine vollständige Niederlage, und würde augenblicklich dessen Auflösung nach sich gezogen haben, hätte nicht der alte Haß zwischen Harley und Rochester, dem die eifrigsten Tories und beinahe sämmtliche Freunde des Prätendenten zu Gebote standen, die Thätigkeit der Sieger gelähmt. Harley hielt es für nöthig, mit der äußersten Mäßigung zu Werke zu gehen, und scheute besonders die Macht und Unbeständigkeit des Parlaments. Er beschloß, ein neues an dessen Stelle zu setzen. Der Strom der öffentlichen Meinung war für die Tories, die Wahlen fielen im Allgemeinen zu ihren Gunsten aus, so sehr sich auch Harley bemühete, sie auf seine eigentlichen Freunde zu lenken. Mit vieler Gewandtheit hatte er Leuten von verschiedenen Parteien Verhaltungsregeln gegeben, wie sie ihm die Gemüther des Volkes gewinnen und dieses Volk mit seinen Maßregeln aussöhnen könnten. Aber **Fertur equis auriga, nec audit currus habenas**, hatte ein Freund ihm warnend zugerufen, als zuerst von der Parlamentsveränderung die Rede gewesen, und er sollte durch eigene Erfahrung lernen, wie schwer es sei, in einem Nachen eine Seefahrt vorzunehmen. Das Parlament war noch nicht zusammengetreten, als sich Harley überzeugen mußte, daß es ihn weit über die Grenze reißen würde, welche er sich als die Grenze vernünftiger Mäßigung vorgezeichnet hatte. Einstweilen begann, was auch in con-

stitutionellen Staaten den Machthabern das Wesentlichste, der Wechsel in den Stellen; mit dem Großschatzmeister Godolphin mußte der Anfang gemacht werden. Sieben Commissarien theilten sich in sein Amt, unter welchen Harley selbst, jetzt auch zugleich Kanzler der Schatzkammer, der erste (1710); Harcourt wurde Großsiegelbewahrer, St. John Staatssecretair; das Commando der Armee blieb dem Herzoge von Marlborough. Harley, in den herkömmlichen Ansichten eines Engländers aufgewachsen, wollte die Freundschaft mit Holland nicht gewaltsam zerreißen. Daher durfte in der Leitung des Kriegs wenigstens scheinbar keine Veränderung eintreten. Den fremden Ministern und den Gesandten der Alliirten erklärte Harley, daß er sich bei dem Ministerium bemühe, das Bündniß zu befestigen, nicht aufzulösen; seinen Landsleuten sagte er, sein Amt habe er übernommen, um ihre Freiheiten zu vertheidigen, die Kirche in ihrer Betrübniß zu unterstützen, und in den so schwierigen Zeiten die Rechte des Volkes und die Würde der Krone zu bewahren. Vielen bekannt, ward er kaum von einem recht gekannt oder verstanden. Die Parlamentssitzungen waren kaum eröffnet, als die wachsende Feindschaft zwischen Harley und Rochester einen wie den Andern veranlaßten, um den Beistand der Whigs zu buhlen. Die Angerufenen hätten gewünscht, mit Harley eine Vereinigung zu treffen, und durch dessen Vermittelung die Herzogin von Marlborough mit der Königin auszusöhnen, aber Marlborough ermahnte sie, ihren Grundsätzen treu zu bleiben, und gab zu verstehen, daß er die Gnade der Königin wieder erlangen werde. Die Vereinigung unterblieb, Harley wurde des einzigen Mittels beraubt, wodurch er den allzuraschen Gang des Parlaments zu zügeln vermocht hätte, und repressalienweise vereitelte er auf der Stelle alle Wirkung einer Gnade, welche die Königin in diesem Augenblick ihrem Feldherrn wieder zuzuwenden schien. Die Reaction gegen die abgesetzten oder bedrohten Minister, in Anklagen oder Verläumdungen, ging ihren stürmischen Gang, doch schien auch jetzt noch Harley dem Grafen von Godolphin ungleich mehr Nachsicht zu schenken, als der übermüthige Rochester. Schon begann er den Überspannten unter seinen Verbündeten als des Moderantismus verdächtig zu erscheinen, man beschuldigte ihn der Prateilichkeit, bezweifelte die Reinheit seiner Gesinnungen, als ein Ereigniß von ungewöhnlicher Art seinen sinkenden Einfluß von Neuem belebte. Ein französischer Abenteurer, der sogenannte Marquis von Guiscard, wurde wegen eines hochverrätherischen Verkehrs mit seinem Vaterlande vor dem geheimen Rathe vernommen. Verschiedene Fragen ließ er unbeantwortet. Plötzlich ergriff er das vor ihm liegende Federmesser, und Harley, von dem Franzosen wohl getroffen, sank besinnungslos zu Boden. Dieser Mordversuch, ohne ernstliche Folgen für das Opfer, zerstreute allen Verdacht der Tories, und gebot den Böswilligen Schweigen. Die beiden Häuser erklärten in einer Adresse an die Königin, daß des Sir Robert Harley's Diensteifer und Treue die Dolche der Papisten und einer unbändigen Faction gegen ihn bewaffnet hätten. Als der Minister zum ersten Male nach seiner Genesung, in dem Unterhause erschien, bewillkommte ihn der Sprecher auf eine höchst schmeichelhafte Weise, und es wurde eine Bill eingebracht, wornach ein Mordversuch auf das Leben eines Geheimraths als Hochverrath gelten sollte. Für so viele Liebe seine Danksagung abzustatten, säumte Harley nicht, einen Finanzplan vorzulegen, mit dem er sich seit längerer Zeit beinahe ausschließlich beschäftigte, und der seinem Dafürhalten nach aller Noth des Volkes und allen Bedürfnissen des Staats abhelfen sollte. Um die Schatzkammer zu erleichtern, verwandelte er die Staatsgläubiger mit dem Gesammtbetrage ihrer Foderungen von neun Millionen in eine Handelsgesellschaft, die mit dem Genusse ausgedehnter Privilegien zugleich den Alleinhandel nach der Südsee haben sollte. Ohne Zweifel schmeichelte sich der Minister, dessen Stärke keineswegs in der Kenntniß auswärtiger Angelegenheiten beruhte, durch die bereits angeknüpften Verbindungen mit Ludwig XIV. für seine Compagnie, den auch noch in spätern Zeiten so sehr überschätzten Handel mit Peru zu erwerben. Diese leichtsinnigen Hoffnungen mußten aber nothwendig an den starren Formen der spanischen Monarchie scheitern, und die unglücklichen Staatsgläubiger waren betrogen, obgleich eine spätere Zeit ihnen die Vortheile des Assientotractats zuzuwenden wußte. Ermuthigt durch die Aufnahme, welche den Schwindeleien der Südseecompagnie, diesem ersten Vorbilde von Law's System und von allen Geldmäkeleien der neuesten Zeit geworden, setzte der Minister auch noch die Errichtung einer königlichen Lotterie durch, und es entschlüpfte ihm bei dieser Gelegenheit ein Ausdruck, der von der tiefen Einsicht des Finanzministers ein belehrendes Zeugniß ablegt. „Es ist der Ruin des Volkes," sagte ihm ein Speculant, der die Lotterie misbilligte. „Es ist der Reichthum des Fürsten," erwiederte der Minister, „diese freiwillige Abgabe ist eine unerschöpfliche Goldquelle für die Schatzkammer." Ein halbes Jahrhundert später, im J. 1773, wurde der Ertrag der Goldquelle zu 150,000 Pf. Sterling berechnet. Die selbstgefällige Zuversicht, die Harley in die Leitung der Finanzen brachte, verließ ihn auch nicht in der Behandlung der auswärtigen Angelegenheiten. Am 17. April 1711 schloß der Kaiser Joseph die Augen, ein Ereigniß, welches nothwendig der Politik eine durchaus veränderte Richtung geben mußte, und schon am 22. wurden Namens der Königin Anna die Präliminarartikel mit Frankreich abgeschlossen. Noch in eben diesem Monate ging Prior nach Frankreich, um eine genaue Verbindung zwischen beiden Reichen und vornehmlich die Restauration des Hauses Stuart vorzubereiten. Harley war der protestantischen Thronfolge streng ergeben, was also hier geschah, das mußte er geschehen lassen, weil die überspannte Partei in dem Parlament ihn beherrschte, obwol sie durch den Tod ihres eigentlichen Führers, des Grafen von Rochester, sich beinahe verwaiset fühlte. Ein Vortheil erwuchs ihm indessen aus Rochester's Tode; diese Partei war seitdem genöthigt, in allen Dingen, die nicht ihrer Grundidee, der Wiederherstellung König Jakob's entgegen, für ihn zu stimmen, und ihn und sein Glück

mit ihrem ganzen Einflusse in dem Parlament zu unterstützen. Eine solche Combination wollte Harley, die Gedanken erfüllt von dem Alterthum und der Größe seines Geschlechtes, und noch mehr erpicht auf Ehren und Reichthümer, für seine persönlichen Zwecke nicht unbenutzt lassen. Er empfing am 24. Mai 1711 die Titel eines Grafen von Oxford und Mortimer *) und eines Barons Harley von Wigmore Castle, und wurde gleich darauf zum Lord Großschatzmeister ernannt. Die oberste Leitung der Angelegenheiten hatte er schon vorher gehabt, seine Macht schien jetzt auf einer unerschütterlichen Grundlage zu beruhen, das Friedensgeschäft das einzige zu sein, das noch eine ernstliche Anstrengung erfoderte. Dieses Geschäft wurde mit unbeschreiblicher Hast, mit sichtlicher Vernachlässigung der Interessen der Monarchie, mit grober Verletzung des Allianztractats betrieben; es war ausgemacht, daß keine Partei über Frieden einseitig, oder ohne Mitwissen und Beistimmung der Übrigen mit dem Feinde in Unterhandlung treten solle, und das Ministerium hatte keine wichtigere Angelegenheit, als die Unterhandlungen mit dem dichtesten Schleier zu bedecken, und zugleich, wo es nur möglich, die Interessen seiner Bundesgenossen bloß zu stellen. Darum konnte auch der schadenfrohe St. John der Königin berichten, er werde die Artikel des Friedens so kochen, daß sie den Ausländern ziemlich sauer schmecken sollten **). Als das Geheimniß sich allmälig enthüllte, da erhoben sich viele Stimmen gegen so ehrloses Verfahren, viele, die an Treue und Glauben hielten, viele, weil sie verzweifelten, unter der gegenwärtigen Leitung einen Frieden zu erhalten, wie ihn die zahlreichen und kostbaren, dem Vaterlande gebrachten Opfer verdienten; andere aus Parteihaß, noch andere, weil sie sich in den von dem Grafen von Oxford gegebenen Hoffnungen und Erwartungen betrogen sahen. Auch als Großschatzmeister war er nämlich seinem Lieblingsspruche „die Menschen sind gewohnt, sich mehr durch Hoffnungen, als durch Belohnungen leiten zu lassen," treu geblieben. Nicht nur die Einwendungen so verschiedener Parteien waren zu beseitigen, sondern Harley mußte auch das ganze Gewicht der Persönlichkeit des Prinzen Eugen ertragen. Ebenso groß in der Kunst zu unterhandeln als zu siegen, kam Eugen, nachdem sein Waffengenosse Marlborough mit dem Ablaufe des Feldzugs vom J. 1711 das Commando der Armee verloren, nach England, um entweder das wahnsinnige und ehrvergessene Ministerium zur Erkenntniß zu bringen, oder aber den Unwillen einer getheilten Opposition zu einer kräftigen Anstrengung gegen die Feinde Marlborough's zu vereinigen. Eugen langte in dem Augenblick an, wo Harley für gut befunden hatte, seine Partei in dem Oberhause durch die Einführung von zwölf neuen Pairs zu verstärken; die parlamentarischen Debatten um die Friedensfrage erhielten aber nichtsdestoweniger durch die Anwesenheit des gefeierten Gastes eine kaum noch erhörte Lebendigkeit, und der Graf von Oxford wurde so weit gebracht, daß er in voller Sitzung die Existenz einer Friedenshandlung leugnete. „Wir kennen," sagte er, „die Obliegenheiten des Bündnisses, und es darf in Rücksicht des Friedens nichts ohne Beistimmung der Alliirten gethan werden; denn nichts kann schändlicher oder thörichter, nichts entehrender oder ruchloser sein, als einen einseitigen Frieden zu schließen." Trotz dieses, dem Minister abgepreßten, Angstgeständnisses erkannte Eugen, daß die Partei, die zu vertreten er gekommen, für den Augenblick der Sympathien der Massen entbehre, er beschränkte sich auf die Rolle des ruhigen Beobachters, suchte in einer Note vom 18. Febr. 1712 das Ministerium über die wahre Lage des Continents aufzuklären, und erhielt wenigstens ein zweifelhaftes Versprechen, daß der Krieg in dem gegenwärtigen Jahre fortgesetzt werden solle. Persönlich hatte Eugen sich übrigens des Großschatzmeisters nur zu beloben, und er ermangelte daher auch nicht, eines Tages den von diesem empfangenen Toast: „dem ersten Feldherrn der Welt," mit dem bekannten Compliment zu erwidern: „Wäre ich das, so müßte ich es Ihnen verdanken." Aber während das Parlament sich mit den Subsidien zu einem neuen Feldzuge beschäftigte, war es entschlossen, alle Friedensbedingungen, von welcher Beschaffenheit sie auch sein möchten, zu billigen; ein Generalcongreß sämmtlicher Bevollmächtigten der Verbündeten wurde auf den 29. Jan. 1712 nach Utrecht ausgeschrieben, und wie gering die Zahl der Minister, welche in dem angesetzten Termin erschienen, so begann doch alsbald, auf die Basis der Präliminarien, das Geschäft der Pacification zwischen England und Frankreich. Sie auch den übrigen Alliirten aufzudringen, nahm das Ministerium Zuflucht zu einer jener Zweideutigkeiten, die wir in unsern Tagen mehrmals, zu Navarin z. B., mit dem glücklichsten Erfolge anwenden sahen. Der Herzog von Ormond, Marlborough's Nachfolger im Commando, erhielt Befehle von einer höchst zarten Doppelsinnigkeit; als er sich nach langen, für die gemeine Sache nutzlosen Demonstrationen von der alliirten Armee absonderte, war es gewiß seine wie des Ministeriums Hoffnung, daß die zahlreichen, in englischen Sold gegebenen Truppen seinem Beispiele folgen würden. Dann wäre es dem Marschall von Villars ein Leichtes gewesen, zuerst den Prinzen Eugen, die Kaiserlichen und Holländer, dann die Söldner, zuletzt die Engländer selbst einzuschließen, und die ganze conföderirte, jetzt so schmachvoll zerstückelte Armee auf einmal und in einem Tage zu zerstreuen. Der höllische Plan scheiterte an der ehrenhaften Gesinnung der Soldtruppen; aber nichtsdestoweniger wurde am 11. April 1713 der utrechter Friede unterzeichnet. Harley, seit dem 26. Oct. 1712 Ritter des Hosenbandordens, hatte auf ihn den Einfluß nicht fortwährend geübt, der seiner Stellung zu gebühren schien; die Unterhandlungen waren zuletzt bei-

*) Diesen als Besitzer von Wigmore, dem alten Hauptsitze der Mortimer. **) Etwas Ähnliches findet sich in der Freude, mit welcher Lord Castlereagh im J. 1815 dem Parlament eröffnete, daß man Österreich, dem vieljährigen, durch die Feuerprobe der höchsten Noth geprüften Bundesgenossen, dem England namentlich 1805 seine Rettung verdankte, daß man diesem Bundesgenossen nur die gebührende Entschädigung für Westgallizien und den zamosker Kreis gebracht habe.

nahe gänzlich durch St. John oder Bolingbroke geleitet worden. Früher durch die Bande der innigsten Freundschaft vereinigt, machten Oxford und Bolingbroke die Entdeckung, daß sie beide zu ehrgeizig, um auch nach dem Siege Freunde zu bleiben. Bolingbroke, die Macht und den Einfluß des Grafen beneidend, hatte die Gunst der Mistreß Masham zu erwerben gewußt, und sich, unter ihrem Schutze, einen Einfluß auf die Königin verschafft, den er durch unbegrenzte Deferenz für die Ansichten der Monarchin stets erweiterte. Darum klagte auch Oxford dem Prinzen Eugen, er selbst sei, gleichwie die Königin, zu vielen Maßregeln gegen seinen Willen hingerissen worden. Den steigenden Credit Bolingbroke's wahrnehmend, wünschte Harley nochmals den alten Whigs sich zu nähern; er versuchte es, der Vertheidiger Marlborough's gegen ungerechte oder übertriebene Vorwürfe zu werden, worüber er selbst von St. John und dem Herzoge von Argyle grobe Beleidigungen hören mußte; er bot sogar der verfolgten Partei die Hand zur Versöhnung, und wenn sie in sich einig, oder in der Hitze der Leidenschaften für vernünftige Ansichten empfänglich gewesen wäre, so hätten vielleicht noch ganz andere Friedensbedingungen von Frankreich und im Innern mancherlei Concessionen erlangt werden können, aber der Kriegerstolz Marlborough's erlaubte ihm nicht, auf die Anträge eines Feindes einzugehen. Des gehofften Beistandes der Whigs entbehrend, mußte Harley versuchen sich durch eigene Kräfte gegen Bolingbroke und die eigentlichen Jakobiten zu vertheidigen. Es gelang ihm, einem Antrage Bolingbroke's, daß man der verwitweten Königin, Gemahlin Jakob's II., den ihr zugesicherten Witwengehalt auszahlen solle, auszuweichen. Sie foderte diese Gelder als Königin Mutter und nicht als Königin Witwe. Dieses, zeigte Oxford, könne nach den Gesetzen nicht gestattet werden, indem man ihren Sohn zum Hochverräther gestempelt habe. Viel heftiger wurde der Streit um den Entwurf eines Handelsvertrags mit Frankreich, der in dem Hause der Gemeinen durchfiel. Oxford, schwer verletzt durch die bei dieser Veranlassung von Bolingbroke, Ormond, Harcourt, Atterbury, der Lady Masham empfangenen Beleidigungen, übergab der Königin in einem meisterhaften Aufsatze eine gedrängte Darstellung von Allem, was er seit seiner Ernennung zum Kanzler der Schatzkammer gethan; es war dieser Aufsatz zugleich eine Schutzschrift für sein öffentliches Wirken und eine Anklage gegen den unruhigen Ehrgeiz des Viscount Bolingbroke gerichtet. Er hatte sich aber mit der allmächtigen Masham verfeindet, indem er ihrer Geldgierde zu fröhnen aufhörte, und die Rachsüchtige kehrte die ganze Gewalt der Intrigue und des ihr von der Königin verstatteten Einflusses gegen den Großschatzmeister. Seine Denkschrift blieb unbeachtet. Von dem Hofe abgewiesen, wo seine Feinde herrschten, suchte Harley den Verdacht gegen sie zu bewaffnen, der ihnen am verderblichsten werden konnte. Er beschuldigte den Staatssecretair, daß er den Prätendenten auf den Thron von Großbritannien zu erheben gedenke. Schon vorher war die Zwietracht zwischen Oxford und Bolingbroke so hoch gestiegen, daß dieser freimüthig erklärte, wenn es jetzt die Frage gelte, zwischen dem gänzlichen Untergange ihrer Partei und seiner Aussöhnung mit Oxford, so würde er keinen Anstand nehmen, das Erste zu wählen. Dieser wüthende Haß äußerte sich am 27. Jul. alten Styls 1714 in Gegenwart der Königin in einem bittern Gespräche, das in gegenseitige gemeine Schmähungen zwischen Oxford einerseits und Bolingbroke und der Lady Masham andererseits ausartete. Die Königin, schwer ergriffen durch die unwürdige Scene, die sie versicherte nicht überleben zu können, entsetzte noch am nämlichen Tage den Lordschatzmeister seines Amtes. Der Fall des Ministers war jedoch so wenig vorgesehen, daß es an allen Elementen zur Bildung eines neuen Ministeriums gebrach. Die Rathlosigkeit, die darüber einbrach, und die Anstrengungen, denen die Königin sich hingeben mußte, um irgend etwas an die Stelle des entlassenen Ministers zu setzen, wirkte zerstörend auf ihr schon erschüttertes Gemüth. Am 28. Jul. wurde sie von lethargischen Anfällen ergriffen, am 30. verzweifelte man an ihrem Leben, am $\frac{1}{12}$. Aug. 1714 hatte sie aufgehört zu sein. Lord Oxford, dem Umstande vertrauend, daß er schon früher einen Vetter (oder Bruder), den Thomas Harley, nach Hanover gesendet, um mit dem Kurfürsten zu unterhandeln, begrüßte ihn nun als König in dem Moment der Landung, und blieb, obwol kalt empfangen, in London, bis er, als angeblicher Theilnehmer der sich vorbereitenden Unruhen, am 16. Jun. 1715 verhaftet und in den Tower gebracht wurde. Des Hochverraths angeklagt verlebte er zwei Jahre in dem Gefängnisse, bis ein feierlicher Urtheilsspruch am 1. Jul. 1717 seine Unschuld anerkannte. Harley blieb von nun an allen Geschäften fremd, und widmete sich ausschließlich dem Studium der schönen Künste, und der Sorge für die Bereicherung seiner Bibliothek und Handschriftensammlung. Er starb in dem 63. Jahre seines Alters den 21. Mai 1724. Viele Schriftsteller haben sich bemüht, sein Bildniß der Nachwelt zu überliefern, doch haben sie den Pinsel mit solcher Eigenwilligkeit geführt, daß es schwer halten wird, aus den widersprechenden Ansichten zu einem billigen Urtheile zu gelangen. Der dankbare Pope beschreibt den Minister als eine reine Seele, die dem Neide und der Geldgier unzugänglich; Bolingbroke überläßt sich den Eingebungen des Hasses, wenn er versichert, daß die Tugenden des Grafen von Oxford durch seine Laster verfinstert waren. Auch der Lady Masham Zeugniß „daß Harley sich gegen die Königin als der undankbarste der Menschen erwies," ist verwerflich. Harley war ein Mann von düsterm und verschlossenem Charakter, langsam, scheu, zweifelhaft in Rath und That, überhaupt einer von jenen Staatsmännern, die dadurch regieren wollen, daß sie zwischen zwei entgegengesetzten Parteien die Schalen schwankend erhalten, bis sie endlich für beide Parteien ein Gegenstand des Argwohns und der Verfolgung werden. Er war als Whig aufgewachsen, und obgleich die Umstände ihn vermochten zu den Tories überzugehen, ja an die Spitze derselben zu treten, so konnte er doch nur Widerwillen empfinden gegen jene heftigen Parteimaßregeln, zu welchen die Tories drängten,

und deswegen scheint er niemals das volle Vertrauen und die unzurückhaltende Unterstützung derselben genossen zu haben. Wie weit Oxford die Grundsätze der Tories auch trieb, so blieb er doch weit zurück hinter den Eiferern, und er war vielmehr einer von jener politischen Secte, die man damals die **whimsicals**, die Grillenfänger, nannte, von denen man annahm, daß sie in ihrer eigenen Seele nicht Bescheid wüßten, weil sie den Grundsätzen des Erbrechtes, der Legitimität, anhingen, und zugleich wünschten, daß das Haus Hanover zur Thronfolge gelangen möge. Im Allgemeinen war der Graf voll Mäßigung in allen seinen politischen Ansichten, ein Freund gesetzlicher Freiheit, ein Feind religiöser Verfolgung, obgleich er sehr eifrig der bischöflichen Kirche zugethan und zu ihrem Dienste zwei stattliche Tempel erbaute; ein Finanzminister von sehr mittelmäßigen Fähigkeiten, verrieth er in allen auswärtigen Angelegenheiten jene crasse Unbekanntschaft mit dem Continent, die wir auch noch an seinen späten Nachfolgern bewundern. Übrigens mögen die Urtheile über Harley's Talente als Staatsmann noch so verschieden ausfallen, über einen Punkt sind die Berichterstatter einverstanden, sie rühmen den Schutz, den er jederzeit den Gelehrten angedeihen ließ und seine zutrauliche Hinneigung für Freunde. Seiner kostbaren Bücher- und Handschriftensammlung gedenkt ein eigener Artikel (**Harley'sche Manuscriptensammlung**), nur sind die auf den Einband der Bibliothek verwendeten Kosten daselbst zu niedrig angegeben. Nicht die ganze Bibliothek, sondern nur eine Abtheilung hatte ihm an Einband 18,000 Pf. St. gekostet. — Harley's erste Frau, Elisabeth, war eine Schwester von Thomas, dem ersten Lord Foley, die andere, Sarah, eine Tochter des Ritters Thomas Middleton, starb im J. 1737. Diese letzte Ehe war unfruchtbar, aus der ersten kamen drei Kinder. Eine Tochter, Elisabeth, heirathete am 15. Dec. 1712 den Herzog von Leeds, Peregrine-Hyde Osborne, die andere, Abigail, wurde an Georg Hay, den 7. Grafen von Kinnoul, verheirathet. Der Sohn, Eduard, 2. Graf von Oxford, gefiel der einzigen Tochter und Erbin des im J. 1711 verstorbenen, reichen Herzogs von Newcastle, der Henriette Cavendish Holles, mußte sie aber, da ihm ihrer Mutter entschiedene Abneigung im Wege stand, durch seinen Vetter Eduard Harley entführen lassen. Die Ehe erfolgte sodann am 31. Oct. 1713. Im Oberhause stimmte der Graf stets mit der Opposition. Er starb den 27. Jun. 1741, seine Witwe den 8. Dec. 1753 auf ihrem Prachtsitze Welbeck in Nottinghamshire. Seine einzige Tochter, Margaretha Cavendish Harley, geb. den 11. Febr. 1714, war als die reichste Erbin in England der Gegenstand sehr vieler Speculationen, blieb aber zuletzt dem 2. Herzoge von Portland, Wilhelm Bentink. Sie wurde den 11. Jul. 1734 getraut, und starb den 17. Jul. 1785. In den Harley'schen Titeln und Gütern hatte sie aber dem Vater nicht folgen können, diese waren dem Eduard Harley gesichert, den wir als glücklichen Mädchenräuber kennen lernten, und der ein Sohn jenes Eduard, der mit dem Großschatzmeister einen gemeinschaftlichen Vater gehabt hatte. Eduard, der 3. Graf von Oxford und Mortimer, starb zu Bath den 11. April 1755, aus seiner Ehe mit Martha Morgan fünf Söhne und eine Tochter hinterlassend. Ein Sohn, Thomas, geb. den 24. Aug. 1730, heirathete am 15. März 1752 des Auditeurs Eduard Bangham reiche Tochter Anna (sie hatte einen Brautschatz von 40,000 Pf. St.) und wurde zu Michaelis 1767 zum Lordmayor der Hauptstadt erwählt. Als er sich am 9. Nov. mit dem gewöhnlichen Gefolge nach Whitehall begab, um den hergebrachten Eid zu schwören und bei dieser Gelegenheit sich in eigenen Haaren, statt in der großen, constitutionellen Staatsperücke zeigte, äußerte der Pöbel die lebhafteste Unzufriedenheit über eine so bedenkliche Neuerung, und es wurden große Ausschweifungen verübt. Noch stürmischer waren die Parlamentswahlen im März 1768. Harley, einer der ministeriellen Candidaten für London, wurde nochmals gewählt, obgleich er unter andern den bekannten Liebling des Volkes, Wilkes, zum Concurrenten gehabt. Der Pöbel, in seinen Hoffnungen getäuscht, richtete seine ganze Wuth gegen den Lordmayor, in den Straßen wurden Pfennigbrode, die eben damals sehr klein, auf Stangen zur Schau getragen und die Weiber schrien: **here is Harleys loaf.** Wo der Lordmayor sich blicken ließ, verfolgte ihn ein Regen von diesen Pfennigbroden, ihn zu belehren, daß man ihn für die Ursache des theuern Brodes halte. Ein Kerl warf ihn mit einer Pomeranze, und sie hätte ihm das Auge mitgenommen, wenn er sie nicht glücklich aufgefangen. Den letzten Tag erstürmte der Pöbel den Palast Guildhall und eine wüthende Menge warf sich auf den Lordmayor unter dem Geschrei: **Knock him down!** Es gelang ihm jedoch, von Wilkes kräftig unterstützt, zu entkommen, auch allmälig durch versöhnende Maßregeln die Ruhe wiederherzustellen und in gerechter Anerkennung des hierdurch erworbenen Verdienstes wurde er im Mai 1768 in die Zahl der königlichen Geheimräthe aufgenommen. Thomas starb den 1. Dec. 1804; seine fünf Töchter wurden als reiche Erbinnen sämmtlich verheirathet. Sein ältester Bruder, Eduard, 4. Graf von Oxford, geb. den 2. Sept. 1726, war schon am 8. Oct. 1790 verstorben, ohne daß er aus seiner Ehe mit Susanna Archer Kinder gesehen; Güter und Titel fielen daher an Eduard Harley, den heutigen und 5. Grafen von Oxford und Mortimer, der ein Sohn von Johann, des Lordmayor dritten Bruder. Johann, geb. den 29. Sept. 1728, Bischof von Hereford und Dechant von Windsor, war den 7. Jan. 1788 verstorben, und hatte aus seiner Ehe mit Roach Vaughan von Trebarry vier Kinder hinterlassen, worunter Eduard der älteste Sohn. Es ist derselbe den 20. Febr. 1773 geboren, mit Johanna Scott verheirathet und Vater einer zahlreichen Familie. — Des Grafen eigentlicher Sitz ist, wie schon gesagt worden, Eyewood, an der Grenze von Wallis; Brampton scheint gänzlichem Verfall überlassen. Wigmore Castle ist nur mehr in Trümmern vorhanden, aber der uralte, ausgedehnte Park prangt mit dem herrlichsten Bauholze. Das gräfliche Wappen, ein von Außen blau eingefaßter rother, rechter Schrägbalken im goldenen Felde, mit der Devise: **Virtute et fide**, ist dem-

nach gänzlich von dem Wappen der französischen Harley verschieden. Wie ungereimt überhaupt die Angabe, daß die Familie ihre Ahnherrn in dem Hause Harlay in Frankreich suche, geht daraus hervor, daß Richard de Harley bereits im J. 1275 als ein angesehener Edelmann in Shropshire auftritt, während der Stammvater, der französische Harlay, Walther, nicht gar lange vor dem Jahre 1397 geadelt wurde. (*v. Stramberg.*)

OXHOFT, OXHOOFD, OXHOEFT 1) Flüssigkeitsmaß, dessen man sich in den meisten See- und Handelsstädten des nördlichen Teutschlands, Schwedens, Rußlands, Polens, der Niederlande und des westlichen Frankreichs, vorzüglich beim Wein- und Branntwein-, seltener beim Ölhandel, bedient, und welches nach den verschiedenen Ländern und Städten eine verschiedene Größe hat und abweichende Unterabtheilungen erleidet. Nimmt man das preußische Maß als Norm an, nach welchem 60 Quart, deren jedes gesetzlich 64 preuß. Cubikzoll enthalten muß, einen Eimer bilden, so ist das Oxhoft in den Städten Berlin, Danzig, Königsberg, Stralsund und Stettin, sowie in allen übrigen preußischen Städten vorschriftsmäßig gleich 3 Eimern, wogegen die in diesen Städten eingeführten Unter- und Oberabtheilungen von einander abweichen. So machen in Königsberg $1\frac{1}{2}$ Oxhoft eine Pipe, 2 Oxhoft ein Both, in Danzig 2 Oxhoft ebenfalls ein Both oder Sectpipe, 4 Oxhoft ein Faß, 8 Oxhoft eine Last. In Stralsund und den preuß. thüringischen Städten wird zuweilen noch nach alten Oxhoften gemessen, welche in jenem 3 Eimer $3\frac{1}{2}$ Quart, in diesen 2 Eimer $56\frac{1}{2}$ Quart fassen. In Bremen ist das Oxhoft, welches beim Franzweine $1\frac{1}{2}$ Tierze oder Ahm = 6 Anker = 30 Viertel = 66 Stübchen = 264 Maß oder Quart, beim Rheinwein aber $67\frac{1}{2}$ Stübchen oder 270 Quart enthält, gleich 3 Eimer 7 Quart preuß. Maß; dagegen enthält in Hamburg das Oxhoft Franzwein 3 Eim. $19\frac{1}{5}$ Quart und das Oxhoft Franzbranntwein von 30 Vierteln oder 60 Stübchen 3 Eimer $9\frac{7}{10}$ Quart. Eine ähnliche Verschiedenheit wie in der letztgenannten Stadt findet auch in Leipzig statt. Hier ist das Oxhoft Franzwein, welches $2\frac{2}{3}$ Eimer = 168 Kannen = 336 Nösel = 1344 Quartieren enthält, gleich 2 Eimer $56\frac{2}{3}$ Quart preuß. Maß, 1 Oxhoft Franzbranntwein aber, welches 3 Eimer oder 189 Kannen enthalten muß, gleich 3 Eimer $18\frac{3}{4}$ Quart. In Riga ist der Oxhoft Franzwein gleich 3 Eimer $44\frac{1}{2}$ Quart und wird in $1\frac{1}{2}$ Ohm = 6 Anker = 180 Stoof getheilt. In Stockholm wie in den übrigen schwedischen Städten, wo dieselbe Eintheilung stattfindet, enthält das Oxhoft 3 Eimer $25\frac{4}{5}$ berliner Quart; in Warschau und Polen aber, wo es gleich 60 Garniers oder 240 Kynetys ist, 3 Eimer $29\frac{3}{5}$ Quart. In Amsterdam, wo man das Oxhoft Franzwein zu 180 Mingels berechnet, kommt es 3 Eimern $45\frac{1}{4}$ Quart gleich. In Bordeaux treten die Barriques an die Stelle der Oxhofte, und es macht eine Barrique den vierten Theil eines Tonneau und enthält $1\frac{1}{2}$ Tierçons = 32 Veltes = 110 Pot bei einer Größe von 11,497 par. Cubikzoll oder 228 Litres. Nach preuß. Maße faßt die Barrique 3 Eimer $19\frac{3}{20}$ Quart. — 2) Bezeichnet man mit dem Namen Oxhoft oft die Weingebinde oder Fässer selbst, welche aus den Oxhoftstäben oder Faßdauben, welche gewöhnlich 4 Fuß lang und $1—1\frac{1}{2}$ Zoll dick sind, gemacht werden. (*Fischer.*)

OXIA, nach Ptolemäus (VII, 4) ein Vorgebirge der Insel Taprobane, unter 130° der Länge und 7° 30′ der Breite. (*Völcker.*)

OXIAE (Ὀξεῖαι), kleine Inseln vor Ätolien und dem Achelous bei Leukadia, gehörten zu den Echinaden; Homer nennt sie *Θοαί* „die schnellen;" in den trojanischen Zeiten standen sie nebst den Echinaden unter Meges (Il. B. 629); heute **Kurzolari, Skropha.** (*Plin.* H. N. IV, 12, 19. *Stephan. Byz.* in *Ἀρτέμιτα. Strab.* VIII, 351. X, 458 sq.) (*H.*)

OXIANA, ein See zwischen den Flüssen Oxus und Jaxartes, gebildet von einem der Flüsse, welche von den sogdischen Gebirgen kommen, nach Ptolemäus (VI, 12) unter 111° der Länge und 45° der Breite. Nach Mannert (IV, 452) wäre jener Fluß der Steppenfluß Sogd, an dem Samarkand liegt, den Strabon (XI, 518) und Arrian (IV, 61) Polytimetus nennen und der nach ihnen nicht fern von Samarkand unter der Erde verschwindet; vergl. *Curtius* VII, 10. (*Völcker.*)

OXIANA, nach Ptolemäus (VI, 12) eine Stadt am Oxus in Sogdiana unter 117° 10′ der Länge und 44° 40′ der Breite. Vier Grade weiter westlich, unter 113° der Länge und 44° 40′ der Breite liegt ihm, ebenfalls am Oxus in Sogdiana, die Stadt Alexandria Oxiana, in der Gegend, wo sein Zariaspes in den Oxus fällt, während jenes Oxiana ungefähr dem Einflusse des Dargidus in den Oxus gegenüber käme. (*Völcker.*)

OXIANI, sind nach Ptolemäus (VI, 12) ein Volk in Sogdiana am Oxus. (*Völcker.*)

OXICESTA (Insecta), eine von Hübner aufgestellte Schmetterlingsgattung (Verzeichn. 144), deren Kennzeichen darin besteht, daß die Oberflügel mit spitzzackigen weißen Streifen bezeichnet und strahlig gefärbt sind. Es gehören hierher die beiden Arten **Sericina** und **Geographica**, welche der Art **Gastropacha geographica** *Treitschke* entsprechen. (D. *Thon.*)

OXIDRANCAE, nach Ptolemäus (VI, 12) ein Volk in Sogdiana an den sogdischen Bergen. (*Völcker.*)

OXIGONA *Latreille* (Mollusca), eine Weichthierfamilie, ziemlich derjenigen entsprechend, welche Lamarck **Malleacea** genannt hat. Die Kennzeichen sind: das Hauptschloßband liegt am Rande, ist lang, schmal, stark nach Hinten verlängert, oder sich sogar ganz über den hintern Theil verbreitend. Zwei Sectionen:

1) Das Hauptband gekerbt.

α) Kein Byssus. **Muelleria, Crenatula, Gervillia.**

β) Ein Byssus. **Perna.**

2) Hauptband ungekerbt. **Malleus, Meleagrina, Avicula, Pinna.** (D. *Thon.*)

OXII oder **UXII**. Die Uxier, von Plinius (VI, 31) Oxier genannt, waren ein tapferes Volk an der Grenze von Susiana und Persis. Sie bewohnten das diese beiden Länder scheidende Gebirge, und hatten daher die aus einem in das andere führenden Engpässe besetzt, sodaß

sie für den Durchgang selbst von den persischen Königen einen Tribut foderten (*Arrian.* III, 17. *Strab.* XV, 3), Plinius nennt sie **latrones**. Auf dem Wege von Susa nach Persis hatte Alexander ihr Land zu passiren und gegen sie zu kämpfen. Er eroberte durch die Verrathung eines unbekannten Weges ihre Felsenstadt. Er war östlich von dem Flusse Pasitigris auf sie gestoßen (*Curt.* V, 3. *Arrian.* Exped. Al. III, 17). Aber ein Theil der Urier mußte auch noch nördlicher von diesen Strichen bis nach Medien hinein wohnen. Denn der Pasitigris selbst entspringt auf den urischen Bergen und in dem Lande dieser nördlichern Urier (*Curt.* l. c. *Diodorus* XVII, 67); nach Strabon (l. c.) auch der Choaspes. Zum Theil hatte dasselbe Volk auch die Ebenen bis zum Pasitigris besetzt, deren Fruchtbarkeit gerühmt wird. (*Diod.* l. c.) Ihr Land hieß Uxia (*Strab.* XVI, 512) oder Uxiana. (*Diod.* l. c.) (*Völcker.*)

OXII MONTES, nach Ptolemäus (VI, 12) Berge in dem westlichen Theile Sogdiana's, zwischen dem Oxus und Jaxartes, in der Gegend, wo ihm die Pasicer, Jatier, Tachorer und Augaler wohnen. (*Völcker.*)

Oximi, s. **Osismii**.

OXIMUM, alter Name einer Stadt Italiens; Strabon (V, 241) nennt sie Auxumum (*Αὔξουμον πόλις, μικρὸν ὑπὲρ τῆς θαλάττης*), bei Cäsar (B. C. I, 12 et 13), bei Vellejus (I, 15), bei Lucanus (II, 466), bei Plutarch (Pompej. K. ...) heißt sie **Auximum**, *Αὔξιμον*, die Einwohner in einer Inschrift **AVXIMATES** (*Gruter* 372, 4); diese Schreibart muß mithin für die richtige, **Oximum** aber bei Livius (XLI, 21, 12. XLII, 20) für fehlerhaft erklärt werden; dieser Fehler ist aus der heutigen Benennung der Stadt **Osimo, Osmo** entstanden (s. **Osimo**). Auximum war eine der beträchtlichsten Städte in Picenum, auf einer Anhöhe gelegen, die jedoch ihre Bedeutung erst später durch die Nähe und Verbindung mit Ancona erhielt, (*Cellarius* I, 757. *Mannert.* IX, 1, 489 sq.) (*H.*)

OXINA, alter Name eines Flusses in Bithynien bei Arrian s. **Oxines**. (*H.*)

OXINES, ein Küstenfluß in Bithynien, nach Arrian (Peripl. in *Huds.* Geogr. m. I, 14) zwischen Heraklea und Phyllium, nach Marcian (a. a. O. 70) 90 Stadien östlich von dem Vorgebirge Posidium. (*Völcker.*)

OXIONES, ein Volk, mit welchem Tacitus seine Beschreibung Germaniens schließt. Das Übrige schon mährchenhaft, daß die Hellusier und Oxioner Gesichter und Antlitze wie Menschen, Leiber aber und Gliedmaßen wie Thiere führen, was ich, als außer der Erfahrung liegend, dahingestellt sein lassen will. So Tacitus (Germ. 46). Ergebnisse für die Völkerkunde lassen sich allerdings nicht daraus gewinnen, aber wol für die teutsche Göttersage, nämlich daß einige ihrer wichtigsten Theile auch schon damals bestanden, denn woraus sind die Hellusier anders entstanden, als aus der Göttersage vom Reiche Hel's, der Todtengöttin, welches man sich im äußersten Norden dachte? Was sind die Oxioner anders als die Jötnar oder Riesen der Göttersage, welche man sich in Ochsengestalt dachte. So heißt es in der Sage von Gesion, welche vom Könige Gylsi ein Pflugsland erhalten hatte. Da reiste sie in Jotunheimar (Riesenwelten) und empfing dort vier Söhne mit einem Joten (Riesen); sie wandelte diese in Ochsengestalt, und spannte sie vor den Pflug, und zog das Land hinaus in das Meer und westwärts gegen Odinsey, und wird das genannt Seelánd (Seeland). So sang Bragi der Alte:

Gesion zog von Gylsi
Froh vom Begüterten mit Tiefröthel [1]),
Sodaß es von den Rennerindern
Rauchte, Dänemarks Vermehrung.
Die Ochsen trugen acht
Stirnenmonde [2]), dort wo sie gingen
Vor des Freundeilandes weitem
Gefildesriß, und vier Häupter [3]).

Man spannte nämlich vier Ochsen an einen Pflug. Diese Zahl will der Dichter durch seine Umschreibung angeben. Die Oxioner mit Menschenantlitz und Thiergliedern und Thierleibern sind also nichts anderes als die Jötnar oder Riesen der nordischen Göttersage, wenn man diese sich in Ochsengestalt erscheinend dachte. (*Ferd. Wachter.*)

OXIPETRA, oder Fels des Oxus, auch Ariamazes, heißt ein hoher und steiler Felsen in Sogdiana, den Alexander eroberte. Nach Strabon (XI, 11, 4) war er 30 Stadien hoch; ebenso nach Curtius (VII, 11), der ihm einen Umfang von 150 Stadien gibt. Er wurde von Ariamazes mit 30,000 Mann vertheidigt, jedoch durch List und Überrumpelung von den Makedoniern genommen. Arrian (IV, 5) scheint ihn mit dem Felsen des Sisimithres in Bactriana zu verwechseln, vergl. *Polyaen.* Strateg. IV, 3, 29. (*Völcker.*)

OXIRA, nach Ptolemäus (V, 18) eine Stadt unterhalb Edessa, in dem Theile Mesopotamiens, den er Chalkitis nennt, unter 73° 30′ der Länge und 37° 0′ der Breite. In andern Ausgaben heißt sie Olibera. (*Völcker.*)

OXISMA, soll ein von Rafinesque aufgestelltes Genus fossiler Bivalven sein, das ich inzwischen nicht näher kenne*). (*H. G. Bronn.*)

OXLEYA. Diese Pflanzengattung, deren Stellung im Sexual-System bis jetzt nicht angegeben werden kann, da die Blüthen zur Zeit noch unbekannt sind, aus der Gruppe der Cedreleen der natürlichen Familie der Melieen, hat Cunningham so genannt nach dem englischen Regierungs-Ingenieur Oxley, welcher durch eine im J. 1823 gemachte Reise viel zur genauern Kenntniß von Neuholland beitrug. Char. Die Frucht ist eine fünffächerige Kapsel, deren fünf Klappen bis zur Basis aufspringen und deren Scheidewände durch die eingebogenen Ränder der Klappen gebildet werden. In jedem Fache liegt der Länge nach ein zuletzt freier Mutterkuchen, welcher auf jeder Seite drei Samen trägt. Die Samen sind flachgedrückt, mit einem elliptischen, häutigen Flügel umgeben und enthalten den Embryo mit fleischigen, drüsig-

1) D. h. Gold. 2) D. h. Augen. 3) Siehe die weitern Anmerkungen zu dieser Übersetzung der Verse bei F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis (Heimskringla T. I. p. 18, 19).

*) Keferstein, Naturgeschichte des Erdkörpers. II. (1834.) S. 649.

punktirten Samenlappen, ohne Eiweißkörper. Bei der sehr nahe verwandten Gattung **Flindersia** springen die Klappen nicht bis zur Basis auf, der Mutterkuchen trägt nur zwei Samen auf jeder Seite und die Samen sind nur an dem einen Ende geflügelt. Die einzige Art, welche Fraser und Cunningham an den Ufern des von Orley entdeckten Brisbaneflusses an der Ostküste von Neuholland in großer Menge fanden, **O. xanthoxyla** *Cunningham* (in *Hooker* bot. misc. I. p. 246. t. 54) ist ein sehr großer (bis 100 Fuß hoch, bei vier Fuß Durchmesser des Stammes), ästiger Baum mit unpaar-gefiederten, zuweilen gedreiten, meist vier- bis fünfpaarigen Blättern, gegenüber und weit von einander abstehenden, lanzettförmigen, sehr kurz gestielten, lederartigen, ganzrandigen, langzugespitzten Blättchen und stachlicht-höckerigen, ablangen, drei bis vier Zoll langen Kapseln. Das gelbe Holz dieses Baumes (daher der englische Name **yellowwood** und der Trivialname; ξύλον Holz, ξανθὸς gelb) ist zum Haus- und Schiffsbaue brauchbar. (*A. Sprengel.*)

OXU, nach Andern **Mutsu**, Fürstenthum auf der japanischen Insel Niphon, eine der größten Provinzen des Reichs, im Norden an die Straße von Sangar, im Osten an den großen Ocean, im Süden an Fitats, in Südwesten an Simoodsuke, in Westen an Dewa grenzend. Die hohe Bergkette Oraxi scheidet es von Dewa. Im Innern ist das Land gebirgig; das Meeresufer ist sandig; strichweise ist der Boden sehr gut. In einzelnen Gegenden sind Goldminen. Das Fürstenthum besteht aus 55 Gerichtsbarkeiten. (Hassel im weimar. Handb. XV, 471.) (*L. F. Kämtz.*)

OXURA *Kirby* (Insecta). Eine Käfergattung aus Blaps gesondert, aufgestellt in Linnean Transactions XII. mit folgenden Kennzeichen: Labrum subquadratum, subemarginatum. Labium bifidum, lobis divaricatis. Mandibulae breves, apice bidentatae. Maxillae basi apertae. Palpi maxillares elongati, articulo extimo magno securiformi, labiales filiformes. Mentum fere trapeziforme. Antennae medio attenuatae, subclavatae: clava triarticulata. Corpus lineare. Caput rhomboidale: oculis prominulis, triangularibus. Thorax teretiusculus vix marginatus.

Die einzige Art, **Oxura setosa**, ist $8\frac{1}{2}$ Linien lang, linienförmig, schmal, schwarzbraun, mit graulichen Borstenhaaren besetzt, die Flügeldecken sind linienförmig, glatt, gerandet, in der Mitte mit zwei erhöhten Längslinien; der Rand selbst ist platt, in die Höhe gebogen und das Ende der Flügeldecken läuft in eine Spitze aus. Das Vaterland ist das Vorgebirge der guten Hoffnung. (D. *Thon.*)

OXUS. Der Oxus, heutiges Tages Amu oder Dschihon, in der Volkssprache der Römer Oaxes (Voß, Virg. Idyll. I, 66), entspringt auf dem Knoten des großen Gebirgstockes, welcher im östlichen Asien an den Grenzen der kleinen und großen Bucharei, Persiens und des nördlichen Vorderindiens zusammenläuft. Die Alten nannten das Gebirg Paropamisus, bei den Neuern ist sein Name Belurtag oder Mustag. Der Oxus floß den Alten zufolge in das kaspische Meer, nach der heutigen Geographie in den Aralsee. Der Erste, der seiner gedenkt, ist Herodot. Aber er kennt ihn nur unter der appellativen Benennung Araxes (I, 201, 202, 205 sq., 210 sq., 216. III, 36. IV, 11, 40) und scheint ihn zum Theil mit dem armenischen Araxes zu verwechseln, auch wol mit dem Jaxartes, schwerlich aber, wie vermuthet wird, mit der Wolga (vergl. Völcker, mythische Geogr. der Gr. und Röm. 1. Th. S. 193). Herodot's Araxes oder Oxus kommt von den matienischen Bergen in Medien, ist an Größe dem Ister nahe, bildet Inseln, so groß wie Lesbos, vertheilt sich in vierzig Mündungen, von denen aber nur eine in das kaspische Meer gelangt, die übrigen versumpfen (in dem Aralsee?). Er trennt das Land des Kyrus von den Massageten, die auf der Ostseite des kaspischen Meeres unter den Issedonen wohnen und ist nach ausdrücklicher Aussage (IV, 40 mit I, 205, nach der unverwerflichen Erklärung Schweighäuser's) selbst auf der Ostseite dieses Sees, — also offenbar hier der Oxus. Nur hinsichtlich seiner Quellen scheint Herodot durch den armenischen Araxes getäuscht zu sein. Plinius (VI, 18) läßt den Fluß durch die Derbiken fließen und in einem See Oxus entstehen, — von welchem See man sonst nichts weiß. Vielmehr ist es eine nicht seltene Aushilfe der Alten, die unbekannten Quellen der Flüsse in Landseen zu suchen. Strabon gibt ihm seinen Ursprung in den indischen Bergen (XI, 7, 5). Am richtigsten bezeichnet Pomponius Mela seinen Lauf (III, 5): „Der Jaxartes und Oxus fließen durch die skythische Wüste, aus Sogdiana kommend, in den Theil oder Busen des kaspischen Meeres, welcher der skythische heißt und der nordöstliche ist (der Aralsee?). Der Oxus wird durch Nebenflüsse sehr groß, strömt zuerst von Osten nach Westen, beugt sich bei den Dahern und geht nun nördlich zwischen den Amardern und Päsicern in das Meer." Nach Ptolemäus (VI, 9, 10 sq.) entspringt er auf den kaukasischen Bergen oder dem Paropamisus unter 119° 30′ der Länge und 39° der Breite, und geht in das hyrkanische oder kaspische Meer unter 100° der Länge und 43° der Breite. Von seinen Mündungen hatte man die Sage, die Polybius erzählt (X, 45): er stürze sich von solchen Höhen herab, daß sein Fall über ein Stadium abspringe, und Menschen unter dem Strome hinreiten. Nach Andern, bei Strabon (XI, 7, 6) stürzen mehre Ströme über das niedrige Ufer des hyrkanischen Meeres von unterhöhlten Felshängen mit solcher Gewalt hinweg, daß Kriegsheere unbesprengt unten durchgehen und oft die Einwohner, zu Festen versammelt, bald unter den Höhlungen der Felsen sich lagern, bald unter dem Stromfall im Sonnenschein, indem sie rechts und links, auf dem gefrischten Ufer voll Gras und Blumen, die Aussicht auf das Meer haben. Es bestätigen dieses (vom Oxus) noch Andere, Theophylaktus etc. bei Vossius zu *Pomp. Mela* III, 5. p. 331, und Pomponius selbst a. a. O. behauptet durch Verwechselung das Nämliche von dem armenischen Araxes.

Aristobulus (bei *Strab.* XI, 7, 3) erklärte den Oxus für den größten der von ihm in Asien gesehenen Ströme, außer den indischen. Er hatte eine Breite von sechs

bis sieben Stadien (*Strab.* 5. *Arrian.* III, 3), und Alexander fand ihn so reißend und so tief, daß die erfahrensten Feldherren den Übergang widerriethen. Viele Nebenflüsse verstärken ihn, worunter der Ochus der bedeutendste ist, der jedoch nach andrer Meinung unmittelbar in das kaspische Meer ging (*Strab.* 5); ferner nach Ptolemäus der Margus, Dargomanis, Zariaspes, Artamis, Dargidus u. A.

Für den alten Welthandel war der Oxus von Wichtigkeit. Durch den Feldzug des Pompejus gegen den großen Mithridates erfuhr man, wie Varro bei Plinius lehrt, und wie Aristobulus und Eratosthenes aus Patrokles bei Strabon bestätigen, daß der Oxus leicht beschiffbar sei und viele indische Waaren zum hyrkanischen Meere hinabführe. Diese würden dann von dort nach Albania übergesetzt, und auf dem Kyrus und durch die nächsten Gegenden an den Euxinos hinabgebracht.

Auch für die asiatische Geschichte ist er von großer Bedeutung. An ihm scheidet sich das cultivirte Land von den Steppen und Sandwüsten, der Ackerbau von dem Hirtenleben, Städte und Cultur von unsteten, unbildsamen Nomaden. An ihm endet die Geschichte, aber auch der Despotismus der großen südlichen Reiche. Des Kyrus Macht zersplitterte an seinem Übergang und die jenseitigen Eroberungen der Makedonier waren von keinem Bestande *). (*Völcker.*)

OXYA (**Insecta**), eine von Audinet Serville (**Annales des Seiences naturelles XXII.**) aufgestellte Gattung der Orthopteren, Familie **Acridites**. Der Kopf liegt in einer wenig schiefen Ebene, die hintern Füße sind gegen das Ende deutlich erweitert, oben mit einer Rinne versehen, die Fühler sind fadenförmig, haben mehr als 20 und undeutliche Glieder, das Peristerinum hat eine Spitze. Es ist nur eine Art angeführt:

O. hyla. Funfzehn Linien lang, grün, mit schwarzem Seitenband. Vom Senegal und von Java. (**D.** *Thon.*)

Oxyadenia, Oxydenia *Nutt.*, s. **Eleusine** *Gärtn.* (**Leptochloa** *P. B.*)

OXYANTHUS, eine von Candolle (**Ann. du Mus. IX. p. 218**) aufgestellte Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der fünften Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Gardenieen der natürlichen Familie der Rubiaceen. Char. Die Kelchröhre oberhalb zusammengezogen, mit schmalem, spitzfünfzähnigem Saume; die Corollenröhre sehr lang mit regelmäßig fünftheiligem Saume und ablangen, zugespitzten Fetzen; die Staubfäden aus der Corolle hervorstehend; die Antheren sehr spitz; der Griffel fadenförmig, mit keulenförmiger Narbe; die Frucht zweifächerig, wahrscheinlich eine Beere. Die Gattung **Posoqueria** *Aublet.* unterscheidet sich nur durch die etwas ungleichen, stumpfen Corollenfetzen und durch die gespaltene Narbe. Den Namen hat Candolle der Gattung ge-

*) **Oxus**, Amu, von Griechen und Lateinern Oxus, von seiner Quelle bis zum Lande Darwas, von den Einwohnern Pani oder Pantsch, von den Arabern Dsjihun, d. i. Fluß, genannt, entspringt in dem Thale Wachan aus dem hohen Schneegebirge Puschtichar, welches von Osten, Westen und Süden jenes Thal einschließt und einen Theil des Badakschangebirges ausmacht, fast in der Gegend, wo dieser Bergrücken an das Hochland Pamer stößt. Er läuft in dem schmalen Thale 9 Koß (ein Koß = $1\frac{1}{2}$ engl. Meile) weit und ist bei seinem Austritte 50 Ellen breit und 3 Ellen tief. Nach 25 Koß Laufes nimmt er den fast gleich wasserreichen Fluß Schiber oder Adam Kusch von der rechten Seite auf, nachdem er 7 oder 8 Flüsse von 10—30 Ellen Breite von der linken Seite mit sich vereinigt hat. Er strömt sodann südsüdwestlich 120 engl. Meilen zu auf eine hohe Bergkette, welche von Westnordwesten nach Ostsüdosten läuft, die ihn zwingt, einen westnorstwestlichen Lauf zu nehmen. Er bleibt an der nördlichen Seite dieses Gebirges und fließt durch die Länder Schugnuw, Darwas, Karateoschin und richtet sich südlich bis zu dem hohen Lande, welches sich von dem Hindukusch bei Hasratimam ausdehnt. Bis hierher mehr als 300 Meilen lang ist er beständig von Bergen eingeschlossen, die ihm unzählige Flüsse zuführen, unter denen Surchab oder Karatedschin auf der rechten und der Koktscha oder Badakschanfluß von der linken Seite namhaft gemacht werden. Von Hasratimam strömt er westnordwestlich 250 Meilen, zu dieser Richtung durch die nördlichen Anhöhen des Hindukusch gezwungen, über ein flaches, sandiges Land, nur auf der linken Seite mit Wäldern beschattet. Er strömt dann auf Neuurgandsch, von wo er in verschiedenen Armen in den Aralsee sich ergießt. Die Länge bis hierher beträgt 950 engl. Meilen. — Er nimmt auf unzählige Flüsse, unter denen die merkwürdigsten sind: 1) Schiber oder Adam Kusch, der fünf Koß vor seiner Vereinigung 60 Ellen breit und an 3 Ellen tief und sehr reißend ist. 2) Surchab oder Karatedschin, entspringt an der Pamerkette, nimmt viele Ströme, unter andern den Saffikan und Wachiha, auf, läuft durch hohe Gebirge und durch das Land Karatedschin, wo er selbst diesen Namen erhält, und vereinigt sich nach einer Länge von 180 Meilen 30 Meilen oberhalb des Kotscha auf der rechten Seite mit dem Oxus. 3) Kotscha oder Badakschanfluß entspringt in dem Gebirge Badakschan 44 Meilen südöstlich von der Hauptstadt Feisabad, nimmt viele Ströme, vorzüglich von Norden her, auf, läuft nordwestlich 130 Meilen bis zum Dorfe Chatschagar, wo er mit ungeheurer Gewalt auf der linken Seite in den Oxus stürzt. 4) Aksarraj entsteht 5 Koß nordwestlich der Stadt Kundus durch die Flüsse Bantschi, Farchar und Ghori, die selbst aus verschiedenen Flüssen gebildet sind. Der Ghori aus 3 Flüssen des Hindukusch, die sich bei dem Dorfe Kailga vereinigen, beträgt von seinem Ursprunge bis Kundus 100 Meilen und von da, wo er in dem Sammelstrom Aksarraj fortfließt, bis zum Oxus 40 Meilen, wo sie 8 oder 10 Koß unterhalb Hasratimam in den Oxus fließen. Der Farchar in dem südlich von Feisabad gelegenen Hochlande und der Bantschi in Darra Tarring entsprungen, fließen 10 Koß unterhalb Tallkan zusammen, vereinigen sich dann mit dem Ghori und setzen ihren Weg fort. Sie strömen alle drei durch anmuthige und fruchtbare Thäler, und können einzeln durchwatet werden, nur nicht in ihrer Vereinigung. 5) Hissar oder Kafernitan, entspringt in einer vom Pamergebirge südlich auslaufenden Bergkette und zwar auf deren östlichen Seite die Bochara und Karatedschin trennt. Er läuft südsüdwestlich 60 Meilen, vereinigt sich dann mit dem Kafarnitom oberhalb Regar und unterhalb Hissar-Bala und fällt nach 70 Meilen bei Tirmus in den Oxus. 6) Taraschan, entspringt an der westlichen Seite desselben Pamerzweiges, lief ehemals in einem Arme vor der Stadt Schiras (welches mit dem in Persien nicht zu verwechseln ist) vorbei, strömt aber jetzt vollständig nördlich von Samarkand in westlicher Richtung zum Oxus, den er zwei Tagereisen von Bochara erreicht, nach einem Laufe von 280 engl. Meilen. Da er durch eine sandige Wüste läuft, so gelangt wenig Wasser zum Oxus. 7) Marghab, entspringt im Hasaragebirge, einer nordwestlichen Fortsetzung des Hindukusch, läuft erst westlich 70 Meilen zwischen Bergen, dann nördlich durch wüstes Land 200 Meilen und ergießt sich nach Einigen in den Oxus drei Tagereisen westlich von Bochara. Er ist in kalter Jahreszeit 50—70 Ellen breit und $2\frac{1}{2}$ Fuß tief. (Elphinstone's Reise nach Kabul, übers. v. Rühs 2. B. vergl. Wahl, Altes und neues Vorder- und Mittelasien. (*Pet. Friedr. Kanngiesser.*)

geben, weil Kelchzähne, Corollenfetzen und Antheren spitz sind (*ἄνθος*, Blume, *ὀξύς*, spitz). Die drei bekannten Arten sind guineische Sträucher mit gegenüberstehenden, elliptischen, zugespitzten, kurzgestielten Blättern, ablang-dreieckigen Afterblättchen und in den Blattachseln stehenden, doldentraubigen, großen, wohlriechenden, weißen oder rothen Blüthen. 1) **O. speciosus** *Cand.* (l. c.) 2) **O. tubiflorus** *Cand.* (**Prodr. IV. p. 376, O. speciosus** *Aiton fil.* **hort. kew. ed. 2. I. p. 371, Gardenia tubiflora** *Andrews* **bot. rep. t. 183**). 3) **O. hirsutus** *Cand.* (**l. c., O. speciosus** *Sims* **bot. mag. t. 1992,** *Lindley* **coll. t. 13, ?Ucriana racemosa** *Schumacher* **guin. pl. p. 107**). — **O. cymosus** *Reichenbach.* (**in** *Sieber.* **fl. Mauritian. exs. 2. n. 78**) ist **Mussaenda Stadmanni** *Michaux.* (*A. Sprengel.*)

Oxyartes, s. **Oxartes.**

OXYBAPHON (*Ὀξύβαφον* und *Ὀξυβάφιον*) eigentlich ein Essiggefäß, ein Essignäpfchen, entsprechend also dem lateinischen **acetabulum**; wie man aber auch dieses Wort als Bezeichnung für jedes Gefäß gebraucht und z. B. auch Salz- und Honignäpfchen bei Plinius (**H. N. XVIII, 71**) und Celsus (5, 24), **acetabulum** genannt wird, so heißt auch ein thönerner Weinbecher, namentlich bei den Komikern, *ὀξύβαφον*, und das so häufig, daß man nicht bloß *οἰνηρόν*, sondern auch ohne diesen Zusatz *ὀξύβαφον* allein dafür sagt (verg. Athenäus, **XI, 494**). Als Maß flüssiger Körper war das *ὀξύβαφον* $\frac{1}{2}$ von *Τέταρτον*, $\frac{1}{4}$ von der *Κοτύλη*, $\frac{1}{8}$ des *Ξέστης*, $\frac{1}{48}$ des *Χοῦς*, $\frac{1}{576}$ des *Μετρητής*; als Maß trockener Körper = $\frac{1}{4}$ *Κοτύλη*, $\frac{1}{8}$ *Ξέστης*, $\frac{1}{16}$ *Χοῖνιξ*, $\frac{1}{64}$ *Ἡμίεκτον*, $\frac{1}{128}$ *Ἕκτος*, $\frac{1}{768}$ des *Μέδιμνος*. (*H.*)

OXYBAPHUS. Eine Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der dritten Linné'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Nyctagineen. Char. Die Blüthenhülle (nach Jussieu, nach Andern der Kelch) fünfspaltig, glockenförmig, der corollinische Kelch (nach Andern die Corolle) trichterförmig, mit kurzer Röhre; das Achenium (die Nuß) mit der stehenbleibenden, nachwachsenden, trockenhäutigen, ausgebreiteten Blüthenhülle umgeben. Wegen der Form der Fruchthülle gab Heritier (in einer Monographie, Paris 1790, mit einer Kupfert.) der Gattung den Namen **Oxybaphus** (*ὀξύβαφον*, Pfanne, flache Schale); später nannten sie Ruiz und Pavon nach der Beschaffenheit eben jenes Theils **Calyxhymenia** (soll heißen **Hymenocalyx**; *κάλυξ*, Kelch, *ὑμήν*, Haut), welchen Namen Persoon in **Calymenia** umwandelte; endlich findet sie sich bei Turra unter dem Namen **Vitmannia.** Die fünf bekannten Arten sind, als perennirende Kräuter mit herzförmig-eiförmigen, ganzrandigen Blättern, traubigen oder doldentraubigen, zuweilen gabligen Blüthenstielen und rothen Blumen, in Peru, Chile und Neuspanien einheimisch. 1) **Ox. viscosus** *Herit.* (**Monogr.** *Curtis.* **Bot. mag. t. 434. Mirabilis viscosa** *Cavanilles* **icon. I. p. 13. t. 19. Calyxhymenia viscosa** *Ruiz.* **et** *Pavon.* **Flor. per. Calymenia viscosa** *Persoon.* **syn. Vitmannia viscosa** *Turra*). 2) **Ox. glabrifolius** *Vahl.* (**Enum., Mirabilis corymbosa** *Cavan.* **ic. IV. t. 379. Calyxhymenia glabrifolia** *Ortega.* **dec. V. t. 1. Calymenia glabrifolia** *Pers.* **syn.**). 3) **Ox. ovatus** *Vahl.* (**l. c. Calyxhymenia ovata** *R.* **et** *P.* **Fl. per. I. t. 75. f. b. Calymenia ovata** *Pers.* **syn.**). 4) **Ox. prostratus** *Vahl.* (**l. c. Calyxhymenia prostrata** *R.* **et** *P.* **l. c. f. c. Calymenia prostrata** *Pers.*). 5) **Ox. expansus** *Vahl.* (**l. c. Calyxhymenia** *R.* **et** *P.* **l. c. f. a. Calymenia** *Pers.*). — Mehre andere Arten, welche zu **Oxybaphus** gerechnet wurden, namentlich **Ox. aggregatus** *Vahl.* (**l. c. Mirabilis aggregata** *Cavan.* **ic. V. t. 437. Calyxhymenia aggregata** *Ortega.* **dec. 8. t. 11**) in Neuspanien, **Calymenia angustifolia** und **Decumbens** *Nuttall* (**Gen. am. I. p. 26**) am Missuri, gehören zu der nahe verwandten Gattung **Allionia** *Löfling*, welche sich nur dadurch von **Oxybaphus** unterscheidet, daß bei ihr mehre (drei bis fünf) Blümchen in jeder Hülle stehen, daß regelmäßig vier Staubfäden (bei **Oxybaphus** nur ausnahmsweise) vorhanden sind und daß eine krugförmige Nektardrüse die Staubfäden trägt. (*A. Sprengel.*)

OXYBELUS (**Insecta**). Eine Gattung Hymenopteren, von Latreille begründet und zur Familie der Grabwespen gehörig. Linné rechnete die ihm bekannt gewesene Art zu den Wespen. Die Kennzeichen derselben sind: Die Lefze ganz verdeckt oder wenig sichtbar, die Mandibeln unten nicht ausgerandet, die Augen ganzrandig, nur eine geschlossene Cubitalzelle, die Fühler gegen das Ende etwas dicker, knieförmig, gedreht und etwas kurz, die Beine stachelig, das Schildchen mit drei zahnförmigen Spitzen. Diese Insecten sind ziemlich klein, der Kopf ist mehr breit als lang und sitzt mit einem sehr kurzen Halse am Bruststücke. Die Augen sind wenig vortretend, länglich, und es finden sich außerdem drei kleine Punktaugen. Die Fühler sind fadenförmig, etwas spiralförmig gedreht, kaum länger als der Kopf, bei dem Weibchen aus zwölf, bei dem Männchen aus 18 Gliedern bestehend. Die Lefze ist hornartig, sehr kurz und vorn gefranzt. Die Mandibeln sind hornartig, lang, dünn, spitzig, am innern Rande mit einem wenig vortretenden Zahne versehen. Die Maxillen sind hornartig, an der Wurzel zusammengedrückt, dünn und von der Mitte nach dem Ende eingebogen. Die Maxillarpalpen sind fadenförmig, bestehen aus fünf Gliedern. Die Unterlippe ist an der Wurzel hornig, lang, schmal, im weitern Verlaufe fast häutig, bis an das ausgerandete Ende. Die Palpen sind fast so lang als die Maxillarpalpen und bestehen aus vier Gliedern. Der Thorax ist kurz, dick, und fast kugelig. Am Schildchen finden sich meist drei im Dreiecke stehende Spitzen, von denen die untere länger ist, in Gestalt eines Dornes, oben rinnenförmig ausgehöhlt, dagegen die beiden seitlichen, mehr kleinen Schuppen ähnlich sind. Die Füße sind kurz, aber stark, mit dicken nach Außen gezähnten, oben stacheligen Schienen, die Tarsen haben unten starke Fußballen. Die Oberflügel reichen kaum über den Hinterleib, haben eine längliche, mit einem kleinen Anhange versehene Radialzelle, und eine sehr große Cubitalzelle, welche eine zurücklaufende Ader aufnimmt. Der Hinterleib ist kurz, kegelförmig und die

Ringe desselben passen so in einander, daß man nicht, wie bei verwandten Gattungen, die Einschnitte wahrnimmt.

Diese Insekten finden sich meist auf Blüthen, wo sie Honig saugen. Ihr Nest machen sie an sandige, sonnige Orte in die Erde, indem sie eine Höhle graben und zur Nahrung für die junge Brut allerhand Insekten, namentlich Fliegen, hineintragen. Von den verschiedenen Arten führen wir als Typus nur an:

1) O. mucronatus *Fabricius* (Entomol. syst. II. 300. O. mucronatus. *Latreill.* Hist. nat. XIII, 308. *Ej.* Gen. IV, 79. *Fabric.* Piez. 318. *Panz.* Fauna germanic. 101, 19. Jurine Hymenopt. 217. Spinola Insecta Lig. I. 92 (mit Ausschluß vieler Synonymen). *Olivier.* Encycl. method. VIII, 596. *Guerin.* Dict. classiq. d'hist. nat. XIII, 557. *Van der Linden*, Hymen. Foniss. II, 37). Körper schwarz, gelb gefleckt, das Schildchen mit zwei Zähnen und einem abgestutzten Dorne, Füße gelb mit schwarzen Schenkeln. Scheint sich in ganz Europa zu finden. (D. *Thon.*)

Oxycarpus *Lour.*, s. Garcinia *L.*

OXYCERA (Insecta). Eine von Meigen aus Stratiomys gesonderte Zweiflüglergattung, deren Kennzeichen folgende sind: Das dritte Fühlerglied eiförmig, aus vier Theilen bestehend, der Griffel borstenförmig, zweigliederig, an der Spitze oder kurz vor der Spitze eingefügt, die Augen behaart.

Die Fühler sind bei diesen Insekten kürzer als der Kopf, die beiden ersten Glieder sind kurz, cylindrisch, behaart, das dritte ist spindelförmig eiförmig, viertheilig, der borstenförmige Griffel ist entweder am Ende selbst oder etwas an der Seite eingefügt, die Augen sind bei dem Männchen schwach behaart, der Rüssel ist sehr kurz, häutig und geht in zwei große, vor dem Kopfe vorspringende, Lippen aus, der jedoch nicht schnabelförmig ist. Der Kopf ist mehr breit als lang, die zwei großen Netzaugen stehen seitlich, auf dem Scheitel drei kleine Punktaugen im Dreieck. Das Bruststück ist wenig erhaben, rundlich, fast cylindrisch, das Schildchen wenig erhaben, meist mit zwei spitzigen, fast geraden oder schwach gebogenen Dornen besetzt. Der Hinterleib ist platt, an den Seiten schneidend, so breit als lang, oder auch breiter und in eine stumpfe Spitze ausgehend. Die Flügel sind etwas länger, als der Hinterleib. Die Füße sind einfach, von mittelmäßiger Länge, an den Tarsen mit zwei oder drei kleinen schwammigen Fußballen und zwei Klauen. Die Verwandlungsgeschichte ist noch nicht bekannt, die Fliegen leben an feuchten Orten auf Blüthen und Blättern. Von den bekannten Arten führen wir folgende als Typus an:

1) O. pulchella *Meigen* (Beschreibung der europäischen Zweiflügler. O. hypoleon. Deff. Classification. t. 8. f. 3 das Männchen). Drei Linien lang, am Männchen das Hypostom schwarz, mit weißgrauen Haaren besetzt, die Stirn mit zwei silberfarbenen Punkten, die Fühler schwarz, die Augen mit einer purpurfarbenen Binde, Bruststück schwarz, von der Schulter bis an die Flügelwurzel eine gelbe, sich nach Unten verlängernde Binde, zwischen der Flügelwurzel und dem Schildchen ein gelber dreieckiger Fleck, das Schildchen gelb, dessen Dornen mit schwarzer Spitze, Hinterleib schwarz, ein länglicher Fleck von schönem Gelb, nach Vorn gerichtet, an den Seiten des dritten und vierten Ringes. Auf den fünften in der Mitte ein dreieckiger gelber Fleck, der zweite und dritte Ring in der Mitte gelb, die Füße gelb, die Schenkel oben schwarz und die Schwingkolben gelb und die Flügel glashell, mit braunen Adern. Am Weibchen ist das Hypostom und die Stirn gelb, mit schwarzer Binde, der Scheitel schwarz, der hintere Rand der Augen gelb, der erste Hinterleibsring mit einem gelben Fleck unter dem Schildchen. Gemein in Teutschland, Frankreich, der Schweiz ꝛc. (D. *Thon.*)

OXYCERA. (Paläozoologie, vergl. Oxycera, Zool.) Nach Marcel de Serres kommen Überbleibsel dieses Dipteren-Genus im Kalkmergel zwischen dem tertiären Süßwassergyps von Aix in Provence vor, und zwar von einer Art, welche die Größe von Stratyomys chamaeleon *Fabr.* hat*). (*H. G. Bronn.*)

Oxyceros *Lour.*, s. Randia *Houst.*

OXYCHEILA (Insecta). Eine von Dejean (Species des Cléoptères. I. p. 15) aufgestellte Käfergattung aus der Familie der Cicindelen. Die Kennzeichen sind folgende: Die drei ersten Glieder der vordern Tarsen sind bei dem Männchen erweitert, lang, an beiden Seiten gleichförmig gefranzt, die beiden ersten Glieder werden gegen das Ende breiter, das dritte ist fast herzförmig. Die Labialpalpen sind lang, fast so lang als die Maxillarpalpen, das erste Glied ist lang und tritt über das obere Ende der Ausrandung des Kinnes vor, das zweite ist sehr kurz, das dritte sehr lang, cylindrisch, schwach gebogen, das letzte beilförmig. Die Lefze ist sehr groß, dreieckig und bedeckt fast ganz die Kiefern. Der Kopf ist nicht sehr dick, etwas lang und fast flach, die Augen treten ziemlich seitlich, aber nicht nach Oben vor. Die Fühler sind schwach, fein zulaufend und fast zwei Drittel so lang als der Käfer selbst. Der Thorax ist fast so breit, als der Kopf, sein hinterer Rand ausgebogen und fast dreilappig, fast ganz das Schildchen bedeckend, dessen Spitze kaum über die Wurzel der Flügeldecken vortritt. Die Flügeldecken sind noch einmal so breit, als der Thorax, ziemlich lang, wenig gewölbt und hinten etwas breiter. Der vorletzte Hinterleibsring der Männchen ist stark ausgerandet. Typus der Gattung ist:

O. tristis *Fabric.* (*Olivier.* Entomologie. II. t. III. f. 25). Neun bis zehn Linien lang. Oben dunkelschwarz mit schwachem Erzschiller, die vier ersten Glieder der Fühler schwarz, die übrigen dunkelgrau, die Augen schwärzlich. Der Thorax in der Mitte etwas erhöht, fast glatt, mit einer vertieften Längslinie, oben und unten mit einer dergleichen Querlinie. Die Flügeldecken bei dem Männchen am Ende zugerundet, bei dem Weibchen fast viereckig abgeschnitten, von der Wurzel bis zur Mitte stark, von da schwach punktirt, in der Mitte mit einem ziemlich großen, unregelmäßigen, gelben Fleck. Unten ist der Körper etwas mehr bläulich. Das Vaterland ist Brasilien. (D. *Thon.*)

*) *M. de Serres*, Géognosie des terrains tertiaires (Montpellier 1829.) p. 232.

OXYCHELI (Mollusca). Eine von Menke (Synopsis molluscorum) aufgestellte Abtheilung der Gattung Bulimus, der Gattung Cochlogena *Ferussac*, und Limicolaria *Schumacher* entsprechend. (D. *Thon.*)

Oxycoccos *Tournef.*, s. Vaccinium *L.*

OXYCRATUM (Ὀξύς — κράω), Oxykrat. Schon bei den Alten waren mancherlei Zusammensetzungen des Essigs unter den Namen: Oxycraton, Oxelaeum, Oxalme, Oxylepus, Oxyrrhodinum und Oxymel bekannt. Von diesen Zusammensetzungen kommen aber nur noch die erstere und die letztere (s. d. Art. Oxymel) als officinelle Bereitungen vor, und das Oxykrat insbesondere findet sich nur in wenigen neuern Pharmakopöen, namentlich der Pharmac. Batava und Bavarica, aufgeführt. Das Oxycratum Galeni, das von Spielmann (Pharm. gener.) aufgeführte, aus gleichen Theilen starken Essigs und Wasser zusammengesetzte, ist nur zum äußern Gebrauche anwendbar. Dagegen besteht das nach neuern Vorschriften bereitete Oxykrat aus einem Theile Essigsäure auf zwölf Theile destillirten Wassers.

Das Oxykrat ist ein angenehm kühlendes und schwach urintreibendes Getränk, dessen Geschmack man für empfindliche Kranke durch Zusatz von Honig oder Zucker noch annehmlicher machen kann. Es verbindet mit den eben genannten Eigenschaften die eines antiseptischen und — bei reichlicherm Zusatze von Essig — selbst die eines stärker zusammenziehenden Mittels, welches sich außerdem noch dadurch zur Anwendung — zumal in der Hospital-, Feld-Lazareth- und überhaupt der Armeepraxis — vorzüglich empfiehlt, daß seine Bereitung nur wenig Zeit, Mühe und Kosten erfodert. Fast immer läßt man das Oxykrat kalt trinken, und in dieser Gestalt leistet es in der Synoche, wie bei örtlichen Entzündungen treffliche Dienste; doch vermeidet man es nicht blos bei den Entzündungen der Athmungswerkzeuge und des Magens, sondern muß auch immer dafür sorgen, daß das Oxykrat hinlänglich verwässert sei, damit es wirklich antiphlogistisch und nicht vielmehr reizend wirke. Die Besorgniß, daß dies Letztere vielleicht dennoch leicht geschehen könnte, mag wol der Grund sein, weshalb das Oxykrat verhältnißmäßig immer weit weniger in phlogistischen, als in galligen und fauligen Fiebern als Getränk benutzt wird. Indessen ist nicht zu leugnen, daß auch in diesen Fiebern seine Heilkraft außerordentlich groß ist und daß durch sie die Heilung dieser Fieber schon oft ganz allein bewerkstelligt worden ist, wenn nur die Krankheit als eine einfache auftrat. Hierzu kommt noch, daß dergleichen Kranken nicht blos dieses Getränk höchst angenehm zu sein pflegt, und sie eben dadurch zu dem so wünschenswerthen häufigen Genusse desselben veranlaßt werden, sondern daß sie seiner in der Regel auch bei weitem später überdrüssig werden, als es mit allen andern Getränken der Fall zu sein pflegt. — Bei der noch weit häufigern äußern Anwendung des Oxykrats benutzt man zuvörderst oft ebenfalls seine antiphlogistige Kraft, wendet es also bei Congestionszuständen (z. B. als Umschlag über Stirn und Schläfengegend bei Kopfschmerzen), wie gegen Entzündungen an, obwol im letztern Falle, und ganz besonders bei erysipelatösen Entzündungen, sorgsam darüber zu wachen ist, daß nicht der heilsame Erfolg der Kälte durch eine bei ihrer Anwendung vorfallende Erkältung vereitelt werde. Am allerhäufigsten aber bedient man sich des Oxykrats äußerlich als eines durch seine adstringirende Kraft zertheilenden Mittels bei Quetschungen, Blut-Extravasationen, Blutaderknoten, und selbst aneurismatischen Geschwülsten. Dabei versteht es sich von selbst, daß auch in allen diesen Fällen des äußern Gebrauchs das Oxykrat jedesmal kalt angewendet wird. (*C. L. Klose.*)

OXYCROCEUM (Emplastrum). Unter diesem ältern Namen und unter den neuern: Emplastrum croci sativum und Emplastr. de galbano crocatum enthalten die verschiedenen Landes-Dispensatorien Formeln zur Bereitung eines reizend auflösender zertheilenden Pflasters, dessen wesentlichste Bestandtheile Schleimharze, Terpentin und Safran sind. Das Präparat verdankt seinen ältern Namen dem Umstande, daß die ältern Formeln, aber auch manche spätere, z. B. die der Pharm. Genevensis, bei der Bereitung des Empl. oxycrocei die Auflösung der Schleimharze, namentlich des Ammoniaks und Galbanums, in Essig vorschreiben. Die Vorschrift der neuesten preußischen Pharmakopöe zur Bereitung des Empl. de galbano crocatum lautet: Rec. Empl. meliloti, empl. lithargyri simpl. singulorum uncias tres, cerae citrinae uncias duas. Liquatis et semirefrigeratis adde: Galbani depurati uncias sex. antea in terebinthinae Venetae uncia una solutas et tandem croci pulverati drachmas sex. F. emplastrum coloris ex flavescente fusci. — Am zweckmäßigsten dürfte die von Niemann angegebene Formel sein: Rec. cerae flavae uncias octo, sebi vervecini uncias quatuor, olei olivarum libram unam. Liquatis blando colore adde: pulveris galbani libram unam. Massam adhuc calidam per linteum traiice, tum fere penitus refrigeratae adde: Croci cum alcohole triti unciam unam et dimidiam. Misce bene. — Man bedient sich dieses Pflasters überall mit Erfolg, wo es darauf ankommt, Stockungen, Verstopfungen und selbst Verhärtungen in äußern und selbst in innern Theilen, wenn sie nur, wie z. B. die Leber, der Hautoberfläche nahe genug liegen, aufzulösen und zu zertheilen, Falls nämlich mit diesen Krankheitszuständen keine Spur einer phlogistischen Affection, welche die Anwendung der reizenden Mittel ausschließen würde, verbunden ist. (*C. L. Klose.*)

OXYDABILITÄT, Säuerungsfähigkeit der Stoffe, heißt ihre Fähigkeit, sich mit Oxygène in mancherlei Graden und Verhältnissen zu verbinden. Die Größe dieser Oxydirbarkeit läßt sich aber in verschiedenem Sinne nehmen.

1) Heißt ein Stoff oxydirbarer, welcher mehr Oxygène aufnimmt, als ein anderer. So verschlucken

5	Hydrogène	85	Oxygène
20	Azot	80	—
28	Kohlenstoff	72	—
42,3	Schwefel	57,5	—
100	Phosphor	114,76	—

oder

1,00 Hydrogène verschlucken	6,666	Oxygène	
1,00 Azot	—	4,666	—
1,00 Kohlenstoff	—	2,5714	—
1,00 Schwefel	—	1,359	—
1,00 Phosphor	—	1,1475	—

Die Metalle nehmen meist viel weniger, selbst 1,00 Eisen 0,4 Oxygène, 1,00 Zink, 0,7 Oxygène in sich auf rc.

2) Heißt ein Stoff **oxydirbarer**, welcher größere Anziehung zum Oxygène hat, als ein anderer, sodaß er diesem dasselbe entzieht. In dieser Beziehung übertreffen jene Stoffe alle Metalle, weil sie solche herstellen, oder desoxydiren; der Kohlenstoff den Schwefel, Phosphor und das Azot, weil er die Schwefel-, Phosphor- und Salpetersäure zersetzt, der Schwefel und Phosphor das Azot, weil sie die Salpetersäure zersetzen. Man könnte sagen, daß Kohlenstoff Phosphor, Eisen, Zink, Mangan, auch das Hydrogène übertreffe, weil sie gewissermaßen das Wasser zersetzen, nämlich sich im Wasser oxydiren, und zugleich Hydrogène erzeugen, wenn man das Wasser als schon aus Oxygène und Hydrogène bestehend annimmt, welches aber nach der neuern Ansicht nicht statt hat. Überhaupt ist bei allen diesen Stoffen, wegen des vielfachen Spiels der Electricität die Wahlverwandtschaft sehr schwierig zu bestimmen.

3) Nennt man einen Stoff **oxydirbarer**, welcher sich leichter, schon in gemeiner Temperatur, schon durch Wasser oxydirt, einen andern minder oxydirbar, welcher sich schwerer oxydirt, und deshalb Glühhitze oder Säuren erfordert. In dieser Rücksicht steht der Phosphor obenan; auch übertreffen Eisen, Mangan, Zink u. m. a. Metalle in diesem Betrachte den Schwefel, Kohlenstoff und Stickstoff.

Alle schwarze oder farbige säurefähige Stoffe werden um so hellfarbiger, je mehr sie oxydirt sind, und im höchsten Grade der Oxydation werden die meisten ganz weiß, sodaß im Allgemeinen das Gesetz gilt: das Oxygène entfärbt. Der Wasserstoff ist an sich selbst, als Wasserstoffgas, nicht farbig, auch Schwefel und Phosphor sind weißgelb oder weiß. Aber die Kohle ist schwarz, und macht in Verbindung mit Wasserstoff Schwefel, Phosphor, Metallen, mancherlei Farben, die durch Sauerstoff gemindert und endlich zerstört werden. Selbst die bloße Kohle gibt mit Oxygène gesättiget, die farblose Kohlensäure, welche nicht nur als Gas, sondern auch als fester Körper (im reinen Kalkspathe rc.), und als liquider (im reinen Quellwasser) sich ganz farblos darstellt. Die unvollkommene Salpetersäure ist rothgelb, die vollkommene ungefärbt. Viele Metalle, doch auch viele Metalloxyde, sind im höchsten Grade der Oxydation farblos (vergl. d. Art. Oxydation). *(Th. Schreger.)*

OXYDATION (Oxydirung), oxydatio, heißt der Verbindungsact des Oxygène oder Säure bildenden Princips mit den übrigen Stoffen in der Körperwelt, wenn die Verbindung keine saure Natur hat, zum Unterschiede von der Oxygenation (Oxygenirung, Sauerstoffung, Säuerung), wo die Verbindung saurer Natur ist. So sind z. B. Schwefel, Phosphor, Kohle rc. geneigt, sich mit Oxygène zu verbinden, und Schwefel-, Phosphor- und Kohlensäure rc. bilden. Das Oxygène stellt hier den oxygenirenden, der mit ihm einbare Stoff den oxygenirbaren, und zwar respective oxydirbaren, Körper dar. Auch nennt man diejenige chemische Operation, durch welche die Metalle mit dem Oxygène in eine solche Verbindung treten, daß sie alle ihre metallische Eigenschaften verlieren, und in einem lockern, zerreiblichen, weißen, oder mehr oder weniger farbigen, pulverigen Zustande erscheinen, Oxydation, sonst unschicklich Calcination (s. d. Art. Verkalkung). Das Product heißt Metalloxyd, nicht Metallkalk.

Die Oxydation der Metalle kann auf verschiedene Art geschehen, aber immer nur auf Kosten der Zerlegung eines sauerstoffhaltigen Körpers, weil ohne dessen Einwirkung keine Oxydation denkbar ist. Sie geschieht: 1) durch atmosphärische Luft, nämlich durch deren Oxygèneantheil, auf trockenem Wege (trockene Oxydation), und ist eine Art Verbrennung. Wenn dazu die gemeine Temperatur nicht ausreicht, so ist, wie bei den meisten brennbaren Stoffen, Erhöhung derselben (Hitze), meist wenigstens über den Siedpunkt des Wassers, erfoderlich (Oxydation durch Luft und Hitze). Ohne Hitze erfolgt das Anlaufen und Rosten des Eisens u. a. Metalle an der Luft. Einige Metalle, vorzüglich Stahl, brennen in Oxygènegas, nur an einem Theile irgend einer Quantität stark genug erhitzt, ohne äußere Erhitzung, wie Hydrogène, Schwefel und Phosphor, fort; 2) geschieht die Oxydation eines Metalls durch Wasser; 3) durch Säuren, Salze rc. (feuchte oder nasse Oxydation), durch Verpuffung mit Salpeter rc.; 4) durch **Elektricität**. (S. d. Art.)

Es gibt aber verschiedene Oxydationsgrade der Metalle: eine niedere, höhere und höchste Oxydation (vergl. **Trommsdorff** in **Dessen** Journ. d. Pharm. IV, 1. S. 63 fg.), wodurch sie a) zu unvollkommenen oder oxydulirten Metallen (Oxyduln, Oxydulaten); b) zu vollkommenen Metalloxyden (zu eigentlichen Oxyden oder Oxydaten); und c) zu metallischen Säuren oder Salzen werden.

Der erste Grad ist der, wo die Metalle nur wenig, oder noch nicht so viel Oxygène in sich aufgenommen, als sie aufnehmen können, aber doch alle Metallität eingebüßt haben. Hierher gehören der Rost und die metallischen Gläser (Halbgläser) rc.

Der zweite Grad ist jener, wo sie so viel Oxygène verschluckt haben, als sie verschlucken können, um vollkommene Metalloxyde darzustellen (Deut- oder Deuteroxyde).

Der dritte Grad ist der höchste, wo gewisse Metalle, wie Arsenikmetall, Molybdän, Chrom, Wolfram rc., so viel Oygène absorbiren können, daß sie selbst in den Zustand einer Säure versetzt werden.

Die meisten vollkommenen Metalloxyde lassen sich unter fernerer Behandlung verglasen, wie Spiesglanzglas. Übrigens gibt es bei den Oxyden oft Zwischengrade, d. h. einige Metalloxyde sind mehr oder weniger vollkommene oder unvollkommene Metalloxyde. Auch kann ein Metall verschiedene Stufen der Oxydation einnehmen, z. B. Ei-

ſen, als **ferrum oxydulatum nigrum, fuscum,** und **sulphuricum ustum.**

Endlich laſſen ſich die mancherlei Grade der Oxydation durch Zuſatz oder Verminderung des Oxygène einer in den andern umwandeln, ſo das unvollkommene Oxyd in ein vollkommenes, das vollkommene in ein unvollkommenes. So wird z. B. das graue Bleioxyd, ein unvollkommenes Metalloxyd, durch Glühen ſtärker oxydirt, zu Maſtikot oder Bleigelb; aus dieſem entſteht durch Befeuchten mit Waſſer und durch anhaltendes langſames Röſten ein anderes vollkommenes Bleioxyd: die Mennige; durch ſtärkeres Feuer wird das Bleigelb zu einem weniger vollkommenen, halbglasartigen Oxyd, zu Bleiglätte, dieſe aber durch Schmelzfeuer zu einem ganz unvollkommenen Oxyd, zu Bleiglas, umgebildet.

Desoxydation (Desoxygénation, Wiederherstellung, Entbrennung, Entsauerstoffung, Metallisirung), Reductio heißt die Trennung des Oxygène von einem andern Stoffe. Wenn man nämlich dem Metalloxydul oder Oxyde ſein Oxygène entzieht, ſo erſcheint es wieder in ſeinem vorigen metalliſchen oder reguliniſchen Zuſtande. Die Reduction der Metalle geſchieht aber auf verſchiedene Weiſe, je nach der Größe der Anziehung des Oxygène zu den mancherlei Metallen. Einige laſſen ſolches leichter, andere nur ſchwer fahren, manche, wie das Gold-, Platin-, Silber- und Queckſilberoxyd, durch bloßes Glühen, andere, wie die übrigen Metalloxyde, die Erze ꝛc., erſt mittels eines Zwiſchenkörpers, vorzugsweiſe durch Kohle ꝛc. Auch durch Hydrogène läßt ſich das Blei aus ſeinem Oxydzuſtande metalliſch herſtellen, wiewol dies ebenfalls auf dem naſſen Wege aus Säuren geſchehen kann. Eben dieſe Veränderung bewirkt der Schwefel, wie z. B. bei Bleiglätte und Mennige. Mittels Phosphors die Metalloxyde trocken zu reduciren, iſt deshalb nicht thunlich, weil derſelbe zu flüchtig und zu entzündlich iſt, um ſich mit der zur Herſtellung auf trockenem Wege nöthigen Glühhitze behandeln zu laſſen.

Die meiſte Reduction geſchieht auf trockenem Wege, bei einigen Metalloxyden aus ihren Auflöſungen in Säuren auf naſſem Wege durch andere, dem Oxygène näher verwandte Metalle, wohin z. B. die Metalliſirung des Bleies aus ſeiner eſſigſauren Auflöſung durch Zink gehört ꝛc.

Sehr merkwürdig iſt es, daß die verſtärkte Elektricität (elektriſche Entladung), welche Metalle oxydiren kann, Metalle aus ihren Oxyden auch wiederherſtellt, wie Beccaria, Comte de Milly, und neuerlich van Marum (ſ. deſſen Beſchreib. einer großen Elektriſirmaſchine. S. 37 fg. 1. Fortſetz. S. 23 fg.) durch ihre Verſuche beſtätigt haben (vergl. d. Art. **Oxyde**). *(Th. Schreger.)*

OXYDATIONS-PROCESS, heißt jener Vorgang in der Natur, oder bei einer chemiſchen Operation, wobei eine Oxydation erfolgt (ſ. d. Art. **Oxydation**). *(Th. Schreger.)*

OXYDATIONS-SPANNUNG, iſt das Streben eines Körpers, im Conflict ſeines Naturlebens ſich in den Zuſtand der Oxydation zu ſetzen und in dieſem zu beharren, im Gegenſatze von Hydrogeniſations-Spannung (ſ. d. Art. **Hydrogène**). *(Th. Schreger.)*

Oxydations-Stufen, ſ. **Oxydation.**

OXYDE (Oxydate), oxyda, nennt die neuere Chemie alle Körperverbindungen nicht ſaurer Natur. Sie tragen den Charakter der ſalzfähigen Baſen oder Grundlagen an ſich, welche vorzugsweiſe am negativen Pole der galvaniſchen Kette abgeſchieden werden, bedeutend poſitiv elektriſch ſind und unter einander nur geringe Affinität beſitzen, aber doch aus ihrem Vereine ſehr wichtige Miſchungen hervorgehen laſſen, wie die meiſten Foſſilien, wie Glas u. a. m., zum Theile mit Chlor, Jod, Brom, Schwefel, Phosphor ꝛc. meiſt mit Waſſer nach beſtimmten Verhältniſſen zu Starrgebilden ſich verbinden, verſchiedentlich große Affinität gegen die Säuren verrathen, dieſe mehr oder weniger neutraliſiren und mit ihnen die Salze im Allgemeinen bilden, deshalb auch Salzbilder genannt werden.

Die erſte Claſſe derſelben begreift in ſich die Kalien, die zweite die Erden und die dritte alle ſalzfähige Erzmetalloxyde.

1) Als ſalzfähige Oxydate ſind jetzt folgende bekannt: Kali, Natron oder Soda, Lithon, Baryt, Strontian, Kalk, Bitter- oder Talkerde, Süßerde, Yttererde, Alaunerde, Zirkonerde, Kieſelerde und Thorinerde ꝛc., wozu noch folgende ſalzfähige Erzmetalloxyde, von denen ſich einige auch als Säuren verhalten, gehören: Gold-, Platin-, Palladium- und Rhodiumoxyd, vielleicht drei Iridiumoxyde und mehre Osmiumoxyde; ferner Silberoxyd, Queckſilberoxydul und Oxyd, Nickeloxyd, Kupferoxydul und Oxyd, Eiſenoxydul und Oxyd, Blei-, Zinn-, Zink-, Wismuth-, Tellur-, Antimon-, Kobalt-, Manganoxyd, Uranoxydul und Oxyd, Ceroxydul und Oxyd, Tantal- und Titanoxyd, Chromoxyd, Selen- und Cadmiumoxyd ꝛc.

2) Suboxyde*) ſind ſolche, die keine oder nur ſehr wenige und loſe Verbindungen mit andern Körpern eingehen, weil ſie zu wenig Oxygène enthalten. Man nimmt

*) Nach Berzelius heißt Suboxyd jene Stufe der Oxydation, die nicht genug Sauerſtoff enthält, um eine Baſis für Salze zu bilden, ſodaß ſie ſich nur unter Aufnahme von mehr Sauerſtoff mit Säuren zu einen vermag, z. B. die Häutchen, welche ſich an der Luft auf metalliſchem Blei, Zink ꝛc. bilden. — Oxydul und Oxyd ſind Oxydationsgrade, die als Grundlagen für Salze dienen können, erſteres die niedrigere, letzteres die höhere Oxydationsſtufe. — Sesquioxydul und das noch problematiſche Sesquioxyd nennt Berzelius jene (als Baſis geltenden) Oxydationsgrade, von denen der erſte $1\frac{1}{2}$ mal ſo viel Oxygène, als das Oxydul, der letzte aber $1\frac{1}{2}$ mal ſo viel Oxygène, als das Oxyd enthalten ſoll. So finden z. B. beim Osmium, nach Berzelius, alle jene Oxydationsſtufen ſtatt: ein Oxydul, Sesquioxydul, Oxyd, Sesquioxyd?, in denen ſich der Oxygènegehalt verhältnißmäßig wie $1 : 1\frac{1}{2} : 2 : 2\frac{1}{2}$ verhält, und noch überdies eine, wo er ſich wie 4 verhält, welche letzte Stufe Berzelius Bioxyd nennt. — Super- oder Hyperoxyd iſt ihm eine Oxydationsſtufe, welche mehr Oxygène enthält, als ſie in ihre Verbindungen mit Säuren hinübernehmen kann, ſodaß ſie, ohne einen Theil davon abzugeben, ſich nicht mit derſelben verbinden kann, z. B. Manganſuperoxyd. Tritt das Oxyd ſelbſt, als elektro-negativer Körper, gegen die meiſten andern Oxyde auf, ſo führt es den Namen Säure, z. B. Manganſäure. Hat ein Metall blos eine Oxydationsſtufe, die als Baſis dienen kann, ſo wird dieſe ſchlechthin Oxyd genannt, z. B. Zinkoxyd, Wismuthoxyd ꝛc.

folgende an: Kohlenoxyd, Boronoxyd, Phosphoroxyd, Chloroxyd, oxydirtes Stickgas, Salpetergas, Kalium-, Natrium-, Molybdän-, Scheel- oder Wolfram-, Titan-, Mangan-, Arsenik-, Antimon-, Wismuth-, Zink- und Bleisuboxyd, Goldsuboxydul und Suboxyd, Platinsuboxyd, Osmiumsuboxyd ꝛc.

3) Peroxyde heißen die an Oxygène reichen Metalloxyde, wie namentlich das schwarze Manganoxyd ꝛc.

4) Hyper- oder Superoxyde nennt man jene Oxyde, die fast gar keine Verbindungen mit andern Körpern eingehen, weil sie zu viel Oxygène bei sich führen. Dahin gehören in der Natur: die des Mangans, als natürlicher Braunstein, jene des Nickels und Kobalts, als Nickel- und Kobaltschwärze, und die des Bleies, als: Mennige, alle vier auch künstlich darstellbar. Dann hat Vauquelin ein zweites Hyperoxyd des Bleies und Ritter eines desgleichen des Silbers entdeckt, das erste auf chemischem, das andere nur auf galvanischem Wege darstellbar. Außer diesen hat Thenard neulich noch drei andere aufgestellt, die er durch Einwirkung des Wasserstoffhyperoxyds auf Zink, Kupfer und Nickeloxyd (eine noch höhere Oxydationsstufe, als die bekannte Nickelschwärze) gebildet haben will, woran jedoch Fischer zu Breslau (s. Kastner's Archiv für die ges. Naturl. XVI. 2. S. 215 fg.) aus Gründen zweifelt. Dagegen nimmt dieser noch ein Hyperoxyd vom Palladium an, und eine ähnliche Verbindung, wie beim Silber, auch beim Quecksilber.

5) Deutoxyde (richtiger Deuteroxyde), womit ausländische Chemiker eine höhere, zweite Stufe der Oxydation,

6) Tritoxyde, womit sie eine dritte,

7) Tetroxyde, womit sie eine vierte, wie z. B. bei Bleihyperoxydul (Mennige), bei Bleihyperoxyd ꝛc. bezeichnen.

Von allen diesen Oxyden weicht das ganz für sich stehende Wasser ab, welches man bisweilen durch den Namen eines Oxydoids unterscheidet.

Endlich macht das Oxygène einen wesentlichen Bestandtheil sämmtlicher Organgebilde aus, welche theils als Säuren der organischen Reiche, eine saure, theils als organische Oxyde, eine nicht saure Natur haben.

Schon gebildete Metalloxyde lösen sich in Säuren meist leichter auf, als Metalle, auf deren einige die meisten Säuren ganz und gar nicht einwirken; so löst z. B. die Citronensäure das metallische Quecksilber nicht auf, wol aber dessen Oxyde. Doch sind auch manche vollkommene Oxyde in manchen Säuren schwer, in andern gar nicht löslich; so wird z. B. das vollkommene Eisenoxyd von der Salpetersäure nicht angegriffen. Alle Kalien ꝛc. schlagen die in Säuren aufgelösten Metalloxyde nieder; auch durch ein zugesetztes anderes Metall lassen sich die Auflösungen eines Metalls in Säuren zersetzen, sowie durch Kohle, Schwefel, Phosphor, Wasserstoffgas ꝛc. Mehre Metalloxyde lassen sich unter einander zusammenschmelzen, und einen sich im Flusse auch mit verglasten Erden und Kalien. Aber mit Metallen selbst schmelzen sie nicht zusammen, außer das Eisen. (Vergl. *Tob. Bergmanni* Opp. ch. Vol. II p. 349 sq. Trommsdorff in dessen Journ. der Pharm. ꝛc. IV. 2. S. 63 fg.)

Was die Wirkung der Metalloxyde auf den thierischen Organismus im Allgemeinen anlangt, so bestimmt die reguliniſche Basis das Charakteristische und Specielle in der Wirkung jedes einzelnen Metalls, die in jeglichem von der eines andern abweicht; das Oxygène aber begründet und ordnet das Mengenverhältniß, das Mehr oder Mindere in Rücksicht des Grades der Einwirkung der verschiedenen mehr oder weniger vollkommenen Oxyde jedes einzelnen Metalls. Auch lehrt die Erfahrung, daß sämmtliche Oxyde desselben Metalls einerlei Streben in Bezug ihrer Einwirkung auf unsern Organismus haben. So streben z. B. alle Eisenpräparate die Muskelkräfte zu erheben, die Bleipräparate dagegen dieselben zu schwächen, alle Quecksilberpräparate wirken reizend auf die serösen Gefäßhäute und die Drüsen. Nur der Grad ihrer Wirksamkeit wird nicht bei allen Metallen in gleichem Verhältnisse durch den Grad der Säure ihrer Oxyde bestimmt. Die Oxyde des einen Metalls wirken nämlich im Zustande der vollkommenen Säuerung eindringender und heftiger, als im Zustande der unvollkommenen. Bei den Oxyden eines andern Metalls findet wieder ein umgekehrtes Verhältniß statt, indem hier grade die Oxydulate mehr in die Mischung und Thätigkeit des Organismus eingreifen, als die Oxyde. So wirken die vollkommenen Quecksilberoxyde durchaus intensiver, als die unvollkommenen, hingegen die unvollkommenen Spießglanzoxyde intensiver als die vollkommenen.

Therapeutisch benutzt man die Metalloxyde nur bei Krankheiten, die auf einer abweichenden Mischung und Thätigkeit des Muskel- und Gefäßsystems beruhen, und einen chronischen Charakter an sich tragen. Man vermeidet, oder wendet sie nur mit großer Behutsamkeit da an, wo Schwäche des besonders höhern Nervensystems vorherrscht. Man gebraucht in den meisten Fällen allemal zuerst die mildern Präparate, und auch diese nie zu anhaltend, sondern oft abwechselnd mit andern Arzneimitteln, die ihrem oxydirenden Streben und ihrer Geneigtheit zur Schwächung und Zersetzung entgegenwirken, oder man zieht dergleichen Mittel nach vollendeter Wirkung der metallischen in Gebrauch.

Nie dürfen endlich die Metalloxyde mit solchen Arzneistoffen zusammentreffen, welche ihre Grundmischung aufheben, das Oxygène ihnen entweder entziehen, oder sie noch mehr oxydiren. — Besonders müssen während ihrer Anwendung alle Säuren theils als Arzneimittel, theils in Speisen und Getränken vermieden werden. Auch zersetzen sich mehre officinelle Oxydsalben, wie das Unguentum Zinci und Hydrargyri oxyd. rubri mit der Zeit ganz. Wahrscheinlich bildet sich Fettsäure, die mit dem Oxyde in Verbindung tritt, wodurch diese Mittel andere werden, mithin auch anders wirken, als im immer frischen Zustande. — Ihren anderweitigen technischen Gebrauch siehe bei jedem einzelnen Oxyd.

Übrigens müssen alle Metalloxyde in schwarz angestrichenen Gläsern gegen Lichtzutritt streng gesichert werden.

(*Th. Schreger.*)

Oxydenia *Nutt.* s. **Eleusine** *Gärtn.* (**Leptochloa** *P. B.*)

OXYDERCEA, OXYDERCICA (**scl. remedia**),

augenstärkende Arzneien, Mittel zur Verstärkung des Sehvermögens. (*Wiegand.*)

OXYDERCES (Insecta), eine von Schönherr (Genera et Species Curculionidum I, 646) gesonderte Rüsselkäfergattung aus der Ordnung Gonatoceri, Unterabtheilung Brachyderides, mit folgenden Kennzeichen: Die Fühler kurz, etwas schwach, der Schaft keulenförmig, über die Augen vortretend, die zwei Wurzelglieder der Geißel verkehrt kegelförmig, die übrigen kurz, knotig. Der Rüssel kurz, etwas schmäler als der Kopf, etwas vortretend, aber in der Mitte eingedrückt, rinnenförmig, an der Spitze tief dreizackig ausgerandet, die Fühlergrube kurz, gebogen, vor den Augen endigend, die Augen rund, stark vortretend. Der Thorax an der Wurzel tief doppelbogig, vorn schmäler, aber in der Mitte flach. Die Flügeldecken lang, vorn einzeln rundlich vortretend, am Ende einzeln spitzig, die Schultern eingedrückt, schief eckig. Die Schienen inwendig an der Spitze mit einem starken Haken. Der Körper länglich, geflügelt, mittelgroß.

Als einzige Art ist angeführt O. cretaceus *Fabricius* (Syst. eleut. p. 511. nr. 24. Ent. Syst. I. 2. p. 452. nr. 245. *Olivier.* Ent. V, 83. p. 301. nr. 331. t. 2. f. 19. *Herbst* Col. VI. p. 481 et 497). Länglich, schwarz, dicht schneeweiß beschuppt, Augen und Schildchen schwarz, die Seiten des Thorax mit weitläufig eingedrückten Punkten, die Flügeldecken schwach vertieft punktstreifig, mit abwechselnden erhöhten Zwischenräumen, hinten eindornig, an der Wurzel dornenspitzig. Vaterland die Inseln Guadeloupe und Martinique. (D. *Thon.*)

OXYDERKO oder Athene ὀξυδερκής, die scharfsichtige, Beiname der Athene auf der Larissa zu Argos in einem Tempel neben dem des Apollon Deiradiotes, geweiht der Sage nach von Diomedes, weil ihm im Kampfe vor Troja die Göttin den Nebel von den Augen nahm (*Paus.* II, 24, 2). Es ist hier die Erzählung von Il. V, 127 gemeint, wo Athene dem Diomedes den Nebel wegnimmt, der die Menschen die Nähe der Götter unter menschlicher Gestalt verkennen läßt. Den Anlaß zu dem Beinamen gibt im Gedankenkreise der Athene ihr Vermögen, jeden Gegenstand in seinem richtigen Verhältnisse zu erkennen und zu behandeln, denn der überall zweckmäßig handelnde göttliche Verstand ist die Wurzel des Begriffs der Athene. Demnach ist das Beiwort die Scharfsichtige eins der bezeichnendsten für sie, und wenn man für dasselbe einen mythischen Anlaß suchte, schloß es sich passend an die von Athene ertheilte Aufhellung des menschlichen Verstandes an, die denselben fähig macht, die Götter, auch wenn sie sich verhüllen, zu erkennen. (*Klausen.*)

Oxydoid, s. Oxyde.

Oxydon *Less.* s. Oxyodon.

OXYDRACAE, sind eins der tapfern Völker zwischen dem Hydaspes und Akesines in Indien, die sich Alexander unterwarf. Nachdem Alexander vom Hypanis an den Hydaspes zurückgegangen war, und die Flotte nun auf dem Akesines herunterlief, stieß er auf die Malli, die bis zum Hydraotes wohnten, und die Oxydraker, die man westlicher gegen den Indus hin suchen darf (*Arrian.* VI, 13). Nach Einigen war es die Stadt der Oxydraker, in welcher Alexander verwundet wurde, nachdem er zuerst und allein von der Mauer unter die Feinde gesprungen war (*Curt.* IX, 4, 5. *Arrian.* VI, 11). Nach Andern geschah es in der Stadt der Maller (*Arrian.* l. c. *Strab.* XV, 1). Ersteres Volk nannte sich Abkömmlinge des Bakchos. (*Strab.* l. c.) (*Völcker.*)

Oxyduln oder **Oxydulate**, s. Oxydation und Oxyde.)

Oxygenaräoide, s. Wärme.

Oxygenation, s. Oxydation.

OXYGÈNE, OXYGENIUM, — Säuerungsprincip, Säure bildender Stoff, Sauerstoff, Lebensluftstoff; als Gas: Oxygengas, Sauerstoffgas, Lebensluft, reine Luft, Feuerluft, dephlogistisirte Luft, Gas oxygenieum, Gas oxygène, — ward am frühesten von Cavendish, 1774 von Priestley und 1775 von Scheele entdeckt, von Lavoisier aber am genauesten in seinen chemischen Verhältnissen erforscht, und darauf eine sehr einfache Verbrennungstheorie gegründet (s. d. Art. Verbrennung).

Dieser Stoff findet sich in der Natur am häufigsten, er macht wenigstens $\frac{1}{3}$ von unserm Erdkörper aus, so weit wir ihn kennen; das Wasser enthält davon an Gewicht 0,87, und die Luft dem Volumen nach 0,21; er hat einen überaus wichtigen Einfluß auf den Proceß des Verbrennens, der Oxydation der Metalle, des Athemholens, der Vegetation ꝛc. Er ist ein wesentlicher Bestandtheil aller Organgebilde. Bisher hatte man ihn als ausschließlichen Erzeuger der Säuren aufgestellt, aber seit einigen Jahren sieht er sich dieses Vorzugs durch ein anderes säurendes Princip beraubt, welches außer dieser allgemeinen Wirkung keinen andern Bezug darauf hat, nämlich durch den Wasserstoff (s. Hydrogène), welcher mit gewissen Basen vereint das hervorbringt, was man jetzt, zum Unterschiede von den Sauerstoffsäuren, Wasserstoffsäuren (Hydracida) nennt (s. Säuren), z. B. Tellur-, Schwefelwasserstoff- oder Hydrothionsäure, Davy's Chlor-Wasserstoffsäure (sonst oxydirte Salzsäure), Jod-Wasserstoffsäure, Hydrocyansäure ꝛc. Erst als die Bestandtheile der atmosphärischen Luft genauer ausgemittelt waren, hat man auch mehre Körper kennen gelernt, welche den Säuerungsstoff enthalten und aus sich gasförmig entbinden lassen, aber nicht alle, welche ihn enthalten, lassen sich zur Darstellung desselben benutzen, sondern nur solche, in denen die Wärme dem Säuerungsstoff näher verwandt ist als die Basis, woran derselbe gebunden war. Setzt man daher diese säurestoffhaltigen Körper einer höhern Wärmetemperatur aus, so erhält man deren Säuerungsprincip, indem sich solches mit Wärme verbindet, und als Oxygèngas entweicht.

I. Oxygen- oder Sauerstoffgas; nicht zu wenig, aber kein ganz reines Gas liefern die grünen Blätter von gesunden, saftigen Gewächsen, der grüne Pflanzenstoff, der sich aus Brunnenwasser an die Gefäßwände anlegt, wenn dies alles unter Quellwasser in einem Glasrecipienten an die Sonne gestellt wird. Vegetirende Pflanzen entwickeln es in der Sonnenwärme, häufiger und reiner die Gewächse in heißen Ländern. Auch läßt es sich in feinen Haarröhrchen aus dem von der Sonne beschie-

nenen Wasser sammeln. Selbst Silber-, Quecksilber- u. a. Metalloxyde scheiden es in der Sonne aus. Durch Glühen entbindet sich aus Salpeter vieles, aber unreineres Gas als unter gewissen Vorsichtsmaßregeln, aus befeuchtetem chlorsaurem Kali, welches nach Berzelius, in 100 Theilen 39,15 Sauerstoffgas enthält. Das reinste erhalten wir wol aus salzsaurem Gas, welches in der Sonne über Wasser gestellt wird. Unter den Metalloxyden geben rothes Quecksilberoxyd wenig, aber reines, und zwar bei schwächerer Hitze, als der Salpeter, schwarzes Braunstein- oder Manganoxyd hingegen das wohlfeilste, und je trockner und reiner der Braunstein ist, ein desto reineres Gas, sowol durch Glühen, als durch Erhitzen des Oxyds mit gleichviel Vitriolöl. Auf trockenem und nassem Wege läßt es sich auch wohlfeil und leicht vom rothen Bleioxyde (Mennige) trennen rc. Die besten Gasentwickelungsgefäße sind mit Thon und Kochsalz rc. beschlagene, oder in eine Halbkugel von starkem Eisenblech eingekittete Retorte aus Schmelztiegelmasse mit weitem Halse, auch wol zwei mit ihren obern Rändern zusammengekittete hessische Schmelztiegel, sowie im Kleinen und bei nicht allzustarker Hitze sehr dünn geblasene Glasgefäße, dergleichen zum Ciarcy'schen Destillationsapparat gehören (s. meine Beschreibung der chem. Geräthschaften rc. II. S. 29); im Großen zeichnet sich hier Watt's Gasentwickelungsapparat vortheilhaft aus (s. Ebend. II. S. 16, 17. Taf. I. Fig. 1—6). Rein und trocken wie die Retorten rc. müssen auch die hier weiten Leitungsröhren und die Recipienten oder Reservoirs sein, welche nicht mehr als 3—400 Cubikzolle Gas aufnehmen dürfen. Dasselbe gilt von den Gasreinigungsgeräthen und allen einzelnen Theilen des pneumatischen Apparats (s. d. Art. Gasapparat).

Das Oxygengas ist farblos, schwerer als die atmosphärische Luft, gegen Wasser = 1 gesetzt: 0,00135, oder $\frac{1}{740}$; gegen die Luft = 1 gesetzt nach Biot rc. 1,10359, nach Davy 1,128; nach Thomson 1,104 und nach Berzelius 1026; gegen das Wasserstoffgas = 1 gesetzt 15,0 specifisch schwer. Hundert Cubikzolle des Gases wiegen nach Kirwan und Davy 34 Gran engl., nach Allen und Pepys 33,82 und nach Thomson 33,672 Grane. Seine Brechbarkeit des Lichts verhält sich zu jener der atmosphärischen Luft = 0,8616 : 1,0. Sein Mischungsgewicht ist = 100. Plötzlich comprimirt leuchtet es überaus stark, brennende Körper brennen in ihm viel lebhafter, glänzender und alle Erscheinungen beim Verbrennen und Oxydiren gehen weit rascher und vollkommener darin vor sich, als in der atmosphärischen Luft, viele Körper brennen nach eingeleitetem Verbrennungsproceß darin fort, die in gemeiner Luft verlöschen, wie Eisen und Diamant. Thiere athmen ungleich leichter darin, als in einer gleichen Menge gemeiner Luft. Wenn aber auch diese, gleichwie der Mensch, in einer reinen Lebensluftregion ungleich behaglicher und munterer leben, so werden sie eben dadurch schneller zerstört, wie ein brennendes Licht rc. geschwinder in reinem Sauerstoffgas verbrennt, als in der gemeinen Luft. — Rein hat das Gas weder Geruch noch Geschmack, für sich auch keine saure Eigenschaften. Vom Wasser wird nur dann ein Theil aufgenommen, wenn solches zuvor möglichst luftleer gemacht worden ist; indessen geht es keine innige Verbindung damit ein, sondern läßt sich durch bloßes Schütteln und bei gelinder Wärme wieder davon trennen.

Das Oxygène eint sich mit allen übrigen einfachen oder Elementarstoffen, ausgenommen mit dem Fluor rc. Seine Anziehung gegen andere Körper ist häufig die größte, größer gegen die elektro-positiven, wiewol z. B. der Kohlenstoff dem Oxygène näher verwandt ist, als der Wasserstoff. Die Verbindung geschieht mit Licht und Wärmeentwickelung um so eher, je elektro-positiver die Körper sind, und heißt dann **Verbrennung** (s. d. Art.). Sehr elektro-negative Körper, wie Chlor, Jod, Brom und Azot, einen sich nur schwierig mit dem Oxygène und ohne merkliche Licht- und Wärmeentwickelung. Das Feuer erscheint als Flamme (s. Davy in Trommsdorff's Journ. f. d. Pharm. 1818. II, 1), wenn der brennbare Körper vor dem gänzlichen Verbrennen zu Dampf oder Gas wird, im entgegengesetzten Falle zeigt sich ein bloßes Glühen. Die noch unerklärte Farbe des Feuers ist bei demselben Körper verschieden, je nachdem er mehr oder weniger heftig verbrennt rc.

Nur bei gewissen höhern Wärmegraden vermag sich das Oxygène mit den übrigen Körpern zu verbinden; diese Temperaturen wechseln nach der Natur des Körpers und nach dem Cohäsionszustande eines und desselben Körpers, wie auch nach der jedesmaligen Verdichtung des Oxygengases. Wenn während der Vereinigung sich genug Feuer entwickelt, so bedarf der verbrennende Körper, nach einmal begonnenem Verbrennungsproceß, keines weitern Wärmezutritts von Außen, dessen vorzüglich mehre Metalle bedürfen. Wenn sich das Oxygène mit den verbrennenden Körpern sehr langsam verbindet, so wird die Feuerentwickelung wenig oder gar nicht bemerklich, obgleich das Product des Actes dasselbe ist, z. B. Blei bis zum Schmelzpunkte oder bis zum Siedepunkte erhitzt. Diese langsame Verbrennung steht im Gegensatze zu der raschen. Wenn sich ein Körper schon mit einem oder einigen Mischungsgewichten Oxygène vereiniget hat, so entwickelt er bei der Aufnahme von noch mehr Oxygène weniger Feuer, oft auch gar kein wahrnehmbares, z. B. schweflige Säure, Kaliumoxyd, Eisenoxydul rc. Auch nimmt die Affinität für das Oxygène ab. War dieses schon früher an a gebunden, und geht es von diesem auf b über, so ist die Feuerentwickelung minder lebhaft, als wenn sich b mit dem freien Oxygène verbunden hätte, sie ist es um so weniger, je weniger die Anziehung von a und b gegen das Oxygène in der Größe abweicht. Das an Chlor, Jod, Brom und Azot gebundene Oxygène bewirkt bei seinem Übergange an andere Körper noch die lebhaftesten Feuerentwickelungen.

Der Verbindungsact des Oxygène mit den übrigen Stoffen heißt die **Oxygenation** (s. d. Art. Oxydation). Da die meisten von diesen Verbindungsacten mit Feuerentwickelung vor sich gehen, so nennt man oft zu allgemein die Oxygenation **Verbrennung**, das Oxygène den verbrennenden, comburirenden Stoff, den oxygenirbaren Körper aber den brennbaren, combustibeln Stoff und den

oxygenirten Körper den verbrannten Stoff. (Die verschiedenen Verbrennungstheorien, unter denen jene von Wiegleb und Berzelius die wahrscheinlichsten für jetzt sind, s. in dem Art. Verbrennung.)

Die Zahlen der Mischungsgewichte, nach welchen sich das Oxygène mit einem Mischungsgewichte der übrigen sogenannten einfachen oder Elementarkörper eint, sind 1, $1\frac{1}{2}$, 2, 3, 5, $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{3}$, $\frac{2}{3}$, $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{6}$.

Das Oxygène bildet bis jetzt ungefähr 97 einfache Verbindungen. Diese sind theils saurer Natur, und heißen Sauerstoffsäuren (s. eine Übersicht aller Säuren in Nik. Scherer's a. nord. Annal. der Chemie. VIII. 1. S. 79 fg. und unter dem Artikel Säuren), theils nicht saurer Natur oder Oxyde (s. d. Art.). Außerdem ist das Oxygène ein wesentlicher Bestandtheil sämmtlicher organischer Verbindungen *). Nach Döbereiner soll dasselbe ein metallischer Körper sein, der sich als solcher im krystallisirten Braunstein- oder Manganerze finde, und vor der Voltasäule die Rolle eines Metalls spiele. Jedoch da auch er solches zu den einfachen Stoffen zählt, so läßt sich schließen, daß es mit dessen metallischer Natur nicht so ernstlich gemeint sei.

Zum innerlichen arzneilichen Gebrauche muß das Oxygengas vorzüglich rein sein, wie das aus chlorsaurem Kali bereitete; jenes aus rothem Quecksilberoxyd taugt nicht zum Einathmen; auch wird es leicht mit Stickstoffgas verunreinigt und dann, mit Schwefelkali zusammengebracht, absorbirt, sodaß es mit dem Schwefel Schwefelsäure bildet und das Stickstoffgas allein zurückläßt. Das wohlfeilste aus Mangan- oder Braunsteinoxyd muß, mit kohlensaurem Gas verunreinigt, wo dann ein glimmender Holzspan vor der Mündung des Gasrecipienten nur mit schwachem Glanze brennt, und das frische Kalkwasser sich trübt, so gereinigt werden, daß man es entweder sogleich bei der Entwickelung, oder nachher aus dem Recipienten durch eine reine Kalilauge oder durch frische Kalkmilch 2c. mehre Male streichen läßt, bis diese davon ungetrübt bleibt. Auch darf man das Gas nur mit möglichst luftleer gemachtem Kalkstaub, oder mit destillirtem Wasser zusammenschütteln. Eigene Vorrichtungen dazu haben v. Marum und Watt vorgeschlagen (s. meine Beschreibung der chem. Geräthschaften II. S. 63—65). Die darin höchst fein zertheilten braunen oder gelben Metalloxyde: Braunsteinpulver 2c., setzen sich nach 10—14stündiger Ruhe an einem kalten Orte von selbst ab. Übrigens darf man dasselbe auch an einem kühlen Orte nicht zu lange über destillirtem Wasser oder Quecksilber stehen lassen.

Es gibt folgende Verfahrungsarten, das Oxygengas mehr oder weniger mit atmosphärischer Luft verdünnt, an und in den Körper zu bringen. Ununterbrochenes Einathmen desselben in künstlichen Gasatmosphären (s. Luftverbesserungsöfen in dem Art. Ofen), wo es zugleich auf die äußere Hautfläche wirken kann; periodisches Einziehen abgemessener Portionen davon durch besondere Respirationsmaschinen, wie z. B. die Ingenhoußischen (in Crell's Ann. d. Chem. 1786. II. S. 353—360), die Fahlmer'sche und Diebolt'sche (in meiner Beschr. 2c. II. S. 134 fg. Taf. II. Fig. 20), Al. von Humboldt's Rettungsmaschine (s. Dessen Schrift über die unterirdischen Gasarten. S. 337. Taf. III. Fig. 17—21), das Einblasen desselben durch eigene Lungenpumpen 2c., wie vorzüglich die Gorcy'schen und Coleman'schen (s. J. A. Ehrlich's chir. auf Reisen 2c. gemachte Beobacht. m. K. I. [Leipz. 1795]) und der Sementinische Apparat sind (in Gilbert's Ann. d. Phys. XVI. S. 94), die Application desselben für sich oder in besondern Vehikeln, z. B. in Wasser, als Klystier oder inneres Spritzbad, und als äußerliches Heilmittel. Das damit bei 50° Fahrenh. künstlich imprägnirte Wasser enthält beinahe die Hälfte seines Volumens Oxygengas, welches durch keine Basis, sondern einzig durch Compression gebunden werden kann. Das Wasser muß in gut verstopften Flaschen aufbewahrt sein, welche auf den Stöpsel in ein Gefäß voll Wasser gestellt und nur im Augenblicke des Gebrauchs zu öffnen sind. An äußere Theile wird es entweder für sich oder auch mittels oxygenhaltiger Stoffe, vegetabilischer und mineralischer Säuren 2c. gebracht.

Die Wirkungen dieses eingeathmeten Gases auf Gesunde, von denen einige weit mehr als andere vertragen können, weichen nicht wenig von einander ab. Gewöhnlich folgt darauf Beschleunigung des Pulses, Röthe des Antlitzes und der Extremitäten, ein Gefühl von mehr oder minder empfindlicher Wärme über die ganze Haut und in dem übrigen Körper, zumal in der Lungengegend, je nachdem das Gas mehr rein, oder mit atmosphärischer Luft verdünnt war, bei Einigen ist dies Gefühl angenehmer, als bei Andern. Bei Manchen wirkt das Gas so stark, daß zumal nach dessen wiederholtem Gebrauch wirklich Fieberbewegungen, scheinbare Erhöhung der Körperthätigkeit, Lungenentzündung, Bluthusten, ja Schwindsucht erfolgen können, indeß es bei Andern gemäßigter, vorübergehender wirkt und selbst der Gesundheit zusagt. Doch kann diese verschiedene Wirkungsart ebenso wol von der stärkern oder schwächern Empfindlichkeit der Lunge, als von der Reinheit, von dem Verdünnungsgrade, von der mehr oder minder bequemen Einathmungsart des Gases selbst 2c. abhängen.

Ebenso widersprechend sind die Erfahrungen von der Wirkung desselben in Krankheiten. Stoll, Ferro und die amerikanischen Ärzte empfahlen es zum Einathmen in Brustkrankheiten, Letztere auch im Hydrothorax, indessen Scherer, Fourcroy, Beddoes, Hill u. A. aus Erfahrung widersprechen. Dagegen fanden es Fourcroy und Chaptal wirksam im feuchten und chronischen Asthma, in der Bleichsucht und Hypochondrie, sowie Thornton in dieser, bei Skrofelgeschwülsten des Halses und in Skrofeln

---

*) S. *Priestley*, Experim. and observations relating to various branches etc. I. Scheele's Abhandl. von der Luft und dem Feuer und Dessen neue Bemerkung in v. Crell's Ann. d. Chem. 1785. 2. S. 229, 291; vergl. Scheele's physik. u. chem. Werke. I. Lavoisier's System der antiphlogist. Chem., übers. von Hermbstädt. (Berlin 1803.) I. S. 59—122 fg. Nik. Scherer's Grundzüge der neuen chem. Theorie. S. 47 fg. Berzelius in Schweigger's n. Journ. der Chem. 2c. VI. S. 119 fg. Bucholz ebendas. S. 219.

überhaupt; Beddoes in faulichten Krankheiten, im Skorbut, Hill bei Nervenschwäche, im letzten Zeitraume schleichender Nervenfieber, bei schwächlichen und rhachitischen Kindern, zur Beförderung des Wachsthums und Verbesserung der Deformitäten, bei Knochenauswüchsen u. a. Knochenkrankheiten, in Gelenkkrankheiten, bei weißen Kniegeschwülsten, langwierigen Geschwüren, im Krebs und Brand, in Flechten u. a. chronischen Ausschlägen der Haut, im asthenischen Krampfhusten, in der äußersten Entkräftung säugender Mütter, in der Gicht, Epilepsie, im Wasserkopfe, bei Lähmungen der Füße, Harnblase, Augenlider ꝛc. mit oder ohne andere innere Arzneimittel. Übrigens ist es ein Gegengift des eingeathmeten Wasserstoffgases. Mehre andere Gebrauchsfälle desselben s. in Tib. Cavallo's Vers. über die med. Anwendung der Gasarten, mit erl. Zusätzen von A. N. Scherer ꝛc. (Leipzig 1799.) S. 73—126. Dan. Hill's Beob. und Vers. über die Heilkr. des Sauerstoffgases ꝛc. Aus dem Engl. mit Anmerk. von Münchmeyer. (Gött. 1801.) I. S. 15 fg.

Das Einblasen des Gases in die Lungen ohne, oder nur mit weniger atmosphärischer Luft rühmt Blech im höchsten Grade der Schwäche bei Säuglingen und in mehren Arten schleuniger Todesfälle, Goodwyn zur Wiederbelebung Scheinerstickter (nur nicht von zu viel geathmetem kohlensaurem und Chloringas), der ertrunkenen oder vom Blitze getroffenen Scheintodten (Selle), asphyktisch geborner Kinder, in Ohnmachten ꝛc. Sauerstoffgasklystiere fand Hufeland zugleich angezeigt in allen Nervenkrankheiten von Schwäche, wo mehr Lebensreizung nöthig ist, in Scheintodfällen ꝛc.

Äußerlich wendet man endlich dies Gas an, nach Warren, entweder auf die ganze Hautfläche in chronischen Ausschlags- oder andern Krankheiten der Haut von Schwäche, oder örtlich auf skorbutische Geschwüre ꝛc. Belletan widerräth es aber im Spitalbrande. In Salbenform, als Unguentum oxygenatum, läßt es sich nicht lange unverändert aufbewahren. Die Dosis desselben zum Einathmen ist Anfangs 1 Pfund mit 20—30 gemeiner Luft dem Umfange nach; allmälig mehr davon, aber jedesmal mit 20 der letzten verdünnt, wenn nicht dringende Umstände, wie Scheintodfälle ꝛc., sogleich eine größere Gabe fodern, dergleichen auch Kranke bei langsamem und starkem Puls, eher, als bei einem langsamen und schwachen, vertragen. In Krankheiten von Mangel an Erregbarkeit soll man täglich mehre Kubikfuß anwenden (?). Gibt man es nur mit wenig atmosphärischer Luft vermischt, so ist mehr davon nöthig; denn in Verbindung einer größern Quantität von jener, soll es nach Cavallo mehr und länger Gelegenheit haben zu wirken.

Technisch dient das Sauerstoffgas zum Schmelzen und Oxydiren der Metalle vor dem Löthrohr (s. d. Art.); in einer gleichgroßen Menge dieses Gases läßt sich viermal mehr Metall oxydiren als in der gemeinen Luft.

II. Liquides Oxygène nennt Thenard ein mit der 475fachen Menge Oxygengas dem Raume nach angeschwängertes Sauerstoffwasser (s. Gilbert's Ann. der Phys. ꝛc. 1820. I. S. 1 fg.) Er verband das Wasser mittels eines complicirten chemischen Processes mit dem Oxygène in dem Doppelten von dem Verhältnisse, welches das eigenthümliche seiner gewöhnlichen chemischen Zusammensetzung ist, und constituirte so ein wahres deutoxyde d'oxygène. Es hat eine Dichtheit von 1,453 und enthält Sauerstoffgas, welches das eigene Volumen 475 Mal, das des nicht oxygenirten Wassers aber 616 Mal übertrifft. Es ist farblos, ohne Geruch, aber von adstringirendem bitterlichem Geschmacke. Es färbt weder Lackmus noch Veilchensaft. Es mischt sich mit dem gemeinen Wasser, gefriert unverändert, verfliegt im luftleeren Raume, ohne sich zu zersetzen, gibt aber in der Siedhitze alles sein Oxygène ab. Auch Metalle mit ihren Oxyden und mehre Thierstoffe, besonders der Faserstoff, verwandeln es wieder in gewöhnliches Wasser. Pleischl (bei Gilbert a. a. O. S. 215 fg.) hat dies Präparat in gewissen Asphyxien als das kräftigste Wiederbelebungsmittel vorgeschlagen, wenn man davon dem Scheintodten einige kleine Löffel voll in den Mund bringe, Nase und Mund schließe, und so das Gas daraus sich im Körper selbst entwickeln lasse; es sei denn, daß das Mittel die Zunge und andere Weichgebilde der Mund- und Schlundhöhle nicht minder reize und zerstöre als die Haut; denn schon ein Tröpfchen davon greift die Epidermis sogleich an, macht sie schneeweiß und schuppig, erregt ein länger dauerndes Stechen, in der Folge zerstört es die Haut, wie alle Schleimhäute, verdichtet den Speichel und läßt einen bittern, zusammenziehenden Geschmack, wie Brechweinstein, auf der weißen Zunge zurück. Auch schon das ganze Verfahren dürfte unausführbar sein, weil es dabei an einer Kraft fehlt, das in der Schlundhöhle plötzlich sich entwickelnde Gas in die Lungen der Scheintodten hineinzutreiben. Wollte man aber das gasförmige Oxygène aus dem liquiden so darstellen, daß man in eine mit einem Entbindungsrohre versehene Tubulatretorte durch den Tubulus fein zerriebenes und in Wasser zerrührtes schwarzes Manganoxyd, oder ein Stückchen Silber zu dem oxygenirten Wasser brächte, und den Tubulus sogleich mittels eines eigenen Korks luftdicht verschlösse, das Gas aber über Wasser auffinge, und dann schicklich in die Lungen des Scheintodten leitete, so würden bei diesem Verfahren Glasgefäße häufig mit Gefahr für die Umstehenden zersprengt werden. Doch nicht sowol die Anwendungs-, als vielmehr die leichtere Darstellungsart dieses mächtigen Mittels in Menge, womit man unter Umständen vielleicht Wunder thun könnte, bleibt immer noch sehr schwierig.

Technisch kann man es benutzen als Bleichwasser in den Indiennefabriken ꝛc. Es muß in fest verschlossenen Bouteillen unter reinem Wasser weder zu lange, noch in großen Vorräthen an einem kühlen Orte aufbewahrt werden. Seine Stärke prüft man durch blaue Pflanzensäfte. Je mehr und schneller sich z. B. hineingetauchtes Lackmuspapier ꝛc. röthet, desto reicher ist das Wasser an Sauerstoffgas, und so umgekehrt. (*Th. Schreger.*)

Oxygenäther, s. **Sauerstoffäther**.

Oxygengas, s. **Oxygène**.

OXYGENITÄT, ist im Gegensatze von Hydrogenität die Eigenschaft eines Körpers, die sich zunächst auf

das Eingehen des Oxygène in seine materielle Natur gründet, als Hauptcharakter aufgestellt. (*Th. Schreger.*)

OXYGENOMETER (Euaërometer, Eudiometer), Sauerstoffmesser (Lebensluftmesser, Luftgüteprüfer), oxygenometra etc., heißen jene Kunstwerkzeuge, die uns höchstens den größern oder geringern Antheil an Sauerstoff in einer gegebenen Luftmasse andeuten, aber nicht dessen absoluten Umfang, noch auch die durch und in Luft und Wärme aufgelösten Dünste, viel weniger die mit denselben mechanisch oder chemisch verbundenen fremdartigen Stoffe und Contagien, wozu man vielmehr alle thermometrische, barometrische, elektrometrische und hygrometrische Beobachtungen zugleich mit den oxygenometrischen ꝛc. benutzen muß.

I. Die Salpetergas-Eudiometer, eine Erfindung Priestley's, dienen zur Prüfung des Sauerstoffgehalts der Luft durch das Salpetergas. Hier beruht Alles auf jener besondern Eigenschaft dieses Gases, daß es, mit der atmosphärischen Luft in Berührung gebracht, sogleich seine Gasform verliert und sich mit dem Antheile derselben an Sauerstoff zu unvollkommener Salpetersäure verbindet, wobei das Stickgas allein übrig bleibt.

a) Priestley's sehr einfache Vorrichtung besteht aus einer Glasphiole (Unzenmaß), und aus zwei Glasröhren, einer größern genau graduirten und einer kleinern glatten Röhre. Das Maß wird zu Versuchen mit Wasser gefüllt und umgekehrt über die Mündung eines Trichters im Gesimse der gewöhnlichen Luftwanne gestellt (s. d. Art. Gasapparat), um zuerst die zu prüfende Luft, und nachmals salpeterhalbsaures Gas, oder besser dieses zuerst durch denselben in die kleinere Glasröhre, doch ohne sie mit bloßer Hand zu berühren, einzulassen. Das ganze Luftgemenge läßt man endlich in die größere Röhre treten, die nun ganz stät in das Wasser gesetzt wird, bis die Wasserfläche in ihrem Raume mit der des äußern Wassers parallel steht. So kann der Raum, den die zwei Maße Luft nach ihrer Verbindung einnehmen, in 100 Theilen eines Maßes bemerkt werden. Das Salpetergas muß aber immer gleich stark und rein sein, und zugleich der Punkt genau getroffen werden, wo die Verminderung des Raums, den das Luftgemenge einnimmt, am größten ist, weil dieses hierauf wieder anfängt, einen größern Raum einzunehmen. Überhaupt bedürfen die Salpetergas-Eudiometer sehr genauer Beobachter. (Vergl. Priestley's Versuche und Beobachtungen über Luft ꝛc. III.).

b) Fontana's neuester Eudiometer, einen verbesserten Priestley'schen s. in meiner Beschr. der chem. Geräthschaften ꝛc. (Fürth 1802.) II. S. 223 fg. Taf. II. Fig. 29—31; vergl. Ingenhouß' Vers. mit Pflanzen, aus dem Engl. (Leipz. 1780.) II. Fig. 1—6.

c) Cavallo's vereinfachter Fontana'scher Apparat (in Dessen Schrift über die Eigensch. der Luft ꝛc. Taf. III. Fig. 4, 5).

d) Luz's abgeänderter Fontana'scher Apparat, s. in Dessen Anweis. d. Eudiometer des Fontana zu verfertigen ꝛc. (Nürnb. u. Leipz. 1784).

e) Landriani's Eudiometer (s. in Dessen Richerche fis. intorno alla salubr. dell' aria. [Milano 1775, teutsch Bresl. 1778.])

f) Ingenhouß' Eudiometer (in Philos. Transact. Vol. LXVI. P. 1.).

g) Magellan's Eudiometer s. bei Cavallo a. a. O. Taf. II. Fig. 23, 24 und meine Beschreib. a. a. O. Taf. II. Fig. 28. S. 232 fg.

h) Gerardin's Eudiometer in *Rozier* Journ. Mars 1778.

i) Stegmann's Luftmesser s. in Dessen Beschr. ꝛc. (Cassel 1778.)

k) White's Eudiometer (s. Phil. Trans. Vol. LXVIII).

l) De Saussure's Eudiometer (s. Dessen Reise durch die Alpen ꝛc. Aus d. Franz. (Leipz. 1781.) II.

m) Achard's Eudiometer (s. in Dessen ph. ch. Abhandl. [Berl. 1784.] I. S. 298, 302. Fig. I).

n) Cavendish's Eudiometer (s. Dessen An account of a new Eudiometer etc. [Lond. 1783.])

o) Viborg's Eudiometer (s. in Tent. Eudiometr. perf. [Havn. 1784]).

p) Wilke's Eudiometer (s. in Goth. Mag. III, 4. Taf. III. Fig. 2).

q) Einen Quecksilberapparat zum Eudiometer anwendbar (s. im Goth. Mag. a. a. O. Taf. III. Fig. 1).

r) Scherer's Vorrichtung (s. in d. Abhandl. d. böhm. Gesellsch. d. Wissensch. III. [Prag u. Dresd. 1787]).

s) Späth's Eudiometer (s. in Gren's Journ. d. Ph. III. 8).

t) Klingert's Eudiometer (s. in Gilbert's Ann. d. Ph. ꝛc. V, 2. Taf. V. Fig. 4—7).

II. Wasserstoffgas-Eudiometer, eine Erfindung Volta's, wo in einer eingeschlossenen Luftmenge Wasserstoffgas so lange abgebrannt wird, bis jene keine Flamme mehr unterhalten kann. Durch das Verhältniß, nach welchem 15 Gewichtstheile Wasserstoffgas bei ihrer Verbrennung 85 Theile Sauerstoff verzehren, und sich damit in 100 Wasser verwandeln sollen, läßt sich der Sauerstoffgehalt in der eingeschlossenen Luftmasse sehr genau berechnen, wenn man nur sich eines immer gleichen und reinen Wasserstoffgehalts bedient ꝛc.

a) Volta's Eudiometer, s. in Dessen Lettere sull' aria nat. delle paludi. (Como 1776. Teutsch Winterthur 1778).

b) Dasselbe von Pepy verändert, s. in Oken's Isis 1818. IX. S. 1431 fg. Döbereiner hat es wesentlich dadurch verbessert, daß die Verbindung der Gase durch Platinschwamm langsam und ohne Explosion entzündet wird.

III. Die Schwefelkali- oder Schwefelkalk-Eudiometer, von Scheele erfunden, bezwecken die Verminderung einer bestimmten Luftmenge mittels aufgelösten Schwefelkalis oder besser Schwefelkalkes ꝛc. nach Graden.

a) Scheele's Eudiometer (s. in Dessen sämmtlichen Werken, herausgegeb. von Hermbstädt. II. S. 207 fg.).

b) Guyton-Morveau's Eudiometer (s. Gren's Journ. III. d. Abbild., und meine Beschreibung der chem. Geräthschaften. Taf. II. Fig. 33. S. 248 fg.).

c) Alex. v. Humboldt's Eudiometer (s. in Dessen Vers. über d. chem. Zerlegung des Luftkreises [Braunschw. 1799]).

IV. In den Phosphor-Eudiometern, einer

Erfindung Achard's sucht man entweder durch das Verbrennen oder durch das Leuchten des Phosphors die Absorption des Sauerstoffgases zu bewirken. Sie zeigen dieses beständig und genau an, und haben selbst vor den Salpetergas-Eudiometern, wenigstens für Ungeübte, die leicht mit diesen irren können, immer noch ihre Vorzüge. Da jedoch ein Gemenge von Schwefel und Phosphor weit brennbarer ist, als der letzte für sich, so könnte dasselbe am besten wol in Verbindung mit Kalilauge zur Bestimmung des Sauerstoffgehalts der Luft dienen.

a) Achard's Phosphor-Eudiometer (s. in Dessen Samml. ph. u ch. Abhandl. I. S. 327. Fig. 2).

b) Seguin's und Lavoisier's Eudiometer (in Gren's Journ. d. Ph. VI.).

c) Giobert's Eudiometer (s. **Journ. de l'Ecole polytechn.** 2).

d) Reboul's Eudiometer (s. bei Gren a. a. O. I. S. 374 und in Scherer's a. Journ. d. Ch. I, 6. S. 582; vergl. meine Beschreibung ꝛc. II. S. 253 fg. Taf. II. Fig. 32).

e) Göttling's Vorrichtung (s. in Dessen Taschenbuche ꝛc. 1794).

f) Gren's Eudiometer (s. in Dessen n. Journ. d. Ph. IV, 4 und in Dessen Grundriß der Naturlehre. 3. Aufl. [Halle 1797.]).

g) Berthollet's Eudiometer (s. in Scherer's a. chem. Journ. I. 5. ꝛc. S. 522 fg.).

h) v. Humboldt's Phosphor-Eudiometer, mit Voigt's Verbesserungen (s. bei Scherer a. a. O. I. S. 573 fg., 582 fg. II. 10. S. 510. Taf. IV. Fig. 4).

i) Cavallo's Eudiometer (s. Ebendas. III. 16. S. 484).

k) Parrot's Eudiometer (s. in Voigt's Mag. ꝛc. II. 1. Taf. III. Fig. 3. 4 und meine Beschreib. d. chem. Geräthsch. ꝛc. S. 259 fg. Taf. II. Fig. 34).

l) Grashof's Apparat (s. bei Scherer a. a. O. 20. Fig. 5 und meine Beschr. ꝛc. S. 261 fg. Taf. I. Fig. 16).

m) Fr. Hildebrandt's Geräthsch. (s. Dessen Vorr. zu meiner Beschreib. der chem. Geräthschaften ꝛc. I. S. VII. Taf. II. Fig. 36).

Außerdem sind noch folgende eudiometrische Apparate bekannt:

1) Lavoisier's Luftgüteprüfer (s. **Mém. d. l'Ac. etc.** [**à Paris** 1780], Teutsch in v. Crell's chem. Annal. 1787. II.).

2) Morozzo's Eudiometer (s. Goth. Magazin ꝛc. II. 2. 3).

3) Ackermann's Weingeist-Eudioskop (s. Dess. Vers. a. u. a. O. und J. A. Scherer in. d. Samml. physik. Aufsätze, herausgeg. von Mayer. II. [Dresd. 1792]).

4) Hochheimer's Apparat (s. die Anzeigen der leipziger ökonom. Societät. Michael. 1796).

5) Alex. v. Humboldt's Antrakometer (Oxyanthrakometer, Kohlensäuremesser) auch als Oxygenometer anwendbar (s. in Gilbert's Ann. d. Ph. III. 1. f. 7).

6) Parrot's Gasoxymeter (s. in Voigt's Mag. ꝛc. III, 1).

7) Van Mons' Phosphorwasserstoffgas-Eudiometer (s. Kastner's Archiv für die gesammte Naturlehre. 1824 III, 1. S. 61 fg.).

8) R. Hare's verbesserter Eudiometer (s. **The Philadelphia Journ. of the medic. and physic. Sciences.** 1825. **Vol. II. Nr. III. Novemb. Art. 6. Vol. V. Mai** 1827).

Vergl. Beschreibung eines Glasgeräthes ꝛc., wie auch einiger Eudiometer von S. H. Magellan, aus d. Engl. m. Zus. von Wenzel. (Dresd. 1780.) Mit Kupf. Die Geschichte der Luftgüteprüfungslehre für Ärzte und Naturfreunde, kritisch bearbeitet von J. A. Scherer. (Wien 1785.) 2 Bde. m. K. Berthollet's Bemerkungen über die Eudiometer in Gilbert's Annal. d. Ph ꝛc. V, 3. V. Arnim Ebendas. VI, 4. A. v. Humboldt's Beiträge zur Eudiometrie in Scherer's a. Journ. d. Ch. I. S. 263 u. 573. III, 13. Hft S. 81. 14. Hft. N. 10. C. W. Böckmann bei Gilbert ꝛc. VII, 2. S. 224 fg. C. H. Ackermann's Vers. über die Prüfung der Luftgüte ꝛc. (Leipzig 1791.) Einige Resultate aus eudiometrischen Versuchen von Parrot in Voigt's Magazin ꝛc. 1800. II, 1, 2. III, 1. Humboldt und Gay-Lussac über die eudiometrischen Mittel in Gilbert's Annalen der Ph. ꝛc. XX. S. 1 fg., 129 fg. Gehler's physikal. Wörterbuch ꝛc. Art. Eudiometer. Fischer's physikal. Wörterbuch. II. Lehrbuch der Meteorologie von L. F. Kämtz ꝛc. (Halle 1831.) 1. Bd 1. Abschn. S. 14 fg. (*Th. Schreger.*)

OXYGNATHUS (Insecta). Eine von Dejean (**Spec. de Coleopt.** II, 475) errichtete Käfergattung aus der Familie der Carabicinen, früher zu Scarites gerechnet. Die Kennzeichen sind: das Knie gegliedert, fast flach und dreilappig, die Lefze ist sehr kurz, kaum bemerkbar, die Mandibeln vortretend, gebogen, sehr spitzig, innen zahnlos, das letzte Glied der Labialpalpen fast cylindrisch, die Fühler schnurförmig, das erste Glied ziemlich lang, die andern viel kleiner, rundlich, gegen das Ende größer werdend, der Körper länglich cylindrisch, der Thorax fast viereckig, die vordern Schienen handförmig, Typus der Gattung ist:

O. elongatus (*Dejean.* **Spec. de Col. T. II. Supp.** p. 475. **Scarites elongatus**, Wiedemann, zoologisches Magazin, 11, 1. S. 38. Nr. 52). Fünf Linien lang, schwarz, cylindrisch, die vordern Schienen dreizähnig, die hintern eindornig, die Flügeldecken lang, gleich breit, gefurcht, mit eingedrückten Furchen in den Punkten, Fühler und Füße rostbraun. Vaterland Ostindien. (D. *Thon.*)

Oxygonum *Burch.*, s. **Polygonum** *L.*

OXYLIDES *Hübner* (Insecta). Eine Gattung Tagschmetterlinge, dadurch ausgezeichnet, daß die Unterflügel drei Schwänzchen haben und alle Flügel unten weiß, orangegelb gezeichnet sind. Diese Schmetterlinge gehören zu der größern Gattung Lycäna. Hübner (Verz. S. 77) zieht hierher **Papilio Celmus** *Cramer.* 55. G. H. und **Faunus** *Cramer.* 39. A. B. und 59. f. G. **Hesiodus** *Herbst.* 302. 5. 6. (D. *Thon.*)

OXYLOBIUM. Eine von Andrews aufgestellte Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der zehnten Lin-

né'schen Classe und aus der Gruppe der Sophoreen der natürlichen Familien der Leguminosen. Char. Der Kelch fünftheilig, fast zweilippig, zuletzt zurückgeschlagen; der Wimpel der Schmetterlingscorolle flach, der Kiel schmalgedrückt, mit den Segeln von gleicher Größe; der Griffel aufsteigend, mit einfacher Narbe; die Hülsenfrucht fast ungestielt, vielsamig, eiförmig bauchig, zugespitzt (daher der Gattungsname: λοβὸς, Hülse, ὀξὺς, spitz). Die sechs bekannten Arten sind als Sträucher oder Staudengewächse mit wirbelförmigen, drei- oder vierzähligen, ganzrandigen, steifen Blättern, doldentraubigen Blüthenstielen und gelben oder röthlichen Blumen in Neuholland und auf der Van-Diemens-Insel einheimisch. 1) **O. arborescens** *R. Brown* (in *Aiton fil.* Hort. kew. ed. 2. *Ker.* Bot. reg. t. 392. *Loddiges*, Bot. cab. t. 163, Bot. mag. t. 2442). 2) **O. ellipticum** *R. Br.* (l. c., **Gompholobium ellipticum**, *Labillardière* Nov. Holl. I. t. 135. **Callistachys elliptica**, *Ventenat.* malmais. t. 115). 3) **O. obtusifolium** *Sweet.* (Flor. australas. I. nr. 5). 4) **O. cordifolium** *Andrews.* (Bot. rep. t. 492, Bot. mag. t. 1544. *Loddig.* Bot. cab. t. 937). 5) **O. spinosum** *Candolle.* (Prodr. II. p. 104) und als zweifelhaft 6) **O. Pultenaeae** *Cand.* (Légum., l. c., **Pultenaea sylvatica** *Sieber.* Herb. Nov. Holl. n. 403). (*A. Sprengel.*)

OXYLOS, der ätolische Eroberer von Elis in der Genossenschaft der Dorer und Herakliden. Eine alte Verbindung der Eleer mit den nur durch die weitere Mündung des krissäischen Meeres von ihnen getrennten Ätolern erkennen wir schon aus Homer, wo Pylier, Epeier und Ätoler bei den Leichenspielen des Amarynkeus zusammenkommen [1]. Dasselbe spricht die von Ephoros aufbehaltene Sage aus, nach welcher Endymion's Sohn Ätolos aus Elis, vom Salmoneus vertrieben, nach Ätolien wanderte und dies Land den Kureten abnahm [2]. Im zehnten Geschlechte nach diesem Ätolos wurde Oxylos, der Sohn des Hämon, geboren, der Gründer der Stadt Elis, wie die Inschrift an der Bildsäule des Oxylos auf dem Markte derselben behauptete [3]. Hierüber nun erzählte man folgendes Einzelne. Andrämon zeugte mit Öneus' Tochter Gorge den Thoas, dieser den Hämon, Hämon den Oxylos. Dieses Geschlecht war mit den Herakliden verwandt durch Herakles' Gemahlin, Dejanira, die Schwester der Gorge. Oxylos tödtete wider Willen mit dem Discus einen Verwandten, nach Einigen seinen Bruder Thermios, nach Andern den Alkidokos, des Skopios' Sohn, und ging deshalb in die jährige Verbannung nach Elis [4]. Mittlerweile rüsteten sich die Herakliden zu einem neuen Angriffe auf den Peloponnes und befragten das Orakel über das Unternehmen. Hier ward ihnen geboten, den Dreiäugigen zum Führer zu nehmen. Als sie über den Sinn des Orakels grübelnd fortgingen, begegnete ihnen Oxylos einäugig auf zweiäugigem Roß [5], oder nach Andern zweiäugig auf einäugigem Maulthiere [6]. Kresphontes erkannte, daß dieser vom Gott bezeichnet sei, und sie nahmen den Oxylos zum Genossen auf. Von ihm erhielten sie den Rath, nicht über den Isthmos, sondern von Naupaktos aus über die Meerenge von Rhion in den Peloponnes einzudringen. Für diesen Rath bewilligten die Herakliden dem Oxylos das Land Elis, aus dem seine Vorfahren ausgewandert waren [7]. Er gab ihnen die Vertheilung des Peloponneses an und wies alle Mittel zur Eroberung desselben nach; dann sammelte er ein Heer von Ätolern und zog mit demselben gegen die Epeier. So erzählen Ephoros bei Strabon [8]) und Pausanias, während Apollodor dem Oxylos blos die Führung in den Peloponnes zuschreibt und die Herakliden schon vorher zu Naupaktos lagern läßt, weil der Gott zu Delphi selbst ihnen den Wasserweg nachgewiesen hat. Da aber in der Gegend von Naupaktos die ätolische Macht überwiegt, denn die ozolischen Lokrer haben nie eine politische Bedeutung gehabt, weder in der Zeit der Sagen, noch in der historischen, und da Oxylos in seiner ganzen Thätigkeit die Verbindung der Ätoler mit den Herakliden darstellt, scheint die Erzählung des Ephoros die Sage am unverstelltesten wiederzugeben.

Oxylos führt die Herakliden nicht durch Elis, um sie nicht nach dem Besitze des reichen Landes lüstern zu machen, sondern durch Arkadien nach Argos, Lakonien und Messenien [9]. „Er selbst aber," erzählte Ephoros, „wünschte sein Land ohne Krieg zu gewinnen, offenbar wegen der alten Verwandtschaft beider Völker; und als die Epeier unter ihrem Könige Dios, dem Sohne des Amphimachos, gegen ihn in Waffen ausgezogen waren, schlug er nach alter hellenischer Sitte einen Zweikampf vor. Gegen den epeischen Bogenschützen Degmenos trat der ätolische Schleuderer Pyrächmes auf, denn die Schleuder war kurz vorher von den Ätolern erfunden. Degmenos hatte geglaubt, durch die fernwirkende Kraft des Bogens einen Schwerbewaffneten leicht überwinden zu können, aber Pyrächmes merkte die List, die Schleuder traf weiter, Degmenos fiel und Oxylos erhielt das Königthum von Elis, vertrieb die Epeier nicht, sondern ließ die Ätoler unter ihnen wohnen unter Landesvertheilung [10]. Er gestand dem Dios Ehrenrechte zu, bewahrte den Dienst der Landesherren, namentlich des Augeas, versammelte die Landbewohner aus der Umgegend in seine neugegründete Stadt Elis und berief nach einem Orakelspruche, der einen Pelopiden zum Mitgründer gebot, den Agorios, den Sohn des Damosios, Enkel des Penthilos, des Sohnes des Orestes, herein mit einer beträchtlichen Anzahl von Achäern aus Helike [11]. Die Herakliden übertrugen ihm die bisher den Achäern zuständige Verwaltung des olympischen Heiligthums, weiheten das ganze eleische Land dem Zeus und setzten einen Fluch auf Jeden, der dasselbe befehdete

1) Il. XXIII, 633. 2) *Strab.* VIII, 357. 3) *Strab.* X, 463: *Αἰτωλός ποτε τόνδε λιπὼν αὐτόχθονα δῆμον κτήσατο Κουρῆτιν γῆν δορὶ πολλὰ καμών. Τῆς δ' αὐτῆς γενεᾶς δεκατόσπορος Αἵμονος υἱὸς Ὄξυλος ἀρχαίην ἔκτισε τήνδε πόλιν.* Apollodor nennt den Oxylos Sohn des Andrämon aus Verwechselung mit seinem Ahnherrn, was bei dergleichen Bedeutung beider Worte kaum ein Irthum zu nennen ist. 4) *Paus.* V, 3, 6, 7.

5) *Apollod.* II, 8, 3, 4. 6) *Paus.* V, 3, 5. 7) *Paus.* ib. 6. 8) *Strab.* VIII. l. c. 9) *Paus.* V, 4, 1. 10) *Strab.* l. c. *Paus.* X, 4, 1, 2. 11) *Paus.* X, 4, 2, 3.

oder auch nur einer Befehdung nicht wehrte, daher die Stadt Elis, welche nach Ephoros nicht von Oxylos, sondern später erbaut wurde, ohne Mauern blieb, und allen durchziehenden Heeren fortwährend an der Grenze die Waffen abgenommen und erst beim Austritte wiedergegeben wurden [12]). Oxylos' Gemahlin, Pieria, von der weiter Nichts bekannt ist, gebar ihm zwei Söhne, den Ätolos und Lajas. Der erste starb vor den Ältern und wurde begraben am Thore von Elis gegen Olympia, nach einem Orakelspruche, daß sein Leichnam weder außerhalb noch innerhalb der Stadt ruhen dürfe, und der Gymnasiarch brachte ihm jährlich Todtenopfer. Lajas folgte dem Oxylos im Königthume, seine Nachkommen aber lebten als Bürger, und nur Iphitos wurde unter ihnen berühmt als Erneuerer der olympischen Spiele [13]), deren Einrichtung nach Herakles auch dem Oxylos selbst beigelegt wurde, nach dessen Tode sie eingestellt seien [14]). Auf dem Markte von Elis stand eine Bildsäule des Oxylos [15]), und ein niedriges Denkmal, bestehend aus einem auf Säulen von Eichenholze ruhenden Dache, das ebenfalls, aber nicht allgemein, auf Oxylos bezogen wurde [16]). Eben dort erinnerte die vom Gymnasion nach den Bädern führende Straße des Schweigens an die von Oxylos nach Elis gesandten Späher, welche verabredet hatten, dort lautlos auf die Reden der Städter zu horchen [17]). Auf dem Kasten des Kypselos glaubte man ebenfalls die mit dem Oxylos gegen die Eleer herangezogenen Ätoler in freundschaftlicher Begegnung dargestellt zu sehen [18]). Den Namen der Insel Sphakteria erklärte man aus einem daselbst von den Herakliden mit dem Oxylos geschlossenen Freundschaftsbündnisse [19]).

Suchen wir nun in das Verständniß der Bildung dieser Sagen einzudringen, so können wir als historische Grundlage gewiß nicht mehr anerkennen, als die Einwanderung der Ätoler in Elis in Verbindung mit den Dorern und ihre friedliche Übereinkunft mit dem Epeiern. Oxylos, der Vater des Ätolos, der Sohn des Hämon, kann nicht als historische Erinnerung festgehalten werden, vielmehr ist in ihm Alles symbolisch. Denn schon die Bestattung des Ätolos nicht in und nicht außer der Stadt ergibt sich unabweislich als symbolischer Ausdruck für die Einbürgerung der Ätoler in Elis, die nun als Ätoler nicht mehr eigentlich fremd und noch nicht eigentlich einheimisch sind, bis die ätolische Eigenthümlichkeit stirbt und sie zu Eleern verschmelzen, zu einem neuen Volke, dessen Fürst der Volksfürst Lajas. Hämon aber ist offenbar nur erfunden, um den Oxylos als Sohn seiner Blutthat zu bezeichnen, denn jener Mord treibt ihn zuerst nach Elis, dessen Heros er nachher wird. Vergegenwärtigen wir uns nun das Bild des Oxylos in seinen einzelnen Zügen, so erscheint er nicht vorzugsweise als waffenmächtig und gewaltig, wie etwa Tydeus, sondern als der scharfsinnige Enträthseler des Göttерspruchs und Berather der Dorer, zugleich behutsam gegen diese selbst, indem er sie von seinem Lande abwendet, ferner in Abneigung gegen Gewaltsamkeit, als Aussender von Spähern, als Vermittler durch Zweikampf, in dem er nun auch wieder nicht selbst auftritt, in dem nicht mit den verwegenen Waffen von Lanze und Schwert gekämpft wird, sondern mit ferntreffenden, bei deren Gebrauch List die List überbietet. Uns scheint daher der Name Oxylos, der Scharfe, der Spitze, den Scharfsinnigen anzudeuten, der bei jedem Falle genau und klar sieht, was für seinen oder Anderer Vortheil zu thun ist. Hieraus möchte nun auch jener dunkle Befehl des Orakels eine Erklärung gewinnen. Das dritte Auge ist das des Verstandes, fürwahr das beste Auge, ohne welches die Sehenden mit ihren Augen blind sind. Die alten Orakel hatten den Dorern ihren Weg in der dritten Frucht vorgezeichnet, diese konnten ihn mit ihren beiden Augen nicht finden; sehr natürlich reihte sich das Gebot an, einen dreiäugigen Führer zu suchen, der ihnen sich im Scharfblickenden darbietet. Und wahrscheinlich in der ältesten Form der Sage in dem scharfblickenden Einäugigen, weil der concentrirte Blick eines Auges schärfer sieht, als zwei. Man könnte versucht werden, das Roß des Einäugigen, der die Suchenden nach der Stadt des Schiffbaues weist, für das Wellenroß, das Meerschiff, zu halten, und die Foderung des Dreiäugigen würde damit nicht aufgehoben, weil auch das Vorderschiff bei den Dichtern vorn mit den Augen auf seinen Pfad schaut [20]), aber wir wollen uns nicht verlocken lassen, dies für mehr zu geben, als eine Möglichkeit. Nur ist einem Einwurfe zu begegnen, daß für den scharfsinnigen Berather und Enträthseler das wilde Volk der Ätoler, als dessen Vertreter Oxylos erscheint, wenig passen mag. Aber die Ätoler haben zu allen Zeiten neben der Roheit, wie rohe Völker oft, habsüchtige Schlauheit gezeigt, und es ist beachtungswerth, daß die verständige Göttin, die scharfblickende Athene (Oxyderko) bei ihnen vorzüglich verehrt und die Beschützerin ihrer Nationalhelden Tydeus und Diomedes war, nicht etwa der Gott des Betruges Hermes, sondern die Göttin der Verständigkeit. In ihrem Sinne handelt Oxylos, und die Sage von ihm löst sich demnach völlig auf in eine symbolische Darstellung der Thatsache, daß die Dorer, nachdem sie die Unthunlichkeit des Eindringens über den Isthmos eingesehen, den verständigen Entschluß eines Einfalls zur See in die Nordküste des Landes faßten, wo der Scharfblick, vielleicht der Ätoler, eine schwache Bewachung der Achäer erkannt hatte, daß sie, um einen sichern Ausgangspunkt von Naupaktos und dem Vorgebirge Antirrhion zu haben, sich mit den Ätolern verbündeten und sich Scharen derselben zugesellten, durch die auch in Elis, obwol minder gewaltsam, als in den dorisch gewordenen Staaten, sich die Verhältnisse der Herrschaft umgestalteten. Auch von den übrigen Namen, die in diesen Sagen erwähnt werden, sind höchstens die der Herakliden Fürsten historische Erinnerung, weder Oxylos' Bruder Thermios, in dem nur die ätolische Haupt-

12) *Strab.* l. c. 13) *Paus.* l. c. 4, 5. 14) *Paus.* V, 8, 5. 15) S. Not. 3. 16) *Paus.* VI, 24, 9. 17) *Paus.* VI, 23, 8. 18) *Paus.* V, 18, 6. 19) *Steph. Byz.* *Σφακτηρία.*

20) *Aesch.* Suppl. 716: *καὶ πρῷρα πρόσθεν ὄμμασιν βλέπουσ' ὁδόν.*

stadt Thermon erscheint, noch der von ihm getödtete Alkidokos, der die Kraft aufnimmt, empfindet, der Sohn des Zielers Skopios, noch auch der Speier Degmenos, der den von den Ätolern angebotenen Zweikampf annimmt, sind mehr als erfunden.

Ein zweiter Oxylos kommt vor unter den Ahnherren des Einwanderers in Elis, als der Sohn des Ares und der Protogeneia, der Tochter des Kalydon[21]). Ein dritter, völlig verschiedener, erzeugt mit seiner Schwester, der Hamadryade, den Nußler Karyas, den Eichel Balanos, den Pappel Ägeiros, den Weinstock Ampelos, den Feigner Sykes, nach denen jene Bäume benannt sind[22]). Die Bedeutung dieser Allegorie ist dunkel; man kann entweder den Schärfler Oxylos auf den herben Geschmack der unreifen Früchte und der Schalen beziehen, oder wahrscheinlich die Form Oxylos diesmal von ξύλον, Holz, herleiten, wie aus dem vom Hunde gebornen Holzklotz in der ätolischen Sage der Weinstock erwächst.

(*R. H. Klausen.*)

OXYMAGIS. Unter den indischen Strömen, die Arrian (Indic.) aufzählt, ist der Oxymagis bei dem Volke der Passaler. Auch Ptolemäus (VII, 2) nennt die Passaler mit einem Flusse, dessen Namen er aber nicht angibt. Sie sind an den südlichen Theilen des Gebirges Bepyrus. Aus dieser Lage schließt Mannert (V, 1, 93), der Oxymagis sei der Bogmutty, der von dem nördlichen Gebirge kommend, der Stadt Mongbir gegenüber in den Ganges falle; oder er sei auch vielleicht der beträchtlichere Kosa. (*Völcker.*)

OXYMEL (*Ὀξὺς — μέλι*), Sauerhonig, eine Mischung von Essig und Honig, deren sich schon die Alten häufig als Heilmittel in vielen Krankheiten bedienten, die man aber niemals für sich allein anwendet, weil die Schärfe des Essigs durch das zur Bereitung des Sauerhonigs erfoderliche Aufsieden desselben noch dergestalt erhöht wird, daß sie dem Sauerhonig einen sehr durchdringenden Geruch und Geschmack mittheilt. Der sogenannte einfache Sauerhonig (oxymel simplex) wird — nach der Vorschrift der meisten Pharmakopöen — durch Vermischung eines Theiles Weinessig mit zwei Theilen abgeschäumten Honigs und durch Kochen dieses Gemisches in einem reinen zinnernen Gefäße bereitet; man koche die Mischung bis zur Consistenz des Honigs ein, wonach sie dann eine dicklich braune Flüssigkeit darstellt. Dieser einfache Sauerhonig wirkt vortrefflich incidirend, auflösend und die Absonderungen, besonders des Hautorgans und der Luftwege befördernd, weshalb er besonders bei fieberhaften Katarrhen, Rheumatismen und selbst bei Lungenentzündungen, sobald nur die Intensität des phlogistischen Zustandes einigermaßen gebrochen ist, häufig zu einem Quentchen bis zu einer halben Unze als Zusatz zu Mixturen und zum Getränke angewendet wird, z. B. in folgender Form: **Rec. radicis graminis unam, coque cum aquae fontanae libris tribus. Colaturae librarum duarum adde: Oxymellis simplicis uncias quatuor.** S. Tassenweise als Getränk zu verbrauchen. Ebenso häufig bedient man sich dieses einfachen Sauerhonigs als Zusatzes zu Mundwassern und Gurgelwassern bei katarrhalischen Bräunen. — Außer diesem einfachen Sauerhonige führen aber die ältern, und noch manche neuere Pharmakopöen viele andere Sauerhonige auf, deren Unterschied von dem erstern darin besteht, daß zur Bereitung derselben, statt des einfachen Essigs, ein mit andern heilkräftigen Pflanzentheilen geschwängerter Essig benutzt wird, z. B. ein **Oxymel alliatum (Ph. Würc.), Oxymel belladonnae (ibid.), helleboratum (ibid.), Narcissi pratensis (van Mons), nicotianae (Ph. Würc.), pectorale (Disp. Brunsvic. etc.)** u. s. w. Von diesen zusammengesetzten Sauerhonigen hat indessen die ärztliche Praxis fast nur noch das **Oxymel scilliticum, colchicum und aeruginis** in Gebrauch behalten. Zur Bereitung des erstern werden zwei Theile Meerzwiebelessig mit fünf Pfund gereinigtem Honig bei gelindem Feuer bis zur Syrup-Consistenz gekocht, wodurch man ein sehr mildes Präparat erhält, welches in einer Gabe von zwei Quentchen bis zu einer halben Unze auf 24 Stunden bei Schleimanhäufungen in den Athmungswerkzeugen als auflösendes und expectorirendes Mittel theils für sich allein, theils in Verbindung mit andern Mitteln häufig und mit bestem Erfolge angewendet wird. In größerer Gabe bringt der Meerzwiebelsauerhonig Ekel, Erbrechen, Koliken und Durchfälle hervor, weshalb man ihn auch für sich allein bei Kindern als Brechmittel benutzt und ihn andern Brechmitteln zur Beschleunigung der Wirkung zusetzt; ebenso wird er in ähnlicher Weise bei hydropischen Affectionen benutzt, obwol er bei diesen nur palliative Hilfe zu leisten vermag. Endlich wird er bisweilen auch als Zusatz zu Gurgelwasser und Klystieren in der Gabe von einer bis zwei Unzen angewendet. Ähnlich, aber viel heftiger, ist die reizende, auflösende, incidirende und diuretische Kraft des Zeitlosen-Sauerhonigs (**Oxymel colchicum**), der aus vier Pfund frischen Zeitlosenzwiebeln und vier Pfund rohem Essig, mit Zusatz von gereinigtem Honig (fünf Pfund zu zwei Pfund jenes Essigs) gewonnen wird, aber so leicht starke und anhaltende Übelkeiten hervorbringt, daß man sich seiner gegenwärtig nur noch sehr selten bedient. Das **Oxymel aeruginis (Unguent. aegyptiacum, Linim. aeruginis Ph. Bor. ed. V.)** wird durch das Kochen von zwei Pfund rohen Essigs mit drei Unzen Grünspan (bis zum dritten Theile eingekocht), Durchseihen des Gemisches, Zusatz von zwei Pfund Honig und nachheriges Abdampfen (bis auf zwei Pfund) bereitet, und ist in dieser Gestalt ein schätzbares Mittel bei der Heilung von Geschwüren, die ein schlaffes, bleiches Ansehen haben, oder von kallösen Rändern umgeben, oder mit wildem schwammigem Fleische bedeckt sind, bei Geschwüren des Zahnfleisches, der Zunge und des Schlundes und selbst bei karcinomatösen Geschwüren. Man wendet dieses Liniment außerdem aber auch gegen venerische Feigwarzen, gegen Gangräne und Sphacelus, endlich zuweilen auch dazu an, kalte Geschwülste, die ausgerottet werden sollen, in Eiterung zu setzen, was mittels eines mit jenem Liniment bestrichenen und mitten durch die Geschwulst gezogenen Haarseils bewerkstelligt werden kann. (*C. L. Klose.*)

---

21) *Apollod.* I, 7, 7. 22) *Eust.* Od. XXIV. p. 1964, 13.

OXYMERIS. Eine von Candolle (Prodr. III. p. 190) gestiftete Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der zehnten Linné'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Melastomeen. Char. Der Kelch glatt, mit kreiselförmiger Röhre und fünf kurzen, schwieligen Zähnen; die fünf Corollenblättchen lanzettförmig, lang zugespitzt (daher der Gattungsname: μερὶς, Theil, ὀξὺς, spitz); die Staubfäden mit ablangen Antheren, welche an der stumpfen Spitze ein kleines Loch, auf dem Rücken der verdünnten Basis ein Höckerchen haben; der Griffel fadenförmig; die Narbe punktförmig; die Beere drei- bis fünffächerig. Die Gattung Miconia *Ruiz* et *Pavon* unterscheidet sich nur durch stumpfe Corollenblättchen und durch zweigeöhrte Antheren. Die beiden bekannten Arten: 1) O. quinquedentata *Cand.* (l. c.) und 2) O. quinquenodis *Cand.* (l. c. *Martius.* Nov. gen. III. p. 158. t. 285), sind glatte brasilische Sträucher, mit gegenüberstehenden, gestielten, ablangen, ganzrandigen, dreinervigen Blättern, am Ende der Zweige stehenden Blüthenrispen, pfriemenförmigen Stützblättchen und weißen oder gelblichen Blumen. (*A. Sprengel.*)

OXYMITRA. Eine durch Bischoff (in *Lindenb.* synops. hepat. europ. addend. p. 123) von Riccia *Micheli* getrennte und später von Corda Rupinia genannte Gewächsgattung aus der 24. Linné'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Lebermoose. Char. Die glatten, pyramidalisch zugespitzten (daher der Gattungsname μίτρα, Hut, Mütze, ὀξὺς, spitz), geschlossenen Kapselbehälter stehen in einer Längsfurche der Oberfläche des Laubes haufenweise beisammen; die Sporenkapseln sind kugelig und öffnen sich nicht; Schleudern der Sporen sind nicht vorhanden. Es sind nur zwei Arten dieser Gattung bekannt: 1) O. paleacea *Bisch.* (l. c. Riccia pyramidata *Raddi* in Opusc. scientif. di Bologn. II. p. 350. t. 15. f. 3. mit Ausschluß der Synonyme) mit fleischigem, kanalförmig-dreikantigem, einfachem oder gepaartem Laube, an dessen Rande spreublättrige, weißliche Wimpern stehen, während eine oder zwei Reihen fast dreieckiger Kapselbehälter mit kurzer, stumpfer Spitze die obere grüne Längsfurche einnehmen. Von Raddi bei Florenz, von Müller in Sardinien gefunden. 2) O. polycarpa *Bisch.* (l. c. p. 125. Riccia media etc. *Micheli* gen. pl. p. 106. t. 57. f. 2. *Dillenius* Hist. musc. t. 78. f. 16. R. pyramidata *Willdenow.* in *Usteri* Annal. 4, 9. R. incrassata *Brotero* fl. lusit. II. p. 428), von der vorigen Art durch fast glatte Ränder des Laubes und langzugespitzte Kapselbehälter unterschieden. Von Micheli bei Florenz, von Willdenow bei Halle, von Brotero bei Coimbra, von Müller in Sardinien gefunden. Beide Arten zeitigen ihre Früchte schon im März.

Brissocarpus (καρπός, Frucht, βρίσσος, Seeigel, wegen der stacheligen Kapseln) ist eine nahe verwandte Gattung, welche Bischoff (c. l. p. 123) ebenfalls von Riccia unterschieden hat. Char. Die kugeligen, geschlossenen, auf der Oberfläche des Laubes zerstreut stehenden, lappig-stacheligen Kapselbehälter sind Anfangs mit einer kurzen, stumpfen Spitze besetzt; die Sporenkapseln sind kugelig und bleiben geschlossen; die Schleudern der Sporen fehlen auch hier. Br. riccioides (Ricciae) *Bisch.* (l. c. Riccia maior *Micheli* gen. pl. t. 57. f. 1), die einzige bekannte Art, ist ein unregelmäßig sternförmiges, stumpfgelapptes, grünes, netzförmig-geadertes Lebermoos von aromatischem Geschmacke, welches bei Florenz (Micheli) und in Sardinien (Müller) vom Herbste bis ins Frühjahr vegetirt. (*A. Sprengel.*)

OXYMORUM (Ὀξύμωρον), nennen die Grammatiker eine versteckte Spitze des Gedankens, d. h. einen Gedanken oder Ausdruck, welcher auf den ersten Anschein ungeschickt scheint, wenigstens keine Schärfe enthält und ihn erst bei genauerer Betrachtung zeigt, z. B. einen Contrast von Gegensätzen cum tacent, clamant, strenua nos exercet inertia. (*H.*)

OXYNIOS und **Skamandros**, Söhne des Hektor, während der Belagerung von Troja vom Priamos nach Lydien gesandt. Nach der Eroberung bewohnte zuerst Äneas den Ida, als aber jene beiden heimkehrten und das Land als ihr Erbtheil ansprachen, wanderte derselbe mit Anchises und mehren Flüchtigen aus (Conon 46). Eine wahrscheinlich von Genealogen, die den Stamm der Priamiden nicht ausgestorben haben wollten, erfundene Geschichte. (*Klausen.*)

OXYNOE (Mollusca). Eine im Journ. de Physique T. 89. p. 152 von Raffinesque vorgeschlagene Weichthiergattung, wie gewöhnlich zu unvollkommen charakterisirt, als daß man sie unterbringen könnte, doch scheint sie mit Sigaretus verwandt. Näheres ist zu erwarten. (D. *Thon.*)

OXYNTES, der vorletzte Theseide, der zu Athen König war, Vater des Thymötes, dem der Neleide Melanthos, der Vater des Kodros, die Herrschaft entriß, Sohn des Demophon (*Paus.* II, 18, 9). (*Klausen.*)

OXYODON (**OXYDON**). Eine von Lessing (Linnaea V. p. 357) gestiftete Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der 19. Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Perdicieen (Mutisieen) der natürlichen Familie der Compositae. Char. Der gemeinschaftliche Kelch kreiselförmig, mit linien-lanzettlichen, dachziegelförmig über einander liegenden Blättchen; die Strahlenblümchen in zwei Reihen, weiblich, zungenförmig, fast zweilippig; die Scheibenblümchen hermaphroditisch (vielleicht männlich), regelmäßig fünfzähnig; beiderlei Blümchen an der Basis mit einem hinfälligen Kranze von langen Haaren, welche in mehren Reihen stehen, besetzt; das Achenium (der Samen) glatt, gestreift, an der Spitze mit einem langen, spitzen Schnabel (daher der Gattungsname: ὀξυόδους, spitzzähnig). Die einzige bekannte Art, O. bicolor *Lessing* (l. c. Chaptalia runcinata *Humboldt*, *Bonpland* et *Kunth.* Nov. gen. IV. p. 5. t. 303. Loxodon longipes *Cassini* Dict. des sc. nat. t. 37. p. 255), ein perennirendes, stengelloses Kraut, mit ablangen, sägezähnigen, oben glatten, unten weißfilzigen Blättern, schuppigen, filzigen, einblumigen Blüthenschäften, weißen Blümchen und braunrothen Haaren an ihrer Basis, ist auf Felsen in den Andes von Neu-Granada einheimisch. (*A. Sprengel.*)

OXYOPIA, OXYOPIE (**Pseudoblepsis, Pseudopia exclarans, Galeropia**, das scharfe Gesicht, das erhöhte Sehvermögen), diejenige Veränderung der Gesichtsfunctionen, welche wir in dem ersten Zeitraume des schwarzen Stars mit Erethismus der Markhaut und des Sehnerven beobachten, wo der Kranke viel schärfer und deutlicher sieht und ihm alle Gegenstände weit schärfer umgrenzt und in einem hellern Lichte, das sehr Weiße als Glanz, das Dunkle erleuchtet, das Gelbe weiß, das Schwarze braun oder dunkelroth erscheinen. Es ist dieses scharfe Gesicht mit Schmerz und einem Gefühle von Völle und Spannung im Auge verbunden, weshalb Kranke diesen Zustand nicht lange ertragen können und sich genöthigt sehen, die Dunkelheit zu suchen, bis das Auge von der starken Lichteinwirkung bald ermüdet und gelähmt und Tagblindheit (**Nyctalopia**) erzeugt wird. (*Wiegand.*)

OXYOPS *Dalman* (**Insecta**). Eine Gattung der Rüsselkäfer aus **Rhynchaenus** gesondert, zur Ordnung **Gonatoceri** (*Schönherr.* **Gener. et Sp. Curcu.** 3. 483). Kennzeichen: Die Fühler etwas lang, nicht sehr dünn, der Schaft nach und nach dicker werdend, die Geißel siebengliederig, das Wurzelglied kurz, die übrigen länger, fast gleich, die Keule länglich eiförmig. Der Rüssel kaum länger als der Kopf, dick, linienförmig, rundlich. Die Augen seitlich, rund, mäßig vortretend. Der Thorax kürzer, als die Wurzelbreite, an der Wurzel doppelt buchtig, die Seiten etwas gerundet, vorn schmäler, die Spitze etwas gestutzt, etwas zusammengezogen, an den Augen undeutlich gelappt, das Schildchen länglich, an der Spitze gerundet. Die Flügeldecken länglich eiförmig, vorn einzeln rundlich vortretend, die Schultern stumpf gerundet, wenig erhaben; oben sind die Flügeldecken gewölbt, gegen die Spitze schwielig, das Ende an der Naht einzeln spitzig. Das Brustbein steht vor und ist am Ende zugespitzt. Die Arten sind in Neuholland einheimisch.

Als Typus mag gelten: **O. Fovosus** (**Rhynchaenus gibbus** *Fabric.* **Syst. Ent. II. p. 471. nr. 163. Curculio id.** *Fabr.* **Ent. Syst. I. II. p. 431. nr. 157.** *Herbst.* **Col. VI. p. 307. nr. 280. t. 84. f. 4. Rhynchaenus convexus** *Olivier.* **Ent. V, 83. p. 178. nr. 152. t. 8. f. 88. Curculio id.** *Oliv.* **Enc. méth. V. p. 507. nr. 167**). Eiförmig, schwarz, sparsam mit blassen Borsten besetzt; der Rüssel schmal, lang, doppelfurchig, der Thorax warzig runzelig, die Rückenseite breit eingedrückt, undeutlich gekielt, die Flügeldecken mit abwechselnd größern und kleinern Gruben reihenweise besetzt und mit einer Binde von blassen Haarborsten vor und bei der Mitte. Vaterland Neuholland. (D. *Thon.*)

OXYOPUM, nach Plinius (V, 33) eine Stadt im teuthranischen Mysien; sonst unbekannt. (*Völcker.*)

OXYPETALUM. Eine von R. Brown (**Mem. of the** *Wern.* **soc. I. p. 41**) gestiftete Pflanzengattung aus der Gruppe der Asklepiadeen der natürlichen Familie der **Contortae** und aus der zweiten Ordnung der fünften Linné'schen Classe. Char. Der Kelch unterhalb des Fruchtknotens fünftheilig; die Corolle glockenförmig, die Röhre kurz, der Saum mit fünf langen, schmalen, spitzen Fetzen (daher der Gattungsname: *πέταλον*, Blumenblatt, *ὀξύς*, spitz); die Krone fleischig, fünfblätterig, die Blättchen mit mehr oder weniger tiefen Einschnitten; die Staubfäden (oder Halter der Pollenmassen) endigen sich oben in einen stumpfen Anhang, den ein spitzer Zahn auf jeder Seite begleitet; die beiden spitzen, von einander abgebogenen Narben stehen weit hervor; die Balgfrüchte enthalten Samen, welche mit einem Schopfe versehen sind. Die eilf bekannten Arten sind südamerikanische Schlingsträucher, oder aufrechte perennirende Kräuter mit gegenüberstehenden, herzförmig-ablangen, oder lanzettförmigen Blättern, einzeln oder gehäuft in den Blattachseln stehenden Blüthenstielen und gelblich-weißen, oft wohlriechenden Blumen.

I. Schlingsträucher: 1) **O. riparium** *Kunth.* (*Humboldt*, *Bonpland.* et *K.* **Nov. gen. III. p. 197. t. 231**) in Neu-Granada und Mexiko. 2) **O. Gothofreda** *Römer* et *Schultes* (**Syst. veg. VI. p. 92. Gothofreda cordifolia** *Ventenat.* **Choix p. 36. t. 60**) in Neu-Granada. 3) **O. Banksii** *R.* et *Sch.* (**l. c. p. 91.** *Martius* **Nov. gen. I. p. 48. t. 29**) in Brasilien. 4) **O. appendiculatum** *Martius.* (**l. c. t. 30**) ebenda. 5) **O. megapotamicum** *Spreng.* (**Cur. post. p. 111**) ebenda. 6) **O. Berterianum** *Spr.* (**Syst. veg. I. p. 854**) in Neu-Granada. 7) **O. montanum** *Martius* (**l. c. p. 49**) in Brasilien.

II. Aufrechte Kräuter: 8) **O. foliosum** *Mart.* (**l. c. p. 50**). 9) **O. erectum** *Mart.* (**l. c.**). 10) **O. strictum** *Mart.* (**l. c.**). 11) **O. capitatum** *Mart.* (**l. c.**), die vier letztgenannten in Brasilien, besonders in der Provinz Minas Geraës. (*A. Sprengel.*)

OXYPILUS *Audinet Serville* (**Insecta**). Eine Gattung der **Orthoptera** aus der Familie **Montides** mit folgenden Kennzeichen: Die Schenkel sind einfach, ohne blattartige Membran, der Kopf in der Mitte hornförmig erhaben und diese Erhöhung am Ende gespalten. Die Vorderschienbeine sind breit, oval, seitlich sehr zusammengedrückt. Es ist nur eine Art angeführt: **O. annulatus** (**Annales des sciences natur. T. 22**). Ein Zoll lang, vom Senegal. (D. *Thon.*)

OXYPODA *Mannerheim* (**Insecta**). Eine Käfergattung aus der Abtheilung der Brachelytren und aus der Tribus **Aleocharides** (**Mémoires de l'Académie de St. Petersbourg. 1830**). Mit folgenden Kennzeichen: **Palpi maxillares breves, articulo penultimo clavato, ultimo subulato, retracto. Antennae basi fractae, longiores, extrorsum plus minusve crassiores, articulo secundo, tertio, parum minore. Corpus posterius attenuatum. Os haud rostratum. Caput plerisque subretractum. Thorax brevis, convexus, lateribus rotundatis deflexis, angulis anticis valde deflexis, antice angustior. Elytra thorace non angustiora, at longiora, intra angulum apicis exterioris excisa. Abdomen plerumque subconicum. Pedes plerisque elongati, tenues, tubescentes. Tarsi graciles, articulo primo insequente nonnihil longiore.** Von den zwölf durchaus neuen Arten heben wir nur folgende aus: **O. lividipennis.** Braun, seidenartig behaart, die

Wurzel der Fühler, die Füße, die Ränder der Hinterleibsringe, After und Flügeldecken ziegelfarbig, die letztern viereckig, um das Schildchen herum bräunlich, der Thorax wenig grubenförmig ausgehöhlt, die Füße mittelgroß. Gleich den meisten andern Arten in Finnland einheimisch. (D. *Thon.*)

Oxypogon *Rafin.*, s. Lathyrus *L.*

OXYPORA (scl. remedia), flüchtige, durchdringende Arzneimittel. (*Wiegand.*)

OXYPOROS, Sohn des syrischen Königs Kinyras, der auf Kypros Paphos gründete, und der Metharme, der Tochter des kyprischen Königs Pygmalion, Bruder des Adonis (*Apollod.* III, 14, 3). (*Klausen.*)

OXYPORUS (Insecta). Eine von Fabricius aus Staphylinus gesonderte Käfergattung der Familie der Brachelytren. Sie unterscheidet sich von den verwandten Gattungen durch folgende Kennzeichen: Der Kopf ist vollkommen frei und sitzt mit einer Art Hals am Thorax, die Lefze ist tief ausgerandet, die Fühler bilden eine durchblätterte Keule, die Maxillarpalpen sind fadenförmig, die Labialpalpen haben ein großes halbmondförmiges Endglied. Die Augen sind groß und vorspringend, die Fühler sitzen an der äußern Wurzel der Mandibeln, sind kaum länger als der Kopf und die fünf oder sechs letzten Glieder derselben bilden eine lange durchblätterte Keule. Die Lefze ist hornartig, breit, kurz, vorn ausgerundet und gefranzt, die Mandibeln sind hornartig, groß, gebogen, sehr spitzig, inwendig ohne Zähne, die Maxillen sind fast hornartig und gespalten, der innere Theil ist kurz und spitzig, der äußere viel größer, zusammengedrückt und zugerundet. Die Maxillarpalpen bestehen aus vier fadenförmigen Gliedern, die Unterlippe ist klein und schmal, fast ausgerandet und lederartig, ihre Palpen sind so lang, als die Maxillarpalpen und bestehen aus drei Gliedern, von denen das erste kurz ist, das zweite sehr lang, am Ende etwas angeschwollen, das dritte kurz, sehr breit, halbmondförmig. Das Knie ist fast viereckig und hornartig, der Thorax rundlich und wenig gewölbt, schmäler als die Flügeldecken und schwach gerandet, das Schildchen ist klein, die Flügeldecken sind hart, sehr kurz und verbergen zwei häutige zusammengefaltete Flügel. Die Füße sind von mittlerer Länge und die Schienbeine behaart.

Diese Käfer leben in faulen Pilzen, sind sehr flüchtig und können sich schnell in die weiche Masse der Pilze eingraben. Auch ihre Larven leben in diesen Pilzen. Von den wenigen Arten führen wir als Typus der Gattung eine der gewöhnlichsten auf:

O. rufus *Linné* (*Panzer*, Fauna Germanica. 16. 19). Drei bis vier Linien lang, die Fühler an der Wurzel rothgelb, am Ende schwärzlich, die Palpen rothgelb, der Kopf schwarz, der Thorax rothgelb, glatt, die Flügeldecken schwarz mit einem großen rothgelben Fleck an der Wurzel, der Hinterleib rothgelb mit schwarzer Spitze, die Füße rothgelb, die Schenkelwurzel schwarz. Findet sich in Holzungen, wo Pilze wachsen, in ganz Europa. (D. *Thon.*)

Oxyregmia, Oxyoregmia, Ὀξυρεγμία, s. Sodbrennen.

OXYRHOE, einer der Hunde des Aktäon bei *Hygin.* f. 181. (*Klausen.*)

OXYRIA. Eine von Sir John Hill (Veget. syst. X. p. 24) so genannte Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der sechsten Linné'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Polygoneen. Char. Der Kelch vierblätterig, unter dem Fruchtknoten: die Blättchen an der Basis zusammenhängend, die beiden äußern lanzettförmigen verwelken, die beiden innern (Corollenblättchen nach Smith), umgekehrt-eiförmigen bleiben stehen und wachsen nach; die Staubfäden kurz, pfriemenförmig, mit ablangen, zweifächerigen Antheren; auf jeder Seite des eiförmigen Fruchtknotens steht ein sehr kurzer, aufrechter Griffel mit pinselförmiger Narbe; der Same (das Achenium) eiförmig, flach gedrückt, mit einem breiten, wellenförmigen, häutigen Flügel eingefaßt; der Embryo in der Mitte des Eiweißkörpers. Rumex unterscheidet sich durch sechs Kelchblättchen, drei Griffel, dreikantiges Achenium und seitlichen Embryo; Rheum durch sechstheiligen Kelch, neun Staubfäden, drei Narben und dreiflügeliges Achenium. Die einzige bekannte Art: O. renifornis *Hooker* (Flor. scot. p. 111. Oxyria *Hill.* l. c. Rumex digynus *Linn.* sp. pl. Fl. dan. t. 14. *Gärtner* de fruct. II. t. 119. Engl. bot. t. 910. Rheum digynum *Wahlenberg.* Lappon. p. 101. t. 9. f. 2. Lapathum digynum *Lamarck.* Ill. t. 271. f. 6. Donia sapida *R. Brown.* in *Ross.* Voy. ed. 1. Oxyria digyna *Campderá* Monogr. des Rum. p. 155. t. 3. f. 3), ist ein glattes Kraut mit starker, perennirender Wurzel, rasenförmig-ausgebreiteten, langgestielten, nierenförmigen, strahliggerippten Wurzelblättern, spannenlangem, aufrechtem, blattlosem oder wenigblättrigem Stengel und aufrechter, mit häutigen Stützblättchen versehener, gelbgrüner Blüthenrispe. Dieses Kraut, welches auf den höchsten Bergen des mittlern Europa und in der arktischen Region von Europa, Asien und Amerika wächst und dem Schildsauerampfer (Rumex scutatus *L.*) ähnlich sieht, besitzt eine sehr kräftige, etwas zusammenziehende, aber angenehme Säure und gibt eine gesunde, besonders in hohen Breiten den Seefahrern sehr willkommene Speise. (*A. Sprengel.*)

OXYRRHYNCHI (Crustacea). Latreille und Dumeril belegten mit diesem Namen eine Familie der Krebse, welche seitdem wieder aufgelöst und anders vertheilt worden ist. (D. *Thon.*)

OXYRRHYNCHI (Paläontologie), Spitzschnäbel, ὀξυρρύγχοι, hießen vordem die kegelförmigen und spitzzulaufenden Belemniten. Vergl. Bertrand u. A. (Dann haben den Namen Oxyrrhynchus, Oxyrrhynchi, auch Abtheilungen lebender Vögel, Fische und Crustaceen). (*H. G. Bronn.*)

OXYRRHYNCHIDES *Schönherr* (Insecta). Eine Abtheilung der Rüsselkäfer der Ordnung Orthoceri mit folgenden Kennzeichen: Rostrum elongatum filiforme, arcuatum. Antennae breves, porrectae, validae; articuli 7 ante clavam; clava subsolida, apice spongioso, forte articulos indistinctos includens.

Corpus oblongum, durum. Enthält nur die einzige Gattung Oxyrrhynchus. (D. *Thon.*)

OXYRRHYNCHITIS NOMOS, ein Bezirk Ägyptens, erwähnt auf Münzen Hadrian's und Antonin's (s. *Eckhel.* D. N. V. IV. p. 112). Vergl. Oxyrrhynchos. (*H.*)

OXYRRHYNCHOS, einst eine ausgezeichnete Stadt am Josephskanal in Ägypten, welche ihren Namen vom Fische Oxyrrhynchos mit der spitzigen Schnauze erhalten hat, welchen wir häufig auf ägyptischen Wandgemälden und Papyrusrollen finden, wo er wahrscheinlich ein Symbol des süßen Nilwassers ist. Da er nur mit dem gut unterhaltenen Wasser des Josephskanales dahin gelangen konnte, so foderte er immer zu dessen Erhaltung auf. Aus Misverständniß machten die Griechen daraus die Fabel, der Fisch werde dort göttlich verehrt. Der ägyptische Name des Ortes soll das koptische Pemsje gewesen sein, woraus die Araber den jetzigen Namen Behnese oder Bahnasa machten. Im Anfange des 5. Jahrh. war dieser Ort durch seine vielen Monasterien und Mirakel berühmt. Nach Palladius und Rufinus tönten dort alle Mauern wieder vom Gesange der Mönche, die Tempel, das Capitol, alles war voll Mönche, innerhalb standen 12 Kirchen, um die ganze Stadt viele Monasterien. Das Almosenspenden des dortigen Bischofs zog 10,000 Mönche und ebenso viele Nonnen dahin. Im J. 640 kamen die Nubier den Bewohnern dieser Gegend zu Hilfe gegen die Araber; letztere wurden anfänglich geschlagen, blieben aber doch zuletzt Herren. Die Stadt versank immer mehr; die Kanäle wurden weniger gut unterhalten, der Sand der Wüste dringt immer mehr vor und hat die Gegend verschüttet. Das jetzige Dorf Behneseh, in dessen Nähe man in den Schutthaufen viele Säulenfragmente findet, ist elend (Ritter, Erdkunde I, 788). (*L. F. Kämtz.*)

OXYRRHYNCHUS *Schönherr* (Insecta). Eine Gattung Rüsselkäfer aus der Familie Oxyrrhynchides, von Hagenbach Octotoma genannt, von Fabricius zu Calandra gerechnet. Die Kennzeichen sind folgende: Die Fühler stehen vor, sind kurz, stark und vor der Schnabelwurzel eingefügt, das erste bis siebente Glied sind kurz, verkehrt kegelförmig, ziemlich klein, das achte und neunte bilden eine Keule mit großem becherförmigem Wurzelglied und kleinem schwammigem, zurückziehbarem Endgliede. Der Rüssel ist lang, etwas fadenförmig gebogen, bei dem Männchen vor der Einfügung der Fühler stark runzelig, bei dem Weibchen schwächer und glatt. Die Augen stehen seitlich und treten unter dem Kopfe fast zusammen. Der Thorax ist länglich eiförmig, an der Wurzel doppeltbuchtig. Das Schildchen ist länglich. Die Flügeldecken sind länglich eiförmig gewölbt, gegen die Spitze schwielig. Der Körper ist länglich, etwas cylindrisch, hart, geflügelt, von mittlerer Größe. Als Typus heben wir von den wenigen Arten aus:

O. discors (*Fabric.* Entomol. system. II. p. 432. nr. 13. Octotoma *Germar. Hagenb.* in Litt. *Schönh.* Gener. et Spec. Curcul. I, 379). Lang, schwarz, mit rehgrauem Staube bedeckt, der Rüssel pechbraun, der Thorax häufig tief rehpunktirt, mit drei weißen Linien, die Flügeldecken an der Wurzel quer eingedrückt, dicht, ziemlich tief punktstreifig, eine Linie an der Seite, ein schräges Kreuz und das Schildchen weißschuppig. Vaterland Java und Sumatra. (D. *Thon.*)

OXYRRHYNCHUS *Temminck* (Aves). Eine Vogelgattung, in die Familie der Certhiadae gehörig. Der Schnabel ist kurz, gerade, an der Basis dreieckig, an der Spitze sehr dünn, pfriemenförmig, die Nasenlöcher liegen an der Wurzel des Schnabels unter dem hohlen Rande des Schnabelrückens; sie sind unbedeckt, zum Theil durch eine Haut verschlossen, mit einer linienförmigen, nahe am Rande stehenden Öffnung. Die Tarsen der Füße sind fast von der Länge einer Mittelzehe, von den drei vordern sind die zur Seite stehenden Zehen gleichlang, die äußern an der Wurzel mit der mittlern verwachsen, die vierte und fünfte Schwungfeder sind die längsten:

O. flammeiceps *Temminck* (pl. col. 125. *Swainson.* Zool. illust. pl. 49. O. cristatus). Auf dem Scheitel eine Haube aus zarten langen, zerschlissenen Federn von ponceaurother Farbe. Der Rücken, die Flügel, die Ränder der Schwung- und Steuerfedern von ziemlich reinem Grün, Wangen, Einfassung des Schnabels, Augenlider und Kehle weiß, mit grünen Flecken und Strichelchen. Die Untertheile zeigen einen weißlichen und gelblichgrünen Grund in verschiedenen Nüancen, und auf demselben eine Menge braunschwarzer, unregelmäßig dreieckiger Flecken. Füße und Schnabel sind bläulichschwarz, die ganze Länge des Vogels ist sieben Zoll. Die von Drapiez (Dict. Class. hist. nat.) angeführte Art, O. virescens, scheint nur ein junger Vogel der vorigen Art zu sein. (D. *Thon.*)

OXYRRHYNCHUS (Pisces). Bei den Alten ein berühmter Nilfisch, der jetzt wol nicht näher bestimmt werden kann. (D. *Thon.*)

OXYRRHYNCHUS (Reptilia). Eine von Spix gebildete Krötengattung, deren Typus Bufo nasutus *Schneider.*, welche aber schicklicher mit Bufo vereinigt bleibt, wie auch Wagler gethan hat. (D. *Thon.*)

OXYRUS *Rafinesque* (Pisces). Eine so unvollständig charakterisirte Fischgattung, daß Cuvier dieselbe übergangen hat, da man nicht weiß, wohin solche zu stellen. (D. *Thon.*)

Oxys *Plin.*, s. Oxalis *L.*

OXYSACCHARUM, der Sauer- oder Essigzucker, Zucker, der in Essig aufgelöst ist. (*Wiegand.*)

OXYSMA (Mollusca). Eine von Raffinesque (im Journ. de Physique 1819. p. 417) aufgestellte Weichthiergattung, welche mit Pinna vereinigt werden muß, da sie überdies zu wenig charakterisirt ist. (D. *Thon.*)

OXYSPORA. Eine von Candolle (Prodr. III. p. 123. Mém. sur les Mélast. p. 33. t. 4) aufgestellte Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der achten Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Rhexieen der natürlichen Familien der Melastomeen. Char. Der Kelch röhrig, mit vierspaltigem Saume: die Fetzen breit, eiförmig, zugespitzt; die Staubfäden von ungleicher Länge; die Antheren langgestreckt, mit herzförmiger Basis und stumpfen Lappen, die der vier längsten Staubfäden auf

dem Rücken, etwas oberhalb der Basis mit einem kleinen Sporn; die beiden Fächer der Antheren öffnen sich an der Spitze in einem gemeinschaftlichen Loche; der Griffel fadenförmig, mit gekrümmter, etwas verdickter Spitze; die Kapsel vierfächerig, vierklappig; die Samen sehr klein, an beiden Enden zugespitzt (daher der Gattungsname: σπορὰ, Samen, ὀξὺς, spitz). Die einzige bekannte Art, O. paniculata *Cand.* (l. c. Arthrostemma paniculatum *Don* in Mem. of *Wern.* soc. IV. 299. Prodr. fl. nep. p. 222), ein kleiner nepalscher Strauch mit gegenüberstehenden Zweigen und Blättern, welche unterhalb mit sternförmigen Haaren, wie die Kelche, bedeckt sind, mit gestielten, lanzettförmigen, fein gezähnten, fünfnervigen Blättern und weißen Blüthenrispen. (*A. Sprengel.*)

OXYSTELMA. Diese von R. Brown (Mem. of *Wern.* Soc. I. p. 40) gestiftete Pflanzengattung gehört zur zweiten Ordnung der fünften Linné'schen Classe und zur Gruppe der Asklepiadeen der natürlichen Familie der Contortae. Char. Die Corolle fast radförmig, mit sehr kurzer Röhre und fünftheiligem, offenstehendem Saume; das Gynostegium (die Befruchtungssäule der Asklepiadeen) hervorstehend; die Staubfädenkrone fünfblätterig; die Blättchen spitz (daher der Gattungsname: στέλμα, Gürtel, ὀξὺς, spitz), ungetheilt; die Antheren haben an der Spitze ein Häutchen; die Pollenkörper hängen herab und sind mit der schmalen Spitze (Basis) befestigt; die Balgfrüchte sind glatt, die Samen mit einem Schopfe versehen. Die beiden Arten, welche R. Brown hierher rechnet, sind perennirende, sich windende, glatte Kräuter oder Staudengewächse mit gestielten, gegenüberstehenden, ablang-lanzettförmigen oder elliptischen Blättern, in den Blattachseln stehenden Trauben oder Dolden und weißen, dunkelroth gestreiften Blumen. 1) O. esculentum *R. Br.* (l. c. Periploca esculenta *Linn. fil.* Suppl. p. 168. *Roxburgh.* Corom. I. p. 13. t. 11) wächst an Flüssen auf Ceylon, den Küsten Malabar und Koromandel, wo die Pflanze (vielleicht die Blätter als Gemüse, oder die jungen Sprossen) nach Königs Angabe verspeist wird. 2) O. carnosum *R. Br.* (Prodr. fl. Nov. Holl. p. 462) im tropischen Neuholland. (*A. Sprengel.*)

Oxystoma *Eschw.*, s. Graphis *Adans.*

OXYSTOMAE (Mollusca). Eine von Blainville errichtete Familie der Weichthiere, die einzige Gattung Janthina enthaltend. (D. *Thon.*)

OXYSTOMUS *Latreille* (Insecta). Eine Gattung der Laufkäfer mit folgenden Kennzeichen: Das Kinn gegliedert, sehr ausgehöhlt und dreilappig, Lefze kurz und dreizähnig, die Mandibeln groß, weit vorstehend, spitzig, innen nicht gezähnt, das letzte Glied der Labialpalpen ist lang und spitzig, die Fühler sind schnurförmig, das erste Glied sehr groß, die andern sind viel kleiner und fast gleich, der Körper ist sehr lang und cylindrisch, der Thorax fast viereckig, die vordern Schienbeine sind handförmig. Als Typus der Gattung führen wir O. cylindricus *Dejean.* Spec. des Coleopt. T. I. p. 410 an. Etwa neun Linien lang, die Vorderschienbeine mit vier Zähnen, die gleich breiten Flügeldecken mit tiefen Längsfurchen. Das Vaterland Brasilien. (D. *Thon.*)

OXYSTOPHYLLUM. Diese Pflanzengattung, aus der ersten Ordnung der 20. Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Epidendreen (Malapideen Lindley's) der natürlichen Familie der Orchideen, hat Blume (Bijdrag tot de Flor. van Nederl. Ind. p. 335) so genannt. Char. Die Kelchblättchen aufrecht, die beiden seitlichen, größern, schiefen mit der Basis des Säulchens verwachsen, das Lippchen mit der Basis des Säulchens durch eine Gliederung verbunden, ungetheilt, fleischig, auf der untern Seite mit einem Höcker; das Säulchen halbdrehrund; die Anthere sitzt auf einem Zahne des Rückens der Säule und ist zweifächerig und convex; die beiden zuletzt wachsartigen Pollenkörper hängen fest zusammen. Die drei von Blume auf Bäumen in Java gefundenen Arten: 1) O. carnosum *Blum.* (l. c. t. 38. Aporum concinnum *Lindl.* in *Wallich.* Catal. herb. soc. angl. ind. p. 55. nr. 2019. Herba supplex prima *Rumph.* Herb. amb. VI. t. 50. f. 2), auch auf Singapore und Amboina. 2) O. rigidum *Blum.* und 3) O. excavatum *Blum.*, sind Kräuter, deren schwertförmige, fleischige oder steife Blätter mit der scheidenartigen Basis auf dem Stengel reiten; die knopfförmigen ungestielten Blüthen stehen in den Blattachseln und sind mit trockenen Schüppchen umgeben.

Die Gattung Aporum *Blum.* (l. c. p. 334) unterscheidet sich nur durch vier Pollenkörper und den Mangel des Höckers auf der untern Seite des Corollenlippchens von Oxystophyllum; von Dendrobium aber nur durch zweizeilige, reitende Blätter, welche keinen Gattungsunterschied begründen können. Die fünf ostindischen Arten, welche Blume und Lindley zu Aporum rechnen: 1) Ap. indivisum *Blum.* (l. c. t. 39. *Lindl. Wall.* Cat. nr. 2018); 2) Ap. incrassatum *Blum.*; 3) Ap. lobatum *Blum.*; 4) Ap. anceps *Lindl.* (Orch. scel., Gen. et sp. of Orch. pl. p. 71. *Wall.* Cat. nr. 2020. Dendrobium anceps *Swartz.* Act. holm. Bot. reg. t. 1239) und 5) Ap. Serra *Lindl.* (l. c.), sind daher mit Unrecht von Dendropium getrennt worden. (*A. Sprengel.*)

OXYSTYLI (Mollusca). Eine von Menke (Synopsis Molluscorum) errichtete Abtheilung der Gattung Bulimus, der Gattung Cochlostyla Ferussac's entsprechend. (D. *Thon.*)

OXYTANDRA. Diesen Namen gab Necker (Element. bot. nr. 1005) derselben Pflanzengattung, welche vor ihm Aublet Apeiba und Schreber Aubletia (s. d. Art.) genannt hatten. (*A. Sprengel.*)

OXYTELUS *Gravenhorst* (Insecta). Eine Käfergattung aus der Familie der Brachelytren, mit folgenden Kennzeichen: Die Fühler vor den Augen eingefügt, unter einem vortretenden Rande und gegen das Ende dicker, die Palpen pfriemenförmig, die Schienbeine, wenigstens die beiden ersten an der äußern Seite, stachelig, am Ende ausgerandet und die Tarsen auf die äußere Seite derselben sich zurücklegend. Dies letztere Kennzeichen unterscheidet diese Gattung besonders, sowie daß die vier ersten Tarsenglieder sehr kurz sind, indessen das fünfte noch einmal so lang ist, als alle übrigen zusam-

mengenommen. Der Kopf dieser Käfer ist rundplatt, meist runzelig, bei einigen Männchen hat er hornähnliche Vorragungen. Die Fühler sind etwas kürzer als der Thorax und gegen das Ende dicker, die letzten Glieder sind deutlich, fast cylindrisch und erscheinen gleichsam durchblättert, das letzte ist größer und spitzig. Die Lefze ist ganzrandig, hornartig, vorn gefranzt, die Mandibeln sind stark und endigen bei einigen Arten durch zwei ungleiche Zähne; die Maxillen sind lederartig gespalten. Der äußere Theil groß und rundlich, der innere kurz, stumpf, am innern Rande dicht mit kurzen Haaren besetzt. Die Maxillarpalpen bestehen aus vier Gliedern, von denen das letzte schmal und spitzig ist. Die Unterlippe ist lederartig gespalten, die Theile gleich groß, wenig getrennt, die Palpen bestehen aus zwei Gliedern, von denen das letzte das schwächste ist. Der Thorax ist fast halbzirkelförmig oder viereckig, hinten zugerundet; Flügeldecken kurz, hornartig, hart und bedecken die zusammengefalteten Flügel; der Hinterleib ist lang, nackt, platt, gerandet, aus deutlichen Ringen gebildet; die vier vordern Schienen sind an der äußern Seite dornig, am Ende spitzig oder ausgerandet.

Diese Käfer finden sich in menschlichen und thierischen Excrementen, auch an feuchten Orten, unter Moos, faulenden Pflanzen, Steinen ꝛc. Fliegen auch häufig um Misthaufen, auf Wegen und gerathen nicht selten bei ihrem Fluge in die Augen der Spaziergänger. Die Gattung ist zahlreich an Arten, die alle klein und sehr klein sind. Ausländische kennt man wenige, fast alle sind Europäer. Wir führen als Beispiele nur an:

1) **O. carinatus** *Gravenhorst.* Eine bis zwei Linien lang, glänzendschwarz, Flügeldecken schwärzlich, Thorax dreifurchig.

2) **O. tricornis** *Gravenhorst.* Drei Linien lang, schwarz, Männchen mit zwei kurzen Hörnern, Weibchen mit zwei Höckern am Kopfe; Thorax fast herzförmig, in der Mitte mit einer eingedrückten Linie, am Männchen in der Mitte mit einer vorragenden Spitze, die fast so lang als der Kopf; Flügeldecken braunroth, mit schwarzen Rändern, Füße braun. (D. *Thon.*)

OXYTENIS *Hübner* (**Insecta**). Gattung der Nachtschmetterlinge mit folgenden Kennzeichen: Die Vorderflügel scharf zugespitzt, alle Flügel von einer Spitze zur andern mit einem Striche gezeichnet. Es gehören hierher als Arten **Bombyx peregrina** *Cramer.* 305. **A. Modestia** ib. 272. C. D. **Lamis** ib. 367. G. (D. *Thon.*)

OXYTONON (*Ὀξύτονον*) nennen die griechischen Grammatiker dasjenige Wort, was den scharfen Accent (den Acut) auf der letzten Sylbe hat (Göttling, allgem. Lehr. v. Acc. d. gr. Sp. S. 40). (*H.*)

OXYTROPIS. Eine von Candolle (**Monogr. Astragal.** nr. 4) aufgestellte Pflanzengattung aus der letzten Ordnung der 17. Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Astragaleen der natürlichen Familie der Leguminosen. Char. Der Kelch röhrig, fünfzähnig oder fünfspaltig; der Kiel der Schmetterlingscorolle mit einer kurzen Spitze versehen (daher der Gattungsname: *τρόπις*, Kiel, *ὀξὺς*, spitz); die Hülsenfrucht zweifächerig oder halbzweifächerig, die obere Naht eingezogen. Der einzige, wol kaum wesentliche Unterschied von **Astragalus** (s. d. Art.) wird durch die kurze Spitze des Kiels gegeben. Candolle (**Prodr.** II. p. 275 sq.) rechnet 50 Arten zu **Oxytropis** und 233 zu **Astragalus**. Jene sind, meist als perennirende, selten als ein- oder zweijährige Kräuter oder kleine Sträucher mit unpaar-gefiederten Blättern, in den Blattachseln oder unmittelbar aus der Wurzel hervorkommenden, gestielten, ährenförmigen Blüthen und rothen, blauen, weißen, oder gelben Blumen, in Europa (besonders auf Bergen), und Asien (die meisten in Sibirien) einheimisch; eine Art (**O. Lamberti** *Pursh.* **Fl. Am. sept.** II. p. 740. **Bot. mag.** t. 2147) findet sich in Nordamerika an den Ufern des Missuri, und eine (**O. arctica** *R. Brown.* **Chlor. Melvill.** p. 20) im höchsten Norden von Amerika auf der Melvilles-Insel. Im nördlichen Teutschland kommen nur zwei Arten vor: 1) **O. montana** *Cand.* (**Astr.** nr. 1. **Prodr.** p. 275. Sturm, Teutschl. Fl. I, 49. **Astragalus montanus** *Linn.* **Sp. pl.** *Jacquin.* **Fl. austr.** t. 167. *Scopoli.* **carn.** t. 45. **Phaca montana** *Crantz.* **austr.** 422) mit blaurothen Blumen, durch das ganze südliche Europa verbreitet, auf Kalkbergen in Thüringen. **O. montana** *Spreng.* (**Flor. hal.** ed. 1. t. 8), sowie **Astragalus arenarius** *Spr.* (l. c.) sind nur Abarten des veränderlichen **Astr. hypoglottis** *Linn.* 2) **O. pilosa** *Cand.* (l. c. nr. 27. **Prodr.** II. p. 280. Sturm, Teutschl. Fl. I, 49. **Bot. mag.** t. 2483. *Loddiges* **Bot. cab.** t. 544. **Astragalus pilosus** *Linn.* **Sp. pl.** *Gmelin.* **Sibir.** IV. t. 16. *Jacquin.* **Austr.** t. 51. *Pallas* **Astrag.** t. 80), mit hellgelben Blumen, auf Sandhügeln und Weinbergen im südlichen Europa, in Thüringen, Mansfeld, bei Halle, in der Mark Brandenburg, auch in der Krim und in Sibirien. (*A. Sprengel.*)

OXYURI *Latreille* (**Insecta**). Hymenopteren-Tribus aus der Familie **Pupivora**. Bei ihnen sind die Hinterflügel adernlos, die Weibchen haben eine Legeröhre am Hinterleibe, welche bald als schwanzförmige Spitze heraussteht, bald als Stachel verborgen ist. Die Fühler bestehen aus 10—15 Gliedern, die theils fadenförmig oder gegen das Ende stärker oder bei den Weibchen keulenförmig. Die Maxillarpalpen sind bei mehren lang und hängend. Es gehört hierher die Gattung **Bethylus**, welche in folgende Untergattungen zerfällt ist (*Cuvier.* **Règne animal.** V. 300).): **Dryinus**, **Anteon**, **Bethylus**, **Proctotrupes**, **Helorus**, **Belyta**, **Diapria**, **Ceraphron**, **Sparasion**, **Teleas**, **Snelion** und **Platygaster**. (D. *Thon.*)

OYAPOK, ein bedeutender Fluß in Südamerika, dessen Quellen unbekannt sind, und in der Gebirgsmasse liegen, welche das französische und brasilische Guyana trennt. Er fließt in der Richtung nach Nordost, stets die Grenze dieser beiden Länder bildend. Neben dem Cap Orange fällt er ins Meer und bildet hier die Oyapok-Bai. An seiner Mündung ist er etwa zwei engl. Meilen breit und vier Faden tief. Die erwähnte Bai ist vier Seemeilen breit; in sie ergießt sich noch außerdem der Wassafluß. In der Bai liegt die kleine Insel de Biches, welche von der Fluth bedeckt wird. Der Fluß hat viele Stromschnellen (Berghaus' Annalen. V, 234).

Von dem Flusse hat seinen Namen der Canton Oyapok im französischen Guyana mit dem gleichnamigen Hauptorte. (*L. F. Kämtz.*)

OYBIN, 1) Dorf im Gebiete von Zittau der königl. sächs. Oberlausitz, hat mit den daran liegenden Dörfern Schurf und Hayn 800 Einw., welche sich von Leineweberei und Beerensammeln in den benachbarten ausgebreiteten Waldungen nähren. 2) Berg dabei, von Gestalt eines stumpfen Kegels, an dessen Fuße sich das Dorf hinzieht, eine reizende Ansicht gewährend. Auf seinem Gipfel war seit Anfange des 13. Jahrh. ein Jagdhaus errichtet, später ein Raubschloß, das von den Einwohnern zu Zittau zerstört, bald aber aufs Neue hergestellt wurde. Durch Kauf kam der Oybin an die Krone Böhmen, wurde aber bald wieder als Raubschloß benutzt, welches Karl IV. von Böhmen zerstörte (1349), worauf der Berg und die Herrschaft Oybin der Stadt Zittau, gegen jährliche Erlegung von 300 Mark Silbers, zugetheilt wurde. Aber der Kaiser bestimmte ihn später (1369) zum Sitz eines Cölestinerklosters, welches im J. 1384 eingeweiht wurde. Obschon dieses reich dotirt ward, gerieth es doch durch den Hussitenkrieg sehr in Verfall. Unter Kaiser Karl V. wurde es seiner Schätze beraubt, und im J. 1568 starb es gänzlich aus. Der Stadtrath zu Zittau kaufte endlich den Berg für eine Summe von fast 70,000 Thlrn., und von der Burg und dem Kloster hat die Zeit nur Ruinen übrig gelassen, als einzelne Grotten, Spuren vom Kloster und dessen Speisesaal, die Wände der Kirche, Kreuzgänge, einen Thurm, eine Cisterne, Überbleibsel des Raubschlosses, den Kirchhof u. a. Die oberste Spitze, 1597 Fuß über dem Meere, gewährt eine reizende Aussicht auf die Umgegend. (*G. F. Winkler.*)

OYNHAUSEN, OEYNHAUSEN, eine theils gräfliche, theils freiherrliche Familie, welche in den Königreichen Hanover und Preußen (Provinz Westfalen) mit bedeutenden Gütern ansässig ist. Das Dorf und die Burg Öhnhausen in der ehemaligen Grafschaft Ravensberg hält man für die Stammbesitzung, welche aber jetzt nicht mehr bei der Familie sich befindet. In den paderbornischen Urkunden, die man bei Schaten (Annal. paderb.) findet, trifft man schon in den Jahren 1035 und 1095 einzelne Mitglieder des Namens Eynenhus an. Später wurde der Name latinisirt und ein Andreas de Sola Domo kommt in einer paderbornischen Urkunde im J. 1256 bei Schaten vor. Mit dem Anfange des 16. Jahrh. stellt sich eine vollständige Stammreihe dieses Geschlechts documentirt dar. Arend I. (Arnold) v. O., Herr zu Grävenburg im Fürstenthume Paderborn, gehörte mit zu den Adeligen, welche die protestantische Lehre im damaligen Bisthume Paderborn zu verbreiten suchten. Sein Sohn Arend II. v. O. war lippischer Landdrost und Pfandherr des Amtes und Schlosses Schwalenberg (1570), mit Anna v. Amelunxen hatte er drei Söhne erzeugt, Ravan, Arend III. und Falko, wovon Arend III. v. O. lippischer Geheimerath, Landdrost und Pfandherr zu Schwalenberg, in der Geschichte des Landes als ein ausgezeichneter Mann ehrenvoll erwähnt wird. Von Magdalena v. Kerßenbruck hinterließ er zwei Söhne und zwei Töchter. A) Adam Arend, Stifter des noch blühenden Hauptstammes, und B) Moritz I., fürstl. holstein-schaumburgischer Rath und Landdrost, Stifter einer erloschenen Nebenlinie. Die Töchter waren Anna Margretha, an Anton Wolfgang von Harthausen, und Magdalena, an Konrad von Mengersen verheirathet.

A) Adam Arend v. O. pflanzte sein Geschlecht mit Rebekka Schutzbar v. Milchling fort; er erhielt mit ihr das Schloß Lindheim in der Wetterau, Burggüter zu Gießen und ward Reichsburgmann zu Friedberg. Mit seinen beiden Söhnen Johann Melchior und Heinrich Hermann theilte sich das Geschlecht in zwei Linien. Der jüngste Sohn, Heinrich Hermann (geb. den 9. Jan. 1615) erhielt außer den mütterlichen ererbten Gütern in der Wetterau noch Nordborken im Paderbornischen. Er war heff.-darmstädtischer Kammerjunker, Rath und Hofmeister der Prinzen Ludwig und Georg, die er auf Universitäten und auf Reisen führte (1642). Nach Vollendung dieses Geschäfts erhielt er im J. 1648 das Amt Nidda. Später trat er in herzogl. braunschw.-lüneburgische Dienste, wo er als Geheimerath, Landdrost des Fürstenthums Grubenhagen und Berghauptmann am 3. Nov. 1671 starb. Von seiner Gemahlin Anna Magdalena Spiegel zum Diesenberg hinterließ er drei Söhne und fünf Töchter, wovon nur ein Sohn, Christian Ludwig, mit Maria Cordula Röder zu Thiersberg sich verheirathete. Die einzige Tochter aus dieser Ehe war Rebekka Dorothea, Gemahlin des hessen-darmstädtischen Geheimen-Regierungsrath Karl Ernst von Weitolshausen, genannt Schrautenbach. — Der älteste Sohn, Johann Melchior v. O. (geb. 1618., gest. den 20. Nov. 1675) erhielt das Schloß Grävenburg mit seinen Pertinenzien, als den Dörfern Merlsheim und Sudheim nebst mehren Höfen, ansehnlichen Frucht- und Geldgefällen und Zehnten in den benachbarten Dorfschaften. Er stand als Geheimerath in fürstl. ostfriesischen Diensten und war Pfandinhaber des Amtes und der Stadt Oldendorf. Mit seiner Frau Ilsa Dorothea von Münchhausen hatte er drei Söhne, 1) Friedrich Ulrich v. O., kur-braunschw. Obrist, verheirathet mit Leveke von Hammerstein (er starb den 15. Jul. 1715). 2) Ravan Christoph, Stifter der gräfl., und 3) Johann Melchior, Stifter der freiherrl. Linie.

I. Die gräfliche Linie. a) Ravan Christoph v. O. (geb. 1654, gest. 1748) erhielt zu seinem Antheile Sudheim und Dören im Hanöverischen, und Reelsen, Steinheim, Bergheim und Driburg im Paderbornischen. Er war königl. großbrit. und kurbraunschw. Oberjägermeister des Fürstenthums Calenberg und wurde vom Kaiser Karl VI. in den Reichsgrafenstand erhoben (d. 14. Aug. 1724). Er war im J. 1691 mit der Gräfin Sophia Johanna von der Schulenburg verheirathet. Sie und ihre Schwester, die Herzogin von Kendale, waren die Erbinnen des Lords Chesterfield, welches Vermögen als ein Fideicommiß für die Oynhäusische Familie in die Bank zu London niedergelegt wurde. Sie starb im J. 1755 in London im 80. Jahre. Die Söhne und Töchter von Ravan Christoph waren 1) Anton Ulrich, 2) Ferdinand Ludwig (von diesem weiter unten),

3) Johann Georg Moritz, teutscher Ordensritter und Comthur, trat als Obrist unter seinem mütterlichen Oheime, dem berühmten Feldmarschall Grafen Martin Johann von Schulenburg, in venetianischen Dienst (1738), machte die Feldzüge gegen die Türken mit und nach Endigung derselben ging er in kaiserl. königl. Dienste (1747), wo er als Generalfeldwachtmeister im J. 1764 starb. 4) Georg Ludwig, war kursächsischer Generalmajor, und ihre einzige Schwester 5) Margaretha Gertraud (geb. 1701), heirathete den Grafen Albrecht Wolfgang von der Lippe-Schaumburg. — Der oben erwähnte Ferdinand Ludwig G. v. O., welcher im J. 1702 geboren, wurde von seiner Mutter Bruder, dem Grafen Martin Johann von Schulenburg, adoptirt mit der Pflicht, den Namen desselben anzunehmen, und war der Stifter der gräflichen Linie Oynhausen Schulenburg, die erst im Anfange dieses Jahrhunderts erloschen ist. Er trat in kaiserl. königl. Kriegsdienste, war im J. 1734 Obrist, das folgende Jahr schon Generalfeldwachtmeister, im J. 1739 Generalfeldzeugmeister, wo er als Commandirender in Italien sich befand. Im Jahre vor seinem Tode (im Febr. 1753) trat er zur katholischen Religion über und entsagte seiner Domherrn-Präbende in Magdeburg. Er starb im J. 1754 Anfangs Februar in Italien und hinterließ von seiner Frau Maria Anna Gräfin von Cottulinsky eine Tochter Maria Antonia (geb. 1741, gest. 1788), welche mit dem Grafen Franz Joseph von Daun und nach dessen Tode, mit dem Grafen August Anton von Attems vermählt war. Von seinen Söhnen, als 1) Moritz, welcher als kaiserl. königl. Regierungsrath in Wien im J. 1785 sein Leben beschloß, pflanzte 2) Ferdinand Ludwig II. (geb. 1745, gest. 1798) seine Linie mit einer Gräfin von Daun fort. Dieser war früher in kurbairischen Diensten Obrister und Generaladjutant gewesen, hatte darauf seinen Abschied genommen, und war nach London gegangen. Hier hatte er durch Vorzeigung von Documenten sich als alleiniger Besitzer des in der Bank zu London stehenden Fideicommiß-Capitals legitimirt, und zum Nachtheile der übrigen Theilhaber solche Summe sich auszahlen lassen. Er starb in London und sein Sohn Ferdinand Maria Franz G. v. O. beschloß im Anfange dieses Jahrhunderts als kaiserl. königl. Kämmerer sein Leben in Berlin.

b) Anton Ulrich G. v. O., der älteste Sohn von Ravan Christoph (geb. 1692), erhielt die väterlichen Besitzungen Steinheim, Sudheim, Dören und Reelsen, war königl. großbrit. und kurbraunschw. Oberjägermeister des Fürstenthums Calenberg, verheirathete sich mit Friederike Wilhelmine de Loraine, Baronesse de Beauvernois, wodurch er Stifter der jetzt noch blühenden Linie wurde. Seine Kinder waren 1) Sophia Charlotte, verheirathet an den Grafen von Ega, Grand von Portugal, 2) Friedrich Wilhelm, 3) Georg Ludwig (von diesen beiden weiter unten) und 4) Karl August. Er fing im J. 1752 seine Laufbahn als Jagdjunker in königl. großbrit. und kurbraunschw. Diensten an, trat darauf im J. 1757 in die von Hessen-Cassel, wo er Kammerherr und Hauptmann bei der Fußgarde wurde, und als hess. außerordentlicher Gesandter im J. 1760 nach Berlin sich begab. Im J. 1774 wurde er auf einmal nach Cassel zurückberufen, und nach der Festung Spangenberg gebracht. Da derselbe befürchtete, einer Cabinetsjustiz zu unterliegen, so entfloh er mit Hilfe einiger Freunde, die Pferde für ihn in Bereitschaft hatten, nach Hamburg. Sobald er seine Geschäfte geordnet, ging er nach Portugal, trat im J. 1772 als Obristlieutenant in königl. Dienste, wurde 1776 zum Obristen des Regiments Valencia ernannt, wo er sich nach und nach bis zum Generallieutenant und Generalinspector der Infanterie emporschwang. Im J. 1780 war er bevollmächtigter Minister und Gesandter am kaiserl. Hofe zu Wien, woselbst er einige Jahre blieb. Als er zum Ritter des Christusordens ernannt werden sollte, trat er zur katholischen Religion über und erhielt den Namen Peter Maria Joseph. Taufzeugen waren die Königin Maria, ihr Sohn Johann, Regent von Portugal, und ihr Enkel Don Pedro. Er hatte sich am 15. Febr. 1773 auf dem Schloß Almarisa bei Lissabon vermählt mit Eleonore von Almeida Portugal, Lorena und Lancastre, Marquise von Alorna, Gräfin von Assumar, Ehrendame der Königin und Ordensdame vom strahlenden Kreuze (**cruz estellado**), als einzigen Tochter von dem Marquis Johann von Alorna, Graf von Assumar und Grand von Portugal, und der Gräfin Eleonora von Tavora. Sie war Erbin der Herrschaften Almarisa und Almada. Ihre Ehe war mit acht Kindern gesegnet, wovon aber fünf früh gestorben; die übrigen waren: 1) Eleonora Benedicta (geb. 1776 zu Lissabon) verheirathet an Johann Mascarenhas, Marquis de Fronteira, Grand von Portugal. 2) Johanna Maria Luise (geb. 1784 zu Wien), heirathete den Grafen von Ega, Grand von Portugal, und 3) Johann August Friedrich Adrian Ulrich (geb. d. 30. Oct. 1792 zu Lissabon), aus der Taufe gehoben von dem Könige Johann von Portugal und dessen Tante, der Infantin Marianna. Nach dem Tode seines Vaters, der im J. 1792 erfolgte, wurde er in England erzogen, ging mit seiner Mutter, welche die königl. Familie nach Brasilien im J. 1807 begleitete, und kehrte mit derselben wieder zurück. Er war Obristlieutenant im 5. leichten Cavalerieregiment und Ritter des Christusordens. Im J. 1817 kam er nach Teutschland, um sich nach seinem väterlichen Güterantheile zu erkundigen. Die Lehnsvettern wollten ihn, von dem sie nie etwas erfahren hatten, nicht anerkennen; um so mehr, da in dem Taufzeugniß ein Name vergessen worden war. Erst nach langen Verhandlungen, durch Abhörungen von Zeugen in Portugal und andere Beweise, erkannten die hanöverischen und preußischen Lehnhöfe sein Recht an. Während dieser Zeit hatte er das Unglück durch einen Sturz vom Pferd unweit Lissabon, im J. 1822 am 14. Aug., sein Leben zu verlieren, und somit war nun der Mannsstamm dieser portugiesischen Linie beschlossen.

Friedrich Wilhelm G. v. O., der älteste Sohn von dem Grafen Ulrich Friedrich, früher in kurbraunschw. Diensten als Forstmeister im sollinger Walde angestellt, verließ im J. 1757 diesen Dienst und wurde 1763 hessen-cassel. Hofjägermeister, bald darauf 1766 Oberjägermeister, 1770 Chef der **Fauconnerie** und 1775 Groß-

kreuz des goldenen Löwenordens. Er starb zu Cassel im J. 1778 und hinterließ von seiner Frau, Melusina Elisabeth, Gräfin von Kielmannsegge, einen Sohn, Gustav Friedrich Georg Ludwig. Dieser nahm als Rittmeister in der königl. großbrit. und kurbraunschw. Armee seinen Abschied, ging auf seine Güter im Mecklenburgischen, wo er großherzol. mecklenburg. Kammerherr wurde, und sich mit einer Gräfin von Moltk verheirathete. Seine vier Söhne Gustav Friedrich, Ernst Ludwig, Heinrich Georg und Karl Georg stehen in königl. hanöv. Kriegsdiensten. Die Besitzungen sind: Rederang im Mecklenburgischen, Bierden und Böhme im Königreiche Hanover und Steinheim im Königreiche Preußen (Kreis Paderborn). Der zweite Sohn von dem Grafen Ulrich Friedrich, war Georg Ludwig G. v. O. (geb. 1748, gest. 1811), als Lieutenant der Garde du Corps trat er in königl. großbrit. und kurbraunschw. Dienste, wo er sich bis zum General der Cavalerie (1782) emporschwang. Von seiner ersten Frau Charlotte von Spiegel zu Schweckhausen hinterließ er zwei Söhne: 1) Karl, der als königl. broßbritan. und kurbraunschw. Lieutenant der Garde in der Schlacht von Famars 1794 blieb, und 2) Ernst August, der als königl. preuß. Kammerherr im J. 1804 zu Hanover unverheirathet starb. Von seiner zweiten Frau Eleonore Kirchmann hatte er einen Sohn, Georg Ludwig G. v. O., königl. hanöv. Rittmeister beim Regiment Garde-Husaren.

B) Moritz I. v. O., Herr zu Grävenburg, Lichtenau, Sudheim und Merlsheim im Paderbornischen und Maspe im Lippischen mit Magdalena von Kerßenbruck verheirathet, hinterließ zwei Söhne: 1) Joachim, vermählt mit Maria Elisabeth von Bruckhausen, mit dessen Sohne Wilhelm Elmershaus v. O. auf Maspe, k. k. Hauptmann, dessen Frau, Katharina Magdalene von Boyneburg zu Lengsfeld, diese Nebenlinie ausstarb. 2) Moritz II., der aber holstein-schaumburgischer Rath und Landdrost (1619) war, erbte durch seine Frau Ernestina Metta von der Hege die ansehnliche Besitzung Velmede im Westfälischen. Er hatte mit ihr zwei Söhne und drei Töchter, als 1) Ravan Arend II., welcher 1634 starb, und Bernhard Moritz, der mit Magdalene von Nassau sein Geschlecht weiter fortpflanzte. Die Töchter 1) Elisabeth Magdalena, im J. 1635 mit Franz Ernst von Freiberg, sachs.-coburg. Kammerjunker, 2) Anna Felicitas, mit Reginer von Bodelschwing, und 3) Katharine Hedewig, mit Johann Dietrich von Brink verheirathet. Mit den Söhnen von Bernhard Moritz: Bernhard Simon und Ravan Arend, beide an zwei Schwestern Katharina und Gertraud von Steinberg verheirathet, erlosch diese Linie.

II. Die noch blühende freiherrliche Linie. Johann Melchior II., der dritte Sohn von Johann Melchior I., Herr zu Grävenburg, Welsede, Nordborcken, Sudheim, Steinheim und Merlsheim, Pfandinhaber von Oldendorf, hatte drei Söhne und eine Tochter, 1) Christian Ludwig zu Sudheim (geb. 1665, gest. 1713) fürstl. sächs. eisenach. Kammerpräsident, starb, ohne von seiner Gemahlin Anna Eleonore Rau von Holzhausen Kinder zu hinterlassen, 2) Karl Eberhard zu Welsede (geb. 1668, gest. 1744), kurbraunschw. Capitain, hinterließ nur eine Tochter, Engel Dorothea, welche Welsede im Hanövrischen ihrem Manne David Ernst von Stietenkron im J. 1771, dessen Erben es noch besitzen, zubrachte. 3) Philipp Adolf zu Grävenburg, Nordborcken, Steinheim und Merlsheim, auch Pfandinhaber von Oldendorf (geb. 1663, gest. am 9. April 1742), pflanzte seine Linie durch Sophia Christiana von Haxthausen mit zwei Söhnen: a) Johann Moritz und b) Friedrich Adolf, dauerhaft fort.

a) Johann Moritz, Herr zu Grävenburg, Nordborcken und Steinheim, kurcöllnischer Kammerherr, erzeugte mit Karoline Spiegel von Piekelsheim 14 Kinder, als 7 Söhne und 7 Töchter, wovon nur 6 am Leben blieben. Diese waren 1) Christoph Friedrich (geb. den 13. Jun. 1727), starb als königl. großbr. und kurbraunschw. Capitain. 2) Karl Hermann Albrecht (geb. 1730; von dem weiter unten). 3) Moritz Ulrich (geb. 1734), starb als königl. großb. und kurbraunschw. Major bei der Fußgarde im J. 1779. 4) Ernst Friedrich (geb. 1737) heirathete Sophia von Stockhausen und starb, ohne Kinder mit ihr zu erzeugen. 5) Friedrich Ernst (geb. 1741), königl. großb. und kurbraunschw. Hauptmann, auf Grävenburg, heirathete Anna Katharina Wilhelmine von Mengersen aus dem Hause Helpensen und Reelkirchen, aus deren Ehe zwei Söhne und eine Tochter entsproßten, wovon der eine Sohn königl. preußischer Oberbergrath ist.

b) Friedrich Adolf auf Merlsheim und Pfandinhaber von Oldendorf, lippischen Antheils, heirathete erst, als er 60 Jahre alt war, und erzielte noch 12 Kinder aus dieser Ehe. Von diesem erreichten das mannbare Alter: 1) Alexander Moritz (geb. 1746, gest. 1780), königl. großbrit. und kurbraunschw. Lieutenant, 2) Friedrich Christian (von dem hernach), 3) Sophia Dorothea (geb. 1750), Stiftsdame zu Fischbeck, 4) Heribert Adolf (geb. 1751), hessen-cassel. Kammerherr und Kriegsrath, besaß Hessenroda bei Cassel, heirathete Auguste von Münchhausen, deren Ehe aber kinderlos blieb. 5) Katharina Auguste (geb. 1759, gest. 1780), Stiftsdame zu Bassum. 6) Karl Wilhelm (geb. 1761), königl. großbr. und kurbraunschw. Lieutenant der Cavalerie. 7) Liborius I. (geb. 1762, gest. 1802) s. w. u.

a) Die Linie zu Merlsheim und Langreder. Friedrich Christian, ein Sohn von Friedrich Adolf (geb. 1748, gest. 1823), königl. großb. und kurbraunschw. Major, nahm seinen Abschied im J. 1783 und verheirathete sich mit Sophia von Röder zu Thiersberg. Der einzige Sohn dieser Ehe: Karl (geb. 1784), großherzl. badischer Rittmeister, welchen Dienst er aber 1806 verließ und sich mit seines Vatersbruders Tochter, die ihm Hessenroda zur Mitgift brachte, verheirathete.

b) Die Linie zu Sudheim. Der jüngste Sohn von Friedrich Adolf: Liborius I. (geb. 1762), herzogl. braunschw. Oberhauptmann zu Bardorf. Er verheirathete sich zwei Mal, das erste Mal mit Eleonore von Münchhausen a. d. H. Remeringhausen, mit der er einen Sohn Liborius II. (von dem weiter unten), und zwei Töchter erzeugte, wovon die eine, Auguste, sich mit ihrem Vetter Karl v. O., dem vorerwähnten badischen Rittmeister, ver-

mählte; das andere Mal mit der Tochter eines Patriziers aus Bremen, von der er ebenfalls einen Sohn und zwei Töchter hinterließ.

Liborius II., Freiherr v. O. (geb. 1784), erhielt seinen ersten Unterricht auf dem Carolinum im Braunschweig, trat nach Beendigung der Universitätsjahre in königl. westfälische Dienste als Lieutenant bei der Gard Chevaux legers, befand sich seit dem Befreiungskriege als Rittmeister in herzogl. braunschw. Diensten, wo er bald darauf die Stelle eines Kammerherrn und Viceoberstallmeisters bekleidete. Als er im J. 1830 im September schnell im Schlosse zu Braunschweig starb, und gleich darauf die Revolution daselbst ausbrach, glaubte man, irriger Weise, er gehöre zu den Opfern, die der Herzog Karl vergiftet hätte.

Das Wappen: Im blauen Felde eine aufrechtstehende Sturmleiter, auf dem Helme eine auf einem Wulste rechts und links schräg stehende halbe Sturmleiter.

(*Albert Freiherr v. Boyneburg-Lengsfeld.*)

OYOLAVA, eine der Schifferinseln im Australocean, welche durch einen 5¼ Meilen breiten Kanal von Mauha getrennt ist. La Peyrouse schildert sie als reizend, fruchtbar und stark bevölkert. (*Fischer.*)

OYONNAX, Marktflecken im franz. Aindepartement (Bourgogne), Hauptort des gleichnamigen Cantons, Bezirk Nantes, ist der Sitz eines Friedensgerichts, eines Einregistrirungsamtes, einer Gensd'armeriebrigade, sowie einer berittenen Forstwache, und hat eine Pfarrkirche und 1538 Einwohner, welche drei Jahrmärkte unterhalten und Tischlerarbeiten und Kämme von Horn und Buchsbaum verfertigen. — Der Canton Oyonnax enthält in eilf Gemeinden 8386 Einwohner. (Nach Barbichon.) (*Fischer.*)

ÓYS, ÓS (nordische Buchstabenlehre), ist der vierte Buchstabe der alten Runenschrift, welche sechszehn Runen enthielt. Sein Zeichen hat diese Gestalt ᚭ und bedeutet zugleich vier. Im Lehrgedichte über die Runen ist ihm dieser Vers gewidmet:

Oys er flestra ferda
En skalpur er sverda.
Flusses Mündung ist der meisten Fahrten
Aber die Scheide ist der Schwerter.

Die zweite Zeile jedes Verspaares ist im Gedichte, wie man annimmt, jedesmal blos des Reimes wegen hinzugesetzt und steht ihrem Inhalte nach mit der ersten in weiter keiner Verbindung. Hier aber gibt es ein schönes Bild, die Flussesmündung, welche vormals gewöhnlich zum Hafen zu dienen pflegte, und in welcher also Schiffe lagen, ist mit der Scheide verglichen, in welcher das Schwert liegt. Der Vers erhält seine volle Bedeutung, wenn man hinzudenkt, daß der Buchstabe ᚭ auch Othin bedeutete. Der Dichter vergleicht also hier die Flussesmündung mit einer Scheide des Schwertes, weil in ihr Schiffe lagen, die eben auf Raubung ausfahren wollten. Othin war aber nicht blos Gott der Krieger, sondern auch der Kaufleute, und auch diese fuhren damals gewaffnet, sodaß auch hier die zweite Zeile ihre Bedeutung hat*). Das Zeichen ᚭ stellt aller Wahrscheinlichkeit nach eine Flußmündung dar, welche zum Hafen dient. (*Ferd. Wachter.*)

OYSELAY. Auf der Straße zwischen Vesoul und Besançon, in der Nähe von Rioz, wird der Reisende überrascht durch den Anblick einer mächtigen Felsenburg zu seiner Rechten. Es ist das die berühmte Burg Oyselay, wegen welcher Graf Stephan III. von Burgund und Auxonne (nicht von Autun, Augustodunum, wie es bei Imhof fälschlich heißt) am 18. Jun. 1227 bekennt, ein Lehenmann Otto's II. des Pfalzgrafen von Burgund zu sein, und die der nämliche Stephan III. (gest. 1240) seinem und der Blandina von Cicons natürlichem Sohne, Stephan, zur Abfindung gab. **Ego Stephanus comes Burgundie notum facio omnibus presentes literas inspecturis, quod ego dedi Stephano filio meo et heredibus suis. de laude et consensu Joannis filii mei domini Salinensis. in perpetuum habenda ea que sequuntur. videlicet castrum quod dicitur Oiselet cum omnibus appendiciis ibidem acquisitis et acquirendis. et custodiam de Bonevent. cum omnibus feudis que sunt a Frena** (nicht **Trena**) **et superius. et que non sunt de castellania Frene etc.** Dieser jüngere Stephan, gewöhnlich von seinem Eigenthume genannt, wurde der Stammvater eines zahlreichen Geschlechtes. Wilhelm, Herr von Oyselay, vermählte sich im J. 1270 mit Agathe von Vienne. Stephan von Oyselay, Ritter, und Alix von Choiseul, seine Hausfrau, verkaufen im J. 1291 die Hälfte der Mühle zu Dampierre an die Abtei Morimond. Johann's und der Maria von Rougemont Tochter, Johanna, Frau auf Bonencontre, wurde den 28. März 1356 an Johann von Vienne, den Admiral von Frankreich, verheirathet. Johann von Oyselay, Herr von la Villeneuve, war kaum ein Jahr mit Yolantha von Dinteville verheirathet, als sie, groben Mishandlungen zu entgehen, genöthigt war, richterliche Hilfe anzurufen (1391). Johann, Herr von Oyselay und Frene, verheirathete sich im J. 1409 mit Margaretha von Vergy. Johann, Herr von Oyselay und Frêne-le-châtel, war um d. J. 1480 mit Johanna von Oyselay verheirathet. Wilhelm von Oyselay, Herr von la Villeneuve, hatte Philippote Rollin, eine Tochter und Erbin des berühmten Kanzlers von Burgund, zur Frau; seine Tochter Anna von Oyselay (gest. 4. Jan. 1494) brachte die schöne, von dem Kanzler angekaufte Herrschaft Autume, in der Bresse Chalonaise, an ihren Gemahl Emart Bouton du Fay. Antons von Oyselay auf la Villeneuve Tochter, Anna von Oyselay, Frau auf Marnay, war in erster Ehe mit Heinrich von Neufchatel, in anderer Ehe (bereits 1519) mit Wolf Heinrich von Pfürdt verheirathet. Anton von Oyselay, Ritter, Gouverneur von Dole, hatte eine Nichte des berühmten Cardinals von Granvelle, Peronne Perrenot, zur Frau. Sein Sohn Franz Thomas von Oyselay, Baron von la Villeneuve, Kammerherr Kaiser Rudolf's II.

*) Das Gedicht findet sich abgedruckt bei *Worm*, Literatura Runica. p. 95—97; bei *Junius*, Gothicum Glossarium. p. 23—29 (confr. p. 10); bei Grimm, über teutsche Runen. S. 246—252; bei Legis, Fundgruben des alten Nordens. S. 76—78. In diesen Schriften wird auch zugleich über die Rune Oys gehandelt.

seit dem 16. Febr. 1607, mit einer monatlichen Besoldung von 40 Gulden, wurde von seinem in dem näml. J. 1607 zu Prag verstorbenen mütterlichen Oheime, von Franz Perrenot, dem letzten Manne des berühmten Hauses Granvelle, zum Erben eingesetzt, unter der Bedingung, Namen und Wappen der Perrenot zu führen. Franz Thomas, dem hierdurch die Grafschaft Cantecroy, in der brabantischen Meierei Ryen (s. d. Art. Cantecroy), die Herrschaften Chantonay, Havrincourt ɛc. zufielen, schien dem Kaiser Rudolf II. ein passender Ehegatte für seine mit Euphemia von Rosenthal erzeugte, am 1. März 1607 legitimirte Tochter Donna Carolina ab Austria, Markgräfin des heil. röm. Reichs. Die Vermählung erfolgte im J. 1608, und wurde hauptsächlich in Betracht ihrer, Franz Thomas den 3. Dec. 1620 in des heil. röm. Reichs Fürstenstand erhoben. Er war zugleich des goldenen Vließes Ritter, und Kaiser Ferdinand's II. Kämmerer und Geheimerath. Am 5. Mai 1616 verkaufte er, vorbehaltlich des Titels, die Grafschaft Cantecroy. Er starb zu Besançon den 5. Jan. 1629, seine Witwe zu Mecheln den 12. Jan. 1662. Sein Sohn, Eugen Leopold Perrenot de Granvelle, genannt Oyselay, Graf von Cantecroy, des heil. röm. Reichs Fürst, Baron von Villeneuve, Herr von Chantonay, gewöhnlich der Fürst von Cantecroy genannt, vermählte sich im J. 1635 mit Beatrix de Cusance und starb ohne Nachkommenschaft, der letzte Mann des ganzen Hauses, zu Anfange Februars 1637. Seine Witwe, die Prinzessin von Cantecroy, ist durch ihren Roman und ihre zweimalige Heirath mit dem Herzoge Karl IV. von Lothringen weltbekannt geworden. Unter den Ruinen der Burg liegt das Pfarrdorf Oyselay (*v. Stramberg.*)

OYSTERBAY, 1) Bai am atlantischen Ocean in dem nordamerikanischen Staate Newyork, Grafschaft Queens. 2) Township an dieser Bai mit einem Postamte und 4725 Einwohnern. (*Fischer.*)

OYSTERMOUTH, Küstendorf an der Mumblesbai in der englischen Grafschaft Glamorgan, Fürstenthum Südwales, mit einem Leuchtthurme und einem bedeutenden Austernfange, indem jährlich mehr als 5,000,000 Austern von hier versendet werden. (*Fischer.*)

OZAB, Plural von **ozbah**, heißen die Inseln auf dem See des alten Tanis oder Tennis in Ägypten, das im J. 624 (beg. 22. Dec. 1226) auf Befehl des Sultan Kâmil zerstört wurde, weil die Einwohner keine Ruhe vor den Franken fanden. Jene Inseln sind von Fischern bewohnt, und einige derselben sind reich an Salinen, die ein angenehmes Salz liefern. Salzig ist auch das Wasser des See's, und nur wenn der Nil wächst, verliert sich jene Salzigkeit in demselben. (*Gustav Flügel.*)

OZAENA (ὄζαινα, ὄζω), Nasengeschwür. Im weitern Sinne des Wortes bezeichnet man mit diesem Namen jedes Geschwür der innern Theile der Nase. Es besteht indessen eine solche Exulceration entweder in einer bloßen Vereiterung der Schneider'schen Haut, und ist nur mit einem geringen Schmerz und fast geruchlosen Auswurfe verbunden, oder die Krankheit beruht auf dem Beinfraße der innern Nasenknochen. In diesem letztern Falle, den man im engern Sinne Ozäna zu nennen pflegt, empfindet der Kranke in den leidenden Theilen heftige Schmerzen, und es verbreitet der Ausfluß einen unerträglichen Geruch, den man nicht unpassend mit jenem verglichen hat, welchen zerdrückte Wanzen ausstoßen. Auch pflegt der Ausfluß im letztern Falle dadurch charakterisirt zu sein, daß er sehr dünn, scharf und braun oder schwärzlich gefärbt ist. Die erstere Gattung des Übels geht indessen bei längerer Dauer oder weiterer Verbreitung und großer Intensität der veranlassenden Ursachen leicht in die letztere über. — Ursachen der Ozäna können alle idiopathisch oder sympathisch auf die Nase heftig reizend einwirkenden Einflüsse werden. Sie entsteht daher nicht blos zuweilen in Folge eines langwierigen oder verkehrt behandelten Schnupfens, sondern noch häufiger nach mechanischen Verletzungen der Nase durch starkes Reiben, einen Stoß, einen Fall, besonders Schußwunden, oder Hiebwunden, welche einen Theil der Nase wegreißen, ferner nach längerm Misbrauche des Schnupftabaks, oder der unvorsichtigen Anwendung anderer stärkerer Niesemittel. Manchmal entsteht auch ein Nasengeschwür zugleich mit einem Nasenpolypen, oder entwickelt sich in Folge dieses letztern. Am häufigsten aber verdankt es seinen Ursprung einer vorhandenen skorbutischen, skrofulösen und ganz besonders syphilitischen oder auch karcinomatösen Dyskrasie. Den Anfang der Krankheit bezeichnet alsdann immer ein starker Schnupfen mit Absonderung eines Eiters, der, auch nachdem die Entzündung ihre acute Gestalt verloren hat, die oben angegebene Beschaffenheit behält. Eine syphilitische Ozäna entsteht zuweilen primair durch örtliche Infection mit venerischem Eiter, ungleich öfter aber ist sie ein secundaires Symptom der Syphilis und wird in diesem Falle meistens durch einen sehr heftigen nächtlichen Kopfschmerz angekündigt, sowie das ausgebildete Übel zuletzt das Einfallen der Nasenknochen, oft auch häufigen Thränenfluß zur Folge hat und durch das erstere die Stimme einen widrigen Nasenton erhält. Geschwüre des Maxillar-Sinus, welche zuweilen — außer den genannten Veranlassungen — auch in Folge des ungeschickten Ausziehens eines Zahnes entstehen und bisweilen selbst durch die Anwendung von Zinnoberräucherungen, gegen syphilitische Zufälle des Mundes in Gebrauch gezogen, veranlaßt sein sollen, kündigen sich durch Geschwulst und Schmerz der leidenden Stelle an, und sind mit einem Eiterflusse verbunden, der in der Regel am reichlichsten ist, wenn der Kranke auf der dem Geschwüre entgegengesetzten Seite liegt, sowie die mit dem Übel verbundenen Schmerzen sich gewöhnlich in ebendem Verhältnisse vermindern, in welchem jener Eiterabfluß reich erfolgt, und umgekehrt. — Die Vorhersagung ist bei der Ozäna allerdings im Allgemeinen nicht günstig zu nennen, doch stellt sich das Übel um so weniger als ein unheilbares dar, je neuer es ist, und je mehr die davon ergriffene Stelle der Nasenhöhle der Anwendung örtlicher angemessener Heilmittel, die aber auch nicht zeitig genug in Gebrauch gezogen werden können, zugänglich ist. Die Cur erfodert bei Abwesenheit allgemeiner Ursachen nur die Anwendung örtlicher, reinigender, austrocknender, gelind

zusammenziehender Mittel: Einspritzungen von Kalkwasser, eines **Decocti scordii, Corticis salicis, chinae** mit Honig, Alaun, Myrrhentinctur ꝛc., obwol die Heilung gewöhnlich zu ihrer Beendigung noch des Gebrauches einer vermittels zusammengerollter Charpie applicirten Salbe von Zinkblumen oder weißem Präcipitat bedarf. Von vielen Ärzten wird überdies das Einziehen fixer Luft in die Nase mit Recht als ein treffliches Mittel zur Reinigung solcher Geschwüre gerühmt. Nasengeschwüre, deren Symptome auf bereits eingetretenen Beinfraß der Nasenknochen schließen lassen, verdanken in der Regel ihren Ursprung den obengenannten innern Krankheitsursachen. Obgleich daher auch bei dieser Ozäna das Geschwür häufig vermittels einer der vorhin genannten Flüssigkeiten gereinigt werden muß: so kann doch in diesem Falle die Heilung auf diese Weise allein begreiflicherweise nie beendigt werden, vielmehr fodert sie jedesmal den gleichzeitigen Gebrauch innerer angemessener Mittel, z. B. den Schwefel und die Spießglanzpräparate, wenn die Ozäna Folge eines plötzlich verschwundenen Flechtenausschlages ist, eine vegetabilische Kost und die Anwendung der Säuren bei scorbutischer Dyskrasie ꝛc., und da Beinfraß der Nasenknochen leicht schwammige Geschwülste und Auswüchse derselben veranlaßt: so sind alsdann meistens auch ätzende Salben aus rothem Präcipitat, Grünspan ꝛc., die man nach Maßgabe der Umstände bald in stärkerer, bald in schwächerer Form gebrauchen läßt, unentbehrlich. — Vereiterung im Maxillar-Sinus macht die vermittels eines operativen Verfahrens zu bewirkende Perforation dieser Höhle nothwendig. Schließlich bemerken wir noch, daß ein durch die Nase ausgestoßener sehr übler Geruch häufig auch blos die Folge einer solchen Bildung der Nase ist, welche die Anhäufung eines allmälig sich verdickenden Nasenschleimes in derselben zur Folge hat (wie dies namentlich bei stark ausgebildeten Stumpfnasen der Fall ist), und daß das Übel, wenn es aus dieser Quelle entspringt, am sichersten durch öfteres Eintauchen des Gesichts in Wasser, wobei das Wasser so hoch wie möglich in die Nase heraufgezogen werden muß, beseitigt wird. (*C. L. Klose.*)

OZAENA *Olivier* (**Insecta**), Käfergattung aus der Tribus der Carabicinen. Kennzeichen: Kinn gegliedert, fast flach, stark dreilappig, Lefze schwach ausgerandet; letztes Glied der Labialpalpen kurz, gestutzt, fast keilförmig; Fühler viel kürzer als die Körperhälfte, mit dichten, wenig deutlichen gegen das Ende dickern Gliedern; Körper platt, mehr oder weniger lang, vordere Schienen nicht handförmig. — Der Kopf ist ziemlich lang, die Augen sind ziemlich vorspringend, der Thorax fast viereckig, ziemlich stark gerandet; die Flügeldecken sind am Ende rundlich; die vordern Schienen sind vorn stark ausgerandet. Alle Arten in Südamerika einheimisch.

O. dentipes *Olivier.* Zehn Linien lang. Schwarz, glänzend, Kopf flach, punktirt; Thorax mit eingedrückter Längslinie, etwas runzelig, Flügeldecken unregelmäßig gestreift mit einigen kleinen eingedrückten Punkten zwischen den Streifen, die vordern Schienen innen mit einem Zahn und darüber kurze Haare in einem flachen Einschnitte. Vaterland Cayenne. (**D.** *Thon.*)

OZAIL, Herrschaft im karlstädter Kreise des triester Gouvernementsbezirkes in Illyrien, welche sich auf beiden Seiten der Kulpa weit ausdehnt. Das unmittelbare Dominium begreift, ohne den davon getrennten prilitschaner Kreis, das Prädium und Schloß Ozail, und 68 Dorfschaften, in welchen 732 Häuser mit 4300 Einwohnern befindlich sind. Der Ort Ozail selbst ist ein Felsenschloß, dem seine Lage und natürliche Beschaffenheit eine Haltbarkeit gegen einen feindlichen Angriff verschaffen. Unter dem Schlosse ist ein kleiner, aus 27 Häusern bestehender Ort gebaut, in welchem 100 Einwohner sind. Die ganze Herrschaft enthält 57 Dörfer mit 650 Häusern und 3937 Bewohnern. — Getrennt von dem übrigen Theile der Herrschaft liegt zwischen der Culpa und der Marien-Louisenstraße die aus vier Dorfschaften bestehende Gemeine Prilitsche, welche aus sogenannten Freisassen besteht, die vormals die Verpflichtung auf sich hatten, zu Ozail Schloßwachen und Botengänge für die Herrschaft zu besorgen, übrigens aber von allen Geldabgaben frei waren; nur mußten in Kriegszeiten alle erwachsene Männer dieser Gemeine unter einem ihnen von der Herrschaft vorgesetzten Hauptmanne gegen den Feind ziehen. (*L. F. Kämtz.*)

OZAMA, ein ansehnlicher Fluß auf der Insel St. Domingo, welcher aus dem Innern der Insel vom Cibaogebirge kommt und kurz vor seiner Mündung auf der Südseite der Insel den 90 Fuß breiten reißenden Fluß Isabella aufnimmt. Bei der Stadt St. Domingo ist er 360 Klafter breit, zehn Klafter tief und sechs Meilen aufwärts schiffbar. Handelsschiffe von 400—500 Tonnen und Corvetten können ihn 2 bis 2½ Meilen aufwärts befahren. (*L. F. Kämtz.*)

OZANAM (**Jacques**), ein fruchtbarer Schriftsteller im Fache der Mathematik, geboren zu Bouligneux in dem Fürstenthume Dombes im J. 1640. Seine ziemlich wohlhabenden Ältern waren eigentlich jüdischen Ursprungs, doch war die Familie schon vor längerer Zeit zur katholischen Kirche übergetreten und mehre Mitglieder derselben hatten Stellen in den Provinzialparlamenten bekleidet. Unser Ozanam hatte als jüngerer Sohn nach dem Erbrechte seiner Provinz keinen Anspruch auf die Güter seiner Ältern und wurde von diesen für den geistlichen Stand erzogen. Schon früh zog ihn jedoch seine Neigung und der Anblick des gestirnten Himmels zu dem Studium der Mathematik hin, und bereits im 15. Jahre verfaßte er ein mathematisches Werk, das zwar nie ganz gedruckt worden ist, aber aus welchem er doch Manches der Aufnahme in seine später erschienenen Werke für würdig fand. Nachdem er vier Jahre lang den theologischen Studien sich gewidmet hatte, starb sein Vater, und nun gab er sogleich diese Studien auf, um sich ganz der Mathematik zu widmen. Bald darauf fixirte er sich in Lyon und lebte dort theils von den Honorarien, die er durch Unterricht in der Mathematik erwarb, theils vom Spiele, welches er leidenschaftlich, aber mit Glück trieb. Zwei Fremde, die er in Lyon unterrichtet und denen er ohne Schuldschein 50 Pistolen vorgestreckt hatte, empfahlen ihn bei ihrer Ankunft in Paris dem Vater des Kanzlers D'Aguesseau und beriefen ihn auf dessen Zureden nach Paris.

Ozanam folgte diesem Rufe und verheirathete sich in Paris mit einem unbemittelten, aber durch Liebenswürdigkeit und Herzensgüte ausgezeichneten Frauenzimmer, mit der er in einer sehr glücklichen Ehe viele Kinder erzeugte. Dem Spiele entsagend fand er während des Friedens so viele Fremde, die seinen Unterricht suchten, daß er im Überflusse leben konnte; als aber der Ausbruch des Kriegs die Fremden von Paris verscheuchte, fand er unter seinen Landsleuten keinen genügenden Ersatz an Schülern und suchte nun durch schriftstellerische Arbeiten den Ausfall in seinen Einnahmen zu decken. Leider sieht man es den meisten seiner Schriften aus dieser Epoche an, daß sie sehr flüchtig und um des Brodes willen verfaßt sind. Er wurde um diese Zeit als Eleve bei der Akademie aufgenommen. Durch den Tod seiner Frau im J. 1701 wurde Ozanam's natürliche Heiterkeit zwar eine Zeit lang sehr getrübt, doch überstand sein glückliches Naturel auch diese Prüfung, und er lebte noch bis zum 3. April 1717, wo ihn ein Schlagfluß plötzlich hinraffte. Ozanam war ein frommer Anhänger seiner Kirche. Seiner Meinung nach kam es „den Doctoren der Sorbonne zu, über religiöse Gegenstände zu disputiren, dem Papste darüber zu entscheiden, den Mathematikern aber auf perpendiculärer Linie ins Paradies zu gehen."

Außer wiederholten und vermehrten Ausgaben von de Challes' Bearbeitung der Elemente Euklid's, ferner der praktischen Geometrie und des Tractats über die Sphäre von Boulanger und einigen in den Abhandlungen der Akademie, im Journal des Savans 2c. enthaltenen Memoiren hat man von ihm: 1) **Tables des sinus, tangentes et sécantes, et des logarithmes** (Lyon 1670, Paris 1685 et 1720.) 2) **Traité de gnomonique** (Paris 1673. 12.), neu aufgelegt unter dem Titel: **Méthode générale pour tracer les cadrans.** (Paris 1685. 12.) 3) **La géométrie pratique etc.** (Paris 1684. 12.) 4) **Traité des lignes de premier genre, de la construction des équations etc.** (Paris 1687.) Montucla (Hist. des mathématiq. Nouv. édit. T. II. p. 168) urtheilt über dieses Werk, daß Ozanam durch dasselbe der Mathematik nützliche Dienste geleistet habe, und daß, wenn er so fortgefahren wäre, er sich einen solidern Ruf erworben haben würde, als durch manche seiner spätern Werke, die, des Broderwerbs halber, auf einen schnellern Absatz berechnet waren. 5) **L'usage du compas de proportion expliqué etc.** (Paris 1688.); nouv. édit. revue par *Garnier*. (Ibid. 1794. 12.) 6) **Dictionnaire mathématique.** (Paris 1690. 4.) 7) **Cours de mathématiques.** (Paris 1693. 5 vol. nachgedruckt zu Amsterdam 1699.) 8) **Traité de la fortification etc.** (Paris 1694.) 9) **Récréations mathématiques et physiques.** (Paris 1694. 2 vol., neue vermehrte Ausgabe ibid. 1720, 1735. 4 vol.) Einige Exemplare haben die Jahreszahl 1741. Ganz umgearbeitet erschien das Werk aufs Neue zu Paris 1778 oder 1790 in vier Bänden. 10) **Nouvelle trigonométrie etc.** 1699. 12. neu gedruckt unter dem Titel: **Méthode pour lever les plans et les cartes.** (Paris 1750. 12.) und mit Zusätzen von *Jacques Audierne.* (ibid. 1781. 12.) 11) **Méthode facile pour arpenter ou mesurer toutes sortes de superficies** (Paris 1699. 12.), und mit Verbesserungen 1725; ferner mit Zusätzen von Audierne ebendaselbst 1779. 12. unter dem Titel: **Traité de l'arpentage et du toisé.** 12) **Nouveaux élémens d'algèbre** (Amsterdam 1702.), welche von Leibnitz im Journal des Savans gelobt werden. 13) **La perspective théorique et pratique** (Paris 1711., neue Aufl. 1720). 14) **La géographie et cosmographie, qui traite de la sphère etc.** (Paris 1711.) Ein ungedruckter **traité de l'analyse de Diophante** soll aus Ozanam's Nachlaß in die Bibliothek von d'Aguesseau gekommen sein *). (*Gartz.*)

OZANNE oder **OZANNES,** eine ausgebreitete Künstlerfamilie Frankreichs, welche sich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in der Landschaftsmalerei, besonders im Fache der Darstellung des Marinewesens, auszeichnete. In diesem Zweige der Kunst lieferten sie nicht allein viel Schönes, sondern stellten auch alles, was zum Seewesen gehörte, auf eine deutliche und belehrende Art mit aller Genauigkeit dar. Die beiden Brüder Nikolaus Marie [1]) und Pierre (geboren zu Brest 1737, gest. ebendaselbst den 10. Febr. 1813) malten oder zeichneten Gegenstände des Seewesens oder Ansichten von Häfen und andern Landschaften an den Seeküsten, radirten auch mehre Blätter in verschiedenen Heften, und ihre beiden Schwestern:

Jeanne Française und Marie Jeanne Ozanne (geb. 1734) (letztere war die Frau des Kupferstechers Yvez le Gouaz und starb zu Paris 1786, 52 Jahre alt) widmeten sich der Kupferstecherkunst und waren Schülerinnen von Jak. Aliamet, wo sie dann mehre Arbeiten ih-

*) Eloge de M. *Ozanam* in der Hist. de l'académie, Année 1717, von *Fontenelle*; Dictionnaire hist. de *Chaufepié*; Mémoires de *Niceron*. T. 6; Biographie universelle. T. 32 (von Weiß).

1) Geboren zu Brest den 12. Jan. 1728, zeigte von frühester Jugend an solches Talent zum Zeichnen, daß seine Ältern ihn der Leitung Roblin's, des Professors der Marineschule zu Brest, anvertrauten; unter diesem geschickten Lehrer machte er so reißende Fortschritte, daß er kaum 14 Jahre alt, ihn in seinem Unterrichte unterstützen konnte. Zur Ausführung eines ihm vom Marineminister Rouillé ertheilten Auftrags, zu den Kupferplatten für die Vues von Havre die Zeichnung der Schiffe zu liefern, ging er nach Paris, vervollkommnete sich hier in seiner Kunst durch den Rath der Maler Natoire und Boucher und des Kupferstechers Ingram. Nachdem er diese Arbeit beendigt hatte, kehrte er zu seinen amtlichen Functionen am Hafen von Brest zurück. Jedoch sehr bald wurde er zu andern Aufträgen nach Toulon berufen. Nachdem er zehn Jahre lang als Zeichner bei der Marine gearbeitet hatte, wurde er dem Bureau der Ingenieur-Geographen im Kriegsministerium zugetheilt. Nachdem er auch diesen Posten zehn Jahre bekleidet hatte, legte er ihn nieder. Im J. 1767 besorgte er die Construction der Fregatte Aurora, auf welcher der Marquis von Courtanvaux die Seeuhren von Pierre Leroz erproben ließ. Diese Fregatte wurde wegen ihrer Solidität, außerordentlichen Präcision und geschmackvollen Nettigkeit allgemein bewundert, auch in Rotterdam, wo ihm die Holländer sehr vortheilhafte Anträge machten, sich bei ihnen niederzulassen, die er aus Anhänglichkeit an sein Vaterland ablehnte. Bald darauf wurde ihm die Unterweisung der französischen Prinzen in Construction, Manövers und Taktik von Kriegsschiffen übertragen. Im J. 1789 zog er sich nach 50jähriger Dienstzeit aus dem Staatsdienste zurück. Er starb zu Paris den 3. Jan. 1811. (*H.*)

rer Brüder in Kupfer stachen und ihnen die hilfreichste Hand leisteten.

Von Nikolas Ozanne eigener Hand radirt giebt es: **1er Cahier des principales Manoeuvres de la marine dess. et grav. par** *Nic. Ozanne*, **dess. de la marine,** 6 Bl. **2. Cahiers, différens vaisseaux,** *N. Ozanne* **fec.** 12 Bl. **1. Cahier, Sujets de marine.** *N. Ozanne* **fec.** 6 Bl. **1. Cahier** kleine Marinen, *N. Ozanne* **fec.** 12 Bl. in qu. 16. Als ganz vorzügliche Blätter.

Ferner als von ihm selbst angegeben: **Vue du vaisseau du Roi le Duc de Bourgogne lancé dans le port de Rochefort le** 20. **Oct.** 1781. gr. qu. Fol. **Embarquement au bord de Brest,** *Ozanne* **l'aîné fec.** qu. Fol. **Construction du bassin au port de Brest, id. fec.** qu. Fol. **Vue pittoresque de côtes de Provence.** *N. Ozanne* **sc.** qu. Fol.

Nach ihm: 2 Bl. **Vue de côtes d'Angleterre** *N. Ozanne* **pinx.** *Mar. Jeanne Ozanne* **sc.**[2]) 2 Bl. **Vues pittoresques de Suisse et d'Allemagne, id. pinx.** *Jeanne Ozanne* **sc.** 1 Bl. **Petit port de Boulogne, id. pinx.** *Jeanne Françoise Ozanne* **sc.** 2 Bl. **Première et seconde Vue de côtes de Boulogne,** *Marie Jeanne Ozanne* **fec.** 18 Bl. **3 Cahiers de paysages,** *Marie Ozanne* **fec.** 2 Bl. **I. et II. Vues de Marines,** *Jeanne Ozanne* **fec.**

Ferner: 6 Bl. **1 Cahier de quelques vaisseaux à la voite gravé par** *Pierre Ozanne.* 17 Bl. Ansichten verschiedener Häfen Frankreichs, als Bastia, Cherbourg, Boulogne, Brest, Rouen, Rochefort, Calais ꝛc. Yvez le Gouaz fec. kl. qu. Fol. Schöne Blättchen im Geschmacke von J. Vernet. Diese Blätter gehören zu der kleinen Ausgabe der französischen Häfen nach Vernet[3]), deren große Blätter von Cochin, Choffard und le Bas gestochen sind. (*Frenzel.*)

OZARK, ein großes, noch nicht ganz erforschtes Gebirge, welches von 33° 20′ — 38° 50′ n. Br. und von 280° — 287° L. zwischen dem Red und Missouri in dem nordamerikanischen Gebiete Arkansas, wo einzelne Berge unter dem Namen Potatoe Hills, Sugar-, Loofs- und Cerne-Mountains bekannt sind, und in dem Staate Missouri hinstreicht. In letzterm nimmt es eine bedeutende Breite ein und theilt sich in zwei Ketten, welche sich am Missouri wieder vereinigen. Eine große Anzahl Flüsse verdankt ihm seinen Ursprung. — Der Ozarkdistrict in den Westerndistricten enthält auf 83,350 □ Meilen 26,500 Einwohner, unter denen sich 2000 Weiße befinden. (*Fischer.*)

OZAROW, Stadt in dem russischen Obwod Sandomir und in der gleichnamigen Woiwodschaft, hat 200 Häuser und 1200 Einwohner. (*Fischer.*)

OZAROWSKI (Peter von Alcantara), Castellan von Woynicz und Großkronfeldherr von Polen, hat sich in der Geschichte seines unglücklichen Vaterlandes auf eine traurige Weise berühmt gemacht. Einer der ersten Familien des Königreichs angehörend und mit dem sehr reichen Hause der Potocki aufs Innigste verbunden, war er einer der ersten, welcher in den Tagen der allgemeinen Entscheidung, als die von Ignaz Potocki, Piattoli und Hugo Collontay entworfene Constitution vom 3. Mai 1791 ins Leben getreten war und den vielfach bedrängten Polen die Morgenröthe einer schönern Zukunft verkündete, jenem Geheimbunde von Targowitz (targowitzer Conföderation) beitrat, welcher, durch die Machinationen und Geldspenden des schlauen sarmatischen Krösus Felix Potocki verleitet, unter Leitung dieses russischen Satrapen, des Reichsfeldherrn Branicki, dessen Gemahlin eine Nichte Potemkin's war, und Rzewuski, diese Verfassung als das Grab der polnischen Freiheit zu vernichten beschlossen hatte. Von Rußlands Übermacht unterstützt erreichten diese Männer ihren Zweck. Als aber der heldenmüthige Kosciuszko im Jahre 1794 die Fahne des Aufstandes erhob und im Vereine mit Warschau's und Krakau's Bürgern, sowie der tapfern Landleute die russischen Truppen unter General Igielström aus der Hauptstadt vertrieben und die Unabhängigkeit der Nation erklärt hatte, foderte der höchste Criminalrath alle Theilnehmer des targowitzer Bundes vor Gericht. Die meisten waren entflohen. Ozarowski aber, dessen Anhänglichkeit an Rußland schon seit langer Zeit bekannt war, wurde aus dem königlichen Palaste, welchen er bewohnte, in das Gefängniß abgeführt und mit vielen andern Hochverräthern dem peinlichen Gerichtshof überwiesen. Aus den Papieren des Generals Igielström, welche dieser, eiligst vor der Volkswuth flüchtend, in Warschau zurückgelassen, ward er eines fortgesetzten Briefwechsels mit diesem russischen Feldherrn überwiesen, woraus sich ergab, daß er mittels eines Jahrgehaltes von 2000 Dukaten von der Kaiserin Katharina erkauft war. Nachdem sein Hochverrath aus mehr denn einem Umstande als unbezweifelt dargethan worden, verurtheilte ihn das höchste Criminalgericht zum Strange. Als des gleichen Verbrechens überwiesen traf der nämliche Urtheilsspruch auch den Vicegroßfeldherrn Zabiello, den Bischof von Livland Joseph Kossakowski, dessen Bruder Simon von den Einwohnern Wilna's wegen einer ähnlichen Anklage bereits schon mit dem Tode bestraft worden war, und den Marschall Graf Joseph von Ankwitz. Der Pöbel von Warschau brach in stürmische Wuth über diese Gefangenen aus, und griff schon im J. 1794, wie nachmals beim zweiten Aufstande in der Schreckensnacht des 15. Aug. 1831, der Gerechtigkeit gewaltsam vor. Am 9. Mai 1794 fand man vor dem Rathhause drei Galgen und einen vierten vor der Bernhardinerkirche in der krakauer Vorstadt errichtet. Das tobende Volk holte die „Opfer der Gerechtigkeit" — wie man seine Grausamkeit beschönigend die Verurtheilten nannte — unter lautem Geschrei aus dem Gefängnisse ab. Der alte Hetman Ozarowski, ein Greis von 70 Jahren, wurde, weil er Schwäche halber nicht gehen konnte, auf einem Stuhle unter den Galgen getragen und aufgeknüpft. Zabiello, der ihm nachfolgte, berief sich noch un-

2) Auf den ersten Drucken dieses Blattes liest man: Seconde Vue de Provence, welches später in Vue de côtes d'Angleterre umgewandelt wurde. 3) Die vortrefflichen 16 Bilder, mit den Seehäfen von Vernet, sind in dem pariser Museum, zu den 16 großen Blättern darnach von Cochin und le Bas gestochen fügte man noch zwei Ansichten von Rouen, von Cochin gezeichnet, hinzu, sodaß die ganze Suite 18 Blatt beträgt.

ter dem Hochgerichte auf seine Unschuld, allein das Geschrei der Menge „Verräther! Verräther!" übertäubte seine Rede. Ganz gefaßt schien Ankwitz zu sein. Er schnallte sich selbst den Riemen um den Hals, nahm alsdann noch eine Prise Schnupftabak und schenkte seine goldene Dose dem Scharfrichter zum Andenken. Als Kossakowski erschien, hatte man Mühe, den wüthenden Pöbel abzuhalten, daß er ihn nicht mit Gewalt den Schergen entriß und niederhieb. So oft ein Verurtheilter in die Höhe gezogen ward, ertönte ein lautes: „Es lebe die Revolution!" Der Mann aber, an welchem sich die Volkswuth am gräßlichsten äußerte, war Ozarowski's Freund, der Fürstbischof Massalski. Er wurde durch die Straßen der Stadt geschleppt, und dicht am Thore in **Pontificalibus** aufgehängt. Ozarowski's Söhne blieben dem Vaterlande treu und dienten mit Ehre unter den Reihen der Patrioten. Einer derselben, Cajetan Ozarowski, bedeckte sich im J. 1794 als Brigadier bei Chelm mit Ruhm. Als aber alle Anstrengung der Polen vergeblich und Kosciuszko in der Schlacht von Maciejovice (10. Oct. 1794) gefangen worden war, wurden die Güter der Ozarowski'schen Familie, wie diejenigen aller Theilnehmer sequestrirt. Nach vielen Bitten erhielt die Witwe ihr Eigenthum; ihre vier Söhne nahmen alsdann russische Dienste. Zwei derselben fielen in der Schlacht bei Friedland 1807. Der dritte, Adam Ozarowski, wurde im J. 1808 vom Kaiser Alexander zum Adjutanten ernannt und erhielt nach Nikolaus' Thronbesteigung den Oberbefehl über das lithauische Armeecorps, nahm aber schon 1827 seinen Abschied und lebt jetzt als Privatmann. Der vierte, Franz Ozarowski, welcher eine Zeit lang Gouverneur von Zarskoë-Sélo, später kais. russ. Kammerherr gewesen, erhielt seine Entlassung und bewirthschaftet seine Güter in Lithauen.

(*Karl Falkenstein.*)

OZE, bei Celsus der üble Geruch aus dem Munde, welchen man bei vielen Kranken vor dem Anfalle des Fiebers wahrnimmt. (*Wiegand.*)

OZENE, nach Ptolemäus (**VII, 1**) unter 117° ö. Länge und 20° n. Br., Hauptstadt des Reiches Larika in Indien über dem barygazenischen Meerbusen, Residenz eines Fürsten mit dem Titel Tiascanus. Auch der Periplus (**Per. Arrian. p. 28**) weiß, daß sie einst der Wohnsitz der Fürsten des Landes war, die jedoch zu seiner Zeit in Minnagara saßen. Für den Handel lieferte Ozene nach Barygaza Onyrsteine, Murrina, indische baumwollene Stoffe ꝛc., und versorgte die berühmte Handelsstadt Barygaza mit allen Arten von Lebensbedürfnissen. Nach Mannert (**V, 1, 179**) hat sich der Name Ozene in dem heutigen U z e n, der Hauptstadt von Malwa und Residenz eines marattischen Fürsten, erhalten. (*Völcker.*)

OZINEK, Vollendung der Ernte, hieß das dritte Fest, welches die alten Preußen dem Pergubrios brachten. Der Name ist russisch, sowie überhaupt die Sprache der alten Preußen beinahe eine Mischsprache aus dem Finnischen und Slawischen ist, doch aber auch auf Bestandtheile einer eigenen Ursprache hindeutet. Russisch ist der Name, weil er dieser slawischen Mundart zunächst angehört. Im Allgemeinen ist er slawisch, da auch bei den Polen **zac** und bei den Sorben **zecz** e r n t e n bedeutet. Das erste Erntefest bei den alten Preußen hieß auch mit russischem Namen **Zazikek**, Anfang der Ernte, und wurde vor Anfang der Ernte gefeiert; das **Ozinek** hingegen nach Vollendung der Ernte zu Ausgange des Octobers. Die Bauern kamen aus einem Dorfe, manchmal auch aus mehren, zusammen, legten zuerst auf den Tisch Heu, dann Brod. Die herbeigebrachten Thiere, von jeder Art allemal ein Männchen und ein Weibchen, einen Eber und eine Sau, einen Hahn und eine Henne, einen Gänserich und eine Gans, und zwei Kälber von beiderlei Geschlecht (nach Murinus auch ein Schaf und einen Widder, eine Ziege und einen Ziegenbock) schlachtete der Opferpriester auf diese Weise: Er sprach zuerst einige heidnische Gebete, schlug das Haupt und die übrigen Glieder des zu opfernden Thieres mit einem Prügel, seufzte nebst dem Volke über die Schläge, welche das Thier erhielt und sprach folgende Worte: Dieses, o Gott Ziemenik, bringen wir dir dar und sagen dir Dank, daß du uns dieses Jahr gesund erhalten und uns Allen reichlich gegeben hast, und bitten, daß du es auch künftig thust. — Der slawische Name Ziemenik oder Ziemienik, Gott der Landleute, ist aller Wahrscheinlichkeit nach eine Benennung für Pergubrios. Nach Vollbringung des Opfers, bevor man zum Schmause ging, warf (nach Matthias Strykov) jeder von den versammelten Bauern, oder (nach Murinius) ein Jeder der Anwesenden ein von dem Gerichte abgeschnittenes Bißchen in alle Theile des Hauses und sprach diese Worte: Nimm, o Ziemienik, dankbar das Opfer an, und speise fröhlich mit. — Das preußische Volk der Sudinen beging das Fest Ozinek auf diese Weise: Das Volk versammelte sich in einer Scheune. Ein Bock ward herbeigeführt. Der Wurschayt, ihr Opferpriester, legte auf das Opferthier beide Hände und rief die Götter nach der Reihe an, den Gott des Himmels und der Erde Okkobirn, den Gott des Meeres Antrimpos, den Gott der Schiffer Gardoátes, den Gott der Flüsse und Quellen Potyrmpos, den Gott des Reichthums Pilvit, den Gott des Frühlings Pergubrios, den Gott der Donner und Gewitter Pargnos, den Gott der Unterwelt und Finsterniß Poclos, den Gott der Luftgeister Poccollos, den die heiligen Haine beschützenden Gott Puscát, den Gott der Gesundheit und Krankheit Auscátos, den Gott der Großen und Edeln Marcopolos, und die Barstukken, welche die Teutschen Erdmännchen nennen. Nach Anrufung dieser Götter durch den Priester hoben alle, so viel deren zugegen waren, den Bock in die Höhe, bis ein Lied gesungen war. Nach Beendigung des Gesanges ließen sie den Bock wieder auf den Boden nieder. Hierauf folgte eine Ermahnungsrede des Priesters an das Volk, daß sie das von ihren Vorfahren angeordnete Fest ehrerbietig feiern, und sein Andenken auf die Nachkommenschaft bringen sollten. Dann Schlachtung des Opferthieres, wobei der Priester das Blut in einer Schale auffing, und es versprengte. Das Fleisch gab er den Weibern, es in der Scheune zu kochen. Während das Fleisch kochte, buken die Weiber Kuchen aus Roggenmehl, welche sie nicht in den Ofen legten, sondern die den Herd umstehenden Männer ohne Unterlaß durch das Feuer warfen, bis sie gebacken wurden. Hierauf Schmaus und Trinkgelag den

ganzen Tag und die ganze Nacht. Die Überbleibsel des Mahles vergruben sie früh am Morgen außerhalb des Dorfes, daß sie nicht von Vögeln oder Thieren gefressen würden. Man hat sehr merkwürdig folgende Gebräuche gefunden, welche der Priester Simon Grunau, der um das Jahr 1520 seine preußische Chronik schrieb, mit eigenen Augen sah, und hat geglaubt, daß diese Gebräuche um so echter sein müßten, je mehr der sie beschreibende Grunau dieselben als Augenzeuge hatte kennen gelernt. Er wohnte nämlich dem Feste Ozinek, welches die Bauern im Geheimen in einer Scheune hielten, durch einen Zufall bei, ward zwar entdeckt, durfte aber beiwohnen, nachdem er hatte schwören müssen, es dem Bischofe nicht zu verrathen. Die Bauern begingen nun das Fest auf die so eben beschriebene Weise, thaten aber dabei noch Folgendes mehr. Nachdem der Waidelotta die oben angeführten Götter der Reihe nach angerufen, beichteten die Anwesenden alle gegen die Götter begangenen Sünden. Das Opferblut versprengte nicht der Opferpriester, sondern die Anwesenden faßten es in Gefäßen auf, um es zu Hause dem Viehe zu geben. Das Bockfleisch ward nicht gekocht, sondern gebraten. Während dieses geschah, beichteten die Bauern auf christliche Weise, fielen über den Waidelotten her und rauften ihn tüchtig. Hierauf ertheilte er den Weibern Unterricht zu einem rechtschaffenen Leben. Das Christenthum mußte natürlich auch auf das Heidenthum seinen Einfluß üben, und die christlichen Einschiebsel könnten so ihre Erklärung finden. Nach unserer Meinung aber waren sie nicht gewöhnlich, sondern der Waidelotta und die Bauern machten diese Zwischenspiele dem christlichen Priester zu Ehren. Dieser mußte sich über das Beichten bei diesem heidnischen Feste sehr freuen, und vor allem darüber, daß die Bauern den Waidelotten tüchtig mishandelten [1]). — Das Fest Ozinek, wie wir es oben zuerst als bei den Preußen im Allgemeinen gewöhnlich beschrieben, wurde auch von vielen Russen und den Lithauern auf Allerseelentag gefeiert, hieß aber nicht Ozinek, sondern Ilgi [2]). (*Ferdinand Wachter.*)

OZIUS *Leach* (**Crustacea**). Nicht charakterisirte Krebsgattung, nirgends aufgenommen. (**D.** *Thon.*)

OZOA, Stadt in Persis, unter 85° 45′ ö. L. und 35° 20′ n. Br. nach Ptolemäus (VI, 4). (*Völcker.*)

OZOABIS, **OZOAMIS**, Stadt der Parapioten in Indien unter dem Berge Vindius, nach Ptolemäus (VII, 1) unter 120° 30′ ö. L. und 23° 40′ n. Br. (*Völcker.*)

OZOANA, Stadt der Dryllophylliten unter dem Gebirg Urentum in Indien, unter 137° 30′ ö. L. und 21° 40′ n. Br. nach Ptolemäus (VII, 1). (*Völcker.*)

OZOCHOWCE, eine kleine Kreisstadt in der russ. europäischen Statthalterschaft Volhynien, mit einer Kreisschule, 175 Häusern und 1140 Einwohnern, welche städtische Gewerbe und Landwirthschaft treiben. (*J. C. Petri.*)

OZOGARDANA oder **Zaragardia**. Ozogardana ist nach Ammianus (XXIV, 4) eine Stadt in Mesopotamien am Euphrat, welche Zosimus (III, 15) Zaragardia nennt. Es war in ihr ein erhabener steinerner Sitz, den die Einwohner den Sitz des Trajan nannten. (*Völcker.*)

OZOLA, **Axola**, Stadt in Arachosien unter 114° 15′ ö. L. und 32° 15′ ö. n. Br. nach Ptolemäus (VI, 20). (*Völcker.*)

OZOLER, ozolische Lokrer, *Ὀζόλαι Λοκροί*, auch die westlichen, *ἑσπέριοι* oder *Ζεφύριοι Λοκροί* genannt, die Bewohner des gebirgigen Dreiecks zwischen Ätolien, Phokis und dem krissäischen Meere, durch den Parnassos und die dorische Tetrapolis getrennt von den östlichen Lokrern, den opuntischen und epiknemidischen [1]). Hesperische Lokrer nannten sie sich selbst und führten daher in ihrem öffentlichen Siegel den Abendstern [2]); Ozoler aber hießen sie insgemein bei den übrigen Griechen, und zwar mit einem Schimpfnamen im Sinne des Gestanks. Die Herleitungen dieses Namens sind mannichfach; der Anlaß, der noch heutzutage gegeben scheint in der Landesbeschaffenheit, liegt in dem sauren Geruche, den die vorzüglich in der Gegend von Galaxidi, dem alten Öanthe am krissäischen Meerbusen, reichlich wachsende Pflanze Euphorbia Characias, eine gelbblühende Art von Wolfsmilch mit weißem Safte im Stengel, zur Blüthezeit durch die Luft verbreitet [3]). Bei den Alten findet jedoch diese Herleitung sich nicht; sie beziehen den Namen theils auf den im Lande häufig wachsenden Asphodelos, der ebenfalls zur Blüthezeit starken Geruch verbreite [4]), und dessen Zwiebel dort, wie in der Heimath des Hesiodus [5]), die gewöhnliche Nahrung der geringern Leute gewesen sein wird; theils auf einen Schweißgeruch der Bewohner, von dem man die Erklärung gab, daß ihre ältesten autochthonischen Vorfahren in Ermangelung gewebter Gewänder mit ungegärbten Ziegenfellen gegen die Kälte bedeckt und des bessern Aussehens halber die zottige Seite nach Außen gewandt hätten, daher ihre Haut den Geruch jener Häute angenommen habe [6]); theils auf den Geruch eines Gewässers [7]), entweder eines Flusses an der Grenze des krissäischen Feldes [8]), der, wie Didymos anzudeuten scheint, selbst den Namen Ozon führte, oder der Schwefelquellen am Berge Taphiassos, deren Gestank man von der Verwesung des dort begrabenen Kentauren Nessos, der vom Eumos, wo Herakles' Pfeil ihn getroffen, dahin geflüchtet sei, herschrieb [9]). Auch an der östlichen Landesgrenze finden sich Heilquellen beim jetzigen Malandrino [10]). Und so erkennen wir wenigstens das, daß Menschen und Land zu jenem Schimpfnamen Anlaß genug gaben, wie denn auch eine andere Sage die Luft des ganzen Landes von dem unbeerdigt verwesten Nessos verpestet werden läßt [11]), oder vom Drachen Python, dessen Leichnam das

1) Simon Grunau, Melitus, Matthias Strykov, Murinius alle bei Hartknoch, Altes und Neues Preußen und daraus bei *Frenzel*, De Diis Soraborum et Slavorum aliorum, ap. *Hoffmann.* Scriptt. T. II. P. II. p. 195, 196. 2) Mone, Gesch. des Heidenthums im nördlichen Europa. 1. Th. S. 88, 89.

1) *Strab.* IX, 416, 425. *Ζεφύριοι Eust.* Dion. Perieg. 426. 2) *Strab.* IX, 416. 3) *Dodwell.* I, 131 *τιθύμαλλος Χαρακίας* bei *Theophr.* Hist. Plant. IX, 11; *Dioscor.* IV, 165. 4) *Paus.* X, 38, 2. 5) *Hesiod.* Opp. 41. 6) *Paus.* X, 38, 3. *Plut.* Qu. Gr. 15. *Didym.* Schol. Il. II, 527. Aus Salona (dem alten Amphissa) wird noch heutzutage viel Leder ausgeführt. *Dodwell.* I, 150. 7) Ib. 2. 8) *Didym.* l. c. 9) *Strab.* IX, 427. *Antig.* Paradox. 129. 10) *Pouqueville* III, 261. 11) *Paus.* X, 38, 2. *Eust.* Dion. Per. 426, wo es

Meer in Lokris ausgeworfen habe [12]). Schwerlich konnte sich daher eine andere Behauptung der Lokrer sonderlich geltend machen, wonach nicht vom Geruche, sondern von den Zweigen (ὄζοι) des Weinstockes, der Name entstanden sei, wobei sie erzählten vom Landeskönige Orestheus, dem Gebirgmanne, dem Sohne des Deukalion, dem ein Hund ein Stück Holz geboren habe, welches vergraben im Frühlinge den Weinstock habe erwachsen lassen [13]). Diese Sage, entstanden aus den Beobachtungen über die Einwirkung des Hundssternes auf das Reifen der Trauben [14]), kann nicht einmal für eigenthümlich ozolisch gelten, da Hekatäus von Milet dieselbe bei den Ätolern viel ausgebildeter und charakteristischer vorfand [15]); sie ist vielmehr gradezu von jenen entlehnt, und da sie im Lande der Lokrer keineswegs durch eigenthümliche Fortbildung Wurzel geschlagen hat, kann sie kein Zeugniß für eifrigen Betrieb des Weinbaues in demselben sein, wenn auch Wein dort gedieh, wie das aus der Lobpreisung des traubenumkränzten und von Salben duftenden Makyna beim Amphissäer Archytas [16]) hervorgeht, der durch den Ruhm der Salben gegen den bösen Geruch seines Vaterlandes ankämpft, wie Pindar in der sechsten olympischen Ode gegen die Schmähung böotisches Schwein. Außerdem werden als Producte des Landes schönes Getreide in der Gegend von Amphissa [17]), Kastanien [18]), und große Oliven genannt [19]). Außerdem wird Viehzucht, namentlich von Schafen, als Betrieb des Landes erwähnt [20]).

Die Ausdehnung des Landes der ozolischen Lokrer betrug an der Küste eine halbe Tagfahrt [21]), genauer 200 Stadien [22]). In älterer Zeit grenzte es an Ätolien im Thale des Eureus, in der Gegend von Kalydon, späterhin machte das Vorgebirge Antirrhion die Grenze, und dieser den Lokrern abgenommene Landstrich hieß das hinzugewonnene Ätolien. In diesem lag der Taphiassos mit dem Grabe des Nessos, und insofern hatten die Lokrer ein Recht, ihn als den ihrigen anzusprechen [23]). Dies hinzugewonnene Ätolien bildete nun das Grenzland der Lokrer bis an den Öta und die Änianen [24]). Nördlich schließt sich Doris an [25]), östlich Phokis mit dem Parnaß und der krissäischen Ebene, dem Gebiete von Delphi [26]). Philippos schlug selbst Naupaktos zu Ätolien [27]), und so stellt Skylax das Verhältniß dar [28]), dagegen Ptolemäus das lokrische Land wieder in seinem alten Umfang ausdehnt, indem er noch Molykria dazu rechnet [29]). Auch Makyna, auf dessen Salben Archytas stolz ist, liegt im zugewonnenen Ätolien, und erweist hinlänglich durch jene Erwähnung, daß nicht vor Philippos das zugewonnene Ätolien den Lokrern entrissen ward [30]). Der Boden von Ätolia, Epiktetos sowol als auch das angrenzende immer lokrisch gebliebene Land, ist gebirgig und wild, voll von Schluchten, die Häuser stehen vereinzelt, nur durch Geschrei ist gegenseitige Mittheilung möglich, namentlich zur Schneezeit, da jedes Haus sich seinen Getreidevorrath selbst mahlen und oft nur von Eingesalzenem oder von Zwieback leben muß [31]). Es sind dies die Felsen des Gebirges Korax, das halb ätolisch, halb lokrisch war [32]); von demselben südwestlich zieht sich eine in das Antirrhion auslaufende Kette [33]), östlich schließen sich die Vorberge des Parnassos daran, auf welchen die Wohnsitze der Lokrer ausdrücklich genannt werden [34]). Diese hohen Gebirgsäste sind häufig mit Schnee bedeckt [35]) und im Ganzen wenig bewaldet [36]), oder doch nur mit Fichten [37]). Unter den mehren Küstenflüssen des Landes nennen die Alten uns den Hylätos zwischen Tolophon und der phokischen Grenze, den Dikäarch aus Ätolien herleitet [38]).

Die ozolischen Lokrer selbst, welche ursprünglich Leleger geheißen haben sollten [39]), behaupteten selbst vor Alters den Namen Physker geführt zu haben, und leiteten sich her von Physkios, dem Sohne des Amphiktyon. Dieser Physkios sei von der Kabye Vater des Lokros gewesen, habe sich mit seinem Sohne entzweit und auswandern wollen, das Orakel aber habe ihn dorthin gewiesen, wo ihn ein hölzerner Hund beißen werde. Er sei nun über das Gebirge an das südliche Meer hingewandert und habe dort, auf einen Hagebuttenstrauch getreten, verwundet verweilen müssen, und die Orte Physkeis, Hyantheia und sämmtliche andere Städte der ozolischen Lokrer gegründet, denn im griechischen Namen der Hagebutte, κυνόςβατος, Hundsdorn, erkannte er das Wahrzeichen des Gottes [40]). Auch Strabon leitet diese westlichen Lokrer von den östlichen und zwar von den epiknemidischen her [41]). Als Gemahlin des Amphiktyon und Mutter des Physkos nennen Andere die Chthonopatra [42]), diesen den Vater des Lokros auch Hekatäus von Milet [43]). Im Namen der Chthonopatra scheint der vorhin erwähnte Anspruch der Ozoler auf Autochthonie wieder hervorzutreten [44]), den die zuletzt erzählte Sage fallen läßt; jedenfalls aber setzten sie ihren Namen und Stamm als den ältern und ehrwürdigern hin, indem sie sich vom Physkos, die andern Lokrer erst von dessen Sohne Lokros herleiteten, denn Physker sind nur bei den Ozolern zu finden. Die übrigen Griechen waren indessen keineswegs der Meinung, daß diesen irgend ein Vorrang gebühre, ja selbst Amphissa, obgleich ozolisch [45]) und die mächtigste Stadt des Landes, schämte

---

heißt; in Lokris seien außer dem Grabe des Nessos noch die Denkmäler mehrer Kentauren gezeigt.

12) *Plut.* Qu. Gr. 15. 13) *Paus.* X, 38, 1. 14) Vergl. K. O. Müller's Orion im n. rhein. Mus. II. S. 17. 15) *Hecat.* fr. 341. 16) *Plut.* Qu. Gr. 15: *ἔνιοι δὲ τοὐναντίον πολυάνθεμον τὴν χώραν οὖσαν ὑπ' εὐωδίας τοὔνομα λαβεῖν, ὧν ἐστὶ καὶ Ἀρχύτας ὁ Ἀμφισσεύς· γέγραφε γὰρ οὕτω· τὴν βοτρυοστέφανον μυρίπνουν Μακύναν ἐμακήν.* Vergl. Kruse's Hellas II, 2, 156. 17) *Dodwell.* I, 145. 18) *Pouqueville* III, 240. 19) *Dodwell.* I, 149. Kruse II, 2, 157. 20) *Liv.* XXVIII, 8. *Plut.* Qu. Gr. 15. *Didym.* Il. II, 527. 21) *Scyl.* 36. 22) *Strab.* IX, 427. 23) *Strab.* X, 450, 460. 24) *Scyl.* 35. *Strab.* IX, 427. X, 450. 25) *Strab.* IX, 425. 26) *Scyl.* 37. *Strab.* IX, 425, 427. 27) *Strab.* IX, 426. 28) *Scyl.* 35. 29) *Ptol.* III, 15.

30) S. Note 16. 31) *Pouqueville* III, 231. 32) *Liv.* XXXVI, 30. *Strab.* IX, 417. 33) *Strab.* VIII, 382. X, 460. 34) *Strab.* IX, 416. Die Schilderungen des Landes aus den Neuern Kruse's Hellas. II, 151. 35) *Gell.* Itin. of Greece. p. 196. 36) *Pouqueville* III, 260. *Dodwell.* I, 127. 37) *Gell.* l. c. 38) *Dicaearch.* Stat. Graec. 64–73. 39) Ib. 70. 40) *Plut.* Qu. Gr. 15. 41) *Strab.* IX, 427. 42) *Eust.* Il. II, 531. 43) *Hecat.* fr. 342. 44) S. Note 6 45) *Strab.* IX, 418.

sich des Namens und gab sich für ätolisch, doch wol ausdrücklich erst seit der Aufnahme vieler Ätoler in die Stadt in der römischen Zeit[46]. Die Stammsage Amphissa's leitet die Stadt her von Amphissa, der Tochter des Makar, des Sohnes des Äolos, der Geliebten des Apollon[47]), der in den lokrischen Sagen überhaupt vorzugsweise hervortritt als Bogengott und Beschützer des mit Pfeilen kämpfenden Volkes[48]). Aber die Hinneigung zu den Ätolern zeigt sich in dem neben dem Grabe der Amphissa daselbst heilig gehaltenen Grabmale des Andrämon und der Gorge, der Tochter des Öneus, und aus der Herleitung des ehernen Pallasbildes auf der Burg vom Ätoler Thoas, der es aus Ilion gebracht habe[49]). Als lokrische Götterdienste werden außerdem erwähnt der der Anakten zu Amphissa, zweier Götterknaben, die man bald als Dioskuren, bald als Kureten, bald als Kabiren ausdeutete[50]), der Besänftigungsgötter mit nächtlichen Opfern, deren Fleisch vor Sonnenaufgang verzehrt sein mußte, zu Myonia, und der des Poseidon im Hain und Tempel des Gottes oberhalb dieser Stadt[51]), der des phästischen Apollon in dem danach benannten Hafen bei Chaläon[52]), der der Aphrodite und der der Artemis mit einem Haine von Cypressen und Fichten zu Öanthea[53]), der des nemeischen Zeus im Heiligthume bei Öneon, in welchem Hesiodos gestorben sein sollte, dem der Tod in Nemea geweissagt war[54]), der des Poseidon mit Tempel und ehernem Standbilde am Meere zu Naupaktos, der der Artemis Ätola mit einem den Spieß werfenden Marmorbilde, der der Aphrodite in einer Höhle, wo namentlich die Witwen sich eine zweite Heirath erflehten, der des Asklepios ebendaselbst, dessen Tempel erbauet vom Phalysios, dem in einer Augenkrankheit der Gott von Epidauros die Anyte mit einem Briefe zusandte, den er allein lesen konnte, worauf er, die Foderung des Briefes erfüllend, der Anyte 2000 Statere Goldes gab und geheilt war[55]). Diese Götterdienste haben sämmtlich durchaus ursprünglich hellenischen Charakter.

Die Ozoler waren roh und räuberisch, trugen deshalb nach alter Sitte, wie die Ätoler und Akernanen, beständig Waffen[56]) und dienten im Kriege als Leichtbewaffnete[57]). Am trojanischen Kriege nahmen sie keinen Antheil und werden daher von Homer nicht erwähnt, nur schlossen die Alten aus seiner Bezeichnung der östlichen Lokrer als Euböa gegenüber wohnend[58]), daß er sie in Gedanken den westlichen entgegenstelle[59]); eine unbegründete Voraussetzung, da die Erwähnung Euböa's den Übergang bildet zu der sich dort anschließenden Aufzählung der Abanten. Die Dorer zogen ohne Hinderniß durch ihr Land nach Naupaktos[60]), und die Lokrer werden bei diesem Unternehmen gar nicht berücksichtigt, sondern nur die Ätoler, welche von der heroischen Zeit her politisch mächtig dastehen, während diese Lokrer ein vereinzelndes Räuberleben geführt zu haben scheinen, doch legte Ephoros ihnen schon vor dem Heraklidenzuge Schiffbau zu Naupaktos bei[61]). Im Perserkriege flüchteten die Phoker in die lokrischen Gebirge und nach Amphissa[62]), im Ganzen aber bestand zwischen den Phokern und Amphissaern nachbarliche Feindschaft[63]). Während des dritten messenischen Krieges entrissen die Athener den Ozolern Naupaktos und räumten dasselbe nach der Beendigung desselben den ausgewanderten Messeniern ein[64]). Dieser Ort wurde den Athenern einer der wichtigsten Waffenplätze, weil sie durch denselben den Eingang des korinthischen Meeres beherrschten. Die Ozoler stehen im Anfange des Kriegs auf ihrer Seite, offenbar weil sie sich mit dem mächtigen Staate, der sie durch die Bundesgenossenschaft mit den Phokern und den Besitz von Naupaktos von beiden Seiten bedrohen konnte, gern gut abgefunden hätten. Die Messenier an diesem Orte riefen den Demosthenes gegen die feindlichen Ätoler herbei, und dieser fürchtete selbst, daß die Epiroten und Ätoler durch das ozolische Land in Böotien einfallen möchten; er unternahm daher den Angriff vom ozolischen Öneon aus und bot die ganze Macht der Ozoler dem Bundesvertrage gemäß als Hilfstruppen auf, weil er von ihnen bei ihrer Ortskenntniß den wirksamsten Beistand erwartete[65]). Da er aber ihre Ankunft nicht abwartete, ward er von den Ätolern geschlagen und rettete sich mit Mühe nach Öneon zurück[66]). Im Herbste sandten die Spartaner den Eurylochos mit 3000 Hopliten den Ätolern zu Hilfe; dieser unterhandelte von Delphi aus, um gegen Naupaktos vordringen zu können, mit den Ozolern, die Amphissaer gaben ihm zuerst Geiseln und unterstützten seine Vorschläge aus Besorgniß vor dem Hasse der bei den Athenern viel geltenden Phoker; und ihnen stimmten zuerst ihre Grenznachbarn die Myoneer, wo das Land am unzugänglichsten war, bei, dann die Ipneer, die Messapier, die Tritäeer, die Chaläer, Tolophonier, Hessier und Öantheer. Alle diese zogen den Spartanern zu Hilfe, die Olpäer schlossen nur einen Vertrag mit Geiseln, ohne mitzuziehen, die Hyäer aber weigerten ihre Zustimmung, bis eins ihrer Dörfer, Polis genannt, mit Gewalt eingenommen wurde. Er durchzog nun das Land, nahm Öneon und Eupalion, die den Athenern treu blieben, mit Gewalt und kam bis vor Naupaktos, an dessen Eroberung ihn aber die Stärke der Besatzung und die herbeigerufenen akarnanischen Bundesgenossen verhinderten[67]). Nach der Schlacht von Ägospotamoi aber ward Naupaktos den Lokrern zurückgegeben[68]). Doch schloß dies sich nachher an die Achäer an und nach deren Vertreibung durch Epaminondas übergab Philippos die Stadt den Ätolern mit dem ganzen zugewonnenen Ätolien. Der zweite Hauptort der Lokrer, Amphissa, beleidigte nach dem heiligen Kriege die Amphiktyonen durch die Herstellung des zerstörten Kirrha, und wurde zur Vergeltung zerstört[69]); nachher wurde er von Philippos durch

46) *Paus.* X, 38, 4. 47) Ib. 48) Vergl. den Artikel Oileus. 49) *Paus.* X, 38, 5. 50) Ib. 7. 51) *Ib.* 8. 52) *Plin.* IV, 4, 3. 53) *Paus.* X, 38, 9. 54) *Thuc.* III, 96. 55) *Paus.* X, 38, 12, 13. 56) *Thuc.* I, 5. 57) *Thuc.* III, 97. 58) Il. II, 531. 59) *Strab.* IX, 426. 60) *Apoll.* II, 7, 3.

61) *Strab.* IX, 426. 62) *Herod.* VIII, 32. 63) *Thuc.* III, 101. 64) *Thuc.* I, 103. *Diod.* XI, 85. *Paus.* IV, 24, 7. X, 38, 5. 65) *Thuc.* III, 95. 66) Ib. 98. 67) Ib. 100—102. 68) *Paus.* IV, 26, 2. X, 38, 10. 69) *Strab.* IX, 419, 427.

eine Kriegslist eingenommen[70]), stellte jedoch gegen die Gallier wieder 400 Hopliten[71]). Unter August, der die Ätoler nach Nikopolis trieb, wandten sich viele derselben lieber nach Amphissa[72]), und daher erscheint dies bei Pausanias als die größte lokrische Stadt, aber mit dem Anspruch auf ätolische Nationalität. Die andern ozolischen Städte sämmtlich unterwarf Augustus den Achäern von Paträ[73]). Über diese einzeln und über die besondern Alterthümer von Amphissa und Naupaktos sind die einzelnen Artikel zu vergleichen und die Schilderung in Kruse's Hellas[74]). Die Namen der Städte sind folgende: Amphissa, Myonia und Phästos im Binnenlande, Chaläon und Oanthe am krissäischen Busen, Ipneer, Hyäer, Olpäer, Messapier, Tritäa, Physkeer im Binnenlande, Tolophon und Oneon nahe am Meere, Hessier und Alope[75]) im Binnenlande; endlich in Ätolien Epiktetos, Erythrä, Naupaktos, Molykria am Meere, Eupalion, Apollonia, Potidamia im Binnenlande. Einen Bundesstaat der Ozoler hat es nie gegeben, doch erkennen wir aus der Nachricht von dem gemeinschaftlichen Siegel[76]), daß einzelne Acte gemeinsam unternommen sind. Die heutigen Nachkommen der Ozoler, die Krararioten, sind nichtswürdige Bettler, welche ganz Griechenland durchstreifen und alle Arten von Verkrüppelung zum Gelderdienste zu benutzen wissen[77]).
(*R. H. Klausen.*)

OZOLUS *Latreille* (**Crustacea**). Nicht mehr aufgeführte Gattung aus **Argulus foliaceus**. (**D.** *Thon.*)

OZOMENE, nach Hygin (f. 14) Gemahlin des Thaumas, Mutter der Harpyien, sonst nirgends erwähnt. Man hat den Namen ändern wollen in Okeanina, weil Elektra, die Tochter des Okeanos, bei Hesiod an ihrer Stelle steht; aber der Name Ozomene, die Riechende, bezeichnet, wie mythologische Ältern öfters, eine Eigenschaft der Harpyien in der Schilderung der spätern Dichter, wo sie die Speisen nicht blos fortraffen, sondern auch verunreinigen (*Virg.* Aen. III, 216: **foedissima ventris proluvies**). Bei den Ältern kann sich Nichts der Art finden, weil denselben die Harpyien nur Personificationen der Orkane sind. (*Klausen.*)

OZONIUM. So nannte Link (Berl. Mag. III. S. 21) eine Gewächsgattung aus der Untergruppe der Inomyceten der Gruppe der Fadenpilze der natürlichen Familie der Pilze und aus der letzten Ordnung der 24. Linné'schen Classe. Er charakterisirte sie folgendermaßen: Niedergestreckte, verwirrte, ästige Fäden (daher der Gattungsname: ὄζος, Zweig), deren erste Verästelungen dick und ungegliedert sind, während ihre obern Enden dünn und gegliedert erscheinen; Sporidien sind noch nie bemerkt worden. Link rechnete nur eine Art hierher: 1) **O. auricomum** *Link.* (**a. aug. O., Byssus fulva** *Hudson, Humboldt.* **Fl. Friberg. B. barbata Engl. bot. t. 701. Dematium strigosum** *Persoon.* Syn. fung. **O. fulvum** *Pers.* **Myc. europ. I. p. 87**); dazu fügte Persoon vier andere: 2) **O. croceum** *Pers.* (l. c. p. 86. **Himantia sulfurea** *Pers.* Syn. fung. **Sporotrichum croceum** *Kunz.* Myk. Hft.); 3) **O. lateritium** *Pers.* (l. c. p. 87. **Himantia lateritia** *Pers.* Syn. fung. **Clavaria filiformis** *Bulliard.* Champ. t. 448. f. 1. *Sowerby.* Engl. fung. t. 387. f. 4); 4) **O. stuposum** *Pers.* (l. c. **Dematium stuposum** *Pers.* Syn. fung. **Byssus intertexta** *Candolle.* Fl. fr.); 5) **O. radians** *Pers.* (l. c. p. 88). Endlich machte noch Ficinus, welcher **Ozonium** als Untergattung zu **Acrothamnium** zählte, zwei neue Arten: 6) **O. arenarium** und 7) **O. lignorum** *Ficin.* (**Flor. dresd. II.** p. 268) bekannt. Alle diese Pilzarten zeigen sich als ein gelbes, röthliches, braunes oder schwärzliches Gewebe auf feuchter Erde, in Bergwerken, Höhlen und Kellern, auf trockenem oder faulem Holze. Fries (**Elench. fung.** p. 159. **Syst. myc. III.** p. 265) hält diese Geschöpfe nicht für selbständige Pilze, sondern für wuchernde Wurzelfasern (**Mycelia**) verschiedener Schwämme, wie dies neuerdings Dutrochet auch von andern Byssusarten nachgewiesen hat (**Journ. de Chimie méd. Mai 1834. p. 300—304**). Die Schwämme, zu welchen die Ozonien in dieser Beziehung gehören, können noch nicht mit Bestimmtheit angegeben werden; nur **O. croceum** *Pers.* gibt Fries als Wurzelbildung der **Thelephora sulfurea** *Fr.* (Syst. myc. I. p. 452) an, welche oft auf dieser niedern Entwickelungsstufe stehen bleibe. (*A. Sprengel.*)

Ozophyllum *Schreb.*, s. **Ticorea** *Aubl.*

OZORA (**Azora**), nach Ptolemäus (V, 13) eine Stadt in Großarmenien unter 76° 30′ ö. L. und 40° 40′ n. Br. (*Völcker.*)

OZORA, ein ungrischer Marktflecken in der tolner Gespanschaft, am Schiofluße, unter 46° 44′ 47″ nördl. Br. und 36° 4′ östl. L., mit einer katholischen Pfarrkirche, fürstlich Esterhazy'schen Schlosse, 2600 Einwohnern, großem Gestüte und zahlreichem Wildprete, dessen Erlegung den von dem gastfreundlichen Hausherrn geladenen Herrschaften von Zeit zu Zeit großes Vergnügen gewährt. Um sich eine Vorstellung von solcher Erlegung zu machen, so diene hier zur authentischen Nachricht, daß in den fünf Tagen vom 31. Aug. bis 4. Sept. 1829 von jenen Herrschaften an Hochwildpret 170, an Tannwildpret 822, an Rehwildpret 15, an Schwarzwildpret 10, zusammen 1025 Stück, erlegt wurden. (*Gamauf.*)

OZOTHAMNUS. Eine von R. Brown (*Linn.* **transact. XII.** p. 125. Verm. Schr. II. S. 573) aufgestellte Gewächsgattung aus der ersten Ordnung der 19. Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Eupatorinen (nach Cassini der Inuleen, nach Lessing aus der Untergruppe der Gnaphalieen der Gruppe der Senecioneen) der natürlichen Familie der **Compositae.** Char. Der gemeinschaftliche Kelch besteht aus dachziegelförmig über einander liegenden, trockenhäutigen, gefärbten Schuppen, von denen die innern oft abweichend geformt sind; der Fruchtboden nackt; die Blümchen röhrig, alle zwitterig, oder wenige weibliche am Rande; die Antheren an der Basis zweiborstig; die Narben an der Spitze stumpf-abgestutzt, mit kurzen, steifen Härchen besetzt; die Samenkrone auf-

70) *Aeschin.* Ctes. p. 415. *Demosth.* Cor. p. 505. *Polyaen.* IV, 2, 8. 71) *Paus.* X, 22, 13. 72) *Paus.* X, 38, 4. 73) Ib. 9. 74) Hellas II, 2, 161—175. 75) *Strab.* IX, 427 bei Kruse ausgelassen. 76) S. Note 2. 77) *Pouqueville* III, 239 sq. Hellas II, 2, 160.

sitzend, scharf-haarig oder pinselförmig. Es gehören hierher: 1) O. pinifolius *R. Br.* (Calea pinifolia *Forster* prodr. nr. 288. Chrysocoma pinifolia *Spreng.* Syst. III. p. 424), in Neuseeland; 2) O. ferrugineus *R. Br.* (Eupatorium ferrugineum *Labillardière* Nov. Holl. II. p. 38. t. 180. Chrysocoma ferruginea *Spr.* l. c.); 3) O. rosmarinifolius *R. Br.* (Eupatorium rosmarinifolium *Labill.* l. c. t. 181. Chrysocoma rosmarinifolia *Spr.* l. c.); 4) O. cinereus *R. Br.* (Chrysocoma cinerea *Labill.* l. c. p. 39. t. 182); 5) O. reticulatus * (Chrysocoma reticulata *Labill.* l. c. p. 40. t. 183. Gnaphalium reticulatum *Spr.* l. c. p. 471. Faustula *Cassin.* Dict. des sc. nat. XVI.); mit pinsel- oder keulenförmiger Samenkrone; 6) O. squamatus * (Chrysocoma squamata *Labill.* l. c. t. 184), alle in Neuholland, und 7) O. ericoïdes * (Helichrysum ericaefolium *Lessing.* Syn. comp. p. 314. Gnaphalium ericoïdes *Linn.* Sp. pl. Stoebe aspera *Thunberg.* Fl. cap.), am Vorgebirge der guten Hoffnung. Diese sieben Arten sind Sträucher (nur Nr. 6 ist krautartig) von durchdringendem Geruche (daher der Gattungsname: θάμνος, Strauch, ὄζειν, riechen, stinken), mit zerstreuten, filzigen, ganzrandigen, lederartigen, am Rande meist zurückgerollten Blättern, zusammengehäuften oder doldentraubigen, am Ende der Zweige stehenden Blüthen, gelben Blümchen und weißer Samenkrone. (*A. Sprengel.*)

Ozzy, s. Ottokar.

Nachträge.

OBAJJ (أبي), Name arabischer Schriftsteller, wie

1) des **Abu Mansur Obajj**, als Historiker und Verfasser einer Geschichte der Stadt Rei bekannt.

2) **Abu Saïd Mansur Ben-elhosein Obajj**, der Vezier, der ums Jahr 420 (1029 n. Chr.) lebte und sich viel mit den schönen Wissenschaften beschäftigte. Seinen Eifer in diesen Studien beweisen zwei anthologische Sammlungen von ihm, eine größere, betitelt: Angenehme philologische Unterhaltung (نزهة الادب), und eine zweite, die zwar nur als Auszug aus der ersten bezeichnet wird, aber dennoch vier Bände stark und auch weiter verbreitet ist. Sie führt die Aufschrift: Zerstreuung der Perlen (نثر الدرر), und zerfällt in vier Sectionen, von denen jede wieder in Capitel nach Art aller bekannten Anthologien getheilt ist.

3) **Obajj Ben Chalf**, der Koreischide und heftige Gegner des Propheten Muhammed, den dieser in eigener Person im Treffen von Ohod zu Boden streckte.

(*Gustav Flügel.*)

OBDÛN (عبدون), arabischer Name, der aber richtiger **Abdûn** zu schreiben ist. In Verbindung mit Ibn, Sohn, ist er die Benennung mehrer großer Schriftsteller jener Nation geworden, unter denen wir hier folgende drei nennen wollen:

1) **Abu'labbas Muhammed Ben Abdallah Ibn Abdûn**, der im J. 299 (911 oder 12 n. Chr.) starb, hanefitischer Scheich und später Vezier war, und sich vorzüglich durch Erläuterung der Rechtssätze seiner Secte und durch sein Dichtertalent auszeichnete. Auch war er ein Freund der allgemein bildenden Wissenschaften, und führt daher bisweilen den Beinamen Philolog neben Roeini, weil er sein Geschlecht auf einen der Könige des glücklichen Arabiens mit Namen Dzu Roein zurückführte. Sein Hauptwerk ist eine Vertheidigungsschrift der Ansichten seiner Secte und Abu Hanîfa's unter dem Titel: **Itilâl** oder **Ihtidschâdsch**, Entschuldigung oder Beweisführung. Eine andere Schrift von ihm ist eine Kaside oder Gedicht, in dem er die untergegangenen Könige aus dem Hause der Beni Maslama, die mehr noch unter dem Namen Beni Aftas bekannt sind, und ihre Zeit besang. Das ganze Gedicht ist geschichtlichen Inhalts und erwähnt nebenbei die berühmtesten Männer, wie die Khalifen und sonstige Große. Auch wurde es vielfach von spätern Gelehrten commentirt.

2) Der Scheich **Ahmed Ben Abdûn**, mit dem Beinamen **Châtimi**, dessen Todesjahr zwar unbekannt ist, von dem wir aber ein Werk: Verhaltungsregeln der Ärzte (آداب الحكماء), besitzen.

3) Der Arzt **Mochtâr Ben Hasan Ibn Abdûn**, der durch seinen Scharfsinn Berühmtheit erlangt hat. Wir kennen zwei Schriften von ihm: a) Gesundheits-Reglement (تقويم الصحة) und b) Gebet der Ärzte (دعوة الاطبّاء).

(*Gustav Flügel.*)

OBDÛS (عبدوس) und **Ibn Obdûs**, Name arabischer Schriftsteller, unter denen die vorzüglichsten folgende sind:

1) **Abu'lfath Obdûs**, der Sohn Abdallah's aus Hamadan, Lehrer des Abu'lfadhl Muhammed Kaisarâni, der sich so vortheilhaft durch seine Kenntniß der Traditionen auszeichnete, und auch Behufs derselben große Reisen machte. Obdûs blühte zu Anfange des 11. Jahrh.

2) Der Scheich und Grammatiker **Abu'lhasan Ali Ben Muhammed Ben-elhosein**, gewöhnlich **Ibn Obdûs** genannt, der entweder aus Kufa gebürtig war, oder sich wenigstens lange Zeit daselbst aufgehalten hat. Wir besitzen von ihm: a) Beweis über die Fehler in der Grammatik (البرهان في علل النحو); b) Gedanken, die in der Formel „Gelobt sei Gott" und in dem Gebete überhaupt enthalten sind (معاني التحميد والدعاء); c) Gedanken in den Gedichten (معاني الشعر); d) Über die Abwägung des Versmaßes in den Gedichten (ميزان الشعر); und vielleicht sind auch noch von ihm e) Nachrichten von Gelehrten (اخبار العلماء).

3) **Abu Bekr Ibn Obdûs**, der Koranexeget, Zeitgenosse und Lehrer des **Theâlebi**, des Verfassers eines berühmten Commentars zum Koran. Auch Ibn Obdûs gab einen Commentar heraus, der aber wahrscheinlich unvollendet blieb.

4) Der Scheich **Nûr-ed-dîn Ali Ben Abi Bekr Obdûs**, von dessen Verhältnissen sonst nichts Näheres bekannt ist, hat eine Schrift hinterlassen unter dem Titel: Leiter zur rechten Leitung (معراج الهداية), die wahrscheinlich das kanonische Recht zum Gegenstande hat.

(*Gustav Flügel.*)

31 *

OBEID, OBEIDA, OBEIDALLAH, OBEIDI, weitverbreitete Muhammedanische Namen jeden Standes und Landes, und unter den Trägern derselben solche, die nicht nur in ihrem Vaterlande, sondern auch in Europa bekannt geworden sind und mehr bekannt zu werden verdienen. Wir fügen den oben (3. Sect. B. I. S. 27) genannten folgende bei:

1) **Obeid** (عبيد), der Dichter, mit dem Vornamen **Abu Dschandal**, und sonst **Obeid Ben Hosein Ben Moawija Ben Dschandal** genannt, aber noch bekannter unter dem Namen راعي, **Râï**, d. h. der Hüter, der Weidende, der ihm deshalb beigelegt wurde, weil er gern Schilderungen von Kameelen in seine Gedichte aufnahm, und auch in der Kenntniß dieser Thiere sehr bewandert war. In der Hamâsa finden sich mehre Bruchstücke seiner Gedichte, z. B. S. 136. Er blühte zur Zeit des omajjadischen Khalifen Abd-el-melik, des Sohnes Merwan, also gegen das Ende des 7. Jahrh.

2) **Obeid**, der persische Dichter, gewöhnlich Sakâni genannt, von dem Dorfe Sakan in der Nähe von Kaswîn, wo er geboren war. Von Hause aus arm lebte er blos von den Mildthaten seiner Gönner, denen er sich vorzüglich durch seine possenhaften Einfälle und Schnurren empfahl. In diesem Geiste verfaßte er auch mehre Sendschreiben (Risâlet), die aber wahrscheinlich grobe Schmutzereien enthielten. Er lebte in dem glänzendsten Zeitalter der persischen Poesie und an dem Hofe eines Fürsten, der als einer der größten Beförderer der Wissenschaften und Künste aus der Familie des Dschengischan in Irân dasteht. Es war dies Abu Saïd, der Sohn des Khodabende, der siebente und letzte große Regent dieser Dynastie. Auch hielt sich Obeid zu Schiras an dem Hofe des Abu Ishak aus der Familie Jadschu auf, die die Mozafferiden stürzte. So groß er aber in seiner Sphäre als Dichter dastand, ein so großer Rhetoriker war er auch. Als er dem letztgenannten Sultan ein Werk über die Rhetorik überreichen wollte, aber keinen Zutritt erhielt, weil der Hofnarr beim Sultan war, sagte er folgende Verse (s. Pers. Redekünste. S. 250) aus dem Stegreife her:

Verleg' dich nicht auf Wissenschaft wie ich,
 Daß nicht gering geschätzt du seist wie ich,
Sollst du geschätzt sein von den Zeitgenossen,
 Treib Narrethei'n, verlege dich auf Possen.

3) **Obeid**, der Sohn des Abras, ein arabischer Dichter, der eine Kaside moralischen Inhalts schrieb, die Tebrîzi commentirt hat. Das Original wie der Commentar befinden sich auf der oxforder Bibliothek (vergl. *Uri* p. 262 und 264).

4) **Taki-ed-dîn Abu'lcâsim Obeid Ben Muhammed Ben Abbas** wurde im J. 622 (1225 n. Chr.) zu Kahira geboren, hörte in seiner Jugend die Traditionslehrer Ibn-elmoghir und Ibn Rewâdsch, schrieb später selbst viel, und zeichnete sich vorzüglich im Ausziehen der Überlieferungen aus andern Werken, in der Kenntniß der Namen der Überlieferer und in Zurückführung der Überlieferungen auf ihren ersten Urheber aus. Dabei ist er in seinen Resultaten zuverlässig und glaubwürdig. Er starb im Monate Schaban 692 (d. i. in der Mitte des Jahres 1293).

5) **Abu Obeid Ahmed Ben Muhammed Ben Abi Obeid, Herewi**, d. i. aus Herat, oder **Caschani**, d. i. aus Kaschan, einem der Dörfer bei Herat, beigenannt, war als ein lustiger Bruder bekannt, der Spiel und Freude liebte, dabei aber in einer der heiligsten Wissenschaften der Muhammedaner sich auszeichnete, in der Überlieferungskunde und deren Sprachgebrauche. Die grammatischen Studien hatte er vorzüglich unter dem Sprachkundigen Abu Mansûr Azheri betrieben, und scheint sich überdies viel unter den Schöngeistern Khorasan's herumgetummelt zu haben. Er starb im Monate Redscheb 401 (d. i. zu Anfange des Jahres 1011), und hinterließ ein ausgezeichnetes Werk über die seltenen Ausdrücke im Koran und in der Sunna unter dem Titel: Buch der seltenen Ausdrücke im Koran und in den Überlieferungen (كتاب الغريبين). Es wurde später von Andern theils in Auszüge gebracht, theils fortgeführt (vergl. auch *Hamak.* Spec. p. 148. nr. 550).

6) Der **Imam Abu Obeid** aus Tûs, deshalb **Tûsi** genannt, ist Verfasser des Werkes: Der Gefährte der Reisenden (انس المسافرين).

7) **Abu Obeid Abdallah Ben Abd-el-azîz Bekri**, der Andalusier, der 487 (1094) starb, und durch ein geographisch-historisches Werk unter dem Titel: Straßen und Reiche (مسالك وممالك), seinen Namen der Nachwelt erhalten hat.

8) **Abu Obeid Câsim Ben Sellâm**, dessen Vater, von Geburt ein Grieche, Sklave eines Bewohners der Stadt Herat war. Abu Obeid wurde in dieser geboren, wahrscheinlich 154 (771 n. Chr.), beschäftigte sich viel mit der Traditionslehre, den schönen Wissenschaften und der Jurisprudenz, und zeichnete sich dabei durch einen in jeder Beziehung musterhaften Lebenswandel aus. Überdies war er in der Geschichte sehr bewandert, und 18 Jahre lang verwaltete er zu Aller Zufriedenheit das Richteramt in Tarsus. Die Nacht theilte er in drei Theile, wovon er den einen dem Gebete, den andern dem Schlafe, den dritten der Abfassung seiner Werke widmete. Nicht weniger als einige 20 der letztern haben seinen literarischen Ruhm der Nachwelt überliefert. Sie betreffen hauptsächlich den Koran, die Überlieferungslehre und ihren Sprachgebrauch und die Jurisprudenz. Auch war er der erste, der die Koransrecensionen sammelte, und außer den sieben kanonischen Koranlesern noch 25 andere in einem Werke vereinigte, nach Einigen ferner der erste, der über die ungewöhnlichen Ausdrücke des Koran schrieb, und für die Zueignung seiner Schrift hierüber soll ihm Abdallah Ben Tahir monatlich 10,000 Dirhem angewiesen haben. Er hatte sich aber auch nach seiner eigenen Aussage nicht weniger als 40 Jahre damit beschäftigt. Die vorzüglichsten seiner Werke sind folgende: Über die seltenen Ausdrücke im Koran (غريب المصنف); Ge-

banken der Gedichte; gänge und gebe Sprüchwörter (الامثال السائرة), die vielfach commentirt wurden; eine Überlieferungssammlung (مسند); über die aufhebenden und aufgehobenen Stellen im Koran (ناسخ القرآن ومنسوخه); über die Wörter, die Macsûr und Mamdûd in der Grammatik heißen; über die Koransrecensionen (القرآت); über die Masculina und Feminina; über die Genealogien (كتاب النسب); über die Art und Weise, die geschehenen Dinge grammatisch auszudrücken (كتاب الاحداث); über das von Richtern zu beobachtende Verfahren und Betragen; über die Zahl der Verse des Koran; über die Schwüre und Drohungen (vermuthlich im Koran); über die Menstruation. Über einige dieser seiner Werke hielt er auch eine Zeit lang Vorlesungen in Bagdad, unternahm alsdann die heilige Wallfahrt, und starb nach vollzogener Pilgerung entweder in Mekka oder Medina 222 oder 223 oder gar 224 (d. h. zwischen 837 und 839). Er soll 67 Jahre alt geworden sein (cfr. Ann. Mosl. II, 172 und Anm. 159. *Abdoll.* p. 537 cl. 486 (74). *Hamak.* Spec. p. 167 (593). Biogr. univ. I, 96).

1) **Abu Obeida**, mit dem vollständigen Namen **Abdallah Ben Abd-el-azîz Ben Mosab Bekri**, der Spanier, schrieb einen werthvollen Commentar zu den umlaufenden Sprüchwörtern des Abu Obeid (s. 3. Sect. 1. Bd. S. 27 wo الامثال السائرة zu lesen), unter dem Titel: Fasl el-mekâl, in dem er zugleich auch das nachtrug, was etwa der Verfasser des Originals ausgelassen hatte (s. *Haji Khalfa.* T. I. p. 435. nr. 1255). Derselbe scheint auch in den arabischen Genealogien sehr bewandert gewesen zu sein, und starb 487 (1094).

2) **Abu Obeida Mamar Ben-elmothanna**, ein Freigelassener des Stammes Temîm aus Basra, als einer der ältesten größern Grammatiker ausgezeichnet. Die biographischen Schriften sind voll des Ruhms seiner Gelehrsamkeit, obgleich er Kharidschit war, d. h. sich unter Fadhl Ben-elrebi' an die Rebellen angeschlossen hatte. Harûn El-Reschîd ließ ihn zu Folge einer ziemlich verbürgten Nachricht im J. 188 (804) von Basra nach Bagdad kommen, und las in Person einige seiner Schriften unter seiner Leitung. Er hatte auch bei weitem ausgezeichnetere Schüler, wie den Ali Ben-elmogheira, Kasim Ben Sellâm (s. **Abu Obeid** nr. 8), Abu Othman Mâzini, Abu Hâtim Sedschestâni und Andere, als er selbst Lehrer gehabt hatte. Dessen ungeachtet drückte er sich nicht immer schön aus, verstand mit allen grammatischen Kenntnissen selbst nicht einen Vers richtig zu lesen, und den Werth der Sylben durch die Aussprache anzudeuten (s. Annal. Mosl. II, 144, wo die Nachrichten alle aus Ibn Khallekân Nr. 741 genommen sind). Dagegen hebt man vor Allem die Wahrheit und Richtigkeit seiner Überlieferungen heraus; eine Anekdote aber (vergl. Köhler in Eichh. Repert. II, 26—30) beweist, daß er nicht eben der ordentlichste Mensch war. Seine Geburt fällt in den Monat Redscheb des Jahres 110 (728 zu Ende, und diese Angabe ist die richtigere, obwol Andere die Jahre 111, 114, 108 und auch 109 setzen), und er starb 209 (oder 211, oder 210, oder 213) in Basra, d. i. 824 oder 825 n. Chr. Seine Schriften belaufen sich auf nahe an 200, von denen uns Ibn Khallekân nach dem Vorgange Ibn Nedîm's in seinem Katalog der Wissenschaften einen sehr großen Theil verzeichnet hat. Wir verweisen auf jenen Artikel Nr. 741, und bemerken nur noch, daß auch in Haji Khalfa eine nicht geringe Anzahl mit Bemerkungen angegeben ist. Sie betreffen Geschichte (wie Nachrichten über die Maziniden, den bekannten Statthalter Heddschâdsch, über die Richter von Basra, über die Ermordung des Othmân Ben Affân, über die bei den Arabern vorgefallenen Schlachten, deren er in einem größern Werke 2200, in einem kleinern 75 aufzählt, über die Befehdungen der beiden Dichter Dscherir und Ferezdak unter einander rc.), Grammatik (über Dual und Plural und ähnliche Erscheinungen, wie sie eben unter Abu Obeid angegeben worden sind), Jurisprudenz, Lexikographie (in diesem Theile der Sprachkenntnisse leistete er Großes), Philologie, die Wissenschaften des Koran und andere mehr und weniger wichtige Zweige des gelehrten Forschens (s. auch *Hamak.* Spec. 166 [nr. 593] und *De Rossi*, p. 24).

1) **Obeidallah Omari Ben Hafs Ben Asim Ben Omar Ben Chattâb Omari** scheint ein Gefährte des Propheten gewesen zu sein, wenigstens sagt Ibn Koteiba, daß er einer derjenigen war, welche die Aussprüche des Propheten verbreiteten und dadurch Urheber der Traditionslehre wurden.

2) **Obeidallah Ben Hasan Ben Obeidallah**, welcher letztere ein Sohn des Abbas, Enkel des Ali und Urenkel des Abu Tâlib war, bekleidete unter dem Khalifat des Mamûn die Gouverneurstelle von Mekka und Medina, und ging alsdann nach Bagdad, wo er auch unter der Regierung desselben Khalifen starb.

3) **Abu Muhammed Obeidallah Absi**, Sohn des Musa, war als Koranleser weit und breit berühmt und starb im J. 213 (828).

4) **Obeidallah**, Sohn des Seri und Bruder des Ali, welcher letztere wider Willen des Khalifen Mamûn Gouverneur von Ägypten war, und nach seinem Tode 206 (821 oder 822) jenen zum Nachfolger hatte. Mamûn, der diese Usurpation um jeden Preis bestrafen oder doch für sich unschädlich machen wollte, schickte den Khalid Ben Jezîd mit einer Armee Araber nach Ägypten. Obeidallah, der nicht der Mann war, seine Unterwerfung wohlfeil zu verkaufen, zog ihm entgegen, während der rechtmäßige Statthalter Ali sich mit Khalid verband, und ihm allen Kriegs- und Mundbedarf lieferte. Obeidallah verschanzte sich bei Fakus, und so kam es denn hier im Juli 822 zu einem allgemeinen Kampfe, dem mehre Gefechte folgten, denen zufolge sich Khalid in die Provinz Hauf zurückziehen mußte. Allein diese war eine derjenigen Ländereien, in denen Ali anerkannt war, und mithin

das Heer des Khalifen am wenigsten zu sehen wünschte. Er wandte also alle Kunstgriffe an, um ihn von dort zu entfernen. Khalid ging wirklich auf die Westseite des Nils, während Ali nach Tennis zurückkehrte, wodurch Ersterer auf's Neue in eine trostlose Lage versetzt wurde. Obeidallah, diesen Stand der Dinge benutzend, marschirte zu Ende des Jahres 822 auf sein Standquartier Nehia los, nahm ihn selbst gefangen und schickte ihn zu Wasser nach Mekka. Nun blieb Mamûn nichts übrig, als Obeidallah die Provinzen zu überlassen, in deren Besitz er war, Fostât, Saïd und die westlichen Theile Ägyptens, während Ali die Landschaften Hauf und Tennis und die Anweisung auf die dort zu erhebenden Abgaben erhielt. Als er jedoch letztere in Hauf einzutreiben sich aufgemacht hatte, widersetzten sich die Einwohner und baten Obeidallah um seinen Beistand. Dieser schickte auch seinen Bruder mit Truppen ab, und beide Heere lieferten sich im Monate Juni 824 bei Balkina ein Treffen, das ebenso wenig für die eine als andere Partei entschied, wie mehre andere, die sich noch im nächsten Monate folgten. Ali kehrte jetzt mit seinen Truppen nach Damiette zurück, Obeidallah aber ließ Tennis und Damiette durch eine Armee erobern. Ali wandte sich nun über Ferma nach El-Arisch (Rosette), und schlug zwischen dieser Stadt und Gaza sein Lager auf, kehrte aber bald nach Ferma zurück, worauf die Besatzung Obeidallah's in Tennis die Flucht ergriff. Endlich kamen sich beide Feinde bei Schatnuf gegenüber zu stehen, und Ali war im Anfange der Schlacht Sieger, fiel jedoch in einen ihm gestellten Hinterhalt, und mußte sich deshalb nach Rosette zurückziehen. Obeidallah, der Tennis und Damiette wieder in Besitz nahm, mußte bereits beide Plätze wieder im Juni 825 an Ali abtreten. Während sich so beide bekämpften, langte der neue Feldherr Abdallah Ben Tâhir im Auftrage des Khalifen in Ägypten an. Ali leistete diesem dieselben Dienste, wie früher dem Khalit und lagerte sich mit ihm in der Nähe von Belbeis. Obeidallah stellte auch jetzt der Gewalt Gewalt entgegen, und Abdallah, der langsam zu Werke ging, hatte nichts Anderes zu thun, als das Land zu brandschatzen. Alsdann setzte er bei Zefita eine Heeresabtheilung über den Nil, und vertraute dem Ali das Commando über seine aus Syrien mitgebrachten Nilschiffe an. Dieser schlug auch wirklich die Flotte des Obeidallah im April 826, worauf Abdallah mit Obeidallah im folgenden Monate Frieden schloß, und ihn mit einem Ehrenkleide und 10,000 Goldstücken beschenkte. Hierauf befahl er ihm, sich zum Khalifen Mamûn zu begeben, und mit diesem Befehle war die Ruhe Ägyptens wieder hergestellt, aber auch Obeidallah verschwindet aus der Geschichte.

5) **Obeidallah Ben-elhasan Abu'lcâsim**, gewöhnlich **Golâm Zuhal** (غلام زحل, **puer Saturni**) genannt, blühte unter dem Khalifen Adhod-ed-dewlet, als berühmter Astronom und Astrolog. Er galt überdies in Bagdad für einen der ausgezeichnetsten Arithmetiker und schrieb über alle diese Wissenschaften bedeutende Werke. Von diesen nennen wir hier folgende: Über die Bewegung der Irrsterne, ein großes und kleines Werk über die Strahlen, über die **Astrologia judiciaria**, über die Tagewählerei, und die beiden Werke, betitelt der große Sammler und die klar dargestellten Elemente der Astronomie (vergl. *Cas.* **Bibl. I, 404** und *De Rossi*, **Dizion. p. 154**).

6) **Obeidallah Ahmedi**, aus Tazagra (تازغرة) in Afrika, ist Verfassers eines Commentars zu dem Gedichte des Abu Abdallah Muhammed Ben Hajjûn aus Setâbis in Spanien, das eine Umschreibung des Korans enthielt (*Cas.* **Bibl. I, 501**).

7) **Obeidallah Casim Ben Jusfuf Ben Ali Tedschîbi** aus Valentia, schrieb eine Reise durch Spanien und Afrika, die er im J. 626 (1228—29) unter dem Namen Bernâmedsch (Bernâmeh, persisch) herausgab.

8) **Obeidallah Ben Malik Fachri** aus Cortuba (Cordova), der ein so ausgezeichneter Rechtsgelehrter war, daß ihn Abdelrahman der Erste zum Richter von Cortuba machte. Dieses Amt bekleidete er **14** Jahre mit großem Lobe und starb 182, 14 Dzi'lcadet (d. i. um 799 n. Chr.).

9) **Obeidallah Ben Omar Ben Heschâm Hadhrewi**, der in Cortuba geboren und erzogen wurde, erlangte durch sein Redner- und Dichtertalent großen Ruhm und lehrte auch die auf dieselben bezüglichen Wissenschaften zu Murcia, Almeria und Marokko. Er starb zu Sevilla 550 (1155). Er hinterließ mehre schöngeistige Schriften.

10) **Obeidallah Ben Ahmed Ben Jali Ben Wâhib** aus Cortuba, Gouverneur von Toledo und Badajoz und später Feldherr unter Abdelrahman Nâsir. Vorzüglich zeichnete er sich im Dec. 938 in dem sogenannten Grabentreffen gegen die Christen aus, indem daselbst, wer von diesen nicht fliehen konnte, seinen Tod fand (*Cas.* **II, 49**). Diesen Sieg besang er selbst in einem Gedichte.

11) **Obeidallah**, nach Andern **Abdallah**, der Sohn Gabriel's und Enkel des Bochtischua, mithin aus der so berühmten Medicinerfamilie der Bochtischua, über die mehr an ihrem Orte nachzusehen ist; war ebenfalls ein großer Arzt am Hofe des Motac, des 21. der abbasidischen Khalifen, und gab auch ihm zu Ehren seinen medicinischen Lustgarten (روضة) in 50 Capiteln im J. 330 (941—42) heraus. Nach dem Katalog der pariser **Mss. (nr. MLXVI)** ist von ihm auch ein anderes Werk: Über den Nutzen, den uns die Thiere gewähren, mit Abbildungen der Landthiere, der Vögel und Fische.

12) **Obeidallah Ben Muhammed** aus Andalusien oder Spanien, von dem sonst nichts bekannt ist, als sein Name und folgendes Werk, das er schrieb: die Leitung zum Treffen des Rechten (ارشاد الي اصابة الصواب).

13) **Obeidallah Ben Abdallah Abu Ahmed**, war als Dichter bekannt, und die arabischen Bibliographen legen ihm einen ganzen Diwan bei. Auch schrieb er ein rhetorisches Werk unter dem Titel: Buch der ausgezeichneten Beredsamkeit (كتاب البراعة والفصاحة), und trat als Politiker auf, was sein Werk über die Staats-

verwaltung (كتاب الرياسة في السياسة) beweist. Ferner ist von ihm eine Biographie der Dichter des 7. Jahrh. (اشارة في اخبار الشعراء) und eine Sammlung seiner Correspondenz mit Abdallah Ben-elmotezz. Er war Emir und Oberster der Leibwache in Bagdad erst im Namen seines Bruders und dann wirklich. Diese Stellung jedoch hinderte ihn nicht, die Wissenschaften zu pflegen, und mehre Proben seiner Dichtergaben liegen auch in Ibn Khallekân vor. Er starb im Juni 913 in einem Alter von 77 Jahren in Bagdad.

14) **Obeidallah** (nach Andern **Abdallah**) **Ben Abd-el-kafi Ben Abd-el-medschîd Obeidi**, dessen Todesjahr unbekannt ist, gab einen Commentar zu der in Lâm ausgehenden Kaside des Sadr-ed-din Muhammed Ben El-Sawi heraus. Jenes Gedicht ist unter dem Namen: Lustgarten des Sawi, bekannt (روض الساوي).

15) **Obeidallah Ben Muhammed Ben Jacub**, der um 932 (um 1526 n. Chr.) lebte, schrieb einen Commentar zu dem national gewordenen Lobgedicht auf den Propheten, bekannt unter dem Namen die Burde (بردة), und nannte ihn die Hilfe des Trostlosen (اغاثة اللهفان). Desgleichen ist er Verfasser eines Commentars zu dem Gedichte Munfaridschet von Ibn-el nahwi.

16) **Obeidallah Ben Ahmed Abu'lfath**, der Grammatiker, war einer der Gelehrten des 4. Jahrh., und ist Verfasser folgender beiden Werke: a) Eine Geschichte der Dichter (اخبار الشعراء) und b) Buch der Einsamkeit (كتاب العزلة).

17) **Obeidallah Chan**, Emir im transoxanischen Gebiete, ist Verfasser eines Commentars zum Koran, den er fürstliche Belehrungen nannte (الفوائد الخاقانية), und ein anderer desselben Namens:

18) **Obeidallah Chan**, ist Dichter, dabei aber ein blutdürstiger Tyrann, dessen Regierung durch die Hinrichtung von 40,000 Schlachtopfern gebrandmarkt ist. Er war der Neffe Scheibek Khan's, und Sam Mirza gedenkt seiner in der Geschichte persischer Dichter (vergl. 1. Bd. S. 28 Obeid Khan).

19) **Obeidallah Chuschkâni**, der Dichter, mit dem vollständigen Namen **Abu'lcâsim Obeidallah Ben Ahmed Ben Muhammed Ben Chuschkân Coreschi Amiri** aus Nisabur, gewöhnlich Ibn Chudza (ابن خذا) genannt, ein in der Traditionslehre ausgezeichnet bewanderter Gelehrter, der darüber sammelte, schrieb, Vorlesungen hörte. Auch trieb er das kanonische Recht eifrig und starb nach 472 (d. i. nach 1077).

20) **Abu Abdallah Obeidallah Ben Abdallah Ben Otba Ben Mesûdi**, ist einer der sieben berühmten Rechtsgelehrten in Medina, von denen alle Rechtskenntniß und die Entscheidung zweifelhafter Rechtsfälle ausging. Sie legten recht eigentlich den Grund zu dem Wissen, das der Kadhi und Mufti in der Folgezeit als seinen Hauptschatz ansehen mußte. Ja, man sagte sogar, daß der, welcher den Ansichten jener sieben nicht folgt, von der Wahrheit abweiche und sie übertrete. Die übrigen sechs aber sind Orwa, Câsim, Saîd, Soleiman, Abu Bekr und Kharidscha. Unser Obeidallah war einer derjenigen Jünger (**Tabiune**) des Propheten, die zwar diesen nicht gesehen, wol aber seine unmittelbaren Gefährten zu Lehrern gehabt hatten. Er gehörte zu dem berühmten Geschlechte der Mesûdi, die aus dem Stamme der Hudzeiliten hervorgingen und deren Abstammung uns Reiske aus Ibn Koteiba in den Anmerkungen zu **Ann. Mosl. I. p. 118—20** nachgewiesen hat. Auch hat uns Abulfeda von jenen sieben Rechtsgelehrten einige kurze Nachrichten (**T. I. p. 442—446**) aufbewahrt und von unserm Obeidallah spricht noch Ibn Khallekân besonders (vergl. *Tydem.* Consp. nr. 363). Nach Abulfeda starb er 102 (720 oder 721 n. Chr.), und Ibn Khallekân nimmt ebenfalls dieses Jahr seines Todes an, bemerkt aber, daß Andere die Jahre 99, 98 und 97 vertheidigten. Ibn Abbas und Abu Horeira waren seine Lehrer und die Aïscha machte ihm manche Mittheilungen aus dem Munde des Propheten. Einer seiner Schüler (Muhammed Ben Abd-el-azîz) äußerte auch, daß ihm eine Sitzung in Gesellschaft des Obeidallah lieber sei als die ganze Welt. Von seinen Gedichten finden sich Bruchstücke in der Hamâsa.

21) **Abu'lhâkim Obeidallah Ben-elmotzaffer Ben Abdallah Bahili**, der Mediciner, Philosoph und Philolog. Er stammte aus Almeria in Spanien, er selbst aber war in Jemen 486 (1093) geboren. Von da begab er sich nach Bagdad, wo er eine Zeit lang Knaben unterrichtete. Er selbst aber war in den bildenden Wissenschaften, in der Medicin und Geometrie bewandert. Auch erwähnt man von ihm eine Gedichtsammlung. Am meisten schätzte man seine medicinischen Kenntnisse und er soll selbst Spitalarzt im Lager des Sultans der Seldschukiden Mahmûd gewesen sein. Auch legt man ihm ein Werk unter dem Titel: Weg der Demuth (نهج الوضاعة لاولى الخلاعة) bei. Hierauf begab er sich nach Syrien und wohnte in Damaskus, wo er auch starb am 4. des Monats Dzi'lkadet 549 der Fl., oder, was richtiger ist, 546 (d. i. zu Anf. des J. 1152).

1) **Borhân-ed-dîn Obeidallah Ben Muhammed Obeidi**, der hanefitische Richter aus Tebrîz, daher **Tebrîzi** genannt, hat sich als Kenner des kanonischen Rechts, der Metaphysik und der Grammatik vortheilhaft bekannt gemacht. Er hat auch den ehrenden Beinamen eines Sherif, weil er aus der Familie des Propheten seine Abstammung herleitete, und war entweder aus Fergana, jenseit des Oxus, gebürtig oder hielt sich daselbst längere Zeit auf. Sonst heißt er gewöhnlich Ibri, und starb im J. 743 (1342 oder 1343), nachdem er sich durch seine Erklärungen vorzüglich um die Werke Beidhâwi's verdient gemacht hatte. Wir kennen von ihm: 1) Einen Commentar zu dem Compendium über die Me-

taphysik des Richters Beidhâwi, das den Titel: Aufgänge der Lichter (طوالع الانوار), führt. Obeidi schrieb ihn zu Gunsten des Schehâb-ed-dìn Mobârekschah. 2) Einen Commentar zu desselben Werke über die abgeleiteten schafiitischen Rechtslehren, betitelt: der weit entfernte Zweck (الغاية الاقصى). So ebenfalls 3) zu seinem Handbuche über die Grundlehren, unter dem Titel: Weg des Gelangens (منهاج الوصول الي علم الاصول), und 4) endlich zu dessen Leuchte der Geister (مصباح الارواح) über die Metaphysik zwei Commentare, wovon der eine den Titel: Erleuchtung (ايضاح), führt.

2) **Jahja Ben Dschafar Obeidi**, der Genealog, hat sich als Geschichtschreiber von Medina bekannt gemacht. Sein Werk führt den Titel: اخبار المدينة (confr. *Haji Khalfa* T. I. nr. 228 et 2302).

3) **Fadhlallah Obeidi**, Mathematiker und Astronom, schrieb einen Commentar zu dem berühmten Handbuche des Dschagmîni über die ebene Form, was nach seiner eigenen Aussage das Beste über jenen Gegenstand enthalten soll.

Obeidi Ben Mahmûd Abu'lcâsim, ein geborner Maure aus Jaen in Spanien, der sich aber später nach Ägypten begab. Selbst einer der beredtesten Dichter und bewandert in den dichterischen Ergüssen seiner Nation hatte er es sich zur Aufgabe gemacht, in einem Werke, das er die spanische Beredsamkeit betitelte, alle die Gedanken und Verse zu sammeln, die auswärtige Gelehrte von Spaniern entlehnt und in ihre Werke aufgenommen hatten. Er starb zu Cahira 511 (1117 oder 1118 n. Chr.) (vergl. *Casir.* II, 138). (*Gustav Flügel.*)

OBEIRID Ben-elmoadzdzar, ein Tomimit, der den Beinamen Rijâhi führt, blühte im Anfange der ommaijadischen Dynastie als Dichter, und es haben sich da und dort in grammatischen und anthologischen Werken Bruchstücke seiner Gedichte erhalten. (*Gustav Flügel.*)

OBERBLINDE (voile de Perroquet de Beaupré), heißt das Segel an der Blinden- oder Bogstange, d. i. dem kleinen Maste, der senkrecht auf der Spitze des Bogspriets steht. Dieses Segel sitzt an der Oberblinden Raa (vergue du Perroquet de Beaupré) über der Unterblinde und ihrer Raa, die an dem Bogspriete selbst hängt. (*v. Carisien.*)

OBERMASTEN sind auf großen Schiffen die obern Theile (Stengen) der Masten, wodurch diese verlängert (in der Schiffersprache: übersetzt) werden, und welche die obern Segel mit ihren Raaen tragen. Der Mittel- und Fockmast bestehen jeder aus drei Theilen, haben daher jeder zwei Obermasten, der Besansmast hat nur einen, indem er nur aus zwei Theilen besteht. (*v. Carisien.*)

OBERONIA, eine von Lindley (Gen. and sp. of orch. pl. I. p. 15) aufgestellte Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der 20. Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Epidendreen (Malapideen Lindl.) der natürlichen Familie der Orchideen. Char. Die Kelchblättchen frei, offenstehend oder zurückgeschlagen, meist gleich; das Lippchen aufsteigend, vierlappig, verschieden gestaltet, häufig langgestreckt; das Säulchen sehr klein, frei; die Anthere zweifächerig: zwei birnförmige, wachsartige Pollenkörper. Von **Pleurothallis** unterscheidet sich **Oberonia** nächst dem Habitus nur durch die freien Kelchblättchen, von **Stelis** durch die Bildung des Lippchens. Die dreizehn Arten, welche Lindley hierher zählt, wachsen als Kräuter mit zweizeiligen Blättern, oft zweischneidigem Blüthenschafte und langen, grünlich-gelben Blüthenähren auf Bäumen und Felsen in Ostindien, Nepal und auf den Südseeinseln. Schon seit längerer Zeit bekannt sind folgende drei: 1) **O. iridifolia** *Lindl.* (l. c., **Cymbidium iridifolium** *Roxburgh.* hort. beng., **Malaxis ensifolia** *Smith.*) in Ostindien und Nepal; 2) **O. brevifolia** *Lindl.* (l. c. p. 16, **Epidendrum equitans** *Forster.* prodr., **Cymbidium equitans** *Swartz*, *Petit-Thouars* orch. t. 92, **Pleurothallis disticha** *Ach. Richard.* orch. t. 8. f. 1), in Ostindien, auf den Gesellschafts- und Maskarenischen Inseln und auf Madagaskar; 3) **O. Myosurus** *Lindl.* (l. c., **Epidendrum Myosurus** *Forster*, **Dendrobium Myosurus** *Swartz*) auf den Gesellschaftsinseln. (*A. Sprengel.*)

OBERSEGEL. Die Segel eines großen Schiffs hängen in mehren Reihen über einander, am großen und Fockmast in drei, am Besansmast und am Bogspriet in zwei Reihen. Die unterste Reihe besteht daher aus vier Segeln, welche Untersegel heißen (sie sind: das große oder Schönfahrsegel am Mittelmaste, das Focksegel am Fockmaste, das Besanssegel am Besansmaste und die große oder Unterblinde am Bogspriet). Alle darüber hängende nennt man Obersegel (sie sind: das große Marssegel und über diesem das große Bramsegel, beide am großen Maste; das Vormarssegel und über diesem das Vorbramsegel, beide am Fockmaste, das Kreuzsegel am Besamsmaste und die Oberblinde an der blinden Stenge des Bogspriets. Zuweilen kommen noch die Toppsegel an den Toppen oder Spitzen der Masten hinzu, z. B. wenn man Jagd auf ein Schiff macht und der Wind nicht zu stark geht). Die Stagsegel rechnet man aber nicht dazu. (*v. Carisien.*)

OBERWIND haben, ist gleichbedeutend mit: über dem Winde sein (s. d. Art. Wind). (*v. Carisien.*)

OBOLUS (Paläozoologie), ein von Eichwald gebildetes Geschlecht [1]) für zwei Arten unvollständig erhaltener fossiler Bivalven, welche in Trümmern einzelner Schalen zu hunderttausenden einen losen Sandstein unter Trilobitenschichten am Lugflusse bei Jamburg in Ingermannland zusammensetzen [2]). Wegen der Form der Klappen und ihrer vier Muskeleindrücke weiset er ihm seine Stelle neben **Crania** an. Da mir nie möglich gewesen, diese Reste selbst zu sehen, so wage ich keine Vermuthung über den Werth und die Stelle dieses Geschlechtes. **Testa? af-**

1) *Eichwald.* Zoologia specialis. 1829. I, 274. 2) *Eichw.* Geognostico-zoologicae per Ingriam marisque Baltici provincias, nec non de Trilobitis observationes (Casani 1825. 4.) p. 3, 4.

fixa; valvae aequales suborbiculares, antice nonnunquam attenuatae, margine ibidem inflexo et intus dilatato, ibique medio sulco exarato pro ligamento sane recipiendo. Impressiones musculares quatuor: duae anticae distantes sub inflexo margine, et duae pone eas in media testa sitae.

1) O. Apollinis *Eichw.* Zool. I, 274. t. IV. f. 5, testa antrorsum parum attenuata, apice tamquam bilabiato, sulco scilicet in eum excurrente. Oberfläche platt, concentrisch gestreift; Breite vorn 4‴.

2) O. Ingricus *Eichw.* ib. testa antrorsum dilatata, sulco longitudinali marginis inflexi intus parum conspicuo. Die vier Muskeleindrücke sind tief, die Schale ist größer, als bei voriger, vorn 5‴ breit.

(*H. G. Bronn.*)

OBRECHT (Jakob), einer der berühmtesten Componisten zu den Zeiten Ockenheim's (s. d. Art.), welcher mit und neben ihm blühete. Glarean (s. d. Art.), der ihn öfter anführt und uns auch noch einige Sätze seiner Composition aufbewahrt hat, nennt ihn Hobrecht, weshalb ihn unser Gerber in seinem neuen Lexikon der Tonkünstler unter diesem Namen kurz angibt. Viel Zuverlässiges ist leider bis jetzt von diesem Ehrenmanne nicht zu berichten, auf dessen Lebensumstände für eine geordnete Geschichte der Tonkunst nicht wenig ankommt. Also abermals ein Punkt, der mit Fleiß genauer zu berichtigen wäre. Theils war man in jenen Zeiten im Aufzeichnen solcher Gegenstände sehr nachlässig, theils haben wol auch die Unruhen jener Periode viele Urkunden vertilgt, theils sind aber auch die niederländischen Archive lange noch nicht hinlänglich benutzt worden, sodaß uns Hoffnung bleibt, noch manches bis jetzt Unsichere in ein helleres Licht gesetzt zu sehen. Forkel in seiner Geschichte der Musik im zweiten Theile S. 520 nennt ihn vor Ockenheim, dagegen ordnet ihn Kiesewetter in seinem Abriß der Geschichte der abendländischen Tonkunst jenem unter und rechnet ihn mit zu den Nachfolgern Ockenheim's. Beiden kann vor der Hand nicht mit gültigem Grunde widersprochen werden. Für Forkel sprechen die Thatsachen, die aus Obrecht's Compositionen genommen werden: Obrecht ist im künstlichen Contrapunkte einfacher, als alle jene berühmten Meister, die aus Ockenheim's Schule hervorgingen, sodaß er aus der frühern Periode der niederländischen Tonkunst hervorgegangen zu sein scheint und in Ockenheim's Zeit hineingelebt haben muß. Wenigstens ist so viel gewiß, daß beide Männer Zeitgenossen gewesen sind. Auch wird Obrecht keineswegs mit unter den Schülern Ockenheim's aufgezählt, was gewiß geschehen wäre, wenn er von Ockenheim gebildet worden. Es ist daher so gewiß, als es beim Mangel bestimmter Angaben seiner Lebensverhältnisse sein kann, daß Obrecht seine Bildung der ersten niederländischen Schule zu verdanken hatte, welcher er auch in größerer Einfachheit treu blieb, obgleich damit nicht geleugnet werden soll, daß er von der weiter getriebenen contrapunktischen Künstlichkeit der zweiten niederländischen Schule Ockenheim's Manches annahm. Weil aber Ockenheim zu den Zeiten der Wirksamkeit seines Kunstgenossen eine weit um sich greifende Schule gebildet und viele in der nächsten Folge kunstberühmte Männer in ihr erzogen hatte, Obrecht hingegen keine, so hat Kiesewetter gleichfalls ein Recht, ihn dem ersten unterzuordnen. Baini hat dagegen offenbares Unrecht, wenn er in seinem Werke über Palestrina auch unsern Obrecht mit unter diejenigen zählt, von denen er sagt: „Die Niederländer zu Ockenheim's Zeit häuften Schwierigkeiten auf Schwierigkeiten, womit sie der Kunst einen Dienst zu erweisen glaubten." Obrecht unterscheidet sich, wie schon gesagt, durch größere contrapunktische Einfachheit von den Meisten jener Periode. Daß übrigens auch er, wie viele Niederländer, manche Franzosen und Teutsche des 15. Jahrh., in Italien war, bezeugen nicht Wenige, unter welche auch Baini gehört. Zwischen den Jahren 1470 und 1480 hielt er sich mit dem Teutschen Heinrich Isaak einige Jahre zu Florenz am Hofe des Herzogs Lorenzo il Magnifico auf. Nach seiner Rückkehr muß er sich in Utrecht niedergelassen haben; nur kann 1475 nach Gerber nicht für gewiß angenommen werden. Die ganze Angabe beruht darauf, daß Obrecht der Lehrer des Erasmus war, welcher dort Chorschüler der Kathedrale war, bis in sein 19. Jahr. Nun wurde aber Erasmus erst im J. 1467 zu Rotterdam geboren. Erasmus hatte ihn lieb gewonnen und bezeugt von ihm, er sei **nulli secundus**. Glarean, als Schüler des Erasmus, stimmt in das Lob seines Lehrers ein und rühmt namentlich von ihm, er habe so viel Schnelligkeit der Erfindungskraft gehabt, daß er in einer Nacht eine vortreffliche, von allen Kennern bewunderte Messe zu setzen im Stande gewesen sei. Mehr Würde und Natürlichkeit als den übrigen seiner Zeit wird seinen Leistungen ausdrücklich zugesprochen, sodaß er seltene Gänge und Überladungen, ob er sie gleich so gut wie Andere zu geben vermocht, verschmäht habe, überhaupt aller Prahlerei abhold gewesen sei. Nach Gesner (Biblioth. univers.) sind von ihm fünf Messen bekannt gemacht worden, wovon die nähere Bestimmung fehlt; sie sollen sich auf der münchener Bibliothek befinden. Kiesewetter führt unter den Druckwerken des Ottavio Petrucci folgende auf, die hierher gehören: 1503 zu Venedig **Canti cento cinquanta**, wo auch von Obrecht Einiges vorkommt; 1504 in der Sammlung **Motetti, Libro quarto**; 1505 **Motetti a cinque, Libro primo**; auch ein großes Missenwerk von Obrecht, das zwischen 1503 bis 1516 ungefähr gedruckt wurde; die Überschriften der fünf Messen (vielleicht mit dem von Gesner angeführten dasselbe Werk) heißen: **Je ne demande; Grecorum; Fortuna desperata; Malheur me bat; Salve diva parens.** Noch findet sich eine Passion von ihm in Select. Harmon. 4 voc. (Viteb., Rhaw. 1528), die in der Biblioth. zu Jena aufbewahrt wird. Forkel gibt im 2. B. seiner Gesch. S. 521 fg. einige Notenbeispiele, welche man nachzusehen hat. (*G. W. Fink.*)

OCAIL (عقيل) (s. auch Okail), ist der Name eines ausgebreiteten Stammes der Araber der Wüste, deren Oberhaupt und Ahnherr Ocail, ein Sohn des Ka'b und Enkel des Rebia, ist (s. *Eichh.* Monum. ant. hist. Arab. p. 47, 112, 117 und Tab. geneal. VII). Aus ihm gingen mehre Dichter und später ausgezeichnete

Schriftsteller hervor, und Leila und Medschnûn, die Helden der romantischen Liebe der arabischen Vorzeit und der Gegenstand einer großen Anzahl Romane der Nachwelt, gehören ihm ebenfalls an. Auch wird der Stamm und seine Fehden öfter von den Dichtern erwähnt, wie von Motenebbi (s. Chrest. ed. *de Sacy*. III. p. 10—12). Wir erwähnen hier einige dieses Namens und Ursprungs, die sich in späterer Zeit in irgend einer Beziehung auszeichneten. Einer der ältesten, von dem aber weniger erzählt wird, ist Ocail, der Sohn des Khâlid, der ein Schüler des Zohri war und im J. 144 (761) starb (s. Ann. Mosl. II, 14). Mehr Berühmtheit erlangte

2) der schafiitische Imam **Abu Mohammed Abdallah Ben Abd-el-rahman Ibn Ocail** (der jedoch richtiger **Ibn Ackîl** geschrieben zu werden scheint), mit dem Ehrenamen **Behâ-ed-dîn**. Er lebte in Ägypten, dessen höchste Richterstelle ihm im J. 759 (1358) übertragen wurde und die er auch bis an seinen Tod, der ihn 769 (1367 oder 1368) in Kahira in einem Alter von 70 Jahren ereilte, inne hatte. Sein thätiges, wissenschaftliches Leben beurkundete er durch Abfassung mehrer auf Koransexegese, Jurisprudenz und Grammatik bezügliche Schriften, die wir jetzt etwas genauer angeben wollen. Von ihm haben wir: 1) eine Kritik der Irrthümer, die sich Newewi, Ibn Rafa' und andere Juristen und asketische Schriftsteller haben zu Schulden kommen lassen. Ein weitläufiges, aus mehren Bänden bestehendes, obwol unvollendetes Werk. Er bewährte 2) seinen Ruhm als Grammatiker durch die mehrfachen Bearbeitungen der Grammatik Alfijja von Ibn Mâlik. Er schrieb über dieselbe zunächst einen Commentar, zu dem der Vielschreiber Sojûti Glossen herausgab. Später verfertigte er einen gedrängtern, mehr einem Auszuge ähnlichen Commentar, dem er den Text beifügte, dessenungeachtet aber erst nach zwei Jahren vollendete. Grade diese Arbeit verschaffte ihm großes Ansehen unter den Sachverständigen. Endlich entschloß er sich auch noch zu einem Auszuge aus der Alfijja in 600 Versen, und gab diesem den Titel Wefijjet. 3) Ist er Verfasser eines Commentars zu dem Teshîl el-fewâïd we Tekmîl el-mecâsîd (vergl. Anth. grammat. p. 215), dessen Verfasser ebenfalls der genannte Ibn Mâlik ist. Jener Commentar führt den Titel Musâïd, d. i. der Hilfe bringende, und ist nach Hadschi Khalfa unvollendet geblieben, während Spätere seine Vollendung behaupten. 4) Ein Commentar zum Koran, der aber nur bis zum Ende der dritten Sure geht. 5) Ein Commentar zu dem Werke Tenbîh über die abgeleiteten Rechtslehren der Schafiiten, dessen Verfasser der im J. 476 (1083 oder 1084) verstorbene Schirâzi ist. 6) Der kostbare Sammler (El-Dschâmi' El-Nefîs) über dieselben speciellen Rechtslehren, ein Originalwerk unsers Schriftstellers. 7) Eine Fetwasammlung, und 8) ein Auszug aus der schafiitischen Rechtslehre des großen Imam Ghazâli, die dieser unter dem Titel Wedschîz, d. i. das gedrängte Handbuch, herausgab.

3) **Ocail**, einer der berüchtigtsten Spione der muselmännischen Welt unter einem der argwöhnischsten und grausamsten Fürsten, unter dem tollen Hâkimbiamrallah. Jener ward durch seine verrätherischen Angaben Ursache, daß mehr als einem der Beamten dieses Fürsten die Glieder des Körpers verstümmelt wurden.

4) **Muhammed Ben Ocail**, aus Balch, ist Verfasser einer Geschichte seiner Vaterstadt, betitelt Tarîch.

5) **Ibn Ocail**, der Gowarezmier, vermuthlich ein Gelehrter der spätern Zeit, schrieb Aphorismen über die Wissenschaft der Grundlehren. (*Gustav Flügel.*)

OCAILI. 1) **Muhammed Ben Amru Ocaili**, der im J. 934 starb, beschäftigte sich viel mit der Traditionslehre, und gab ein Verzeichniß derjenigen Überlieferer heraus, deren Glaubwürdigkeit durchaus zu bezweifeln ist.

2) Der Scheich und Imam **Schems-ed-dîn Ahmed Ben Muhammed Ben Ahmed Ocaili Ansâri** aus Buchâra, in welcher Stadt er auch in der Mitte des J. 1259 starb. Er erlernte die Jurisprudenz unter seinem mütterlichen Großvater Scheref-ed-dîn Omar Ben Muhammed Ben Omar Ocaili. Wir haben von ihm eine poetische Ausarbeitung des kleinen Sammlers (El-Dschâmi' El-Sagîr) der hanefitischen Rechtslehren von Scheibâni, der in dem größten Ansehen steht. Nach Ibn Kotlûbegâ in den Classen der Hanefiten commentirte er auch dasselbe Werk.

3) **Kemâl-ed-dîn Omar Ben Ahmed Ben Hibatallah Ocaili** aus Haleb, starb im J. 660 (1261 oder 1262), und hinterließ ein Werk über Kalligraphie und Schreibmaterialien unter dem Titel: Kitâb el-chatt we adâbihi we wasf torûsihi we aclâmihi.

4) **Omar Ben Muhammed Ocaili Ansâri**, starb im J. 576 (1180 oder 1181), und hinterließ eine Anleitung zur Abfassung von Rechtssprüchen unter dem Titel: Minhâdsch el-fetâwi.

5) **Ahmed Ben Jahja Ben Zoheir Abu'lhasan Ben Abi Dschafar Ocaili**, aus Haleb, wo er unter Abu Dschafar Muhammed Ben Ahmed Semsâni das Recht studirte. Er ist Verfasser eines Werkes, das die verschiedenen Ansichten des Abu Hanîfa und seiner Schüler entwickelt und diejenigen Punkte, die jener allein gegen diese geltend zu machen sucht. Als er im J. 424 (1032 und 1033) nach Mekka wallfahrtete, gerieth er in die Gefangenschaft der Araber. Wahrscheinlich war er im J. 380 (990 oder 991) geboren.

6) **Abu Moâd Besschâr Ben Bord Ben Jordschûh Ocaili**, ein blindgeborner Dichter, stammte aus Tocharostân, und erhielt den Namen Ocaili von einer Frau aus dem Stamme Ocail, die ihm die Freiheit schenkte. Als Gefangener war er in die Hände der Araber gerathen, die ihn an jene Frau verkauft hatten. Sein Geburtsort war Basra, er vertauschte aber später seinen Aufenthalt in dieser Stadt mit dem in Bagdad. Auch gab man ihm den Ehrennamen Moraath (مرعّث), weil er in seiner Jugend Ohrringe (رعثة, pl. رعاث) trug. Außerdem hatte er hervorstehende Augen, war aber stark und groß von Statur. Auch hatten ihn die Blattern hart mitgenommen, sodaß er im Ganzen eben keine Schönheit sein konnte. Vorzüglich pries er in seinen Gedichten den Khalifen Mahdi, wurde aber der Anhänglichkeit an

den Parsismus beschuldigt, indem er das Feuer der Erde vorziehen sollte, und lud auch deshalb den Fluch aller Rechtgläubigen auf sich, weil er behauptete, der Teufel habe sich mit Recht geweigert, vor Adam anbetend niederzufallen. Noch wird erzählt, daß man um dieser Anklage willen seine Bücher durchforscht, aber nichts gefunden habe, was jenen Verdacht bestätigte. Dessen ungeachtet ließ ihm Mahdi, wie Einige berichten, 70 Peitschenhiebe geben, denen er unterlag. Eins seiner Familienglieder schaffte seinen Leichnam aus der Sumpfgegend Batiha, zwischen Wâsit und letzterer Stadt nach Basra, wo er im J. 167 oder 168 (zwischen 743 und 745) begraben wurde. Taberi dagegen behauptet, er sei als Opfer seiner Satyren auf Jakub Ben Dawud, den Wesîr Mahdi's, der ihm habe nachstellen lassen, gefallen. Abu'lfaradsch Isfahâni und Ibn Khallekân erzählen nicht nur das Leben unsers Dichters, der über 90 Jahre alt wurde, sondern theilen auch Proben seiner Gedichte mit. (Vergl. noch *de Sacy*, Chrestom. III, 520 sq.) (*Gustav Flügel.*)

OCATH (عكاظ), Name eines Thales zwischen Nachla نخلة) und Tayef (طآئف), wo alljährlich zu Anfange des Monats Dzi'lcadet 20 Tage lang jener berühmte Markt gehalten wurde, auf dem sich die arabischen Stämme vereinigten, nicht nur um zu kaufen und zu verkaufen, sondern ganz vorzüglich um dichterische Wettstreite zu bestehen (يتعاكظون). Es war diese Einrichtung und Gewohnheit in vielen Stücken der der griechischen Spiele ähnlich. Bekanntlich legten die Araber vor Muhammed alle ihre Weisheit in dichterischen Ergießungen nieder, die Gedichte waren gleichsam eine Encyklopädie ihrer Gesammtwissenschaft, und auf die Dichtkunst gingen sie als zu dem Endpunkt ihrer Weisheit zurück und bezogen auf sie Alles. Daher suchte ein Dichter dem andern unter den größten Anstrengungen den Ehrenpreis abzugewinnen, zumal da jeder glaubte, durch den hohen Ausdruck seiner Gedanken zugleich auch den Adel seiner Geburt zu erkennen zu geben. Jener Wettkampf war übrigens nicht die Sache einiger Personen, sondern der ganze Stamm fühlte sich durch die Krönung eines der Dichter aus seiner Mitte vor allen geehrt, ja die andern Stämme vereinigten sich dem beglückten ihre Glückwünsche darzubringen, Gastereien anzustellen, zu musiciren und durch den Herold den Ruhmgekrönten überall ausrufen zu lassen. Die Gedichte, welche den Preis erhielten, wurden von den Fürsten als ein kostbares Besitzthum in ihrem Schatze aufbewahrt und aufgehängt, und daher kommt es, daß jene sieben berühmten Gedichte der vorislamischen Zeit Moallacât, d. i. die aufgehängten, heißen, mochten sie nun von jenem Aufhängen als Cimelien der Fürsten, oder, wie Andere wollen, von dem Aufhängen an die Ka'ba diesen Namen erhalten haben. Sie wurden mit Goldschrift niedergeschrieben, daher man sie auch unter der Bezeichnung „die vergoldeten" angeführt findet. Der Markt sowol als jene Zusammenkünfte wurden durch die Erscheinung Muhammed's aufgehoben, da von nun an der Araber den Schauplatz seines Ruhms eine Zeit lang nicht mehr in der Poesie, sondern in dem Waffenkampfe suchte. Zugleich gingen aber auch deshalb eine Menge alter Gedichte verloren, die nur im Gedächtnisse des Volkes vorhanden waren. (*Gustav Flügel.*)

OCBA (عقبة), Ibn. Wir erwähnen unter den arabischen Gelehrten dieses Namens: 1) **Abu Dawud Soleiman Ibn Ocba** (nicht **Ben Akla**, wie er da und dort heißt, während doch d'Herbelot schon **Ben Ocbah** hat) ist Verfasser eines Commentars über die **Lineae binomiales und apotomae** des zehnten Buchs des Euklides. Vergl. *Haj. Khalf.* Tom. I. p. 382 und *Gartz.* de Interpret. et Explanat. Euclidis arab. §. 10.

2) **Dschemâl-ed-dîn Ahmed**, mit dem Beinamen **Ibn Ocba**, der im Januar 1425 starb, hat uns eine Genealogie der Familie des Abu Tâlib hinterlassen unter dem Titel: Stützpunkt des Studirenden (**Omdet el-tâlib**), die wichtige historische Angaben enthält. Sie besteht hauptsächlich aus Auszügen mehrer Werke seiner Lehrer, wie des Genealogen Abu'lhasan Ali, ferner des Sufi und Abu Nasr Sahl Bochâri, zu deren Nachrichten er seine eigenen hinzufügte.

3) **Musa Ben Ocba**, der aus Medina gebürtig war und im J. 141 (758 oder 759) starb, ist Verfasser einer Geschichte der Feldzüge der Araber unter dem einfachen Titel: Kitâb el-meghâzi.

4) **Jahja Ibn Ocba**, der Lehrer der beiden Söhne Ali's, Hasan und Hosein, der aber mit Recht bei Andern **Ibn Acab** heißt. Er hinterließ ein auf Lâm ausgehendes Gedicht, daß den Titel ملحة, Erzählung, führt.

5) **Abu'lhârith Gheilân Ibn Ocba Ben Behisch**, der berühmte und unter dem Beinamen **Dzu'bromma** wohlbekannte Dichter. Er starb 117 (735), nachdem er viel Abenteuer bestanden hatte, und hinterließ einen Diwan. Viele seiner Gedichte beziehen sich auf das Lob des Belâl Aschari, des Sohnes des Abu Borda. Auch in der Hamâsa stehen Verse von ihm. (S. *Hariri* p. 280 und Anthol. graec. p. 146.) (*Gustav Flügel.*)

OCBARI. Wir fügen dem, was oben (3. Sect. 1. Th. S. 238) über den Gelehrten dieses Namens unter 2 gesagt worden ist, da er einer der größten und gelehrtesten Männer seiner Zeit war, folgende wenige Bemerkungen bei. Er war der Sohn Hosein's und Enkel Abdallah's, und sein Leben hat uns Ibn Khallekân beschrieben. Seine Familie stammte aus Ocbara ab, daher sein Name, er selbst war aber in Bagdad im J. 538 (1143—1144) geboren und lebte auch da. Seiner religiösen Überzeugung nach hielt er sich zur hanbalitischen Sekte, und zeichnete sich auch in der Kenntniß der Rechtsansichten derselben aus. Außerdem verstand er Arithmetik und die Erbschaftstheilung und war in der Grammatik ausgezeichnet bewandert, obwol blind. Man gab ihm den ehrenden Beinamen Mohibb-ed-dîn, der die Religion liebt, und wie thätig er war, zeigt die Menge Schriften in den verschiedensten Fächern, die wir von ihm kennen. Die nennenswerthesten derselben sind: 1) Eine vollständige Anleitung über die Arithmetik unter dem Titel Istiâb fi el-hisâb. 2) Belehrung in der Grammatik (Ischâret).

3) Eine Auseinandersetzung der grammatischen Endreflexionen in den Überlieferungen des Propheten (Irâb el-hedît, grammatisch). Ein ähnliches Buch verfaßte er über diese Endungen in der unter dem Namen Hamâsa bekannten Gedichtsammlung. 4) Ein weitläufiger Commentar zu dem grammatischen Werke des Zamachscheri, das den Titel Mofassil führt. Ocbari nannte seine Erläuterung Idhâh. 5) Eine alphabetische Anordnung des Werkes Islâh el-mantik von Ibn-elsikkît, das unter den Philologen großes Ansehen genießt. Es ist das Ganze ein die Sprachrichtigkeit beförderndes Hilfsbuch. 6) Ein Commentar zu dem grammatischen Werke Idhâh von Fârisi. 7) Das bedeutendste Werk über die grammatischen Endbeugungen des Korans (ilm irâb El-Kor'an) ist ebenfalls von ihm und führt den Titel Tibjân, d. i. erklärende Anleitung, zwei Bände. 8) Ein Werk unter dem Titel Bulget, d. i. hinreichende Belehrung, von nicht zu bestimmendem Inhalte. 9) Ein grammatisches Werk unter dem Titel Tersîf, d. i. Anordnung der Wortfolge. 10) Ein Anhang zu der Dialektik. 11) Ein Commentar zum Koran. 12) Ein Auszug des Bessern über das Erbschaftsrecht und die Erbschaftstheilung (Telchîs fi el-feràïdh). 13) Ein grammatisches Werk, Telkîn, d. i. anleitender Unterricht, betitelt. Das Buch wurde wegen seiner Brauchbarkeit von Andern commentirt. 14) Ein Werk ähnlichen Inhalts, betitelt Tehdzîb, Läuterung des Fehlerhaften. 15) Sein Commentar zur Hamâsa, der sich aber blos mit den Vocalen der Endung beschäftigt. S. vorher 2). 16) Ein Commentar zu den rhythmischen Reden des Ibn Nobâta, philologischen Inhalts. Auch Andere commentirten das Werk. 17) Ein Commentar zu dem Diwan des Motenebbi, der aber ebenfalls hauptsächlich die grammatischen Endungen der dort vorkommenden Formen zum Gegenstande hatte. 18) Ein Commentar zu dem Fesîh, d. i. der Beredte, lexikographischen Inhalts. Ein Werk, das von einer Menge Gelehrten commentirt wurde. 19) Ein Commentar zu den in der Grammatik Sibaweih's vorkommenden Verse. 20) Ein Commentar zu dem sogenannten lamischen Gedichte des Togrâï, d. h. zu der auf den Buchstaben Lâm ausgehenden und zuerst von Pococke herausgegebenen Kasîde jenes Dichters. 21) Ein grammatisches Werk, betitelt das Mark über die Fehler in der Construction und den Endformen (Lobâb). 22) Ein Commentar zu dem grammatischen Werke des Othmân Ibn Dschinni, betitelt: Der Glanz (Lam'on). 23) Anreizungsmittel (Muschewwik) des Lehrers zu dem Buchstaben des Alphabets, philologischen und lexikographischen Inhalts, wegen der Gelehrsamkeit des Verfassers noch vorzüglicher als das oben erwähnte Islâh el-mantik von Ibn-el-sikkît. 24) Ein Commentar der schwierigern Ausdrücke in den Mekâmen des Hariri, in einem sehr schwachen Bande. 25) Eine Auswahl des Besten über die Topik. 26) Ungewiß ist, ob ihm auch über die Beugungslehre (Ilm el-sarf) das Werk Nuzhet zukommt, da dieses Einige dem Meidâni zuschreiben. Aus diesem Vierteilhunderte so ganz kurz aufgezählter Werke geht so viel hervor, daß ihm vor allen Bezeichnungen die eines Grammatikers zuerst zukommen muß, denn der Grammatik schenkte er seine größte Thätigkeit, obwol er weniger in selbstgeschaffenen Werken auftrat, als vielmehr durch Erläuterung schwieriger Werke von Andern sich verdient machen wollte. Zu Lehrern in der Grammatik hatte er in Bagdad unter Andern den Abu Muhammed Ibn-elchasschâb, der eine gleiche Tendenz in seiner Schriftstellerei hatte. Nicht weniger soll er nach Ibn Khallekân in der Überlieferungslehre bewandert gewesen sein, daher er auch den ihm gebührenden Ruhm noch bei seinen Lebzeiten einerntete. — Noch bemerken wir, daß die oben Theil 1 unter 1) und 2) angegebenen Gelehrten unter dem Namen Ocbari einer und derselbe sind, da Abdallah auch Fardhi, d. h. ein des Erbschaftsrechts Kundiger, war. Dagegen fügen wir ihnen als dritten Gelehrten des Namens Ocbari den Enkel des Ebengenannten, Muhammed Ben Abd-el-rahman Ben Abi'lbekâ Abdallah Ben-elhosein Ocbari bei, der in einem Werke von sechs Bänden aus angeblich vierzig Büchern die besten Erläuterungen der Gedanken der Sprüchwörter zusammentrug unter dem Titel Modschmi, d. i. der Sammler. (*Gustav Flügel.*)

OCCOPIRNOS, OKKAPIRNAS, Gott bei den Preußen und Letten, dem wir schon im Artikel **Ozinek** begegnet sind, und gesehen haben, wie ihn die Preußen als Gott des Himmels und der Erde anriefen. Frenkel [1]) erklärt ihn durch: Vater des Blitzes. Merkel sagt von ihm in Beziehung auf die Letten: **Okkopiruns (Okkopirnos)**, der den Lauf der Gestirne und der Jahreszeiten ordnete, aber nirgends eigentlich verehrt ward [2]). Nach Narbutt ist **Okkapirmas (Okkapirnas)** bei Letten der Gebärer der Zeit, schuf den Lenz und den Herbst, und theilte das Leben der Menschen in traurige und frohe Tage [3]). (*Ferdinand Wachter.*)

OCDSCHIZÂDEH (vergl. oben **Ocgi Zadeh**). Dieser verdienstvolle Emir schrieb nicht nur jenen angeführten Commentar (vergl. *Haji Khalfa* **T. I. p.** 168), sondern auch noch folgende Werke: 1) Ein türkisches **Inscha**, das in 30 Lagen, zu zehn Blättern jede, Musterbriefe seiner Zeit an die verschiedenen regierenden Fürsten enthielt, und auf Verlangen eines Freundes, der Kadhi war, redigirt wurde. 2) Eine poetische Erläuterung der 40 Überlieferungen, unter dem Titel: **El-Natzm El-Mobîn**; eine Sammlung von Erklärungen Anderer in dichterischer Form. Er gab sich selbst den dichterischen Ehrennamen Schâhi, und von Hammer erwähnt seiner auch ruhmvoll in der osmanischen Geschichte. Er war Defterdar in Ägypten unter Sultan Ahmed. (*Gustav Flügel.*)

---

1) *Abraham Frencel.* De Diis Soraborum, ap. *Hoffmann.* Scriptt. T. II. p. 169 legt ihn aus durch: *Occopirnus* autem vox composita, latine dixeris Patrem fulminis. Est enim ex *Oc*, Slavon. (Sorabis *Woc*, vel *Woz*, per posthesin) id est, pater etc. und weiter unten: *Pirnus*, posterior vocabuli pars sumta est ex Polon. *Piorun*, fulmen, ignis coelestis. Unde *Piorun bije*, id est, fulminat; et *Piorunem uderzony*, fulminatus, fulmine tactus. Et *Pioruneck*, *Kamien Piorundwy*, brontia, ein Donnerwetter. 2) Merkel, Die Vorzeit Livlands. 1. Bd. S. 160. 3) Theodor Narbutt in dem polnisch geschriebenen Werke Dzieje starozytne narodu Litewskiego (Älteste Geschichte des lithauischen Volkes. 1. Bd. Wilna 1835). Vergl. Blätter für literarische Unterhaltung. (Leipzig 1836.) Nr. 3. S. 12.

OCHROSTIGMA (Insecta). Eine von Hübner (Verzeichniß bekannter Schmetterlinge, S. 146) aufgestellte Gattung der Nachtschmetterlinge, zum Stamme Ptilodontes gehörig, sonst zu den Spinnern gezählt, von Ochsenheimer der Gattung Notodonta einverleibt. Es gehören hierher die beiden Arten velitaris und melagona der letztern. (D. *Thon.*)

OCHSENKOPF, ist nebst dem Schneeberg der höchste Berg des mehr als sechs Meilen Umfang habenden Fichtelgebirges im bairischen Ober-Mainkreise, und der von allen benachbarten Bergen, über welche er, zu einer weiten Ansicht, hoch hervorragt, durch enge Thäler abgeschnitten ist. Er ist ein von Abend nach Morgen gegen zwei Stunden hinziehender Bergrücken im Mittelpunkte des Fichtelgebirges, im bischofsgrüner Thale, dessen westlicher und nördlicher Abhang am steilsten, dessen östlicher aber am leichtesten ansteigend ist, und dessen Höhe über die Meeresfläche von Einigen auf 3617 Fuß [1]), von Andern auf 3219 Fuß [2]) angegeben wird. Er ist durchaus mit Fichtenwald bewachsen und lieferte ehemals Stämme von außerordentlicher Größe. Jetzt sind aber diese Forsten durch den täglichen Verbrauch der nahen Hüttenwerke, durch Windbrüche und Raupenfraß sehr gelichtet. Drei Wege führen zum Gipfel. Der eine geht am Fröbershammer vorbei und an der Ostseite des Berges fast eine Meile lang hinan; der zweite führt am sogenannten Schläglein hinauf; der dritte, der sogenannte tiefe Weg, ist der kürzeste, hinlänglich gebahnt, nicht sonderlich steil, und mit ungefähr 5000 Schritten auf selbigem ist die höchste Höhe erreicht, die sich als eine Felsenhöhe von übereinandergestürzten Granitmassen darstellt, von welcher man den erfreuendsten Umblick genießt und auf deren Felsenplatte, die den äußersten Punkt bildete, man das Namensbild des Berges, einen Ochsenkopf mit Hörnern und Ohren, eingegraben findet. Nicht weit entfernt von dem Gipfel trifft man eine umgefallene Granitsäule an, auf welcher gleichfalls die Figur eines Ochsenkopfes mit den lateinischen Buchstaben R. H. M. eingegraben sieht. Sechzig Fuß unterhalb der Bergeshöhe erblickt man das sogenannte Schneeloch, ein 15 Fuß tiefes Gesenke, in welchem man öfters noch in den Monaten Juni und Juli Schnee findet und in welches man auf den Ästen hineingelehnter Waldbäume hinabsteigen kann. Alle Höhlungen und Spalten, welche man hier wahrnimmt, sind durch Zerrüttungen des Granits gebildet, an dessen Oberfläche der Feldspath überall verwittert ist. Zuweilen findet sich etwas Schörl; an einigen Stellen ist der Glimmer wie der Schörl schwarz, an andern goldgelb und glänzend, durch welche Beschaffenheit, sowie durch den auf dem Boden der Ritzen und Spalten sich vorfindenden goldgelben Sand, vielfache bergmännische Versuche, aber stets erfolglos, veranlaßt worden sind [3]). (*Fenkohl.*)

OCHT (Ibn). Ibn-elocht, d. h. der Sohn der Tochter, Abulhasan Fârisî, Grammatiker und Schüler des großen im J. 377 (987—88) gestorbenen Scheichs und Grammatikers Abu Ali Hasan Ben Ahmed Fârisî, dessen grammatisches Werk Idhâh, d. i. Erläuterung (cf. *Abdoll.* 535. cl. 481), er auch commentirte. (*Gustav Flügel.*)

OCHTERA *Latreille* (Insecta). Eine Gattung zweiflügeliger Insekten, die von Meigen Macrochira genannt wurde, welche Benennung als die spätere eingehen muß. Sie gehört in die Familie Athericera und in die Tribus Muscides. Ihre Kennzeichen sind: Die Schüppchen über den Schwingkölbchen sind klein und die letztern unbedeckt; die Flügel liegen flach auf; die Fühler sind kürzer als das Gesicht und stehen zwischen den Augen; der Kopf ist fast dreieckig und die vordern Füße haben sehr große, zusammengedrückte, unten gezähnelte Schenkel; gebogene, am Ende mit einem starken Dorne versehene Schienbeine, welche auf jene eingeschlagen werden können (Fangfüße). Die Augen stehen sehr weit vor und von einander, und zwischen ihnen finden sich drei kleine Nebenaugen (Ocellen). Die dicken Fühler bestehen aus drei Gliedern, von denen das erste sehr klein ist, die beiden andern aber fast von gleicher Länge sind; das letzte ist zugerundet und trägt eine gefiederte Borste. Der Rüssel ist kurz, zweilippig, zurückziehbar. In der obern Oeffnung der Mundhöhle ein kleines, querstehendes, fast kreisrundes Plättchen, welches Latreille als Lefze betrachtet. Die Palpen sind am Ende erweitert. Das Rückenschild (thorax) ist wenig gewölbt, fast glatt. Der Hinterleib ist eiförmig, etwas plattgedrückt. Die hintern Füße zeigen nichts Außerordentliches, wol aber die vordern, indem diese sehr viel Ähnlichkeit mit denen der Fangheuschrecken (Mantis) haben. Die einzige Art ist O. Mantis *Degeer* (Mémoires pour servir à l'histoire des Insectes VI. pl. 8. f. 15, 16, 17. Musca et Tephritis manicata *Fabric.* Macrochira Mantis *Meigen*). Sie hat die Größe einer Stubenfliege, ist schwarz, der Bauch dunkel bronzegrün und glänzend; der Kopf ist vorn grau, die Schwinger (Schwingkölbchen) sind hellgelb. Sie findet sich in wasserreichen Gegenden, an Sümpfen, wo sie auf dem Wasser gewandt herumläuft und mit ihren Fangfüßen kleine Insekten zu erhaschen sucht. (D. *Thon.*)

OCHTERUS (Insecta). Früherer Name einer Hemipterengattung, den Latreille wegen der Ähnlichkeit mit vorigem in Pelogonum (s. d. A.) umänderte. (D. *Thon.*)

OCHTHEBIUS (Insecta). Eine von Leach errichtete Käfergattung, von Fabricius zu Elophorus, von Illiger zu Hydraena gezählt. Sie gehört zu der Ordnung Pentamera und zur Familie palpicornes, nach Latreille's neuester Eintheilung in Cuvier's Règne animal IV. p. 520. Leach zählt sie zu der Familie Helophoridae. Kennzeichen: Das Brustschild fast halb cirkelförmig, das Kopfschild ganzrandig, die Maxillarpalpen

1) Bundschuh im Lexikon von Franken. 4. Th. S. 241. 2) Vergl. 1. Sect. dies. Encykl. 7. Th. S. 168. 3) Vergl. d. Art. Fichtelgebirge. Helfrecht's Versuch einer geographisch-naturhistorischen Beschreibung des Fichtelgebirges ꝛc. 2 Thle. (Hof 1794, 1800.) Goldfuß und Bischof's Beschreibung des Fichtelgebirges 1817.

haben ein schwächeres, kurzes und kegelförmiges oder pfriemenförmiges Endglied. Es sind kleine Käferchen von dunkler Farbe, im Äußern der Gattung **Helophorus** (s. d. Art.) ähnlich, von langsamer Bewegung; ihr Aufenthalt ist im Wasser, gleich dem der genannten Gattung. Von den wenigen Arten, die in Europa, und namentlich auch in Teutschland, einheimisch sind, führen wir ausführlich nur an: **O. riparius** *Illiger* *). Eiförmig, plattgedrückt, schwarz erzfarben, das Brustschild halbkreisförmig, mit einer Furche in der Mitte und einer Grube zu beiden Seiten, die Flügeldecken punktirt gestreift, die Spitze derselben, sowie die Füße, pechroth. Nur etwa eine Linie lang, dem **Latridius porcatus** Herbst's sehr ähnlich. Findet sich im Frühjahre nicht selten in stehenden Wassern, an Brücken; in Teutschland nicht selten, namentlich auch in Österreich, außerdem auch in Frankreich, England, Schweden, sogar in Lappland. Zu dieser Gattung gehört noch **Elophorus (Helophorus) marinus** *Paykull* und die Arten **O. foveolatus, exsculptus, gibbosus** *Müller*, **bicolor** *Kirby*, über welche vergl. *Germar*, **Insectorum species novae I. p. 90.** (D. *Thon.*)

OCHTHOSIA (Cirrhipoda). Ranzani begründete diese Gattung in seinem **Mémoire de Storia Naturali, Dec. I.** (Bologna 1820) und gab von derselben folgende Kennzeichen an: Die Röhre hat äußerlich sichtbare Nähte; drei niedergedrückte Felder (areas), jedes mit einer Naht in der Mitte; drei vorragende Felder, von denen zwei größer, eins kleiner, nur dies letztere hat eine Mittelnaht; die Mündung (apertura) ist länglich-dreiseitig; die innern Blätter sind viertheilig, mit drei aus den drei vordern Nähten der Röhre entspringenden Vorragungen, welche die Höhlung in drei Fächer theilen. Die Basis ist häutig. Der Deckel ist zweiklappig, die Klappen sind schief pyramidal und auf der hintern Seite der Öffnung angeheftet †). In der Erläuterung zur Mittheilung dieser Diagnose in Ferussac's **Bulletin des Sciences naturelles, Tom. IV. p. 386**, wird sehr richtig bemerkt, daß bereits Schuhmacher (und zwar im **Essai d'un nouveau Système des Habitations des vers testacés** [Kopenh. 1817] p. 91) diese Gattung begründet und ihr den Namen **Verruca** gegeben habe, ihr aber bestimmt vier Klappen zuschreibe. Blainville erklärt in seinem **Manuel de Malacologie** (Paris 1825). p. 597, daß er den Gattungscharakter von Ranzani entlehne, schiebt aber in diesen das Kennzeichen „drei Klappen" ein, und läßt in dem gleichlautenden Artikel des **Dictionnaire des Sciences naturelles, Tom. XXXV.** (Paris 1825.) p. 337, die Nähte sogar nur „inwendig" sichtbar sein, verbreitet sich aber hierauf umständlich darüber, daß nur drei Klappen da sein sollten, da es doch viel wahrscheinlicher, daß ihrer vier! indem er selbst eine Art mit vier Klappen beobachtet habe, die wol die **O. Stroemia** sein möge. Wir geben dies selbst zu, nach der Abbildung **Malacol. pl. 85. f. 4. (Balane de Stroem.)** Deshayes schreibt dies Alles getreulich nach im **Dictionnaire classique d'histoire naturelle, Tom. XII.** (Paris 1827.) p. 52, und fügt noch hinzu, nach der Figur in der **Zool. danica** scheine der Kronentheil (**partie coronale**) nur aus drei Stücken zu bestehen. Offenbar hat er ebenso wenig den Text zu dieser Figur gelesen, wo deutlich von vier Klappen die Rede ist, noch Ranzani's Diagnose besser als Blainville verstanden. Zu verwundern ist, daß beide Gelehrte übersehen haben, daß Ranzani die Gattung in diejenige Abtheilung gestellt hat, welche durch vier Klappen charakterisirt ist. — Wir sind so weitläufig geworden, um die vielen französischen Zweifel über die Richtigkeit dieser Gattung zu zerstreuen, welche letztere schon aus Ferussac's Classification (**Bulletin V**) hätte entnommen werden können. Ranzani's Kennzeichen passen vortrefflich, wenn man nicht willkürlich „drei Klappen" einschiebt, sondern die Felder mit der Figur **Zoologica danica III. t. 94. f. 3** vergleicht. Leach hat die Gattung **Clitia** genannt, Ferussac den Namen **Verruca**, der nach Linné's Grundsätzen verwerflich ist, beibehalten. — Typus der Gattung ist **O. Stroemia (Lepas Stroemia, Zoologia danic. l. c. f. 1, 2, 3, 4**, gut, **Balane de Stroem., Malac. l. c.** mittelmäßig. Die Warzeneichel. Chemnitz, Conchyliencabinet **VIII. t. 98. f. 834** schlecht. **Creusia Stroemia** und **Verruca** *Lamarck*). Die Schale ist nur klein, einige Linien groß. Die Schalenstücke sind ungleich, zwei größer, welche aus drei Feldern bestehen, von denen die zwei Randfelder ganz sägezähnig in einander greifen. Die kleinern Schalenstücke haben jedes nur ein zahniges Randfeld und fassen unter einander ohne Zähne zusammen. Die sechs Tentakeln des Thieres sind roth. Es findet sich in den nördlichen Meeren auf Muscheln und Tang, und soll sich auch im mittelländischen Meere aufhalten. (D. *Thon.*)

OCKENHEIM (Johann), der auch zuweilen Ockeghem, am meisten jedoch mit dem ersten Namen genannt wird, gehört unter die merkwürdigsten Musiker des 15. Jahrh., und muß, von Allen und seit lange anerkannt, als Haupt der zweiten niederländischen Schule der Tonkunst angesehen werden. Seine Compositionen, die sich in contrapunktischen Künsten so bewundernswürdig auszeichnen, daß schon aus diesem Stande der Tonkunst es deutlich werden muß, welche Fortschritte die neue harmonische Musik bereits vor ihm gemacht haben mußte, was nun auch nicht mehr als Hypothese, sondern als geschichtlich nachgewiesenes Factum zu betrachten ist, machen ihn ebenso sehr zum Stammvater kunstreich contrapunktischer Satzweise, als seine vielen und höchst ausgezeichneten Schüler seine Thätigkeit und seinen außerordentlichen Einfluß auf Erhöhung und große Verbreitung harmonisch scharfsinniger Verwebung vieler Stimmen, den Ruhm dieses patriarchalischen Contrapunktisten in

*) Hydraena riparia, Käfer Preußens I, 279, 1. Ochthebius riparius, *Leach*, Zoological Miscellany. III, 91. O. pygmaeus. *Ahrens*, Fauna insectorum Europae. VIII, 7. c. fig. Elophorus pygmaeus, *Fabr.* Eleuth. *Gyllenhal.* Ins. suec. I, 133. Hydraena riparia, *Zetterstedt* Faun. Ins. Lapp.

†) Wir können nicht umhin, zur Aufklärung des Nachstehenden hier die lateinische Diagnose, so weit als nöthig, anzugeben. Tubus —; areis depressis tribus, singulis sutura media; areis prominentibus tribus, duabus majoribus, una minore, huic tantum sutura media; —

alle Welt trugen. Aus dieser zweiten niederländischen Schule der Composition wanderte die neue kunstreichere, mehr auf Harmonie und Verstandesverbindung der Töne, als auf Melodie und geschmackvolle Gefühlsdarstellung berechnete Art, auch in das Ausland, und brachte mehr Vortheil, als Viele von denen kaum mehr glauben wollen, die es nicht begriffen haben, daß die neue harmonische Musik zunächst mit dem Verstande in ihren Begründungen erst völlig erfaßt und praktisch sicher gestellt werden mußte, ehe man mit Freiheit und Gediegenheit poetisch Gehaltreiches zu geben vermochte. Es ist nicht blos als ein Glück zu betrachten, daß sich der Geist der dermaligen Kunstwelt, erst in allen möglichen Berechnungen harmonischer Verhältnisse nach allen Seiten hin, gründlich festsetzte, sondern es ist als eine Naturnothwendigkeit anzusehen, mit deren Überspringung das ganze Gebäude der neuen Tonkunst sehr bald wiederum hätte zusammenstürzen müssen, wenn man nicht von Neuem das Harmonische der Musik hätte verlassen und zum Altmelodischen, nicht mehr für die anderweitigen Fortschritte des christlichen Abendlandes Passenden, zurückkehren wollen, was ohne Zweifel die ganze Tonkunst, die in ihrer ersten Kindheit keine Ansprache mehr finden konnte, lächerlich gemacht und auf diesem Wege vernichtet haben würde. Hatte sich seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften, und durch sie der Künste, die neu hinzugefügte Harmonie vieler, zu einer Zeit zusammenklingender und in verschiedenen Tonverhältnissen sich selbständig aussingender Stimmen, dem menschlichen Ohr und Gemüthe, einmal als wünschenswerthe Verschönerungs- und Erstarkungsgewalt wichtig gemacht; so mußte auch diese neu hinzugekommene Macht von den Künstlern erst von allen Seiten kennen gelernt und verstanden, ja bezwungen und befreundet werden, bevor man etwas erhöht und geistreich Tüchtiges mit ihr anfangen konnte. Und so durfte denn diese Periode nicht fehlen, vielmehr haben wir diesen letzten Schritt harmonischer Ausbildung sogar mit seinen Überkünstelungen als einen Höhepunkt zu verehren, von dem aus erst das frei waltende Gefühl ohne Nachtheil in seine Rechte wieder eingesetzt werden durfte. Und dieser Höhepunkt harmonisch kunstreicher Gewalt geht mit unserm O. an, dessen Kunsteifer und Kunstkraft sich zum Glücke in einem langen und thätigen Leben höchst wirksam machen konnte, nicht blos durch eigene Arbeiten, sondern auch durch eine Menge Schüler, die zu den vortrefflichsten und einflußreichsten jener ganzen Zeit gehören. — So hoch wir demnach die Person O.'s als eine geschichtlich nothwendige zu stellen haben, so viel ihm auch seine Zeit und die Folgezeit zu verdanken hat, so wenig Genaues ist uns doch von seinen Lebensverhältnissen übrig geblieben, nur Vermuthungen und einige bestimmte, aber auch allgemeine, nicht genug befriedigende Angaben sind es, die wir hier zusammenreihen können. Sein Geburtsjahr ist unbekannt, man setzt es folgernd zwischen die J. 1420—1430; Hennegau ist wahrscheinlich die Grafschaft, wo er geboren wurde; man vermuthet nach einigen Angaben die Stadt Bavay in dieser Grafschaft. Wer aber sein Lehrer gewesen ist, liegt noch völlig im Dunkeln, so sehr dies auch für die Geschichte der Musik zu beklagen ist. Beachtenswerth und in der Theorie der Musik zum Mindesten höchst erfahren, war er zuverlässig. Jede nähere Bestimmung darüber wäre als Gewinn anzusehen. In Italien war er eine Zeit lang, wenn wir den Angaben Arteaga's, in seiner Geschichte der italienischen Oper, Glauben beimessen können, da weder die Zeit noch die Dauer seines dortigen Aufenthalts angegeben wird. O.'s Thätigkeit als Componist und als Lehrer darf füglich vom J. 1450 an gesetzt werden. In den letzten Jahren seines Lebens war er zu Tours an der erzbischöflichen Kathedrale des heil. Martin Thesaurarius geworden, was Kiesewetter für eine Pfründe hält. Auch sein Todesjahr ist ungewiß; gewöhnlich wird angenommen, er sei am Ende des 15. Jahrh. gestorben, wogegen Fétis anführt: der in Frankreich berühmte Dichter und Geschichtschreiber **Jean le Maire des Belges** schreibe in einem Briefe aus Blois (nicht weit von Tours) im J. 1512 von seinem Landsmanne O. als von einem solchen, der noch am Leben sei. Hier wären also noch viel merkwürdige Hauptpunkte zu untersuchen. Von der großen Anzahl seiner Schüler können nur diejenigen mit Gewißheit als solche bezeichnet werden, welche in zwei Todtenliedern auf O. namentlich gemacht worden, nämlich: Josquin, Brumel, Pierchon, Compère; und in dem andern werden den genannten noch zugefügt: Agricola, Verbonnet, Prioris und Gaspar. Man liest die beiden Nänien, wie auch die besten Zusammenstellungen über O. in Kiesewetter's gekrönter Preisschrift: „Die Verdienste der Niederländer um die Tonkunst." S. 24. Zur nähern Bezeichnung dieser überaus wirksamen Schule wollen wir wenigstens ein vom Abte Stadler in Wien in unsere Noten gebrachtes Kyrie aus Joh. O.'s Messe, unter dem Titel Gaudeamus hier mittheilen. Mehre Beispiele hat Forkel im 2. Bde. seiner Geschichte der Musik, S. 528, abgedruckt geliefert, welche Jeder, da das Werk in allen Städten doch wol einmal gefunden werden wird, leicht nachsehen und mit dem gegenwärtigen vergleichen kann. (S. d. musik. Beil.) (*G. W. Fink.*)

OCLADIUS *Schoenherr* (**Insecta**), *ὀκλαδίας*. Eine Gattung Rüsselkäfer von Schönherr, in dessen **Curculionidum dispositio methodica (Lipsiae 1826)**, p. 316, aufgestellt, zur Ordnung **Gonatoceri**, Legion **Mecorhynchi**, Division **Cryptochynchides** gehörig, aus der ältern Gattung **Rhynchaenus** Olivier's gesondert. Die Kennzeichen sind folgende: Die Fühler sind von mittlerer Länge, ziemlich schwach; die Geißel (der obere Theil) ist siebengliederig; die ersten Glieder sind etwas länger, die übrigen kurz, an der Spitze abgestutzt; die Keule ist eiförmig, spitzig; der Rüssel ist lang, rund, gebogen, nicht sehr schwach; die Augen sind klein, rundlich, versenkt; das Brustschild (thorax) ist entweder kugelförmig oder fast kugelig, und nach den Augen zu deutlich in Lappen vorgezogen; die Flügeldecken sind etwas eiförmig, oben sehr gewölbt, schließen an den Seiten den Hinterleib fast ein; die Schenkel sind unten mit einer Rinne versehen, die Schienbeine eingebogen. Typus der Gattung ist **Rhynchaenus Salicorniae** Olivier's. (**D.** *Thon.*)

OCNERIA *Hübner* (**Insecta**). Schmetterlingsgattung aus der Ordnung der Spinner, kennbar durch die mit dunkeln Mittelflecken und Wellenlinien gezeichneten Flügel. Es gehören hierher die Arten **rubea** und **detrita** aus Ochsenheimer's Gattung **Liparis** (s. d. Art.) und eine ausländische, Cramer's **Pilumnea, pl. 307. D.** (D. *Thon.*)

OCREALE *Oken* (**Annulata**). Eine Gattung Ringwürmer (Oken, Lehrbuch der Naturgeschichte, Zoologie I. S. 381) mit folgenden Kennzeichen: Schale kalkig, kegelförmig, das dicke Ende im Winkelhaken umgebogen, gegen die Mündung wieder enger, vorm Kopf eine Menge steifer Fasern (wahrscheinlich Kiemen). Typus der Gattung ist **Sabella rectangulum** *Linné* ed. *Gm.* Die Schale gegen neun Zoll lang, einen halben Zoll dick, weiß und braun geringelt, die Kiemen roth. Vaterland Ostindien? Vielleicht gehört auch **Sabella ocrea** hierher. Cuvier hat dieser Gattung in der neuen Ausgabe seines **règne animal** nicht gedacht, ebenso wenig Blainville in seiner neuesten Arbeit über die Würmer, Artikel **Vers** im **Dictionnaire des Sciences naturelles. Tom. LVII.** (Paris 1828.) (D. *Thon.*)

OCSOR (أقصر), Name einer der bedeutenden Städte Ober-Ägyptens. Man nannte ihre Einwohner Marîs, was eine mittägliche Gegend bezeichnet. So nannten nämlich die Bewohner des Delta Ober-Ägypten und einen Theil von Nubien. (*Gustav Flügel.*)

OCTOMERIS *Sowerby* (**Cirrhipoda**). Ein der Gattung **Balanus** sehr nahe verwandtes Genus, welches sich von jener durch folgende Kennzeichen unterscheidet. Die Schale ist fast kegelförmig und besteht aus acht Klappen, welche, ungleich groß, seitlich zusammenhängen; die Spitze ist offen, die Basis sitzt auf; der Deckel ist zweitheilig und besteht aus vier Klappen, von denen die vordern größer sind. Die Nähte sind innen eckig, alle schaligen Theile blätterig, eine innere Platte fehlt und außen zeigt sich eine, wenn auch selten bemerkbare, Oberhaut. Nur eine Art, **O. angulosa**, vom Vorgebirge der guten Hoffnung. Diese Gattung ist aufgestellt im **Zoological Journal. Vol. II. (No. VI.) p. 244**, abgebildet daselbst **plat. Suppl. XII. f. 1—11.** (D. *Thon.*)

OCULATAE (**Insecta**). Latreille hat unter diesem Namen in seinen **Familles naturelles du règne animal 1835** eine Tribus der Hemipteren, die Gattungen **Leptopus**, **Acanthia** (nicht Fabricius, sondern dessen **Salda!**) und **Pelogonus** umfassend errichtet, deren er in Cuvier's **Règne animal 1829. V. II. p. 203** nicht einmal erwähnt. (D. *Thon.*)

Oculeus *Commerson* (**Pisces**), s. **Megalops**.

OCULINA *Lamarck* (**Zoophyta**), Augenkoralle. Eine Gattung der Steinkorallen aus der Ordnung der Madreporen, welche bei Linné und Pallas mit der gleichnamigen Gattung vereinigt war. Sie ist mit **Caryophyllea** nahe verwandt und von Schweigger mit dieser in der Gattung **Lithodendron** (Handbuch der Naturgeschichte der skelettlosen, ungegliederten Thiere, S. 415) vereinigt worden. Die Kennzeichen sind folgende: Der Polypenstamm ist von dichter Masse, baumartig, ästig; die Äste kurz, ungestreift; die Zellen stehen an demselben zerstreut, sind regelmäßig, sternförmig, mit 24 Blättern, von denen zwölf abwechselnd kleiner; der Polyp hat die Gestalt einer Actinie; die Scheibe ist mit 30—32 Tentakeln umgeben; die Mündung ist linienförmig und hat innen kleine Falten oder Wülste, die Scheibe selbst erhebt sich kegelförmig. Die Arten scheinen alle in den Meeren heißer Erdstriche einheimisch zu sein. Als Typus der Gattung diene die bekannteste Art: **O. virginia** *Linné* (**Madrepora oculata**, Esper's Pflanzenthiere I. t. 12), Jungfernkoralle, weiße Koralle, **Corallium album** der Officinen. Der Stamm ist sehr ästig, fast zweitheilig, milchweiß, die Äste in einander gehend, zusammengewachsen, die Sterne zerstreut, einige mehr als andere vorspringend. Findet sich im Ocean an den Küsten beider Indien und im Mittelmeere. War sonst unter dem angegebenen Namen officinell. Von **Oculina varicosa** hat Le Sueur in den **Mémoires du Musée d'histoire naturelle VI. p. 291** sowol Stamm als Polyp beschrieben und abgebildet; beide sind röthlich. Von mehren Arten ist das Vaterland noch nicht bekannt. Eine seltnere Art ist **O. flabelliformis** *Lamarck* (*Seba*, **Thesaur. t. 110. f. 10**). — **O. echidnaea** scheint, als sehr zellig gebaut, nicht hierher zu gehören. (D. *Thon.*)

ODA (اوده), s. **1. Th. S. 316**, ist der türkische Name zur Bezeichnung der Compagnien, in welche die Janitscharen (s. d. Art.) eingetheilt waren. Daher auch die Würde des Odabaschis oder Vicebefehlshabers einer solchen Cohorte. Dieser mußte bei ihr schlafen, während der wirkliche Befehlshaber neben dem Behältnisse der Compagnie seine besondere Wohnung in den Casernen hatte. Außerdem nennt man noch in ähnlicher Beziehung Odabaschi den zweiten Intendanten der Khans in den größern morgenländischen Städten, der als Stellvertreter der eigentlichen Oberaufseher (**Chândschi**) die Ordnung in den Khans oder öffentlichen Geschäftshallen zu überwachen hat. Derselbe muß auch, treten Frauen in dergleichen Gebäude ein, Zeuge ihres Gesprächs sein. (*Gustav Flügel.*)

ODACANTHA *Fabricius* (**Insecta**). Als diese Gattung aufgestellt ward, rechnete ihr Begründer, der sie aus Linné's **Attelabus** sonderte, sechs Arten zu derselben, von welchen in der neuern Zeit so viele hinweggenommen worden sind, daß nur eine einzige die Gattung bildet. Diese hat folgende Kennzeichen: Das Brustschild (**thorax**) ist fast cylindrisch, die Flügeldecken sind abgestutzt, die Tarsen ungetheilt. Latreille rechnet dieselbe (**Règne animal ed. 2. IV. p. 372**) zur Familie **Carnivora** der Pentameriden und zur Tribus **Carabus** und deren Abtheilung **truncati pennes**. Die einzige, die Gattung bildende Art ist **O. melanura** (**Attelabus melanurus** *Linné*, **Carabus angustatus** *Olivier*, **Cicindela angustata** *Panzer*, **Fauna X. No. 1**). Sie ist länglich, fast cylindrisch. Der Kopf ist ziemlich groß, eiförmig und läuft in einen cylindrischen Hals aus. Er ist blaugrün, glänzend, der vordere Theil und der Mund schwärzlichbraun. Das letzte Palpenglied ist länglich, ei-

förmig und läuft fast in eine Spitze aus. Die Mandibeln stehen wenig vor. Die Antennen sind so lang, als Kopf und Brustschild zusammengenommen; das zweite Glied derselben ist etwas kürzer als die folgenden, welche ungefähr von gleicher Länge sind. Die drei ersten Glieder sind gelbroth, die andern bräunlich. Das Brustschild hat die Farbe des Kopfes, es ist schmäler als dieser, in der Mitte stark punktirt, mit einer vertieften Längslinie und einer undeutlichern an jeder Seite. Das Schildchen hat die Farbe der Flügeldecken. Diese sind etwas breiter als der Kopf, flach, hinten fast viereckig abgestutzt, kaum bemerkbar punktirt gestreift, gelbroth, am Ende in der Mitte mit einem großen, nicht an den Rand stoßenden dunkelblauen Flecke Unten ist die Brust gelb, der Hinterleib blaugrün. Die Beine sind gelb, die äußere Seite der Schenkel schwarz, die Tarsen dunkel. Länge drei Linien, Breite $\frac{3}{4}$ Linien. Das Vaterland ist Teutschland, Schweden, England, Frankreich, der Aufenthalt an feuchten, sumpfigen Orten. (D. *Thon.*)

ÓDÁINSÃKUR (nord. Mythologie), Acker des Ungestorbenen (d. h. der Unsterblichkeit). Von ihm berichtet die **Hervarar-Saga**[1]) dieses. In alten Büchern findet man überliefert, daß die Länder gegen Norden in **Gandvik**[2]) gelegen, haben **Jotunheimar** (Riesenwelten) geheißen, aber zwischen ihnen und Helogeland gegen Süden **Ymisland**[3]); aber bevor die Türken und Asen in den Norden einwanderten, bewohnten die Nordgegenden Riesen und Halbriesen. In der Zeit war große Völkermischung; die Riesen nahmen aus **Mannheimar** (Menschenwelten) Weiber, und dahin verheirathete ein Theil seine Töchter. In Jotunheimar wird Gudmund ein König genannt, seine Wohnung **Grund**, sein Land aber **Glaesis-vellir** [Glänzers-Gefilde[4])]. Er war ein großer Opfermann und mächtig und weise (in die Zukunft schauend). Er und die Seinigen kamen zu einem solchen Alter, daß sie viele Alter anderer Menschen überlebten, und die Heiden glaubten, daß in seinem Reiche der Ort sei, der **Odainsakur** (des Ungestorbenen Acker) heißt. Für jeden Menschen ist er so heilsam, daß der, wer krank dahin kommt, wieder gesund, wer als Greis, wieder jung wird, und Niemand stirbt. Es wird erzählt, daß die Menschen Gudmunden nach seinem Tode verehrt und ihren Gott genannt haben. So nach der **Hervarar-Saga**. Man hat den **Odainsakur** mit dem Elysium verglichen, ihn auch das Paradies der Hyperboreer genannt[5]). Aber unpassend ist, dem Elysium den **Odainsakur** zu vergleichen, denn der Unterschied ist zu bedeutend. Nach Homer, Odyssee (IV, 563) ist in Elysions Flur nicht Schnee, nicht viel Winter (oder Sturmwetter, *χειμὼν*), noch jemals Regen (*ὄμβρος*), sondern immer sendet der Okeanos die lautblasenden Winde des Zephyros, die Menschen zu erfrischen. In Gudmund's Reich ist dagegen ewige Kälte. Wenn man den **Odainsakur** Paradies der Hyperboreer nennt, so finden sich mehre Vergleichungspunkte, wenn man nämlich in Paradies blos den Begriff von einem glücklichen Lande legt. Nach der Sage bei Älian (Var. Hist. III, 18) ist in der Gegend der Hyperboreer, des glücklichsten der Völker, auch ein großer Verein von Menschen mit dem Namen Meroper, und bei diesen ein Ort, die Nichtwiederkehr genannt. Da seien zwei Ströme, der Freude und der Trauer, wer aus diesem trinke, müsse ewig weinen, wer aus jenem, der werde frei von allen Begierden, verjünge sich mehr und mehr, bis er wieder ein Kind, aufgelöst und endlich werde. Nun aber der bedeutende Unterschied: im **Odainsakur** wird der Greis verjüngt, um nie zu sterben, nach der Sage von dem Freudenflusse wird man zum Kinde, um aufgelöst zu werden und seine Endschaft zu erreichen. Hier tritt der bedeutende Unterschied des nordischen und griechischen Glaubens hervor. Der Germane hält fest am Glauben der Unsterblichkeit, glaubt, daß sie entweder durch Wiedergeburt bewirkt, oder durch Zaubermittel, wie z. B. durch Ithun's Äpfel, erlangt werden könne. Der Grieche dagegen, namentlich Herodot (IV, 94), behandelt den nordischen Unsterblichkeitsglauben, welchen auch die Geten hatten, als eine nichtige Lehre, und in der Sage bei Älian wird man zum Kinde, um nicht eigentlich verjüngt zu werden, sondern um zu sterben. Auch der bedeutende Unterschied zwischen dem Lande der Hyperboreer und dem **Odainsakur** ist dieser. In jenem ist der Boden vortrefflich, das Klima höchst günstig, weshalb in einem Jahre zwei Ernten gemacht werden. Wie schildert dagegen Saxo Grammaticus nach den Sagen der Isländer Biarmaland, wo Gudmund herrscht. Das Land ist beständiger Kälte empfänglich und überschüttet mit sehr hohem Schnee, und trägt keine Früchte. Wie kommt aber der Acker des Ungestorbenen dahin? Ist die Sage vielleicht Entlehnung und Umgestaltung aus der Sage bei Älian, hat es vielleicht eine ähnliche Bewandtniß damit, wie in der Hialmar-Saga, der Abor aus dem Abaris und der Samolis aus dem Zamolxis gestaltet ist? Sein könnte es, doch scheint Saxo Grammaticus eine bessere Antwort zu geben, indem er Gudmund's und seines Bruders Reich als das Land der Zauberei schildert. Die häufigen Opfer, denen man Zaubermacht beilegte, waren es also, was dem Gudmund und den Seinen so langes Leben verlieh. Kranke wurden dort wieder gesund, und Alte wieder jung, nicht etwa weil man glaubte, daß die natürliche Beschaffenheit des Landes dieses bewirke, sondern weil

1) Hervarar-Saga ok Heidreks Konúngs, kopenhagener Ausgabe. Cap. 1. S. 2. Hervarar tháttr hinn gamli. 2) Bucht des Zauberwolfes, der Zauberschlange, Name des weißen Meeres. Vergl. Saga af Olafs hinom Helga c. 143 in der großen Ausg. der Heimskringla. 2. Th. S. 222. 6. Th. S. 379. 3) Land Ymir's (eines berühmten Riesen, d. h. zaubermächtigen Geistes). 4) Von glaesir, Glanz, glänzende Sache, hier aller Wahrscheinlichkeit nach Eis und Schnee. Biörn Haldorsön (Lex. Islandico-Latino-Danicum. T. I. p. 293 nimmt Glaesis-vellir für einen Theil Siberiens, Rask, in einem Zusatze dazu, für das heutige Finnland oder schwedische Nordland. Der Godmund ist der Guthmund des Saxo Grammaticus (Hist. Danicae Lib. VIII. ed. *Stephan.* p. 161) und herrscht im Biarmaland. 5) So Finn-Magnusen, der am umständlichsten von dem Odains-akur, Eddalaeren og dens Oprindelse. T. III. p. 139 sq. IV. p. 27, 233, 269—297 handelt. Vergl. dessen Lex. Mythol. p. 566, 1139. S. auch P. E. Müller, Critisk Undersögelse. S. 138—146.

man es für ein Zauberland hielt. Nach der Sage von Gorm und Thorkell Gorm sendet jener diesen auch in diese Nordgegenden, um zu erforschen, zu welchem Sitz er, nachdem er den Geist verlassen, gelangen werde[6]). Der Odainsakur ist in dem Lande Glaesis-vellir. Aber diese Gefilde können nicht von dem Glasir genannt sein, der in Asgard vor Walhöll, Othin's Wohnung, steht[7]), und von dem es im Liede heißt:

Glasir steht
Mit goldnen Blättern
Vor Sigtyr's Sälen,

und von dem die Skalda bemerkt, daß der Wald oder Baum der glänzendste oder schönste ist bei den Menschen und Göttern, denn alle seine Blätter sind goldroth. Dichterisch wird daher im alten Biárkamál das Gold umschrieben durch Glasis glóbarri (Glasir's Glühblätter), Dieser Glasir hat mit den Glaesis-vellir nichts gemein, obgleich beide die Seelen Abgeschiedener sahen. Walhöll darf man nämlich nicht im Norden suchen, sondern im Süden. So singt Helgi, als er aus seinem Grabhügel, in welchem er die Nacht bei Sigrun zugebracht, wieder nach Walhöll reiten will[8]):

Zeit ist mir zu reiten
Rothe Wege,
Zu lassen das fahle Roß
Den Flugsteig treten.
Ich soll (sein) im Westen
Der Windhialmsbrücke[9]),
Eh der Saalhahn
Das Siegsvolk wecke.

Unter Westen muß hier Südwesten verstanden werden. Der Dichter konnte aber, des Stabreims wegen, Westen überhaupt brauchen, da bei den Nordmannen Osten und Westen nicht den Gegensatz von Licht und Dunkel machte, sondern Süden und Norden bildete ihn; so begeben sich, wenn die Sonne aufgeht, die Gygiur (Riesenweiber) und Thursar (Riesen), die Verwandten des Zwerges und die Dök-Alfar (Schwarz-Elfen) nicht etwa nach Westen, sondern gehen in Jórumugrund's (des Erdengrunds) nördliche Roßthiere unter die äußerste Wurzel des Edel-Baumes (der Esche Yggdrasil) zu Bette, und die Nióla (Nacht) sucht nicht den Westen, sondern nordwärts nach Niflheim[10]). Asheimr als Gegensatz von Niflheim ist also im Süden zu suchen. Die Gläsis-Vellir im Norden, in welchen sich der Odainsakur befindet, haben also mit dem Glasir vor der Walhöll, die im Süden ist, nichts gemein. Die Sage von dem Odainsakur, wenn sie echt nordmannisch ist, steht also vereinzelt da. Vielleicht aber ist sie finnischen Ursprungs, und von Finnen unter die Nordmannen, bei denen jene Zauberei trieben, verpflanzt. Sie brachten sie wahrscheinlich unter die Nordmannen, um ihnen zu veranschaulichen, was sie für mächtige Zauberer waren. Welcher Nordmann hätte ihnen sich nicht hingeben sollen, wenn sie vermochten, das menschliche Leben zu verlängern, Greise jung und Kranke gesund zu machen? Echt nordmannisch dagegen kann sein die Sage von Gorm und Thorkell, welche Neuere mit dem Odainsakur in Verbindung gebracht haben, aber wol mit Unrecht. Diese Sage steht auch nicht vereinzelt da, denn eben im Norden war Helheim, wo die hinkamen, die an Krankheit und vor Alter starben. Den Gorm läßt aber die Sage in den Norden senden, nicht, daß er dort ein nordisches Elysium finden soll, sondern die Scheußlichkeit von Utgardsloki (s. d. Art. Orakel). Diese Sage hat also entweder Zusammenhang mit Helheim, der Welt Hel's, der Tochter Loki's, oder ist erfunden in feindlicher Absicht, um vor der Zauberei der Finnen ein Schreckbild aufzustellen. Ist Letzteres der Fall, so ist der Odainsakur allerdings nicht ohne Zusammenhang mit der Sage von Gorm und Thorkell, aber diese ist erfunden, um die geträumten Herrlichkeiten des Odainsakur zu vernichten. Wenn es im Saxo Grammaticus. Lib. IV., basler Ausg. vom J. 1534 heißt: Fiallerum Scaniae exilio adegit: quem ad locum, cui *Undensakre* nomen est, nostris ignotum populis, concessisse fama est, so versteht man[11]) nicht mit Unrecht den Odainsakur darunter, nur daß der Name verdorben ist. Für die Gegend, wohin man den Odainsakur ver=

---

6) S. den Art. Orakel. 7) S. die Skálda p. 130. Gräter, Nordische Blumen. S. 440. *Finn-Magnusen*, Lex. Mythol. p. 683 und den Art. Glasir in d. Encykl. 8) Helga-Quida Hundingsbana II. Str. 47 in der gr. Ausg. der Edda Sämundar. 2. Th. S. 114 und in teutscher Übersetzung bei F. Wachter, Forum der Kritik. 2. Bds. 1. Abth. S. 135. 9) Scal ec fyri vestan Vind-hiálms brúar, wörtlich: soll ich vor Westen der Windhelmsbrücke (sein), fyri bedeutet vor und vestan von Westen her, fyri vestan ist also dasselbe, als wenn wir sagen: im Westen der Windhelmsbrücke. Die Gebrüder Grimm (Lieder der alten Edda. 1. Bd. S. 120) bemerken hierzu: Wenn Helgi westlich vor dem Regenbogen sein will, so muß er von Westen nach Osten ausgespannt gedacht werden, sodaß Valhaull am entgegengesetzten Ende im Osten liegt, welches ganz richtig ist, da es zu Asgard gehört. Asgard dachte man sich zwar im Osten, aber erst später, als man die Göttersage in Menschensage umgewandelt und bei Asgard an Asien gedacht und zwei Asgarde geschaffen hatte, da lag das alte Asgard allerdings im Osten (s. Ferd. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 1. Bd. S. 13, 34). An unserer Stelle des Helgiliedes wird aber Walhöll nicht im Osten gedacht, sondern im Westen (d. h. Südwesten). Wäre Walhöll im Osten, hätte Helgi sagen müssen fyrir austan. So heißt es z. B. in der Heimskringla gr. Ausg. 1. Th. S. 6: Heitir fyrir austan Asia, enn fyrir vestan Europa, fyrir austan Tanaquísl var kallat Asaland edr Asaheimr, enn höfutbörginna, er í var landinu, kölludu their Asgard (s. die Übersetzung bei Ferd. Wachter 1. Bd. S. 13). Aber hier in Osten ist das himmlische Asgard nicht zu suchen, denn in der Göttersage ist Thor, wenn er von Asgard abwesend ist, und Riesen erschlägt, im Osten (ostwärts, austr) oder der Ostgegend (í Austrvegi). S. Harbarz-lióth, gr. Ausg. d. Edda Sämundar S. 20 und Str. 22. S. 101, und Snorra Edda, Ausg. von Rask S. 106. Der Osten konnte in der Nordwelt oder der Welt der Nordmannen auch keine so gute Rolle spielen, als in der Südwelt, denn die Sonne zeigt dort erst ihre wohlthätige Wirksamkeit, wenn sie so hoch heraufgerückt ist, daß sie im Süden steht. Die Morgensonne ist in ihren Wirkungen noch schwach. Die Mittagssonne erst bringt dem Nordmann erwünschte Wärme. Schon die dithmarsischen Heidengräber gehen von Norden nach Süden. In den Thüringischen sind die Leichen mit den Rücken bald nach Norden, bald nach Westen gelehnt, schauen theils nach Osten, theils nach Süden. Der Nordmanne dachte sich also den Osten immer noch kalt, wiewol weit weniger als den Norden. Daher sind dort viele Riesenweiber, welche Thor erschlägt.

10) Hrafna-Galdr Othins, Str. 25, 26. S. 231, 232. 11) S. z. B. C. K. Barth, Die alteutsche Religion. S. 106.

legte, und für die Beschaffenheit desselben, als eines Zauberlandes, ist auch bemerkenswerth die Saga af Thorsteini Baearmagni. Thorstein segelt in die Ostgegend (í Austroeginn) und kommt in ein ihm und seinen Gefährten unbekanntes Land, welches schöne Bergseiten und Wälder hat, trennt sich in einem Walde von seinen Gefährten, geht den ganzen Tag durch den Wald, ohne etwas gewahr zu werden, kommt dann, als der Tag sich neigte, zu einem breiten Wege, geht darauf fort, bis es Abend wird, bringt die Nacht auf einer großen Eiche zu, hört am Morgen große Donner und Menschengespräche, sieht dann 22 Männer reiten, von so hohem Wuchse, wie er noch nie zuvor gesehen. Nachdem diese vorüber sind, reiten zu ihm drei Männer, gewappnet und so groß, daß er Niemanden zuvor gleich groß gesehen. Thorstein nennt sich. Der große Mann gibt ihm zur Namensbefestigung ein Fingergold (goldenen Fingerring), drei Unzen schwer. Thorstein fragt darauf, wie er heiße und in welches Land er gekommen. Der große Mann antwortet: Godmundr heiße ich, ich rathe (herrsche) dort vor, wo es auf Gláſiswallir heißt, dahinzu dient das Land, das Risaland (Riesenland) heißt; ich bin Königssohn, aber meine Knaben (Diener) heißen: der eine Fullsterkr (Vollstarker), der andere Allsterkr, aber sahst Du Niemanden hinreiten am Morgen? Thorstein sprach: Hier ritten durch zwei Männer und zwanzig, und ließen nicht klein. Die sind meine Knaben (Diener), sagt Godmundr. Das Land liegt hier zunächst, das Jötunheimar (Riesenwelten) heißt, darüber herrscht der König, der Geirraudr heißt; unter ihm sind wir schatzschuldig (skattskilldir, zinspflichtig). Mein Vater hieß Ulfhédin trausti (der Treue), er war genannt Godmundr, wie alle Andere, die hier auf Gláſisvallir wohnen; aber mein Vater fuhr nach Geirraudargardar, einzuhändigen dem Könige seine Schatzungen, und auf dieser Fahrt empfing er den Tod; der König hat gethan mir Gebot, daß ich sollte trinken den Erbtrunk (erfi) nach meinem Vater, und nehmen solche Namensverbesserungen (nafnlaetr, Titel), als mein Vater hatte, und doch sind wir übel damit zufrieden, den Jötnar (Riesen) zu dienen. Gudmund erzählt nun weiter, wie der große Fluß, der Hemra heißt, sein und Geirraud's Land scheidet. Er ist so tief und reißend, daß ihn keine Pferde waden können, als solche, welche Kumpane (kumpanar), wie Gudmund, reiten. Thorstein bietet sich als Reisegefährte an. Gudmund macht ihn auf die Gefahr, die er dabei als Christ laufe, aufmerksam. In einem Hause am Flusse nehmen sie andere Kleider und kleiden sich und ihre Pferde. Diese Kleider waren von der Natur, daß kein Wasser an ihnen haftete, aber das Wasser war so kalt, daß sogleich der Schlag (drep) hineinlief, wenn etwas naß ward. Sie ritten über den Fluß und Thorstein saß mit auf Gudmund's Hengste; dieser stolpert und Thorstein wird naß an der Zehe. Sogleich läuft der Schlag (drep) hinein. Als sie aus dem Flusse gekommen, haut Thorstein sich die Zehe ab. Sie reiten nun weiter ihren Weg, und Thorstein bittet sie, ihn nicht zu verhehlen, indem er machen könne des Verhohlenen Helm (hulins hjálm)[12]), daß Niemand sehe (ohne selbst im Besitze von Zaubermitteln zu sein, hätte sich natürlich Thorstein nicht in das Zauberland wagen können). Geirraudr empfängt sie wohl und Godmundr wird in die Königshalle geführt. Der König saß auf dem Hochsitze und der Jarl bei ihm, der Agdi hieß. Er herrschte über das Herad (Bezirk), das Grundir (Gründe) hieß, das ist zwischen Risaland und Jötunheimar, er hatte seinen Sitz zu Gnipalund. Er war vielkennig (fiölkunnigr, zauberkundig) und seine Mannen waren den Tröllen (geisterhaften, zaubermächtigen Wesen) ähnlicher, als den Menschen[13]). Hier werden also die Grundir ausdrücklich als Sitz der Zauberkunde und zaubermächtiger Wesen angegeben, und oben sahen wir nach der Hervararsaga, wie Gudmund's Wohnung Grund und sein Land Gláſisvallir hieß. Gudmund, wie er hier heißt, spielt auch im Tháttr Helga Thórissonar (im 3. Bde. der Fornmanna-Sögur p. 135—141) eine Rolle. Namentlich sagt König Olaf Tryggvason von ihm: Das habe ich hören sagen von Gudmund von Gláſiswallir, daß er sei sehr vielkennig (fiölkunnigr, zauberkundig). Im genannten Tháttr tritt vorzüglich auf Ingibiörg, die Tochter Gudmund's von Gláſiswallir. Die Brüder Helgi und Thorir thun eine Kauffahrt nordwärts nach Finnmark, als sie zurücksegeln, kommen sie eines Tages in das Vorgebirge Vímund. Helgi geht weiter in den Wald hinein, als die andern Männer. Er kann diesen Abend nicht wieder an das Schiff zurückkommen, und es beginnt zu dunkeln, da sieht er zwölf Weiber reiten aus dem Walde, und die vorzüglichste darunter, und die Herrin der andern, ist Ingibiörg, Tochter Gudmund's von Gláſiswallir. Die Schätze, welche Helgi von ihr erhält, verschwinden in einer der Jol-Nächte[14]) wieder,

12) Godmund nennt das eine gute Kunst. Über den húlins hjálm s. mehr bei F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 2. Bd. S. 308, 309. 13) Das Weitere der Erzählung s. in der Saga af Thorsteini c. 3—13 (in den Fornmanna Sögur. T. III. p. 181—198, in den Scr. Hist. Island. Vol. III. p. 178—196). Es kommen da noch mehre Stücke vor, woraus erhellt, daß jene Gegenden als Sitze der Zauberei gedacht wurden. Nun bemerken wir, daß Thorstein Geirraud'en umbringt, und nun Godmund über dessen Land herrscht. Thorstein heirathet des Jarls Agdi Tochter Godrun, wird Godmund's Mann, und erhält das Herad (den Bezirk) Grundir. Bei seiner zweiten Reise, welche er zu diesem Behufe dahin unternommen, segelt er wieder in die Ostgegend (í Austrveg) und kommt nach Gláſiswallir zu Godmund. Die Nordmannen konnten nämlich das Riesenland, wenn Menschen zu ihnen gelangen sollten, nicht anders als in den Nordosten verlegen. Bevor sie Island und von da aus Grönland entdeckt, mußten sie glauben, daß von Norwegen aus nach Nordwesten kein Land, sondern blos Meer sei. Wohl aber wußten sie, daß in Nordwesten sich Land befand. Sie legten also das Riesenland dahin, und später, als sie Länder im Nordwesten entdeckten, hatte die Sage sich schon so an den Nordosten geknüpft, daß man diese Gegenden als das Hauptland der Tröll nicht aufgeben konnte. Deshalb ist auch Thor häufig in der Ostgegend (í Austrvegi), d. h. im Nordosten, die Tröll zu erschlagen. Da auch die Göttersage der Edda einen Riesen Geirraud und dessen Sitz Geirradargardar hat, und Thor eine Fahrt dahin thut und den Riesen erschlägt, so ist in der Christenzeit aus Thor, welcher nicht mehr zu brauchen war, der mit Zaubermitteln ausgerüstete Thorstein geworden. Im übrigen jedoch wird in der Sage von Thorstein Geirraud's Tod anders herbeigeführt, als in der Sage in der Edda. 14) Wie die Jolennächte,

woraus, sowie auch daraus, daß sie sogleich Helgi's Namen weiß, hervorgeht, daß auch sie, wie ihr Vater, ein zaubermächtiges Wesen ist. Man konnte also auf zwei Wegen in jene Gegenden des Zauberlandes gelangen, einmal wenn man nordwärts um Norwegen und das andere Mal, wenn man durch die Ostsee in den finnischen oder in den bottnischen Meerbusen segelte; denn die Sage ist keine Freundin von Genauigkeit bei geographischen Gegenständen. Nur beobachtet sie dieses dabei: das Wunderland darf nicht zu nahe liegen, weil man sonst leicht finden würde, daß die Wunder dort nicht wären, aber da Glückskinder und Abenteurer auch in das Wunderland müssen, um die Wunder zu sehen und die Schätze zu holen, wie in der Saga af **Thorsteini Baearmagni** und dem **Tháttr Helga Thórissanar** geschieht, so wird das Wunderland auch beliebig näher gerückt. Dieses möge zur Rechtfertigung dienen, warum wir nicht versuchen, geographisch zu bestimmen, wo die **Glaesis-wallir** und der **Odainsakur** in ihnen gelegen haben.

(*Ferdinand Wachter.*)

ODAX *Cuvier* (**Pisces**). Eine Fischgattung, aus **Scarus** Linné's gesondert (**Règne animal ed. 2. II.** p. 266), zur Familie **Labroïdes** der Abtheilung **Acanthopterygii** gehörig. Sie nähert sich der Gattung **Labrus** sehr durch ihre aufgeschwollenen Lippen und eine ununterbrochene Seitenlinie; ihre Kiefer sind wie bei der Gattung **Scarus** gebildet, aber platt, und werden von den Lippen bedeckt, die Gaumenzähne stehen pflasterartig, wie bei der Gattung **Labrus**. Cuvier führt als Typus der Gattung **Sparus pullus** *Forster* (**Scarus pullus** *Bloch*, **Systema Ichthyologiae ed.** *Schneider.* p. 288) an. Dieser Fisch ist durchaus, auch die Flossen, schwarzbraun; nur die Iris des Auges ist gelb. Die kleinen Schuppen sind von der gemeinschaftlichen Haut bedeckt. Der Aufenthaltsort dieses Fisches ist der stille Ocean, und die Einwohner von Neuseeland nennen ihn nach Schneider's Angabe Mararée. (**Dr.** *Thon.*)

ODFEWI und **ADFEWI**. Der schafiitische Scheich, Imam und Grammatiker Abu Bekr Muhammed Ben Ali Odfewi (nach Andern Ibn-el odfewi), ist uns als Verfasser mehrer arabischen Werke bekannt, unter denen wir hier folgende bemerken wollen: 1) Ein Commentar zum Koran, angeblich in 100 (?) Bänden bestehend und betitelt: „Das Fragen um Rath" (**Istiftâ**). 2) Hinreichende Anleitung über die Gesetze der Musik (**Icnâ**), obwol Andere behaupten, daß dieses Werk über Schriftkunde, Schreibregeln und Schriftcharakter handelt. Nur eine Ansicht des Werkes selbst könnte eine Vereinigung dieser Angaben vermitteln, zumal da eine noch größere Unsicherheit aus der Nachricht hervorgeht, daß Kemâl eddîn Dschafar Odfewi ebenfalls ein Werk über die Musik geschrieben hat, woraus zu erhellen scheint, daß eine Verwechselung der Namen statt gefunden hat. Unser Muhammed Odfewi starb im J. 388 (998 n. Chr.). (*Gustav Flügel.*)

vorzüglich der Jolenabend, die wichtigste Zeit für die Zauberei war, hierüber s. Beispiele bei F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 1. Bd. S. 146, 147, 204, 205 und in dessen Forum der Kritik. 1. Bds. 1. Abth. S. 54. 2. Abth. S. 103, 104.

ODHAIB (العُذَيب). So heißt das erste in der arabischen Provinz Nadsched den von Kufa nach Mekka ziehenden durstenden Reisenden aufstoßende Quellwasser. Es liegt in der Wüste, womit jene Provinz nordöstlich beginnt. Nach Abulfeda ist aber dieser Name auch andern Quellen der arabischen Wüste eigen. (*Rommel.*)

ODHR, ODR (nordische Göttersage), ohne Zeichen des Nominativs Od, bedeutet **Geist** (**ingenium**) oder **Rasender**, ein Mann (Person), mit dem Freya verheirathet ist. Man schließt aus dem Ausdrucke **madr** der jüngern Edda, daß es kein Gott, kein Ase sein solle [1]). So heißt es in der Heimskringla bei F. Wachter (1. Bd. S. 17) von Othin: „Er zog und alle **Diar** (Götter) mit ihm, und viel anderes **Mannfolk.**" Ungewiß ist auch hier, ob **Mannfolk** an dieser Stelle **genus humanum**, Menschenvolk, bedeuten soll; denn auch von andern, als wirklichen Menschen, brauchte man **Menn**; so heißt es in den Grimnismál, Str. 31. S. 55, von den Wurzeln der Esche Yggdrasil: „Hel wohnt unter der einen, (unter) der andern die **Hrimthursar** (Reifriesen), (unter) der dritten die menschlichen Menschen (*men-skir menn*, **homines vera humanitate praediti** [2])." Od's und Freya's Töchter heißen Hnoß und Gersimi. Sie sind so schön, daß von ihrem Namen die theuersten Kostbarkeiten genannt werden, und Alles, was schön (**fargurt**) und kostbar (**gersemeligt**) ist, von Hnossens Namen **Hnossir** heißt. Odr fuhr (reiste) lange Wege und Freya weint ihm nach. Ihre Thränen sind rothes Gold. Freya hat viele Namen, und Ursache ist dazu, daß sie sich andere Namen gab, als sie unter unbekannten Völkern reiste, um Od'en zu suchen [3]). Die Skalda [4]) führt unter Freya's dichterischen Benennungen **kona Ods** (Weib Od's), und Einar Skulason (S. 109) umschreibt Freya'n durch „freundliche Theilhaberin des Bettes Od's." Nach Mone's Deutung ist Odr die stürmische und feurige Begierde (dem Worte nach die Wuth, der Sache nach die Geilheit); sie entflieht nach der ersten Befriedigung, wenn sie den Genuß (**Hnoss**) erzeugt hat, aber die Lust folgt ihr nach in alle Länder; überall ist sie, unter verschiedenen Gestalten tritt sie auf, immer dieselbe. So nach Mone [5]). Rudbeck und Kanne vergleichen Od'en mit Adonis und Freya'n mit Venus [6]). Große Wichtigkeit erhält die Sage durch die wahrscheinliche Vermuthung, daß Odr und Othin früher ein Wesen waren, bevor aus Freya oder Frigg zwei Wesen gemacht wurden. So nennt Paulus Diakonus die Gemahlin Wodan's (Othin's) Frea [7]), und die **Grimnismál Str. 14.** S. 46 singen:

1) So Grimm, Teutsche Mythol. S. 193. 2) Vergl. Ferd. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis (Heimskringla) übersetzt und erläutert. 1. B. S. 18. Ein anderes Beispiel, wo menskir menn als Gegensatz dient, s. im Art. Orms Saga Storolfssonar hier in diesen Nachträgen. 3) Snorra Edda, Ausg. von Rask. S. 37. Snorri in der Heimskringla bei Ferd. Wachter. 1. Bd. S. 37, 38 und die 15. Anm. dazu. 4) In der Snorra Edda, Ausg. von Rask. S. 709. 5) Mone, Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa. 1. Th. S. 402. 6) *Rudbeckius*, Atlant. II. p. 406 und anderwärts. Kanne, Allgemeine Mythologie. 7) *Paulus Diaconus*, Hist.

Fólk-vangr ist der neunte,
Aber dort Freya herrscht
Über der Sitze Kiesungen im Saal.
Den halben Wahl[8]) sie kieset
Jeden Tag,
Aber den halben Othin hat —

Den Schlüssel zu dieser vielfach ausgelegten Stelle, deren Deutungen wir im Artikel **Othin** betrachtet haben, glauben wir bei Snorri Sturleson in der Heimskringla bei F. Wachter (2. Bd. S. 212) gefunden zu haben. Snorri sagt dort, wo er von Olaf Tryggva-Son als sich in Garda-Riki befindend handelt: „Das war große Sitte der mächtigen Könige in jener Zeit, daß die Königin sollte haben die halbe Hird (Leibwache, Hofgesinde) und halten auf ihre Kosten, und dazu haben Schatzungen und Zinsen, sowie es bedurfte." Was sind aber die Einheiriar anders als die Hird Odin's? Freya erhielt also die Hälfte der in der Schlacht Gefallenen[8]), damit sie die Hälfte der Hird hätte als Odin's Ehehälfte. Der Verf. der **Grimnismál** dachte sich also Freya'n noch als Odin's Gemahlin, noch als Himmelskönigin. Als später Frigg Odin's Hauptgemahlin ward, machte man für Freya als Gemahl aus Odin einen Od[9]), aber die Sage von ihm läßt sich nur hinlänglich deuten, wenn wir Odin als Freya's Gemahlin statt Od's nehmen. Odin, der einäugige Gott, der das eine Auge in Mimir's Brunnen (d. h. im Meere) zum Pfande gesetzt hat, ist der Himmel bei Tage und sein Auge die Sonne. Freya aber ist der nächtliche Himmel mit dem Monde. Odin zieht weite Wege und Freya weint ihm nach. Ihre Thränen sind rothes Gold, d. h. der funkelnde Thau. Odin, der Himmel, hat auch noch ein anderes Weib, das er beständig umarmt, das ist Frigg oder die Erde. Mit dieser hat er die zahlreichste Nachkommenschaft, und deshalb wird Frigg als die Stammmutter der Götter und Menschen angesehen, und verdrängt nach und nach Freya'n aus ihrem Range als Himmelskönigin, und gilt nicht mehr blos als Odin's Geliebte, sondern als seine Gemahlin. Aber da Frigg eben die Erde ist, behält doch Freya die Hälfte der himmlischen Hird. Nehmen wir Odin als Freya's ursprünglichen Gemahl an, erklärt sich auch leichter, warum Freya's Töchter Hnoß und Gersimi so schön sind, da die Umarmung des Tageshimmels und des Nachthimmels so schöne Erscheinungen, nämlich die Morgenröthe und Abendröthe, erzeigen. Wie käme aber jener Odher dazu, der Vater so schöner Töchter zu sein! Ungeachtet so **Odr** aller Wahrscheinlichkeit nach aus **Odin** gebildet ist, so ist diese Umschaffung doch nicht nur nicht unecht, sondern auch nicht einmal sehr spät oder am Schlusse des Heidenthums anzunehmen, denn der Verf. der **Völuspá** (Str. 23. S. 35) umschreibt Freya'n durch **Ods meg**, Od's Mädchen, d. h. Frau. (*Ferd. Wachter.*)

Langobard. Lib. I. c. VIII. ap. *Muratori*, Script. Rer. Ital. T. I. P. I. p. 411.

8) D. h. die Hälfte der in der Schlacht Gefallenen. 9) Über Od als eine Veränderung des Namens Odin's vergl. Finn-Magnusen zum Grimnismál und nach ihm Legis, Fundgruben des alten Nordens. 2. Bd. S. 157 und daher ist Freya's Gemahl im Ganzen eine Personification der Sonne, und ursprünglich Odin, bis Frigg an Freya's Stelle trat. Der erste allegorische Mythus von dem Bündnisse der Sonne mit dem Monde ward achtlos von den spätern Dichtern verderbt. Nicht allein die Schallähnlichkeit Odur und Odin hat sich in der Edda erhalten, sondern auch jene von Loki aufgefrischte Sage, daß Freya einst mit dem Odin gebuhlt hätte. Doch Letzteres hat kein großes Gewicht, da Loki (Aegisdrecka Str. S. 163) blos im Allgemeinen sagt: von den Asen und Alfen, die hierinne sind, ist jeder dein Buhle (hórr) gewesen.

ODINGTON (**Walther**), ein Benedictiner von Evesham, schrieb unter Heinrich III. von England, ungefähr im J. 1240, nach dem teutschen Hauptschriftsteller **Franco** von Cöln (s. d. Art.) über Mensuralmusik. Burney spricht in seiner Geschichte der Musik von dem Buche dieses Mönches, das unter dem Titel: **De speculatione musices, Lib. VI.**, in Cambridge sich vorfindet. Nach ihm gibt Forkel die Überschriften dieser sechs Abtheilungen so an: **Prima pars est de inaequalitate numerorum et eorum habitudine.** Dieser Theil enthält zehn Capitel, worin von der Theilung der Tonleiter und von den harmonischen Verhältnissen gehandelt wird. **Secunda de inaequalitate sonorum sub portione numerabili et ratione concordantiarum** in 18 Capiteln. In der Einleitung zu diesem Theile werden noch die Consonanzen Symphonien genannt und folgende Fragen aufgeworfen: **In qua proportione sint ditonus et semiditonus et an sint symphoniae? An diapason cum diatessaron sit symphonia? An diapente cum diapason sit symphonia? etc. Tertia de compositione instrumentorum musicorum**, wo vorzüglich die Canonik, d. i. Berechnung des Monochords und der Orgelpfeifen, verhandelt wird. Auch wird von den drei Arten der Melodie, nach Franco oder **Pseudo-Beda**, gesprochen, wobei man bemerkt haben will, daß dieser Mönch auch mit den musikalischen Schriften der Griechen nicht ganz unbekannt gewesen sein könne. **Quarta de inaequalitate temporum in pedibus, quibus metra et rhythmi decurrunt**, was mehr auf Dichtkunst als auf Musik bezogen worden sein soll. **Quinta de Harmonia simplici, i. e. de plano cantu.** Das von Burney für sonderbar und wunderlich ausgegebene Ganze dieses Theils ist in 18 Capiteln verhandelt, unter welchen eins, **de signis vocum**, uns lehrt, daß noch damals die Töne durch die sieben ersten Buchstaben des Alphabets angedeutet wurden, nämlich durch sieben große, sieben kleine und sieben doppelte, z. B. **aa, bb, cc** 2c., grade so wie zu Guido's von Arezzo Zeiten. Darauf wird jedoch auch von Notenfiguren gesprochen und eine Tabelle geliefert, die Gestalt und Verhältnisse ausdrückt. Die Namen sind eigen und darin nicht allein zur Andeutung des Steigens und Fallens der Töne, sondern auch zur Andeutung ganzer, aus mehren Tönen bestehender Sätze. Burney setzt: **Punctum, Bispunctum, Tripunctum; Apostropha, Bistropha, Tristropha; Virga, Bivirgia etc.** (s. in d. musik. Beil. unter A.) Andere Zeichen sollen zu größern Intervallen und zu ganzen kleinen Sätzen dienen, unter den Namen: **Sinuosa, Flexa, Resupina, Pes, Pes quassus etc.** (s. in d. musik. Beil. unter B.) Nach diesen Zeichenerörterungen werden verschiedene Arten des

Kirchengesanges beschrieben und Regeln zur Verfertigung derselben gegeben. Die von Burney angeführten Proben der Melodien Odington's sind die in d. musik. Beil. unter C angegebenen. Wie gewöhnlich sucht Burney, wenn er von vaterländischen Werken spricht, zu viel darin. Die Beispiele selbst liefern nichts mehr als den allbekannten Mönchsgesang. **Sexta et ultima de harmonia multiplici, i. e. de organo et ejus speciebus; nec non de compositione et figuratione.** Die vorzüglichsten Capitel dieses letzten Theiles geben ausführlich und größtentheils in der Ordnung und mit den Worten Franco's die Lehre von der Mensuralmusik, sodaß Odington Franco's Werk entweder kennen, oder diese Lehre von andern, nun verlorenen, Schriftstellern genommen haben mußte. Da aber bis jetzt der Codex nicht durch den Druck bekannt gemacht worden ist, läßt sich nichts weiter darüber sagen, als was uns im Allgemeinen von dem in solchen Dingen nicht immer ganz zuverlässigen Burney mitgetheilt und auf Treu und Glauben von Forkel benutzt worden ist. Daß ihn Forkel in seiner allgemeinen Literatur der Musik wegließ, war nicht wohlgethan, und ist nur einem Versehen zuzuschreiben, was die Folge gehabt hat, daß Odington auch von Peter Lichtenthal in seinem **Dizionario e Bibliografia della Musica (Milano 1826)** und in Becker's neuester musikalischer Literatur (Leipzig 1836) übergangen wurde. Wünschenswerth wäre es, daß bald einer der Engländer des Werkchens sich annähme und es treulich edirte. Es wäre glücklich, wenn in dem neuen, großen, englischen Nationalwerke auch auf solche Manuscripte mit Rücksicht genommen worden wäre. Ein Werk auf Kosten der englischen Nation wird kein Verdienst um die Literatur von sich weisen. Wäre es noch nicht geschehen, so käme es zuverlässig noch unter andere bedeutende Veröffentlichungen alter Handschriften.

(*G. W. Fink.*)

ODONATA *Fabricius* (Insecta). Eine Ordnung der geflügelten Insekten, mit vier Flügeln, welche jetzt unter die Neuroptere gerechnet wird und nur die Gattungen Libellula, Aeschna und Agrion umfaßte.

(D. *Thon.*)

ODONESTIS (Insecta). Eine Gattung der Spinner-Nachtschmetterlinge (Bombyx *Linné*), von Germar, in dessen **Prodromus systematis Glossatorum**, aufgestellt, von Ochsenheimer zur Gattung Gastropacha gezählt. Es gebührt ihr aber der ältere Name Schranck's, Lasiocampa (s. d. Art.), unter welchem sie auch Boisduval (**Europaeorum Lepidopterorum index methodicus** [Paris 1829]) wieder aufführt. (D. *Thon.*)

ODONTAEUS *Ziegler* (Insecta). Diese aus der Linné'schen Gattung Scarabaeus gebildete Käfergattung gehört unter die Familie **Lamellicornes**, Tribus **Scarabaeides**, und ward später von Kirby Bolboceras genannt. Die hierher gehörigen Arten nähern sich der Gattung Ochodaeus sehr; sie haben, wie diese, eine einfache und eine an der Spitze zweizähnige Mandibel; die Maxillarpalpen sind kaum länger als die Labialpalpen, und das Kinn ist nicht ausgerandet. Als Typus der Gattung dient **O. mobilicornis** (Scarabaeus m. *Fabric.* Syst. I. I. Herbst, Paykull, Gyllenhal, Panzer. Von letzterm monographisch beschrieben und abgebildet in dessen **Symbolae entomologicae, p. 75. t. VII**, auch in dessen **Fauna XII. f. 2**, in Sturm's **Fauna I. t. VI. f. 5. t. U. V.**). Dieser Käfer ist nur $3\frac{1}{2}$ Linie lang, fast kugelförmig; auf dem Kopfschilde steht beim Männchen ein langes, dünnes, wenig nach Hinten gebogenes, bewegliches Horn, statt dessen das Weibchen nur zwei Höckerchen hat; das Brustschild ist stark punktirt, hat in der Mitte eine Furche und ist vorn mit vier Höckerchen besetzt. Die Flügeldecken sind punktirt gefurcht. Dieser Käfer ändert sehr ab, theils in der Größe des Horns, welches fast zu der Kleinheit eines Höckers herabsinkt, theils in der Farbe. Gewöhnlich ist diese oben schwarz, unten braunroth, ändert aber bis ins Rostgelbe ab (**Scar. testaceus** *Fabr. Panz.* Faun. 28. f. 5). Der Aufenthalt ist auf dürren Bergen in Teutschland, Frankreich, Schweden, England; Brahm fing ihn des Abends auf Wiesen herumfliegend (Insektenkalender I. S. 121), und bei Jena fing ich ihn auch in der Ebene, des Abends, in der Nähe der Landstraße. Er ist überall selten. Von andern Arten gehören hierher **Sc. quadridens, cyclops** und **Lazarus** *Fabr.* und **Bolboceras Australasiae** *Kirby* in **Transact. of Linn. Society XII, 23. 5.** (D. *Thon.*)

ODONTASPIS (Paläozoologie). Ein von Agassiz aufgestelltes, aber noch nicht näher charakterisirtes Geschlecht fossiler Fische aus seiner Ordnung der Placoiden, wovon die Art **O. rhaphiodon** in Kreide zu Lewes in Sussex und zu Mastricht in den Niederlanden fossile Theile hinterlassen hat *). (*H. G. Bronn.*)

ODONTEUS (Paläozoologie). Ein ebenfalls von Agassiz angenommenes Geschlecht fossiler Fische, aus der Familie der Sciänoiden, wovon eine Art, **O. sparoides** *Ag.*, im alten Tertiärkalke des Monte Bolca vorkommt. Näher bekannt ist das Genus noch nicht †). (*H. G. Bronn.*)

ODONTOCNEMUS *Zoubkoff* (Insecta), (*ὀδοὺς, ὀδόντος*, Zahn, *κνήμη*, Bein). Diese Käfergattung gehört zu den Curculioniden und soll, nach Angabe des Begründers, neben Schönherr's (**Synopsis Curculionidum**) **Deracanthus** ihren Platz einzunehmen haben. Sie findet sich aufgestellt im **Bulletin de la Société Impériale des Naturalistes de Moscou I. année 1829. p. 151.** Die Kennzeichen derselben sind folgende: Die Fühler sind kurz, stark, das Wurzelglied derselben ist verkehrt kegelförmig, länglich, gebogen; das zweite Glied ist dreieckig, die übrigen sind fast perlschnurförmig, das siebente ist größer; die eiförmige Keule hat dicht verbundene Glieder; der Rüssel ist kurz, dick, eckig, oben breit und rinnenförmig ausgehöhlt, treppenförmig ausgeschnitten, die dadurch entstehenden Vorragungen sind zahnförmig; die Fühlergrube ist tief, gebogen und von den Augen entfernt; diese letztern sind länglich, plattgedrückt; das Brustschild ist quer, kugelig; die Flügeldecken sind eiförmig,

---

*) *Agassiz*, Recherches sur les Poissons fossiles, Feuilleton. p. 55. not. und Jahrbuch für Mineralogie. 1835. S. 493.

†) *Agassiz*, Recherches sur les Poissons fossiles. IV, 40, 49. note.

gewölbt; die Tarsen stehen gedrängt, sind breit, borstig; die vordern Schienbeine sind gekrümmt, nach Vorn erweitert und mit sieben Zähnen besetzt. Die einzige Art ist **O. Fischeri** (**l. c. p. 153. t. zool. IV. f. 10**). Die Kennzeichen sind: Schwarz, weiß beschuppt, mit schwarzgrauen Flecken bestreut; die Flügeldecken sind punktirt gestreift. Die Länge dieses Käfers ist fünf, die Breite 2½ Linien; Kopf und Rüssel sind mit wenigen Punkten, die Fühler mit kurzen, weißen Härchen besetzt; das Brustschild ist fast kugelig, an den Seiten aufgeschwollen, hinten scharf eingezogen, vorn und hinten stark gerandet; an der Basis steht ein starker Längseindruck und in der Mitte ein großer aschgrauer Fleck mit zwei schwarzen Punkten; nach dem Vorderrande zu stehen zwei andere, etwas hellere Flecken; die Flügeldecken sind stark gewölbt, eiförmig, gestreift, mit Punkten in und zwischen den Streifen, aus welchen weiße Haare hervortreten. Sie sind mit schwärzlichen Flecken übersäet, und an der Wurzel steht ein großer Fleck von der Farbe desjenigen auf dem Brustschilde. Von den sieben Zähnen an dem vordern Schienbeine stehen zwei seitlich an der Einfügung des Tarses dicht neben einander, drei, wo das Bein rundlich ist und zwei höher. An den Schienbeinen der mittlern Füße stehen acht Dornen; die hintern Schienbeine haben zwei kleine Zähne an der Einfügung des Tarses, drei weiter oben; die Unterseite ist auch weiß beschuppt. Vaterland das südliche Rußland, in den Steppen zwischen dem Ural und der Wolga bei Glinianoye. (**D.** *Thon.*)

Odontophorus *Vieillot* (**Aves**), s. **Perdix**.

ODONTORAMPHI *Dumeril* (**Aves**). Eine Abtheilung der sperlingsartigen Vögel, die Gattungen **Buceros, Momotus** und **Phytotoma** umfassend. (**D.** *Thon.*)

Odontorhynchi *Dumeril* (**Aves**), s. **Dentirostres**.

ODONTOSIA *Hübner* (**Insecta**). Eine Schmetterlingsgattung aus **Bombyx** *Linné* gesondert, von Ochsenheimer zu **Notodonta** (s. d. Art.) gezählt. (**D.** *Thon.*)

ODOTROPIS *Rafinesque* (**Mollusca**). Eine Gattung Schnecken, aus **Helix** gesondert, zu Ferussac's **Helicodonta** gehörend, und nicht ins System aufgenommen. S. d. Art. **Helicodonta** und **Helix**. (**D.** *Thon.*)

ODREYRIR, ODRERIR, ODHRAERIR, ODTHRAERIR (nordische Göttersage). Das erste ist von **ódr**, Geist (**ingenium**), oder **ódr**, Lied, und **reiri** (ich) binde fest zusammen, also Geistzusammenhalter oder Liedzusammenhalter, Geistfeßler, Liedfeßler, die drei andern Formen sind von **hraeri** (ich) rühre, bewege, also Geistrührer, Geistbeweger oder Liedbeweger, Liederreger; die wortwitzigen Nordmannen verfuhren dabei nicht streng etymologisch, sondern dachten dabei zugleich an Geist und Lied. Da sie auch **Hraeri**, Deckel eines Kessels, hatten, so dachten sie zugleich auch dabei an Kessel, denn nach der jüngern Edda tödteten die Zwerge Quasirn und ließen sein Blut in zwei Fässer rinnen, Son und Bodn, und in einen Kessel Odreirir, mischten Honig in das Blut, woraus ein so herrlicher Meth entstand, daß, wer davon trinkt, Dichter und weiser Mann (weissagekundiger) wird. Die Dichtkunst wird deshalb Odreirir's, oder Bodn's, oder Son's Naß genannt. Suttung nimmt den Zwergen den Meth, und Othin betrügt den Riesen darum. Bei dem ersten Trunke leerte er den ganzen Odreirir, bei dem zweiten Bodn, bei dem dritten Son [1]). Der Odreirir spielt die Hauptrolle, Bodn und Son sind da, damit die beliebte Dreiheit nicht fehle. Nach der ältern Edda heißt nicht blos der Kessel, in welchem der begeisternde Meth ist, sondern auch der Trank selbst **Odrerir**, denn nach dem Theile der **Hávamál**, welcher von Odrerir's Fange handelt, sagt Othin: Gunlaud gab mir auf dem goldenen Stuhle einen Trunk des theuren Methes, und weiter unten: Nun ist emporgekommen **Odrerir** auf die Heiligthumsländer der Zeitner (Menschen, **á alda ves jardar**), und die Riesen klagen dann, daß Othin Suttung um den Trank betrog. Nach den Auslegern ist in der Strophe 108 der Kessel **Odraerir** für den Trank selbst gesetzt [2]), doch wir glauben, daß auch der Trank selbst **Odrerir, Odhrerir** hieß, und wahrscheinlicher früher den Namen hatte, als der Kessel und dessen Benennung erst abgeleitet war. Die wichtigste Stelle über den Odhrárir, als Kessel der Weissagung, findet sich im **Hrafna-Galdr Othins**. Str. 2. S. 207:

Odhraeris skyldi
Urdar [3]) geyma
Máttkat veria
Mestum thorra.

(Sie) sollten bewachen
Den Odhrárir der Urdur,
Nicht mächtig (zu) wehren
Der meisten Menge.

Das heißt: die Asen bewachten den Othrárir der Urdur (der Hauptnorne des Schicksals); sie ist nicht mächtig, das herzuströmende Menschenvolk abzuhalten, in so großer Menge erscheint es. Die Asen sind nämlich um Baldur besorgt und wollen über sein Schicksal die Orakel befragen. Aber sie selbst können nicht leicht zu dem Odhrárir kommen, da er von der Menge umlagert wird, welche aus ihm Kunde über die Zukunft schöpfen wollen, und müssen ihn nun bewachen und die Menge abhalten. Aus dem Zusammenhange und der Verbindung, wie der Odhrárir in dem **Hrafna Galdur Othins** [4]) vorkommt, und aus der oben angeführten Stelle aus den Hávamál läßt sich die wichtige Folgerung ziehen, daß in heidnischen Tempeln der Nordmannen ein Kessel stand, der Odhrárir hieß, und dessen man sich zum Weissagen bediente, und zwar

---

1) Snorra Edda, Ausg. von Rask. S. 83—87. 2) Große Ausgabe der Edda Sämundar. 3. Th. S. 115. 3) In den Text der großen Ausgabe ist dafür gesetzt der Nominativ **Urdur** und für **máttkat, mattigat**, welches die Handschriften haben: **máttk at**, welches letztere dann zu bedeutet und die Stelle lautet:

Den Odhrárir sollte
Urdur behüten,
Mächtig zu wehren
Der meisten Menge.

Aber **máttkat**, nicht mächtig, gibt einen bessern Sinn, und **máttk** als Zufügung ohne Beugung zu dem Genitiv **Urdar** ist auch ganz gewöhnlich. 4) S. d. Art. In Beziehung auf die Urdur sind wir S. 294 dem Texte der großen Ausgabe gefolgt, welche Stelle wir im gegenwärtigen Artikel in der vorhergehenden Note betrachtet haben.

zur wichtigsten, zur Schicksalsweissage. Im Betreff der Kräfte überhaupt, welche man dem Meth im Odrerir beilegte, ist wichtig die Stelle in der **Hávamál (Rúnatals-thattr Othins)**. Str. 143, 144. S. 131, 132:

Fimbullieder [5]) neun
Lernte ich von dem berühmten Sohne
Baulthorn's, des Vaters Bestla's [6]),
Auch erhielt ich einen Trunk
Des theuren Methes
Geschöpft aus Odhrerir.

Da lernte ich sprießen,
Und vielwissend sein,
Und wachsen und wohl mich haben,
Wort mir von Worte
Wort erlangte,
Werk mir von Werke
Werk erlangte.

Das heißt: ich nahm rasch in Wortweisheit, Thatkraft und Fertigkeiten zu. (*Ferdinand Wachter.*)

ODYNERUS *Latreille* (Insecta). Eine Hymenopterengattung aus Linné's **Vespa** gesondert, zur Tribus **Vespariae** der **Diploptera** gehörig. Kennzeichen: Die zwei oder drei letzten Glieder der Maxillarpalpen reichen über die Maxillen heraus; der Endlappen dieser letztern ist kurz und lanzettförmig zugespitzt. Im Aderverlaufe der Flügel findet zwischen dieser Gattung und **Vespa** ein Unterschied nicht statt, weshalb Jurine auch die Gattung nicht angenommen hat. Die Mandibeln sind sehr schmal, das Züngelchen ist dreilappig, mit vier drüsigen Punkten am Ende, der mittlere Lappen ist schmal und lang. Der Kopf steht senkrecht, ist zusammengedrückt und fast dreieckig, die Augen sind ausgerandet, die Fühler wie bei **Vespa** gebildet, die Mandibeln sind schnabelförmig verlängert. Der Hinterleib ist ei-kegelförmig, an der Basis nicht in einen Stiel zusammengezogen, bei dem Weibchen mit einem starken, verborgenen Wehrstachel bewaffnet. Diese Insekten unterscheiden sich in ihrer Lebensweise sehr von den eigentlichen Wespen. Sie leben einsam und bauen keine Zellen, wie diese. Reaumur hat diejenige Art, welche der Gattung als Typus dient, genau beobachtet, sowie besonders die Weise, wie sie ihr Nest verfertigt. Das Weibchen gräbt nämlich in den Sand oder in Mauerbekleidung ein mehre Zoll tiefes Loch, an dessen Öffnung es eine erst gerade, dann gebogene Röhre aus einer erdigen Masse in groben Ringen anbringt. In den Grund der Höhle werden 8—12 kleine, grüne, fußlose (unbekannte) Larven ringförmig und über einander gelegt, und auf diese kommt das Ei. Dann wird die Eingangsröhre zerstört. Die auskriechende Larve lebt von jenen kleinen Larven bis zur Verwandlung. Nach Latreille gehören die 26 letzten Arten der Gattung **Vespa** bei Fabricius (**Syst. Piezatorum**) dieser Gattung an. Typus derselben ist **O. murarius (Vespa muraria** *Linné*). Sie ist schwarz, die untere Seite der Fühler und die Mitte der Stirn ist gelb, das Brustschild hat vorn zwei gelbe Flecke, der Hinterleib vier gelbe Binden. Der Aufenthalt ist überall in Teutschland, Frankreich u. s. w., an sandigen Erdwänden und Mauern. (Dr. *Thon.*)

ODZRA (عذرة), **Ibn**. Abu'lhâkim Hasan Ben Abd-el-rahman Ibn Odzra Hadhrâwi, der Scheich und Grammatiker, ist Verfasser einer arabischen Abhandlung über die Geheimnisse der Vocale in der arabischen Sprache, unter dem Titel **Irâb**. Die Lebenszeit desselben ist unbekannt. (*Gustav Flügel.*)

ODZRI (عذري). Abu'lbecâ Ali Ben Othmân Ben Muhammed Ben Kâsih Odzri, der Mathematiker, Astronom und Koranleser. Er starb 801 (1398 oder 1399), und hinterließ folgende nennenswerthe Schriften: 1) Über die Operationen mit dem Quadranten des **Astrolabium** unter dem Titel: „Geschenk an Studirende" (**Tohfet-el-tollâb**). Es ist ein aus 90 Capiteln bestehendes Handbuch. 2) Ein ähnliches in Capitel abgetheiltes Handbuch über die Kenntniß der Zeiten des Tages und der Nacht, unter dem Titel: „Die Perle der Gedanken" (**Dorret el-afkâr**). 3) Eine Kaside über die durch die Überlieferung herabgekommenen sieben Koransrecensionen. Er nannte das Gedicht nach seinem Namen Ali, das Alitische (**Casîdet Alewîjet**), und 4) endlich ein ähnliches Werk in Prosa, über die traditionellen und auf glaubwürdigen Zeugnissen beruhenden dreizehn Recensionen des Korans, betitelt **Mostalih el-ischârât**. (*Gustav Flügel.*)

OECODOMA (Insecta) *Latreille*, substituirt diesen Namen statt des von Fabricius angegebenen **Atta**, im **Nouveau Dictionnaire d'histoire naturelle**, hat jedoch denselben in Cuvier's **Règne animal ed. 2** wieder zurückgenommen. (Dr. *Thon.*)

OELSCHLEGEL oder **OELSCHLÖGEL** (Johann), auch **Lobelius** genannt, geboren im J. 1724 zu Dux in Böhmen, wurde zu Mariaschein unterrichtet, wo er Organist der Jesuiten wurde. In Prag, wohin er sich seiner Belehrung wegen gewendet hatte, wurde er in der Dominikaner- und Malteserkirche als Organist angestellt. Im J. 1747 trat er in den Orden der Prämonstratenser, die ihn im J. 1756 zu ihrem Director der Figuralmusik ernannten. Die treue Verwaltung dieses Amtes, das er bis an seinen Tod bekleidete, machte es ihm zur Pflicht, sich höhere Kenntnisse in der Tonkunst zu erwerben. Sehling wurde sein Lehrer in allerlei nothwendigen Gegenständen praktischer und theoretischer Art, und Franz Habermann im Contrapunkte, den er sich durch fleißiges und anhaltendes Studium vieler Partituren anerkannter Meister theils erleichterte, theils verdeutlichte. Nun erst wagte er sich an Compositionen höherer Art; je mehr ihm diese gelangen, desto eifriger wurde er in der Composition und lieferte außer vielen Claviersachen acht Oratorien, fünf Pastoralopern, viele Messen, Offertorien und Litaneien, von denen mehre am Hofe zu Dresden mit vielem Beifall aufgeführt wurden. Da die

5) **Fimbul-lióð**, Fimbul ist jetzt im Nordischen ein dunkles Wort, jedoch hat das Angelsächsische *fymble*, fabula, mythus ethnicus, auch bedeutet es Wissenschaft und Reden überhaupt. 6) D. h. Othin lernte die neun Mythenlieder oder Lehrlieder von seinem Mutter-Vater, dem Riesen Baulthorn, da man sich die Wissenschaft ursprünglich nicht bei den Asen, sondern bei den Riesen dachte.

erst im J. 1746 neuerbaute Stiftsorgel in schlechtem Zustande sich befand, gab er sich alle ersinnliche Mühe durch Lesen ausgezeichneter Werke und durch anhaltende Versuche es dahin zu bringen, daß er sie in eine brauchbare umzuwandeln im Stande sei, und es gelang ihm. Nach 15jähriger Anstrengung gehörte seine Orgel zu den vorzüglichsten in Böhmen, in welcher die Bässe sehr verstärkt worden waren und besonders das Bassethorn sich auszeichnete. Als anziehend und lehrreich wird seine Schrift gerühmt: Beschreibung der in der Pfarrkirche des königl. Prämonstratenserstifts Strahof in Prag befindlichen großen Orgel, sammt vorausgeschickter kurzgefaßter Geschichte der pneumatischen Kirchenorgeln. Bei Anführung dieses Werkes im 16. Bande der allgem. musik. leipz. Zeitung. S. 854 wird er Joh. Lohel Oelschlägel genannt. Er behauptet in dieser Übersicht gegen Sponsel's Geschichte der Orgel, daß unsere jetzige Art Orgel früher als im 14. Jahrh. bekannt gewesen ist. Auch wird ein Unterricht für Orgelbauer beigefügt, auf welche Art eingetretene Mängel sich am besten verbessern lassen. Über der Arbeit, dieser Orgel noch eine **Vox humana** zu geben, erkrankte und starb er am 22. Febr. 1788. In den beiden letzten Jahren hatte er noch zwei **Salve Regina à 4 voci con Organo** gesetzt, die sehr gerühmt werden. Sein Bild steht vor seinen Werken und im 12. Heft der Statistik von Böhmen. (*G. W. Fink.*)

OESTERREICH (Georg), geboren im J. 1576, hatte sich durch seine musikalischen Talente beim Markgrafen von Ansbach beliebt gemacht und lebte lange am Hofe in glücklichen Verhältnissen, die ihm eine frühe Verheirathung möglich machten. Gerber berichtet, daß er im J. 1621 Cantor zu Windsheim geworden und daselbst 1633 gestorben sei. Dagegen schreibt Heerwagen in seiner Literaturgeschichte der evangelischen Kirchenlieder. 1795. 1. Bd. S. 21, daß er das Amt eines Cantors und Collaborators der Schule zu Windsheim 33 Jahre verwaltet und im 57. Jahre daselbst gestorben sei. Die Jahre seiner Amtsführung sind höchst wahrscheinlich eine Verwechselung mit seinem Sterbejahre 1633. Dennoch scheint auch Gerber's Angabe vom Antritte seines Amtes zweifelhaft, da dieser Mann schon im J. 1615 sein Cantorbüchlein zu Rotenburg an der Tauber in 8. herausgab, das geistliche Lieder seiner Wort- und Tondichtung enthält, weshalb er hier angeführt zu werden verdient. Man glaubt nämlich in der Regel von jenen Zeiten, daß sich die meisten Cantoren durch tüchtige Kirchenarbeiten hervorgethan hätten; es wird sich darum wol auch mancher Liebhaber jener Zeiten um die sehr selten gewordenen Dichtungen und Compositionen dieses Mannes Mühe geben. Solchen Männern zum Dienste setzen wir Heerwagens Angaben darüber hierher: Das Büchlein enthält 28 Katechismusgesänge, welche in die Gesangbücher zu Ansbach, Heilsbrunn, Rotenburg und Windsheim in jenen Zeiten aufgenommen und lange im Gebrauche geblieben sind. Für den Geschmack unserer Zeiten sind sie nicht mehr; doch haben sich noch folgende erhalten: Das acht' Gebot besiehlt, — Das fünft Gebot hat Gott, — Das neunte und das zehend Gebot, — Das siebend: du sollt stehlen nicht, — Das viert Gebot, das von der Pflicht, — Den Ehstand hat Gott, — Mensch hab vor Augen, — Nun merket jetzt das dritt, — Wenn Dein Herz richtig steht. — Diese angeführten Lieder stehen auch im Register des Choralbuches von König, und werden sämmtlich nach der Melodie gesungen: „Dies sind die heilgen zehn Gebot.“ Dagegen finden sich weder die Lieder noch die Melodien derselben in den großen Sammlungen von Schein, Vopelius, Crüger, Freilinghausen u. s. w., was nicht für ihre Trefflichkeit spricht. Die Mühe eines eifrigen Nachforschers nach diesen Erzeugnissen dürfte sich wahrscheinlich nicht sonderlich belohnt sehen. Man hat aber diesen, jetzt ziemlich verschollenen, Mann nicht mit einem andern Georg Oesterreich zu verwechseln, der im J. 1664 zu Magdeburg geboren wurde und dort vom Cantor Scheffler seinen ersten Unterricht genoß, im 14. Jahre nach Leipzig auf die Thomasschule kam und unter Joh. Schelle die größten Fortschritte im Gesange machte. Er erhielt daher im J. 1680 als Altist einen Ruf in die hamburger Rathskapelle, erhielt dort viele Vortheile und setzte seine Studien auf dem Johanneum fort, studirte darauf in Leipzig und ging als Tenorist wieder nach Hamburg. Nach drei Jahren kam er unter dem Kapellmeister Theile im J. 1686 in die Kapelle nach Wolfenbüttel, wo er im Gesange von einigen Italienern und in der Composition von Theile gefördert wurde. Im J. 1690 wurde er Kapellmeister in Gottorp, wo er festgehalten wurde, auch nachdem die Kapelle im J. 1702 bei der Minderjährigkeit des Erbprinzen aus einander ging. Nach Thätigkeit verlangend erhielt er die Erlaubniß, nach Braunschweig zu gehen, und nahm, da die Pest in Schleswig im Gefolge des Krieges wüthete und sein Jahrgeld wegfiel, die Stelle eines Kapellisten und Cantors an der Schloßkirche zu Wolfenbüttel an, wo er oft die Stelle des Kapellmeisters versah und mehre Sängerinnen, auch eine seiner Töchter, bildete. Ob er gleich im J. 1719 einen neuen Ruf nach Gottorp erhielt, ist er doch in Wolfenbüttel geblieben und im J. 1735 in glücklichen Verhältnissen gestorben, ohne daß uns von seinen Werken etwas übrig geblieben wäre, es wäre denn im Manuscript.

(*G. W. Fink.*)

OFNIR, d. h. **Weber**[1]), heißt in der nordischen Göttersage 1) eine Schlange, von der die **Grimnismál** Str. 34 (S. 56) singen: Gewürme (Schlangen) mehre liegen unter der Esche Yggdrasil, als das glaube jeder der unweisen Affen (Thoren): Grinn und Moin, sie sind Grafwitnir's Söhne, Grabakr und Grafwölludr, Ofnir und Swafnir glaube ich, daß (sie) immer sollen des Baumes Zweige nagen. 2) Ein Name Othin's, und zwar in den **Grimnismál** Str. 53 (S. 65) in einer Zeile **Ofnir ok Svafnir** (Ofnir und Swafnir), da die Nordmannen die Unreinen lieben. Othin kann Weber,

1) Von vefa, weben, óf, wob, ofinn, gewoben. Fafnír, Fofnír wird erklärt aus Fé-Ofnir (Geldweber), der Lindwurm, der gleichsam durch Weben Reichthum zusammenbringt, sich ein Gewebe von Geld macht, da man glaubt, daß die Schlangen auf Gelde lägen (s. die Art. Fafnir und Drachen).

als Gott der Ränke, genannt werden, aber der Name ward sicher auch zugleich in der Bedeutung von Schlange genommen, sowie die Skallda auch S. 180 Ofnir als dichterische Benennung der Schlange aufführt, und der **Codex regius** noch Svafnir und Grimr als Schlangenbenennung hinzufügt, die beide auch Namen für Othin sind. Othin konnte auch sehr bedeutsam mit Schlangennamen bezeichnet werden, da er bei gewissen Gelegenheiten die Gestalt einer Schlange annahm. So kroch er in Schlangengestalt durch das Loch im Felsen, das er gebohrt hatte, um zu Suttung's Methe, dem Odhreyrir (s. d. Art.), zu gelangen. So sagt Snorri Sturleson von ihm: Othin vertauschte seine Hüllen, da lag der Leib wie eingeschlafen oder todt, aber er war da Vogel oder Thier, Fisch oder Schlange. Vorzüglich mochte man sich Othin in Schlangengestalt denken, in Beziehung auf den Glauben, daß er durch Zauberlieder der Herr alles Erdgutes, d. h. alles in der Erde verborgenen Gutes, sei [2]). Man glaubte nämlich, daß Schlangen auf dem Golde schliefen. Daher vermuthet man, daß die vielen mit Runenschrift bezeichneten, im Norden gefundenen Goldbracteaten, die bisweilen auch ein Bildniß führen, das man für das des Othin's zu halten geneigt ist, deshalb Schlangen- oder Drachenbilder haben, weil man auf Othin als Ofnir anspielen wollte [3]). Wenigstens ist so viel gewiß, daß man glaubte, Schlangen lägen auf Golde, und daher wahrscheinlich, daß jene Schlangenbilder auf den Goldbracteaten auf jenen Glauben anspielen sollten. Dabei dachte man aber zugleich auch an Othin, da er es war, vor dessen Zauberliedern sich die Erde, Berge, Steine und Hügel aufschlossen, und er mit bloßen Worten band alle die, die vor dem Erdgute lagen, und er so viel von dem Erdgute nahm, als er wollte. Die Langobarden verehrten göttlich ein goldenes Schlangenbildniß [4]), und sehr wahrscheinlich ist die Vermuthung, daß sie unter diesem Bildnisse Wodan (Othin) verehrten, dabei den Germanen die göttliche Verehrung nicht den Thieren selbst, sondern den Göttern galt, von denen man glaubte, daß sie die Gestalt der Thiere angenommen [5]). Daher sind in Beziehung auf Othin als Ofnir wichtig die Überbleibsel der Schlangenverehrung im Norden. Gewissermaßen bis auf unsere Zeiten verehrten einige Bauern Norwegens die Ringelnatter, die sie **Bue-orm** (Viehschlange) nennen, und hegten sie in Schafställen, daß sie dem Viehe Gesundheit ertheile. Von der Schweißschlange, Hvidorm, Hvitorm, Quitorm, erzählen sie, daß der, wer ihr gekochtes Fleisch esse, Weisheit erlange. Dieser Glaube ist alt, wie aus der Sage von Kraka, Roller's Mutter und Roller erhellt. Kraka hing an ein dünnes Seil drei Schlangen, setzte Speise darunter, und aus der Schlangen Munde bediente ein tropfenweise fließender Saft das Gericht mit Feuchtigkeit. Zwei von den Schlangen waren pechschwarz, die dritte sah an den Schuppen weiß aus und war etwas höher als die übrigen aufgehängt. Sie war am Schwanze festgebunden, während die beiden andern von dem durch den Bauch gezogenen Seile gehalten wurden. Kraka setzte ihrem Stiefsohne Erich und ihrem Sohne Roller, welche beide zusammen aßen, die Schüssel verschiedenfarbiger Speise vor. Der eine Theil sah pechschwarz, mit safranfarbigen Flecken punktirt, der andere Theil weiß aus, wie nämlich nach der verschiedenen Art der Schlangen die zweifache Farbe das Mus gefärbt hatte. Sobald beide etwas davon gekostet, wandte Erich, welcher die Speisen nicht nach der Beschaffenheit der Farbe, sondern nach dem kräftigen Gehalte beurtheilte, den schwarzaussehenden, aber von einem vorzüglichern Safte bereiteten Theil des Gerichts sich zu, und den weißen, der ihm früher zugekehrt war, Rollern, indem er, um der Sache das Auffallende zu benehmen, bei Herumdrehung der Schüssel sagte: So pflegt auf dem wogenden Meere das Hintertheil des Schiffes an die Stelle des Vordertheils gekehrt zu werden. Erich, auf diese Weise durch die glückliche Speise erquickt, gelangte durch die ihr inwohnende Kraft zur höchsten Stufe der menschlichen Einsicht und Weisheit. Durch ihre Kraft ward ihm die Fülle aller Kenntnisse eingeimpft, sodaß er nicht nur der erfahrenste in den menschlichen Dingen ward, sondern auch die Stimme der wilden und zahmen Thiere auszulegen verstand. Außerdem erlangte er solche große und schöne Beredsamkeit, daß er alles, was er vorbrachte, aus dem Stegreife mit der Zierlichkeit von Sprüchwörtern sagte [6]). Sigurd nimmt Fafnir's Herz und bratet es am Spieße. Als er glaubt, daß es gar gebraten ist und das Blut aus dem Herzen schäumt, da greift er mit seinem Finger daran, und sieht zu, ob es gar gebraten sei. Er verbrennt sich und steckt den Finger in den Mund. Aber als das Herzblut auf die Zunge kommt, da versteht er die Vögelsprache. Vögel rathen ihm, das Herz Fafnir's zu essen. Er thut es und trinkt von Fafnir's Blute, und hört, was die Adlerinnen sagen. Guthrun ißt auch von Fafnir's Herz und auch sie versteht die Vögelsprache [7]). Die Vögelsprache war eins der Hauptmittel der Weissage. Othin war Gott der Weissage, der Beredsamkeit und überhaupt der Künste und Wissenschaften. Daß er daher Schlangennamen trägt und

2) S. F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis (Heimskringla). 1. Bd. S. 22, 24. 3) *Finn-Magnusen*, Lex. Mythol. p. 652. 4) Viperae simulacrum, viperam auri metallo formatam etc., nach der Vita Barbati, s. die Stellen bei Grimm, Teutsche Mythologie. S. 395, vergl. 543. 5) Vergl. den Art. Opfer (bei den Germanen). 3. Sect. 4. Th. S. 102, 103.

6) *Saxo Grammaticus*, Hist. Dan. Lib. V. Ausg. von Stephanius. S. 72. Mit dem, daß nach dem Glauben des Nordens der Genuß von Schlangensaft die Kenntniß der Vögelsprache bewirke, verdient verglichen zu werden, was Demokritus (bei *Plin.* H. N. X, 49. XXIX, 4) sagt, daß es nämlich Vögel gebe, aus deren Blute, wenn es vermischt werde, eine Schlange entstehe, und wer diese genieße, lerne die Stimmen und Gespräche der Vögel auslegen. Mehreres über die Kenntniß der Vögel- und Thiersprache, welche Gewisse des griechischen Alterthums gehabt haben sollen, s. bei *Stephanius*, Notae in Librum V. Histor. Dan. *Saxonis Grammatici* p. 112, 113 und bei v. der Hagen, Edda Lieder von den Niebelungen. (Berlin 1814) S. 35. 7) Quitha Sigurdar Fafnisbana in önnur; sidari Partr ethr Fafnismál, gr. Ausg. der Edda Sämundar. 2. Th. S. 180—188. Quitha Brynhildar Budla dóttor edr Sigurdlso-Mál p. 190. Volsunga-Saga c. 28, 29 bei v. d. Hagen, Altnordische Sagen. S. 52—54. Formáli zur Quitha Gudrúnar Giúkadóttor in fyrsta gr. Ausg. der Edda Säm. 2. Th. S. 270.

Schlangengestalt annimmt, hat also mit dem Glauben, daß Schlangensaft Wissenschaft ertheile, den innigsten Zusammenhang. Othin war auch Gott der Heilkunde, und auch in dieser Beziehung steht er im Zusammenhange mit den Schlangen. Noch jetzt schreibt das Volk in Norwegen Schlangenstücken Heilkräfte zu. So wird die Art Ottern, welche die Bauern Hviid-Ormen, den Weißwurm, nennen, aufgesucht und verwahrt als eine Arznei bei allerlei Krankheiten des Viehes; dann wird ein Stück dieser Schlange, besonders der Kopf, in einen Teig gewickelt und dem kranken Viehe in den Hals geschoben. Das Fell, welches die Schlangen jährlich abwerfen, bindet man einer kreisenden Frau, die eine schwere Geburt hat, um den Leib, und das Gebären wird, wie man glaubt, dadurch erleichtert. Von der Geburt der Schlangen ist aus vieler Erfahrung dem Norweger bekannt, daß die Mutter sich an einen Baume hängt und ihre Jungen, eins nach dem andern, von sich fallen läßt[8]). Auch hierbei wird man an Othin's Namen Ofnir erinnert. Er sagt im **Rúnatals-Tháttr Othins**:

Ich weiß, daß ich hing
Auf windigem Baum
Neun ganzer Nächte,
Mit Spieße verwundet
Und gegeben Othin'en
(Ich) selbst mir selber;
Auf dem Baum,
Von dem Niemand weiß,
Wo er von den Wurzeln rennt (schießt).
Mit Brode sie mich nicht beglückten,
Noch mit dem Horne (Trinkhorne)
Ich spähte nieder,
Ich nahm empor Runen,
Schreiend nahm (lernte ich).
Ich fiel zurück von da.

Diese Weihe hat den Sinn einer geistigen Wiedergeburt, und der Nordmann dachte dabei zugleich an die Geburt eines Theiles der Schlangen, die im Mutterleibe am Baume hängen und dann herabfallen. Mit Othin's Hängen, um sich ihm selbst zu geben, ist verwandt, daß man Opfer an heilige Bäume hing. Ähnliche Meinungen, wie das norwegische, hegt auch noch das heutige schwedische Volk. Sie glauben, daß der **Lindorm** (Lindwurm), den sie bisweilen auch **Hvitorm** nennen, unter Linden und gewissen heiligen Eichen, die im Winter ihre Blätter behalten, wohne. Solche Bäume nennen sie **Bottraed**, Hilfbäume, Heilbäume, wörtlich Besserungsbäume. Die **Elfvar** (Elfen) und **Tomtar** (Kobolde) lieben diese Bäume und die Menschen verehren sie sehr. Begegnen jene Schlangen den Menschen, ertheilen sie ihnen Heil und geheime Wissenschaft über die Naturkräfte. Eine solche gab zu Linné's Zeit ihre Haut einem Bauernjünglinge. Er that sie in einen Topf mit Wasser, tauchte in diese Brühe Brod, aß es, ward ein Weiser und Arzt und that selbst Wunder[9]). Diese Überbleibsel von dem Schlangenglauben zeigen zur Gnüge, wie wichtig er im Heidenthume und wie bedeutsam der Name Ofnir für Othin war. Ofnir ist der einundfunfzigste der zweiundfunfzig Namen Othin's in den **Grimnismál**; er wird daher von Finn-Magnusen im nordischen Kalender als die 51. Woche bezeichnend genommen, die den 17—23. des **Gormanudr** (den 8—14. November umfaßt[10]). Da Othin symbolisch als der Himmel gedeutet wird, und wegen der, aber in Beziehung auf Etymologie nur äußern, Namensähnlichkeit hat man Ofnir mit jenem mythischen Ophion zusammengestellt, der nach Zoëga's und Anderer Meinung ursprünglich allegorisch den Himmel bedeutete[11]). *(Ferdinand Wachter.)*

ÖGMUNDR KRAEKIDANZ erhielt vom Könige Hakon dem Alten die Syssla oder Toparchia in Raumsdal, begab sich (im J. 1239) auch dahin, wandte sich aber wieder südwärts zum Könige, denn Herzog Skuli hatte sich gegen den König empört und seine Anhänger, die Walbergir, verfolgten überall des Königs Mannen. Ögmundr kam vor Weihnachten in Bergen an und weilte bei dem Könige bis in den neunten Tag. Der König gab ihm 100 Mann Hirdmenn (Hofgesinde) und Gäste. Hierauf zog Ögmundr hinauf auf das Gebirg. Bischof Munan, der die Syssla auf Heidmörk hatte, war vor den Walbergirn geflohen. Er und Ögmundr zogen (im J. 1240) hinaus nach Oslo und dünkten sich wenig Kriegsvolk zu haben, wenn der Herzog von Norden käme. Hierauf zogen sie hinauf in das Land, und waren in Dalir (Gudbrandsdalir). Als sie hörten, daß der Herzog von Norden gekommen war, wandten sie hinauf nach Heidmörk. Vor Ringisakr war Alfr von Leiffadir. Ihn bedrängten sie so, daß er in die Kirche floh. Hier belagerten sie einen großen Theil des Tags. Da aber der Herzog von Norden zu erwarten war, da wandten sie hinaus nach Oslo, thaten dann Botschaft dem Jarl Knut und Arnbiörn Jonsson und den andern Lendir Menn (Lehnshäuptlingen) in der Wik und zogen großes Heer zusammen. Die Birkibeinar und die Walbergir schlugen sich in der Schlacht auf Laka. Erstere wurden sieglos. Dagegen gewann der König die Schlacht von Oslo. Der Herzog floh. Die Birkibeinar verfolgten. Der Herzog begab sich nordwärts nach Dalir mit 80 Mann und von da nach Ringabu. Da hörten sie, daß vor ihnen waren die Birkibeinar, Ögmundr Kräkidanz, Oddr Eiriksfun, Eirikr Toppr. Sie saßen bei der Brücke. Die Walbergir zogen hinüber und die Birkibeinar ihnen entgegen. So kam

---

8) **Pontoppidan**, Norske Naturhistorie. 2. Th. S. 39, übersetzt von **Scheiben**. 2. Th. S. 68, 69. **Ströms**, Beskr. over Sönd. 9) *Linné*, Vest-Götha Resa. p. 100. *Geijer* och *Afzlius*, Svenska Folkvisor. T. III. p. 114, 121. *Finn-Magnusen*, Lex. Mythol. p. 652, 653.

10) *Finn-Magnusen*, Specimen Calendarii Gentilis. p. 1132. 11) *Ejusd.* Lex. Mythol. p. 651. **Studach**, Sämund's Edda des Weisen. 1. Abth. S. 99. Nach ihm erinnert Ofnir auch an Ophiuchus angitenes, sowol auf Herkules als auf Äskulap deutbar. Fragweise erinnert nach Studach Ofnir auch an Ophioneus in der vielgedeuteten Stelle des syrischen Pherekydes: *Καὶ τὴν γένεσιν, καὶ την θεῶν μαχὴν, καὶ τὸ δένδρον* (nach Clemens Alex. eine geflügelte Eiche, — Yggdrasil) *καὶ τὸν πέπλον* — s. *Pherecyd.* fragm. com. *Sturz.* 1789. p. 51. So nach Studach. Mit Othin als Ofnir kann man auch vergleichen, daß nach Horapollon (I, 61, 64) die Ägypter den *κοσμοκράτωρ* (Weltbeherrscher) und den *παντοκράτωρ* (Allwalter, Allvaldr, ein Bezeichnungsname Othin's) unter dem Bilde einer ganz vollständigen Schlange vorstellten.

es zu einem Treffen. Die Birkibeinar zogen sich hinauf auf die Gebirgsseite und beschossen die Walbergir; der Herzog selbst ward verwundet. Er zog sich über das Gebirg, und die Birkibeinar verfolgten ihn und erschlugen Aswarden, den die Walbergir auf Steig gelassen hatten. Der Herzog zog sich nach Nidaros, mußte aber von den Birkibeinarn auch hieraus entfliehen, und fand durch sie bei dem Kloster Elgisetr den 23. Juni 1240 den Tod. Bei der großen Heerfahrt, die König Hakon im J. 1253 nach Dänemark that, hatte Ögmundr Kråkidanz eins der Großschiffe, nämlich den Gunnarsbátr. Als Hakon bei der dänischen Heerfahrt im J. 1256 einen großen Theil seines Kriegsvolks südwärts von Helland absandte, um das Land durch Feuer und Schwert verheeren zu lassen, schickte er zwei Theile südwärts nach Glymstein und den dritten nach Geitkiár. Unter denen, welche jene beiden ersten Theile befehligten, war Ögmundr Kråkidanz der Oberste. Er landete bei Glymstein am Bartholomäustage, fand keinen Widerstand, erschlug viele Dänen und verbrannte alle bewohnte Orte bis Eidre. Hierauf ging er herab zu seinen Schiffen. Den Sonntag kamen die Dänen mit starker Versammlung und erschlugen einige von dem norwegischen Volke auf dem Lande. Nachdem fuhren die Norweger fort von Glymstein und verbrannten zuvor die Stadt Aranes; diese Heerfahrt unter Ögmundr hat der Skalde Sturla Thordason durch zwei Weisen verewigt. König Hakon lag in Eikreyar (Ekeröe außerhalb Hising), als das Heer zu ihm kam und sie theilten ihren Heerfang (Beute) nach des Königs Rathe. König Hakon fuhr aus Ekreyiar, ließ zurück bei der Elf (Gaut-Elf) seinen Sohn, den König Hakon. Dieser lag den Herbst über in Straumssund mit zehn Großschiffen. Unter den Schiffsteuerungsmännern (Schiffsführern), welche bei dem jungen Könige zurückblieben, war der erste Ögmundr Kråkidanz. Die Dänen in den Bezirken Hellands, die unverbrannt blieben, wurden zur Erlegung von großen Brandschatzungen geschreckt. Hakon der Junge fuhr vor Weihnachten zum Jolenschmause nach Tunsberg, ließ aber Ögmundr zurück im Osten und Sysslumenn (Voigte) mit ihm. Kurz nach Weihnachten sandte Ögmundr, dem viele Drohungen der Dänen zugebracht worden waren, Botschaft zu König Hakon dem Jungen nach Tunsberg. König Hakon der Alte führte im J. 1257 wieder eine große Flotte gegen Dänemark. Ein Vergleich endete den Krieg. Ögmundr Kråkidanz stand an der Spitze der Gesandtschaft, die im J. 1261 nach Dänemark ging und die Königstochter Ingilborg für den König Magnus nach Norwegen abholte, und nahm dann auch Theil an der großen Hochzeitsfeier. Mit großer Heeresmacht zog König Hakon im J. 1263 gegen Westen, und unter den Lendir Menn, die den König begleiteten, war Ögmundr Kråkidanz. Die Flotte kam zu den Orkneyar und griff dann Schottland an im J. 1264. Als der König in Kiabarey (einer der Hebriden) lag, theilte er sein Heer, und sandte südwärts nach dem Vorgebirge Satiri (Cantiri in Schottland) funfzig Schiffe. Einer der Häuptlinge darüber war Ögmundr Kråkidanz. Die Häuptlinge Myrgadr und Engus, welche über Satiri herrschten, unterwarfen sich dem Könige Hakon und retteten so einen Theil des Vorgebirges vor der Verheerung. Doch mußte das Vorgebirge dem Könige Hakon 200 Rinder entrichten. Während dessen war der Heerestheil, bei dem sich Ögmundr befand, nach dem Vorgebirge Satiri gekommen, hatte dort gelandet, verbrannte die bewohnten Orte, die ihm zunächst lagen und erschlug Menschen. Als sie aber an die Hauptorte gelangt, kam ein Brief des Königs Hakon und verbot ihnen zu heeren. Sie fuhren da hinaus unter Gudey, dem Könige Hakon entgegen. Als der König zu Zeit Michaelis bei den Hebriden lag, trieb ein allgewaltiger Sturm seine Schiffe an die Küste von Schottland. Hier griffen die Schotten die Nordmannen an. Doch kamen sie ans Land, und die Schotten flohen. Den Tag darauf erschien ein so großes Schottenheer, daß man glaubte, der Schottenkönig würde es selbst sein. Ögmundr Kråkidanz war auf einem Hügel und 200 Mann bei ihm. Die vordersten Schotten griffen ihn an. Die übrigen Norweger, welche auch gelandet waren und deren Zahl 6—700 Mann betrug, stand unten bei dem Strande. Die Schotten hatten 500 Ritter mit bepanzerten Rossen und auch ein wohlbewaffnetes Fußheer. Die Nordmannen auf dem Hügel breiteten sich nach der See hinab und wollten nicht, daß die Schotten sie umringten. Andres Nikolasson kam hinauf auf den Hügel und bat Ögmundr, sich auf den Strand hinabzuziehen. Dieses geschah eiliger, als sie wollten. Da glaubten die auf dem Strande, daß sie fliehen wollten, und ein Theil lief zu den Booten und entfernte sich vom Lande. Auch erlitten die Nordmannen, die sich vom Hügel auf den Strand zogen, einigen Verlust. Aber Ögmundr und die andern Häuptlinge verloren den Muth nicht, und schlugen die härteste Schlacht, indem zwei Schotten auf einen Norweger kamen. Letztere schlugen die Schotten. Die Geschlagenen zogen sich auf den Hügel. Aber auch von diesem trieben die Nordmannen sie durch kühnen Angriff hinab, und die Schotten flohen. Diesen Sieg hat verewigt der Skalde Sturla Thordarson durch seine Weisen [1]). Ögmundr spielte unter König Hakon dem Alten unter allen Lendir Menn die glänzendste Rolle. König Hakon der Alte starb in der Nacht vom 15. zum 16. December 1263. Ihm folgte sein Mitregent König Magnus, der auch an der Heerfahrt gegen Schottland Theil genommen. Vergebens ward um Frieden zwischen Norwegen und Schottland im J. 1264 unterhandelt. Da sandte König Magnus Ögmundr Kråkidanz nach den Orkneyar und gab ihm die Gewalt darüber zur Landesvertheidigung oder wörtlich zur Landwehre [2]). Ögmundr kam im Herbst in die Orkneyar und hörte, daß der Schottenkönig nach Katanes ein Heer gesendet hatte, und großes Gut von den Katnesingar'n darum nahm, daß König Hakon Schatzung auf die Katnesingar gelegt hatte. Da ging großes Gerücht um, daß in den Orkneyingarn würde geheert werden, und deshalb wollte Ögmundr das

1) S. Saga Hakonar Kounungs Hákonar-Sonar, gr. Ausg. der Heimskringla. 5. Bd. Noregs Konunga Sögur. p. 202, 215, 220, 223, 257, 305, 316, 318, 319, 321, 343, 346, 360, 362, 370—372. Fornmanna-Sögur. T. IX. p. 458, 474, 481, 484. T. X. p. 102, 123, 126, 138—140. 2) til landvarnar.

Kriegsvolk nicht aus Orkneyar führen, als Jon Thiori und Eirikr Bosi mit Eireck Dufgalsson, der vom Könige Magnus nach den Hebriden gesendet war, dahin aus Orkneyar fahren sollte. Dugfall schlug die Schotten auf Katanes, kam im Frühlinge nach Orkney und bat um Kriegsvolk. Da ließ Ögmundr Eirikr Dugalsson und Eirikr Bosi und Jon Thiori mit Dugal fahren [3]). Leider ist die Saga Magnusar Konung's nur in Bruchstücken auf uns gekommen und unbekannt, welche Rolle Ögmundr Kråkidanz ferner gespielt hat. *(Ferdinand Wachter.)*

ÖGWALLDR (nordische Sagengeschichte), ein König und großer Heermann, verehrte durch Opfer vor allen eine Kuh, und hatte sie mit sich, wohin er immer zog. Ihm deuchte heilsam immer von ihrer Milch zu trinken. Er fiel in der Schlacht gegen den König Warin. Auf dem Vorgebirge, das von ihm Ögwalldsnes [1]) (Ögwalld's Vorgebirge) genannt ward, wurde er in einem Hügel nicht weit von dem Gehöfe gleiches Namens begraben, und aufgerichtet Bautastenar [Abwehrungssteine [2])]. In einem andern Hügel nicht weit davon ward die Kuh gelegt [3]). Von Ögwalldsnes ist noch insbesondere zu erwähnen die große Schlacht zwischen König Hakon dem Guten und den Söhnen Erich's Blutaxt (Eirikr Blodöx). Beide Theile fanden sich auf Krömt, stiegen von den Schiffen und schlugen sich auf Ögwalldsnes. Jeder von beiden hatte viele Mannschaft und ward dort große Schlacht. Mächtig drang König Hakon vor und kam vor den König Guthorm, Eriksson. Sie hatten Hiebetausch. Guthorm fiel, seine Fahne ward niedergehauen, und viele Mannschaft sank mit ihm in den Tod. Da flohen die Erikssöhne zu den Schiffen. Diese Schlacht ist gefeiert von Guthorm Sindri in der Hakonar Drápa [4]). Man setzt die Schlacht auf Ögwalldsnes ins Jahr 957 [5]). *(Ferd. Wachter.)*

OHHUD (Uhhöd bei neuern Reisebeschreibern, أحد bei Abulfeda). Ein, wie neuere Reisebeschreiber behaupten, aus braunem und rothem Jaspis bestehender hoher Berg, in der ehemals vulkanischen nacktfelsigen arabischen Provinz Hedschas, nördlich von Medina, nach Edrisi 6000 Schritt davon entfernt; welchem gegenüber, 1¼ Meile südlich, der Berg Air, عير, liegt, den man für einen vulkanischen Basaltkegel hält. Merkwürdig ist der Berg Ohhud wegen der Schlacht, in der Muhammed seinen Oheim Hamzah, Hhosain und Taid verlor. Als im heißen Kampfe ihm Ali etwas Wasser aus der nahen Quelle Mehras zutrug, verschmähte er davon zu trinken und wusch sich nur das Blut von seinem Antlitze ab (Abulfeda). *(Rommel.)*

OIDEMIA *Flemming* (Aves). Eine aus Anas gesonderte Entengattung, unterschieden durch den breiten, an der Wurzel oben hohen und höckerigen Schnabel und die gelappte Hinterzehe. Die sämmtlichen Entenarten sind so nahe mit einander verwandt, daß mehre Naturforscher der Ansicht sind, sie nur in Unterabtheilungen zu bringen, keineswegs aber als Gattungen zu trennen. Boie hat diese Gattung **Melanitta** genannt, Bonaparte betrachtet sie nur als Untergattung der von ihm aufgestellten Gattung **Fuligula**, und rechnet zu ihr **Oidemia** und **Biziura** Leach's, indessen er **Oidemia** Stephenson's zum Theil zu seiner Gattung **Oxyura** zieht. **Oidemia** enthält die sogenannten **Macreuses** der Franzosen, als **Anas fusca, perspicillata, nigra, leucocephala etc.** (Dr. *Thon.)*

ÓKOLNIR (nordische Göttersage), Unerkälter, Unkalter, von **kólna**, *frigescere*, kalt werden, kalt sein, frieren, sich erkälten. Er bildet den Gegensatz zum Saale des Sindrigeschlechts. Von ihm singt die Wala in der **Völuspá** [1]):

Ein Strom fällt von Osten
Durch Giftthäler
Mit Schmutzen und Schwerten
Slithur [2]) heißt der.
Stand im Norden
Auf Nidafiöll [3]).
Aus Golde der Saal
Des Geschlechtes Sindri's,
Aber ein anderer stand
Auf Okolnir,
Der Biersaal des Riesen.
Aber der [4]) Brimir heißt.

Hierauf singt die Wala, wie sie stehen sah einen Saal von der Sonne fern auf Naströnd. Seine Thüren wenden sich nach Norden, und in ihm dulden Meuchelmörder, Meineidige und Verführer der Frauen anderer Qualen. Die Wala sagt von dem Saal auf Okolnir: er stand, weil sie ihre Gesichte erzählt, die sie gehabt hat. Das Bestehen des Saales auf Okolnir wird in dem göttersaglichen Lande vor den Götterbrand oder das Ende dieser Welt gesetzt. Die jüngere Edda dagegen, nicht ganz frei von christlichem Einflusse, bringt ihn nach dem Götterbrand, und zwar in Beziehung darauf, daß jeder Mensch irgendwo ewig leben soll, wird geantwortet: Es gibt viele gute und viele böse Aufenthalts=

3) Sögubrot Magnusar Konungs Hákonar-Sonar im 5. Bd. der gr. Ausg. der Heimskringla, Noregs Konunga Sögur p. 385, 387, 388. Fornmanna-Sögur. T. X. p. 156, 158.

1) Jetzt Avaldsnes auf der Insel Körmt. Ögwalldsnes war ein berühmtes Gehöfe, auf dem die nordischen Könige nicht selten verweilten. S. die gr. Ausg. der Heimskringla. 1. Th. S. 118. 145, 267, 268. 2. Th. S. 183, 184. 186, 188, 190, 193, 194, 196. 2) S. F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis (Heimskringla). 1. Bd. S. 6. 3) Olafs Saga Tryggvasonar des Snorri Sturleson. Cap. 71 bei F. Wachter, a. a. O. 2. Bd. S. 310. Die große Olafs Saga Tryggvasonar, c. 196 in den Fornmanna-Sögur. T. II. p. 137, in den Scripta historica Islandorum. T. II. p. 126. Die Oddische Olaf's Saga Tryggvasonar. Cap. 39 in den Fornmanna-Sögur. 10. Bd. S. 299, 300. 4) Ehrengedicht auf Hakon den Guten, s. die Strophen bei F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. Sage Hakon des Guten. Cap. 20. 2. Bd. S. 51—56. 5) *Schoenig.* Chronologia ad historiam Snorrii, Sturlae filii, illustrandam pertinens im 1. Th. der gr. Ausg. der Heimskringla. S. LII.

1) Str. 331 in der gr. Ausg. der Edda Sämundar. 3. Th. S. 42. 2) Zerschlitzer. 3) D. h. den Gebirgen der Finsterniſſe. 4) En sá Brimir. Es ist nicht ganz klar, ob das sá (der) auf den Riesen oder auf den Saal geht (s. Studach, Sämund's Edda des Weisen. S. 18). Der Verfasser der jüngern Edda bezieht es auf den Biersaal, und nimmt Brimir als Namen des Saales, nicht des Riesen, an.

orte. Am besten ist es in Gimli bei Surtur zu sein. Genug des guten Trankes ist auch für die, die daran Lust haben, in dem Saale, der Brimir heißt, und der in Okolnir und gleichfalls im Himmel ist. Auch ist eine gute Wohnung auf den Nidafiöll (Gebirgen der Finsterniß), aus rothem Golde gebaut, die Sindri heißt. In diesen Wohnungen sollen gute und rechtschaffene Menschen sich aufhalten. Aber der Saal des Sindrigeschlechts auf den Gebirgen der Finsterniß und im Norden ist nach der echten unverfälschten Göttersage sicher nicht im Himmel, und kein guter Aufenthaltsort, sondern der Verfasser der jüngern Edda hat sich, wie wir im Artikel Dualismus bei den Germanen bemerkt haben, höchst wahrscheinlich dadurch verführen lassen, ihn zu einem guten Aufenthaltsorte zu machen, weil er mit Golde gedeckt ist. Der Brimir in Okolnir soll zu ihm einen Gegensatz machen. Nur wird nicht deutlich, ob sein Unkaltsein in Beziehung auf seine Lage zu setzen, oder auf andere Ursachen. Dem Liede nach scheint **fyr nordan** (vor von Norden her, d. h. im Norden), welches die Lage des Saales des Geschlechts Sindri's (des Feuersteins) bezeichnet, den Gegensatz zu dem Unkalten, auf dem der Saal Brimir oder der Saal des Riesen Brimir's steht, zu machen, und ein Saal in der Südwelt zu verstehen, vielleicht gar in **Muspellzheimr**, der Welt Surtur's. Nimmt man hingegen den Saal im Norden an, wohin er, da sein Herr ein Riese ist, am ersten gehört, so sind, wie man vermuthet, unter dem **Brimir** von **brimi**, Flamme, Hitze, also Flammer, Hitzer, vulkanische Abgründe zu verstehen [5]). Der Okolnir erhielt dann seine Hitze durch unterirdisches Feuer; der Gegensatz zu dem Saale des Sindrigeschlechts könnte dann immer so bestehen, daß, während das Lied den Saal des Sindrigeschlechts als im Norden auf dem Nidafiöll liegend bezeichnet, der Okolnir auf der Südseite der Nidafiöll oder der Gebirge der Finsternisse läge. Allein obschon der Saal einem Riesen angehört, so ist er doch nicht als ein ganz schlechter Aufenthaltsort zu denken, da er ein Biersaal ist. Die nordische und teutsche Göttersage liebt ungemein die Dreiheit, und führt hier drei Aufenthaltsorte auf. Der Saal im Norden auf den Alpen der Finsterniß ist als kein guter Aufenthaltsort zu denken, aber auch nicht als der schlechteste, da er mit Golde gedeckt ist. Besser ist der Saal Brimir, der darauf genannt wird, denn er liegt auf dem unkalten Orte Okolnir, und ist ein Biersaal, aber der eines Riesen. Aber der dritte Ort, der darauf genannt wird, **Nástrond**, wo Meuchelmörder, Meineidige und Verführer der Frauen anderer in Giftströmen waden müssen, und wo an den Leichen der Gestorbenen Nidhöggur (die Schlange) saugt, und der Wolf die Männer zerreißt, ist ein Qualort. Der Saal auf Okolnir ist dagegen als ein leidlicher Aufenthaltsort, aber doch nicht als eine Walhöll zu denken, da er nicht dem obersten Asen Othin, sondern einem Riesen angehört. Brimir kann auch von Brandung, d. h. Meeresbrandung, genannt sein, und wir erhalten dadurch in dem Biersaal auf Okolnir einen ähnlichen oder auch einen und denselben Biersaal mit der Halle Ägir's (des Meeres), bei dem die Asen zur Flachserntezeit ein Trinkgelag hatten [6]). Ägir ist auch ein Riese, und konnte als das Meer sehr gut den Namen **Brimir** (Brander) erhalten, und der Ort, auf dem sein Biersaal steht, heißt dann **Okolnir**, entweder weil er durch unterirdisches Feuer erwärmt ward, oder wahrscheinlicher, weil es eben zur Flachserntezeit auch am Meere nicht kalt war. Später, als man die Göttersage in Menschensage umwandelte, konnte auch der Biersaal des Riesen diesem Schicksale nicht entgehen, denn der Verfasser der spätern Vorrede zur jüngern Edda sagt: Jener herrliche Saal, den die Asen **Brimis sal** (Brimir's Saal) oder **Biór-sal** (Biersaal) nannten, bedeutete den Hof des Königs Priamus.

(*Ferdinand Wachter.*)

Ökonomie, s. **Landwirthschaft**.

ÖKUTHOR (nordische Göttersage) ist der wichtigste Name Thor's, des Donnergottes, und bedeutet den mit dem Wagen fahrenden Thor. Die bedeutsamste Stelle in Beziehung auf diesen seinen Hauptnamen ist in der Liederedda in der **Thryms-Quida** Str. 22, 23 [1]), wo Loki sagt:

„Wir sollen fahren (aka) [2]) beide
Nach Jotunheimar.“

Dann heißt es weiter:

Sogleich wurden die Böcke
Heimgetrieben,
Hurtige an den Deichseln
Sollten wohl rennen,
Die Bergfelsen bersteten,
Die Erde brannt' in Flamme,
Othin's Sohn fuhr (ok) [3])
Nach Jotunheimar.

Donnerschläge hießen und heißen **reidar-thrumur**, Wagendonner, von **reid**, Wagen, und **thruma**, Donner, da man sich die Donnerschläge als das vom Wagen des Donnergottes verursachte Getöse dachte. Donnerschlag wird genannt deshalb auch **Reidarslag** (Wagenschlag). Ja **reid** selbst bedeutet auch Blitz und Donnerwetter, und **reidiskialf**, Erschütterung durch den Donner bewirkt. Da man den Donner als durch das Fahren entstehend dachte, ist auch des Donnergottes bedeutungsvollster Name **Öku-thor**, Fahrthor, d. h. Donnerer durch Fahren mit dem Wagen. Daß er mit Böcken fährt, kommt wol daher, daß die Böcke als Sinnbild der Fruchtbarkeit genommen werden, in Beziehung auf das Befruchtende der Gewitterregen [4]). Daß Ökuthor mit Böcken fährt, wird

5) So nach Finn-Magnusen zur Völuspá, und nach ihm Legis, Fundgruben des alten Nordens. 2. Bd. S. 46.

6) S. Hymisquida Str. 39. gr. Ausg. der Edda Sæmundar. 1. Th. S. 145 und den Art. Hymisquida, 2. Sect. 12. Th. S. 436 und die Aegis-drecka. gr. Ausg. der Edda Sæm. 1. Th. S. 148 fg.

1) In der gr. Ausg. der Edda Sæmundar. 1. Th. S. 190, 191. Vergl. F. Wachter's Übersetzung im Journ. für Literatur, Kunst, Luxus und Mode. 36. Bd. Jahrg. 1821. (Weimar 1821.) S. 12, 13. 2) Mit dem Wagen fahren. 3) Fuhr mit dem Wagen. 4) Vergl. F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis (Heimskringla), übersetzt und erläutert. 1. Bd. S. 224. Anm. 29.

bei seinen Fahrten gern blos durch die Sorge für seine Böcke angegeben. So heißt es in der Hymisquida Str. 6, 7:

Fuhren (fóro) [5]) stark
Den Tag vorwärts
Von Asgard
Bis (sie) zu Ägir [6]) kamen
Hirdi [7]) han hafra
Horngaufgazta,
Brachte er in die Hürde die Böcke,
Die mit Hörnern begabtesten,
Kehrten zur Halle,
Die Hymir hatte.

Oben wird fóro, reisten, blos im Allgemeinen gebraucht, und nicht oko, fuhren mit Wagen, sondern dieses erst weiter unten veranschaulicht, durch Thor's Sorge für seine Böcke. Sollte Thor nicht schädlich werden, mußte er nach der Edda von seinem Wagen steigen und aufhören Ökuthor zu sein. So singen die Grimnismál Str. 29, 30. S. 84, 85:

Kaurmt und Aurmt
Und die beiden Kerlaugar,
Sie soll Thor durchwaden,
Jeden Tag, wenn er (zu) richten geht [8])
Zu der Esche Yggdrasil,
Indem die ganze Asenbrücke brennt in Flamme
Und die heiligen Gewässer glühen.

D. h. wenn Thor nicht durch die Ströme waden, sondern über die Götterbrücke (den Regenbogen) und durch die Ströme mit dem Wagen fahren wollte, so würde jene ganz in Feuer brennen, und diese erglühen. Weiter singen die Grimnismál:

Glathr und Gillir
Gler und Skeid-Brimir,
Silfrin-Toppr und Sinir,
Gisl und Fal-Hofnir,
Gull-Toppr und Lett-Feti
Auf den Rossen reiten die Asen,
Jeden Tag, wenn sie (zu) richten reisen [9])
Zu der Esche Yggdrasil.

Ökuthor, der im Donnerwagen fahrende Gott, macht also einen Gegensatz zu den übrigen Göttern. Sie haben Pferde, Ökuthor keine. Darf er nicht im Wagen fahren, so muß er zu Fuße gehen. Wenn daher Thor Hlórridi, welches aller Wahrscheinlichkeit nach so viel als Hlóridi, Flammenreiter [10]), bedeutet, und Eindridi, welches, wie wir vermuthen, des Wohllauts wegen, aus Einridi, Einreiter, Alleinreiter [11]) gebildet ist, zu Namen hat, so ist bei ridi nicht an einen wirklichen Reiter zu Rosse zu denken, aber doch die Namen von (at) rida gebildet, welches nicht equitare, sondern auch vehi, in sublime ferri, sublimis ferri bedeutet [12]). Nach Grimm bezieht sich ridhi in Hlórridhi wol auf reidh (Wagen) [13]). Doch auch reidh (Wagen) ist als verwandt mit rídha, reiten, d. h. sich schnell bewegen, anzunehmen. Ökuthor wird also als Flammenreiter nicht in specieller Bedeutung als Reiter zu Rosse, sondern überhaupt für einen genommen, der sich schnell in Flammen dahin bewegt, und als Ökuthor (Wagenthor) zwar im Wagen. Die Skalden beschreiben die Wirkung, die Ökuthor hervorbringt, wenn er in seinem Wagen fährt, so heißt es: mánavegr dundi und hánom, der Mondesweg (d. h. der Himmel) ertönte (donnerte) unter ihm; ginnúnga-ve briuna der Gähnungen (der leeren Räume), Heiligthümer (d. h. die Luftregionen) verbrennen, upphimin manna braun [14]), der Emporhimmel der Menschen brannte. Cormark singt: [15])

heidh sitr Thórr í reidhu

D. h. Thórr sitr í heidh-reidhu, Thor sitzt auf dem Heiterkeitwagen, auf dem Wagen des heitern Wetters [16]). Hier wird Ökuthor entweder genommen, wie er bei heiterm Wetter nicht blitzt, oder auch die Redensart hat den Sinn: Ein Blitz aus heiterm Himmel. Doch ist nach dem Zusammenhange der Strophe wahrscheinlicher, daß gemeint ist: Es ist jetzt heiteres, gewitterloses Wetter, und ich führe deshalb mein Gedicht an Sigurd weiter fort. Auch donnerte und blitzte Ökuthor, wenn er fuhr im Gegensatze der Ansicht der Edda nach den Grimnismál nicht immer, so nennt die Thórsdrápa seinen Wagen: hafra hógreidh, der Böcke Sanftwagen, Thor donnerte da nicht. Aber sie nennt ihn auch herdrumu vigg, des Heerdonners Fahrzeug. Da donnerte Thor. Die jüngere Edda sagt in Beziehung auf unsern Gegenstand, daß Thor Asathor, Thor der Asen, und Ökuthor (Wagenfahrthor) heiße, und weiter unten: Thor hat zwei Böcke, Namens Tangniostr und Tangrisnir und einen Wagen, in dem er fährt. Die Böcke ziehen den Wagen, darum

5) Von fara, es hat aber nicht die Bedeutung von unserm jetzigen Fahren (mit dem Wagen), sondern bedeutet blos reisen überhaupt, mochte es zu Fuße geschehen (s. z. B. F. Wachter a. a. O. S. 201, wo fór durch Reisen gegeben werden mußte), oder zu Pferde oder zu Wagen. 6) Hier für Riese überhaupt. 7) Behütete, besorgte, brachte in den Stall; hirdi von (at) hirda, custodire, servare. 8) Ferr, wörtlich fährt, d. h. reiset. Vgl. die jüngere Edda: Thor geht (gengr) zu dem Gerichte und durchwadet die Flüsse. 9) Fara, fahren. 10) Nach Grimm (teutsche Mythologie S. 113) scheint Hórridhi assimilirt aus hlódhridi und S. 157 fragt er: sollte nicht Hlórridhi, ein Beiname Thor's, des Sohnes der Hlódhin aus Hlódridhi gedeutet werden können? Uns scheint das erste r des Wohllautes wegen Verdoppelung für Hló-ridi (Lohreiter, Flammenreiter), sowie auch Biörn Haldorson (Lexicon Islandico-Latino-Danicum. T. I. p. 363) hat: Hlórridi, m. agnomen Thoris ex equitatione ignita per aëra, Thors eller Tordengudens Tilnavn, af lynende Fart giennem Luften, Thor's oder des Donnergottes Zunamen von blitzender Fahrt durch die Luft. Nehmen wir auch die Form Hlódridi, Lódridi, so brauchen wir sie doch nicht, wie Finn-Magnusen (Lex. Mythol. p. 436) thun will, durch focos sive aras supervolitans zu erklären, sondern das erste d ist anzunehmen als eingeschoben des Wohllautes wegen auf Veranlassung des zweiten d, ähnlich wie wir vermuthen Eindridi ursprünglich Einridi hieß, aber nicht so gut klang, und deshalb dem Eindridi Platz machen mußte. S. F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 2. Bd. S. 191—193.

11) D. h. ein Reiter, welcher allein (d. h. ohne Heerschar) zum Kampfe reitet. Vergl. den Art. Einheri, welches auch ein Name Thor's ist. 12) Vergl. Finn-Magnusen, Glossar zum 2. Bande der gr. Ausg. der Edda Sämundar. S. 761. 13) Grimm, Teutsche Mythologie. S. 113. 14) S. Finn Magnusen (Lex. Mythol.), wo aus der Thórsdrápa auch die Stelle angeführt wird, wie die Brauen-Sonnen (Augen) durch die hohe Flamme des Himmelsfeldes bei dem schweren Tritte (dem heftigen Anprallen) getreten (verletzt) werden. 15) In dem Bruchstück in der Skallda. S. 174 und daraus im Anhange zur Kormacks Saga. p. 273, 274. 16) Heidh, sudum, serenum, klares Wetter.

heißt er Ökuthor[17]). Ökuthor fuhr einst mit seinen Böcken, und mit ihm der Ase Loki. Am Abend schlachtete Ökuthor seine Böcke, und kochte sie, und ließ den, bei dem er übernachtete und seine beiden Kinder mitspeisen, legte die Felle an die Seite des Herdes, und hieß sie die Knochen auf die Felle werfen[18]). Thialfi, der Sohn des Hausherrn, zerschlug ein Schenkelbein von dem einen Bocke, um zum Marke zu gelangen. Am Morgen darauf hob Ökuthor seinen Mjölnir (Zermalmer, d. h. den Donnerhammer) in die Luft und bezauberte damit die Felle. Die Böcke erhoben sich, aber der eine war am Hinterfuße lahm. Ökuthor schloß, daß Jemand mit den Knochen müßte unvorsichtig umgegangen sein, und faßte den Hammerstiel drohend an. Der Hausherr und die Seinen baten um Frieden, und boten Alles, was sie hatten, zum Ersatz an. Ökuthor ließ sich mit den Kindern Tialfi und Röska zur Erstattung begnügen, und sie folgen ihm seitdem als seine Dienstleute. Nach der jüngern Edda hatte Ökuthor das Unglück mit dem einen Bocke auf seiner Fahrt zu Utgardsloki, nach der Hymisquida, als er von seiner Fahrt von Hymir zurückkehrte, durch Loki's List (s. d. Art. **Hymisquida**). Daß auch die Teutschen in engerer Bedeutung dem Donar (Thunnar, Donner) Böcke beilegten, lehrt dieses, daß die männliche Heerschnepfe (**scolopax gallinago**) wegen ihres weithinschallenden meckernden Gewiehers oder wiehernden Meckerns, das sie zur Paarungszeit an warmen Frühlingsabenden hoch in die Luft steigend, mittels des Zusammenschlagens der Flügel hören läßt, nicht nur Himmelsziege, sondern auch Donnerziege, Donnertagspferd heißt. Man glaubt, daß ihr Flug Gewitter verkünde. Sie hat auch, da eben warme Frühlingsnächte mit den Gewittern in nahem Zusammenhange stehen, mit dem Donner natürliche Beziehung. Man vermuthet (Grimm, Teutsche Myth. S. 126), daß das Ziegenopfer der Langobarden dem Donar gegolten, weil die Römer, wo der Blitz eingeschlagen hatte, dem Jupiter ein Lamm opferten und die Ossteten und Circassier ihrem Donnergotte bei der vom Blitze getroffenen Leiche eine Ziege zum Opfer schlachten, und das Fell an einer Stange aufrichten. Der Gebrauch des Fellaufhängens hatte auch bei den Langobarden statt. Für Ökuthor war auch eine andere Benennung des Gottes **Reidityr** (Wagengott). Ökuthor war der Name für Thor, wenn man ihn in seiner Macht dachte. So sagt der Riese Utgardsloki, als er Thor'n verhöhnt: Ist dieser kleine Bursche Ökuthor? Bist du vielleicht größer, als du scheinst? Als man später aus der Göttersage Menschengeschichte zu machen suchte, spaltete man den einen Thor, der Asathor und Ökuthor hieß, in zwei Thor. So heißt es in jenem spätern Zusatze zu **Gylfaginning** S. 78: Damals (nämlich in Schweden bei den Asen) ward genannt Thor, der wirklich **Asathor** war; denn jener alte Thor ist Ökuthor. Ihm werden zugeschrieben jene Großthaten, welche Hektor in Troja that. Nach der spätern Vorrede zur jüngern Edda sind Hektor und Ökuthor einer und derselbe[19]), und Ökuthor's Söhne sind Modi und Magni, sie, die auch Ökuthor's Söhne in der Göttersage sind. Nach ihr werden nach dem Surtur's Brande oder dem Untergange dieser Welt Modi und Magni den Miölnir (den Donnerhammer des Vaters) haben. Auch dieses wußte der Umwandler der Göttersage zu benutzen. Der Brand Troja's heißt der Surtursbrand. Ökuthor's Söhne, Modi und Magni, kehren aber zurück, um die Länder von Ali oder Widar zurückzufodern[20]). Ungeachtet jener Deutung der Götter- in Menschensage hat doch Ökuthor seine Herrschaft als Donnerer behauptet. Donner heißt noch jetzt in Schweden Tordön (Thordonner) und in Dänemark Torden (Thordonner). Donner heißt es in Schweden auch **Åska**, und **åska**, donnern, und das **åssikia** im westgothischen Gesetze deutet dahin, daß **åska** verkürzt ist aus **âsaka**, Wagen oder Fahren des Gottes, nämlich von **âs**, *Deus*, *Divus*, und **aka** (schwedisch **åka**) *vehere*, *vehi*. Auf Gothland bedient man sich für Donner des Ausdrucks **Thorsåkan**, Thor's Fahren mit dem Wagen. Wenn es donnert, pflegt das Volk in Schweden noch jetzt zu sagen: **Godgubben åker**, der gute Greis fährt, und **Gofar åker**, der gute Vater fährt. Den Blitz nennt der Norweger **Thors Varme** (Thor's Wärme). Mit Ökuthor findet man zusammengestellt den Ucco oder Ucco-Turan der Finnen und **Ajeke** oder **Auke** der schwedischen Lappen. **Auke** für **Ajeke** der andern war im luleåer Lande gebräuchlich und bedeutete einen Vater oder Greis[21]). **Ajeke** bedeutet Blitzer,

17) Snorra Edda, Ausgabe von Rask. S. 23. Rühs, Edda. S. 184. 18) Vergl. über den ähnlichen Brauch bei den Lappländern den Art. Opfer. 3. Sect. 4. Th. S. 108.

19) Vergl. die übrigen mährchenhaften Stammbäume, wo Thor auch des Priamus Sohn oder rücksichtlich auch Enkel ist und überdies aus den verschiedenen Namen Thor's verschiedene, von einer abstammende Personen gemacht sind. Diese Stammbäume finden sich zusammengestellt von Grimm, Teutsche Mythologie. Anhang S. XX, XXII. Über Ökuthor vergl. *Finn-Magnusen*, Lex. Mythol. p. 917. 20) Die Vafthrudnismál Str. 61. S. 32 singen nämlich:

Widar und Wali
Bewohnen die Heiligthümer der Götter,
Da, wenn Surti's Flamme verlöscht,
Modi und Magni
Werden Miölnir haben
Und gewinnen bei dem Schlachtermannlegung,

d. h. werden siegreich die große Schlacht beenden, in der ihr Vater Ökuthor durch die Midgardschlange umgekommen ist, die er zwar erschlagen hat, durch deren Gift er aber auch des Lebens beraubt wird. 21) *Schefferus*, Lapponia. p. 92. *Lindahl* et *Ohrling*. Lex. Lapp. Lappländisch: Atja, Atjekuts, Aija, der Donner und der Donnergott, Raide, der Donner, Atjan raide, das Murmeln des Donners; Atja justa, Aija klibma, Atjekus klibma oder Dudna, es donnert. Nach der Mundart der Feldlappen in Knud Leems Nomenclator: Diermes, der Donner, Diermes zhiergo, der Donnerschlag; zjerguo, es donnert; bei den russischen Lappen: Horangelis, Aja, Thor, der Donner. Finnisch nach *Juslenii* Lex. Finn. in vielen besondern Mundarten: Paucaïna, Coitto, Pitkäinen, *Uckoinen*, Jyly, Jylinä, Jyleseminuen, der Donner, jylistetän, es donnert, Jylystäjä, der Donnerer, turgelet, donnern. Donnergott der alten Esthen und Kuren auf Ösel hieß Tara-pilla, in Reval heißt Pikne, Pitkne, der Donner, mürristana, donnern, pitkne müristab, pitkne hüab, es donnert; in Dorpat Pikne, der Donner, mürristema, mürrisema, kärkma, donnern, pikne mürriseb, es donnert; in Harrisch: *Ei-*

und Ajak bei den Assanen Blitz, vorzüglich Ök bei den Ostiaken, wird als mit Ökuthor übereinstimmend genommen. Ist die Übereinstimmung nicht blos eine äußerliche und zufällige, d. h. besteht sie nicht blos im ähnlichen Klange, sondern ist es eine innere Übereinstimmung und wirkliche Verwandtschaft, so sind Ajak und Ök als abgeleitete Bedeutungen zu nehmen. Da man sah, wie, wenn man mit dem Wagen fuhr, die Räder Feuer aus dem Eisen schlugen, auch die Achsen, wenn sie nicht getheert oder mit Fette gesalbt waren, sich leicht entzündeten und der fahrende Wagen ein dem Donner ähnliches Getöse hervorbringt, so mußte man leicht darauf kommen, einen Wagen als Bewirker des Blitzes und Donners anzunehmen, und dem Wagen als abgeleitete Bedeutung die Bedeutung von Blitz zu geben, sowie im Isländischen reidh wirklich Wagen und Blitz und Donnerwetter bedeutet. Auch bei den Lappen bedeutet Raide Blitz. Die Finnen, wie die Nordmannen die Lappen nannten, verkehrten nämlich häufig als Zauberer unter den Nordmannen. Auch bei den Bucharen bedeutet Read Blitz. Als mit Ökuthor verwandt, findet man ferner das Akdi (Blitz) der Tungusen und das Akdu der Mantschu [22], vermuthet, und auch verglichen mit Dor-ochdi, dem höchsten Gott und Bestrafer der bösen Menschen bei den Tungusen, und entfernt zusammengehalten mit dem Okke der Virginier in Amerika [23]). (*Ferdinand Wachter.*)

OLAFR, Geirstadaalfr, Elfe von Geirstadir [1])

---

kenne kouk, der Donner, kärkatama, im Donner schnell rasseln; in Pernau: Kän, der Donner, kän, hüab, es donnert; bei den Permern nach Müller's Sammlung. III, 383: Gümala, während im Finnischen sonst Jumala Gott bedeutet, der Donnergott war nämlich die älteste Gottheit, und daher auch Ökuthor sicher früher verehrt als Othin, da der Donner auch auf die ungebildetesten Menschen heftig wirkt; Sirjanisch Güm, Jengümala, Karelisch Ukonjuri, Tscheremissisch Küdürtsche, der Donner und Donnergott. Bei den ältesten Slawen war ihr alleiniger Gott nach Procopius der Bewirker oder Verfertiger des Blitzes. Altslawisch bei den Russen und anderen Völkern bedeutete Perun ehedem der Donner und der Donnergott (bei den Linogern jetzt der Donnerstag, Perendam, und bei den Polen noch Piorun, Donner) und bei den aus Slawen, Finnen und Germanen entstandenen Mischvölkern, den Altpreußen, Letten, Kuren, Perkuns, der Donnergott, bei den Letten und Kuren auch Debbes Bunjotais, der Himmelspauker (Pallas, Neue nord. Beitr. V, 126). Lettisch bedeutet Pehrkons noch der Donner, Pehrkons rihb, rubz oder grausch, Tehws, oder Delbes ba..ahs, es donnert; Lithauisch: Perkunas, der Donner, grauje, gröwe, graus, graussi, grauti, growimas, donnern. Bei den Slawen spielt auch das gr eine Rolle, nämlich bei den Russen, Polen, Kassuben *Grom*, Donner. Mehres s. bei Adelung, Älteste Geschichte der Teutschen. S. 353–359. Er stellt die Namen des Donners bei vielen Völkern zusammen mit der Vorbemerkung, daß der Name des Donners in den allermeisten Sprachen eine Nachahmung seines Lautes ist. Thor ist auch eine solche. Aber voller wird die Nachahmung in Ökuthor. Auch andere Sprachen brauchen bald ein einfaches Wort, bald erweitern sie es; so hat das Niederbretagnische Taran (altgallisch Taran, Taranis, Jupiter Tanarus der alten Briten auf einer Steinschrift bei *Baxter*. Glossar. und *Gale* Itiner. Anton.), begnügt sich aber nicht damit, sondern hat noch Curun, Curuni, Cudurun, Ciudyrin, der Donner, cudurunou a so, es donnert; Tarz-Curun, Tarh-Curun, Talun cudurun, Taul Curun, der Donnerschlag; in Vannetris: Gurun, Tarh, der Donner, cudurun, gurunein, tarhein, donnern; in Niederleon: Cuduron, der Donner. Wäre es nicht Nachahmung des Naturlautes, so könnte man Cuduron für das abgekürzte Ökuthor nehmen. Das Wallisische hat neben Taran noch Twrf, Twrwf, Tyrfan, Tyrfau, Twrdd, Rhagdaran, der Donner; das Irländische und Hochschottische Toirneach, Tarneach, Cruim, Donner, toirnighim, cruim, donnern, und so finden wir neben dem T wieder das Kr, wie im Slawischen: Russisch, Polnisch, Susdalisch, Kassubisch, Slowakisch (Ungrisch-Slawonisch), Illyrisch, Bosnisch, Kroatisch, Slavonisch, Dalmatisch Grom, Malo-Russisch Grim, Polnisch Grzmienie, Grzmot, das Donnern, grzmii, es donnert, grzmiác, grzmi, piorunem bić, piorunami, śiać, donnern, Piorun, Donner, Niederlausitzisch Dunder, Pogrim, Grimmane der Donner, sse grimmasch, sse grimma, es donnert, Grimmolane, Dimdrovane, das Donnern, Oberlausitzisch Rimani, der Donner, Ssorima, es donnert, Polakisch Rimani, der Donner, grame, chramat, es donnert. Im Böhmischen oder Tscheschischen geht das gr in hr über: Hrom, der Donner, Hromobij, ein Donnerwetter, hrzjma, hrzjmi, hrimi, es donnert. Slowakisch außer Grom auch Garnliza, der Donner. Was außer Grom und rücksichtlich Grum die Krainer, Illyrier, Serbier, Bosnier, Kroatier, Dalmatier und Slavonier in Gr und G noch haben, s. bei Adelung S. 357. Nur bemerken wir, daß die Illyrier daneben auch Trjēs, Tjeskoi besitzen. Bei den Griechen tritt das βϱ in βϱοωος, βϱοντη, βϱοντημα auf. Neben dem D spielt auch im Teutschen das K und B eine Rolle. Gothisch: Theihwon; Althochteutsch: Thonar, der Donner, thoneron, doneron, donnern. Neuere Mundarten: Elsass. Dunder; Bairisch Dunder, doren; Schwäbisch und Fränkisch doren, thurnen, thornen, turen; Oberpfalz da Dorer, der Donner, doren, donnern; Kaisersb. der Klapf, Donnerklapf, Klupf, klapfen, klupfen; Henisch Gerumpel, Gerümpel, rumpeln; Unterpfalz, Saarw. tümmeln, Tummel, Tummelwetter; Altniederteutsch Thunnar, der Donnergott in der Abschwörungsformel; Platteutsch Donner, Dünner, Grummel, Donner aus der Ferne, grümmeln; Westfälisch Grummel, grummeln; Preußisch Grummelthoren, Donnerwolken, Bullerweder, Donnerwetter, Gloss. Chauc. ap. *Leibnitz* Bullen, der Donner. Im Niederteutschen auch blos Weder, Wetter, wedern, wettern; es wettert, auch in der thüringischen Volkssprache. Angelsächsisch Thunder, Thunor, thuneran, thunran, thunnan, Thunerrada, das Donnern, auch Bullen, der Donner; Englisch Thunder. Neben dem Altnordischen Thruma, Donner und Thrimgialla, Donnergetöse, Dunur, Duna, Donner, (at) duna (vergl. das teutsche doenen, donnern, in einer Bibel vom J. 1477), that dunar; (Dänisch det tordner, in einigen Gegenden Jütlands det doneker [so liebt man bei dem Donnerlaute die Verbindung mit dem k] es donnert) hat das Isländische auch noch Skrugga, Donner. Im Norwegischen heißt Skarforen, Hesbrejen, der Donner, Hesbrei-brag, Donnerschlag. So wechseln Namen für Donner, welche aus bloßer Nachahmung des Naturlautes entstanden sind, mit solchen ab, die durch einen bildlichen Ausdruck den Donner dichterisch bezeichnen. Zu dem, wie B, P, Th, D, K, G, bei den Donnernamen eine Rolle spielen, führen wir noch an das slawonische Germljavino, der Donner, Groma (von Grom) der Donnerschlag, Germiti, germi, gromovi, pucȁju, es donnert. Das Morduinische Púrgīnä, der Donner, Purginipas, der Donnergott, das Wotiakische Gudriáh, das Wegulische Tschachlo, das Kondische Pai, Pai-meril, das Walachische tresnet, Tunet (wol aus tonitru) mit dem Artikel Tunetul, Bumpunitzare, der Donner; tresnek, tun, donnern, das Albanische Bumpulim, der Donner, me bumbulnem, donnern, bubulon, es donnert, das Epirotische me bumbeluem, donnern. Am vorzüglichsten von allen diesen Namen und Ausdrücken ist Ökuthor. Der Klang dieses Namens versinnlicht sehr schön das immer Stärkerwerden des Rollens des Donners, und dabei hat der Name selbst auch eine schöne dichterische Bedeutung. Man kann zu Ökuthor auch den Occopirnos der alten Preußen ziehen, dem wir schon im Artikel Ozinek (s. d.) begegnet sind, und den wir hier in den Nachträgen in einem besondern Artikel betrachten.

22) *Klaproth.* Asia Polyglotta. p. 170, 267. 23) *Finn-Magnusen*, Lex. Mythol. p. 944, 946, 968.

1) Jetzt Gjerrestad. Vergl. *Schoening*. Norv. Hist. T. I. 415 und Geogr. Oplysn. p. 221.

(einem Hofe im norwegischen Bezirke Nedenaes) heißen zwei norwegische Könige: 1) Olaf, Gudröd's und Alfhild's Sohn. Sie war Tochter des Königs Alfarin's aus Alfheimar, und brachte ihrem Gemahle Wingulmörk zu. Ihr Sohn Olaf ward nachmals Geirstada-Alfr genannt. Alfheimar (Elfenwelten) war damals genannt das Land zwischen der Raumelf und der Gautelf. Olaf war im Zwanzigsalter[2]) als sein Vater starb, nahm das Königthum nach ihm, hatte aber blos Westfolld, indem König Algeir unter sich nahm Wingulmörk. Er setzte darüber seinen Sohn, den König Gaudalf. Dann gingen Vater und Sohn mit Macht nach Raumariki, und eigneten sich zu den größten Theil dieses Reiches und Fylkis (Landschaft). Högni, der Sohn Eysteins, des Mächtigen, des Königs der Upplendingar, legte da unter sich ganz Heidmörk und Thotn und Hadaland. Auch wandte sich da von Gudröd's Söhnen hinweg Wermaland und fügte sich zu Schatzgaben unter den Schwedenkönig. Als Olaf's Bruder, Halfdan der Schwarze, das gehörige Alter erreicht, da ging er zum Reiche mit seinem Bruder, und sie theilten das Reich unter sich. Olaf hatte den östlichen Theil, aber Halfdan den südlichen. So Snorri Sturleson im Allgemeinen. Der Tháttr Hálfdanar Svarta (Fornm. S. T. X. p. 167) sagt von Halfdan dem Schwarzen, daß nachdem er Eystein'en wegen Blutsverwandtschaft halb Heidmörk gegeben, und hierauf Thotn und Hadaland unter sich unterworfen, er seinem Bruder, Olaf Geirstadaalf, Westfolld gegeben habe. König Olaf hatte den Sitz in Geirstadir. Er war aller Männer schönster und stärkster, und größter von Wuchse, war ein mächtiger Mann und großer Heermann. Er bekam Fußesschmerz (Podagra) und starb davon, und er ward in einem Hügel begraben in Geirstadir. Von ihm singt der berühmte Skallde Thiodolf von Hwin[3]) im Ynglinga-Tal (Aufzählung der Ynglingen):

Olaf herrschte
Einst (mit) Heftigkeit[4])
Über weitem Grund
Von Westmar,
Bis Fußschmerz
Auf des Gefildes Saum
Den Schlachtertheiler
Abschlagen sollte.
Nun liegt der kampfkühne
Heerkönig[5])
Mit Hügel begossen
In Geirstadir[6]).

2) *Schoening.* Chronologia ad historiam Snorrii, Sturlae filii, illustrandam pertinens im 1. Bd. der gr. Ausg. der Heimskringla. S. LI. setzt Olaf's Geburt ins Jahr 804. 3) Nämlich Hwin, einer Insel in Agdir in Norwegen, weshalb es Hvin á Agdir, Hwin auf Agdir, hieß. S. z. B. Islands Landnámabók. T. III. c. 12. kopenhagener Ausg. v. 1774. 4) Ofsa, Nomin. ofsi, Heftigkeit der Gesinnung, Übermuth, aufbrausende Leidenschaft; doch wird ofsa nach anderer Auslegungsart zu vidri gezogen und wir erhalten: herrschte einst über zu weitem (d. h. sehr weitem) Grund von Westmar. Jedoch war Olaf's Reich eben nicht zu groß. 5) Heerkönig hieß ein König, der oft Raubfahrten machte; weshalb auch Snorri Sturleson von Olaf sagt, daß er ein großer Heerman (hermadr, ein Mann, der verheert und raubt) gewesen. 6) Ynglinga-Saga c. 53 bei F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 1. Bd. S. 125. Cap. 54. S. 128, 129. Sage Halfdan des Schwarzen, Cap. 1 bei dems. S. 132.

Olaf's Sohn war Rögnwalldr Heidumhárri. Von Olaf handelt ein eigener Tháttr Olafs Geirstadaálfs. Das erste Capitel desselben ist gewidmet der Angabe der Abkunft Olaf's, und wie er von seinem Hofe Geirstadir, auf welchem er seinen Sitz hatte, genannt ward Geirstadaálfr. Er hatte zur Beherrschung zwei Fylki, von denen das eine auf Upsa, das andere auf Westmar hieß, überdies seine Vaterverlassenschaft; so sagt Thiodolfr der Hwinische, und nun läßt der Verfasser die Stelle des Skallden folgen, aber mit so bedeutenden Abänderungen, daß wir die Liederstelle, so weit die Abänderungen gehen, wiederholen müssen:

Olafr herrschte
Einst gewaltig
Weit der berühmte[7])
Und über Westmar,
Der den Göttern gleiche
Und über Grönlands Fylki,
Bis Fußschmerz
Bei der Erde Saum
Dem Schlachtverwegensten
Ward zum Schaden.

Hierauf folgen die vier letzten Zeilen: Nun liegt der kampfkühne rc., wie wir sie oben nach der Heimskringla übersetzt haben. Hierauf werden die Eroberungen angegeben, die nach Gudröd's Falle die von uns oben genannten Könige machten, und hierauf gesagt: Aber Olafr Geirstadaalfr hielt alles sein Reich von Alfen und Eysteinen und allen andern bis zum Todestage. Sein Sohn war Rögnwalldr Heidemherri[8]), der König war nach seinem Vater; auf ihn machte Thiodolf der Hwinische das Ynglingatal. Was die Geschichtschreiber aus Thiodolf's Liede geschöpft haben, und wir aus des Liedes Stelle noch schöpfen können, ist also wohl begründet, und dabei nur zu bedauern, daß zwischen der Liederstelle, wie sich bei Snorri Sturleson und wie sich im Tháttr Olafs Geirstadaálfs findet, so bedeutende Verschiedenheiten statt haben. Vorzüglich wird zu beachten sein, daß: godhum likr (der den Göttern gleiche), welches blos der Tháttr hat, wenn wir zum zweiten Capitel: Traum Olaf's, übergehen. Olaf Geirstadaalf hat einen Traum, läßt ein Thing (Volksversammlung) durch sein ganzes Reich ansagen, das Thing wird nach Geirstadir gesetzt. Der König trägt dem Allvolke seinen Traum vor, wie ihm deuchte, ein schwarzer und grimmiger Ochse führe von Osten nach Westen auf das Land, wie vor ihm und seinem Anblasen eine Menge Menschen fielen, und zuletzt ihm schien, daß er seine Hird (Leibwache, Hofgesinde) tödtete. Der König bittet die Menschen, den Traum zu errathen, sie aber sagen, daß er selbst der Nächste zur Deutung des Traumes sei. Der König hält wieder einen Vortrag, dessen Inhalt dieser ist: Guter Friede, Gang

7) Oder nach anderer Auslegungsart:
Einst mit Heftigkeit
Der weit berühmte.
8) Über den Zunamen Heidumhaerri s. F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 1. Bd. S. 131.

der Fruchtbarkeit [9]) ist lange in diesem Reiche gewesen, und viel mehr Menschen, als das Land tragen möge, aber der geträumte Ochse wird die Krankheit bedeuten, die fahren wird von Osten auf dieses Land, und wird folgen großer Menschentod; meine Hird wird es am letzten treffen, und am wahrscheinlichsten mich selbst auch. Der König räth darauf den vielen Menschen, die gekommen, einen großen Hügel hier auf dem Gebirge aufzuwerfen, und ihn vor dem Gange des Viehes durch Umzäunung zu schützen, und daß jeder Mann von Ansehen eine halbe Unze Silbers mit sich zur Gruft und in den Hügel bringe. Bevor die Krankheit nachlasse, werde der König nach seinem Tode in den Hügel gebracht werden. Aber er verbiete ihnen allen, daß keiner thue, wie ein Theil zu thun pflege, nämlich die Männer, an denen sie Trost (Beistand), so lange sie lebten, gehabt, nach ihrem Tode durch Opfer zu verehren; denn die todten Menschen könnten keinen Nutzen bewirken, und so könne geschehen, daß mit der Zeit die für böse zaubermächtige Wesen erklärt würden, die zuvor wären durch Opfer verehrt worden [10]). Dieselben **illar vaettir** (bösen Wesen, Geister) schienen manchmal Nutzen (gagn) zu machen, manchmal Schaden (mein); sehr fürchte er, daß unfruchtbare Zeit [11]) auf das Land werde darauf kommen, nachdem er behügelt [12]) (in den Hügel begraben) sei, doch werde er demnächst durch Opfer verehrt, und nachher für ein Tröll erklärt werden [13]), und er werde doch weder bei diesem, noch bei jenem walten (etwas bewirken, d. h. es sei an Wirkung gleich, ob sie ihn durch Opfer als einen Gott verehrten oder für ein Tröll erklärten). Sehr merkwürdig ist dabei der Ausspruch: Dieselben bösen Wesen (**illar vaettir**) schienen manchmal Nutzen zu machen in dem (d. h. wenn man ihnen Opfer brächte), manchmal Schaden. Man könnte geneigt sein, sie für eine christliche Ansicht zu halten, da von den Christen auch die Götter zu **illar vaettir** gemacht wurden, und also kein Unterschied zwischen dem **Tröll** und dem **Godh** mehr war. Aber die Annahme, daß es ein christlicher Gedanke, ist nicht nöthig. Die Heiden konnten auch glauben, die **Tröll** stifteten bisweilen aus Eigennutz Gutes, um Opfer, wie Götter zu empfangen; der Unterschied der **Tröll** von den **Godh** ist also dieser, die **Tröll** stiften in der Regel Schaden, aber bisweilen auch Nutzen, aber nicht von Dauer. Hatte man den dauernden Nutzen durch göttliche Verehrung eines Menschen, der den Nutzen zu bewirken schien, gehofft und sah sich später getäuscht, so schloß man: es ist kein **Godh**, sondern ein **Tröll** gewesen. Was wir ihm als einem Gotte zu verdanken schienen, hat er durch böse Zauberkünste hervorgebracht. Der **Tháttr Olafs Geirstadaálfs** erzählt weiter, wie das versammelte Allvolk sogleich daran geht, einen wundergroßen Hügel aufzuwerfen, und ihn umzäunte. Große Krankheit kommt, viel Volk stirbt und alle werden in den Hügel gebracht. Zuletzt stirbt die Hird, und König Olaf wird zuletzt in den Hügel gebracht und zu seinen Mannen gelegt mit großem Gute (Schätzen). Der Hügel wird verschlossen. Das Menschensterben hört auf. Nachher entsteht große Unfruchtbarkeit und theure Zeit. Da fassen sie den Rathschluß, daß sie bebluteten (durch Blutopfer wie einen Gott verehrten) den König zur Fruchtfülle für sich [14]), und nannten ihn **Geirstadaálf**, Alfe (Elfe) von Geirstadir. Oder hat vielleicht dieser Bezeichnungsname erst die Veranlassung zur Sage gegeben, daß Olaf durch Opfer nach seinem Tode verehrt worden? Seine Mutter war die Tochter Alfarin's aus Alfheimar (Elfenwelten). Auch spielt sonst in Olaf's Geschichte der Name **Alf** eine Rolle. Nach dem Falle des Königs Gudród, des Vaters Olaf's, nahm König Alfarin, der Alfgeir mit andern Namen hieß, unter sich ganz **Vingulmörk**, und setzte darüber Alf, seinen Sohn, der genannt war **Gandálfr** (Zauberwolfalf). Olaf konnte daher schon eher seinen Beinamen **Geirstadaálfr** haben können, bevor er durch Opfer verehrt ward. Merkwürdig ist, daß Snorri Sturleson einen so wichtigen Umstand gar nicht erwähnt. Auch werden wir noch einen Olaf mit dem Bezeichnungsnamen **Geirstadaálfr** finden, ohne daß davon die Rede ist, daß er diesen Bezeichnungsnamen wegen göttlicher Verehrung habe. Auch sollte man erwarten, daß, wenn Olaf Gudród's Sohn wegen dieses Umstandes seinen Bezeichnungsnamen hätte, dieser nicht blos **Geirstadaálfr**, und nicht vielmehr **Geirstadagodh** wäre, wiewol die Alfen allerdings auch beblutet (d. h. durch Blutopfer verehrt wurden; s. Kormak's Saga. 22. Cap. S. 216 u. 218). Des Thatts Olaf's Geirstadaalfs zweites Capitel: **Hèr segir frá Hrana draum** (hier wird gesagt von Hrani's Traume), versetzt uns in das erste Jahr des Reichs des würdiglichen Herren, des Königs Olaf's Tryggvason's. Hrani wohnt nicht weit von Geirstadir. Seine Mutter hieß Olóf (wie Olaf Geirstadaalf's Mutter nach dem **Thátтr O. G.** Nach der Heimskringla heißt Olaf's Mutter Alfhildur). Hrani [15]) ist Pflegebruder Haralld's Gránski's. In einer Nacht

9) **Árferd.** 10) **Af stundu eru their trylldir, er ádhr voru blotit,** mit der Zeit werden die vertryllet, die vorher wurden beblutet; jenes kommt von tröll, böses Zauberwesen. Die Stelle ist für die nordische Glaubenslehre ungemein wichtig, denn sie enthält dieses: Verehrte man todte Menschen, welche, so lange sie lebten Nutzen zu bringen schienen, nach ihrem Tode durch Opfer, d. h. als Götter, und der erwartete Vortheil trat nicht ein, so erklärte man sie für Tröll oder böse Zauberwesen, d. h. entgötterte die Vergötterten wieder. Über trylldr vergleiche auch den Art. **Orms Saga Storolfssonar** hier in diesen Nachträgen. 11) **Hallaeri.** 12) **Heygdir.** 13) **Munum vèr thínaest blótadir ok sìdan trylldir,** werden wir demnächst werden beblutet, und nachher vertryllet.

14) **Their blótudu Ólaf konúng til árs sèr.** 15) Hrani kommt auch anderwärts vor. Sein Vater ist Hroi, Pfleger Haralld's Gránski's (von Grånland, in Norwegen). Hrani ist mit seinem Pflegebruder, dem Könige Haralld Gránski, in Schweden, und hat den Beinamen **Vidförli**, welcher auf seine anderweitigen Reisen schließen läßt. Hrani ist dann auch der Pflegevater des Sohnes seines umgekommenen Pflegebruders, nämlich Olaf des Heiligen. Über Hrani s. Snorri Sturleson's Heimskringla, Olaf's Saga Tryggvasonar. Ausg. von Schöning. 1. Th. S. 179, 244, 245. **Olafs Saga Helga.** 2. Th. S. 1, 3, 25, 27, 33. Große Olaf's Saga in den **Fornmanna-Sögur.** 1. Bd. S. 60. Olaf's Saga Helga das. 3 Bd. S. 20, 21, 26—39, 64, 67, 68. **Scripta Islandorum Historica.** Vol. I. p. 78. Vol. IV. p. 20. 21, 26, 28—33, 35—37, 65, 68, 79.

träumt Hrani'n, daß Olafr Geirstadaalfr zu ihm komme. Dieser erzählt ihm sein ganzes Leben, und wie der Grabhügel gemacht worden. Dann sagt er ihm, daß Swein, der Sohn des Jarls Haralld's, in Kurzem werde aus dem Lande fahren, indem er sich nicht vor der Macht des Königs Olaf Tryggvason's werde halten können, und großen Mangel an Gelde habe. Er solle ihm deshalb das viele Geld im Hügel auf Geirstadir zuweisen. Olaf unterrichtet ihn nun, wie er mit Swein den Hügel erbrechen und sich der Schätze bemächtigen soll. Wir lernen dabei, wie die Todtenhügel beschaffen waren. In einem kleinen Hügel mitten auf dem Boden des großen Grabhügels liegt das Geld. Auf dem Stuhle mitten im Hügel sitzt ein Mann (Olaf), hat einen Goldring, ein Messer, einen Gürtel (belti) um sich, und ein Schwert um die Knie gebunden, diese drei Kostbarkeiten soll Hrani nehmen, nachdem das Geld aus dem Grabhügel hinaufgezogen worden, und mit dem Schwerte soll er dem Manne das Haupt abhauen, und es wieder unschräg auf das Bette legen. Mit den drei Kostbarkeiten soll er dann in die Wik fahren zu König Haralld Gränski. Asta Gudbrandsdottir liege und könne nicht gebären. Um sie soll er den Gürtel legen. Sie werde nun schnell entbunden werden. Dem Knaben soll er den Namen Olaf, und zur Befestigung den Ring und das Schwert Bösing geben, das ihm Olaf Geirstadaalfr zugewiesen. Noch gibt Olaf dem Hrani mehre andere Vorschriften, was er thun soll. Das vierte Capitel: **Hrani gekk i hauginn Geirstadaalfs** (Hrani ging in den Hügel Olaf Geirstadaalf's), handelt nun davon, wie ausgeführt wird, was Olaf Geirstadaalfr vorgeschrieben hat. Die Sage ist sehr merkwürdig. Die Todten pflegen sonst ihre Grabhügel zu beschützen. Olaf gibt Anweisung, wie sein Hügel erbrochen und seiner Schätze beraubt werden soll. Ohne Grund heißen Olaf's und Hrani's Mutter wol nicht beide Olöf. Hrani's Mutter wird daher wahrscheinlich als wiedergeborne Mutter Olaf's gedacht. Olaf Geirstadaalfr war an einer Krankheit gestorben, und gegen seinen Willen verehrte man ihn nach seinem Tode durch Opfer. Er wünscht daher, daß ihm das Haupt abgehauen werde, nachdem man ihn nicht mehr als Gott verehrt, sondern zu einem Tröll gemacht hat. Ein wichtiges Ergebniß ist die Folgerung, daß die Menschen, welche man nach ihrem Tode göttlich verehren wollte, anders begraben wurden, als die, welche man nicht verehren wollte. Drohte, wie aus der Geschichte der Thüringer bekannt ist, ein Mensch an Krankheit zu sterben, so hieb man dem Sterbenden das Haupt ab. Olaf'n wird dagegen das Haupt nicht abgehauen, und doch wol aus keinem andern Grunde, als um ihn an den Hügel zu fesseln, damit er nicht nach Walhöll gelangen und dann auf die Erde wiedergeboren werden könne. Man vergleiche mit der Sage von Olaf die von Mitothin (Mid-Othin, d. h. Mittelothin). Die, welche sich seinem Grabe näherten, starben plötzlich. Die Einwohner nahmen ihn daher heraus, beraubten ihn des Hauptes und stießen in seine Brust einen Pfahl und das half. Die heidnischen Sagen sind bei Saxo Grammaticus entstellt. Der Mitothin ward wahrscheinlich Anfangs wie Olaf durch Opfer verehrt, und ist mit der Zeit für ein Tröll erklärt worden. Wie aber konnte man glauben, daß Olaf und andere todte Menschen etwas bewirken könnten? Man glaubte, daß durch die Blutopfer die Kraft dessen vermehrt werde, dem man die Blutopfer brächte. So z. B. nennt Einar Skalaglam, der heidnische Skalde, in Beziehung darauf, daß der Jarl Hakon den Opferdienst wieder hergestellt, die rögn (Götter) **ramm aukinn**, an Stärke vermehrt, und sagt, daß die stärkevermehrten die Macht Hakon's kräftigten (s. die **Vellkla** in der Heimskringla, Olaf's Saga Tryggvasonar. 28. Cap. Bei F. Wachter. 2. Bd. S. 229, 230). Der **Tháttr Olafs Geirstadaálfs** ist herausgegeben aus der **Flateyarbók** in den **Fornmanna-Sögur. Eptir gömlum Haudritum útgefnar adh tilhlutun hins konúngliga Norraera Fornfraeda** *Fèlags. Tiunda Bindi* **Kaupmannahöfn** 1835. p. 209—215, und dänisch übersetzt im 10. Bd. der **Oldnordiske Sagaer**. Die Herausgeber bemerken p. VIII., daß ihr Inhalt werde genommen sein aus Geschichtserzählungen (**úr sögu sögnum**), welche jünger seien als der Tod des Königs Olaf's Geirstadaalf's, und dabei aus andern, welche erst zusammengesetzt sein werden nach dem Falle des Königs Olaf's des Heiligen. Hrani's Traum, wie ihm Olafr Geirstadaalfr erscheint und anweist, wie er die Schätze aus seinem Grabhügel nehmen und die drei Kostbarkeiten davon zu Asta, Olaf's des Heiligen Mutter tragen soll, steht auch in der Olaf's Saga Helga, Cap. 16 (in der **Fornmanna-Sögur. T. IV.** p. 27—29) dem Inhalt im Wesentlichen gleich, aber nicht mit denselben Worten, und auch sonst mit Abweichungen, wovon wir die Stelle als Probe mittheilen wollen, wie Olafr Geirstadaalfr ihn anweist, das Haupt abzuhauen, und die lehrt, wie die Todten angethan waren: nimm von ihm Helm und den Ring, Goldruthe und Schwert und Mantel; hierauf hau von ihm das Haupt, und wird das leicht gethan; und wenn du es nicht schwingst von dem, den ich sage, so folgt dir Heil (**hamingia**) oder liegt an dir Strafe. Es sind nämlich viel Menschen in dem Hügel begraben, und der Sinn ist: Haust Du nicht mir das Haupt ab, sondern einem Andern, so folgt dir Unheil, haust du es mir ab, so folgt dir Glück. Auch aus den übrigen Stellen ist ersichtlich, daß das 16. und 17. Capitel der Olaf's Saga Helga zwar dieselbe Sage vom Erbrechen des Grabhügels Olaf's Geirstadaalf's, aber doch eine verschiedene Bearbeitung von der im **Tháttr Olafs Geirstadaalfs** enthält. Letzterer ist auch noch umständlicher. Im 23. Capitel S. 37 erzählt die Olaf's Saga Helga, wie Asta ihrem Sohne, Olaf Haralldson, als er acht Winter alt war, das Schwert Bäsingr übergibt, das Hrani, sein Pfleger, ihm gegeben, und Olafr Geirstadaalfr gehabt hat. Auch gedenkt sie S. 3 dieses Königs Olaf's von Vestfolld. Die Olaf's Saga Helga hat Capitel 16 auch die Liederstelle aus Thiodolf's Ynglingatal, stimmt aber in den Lesarten mit denen der Heimskringla. Nur daß sie beginnt:

Olafr herrschte
Einst gewaltig

Welt, der berühmte,
Und über Westmar.

Den Göttern gleich wird weiter unten nicht genannt, und die Liederstelle hat auch die übrigen Abweichungen nicht, wie sie sich in der Liederstelle im Tháttr Olafs Geirstadaálfr finden. Auch erzählt die Olaf's Saga nicht, daß Olafr wäre durch Opfer verehrt worden, sondern sagt nur: Er (Hrani) wußte genau, daß Olafr Geirstadaalfr gewesen war ein großer Häuptling und allfreundglücklich (allbeliebt), und der Menschen bester an sich, derjenigen Menschen, welche in der alten Sitte (í fornum sidh, in der alten, d. h. heidnischen, Religion), gewesen waren. So sang Thiodolf der Tjodolfr der Hwinische:

Redh Olafr etc.

Nach der Liederstelle heißt es: Dieser Olafr war der Sohn Gudröd's des Wendenkönigs (Vinda konúngs, richtiger Veidhikonungs; s. F. Wachter. 1. Bd. S. 125) und wußte vor seinem Tode von seiner Traumweisheit (draumspeki, Traumweissagung). Die Olaf's Saga Helga begnügt sich also noch, Olafen, nach welchem Olaf der Heilige genannt war, den besten der Heiden sein zu lassen. Aber es war ja ein noch näherer Olafr, nach dem er auch genannt sein kann, und welchen wir unter Nr. 2 betrachten werden. Doch kann Olafr der Heilige immer von jenem berühmtern Olafr Geirstadaalfr den Namen erhalten haben, und wenn nicht unmittelbar, doch mittelbar durch den zweiten Olafr Geirstadaalfr, wenn er nämlich nicht den Namen von Olafr Tryggvason erhalten hat, der ihn christlich taufen ließ. Wie Snorri Sturleson (bei F. Wachter. 2. Bd. S. 275) erzählt, hieß jedoch Haralld Gránski's Sohn schon vor seiner christlichen Taufe Olafr. Er sagt nämlich: Asta Gudbrandsdottir gebar Knabenkind da im Sommer; der Knabe ward begossen mit Wasser. Rani begoß ihn mit Wasser. Weiter unten S. 305 erzählt er dann die christliche Taufe. Aber als König Olaf Tryggvason kam Hringariki, zu gebieten dort das Christenthum; da ließ sich taufen Sigurd Syr und Asta, sein Weib, und Olafr ihr Sohn; und machte Olaf Tryggvason Gottverwandtschaft mit Olafr Haralldsson (d. h. vertrat Pathenstelle bei ihm); damals war er zweiwinterig (zwei Jahre alt). War also Olafr der Heilige wirklich auch heidnisch Olafr getauft, so erhielt er doch auch diesen Namen von seinem Gevatter, und ward zwei Mal Olafr getauft. Der Ruhm, den Olafr der Heilige erlangte, warf dann auch Strahlen auf die andern Olafr aus dem Geschlechte der Ynglingen zurück, und besonders auf jenen Olaf, den Elfen von Geirstadir, den Bruder Halfdan's des Schwarzen, des Vaters Haralld's des Haarschönen, und bewirkte, daß Olafr, der Elfe von Geirstadir, durch Dichtung einer Saga verherrlicht ward, die ihn mit Olaf dem Heiligen in Verbindung brachte. Snorri aber sagt noch nicht, daß Olafr Geirstadaalfr der Beste der Heiden gewesen. Erst in der in die Olaf's Saga später eingeschobenen Partie findet man ihn als den Besten der Heiden genommen. Aber der Thattr Olaf's Geirstadaalf's begnügt sich nicht einmal damit, sondern dieser Olafr muß ein so außerordentlicher König gewesen sein, daß man ihn nach seinem Tode durch Opfer verehrte, wie einen Gott, also vergötterte. Der christlich zu einem Heiligen gemachte Olafr durfte nur nach einem seiner Ahnherren genannt sein, den die Heiden auf ihre Weise vergöttert hatten. Aber da diese Vergötterung durch Blutopfer geschah, so muß Olafr Geirstadaalfr dieses schon im Leben wissen, aber darf es, um sich als Ahnherrn des heiligen Olaf würdig zu zeigen, nicht billigen, sondern muß sich die Verehrung nach seinem Tode durch Blutopfer verbitten. Um aber ganz in den heiligen Olafr überzugehen, muß er sich das Haupt abhauen lassen, und dem, in den er übergeht, die Kostbarkeiten übergeben, die er in seinem Grabe hatte. Es war Glaube im Alterthume (der Heidenzeit), daß die Menschen wieder geboren werden, aber das wird nun (in der Christenzeit) genannt alter Weiberirrthum rc. (s. das Weitere der ungebundenen Rede zum Helgiliede bei F. Wachter, Forum der Kritik. 2. Bd. 1. Abth. S. 136). Im Tháttr Olafs Geirstadaálfs, sowie in der in die Olaf's Saga Helga eingeschobenen Partie, wird zwar nicht deutlich ausgesprochen, daß Olafr der Heilige der wiedergeborene Olafr Geirstadaalfr sei, aber die Idee schwebte dem Dichter jener Sage vor. Zur Wiedergeburt war gewaltsamer Tod nöthig. Olafr Geirstadaalfr hatte diesen nicht erlitten, und lebte durch Blutopfer verehrt in seinem Grabhügel fort. Vor Olaf's des Heiligen Geburt aber läßt er sich das Haupt abhauen, stirbt also gewaltsamen Tod und macht sich zur Wiedergeburt fähig, und läßt durch seinen Gürtel bewirken, daß das Kind geboren werden kann, und diesem Kinde seinen Namen und seine Kostbarkeiten geben. Olafr der Heilige ist also der wiedergeborene Olafr Geirstadaalfr. Seinen Eigennamen und seinen Bezeichnungsnamen (kenningarnafn) trägt auch noch einer seines Geschlechts, nämlich:

2) Olaf Geirstadaálfr, Sohn Haralld's des Haarschönen, ältester Sohn von Swanhilld'en, der Tochter des Jarls Eystein, erhielt, als sein Vater das Reich unter seine Söhne theilte, mit seinen Brüdern von väterlicher und mütterlicher Seite Biörn, Sigtrygg, Frodi und Thorgils, Wingulmörk, Raumariki, Westfolld und Thelamörk. Als sein Bruder von väterlicher und mütterlicher Seite Biörn Kaupmann durch ihren Halbbruder Erik Blutaxt gefallen, nahm Olaf das Reich über Westfolld[16]), und zur Pflege Gudröd'en, den Sohn Biörn's. König Haralld der Haarschöne hatte seinen Sohn Eirik Blutaxt zum Oberkönige über Norwegen gemacht. Als solchen nahmen ihn auch die Hördar (Bewohner von Hördaland) an. Als dieses die Wikweriar (Bewohner der Wik) hörten, da nahmen sie Olaf'en zum Oberkönige in der Wik und er behauptete das Reich. Das misfiel Eirik'en sehr. König Eirik nahm alle die Einnahmen (tekior), die der

16) So nach Snorri Sturleson in der Heimskringla. Nach dem Upphof Rikis Haralds Harfagra (in den Fornmanna-Sögur 10. Bd. S. 196) hat Olaf bei Biörn's Lebzeiten Westfold verwaltet, denn es wird gesagt: Olafr Geirstadaalfr hatte die Verwaltung (yfirsokn, Obersuchung) auf Westfolld, und waren beide stets zusammen (er) und Biörn, er herrschte über Gränland (nämlich in Norwegen). über yfirsokn, Obersuchung, welches wahrscheinlich vom Rechtsuchen seine Benennung hat, s. F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 1. Bd. S. 162.

König hatte im Mittlande (Mittellande) das nächste Jahr nach dem Tode des Königs Haralld's (gest. 936); aber Olaf in der Wik; aber Sigröd, ihr Bruder, hatte alles in Thrándalög. Das erbitterte Erich'en sehr, und das Gerücht ging, er werde mit Gewalt versuchen an seinen Brüdern, ob er erlangen könnte Alleingewaltsreich (einvalldsríki), sowie sein Vater ihm gegeben hatte. Als Olaf und Sigröd dieses hören, da lassen sie Sendemänner zwischen sich gehen; demnächst machen sie Versammlungsbestimmung, und Sigröd reiset im Frühling ostwärts nach Wik, und die Brüder Olaf und Sigröd haben Zusammenkunft in Tunsberg, und verweilen hier eine Zeit lang. Denselben Frühling entbietet Erich großes Kriegsvolk und Schiffe hinaus, wendet sich ostwärts nach Wik, und erhält so günstigen Wind, daß er Tag und Nacht segelte und keine Kundschaft von ihm vor ihm vorausging. Als er nach Tunsberg kam, gingen Olaf und Sigröd mit ihrem Kriegsvolke ostwärts aus dem Hofe auf den Abhang und ordneten die Schlacht dort. Erich hatte viel mehr Kriegsvolk und erlangte den Sieg, aber Olaf und Sigröd fielen beide, und ist dort jedbeides Hügel auf dem Abhange, wo sie gefallen liegen. König Erich unterwarf sich da die Wik. Olaf's Sohn von der Geira ist Tryggwi [17]), nach dem Olaf Tryggvason genannt ist.

(*Ferdinand Wachter.*)

OLAFR, Hvítaskálld [1]), ward so zum Unterschiede von dem gleichzeitigen Olaf Swartaskalld [2]) genannt, war Thord's Sohn, der ein Bruder des noch berühmtern Snorri Sturleson war, hielt sich, wie aus der Sturlungasaga hervorgeht, oft bei seinem eben genannten Vaterbruder auf, ward wahrscheinlich selbst bei ihm erzogen, lernte auch bei dem Könige Waldemar II., bei dem er zwischen dem Jahre 1236—1240 war, viele gelehrte Stücke (marga fraedi) und hatte (erhielt) viele berühmte Erzählungen (margar ágätligar frásagnir) von ihm [3]). Olafr hatte aber auch in jener fehdenreichen Zeit Gelegenheit, sich in den Waffen zu üben. So brach im J. 1234 Snorri Sturleson's Sohn Urákia in das Gebiet seines Vaterbruders, Thord's Sturleson's, ein. Dieser ließ durch seine Söhne Olaf und Sturla Urákia's Wirthschaftshof zu Reykiaholar plündern. Im J. 1236 ging Olaf mit seinem Bruder Sturla nach Saurbär. Thord's Söhne waren in den Streitigkeiten zwischen seinen Brüdern Snorri Sturleson auf der einen und Sighwat Sturleson und Sturla Sighwat's Sohne auf der andern Seite stets Anhänger Snorri Sturleson's. Aber dieser wollte sich aus Frömmigkeit in der großen Fasten im J. 1236 mit seinen Feinden nicht schlagen, wie sein Sohn Urákia beabsichtigte. Snorri's Gegner waren weniger bedenklich, und so mußte er vor ihnen aus seinem Sitze Reykiaholt fliehen. Da so seine Macht gänzlich gebrochen schien, hielten es auch Olaf und sein Bruder Sturla für rathsam, sich an Sturla, Sighwat's Sohn, anzuschließen. Sie gingen zu ihm. Er behandelte sie auf das Freundlichste, und gelobte sie zu großen Männern zu machen. Olafr konnte jedoch seiner Anhänglichkeit an Snorri Sturleson nicht auf immer entsagen. Thorleifr von Gardar verlor gegen Sturla, Sighwat's Sohn, die Schlacht in Bär, und ward nebst den meisten seiner Partei mit Verbannung gestraft. Da schloß sich Snorri an jene Verbannten, und ging im J. 1237 nach Norwegen. Die Sturlungasaga erzählt diese Händel umständlich. Aber auch die Saga Hakonar Hakonar-sonar wirft Licht auf sie und namentlich auch auf die Geschichte unsers Olaf Thordarson's. Sie sagt Cap. 194: Diesen Sommer zuvor kamen heraus von Island Snorri Sturleson, Thordr Kakali, Thorleifr aus Gardar, Olafr Hwitaskalld, und waren in Thrandheim den Winter über. Im Cap. 196 heißt es vom Könige Hakon: Er erfuhr da, daß der Herzog geben hatte Urlaub nach Irland Snorra Sturleson, Orákia'n und Thorleif'en. Da Olaf Thordason's nicht dabei erwähnt wird, so läßt sich schließen, daß er in Norwegen zurückblieb. Da ferner sein Aufenthalt in Dänemark zwischen die Jahre 1236—1240 fällt, so geht hervor, daß er sich von Norwegen nach Dänemark begab. Dieser Aufenthalt bei dem gelehrten Könige Waldemar II., war ihm für seine Ausbildung sehr förderlich, und ist auch, wie wir weiter unten sehen werden, ein in anderer Beziehung merkwürdiger Umstand. Auch war Olafr Hwitaskalld, wie man vermuthen kann, in Schweden, denn er wird in dem Skalldatal (bei Peringskiold, Heimskringla. 2. Bd. S. 480) als Skalde für Eirik Eirikson aufgeführt. In Norwegen hat er sich, wie sich schließen läßt, bei den Streitigkeiten des Jarls und Herzogs Skuli mit dem Könige Hakon sehr weise betragen und keine Partei genommen, wenigstens nicht für die Dauer, denn er war, wie aus seinen Gedichten und aus dem Skalldatal (S. 483, 484) hervorgeht, Skalde für den König Hakon Hakonarson und für den Jarl und Herzog Skuli. Auch wird er S. 485 als Skalde für Walldimar Gamli (Kö-

17) Snorri Sturleson's Heimskringla, Sage Harald's des Haarschönen bei F. Wachter. 1. Bd. Cap. 25. S. 225. Cap. 24. S. 244. Cap. 46. S. 247.

1) Weißer (d. h. weißhaariger) Skalde. 2) Schwarzer (d. h. schwarzhaariger) Skalde. Auch dieser Olafr Swartaskalld spielt eine Rolle in der Geschichte der Sturlungen, aber keine so glänzende, als Olafr Hvitaskalld, war auch kein Sturlunge. Olafr Swardaskalld war aller Gabe entblößt, als ihn Jon Murt der Sohn Snorri Sturleson's, in seine Dienste nahm. Jon Murt schloß im J. 1229 mit seinem Schwager Gissur Genossenschaft und segelte aus dem Lande nach Norwegen. Sie bewohnten beide, da der König ihnen keinen Urlaub nach Island zurück gab, in Bergen ein Zimmer und besuchten häufig eine Weinschenke. Eines Abends kamen sie betrunken nach Hause. Die Diener hatten die Betten nicht zu Rechte gemacht und von ihnen widersprach Olafr Swartaskalld seinem Herrn. Dieser wollte ihn dafür mit einem Stocke schlagen. Gissur suchte es zu verhindern, und hielt seinen Schwager Jon Murt. Als Olaf das sah, ergriff er ein Beil, schlug seinem Herren eine Wunde, floh darauf sogleich, ließ sich nachher nimmer wieder sehen, und Niemand wußte, wohin er gekommen. Jon's Wunde schien Anfangs nicht gefährlich, aber er schonte sich nicht und schadete sich durch zu reichlichen Genuß von Wein und durch zu häufige Bäder. Durch eintretende Entzündung brach die Wunde wieder auf. Daran starb Jon Sturleson, Brudersohn unseres Olafs Hvitaskalld's. S. F. Wachter, Leben Snorri Sturleson's. Cap. 36. Einleitung zur Heimskringla. 1. Bd. S. LXI. 3) Knytlinga-Saga. c. 127 in den Fornmanna-Sögur. 11. Bd. S. 396. F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 1. Bd. Einleitung S. XCV.

nig von Dänemark) und S. 484 für den Jarl Knut Hakonarson (von Norwegen) aufgeführt. Arna-Magnäus (Vita Saemundi Multiscii. p. XVIII.) folgert aus dem Skalldatal mit Gewißheit, daß er mit allen denen, für welche er als Skalde aufgeführt wird, vertraut gelebt habe, wir jedoch nur, daß er auf sie Gedichte gemacht hat. Nur bei dem Könige Walldimar läßt es sich erweisen, daß er mit diesem vertraut gelebt und auch in dessen Diensten gestanden. Der Zweck des Skalldatals ist blos aufzuführen die hohen Personen, auf welche Skalden Lieder gemacht haben, und wer sie gemacht hat. Doch läßt sich vermuthen, daß der Skalde, der auf eine gleichzeitige Person Lieder macht, auch diese Person besucht hat. Seltener wurden die Lieder blos zugesandt. So z. B. einmal von Snorri Sturleson (s. F. Wacht. Snorri Sturleson's Weltkreis. 1. Bd. S. XXVI, XXVII.). Doch war diese Zusendung nur Einleitung zu seiner Reise nach Norwegen. Olafr Hwitaskalld, als er in sein Vaterland heimgekehrt, brachte es hier zu dem höchsten Posten, zu dem man hier gelangen konnte. Er war nämlich in den Jahren 1248 und 1252 Lögsögumadr (Gesetzesagemann), d. h. oberster Richter über ganz Island. Es war dieses die schwierigste und ehrenvollste, aber wechselnde Stelle. Man ward zu ihr gewählt. Olafr Hwitaskalld hatte seinen Wohnsitz in Stafhollt. Hierher zu seinem Vaterbruder Olaf Hwitaskalld begab sich im J. 1251 Thorgils, Bödvar's Sohn, wozu ihn seine schwierige Lage nöthigte. Thord Kakali, Sighwat's Sohn, im J. 1250 vom Könige nach Norwegen gerufen, hatte seine Freunde und Verwandten Sturla Thordarson, den Bruder Olaf Hwitaskalld's, Rafn Odd's Sohn, Thorleif'en von Gardar, Hran, Kodran's Sohn und Sämund Orm's Sohn über seine Bezirke gesetzt, der König von Norwegen aber im J. 1251 über dieselben Bezirke Gissur, Thorwalld's Sohn, und Thorgils, Bödvar's Sohn. Daher Zwietracht unter diesen Großmännern. Man hielt zwei Versammlungen. Aber Thorgils konnte nichts weiter erlangen, als daß Egill, Solmund's Sohn, ihm das Gut Reykiahollt abtrat. Unter diesen schlüpfrigen Verhältnissen war es, wo Thorgils sich mit 14 Bewaffneten nach Stafhollt zu seinem Vaterbruder Olaf Hwitaskalld begab. Hier überfielen und fingen ihn Rafn und Sturla. Sehr unwillig ward hierüber Olaf und machte seinem Bruder Sturla harte Vorwürfe. Sie aber kehrten sich nicht daran, und zwangen Thorgils'en, ihnen den Eid der Treue zu leisten, daß er alsbald mit ihnen gegen Gissur ziehen wollte. Rafn hätte Thorgils'en gern erschlagen gehabt; aber Sturla entzog ihn dem Tode, entweder von seinem Bruder Olaf bewogen, oder weil Thorgils sein Verwandter war, Sturla war ein ebenso großer, wenn nicht noch größerer Skalde, als sein Bruder Olaf, aber viel kampflustiger als dieser, sodaß er in den Fehden jener Zeit eine weit größere Rolle spielt als Olaf[4]). Dieser dagegen hat sich außer dem Skaldenruhme noch den

4) Über Olaf und seinen Bruder s. außer der Sturlunga-Saga auch die Vita Sturlae Thordii im 5. Bde. der gr. Ausg. der Heimskringla S. XVI – XXV.

Ruhm erworben, der Verfasser eines Theils der Edda in weiterer Bedeutung, nämlich des Theils derselben, der Skalda (Lehre von der Dichtkunst) heißt, zu sein, während sein Bruder Sturla sich verdient um die Nachwelt gemacht, daß er die **Saga Hakonar Hakonar-Sonar**, die **Saga Magnusar Hakonar-Sonar** und den letzten Theil der Sturlungasaga oder der großen Saga der Isländer verfaßt hat, welche auch die Hauptquelle für das Leben Olaf Hwitaskalld's[5]) ist. Letzterer starb im J. 1259. Er verfaßte mehre Drapen oder größere Ehrengedichte auf König Waldemar von Dänemark, auf König Hakon Hakonarson von Norwegen, auf den Herzog Skuli und auf den heiligen Thorlak. Er fällt in die Zeit der zweiten Blüthe der Skaldenkunst Die erste war zur Zeit Haralld's des Haarschönen, Hakon's des Guten und des Jarls Hakon. Aus diesen Zeiten haben wir die größten heidnischen Skalden, und von ihnen brachte die meisten Norwegen hervor. Die zweite Blüthe ist die der Christenzeit. Aber nun ist das Vaterland der berühmtesten Skalden nicht mehr Norwegen, sondern Island, wiewohl die Skaldenkunst überall noch blühte, selbst auf den Orkneyarn (s. d. Art. **Orkneyinga-Saga** in diesen Nachträgen). Unter den Geschlechtern, welche auf Island die besten Skalden hervorbrachten, ist vor allen das Geschlecht der Sturlungen zu nennen, zu dem Snorri Sturleson und seine beiden Brudersöhne Olafr Hwitaskalld und Sturla hin Fródi (der Weise, Gelehrte). Das Geschlecht der Sturlungen zeichnete sich nicht blos durch Skaldenkunst, sondern auch durch Gelehrsamkeit überhaupt aus. Bevor wir unsern Olaf in letzterer Beziehung betrachten, wollen wir ihn zuvor noch als Dichter kennen lernen. Um den Geist seiner Lieder zu veranschaulichen, wollen wir zwei kleine Proben mittheilen, eine ganze und halbe Strophe. Sie sind im **Drottmaelt** gedichtet, aber nicht in dem der ältern Skalden, dessen Zeile drei Hebungen hat, sondern in einem Drottmält von vier Hebungen, welches weniger künstlich, aber auch weniger wohlklingend ist, da dabei die halben und ganzen Anreime[6]) weniger in das Ohr fallen. Wir lassen sie durch cursive Lettern bemerkbar machen. Die Strophe, welche wir zunächst folgen lassen, befindet sich im 234. Capitel der Sage Hakon's Hakonarson's, wo der Kampf des Königs Hakon mit dem Herzoge Skuli an der Kirchhofsthüre beschrieben wird. Unter des Königs Fahnen waren nicht mehr als 20 Mann. Der König wies seine Mannen gegen des Hofes Thüre, aber er selbst wandte mit der Fahne gegen den Herzog. Da war große Waffenbürde (Andrang von Waffen) bei der Kirchhofsthüre. So sang Olafr Hwitaskalld:

5) Sturlúnga-Saga edher Islendínga Saga hin mikla útgefin at tilhlutum hins Islenzka Bókmenta Fèlags. 1—2. Bd. (Kopenhagen 1817, 1829.) Über Olaf's Todesjahr 1259 s. die Annales Regii ap. *Langebek*. Scriptt. rer. Dan. T. III. Mit ihnen stimmen die Annales Reseniani, Flateyenses et Chartacei nach *Arna-Magnaeus*, Vita Saemundi Multiscii in der gr. Ausg. der Edda Sämundar. 1. Bd. S. XVIII. 6) Über die halben und ganzen Anreime s. F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 2. Bd. Einleitung.

Snörp bitu járn sem ísmöl yrpi;
óda straums med heitu blódi,
Herstefnir raud hamri ofna
Hildar serki framar merkjum;
Grimmum stódh á Göndlar himni
Grárr regnbodhi Hnikars thegna
Hardhar lustu fylking firdha
Fár-eldingar meginsára.

Scharfe Eisen bissen, wie (wenn) Esgries[7]) würde geworfen.
Mit des wüthigen Stroms heißem Blute
Der Heerlenker[8]) röthete die mit dem Hammer gewobenen
Hemden Hildur's[9]) weiter vorn[10]), als die Fahnen.
(Es) stand auf dem grimmen Himmel Göndul's[11])
Der graue Regenbothe[12]) der Hnikars-Degen[13])
Der Kraftwunden harte Gefahrblitze
Schlugen der Männer Schlachtreih'.

Die christlichen Skalden bedienten sich noch der Dichtersprache der heidnischen, und ihr Hauptstreben war, dieser Sprache durch neue Wendungen den Reiz der Neuheit zu geben, und Olaf Hwitaskalld zeigt sich glücklich in diesen Variationen. Aber er gehört zu dem Theile der Skalden, welche die räthselhafte Bildersprache nicht sehr häufen, und hat das künstliche Drottmält so in seiner Gewalt, daß er die halben und ganzen Anreime auch bei einfacherer und schlichterer Redeweise möglich macht. So z. B. in der folgenden halben Strophe, welche wir dem 25. Capitel der Saga Hakon Hakonarson's entnehmen. Es handelt dieses von der Fruchtbarkeit im Lande, welche man dem Verdienste der Könige zuschrieb (s. *Ferd. Wachter*, **Heimskringlae illustratae et Germanorum historiam illustrantis specimen. p. 4—9,** und dessselben Snorri Sturleson's Weltkreis. 2. Bd. S. 106—108). Da als Hakon ward zum Könige genommen, war große Fruchtbarkeit oder Fruchtfülle (ár mikit)[14]) im Lande. Der Sommer war so gut, daß das war weit durch das Land, daß der Fruchtbaum (alldinvidrinn) trug zweimaligen Zuwachs (avöxt) und die Außenvögel[15]) warfen (brüteten) zwei Mal. So sang Olafr Hwitaskalld:

*Maer*ir glöddust miklu *ár*i
Menn, báru ávöxt *tvenn*an,
*Veg*lig syndist, vidhr ok *fugl*ar,
Vísa gr*ein* á sumri *ein*u

Ob der großen Fruchtbarkeit sich freuten
Gefeierte[16]) Männer — da trugen zweimaligen Zuwachs
Baum und Vögel (prächtig erschien der
Erstlinge[17]) Abschnitt) in einem Sommer.

Auf diese Weise sind viele Strophen von Olaf's Liedern in die **Saga Hakonar Hakonarson** eingewebt C. 25 (große Ausgabe der Heimskringla. 5. Bd. S. 33). C. 114. S. 117. C. 176. S. 180. C. 182. S. 188. C. 190. S. 195. C. 199. S. 206. C. 219. S. 228, 229. C. 221. S. 231, 232. C. 234. S. 250. C. 235. S. 250., in den **Formnanna-Sögur**. 9. Bd. S. 265, 430, 446, 450, 457, 464, 492, 494, 514. Lateinisch übersetzt sind sie im 5. Bd. der großen Ausgabe der Heimskringla und im 6. Bd. findet sich wieder gedruckt in der Urschrift nebst einer Auflösung der verschränkten Wortstellung in die prosaische Wortfolge nebst lateinischer Übersetzung dieser Auflösung und kurzen Erklärungen. S. 208, 214, 216, 218, 219, 220, 221, 222. Dänische Übersetzungen sind im 5. Bd. der großen Ausgabe der Heimskringla und in den Oldnordiske Sagaer. 9. Bd. Großes Interesse hat Olaf Hwitaskalld auch erregt durch seinen großen Antheil an Abfassung der Edda und insbesondere der Skalda, denn der größte Theil der Abhandlungen ist von ihm. In einem Pergamentcodex der Edda, der am Anfange oder um die Mitte des 4. Jahrh. verfaßt ist, heißt es: **Haer aer lykt theim lut bókar, aer Olafr Thordarson (Hvítaskalld) haefr samansaet. Upphaefr skalldskapligar kenningar, aeptir thví san fundizt haefer i kvaedum höfud-skallda oc Snorri haefer samanfaert oc saett**[18]), d. h. hier ist (wird) geschlossen (mit) dem Theile des Buches, das Olafr Thordarson (Weiß-kalde) hat zusammengesetzt. Emporhebt (anfängt es) die skaldschaftlichen Bezeichnungen, nach dem, wie sie sich fanden in den Gesängen der Hauptskalden, und Snorri hat hierauf zusammengebracht und gesetzt (geordnet). Der Titel des upsalaer Codex aus dem 14. Jahrh. hat dieses: **Bok thessi hatir Edda. Hana hevir** *samansetta* **Snorri Sturleson gitir theim haetti, san hèr skiput. En fyrst frá Asum ok Ymi; thar naest Skáldskaparmál ok heiti margra hluta; sidaz háttatal, er Snorri hefir** *ort* **um Hákon konung ok Skula Hertuga Skula.** Dieses Buch heißt Edda. Sie hat Snorri Sturleson zusammengesetzt nach der Weise, wie es hier geordnet ist. Aber zuerst von den Asen und Ymir; darnächst die Skalldschaftssprache (Sprache der Dichtkunst) und die Namen vieler Dinge. Vergleichen wir die obige und diese Angabe mit einander, so dürften von den Göttersagen dem Snorri Sturleson die Gylfaginning, und seinem Brudersohne Olaf die Bragaraedur zuzuschreiben sein. Gewiß dagegen ist, daß Olaf den größten Theil der Abhandlungen der Skalda verfaßt hat. In der orthographischen Abhandlung, im Wormischen und im Cod.

---

7) Eissand, kleine Eisstücke; nämlich die Schwerter zerhieben die Schirmwaffen so, wie man mit einem Beil auf das Eis haut und die kleinen Eisstückchen umherfliegen. 8) Ist König Hakon. 9) Die Hemden der Schlachtgöttin sind die Panzer. 10) Nämlich der König stand so an der Spitze, daß er vor den Fahnen voraus war. 11) Göndul ist eine Hauptwalkyrie; ihr Himmel, das die Krieger deckende Schild oder auch der Helm und die Schirmwaffen überhaupt. 12) D. h. das Schwert. 13) Othin's Degen (Unterthanen, Mannen) sind die Krieger. 14) Frucht. 15) Ut pugalnir, wird in der lateinischen Übersetzung im 5. Bde. der gr. Ausg. der Heimskringla S. 33 durch aves maritimae, und in der dänischen durch Söefulglene übertragen. Wir verstehen unter den Außenvögeln die wilden Vögel im Freien überhaupt, im Gegensatze zu den zu Hause gehaltenen, denn diese weichen auch im öftern Brüten von der Natur ab. 16) Maerir, helle, klare, reine, berühmte (illustres, insignes). 17) Vísa Nomn. vísi (Weiser, Anzeiger) bedeutet König (Führer) und Erstlinge der Früchte, gleichsam Weiser, welche man abschnitt, und daraus auf die künftige Ernte schloß. Der Doppelsinn in des Weisers Abschnitt ist dem Skalden schon Recht, weil es zugleich auf den König anspielt, dessen Verdienste man das fruchtbare Jahr zuschrieb. Auch nahm der König sicher an dem Feste Theil, welches man beim Beginne der Ernte anstellte, um die Erstlinge feierlich einzubringen.

18) *Arna Magnäeus*, Vita Saemundi Multiscii. p. XVIII. Suhm, Krit. Hist. af Danm. 2. Th. S. 660. Vergl. Schöning zum 1. Th. der gr. Ausg. der Heimskringla. S. X.

748. C. 18 sagt der Verfasser, bei einem Spruche, in welchem altnordische Buchstaben vorkommen, daß ihn sein Herr, der Dänenkönig Waldemar, gemacht habe, und in der darauf folgenden topologischen Abhandlung wird bei einer rhetorischen Figur gesagt, wie Olaf sie genannt, ebenso C. 10, daß Olaf etwas über Euphonie gesagt habe. Dieses findet sich wörtlich in der vorigen Abhandlung (C. 17), die Benennung Fingalknat für die Figur Catemphaton; sicher ist demnach die nämliche Abhandlung gemeint, und sie von Olaf Thordarson verfaßt. Auch wird Olaf Thordarson am Schlusse vom 10. C. der zweiten Abhandlung als Verfasser genannt. Die beiden zusammengehörigen Abhandlungen sind dann von späterer Hand fortgeführt worden. So auch wird Olaf C. 18 wieder angeführt [19]). Auch hat Olaf großen Antheil an den Hlióds greinir (Liedsuneinigkeiten), d. h. verschiedene Arten der Strophen [20]). (*Ferdinand Wachter.*)

OLAFR, **Jarlsmágr**, d. h. des Jarls Schwager, hatte diesen Bezeichnungsnamen (**kenningar-nafn**) als Schwager des Jarls Harallds, des Sohnes Maddad's von Orkney, war ein Hauptmann bei den Rathschlägen, welche Halkel, Sohn Jon's, des Sohnes Halkell's und seine Gemahlin Ragnhilld, die Tochter des norwegischen Jarl Erling und Christina's **kónungs-dóttur** (Königstochter) gegen den König Swerrir von Norwegen faßten. Sigurd war ein Geliebtensohn des Jarls Erling und Pflegesohn des Königs Swerrir. Er wußte um Halkell's und Ragnhilld's Rathschläge. Sigurd, der Sohn des Königs Magnus Erlingsson's und Gyrid's, der Tochter Askak Ungi's, war unter der Versorgung und dem Schutze Halkell's und Ragnhilld's. Sie gaben ihn Olaf'en Jarlsmagr in die Hände, und er nahm ihn mit sich nach Bergen. Olaf war stets in Unterredung mit Swerrir und war da kein Argwohn. Einmal, als Olaf's Schiff bereitet war, da sprach König Swerrir: Treu sollst du mir nun sein. Olaf antwortet: Wie redest du Solches, Herre? Der König hatte ein Messer in den Händen, und stach vor sich, und sprach: Die Schutzgeister (**fylgior**) unserer Unfreunde schweifen nun in die Nähe. Als Olaf aus der Stube ging, lief dahin der Knabe Königssohn. Olaf sprach: Nah war es jetzt mit uns, Pflegesohn! Olaf nahm den Knaben im Herbste mit sich nach dem Hialtland (Shetland), wo er große Eigen (Grundbesitzungen) hatte. Das war im J. 1192. Im Frühlinge darauf (1193) fuhren Olaf und Sigurd südwärts nach den Orkneyar zur Zusammenkunft des Jarls Harallds, des Sohnes Maddad's. Denselben Frühling fuhr auch Hallkell Jonsson unter dem Vorgeben, daß er nach Westen in die Wiking (Seeraubfahrt) wollte, zu den Orkneyar. Olafr Jarlsmagr und die andern baten den Jarl Haralld um Unterstützung für den Sohn des König Magnus. Letzterer war der größte Freund des Jarls gewesen. Der Jarl gab seines vormaligen Freundes Sohne ein gutes Langschiff, und erlaubte jedem Manne von seinem Reiche, zu Hakell und Olaf und ihren Fahrtgenossen zu gehen. Olaf und Hakell gaben da Sigurd'en Königsnamen. Da schworen ihm viele den Eid der Treue. Zu ihm strömte eine Menge Orkneyingar und Hialtar (Shetländer). Sie fuhren im Sommer darauf nach Norwegen zurück, überraschten in Tunsberg die Birkibeinar, und erschlugen ihrer viele, namentlich ihren Anführer, Swerrir's Vetter Jon, und Helgi Bring, der vorher die Fahne des Königs Swerrir getragen hatte. Nachdem hatten sie Thing. Da ward König Sigurd zum Könige genommen. Diese Partei ward die der Eyiarskeggiar (Eylandsbärtigen) genannt. Hierauf fuhren sie hinein nach Oslo, und alles Landvolk unterwarf sich ihnen. Sie enthielten sich alles Raubes, hatten aber kein Geld, das viele Kriegsvolk zu unterhalten, machten daher eine Raubfahrt nach Süden, nach Dänemark, nahmen bei Treffne Kaufmannsschiffe hinweg, und gewannen unermeßliche Schätze, und kehrten nach Norwegen zurück. Als die Eyiarskeggiar von Süden in die Wik kamen, da sammelten sich die Birkibeinar in Borg. Da legten die Eyiarskeggiar hinauf in die Rauelf, landeten bei **Borgarvallir** und ordneten ihr Kriegsvolk zur Schlacht. Die Birkibeinar flohen vor dem großen Kriegsvolke der Eyiarskeggiar, und erlitten, von diesen verfolgt, Verlust an Leuten. Die Eyiarskeggiar fanden von da keinen Widerstand in der Wik mehr. Als der Herbst sich zu Ende neigte, fuhren sie nordwärts nach Bergen, überwinterten dort, und legten unter sich zu Schatzungen und Zinsen alles Land im Süden von Stad. Die Burg in Bergen auf dem Berge über dem Bischofshofe hatten die Birkibeinar mit einer großen Heerschar besetzt. An einem heiligen Tage in der ersten Zeit der langen Fasten (1194) hörte Olafr Jarlsmagr die Messe in der Olafskirche auf **Bakom** (den Hügeln), und stand draußen während der Messe bei der Kirche und hatte seine Hand an die Kirchsäule gelegt. Ein Mann in der Burg schoß ihn mit dem Bogen in die Hand, sodaß die Pfeilspitze fest in dem Pfosten stand, und ward das eine große Wunde. Die Eyiarskeggiar thaten von sich einen Theil des Kriegvolks in Geschäften an verschiedene Orte, denn sie glaubten nicht, daß König Swerrir sie vor dem Frühlinge angreifen werde. Aber er kam unerwartet mit Heeresmacht, und die Birkibeinar erhielten nicht eher Kundschaft von der Fahrt des Königs, als bis er in ihrer Nähe war. Sie hatten Thing den Sonnabend vor dem Palmsonntag. Olafr Jarlsmagr sprach vor dem Kriegsvolk, und leitete die Berathung ein, ob sie sich mit dem Kriegsvolke, das sie jetzt hätten schlagen sollen, da Sigurdr Jarlsson mit sechs Schiffen in Stafangr und Eysteien mit drei Schiffen in Sogn sei. Sie zogen sich deshalb aus Bergen nach Florovagar, und Swerrir kam nach Bergen und kehrte dann zu seinen Schiffen zurück, die sich an Hrafsnes gelegt, nachdem er befohlen, daß dahin auch die Besatzung der Burg zur Schlacht kommen

19) F. H. v. d. Hagen, Altnordische Lieder und Sagen. Einleitung. S. CXV. Müller, über die Echtheit der Asalehre. S. 32—38. F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. Einleitung. S. XCV, XCVI, CI, CII. 20) Nyerup, Udsigt ower Nordens äldeste Poesie. S. 19. 56.

sollte. Hierauf fuhr Swerrir auf einem Boote nach Florovagar, um die Wachen der Eyiarskeggiar auszuspähen. Hierbei hörte er, wie Halkell den Seinen auseinandersetzte, wie am Morgen darauf die Seeschlacht geschlagen werden sollte. Hiernach richtete Swerrir seinen Schlachtplan ein. Die Eyiarskeggiar fügten ihre Schiffe zur Schlacht zusammen. Die Birkibeinar beschossen sie eine Zeit lang, und legten dann ihre Schiffe wieder hinweg. Da glaubten die Eyiarskeggiar, daß sie fliehen wollten. Olafr Jarlsmagr hieß da die Taue, mit denen die Schiffe der Eyiarskeggiar zusammengefügt waren, zerhauen, um die Feinde zu verfolgen. Da ruderten die Birkibeinar herzu, umlegten zwei oder drei Schiffe an eins. Auch kamen die Borgarmenn (die Besatzung auf der Burg in Bergen) dazu, und die Birkibeinar entblößten nach und nach die Schiffe der Eyiarskeggiar ihrer Mannschaft. So auch das Schiff, auf dem Olaf Jarlsmagr war. Er lief über Bord, und schwamm nach dem Lande. Die Birkibeinar wadeten ihm entgegen, und erschlugen ihn, bevor er an das Land kam*). (*Ferdinand Wachter.*)

OLAFR, Tretelja (der Zimmermann), war ein Sohn[1]) des Königs Ingialld Illradi's von Schweden, hatte zur Mutter Gauthilld, die Tochter des Königs Algauti, des Sohnes des Königs Gautrek des Milden, des Sohnes Gaut, nach welchem (nach der Sage) Gautland (Götaland) genannt ist. Der Knabe Olaf ward von seiner Mutter zu Bowi, ihrem Pfleger, nach Westro-Gautland geschickt und dort auferzogen. Sein Vater Ingialld der Bösrathige war auf Räning[2]), als er hörte, daß König Iwar Widfadmi mit Heer dahin gekommen. Er war zu schwach, sich mit ihm zu schlagen, hoffte auch wegen seiner Menge Feinde, wenn er flöhe, kein Bestehen, und verbrannte sich nebst seiner Tochter Asa mit der Halle, in der er war. Olaf war der allein übrige Sproß der Ynglingen in Schweden. Iwar unterwarf sich das Schwedenreich, und mit Ingialld Illradi schied das Geschlecht der Ynglingen aus Uppsalir's Macht. Olaf zog mit dem Volke fort, das ihm folgen wollte, als er den Tod seines Vaters hörte, denn die ganze Menge der Schweden stand einhellig auf, das Geschlecht des Königs Ingialld und alle seine Freunde zu vertreiben. Es hatte sich nämlich Ingialld durch seine Unthaten sehr verhaßt gemacht. Olaf zog zuerst hinauf nach Näriki. Aber als die Schweden von ihm hörten, da vermochte er nicht dort zu bleiben. Da zog er westwärts auf Waldweg zu dem Flusse, der von Norden in den Wänirsee fällt, und Elfr[3]) hieß. Dort verweilten sie, begannen dort auszureuten und zu verbrennen und anzubauen. Bald entstanden dort große Herade (Bezirke). Sie nannten das **Vermaland**[4]) denn dort waren gute Landesnahrungen. Als man in Schweden hörte, wie Olaf Wälder ausreutet, nannten sie ihn **Tretelgia** (Holzbehauer, Zimmermann), und sein Rathschluß dünkte sie lächerlich. Große Menschenmenge ging von König Iwar Widfadni in Verbannung, und zu König Olaf nach Wermaland, da sie hörte, daß dort gute Landesnahrung war. Aber die Menschenmenge ward bald so groß, daß sie das Land nicht nähren konnte. Die Schweden waren gewohnt, ihren Königen beides, Fruchtfülle und Fruchtmangel, anzurechnen[5]), und so thaten sie auch hier mit Olaf. König Olaf war ein kleiner Opfermann (opferte wenig). Das misfiel den Schweden (man glaubte nämlich, daß fruchtbare Zeit mit dem Opferbringen zusammenhinge)[6]). Die Schweden glaubten, daß daraus, daß König Olaf wenig opfere, die theure Zeit entstehe, zogen ein Heer zusammen, umringten sein Haus, verbrannten ihn darin, und gaben ihn Othin'en und opferten mit ihm um fruchtbare Zeit für sich. Das geschah am Wäner. — Olaf hatte zur Frau Solweig oder Sölwa, die Tochter Halfdan's, Gulltönn's von Westen aus Soleyar[7]). Halfdan war der Sohn Sölwi's, des Sohnes Sölwar's, des Sohnes Sölwi's des Alten, der zuerst die Soleyar reutete. Die Mutter Olaf's Tretelja, Gauthild, hatte zur Mutter Alof, die Tochter Olaf's des Scharfsichtigen von Näriki. Olaf Tretelja und Sölwa hatte zwei Söhne, Ingialld und Halfdan; Halfdan ward auferzogen in Soleyar bei Sölwi, seinem Mutterbruder. Die Schweden in Wermaland, die weiser waren, fanden, daß dieses den Fruchtmangel bewirkte, daß des Menschenvolks mehr war, als das Land zu tragen vermochte, aber der König dabei nicht Schuld war; überraschen Soleyar, erschlagen den König Sölwi und machen Olaf's Sohn, Halfdan Weißbein zum Könige[8]). Er unterwirft sich Soleyar, und erobert Rauma-Riki. Die Ynglingen bringen darauf noch mehre norwegische Fylki (Landschaften) unter sich, bis Haralld der Haarschöne sich ganz Norwegen unterwirft[9]). So macht Olaf Tretelja ein wichtiges Mittelglied zwischen der schwedischen und norwegischen Geschichte, nämlich:

---

*) Sverris-Saga c. 118—122 in der gr. Ausg. der Heimskringla S. 206—214, in den Fornmanna Sögur p. 280—291.

1) Olaf Tretelja ward nach Schönig (Chronologia ad historiam Snorrii, Sturlaei filii, illustrandam pertinens im 1. Th. der gr. Ausg. der Heimskringla. S. LI) geboren im J. 613. 2) Ein Ort auf dem Eilande des Mälarsees. Vergl. Lagerbring, Schwedische Geschichte. 1. Th. S. 125. 3) Nach Schöning, Norw. Hist. 1. Th. S. 159, 356 und dem Index Geographicus im 6. Bde. der gr. Ausg. der Heimskringla, der Fluß Verma, doch kann es ebenso gut die Klara-Elf sein, die an ihrem Ausflusse in den Eystri-Elfr (Ostelf) hieß; s. die Karte: Facies trium Regnorum Borealium Europae. Ad normam veterum Scriptorum expressa a G. *Schoening*. A. 1777 im 1 Bde. der gr. Ausg. der Heimskringla.

4) Land der Wärme, Wärmeland, d. h. ein pflegendes, wohlthuendes Land; verma bedeutet im Isländischen nicht blos wärmen im eigentlichen Sinne, sondern auch pflegen, begünstigen, wie in unserer Volkssprache: sich wärmen (sich wohl thun). 5) Vergl. *F. Wachter*, Heimskringlae illustratae et Germanorum Historiam illustrantes Specimen. Cap. I. De regibus Germanorum discriminibus fortunae belli et segetum copiae obnoxiis p. 4—9. 6) S. den heidnischen Skalden in der Wellekla bei Snorri Sturleson, Heimskringla, Saga von Olaf Tryggvason. Cap. 16 bei F. Wachter 2. Bd. S. 191—195. 7) Sollör in Norwegen. 8) Thiodolf von Hwin (auf Agdir in Norwegen) bei Snorri Sturleson und dieser selbst, Heimskringla, Ynglinga-Saga Cap. 53—48 bei F. Wachter 1. Bd. S. 95—118. 9) Vergl. dess. Einleitung zur Heimskringla. 1. Bd. S. CXXIV—CXXVI.

Ingialld Illradi,
König von Uppsalir

Olaf Tretelgja,
König von Wermaland

Halfdan Hwitbein,
König von Soleyar und Raumariki

Eystein

Halfdan

Gudreid

Halfdan Schwarze

Haralld der Haarschöne.

(*Ferdinand Wachter.*)

OLAFS DRÁPA, heißen fünf wichtige geschichtliche Lieder, welche wir der Zeitfolge nach betrachten wollen. I) Zwei Drapur auf König Olaf Tryggvason, eigentlich drei, sodaß sechs Olaf's Drapur wären, aber von der von Biarni ist nichts auf uns gekommen, oder wir wissen wenigstens nicht, daß es aus der Drapa auf Olaf Tryggvason ist. Ein fast gleichzeitiges Zeugniß für die drei Olaf's Drapur Tryggvasonar ist das von Hallarstein in seiner Olaf's Drapa Tryggvasonar, die auch den besondern Titel „Rekstefia" führt. Er singt in den beiden letzten Strophen: viele haben auf Olaf Tryggvason blos Flokkar gemacht, Hallfred eine Drapa, auch Biarni, und er (Hallarstein) die dritte, und zwar eine **Tvískelfda Drápa**, welches wir weiter unten erklären wollen. Da wir von Biarni's Drapa nichts Näheres wissen, betrachten wir der Zeitfolge ihrer Verfassung nach

A) Olaf's Drapa Tryggvasonar von Hallfred Wandráda-Skalld. Er ist ein gleichzeitiger Skalde, und tritt in der Olaf's Saga Tryggvasonar nicht blos dichtend, sondernd auch handelnd auf. Zeugniß für seine Drapa gibt Snorri Sturleson im 22. und 29. Capitel der Olaf's Saga Tryggvasonar. Im 22. Cap. (bei F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis, 2. Bd. S. 215, 216) sagt Snorri Sturleson: Hallfredr Wandráda-Skalld gedenkt deß in der Drapa, die er machte auf den König Olaf [1]):

Der Herrscher ließ zu Holm [2]) die
Harten Leichnam-Schädiger [3]) mit Blute
(Was verhehlten das die Hölkdar?) [4])
Röthen, und ostwärts in Gardir (Rußland).

In der Oddischen Saga Olaf's Tryggvasonar [5]) stehen Cap. 77 sechs Strophen, und darunter die vierte **Hilmir vann** [6]) **at hólmi** u. s. w. Im 29. Cap. (bei F. Wachter 2. Bd. S. 233) sagt Snorri Sturleson in Beziehung auf die Schlacht der Dänen gegen Kaiser Otto, in dessen Kriegsvolke der Wendenkönig Burislaf und sein Schwiegersohn Olaf waren. Dieser Schlacht gedenkt Hallfred Wandráda-Skalld in der Olaf's Drapa [7]):

Des Schlachthemdes Birke borklos [8])
Hieb von Heidabär
Südwärts in Danmörk den Stamm [9]),
Der laufen läßt die Rollenrosse.

Diese Halbstrophe findet sich auch in der Oddischen Saga Olaf's Tryggvasonar, Cap. 77. S. 375, und zwar als zweite Hälfte der zweiten Strophe: **bandserkiar hió birki**. Hieraus geht hervor, daß alle jene Strophen im 77. Cap. der Oddischen Olaf's Saga Tryggvasonar der Olaf's Drapa Tryggvasonar angehören, und daraus wieder, daß auch die Strophen bei Snorri Sturleson im 25., 30. und 31. Capitel der Saga Olaf's Tryggvasonar, wo er blos bemerkt: so sagt Hallfred Wandráda-Skalld, Bestandtheile der Olaf's Drapa Tryggvasonar von Hallfred sind, nämlich Cap. 25 (bei F. Wachter 2. Bd. S. 218, 219) [10]):

Ferner ließ der Jamtar Sprosse
Der Allwalter [11]) in der Schlacht fallen,
Und der Wenden [12]), er gewöhnte
Um das sich früh der Ruhmgrimme [13])
Gefährlich war der Herr der Hersir [14]),
Der Hieberkühne [15]) der Gothen Leben;
Daß auf Skaney fertigte, erfuhr ich,
Speertauwind [16]) der Goldverminderer [17]).

Beide Halbstrophen finden sich auch in der Oddischen Olaf's Saga Tryggvasonar; die erste die letzte Halbstrophe der ersten und die letzte die erste Halbstrophe der zweiten Strophe bildend. In der ersten Halbstrophe der ersten Strophe wird Olaf **hörgbriótr**, Brecher der Steinaltäre, der Götzenbilder, genannt, weshalb auch für **veggrimr** (ruhmgrimme), welches in die große Ausgabe der Heimskringla aufgenommen ist, die andere Lesart **végrimmr**, Grimmiger gegen die Heiligthümer (der Heiden), vorzuziehen sein dürfte. Das **hörgbriótr** zeigt zu-

---

1) Vergl. die große Olaf's Saga Tryggvasonar in den Fornmanna-Sögur. 1. Bd. Cap. 59. S. 101; so sagt Hallfreydr Wandrádaskald in der Drapa, die er machte auf König Olaf:

Hi*l*mir lèt at h*o*lmi
Hraes*kód r*odin b*l*ó*di,
Hvat of *dyl*di thess h*öl*da,
Hörd ok austr í G*ör*dom.

2) Borgundarholm, Bornholm. 3) Schwerter. 4) Nämlich nach der Lesart der Heimskringla höllдar, nach der Lesart hóllda, welche wir in obiger Note nach den Fornmanna-Sögur gegeben haben, erhalten wir: was der Höldar (welcher von den Höldar'n) verhehlten das, oder als Accusativ genommen: was verhehlte das den Höldar'n, d. h., allen Menschen ist das bekannt. Höldar (Hölldar) sind freie Erbeigenthümer, und stehen hier dichterisch für Menschen überhaupt.

5) In den Fornmanna-Sögur. 10. Bd. S. 375, 376. 6) Nach der Heimskringla lèt. 7) Vergl. die gr. Olaf's Saga Cap. 70. S. 130. Dieses Streites gedenkt Hallfreydr in der Olaf's Drapa, denn sie hatten in Danmörk: Baud serkiar hjó birki etc. 8) Zerhieb die Panzer. 9) D. h. Schiffe, da diese auf Rollen in die See gezogen werden. 10) In der großen Olaf's Saga Tryggvasonar. Cap. 70. S. 125. 11) Der König. 12) Der Jamtar und der Windar (Wenden) Geschlechter oder Kinder. 13) Der nach Ruhm äußerst Begierige, der um Ruhm zu erlangen nichts Verschonende. 14) Barone. 15) So buchstäbliche Übersetzung des hiördjarfr von hiörr, Hauer, Hieber, Schwert, also der Schwertkühne. 16) Schlacht. 17) Der Freigebige.

gleich, daß Hallfred auch diesen Theil seiner Drapa machte, nachdem Olaf Tryggvason das Heidenthum in Norwegen gestürzt hatte. Den letzten Theil der Drapa verfaßte er nach Olaf's Tode, da dieser von des Königs letzter Schlacht handelt. Daß er die ganze Drapa erst nach Olaf's Tode verfaßt habe, ist an sich nicht wahrscheinlich. Auch erzählt die große Olaf's Saga Tryggvasonar Cap. 170: Der Skalde Hallfred Ottarsson war bei König Olaf; er ging einen Tag vor den König und bat ihn, anzuhören den Gesang (qvaedhi), den er hatte gemacht (ort, gewirkt) auf den König Olaf. Der König sagt, daß er seinen Gesang (quaedhi) nicht hören will; da sagte Hallfred, du wirst darüber walten, Herre! aber ich werde dann aufgeben die Wissenschaften (fraedhi), die du mir hast lehren lassen, wenn du den Gesang (quaedhi) nicht anhören willst, denn nicht sind die Wissenschaften (fraedhi) dichterischer (skáldligri) als der Gesang (quaedhi). Der König sagte: Skalde der Schwierigkeiten (Vandraedh skáld) bist du, mit (dir) zu haben (streiten), und (ich) werde anhören deinen Gesang (quaedhi). Hallfred trug vor seinen Gesang (quaedhi) wirksam; war das eine Drápa (Ehrengedicht mit Stef, Kehrzeilen); aber als (es) geschlossen war, sprach der König: Willst du nun werden mein Mann und sein bei mir? Hallfred antwortet, er sei vorher Hirdhmadhr (Leibwächter, Hofgesinde) des Jarls Hakon gewesen, und werde weder dem König Olaf noch einem andern Häuptling handgänge werden (sich in seine Dienste begeben), wenn der König ihm nicht das verheiße, daß er um keine Sache ihn entlassen wolle. Der König sagt, daß Harald das Ansehen habe und auch die Sagen gehen, daß er wenig Mäßigung besitze, und etwas thun möchte, was der König nicht billigen könne. Hallfred antwortet, da solle er ihn erschlagen! Der König: Gewiß bist du Skalde der Schwierigkeiten (vandraedhaskáld), aber mein Mann sollst du doch werden. Hallfred fragt, was er ihm zur Namenbefestigung (ad nafnfesti) gebe, wenn er Skalde der Schwierigkeiten (vandraedhaskáld) heißen solle. Der König antwortet, er sehe, daß er diesen Beziehungsnamen (kenníngarnafn) haben wolle, und gibt ihm ein schönes, kostbares Schwert ohne Scheide. Der Skalde singt nun eine Weise (Strophe) auf dieses scheidlose, kostbare Schwert. Es ist jedoch dieses eine andere Weise, als jene, wo der Skalde auf des Königs Befehl in jeder Zeile das Wort Schwert anbringen muß. Er thut es, aber in einer Zeile fehlt das Wort, und der Dichter entschuldigt sich damit, daß er es in einer andern Zeile zweimal angebracht hat. Der Beiname Vandraedhaskáld hat wol zu den Sagen Veranlassung gegeben, wie der Skalde auch im Leben Schwierigkeiten macht. Ursprünglich hat er den Beinamen wol in Beziehung auf seine Dichtkunst. Man bezieht dieses darauf, daß seine Lieder schwer zu verstehen seien, und findet den Bezeichnungsnamen übersetzt durch poëta intellectu difficilis. Aber es sind seine Lieder eben nicht schwerer zu verstehen, als die Lieder der meisten andern Skalden im künstlichen Drottmält mit halben und ganzen Anreimen. Vandraedhaskáld kann aber auch heißen: Skalde der Rathlosigkeiten, ein Skalde, der sich nicht zu rathen weiß. Hallfred ist zwar im Ganzen ein trefflicher Dichter und seine Olaf's Drapa ein herrliches Werk. Aber hie und da kommen doch Schwächen, namentlich Härten, vor, die ihm leicht den Beinamen zugezogen haben können. Je berühmter er war und je größer seine Rolle ist, die er in Olaf's Geschichte spielt, um so aufmerksamer mußte man auf seine Schwächen sein. Zu mäßigen wußte er sich nicht, wie der König ihm auch vorwirft, und wie er namentlich bei seinem Liebesabenteuer mit der Kolfinna, dem Weibe eines Andern, zeigt. Aber sehr rühmlich war seine treue Anhänglichkeit gegen den Herrn, den er sich einmal gewählt hat. Diese Anhänglichkeit erstreckte sich selbst auf die heidnischen Götter, deren Glauben zu entsagen, er vom Könige Olaf gezwungen worden war. Die große Olaf's Saga Tryggvasonar, Cap. 170 S. 52, erzählt: Hallfred lästerte die Götter nicht, obschon andere Menschen sie tadelten; nicht bedürfe es, ihnen zu missprechen, obschon die Menschen nicht an sie glauben (trúa) wollten. Er sang dieses einmal, sodaß es der König hörte: das war zuvor, daß ich wohl (gut) blotete (durch Blutopfer verehrte) den geistraschen Herrn Hlidhskialf's (Odhin) selbst: verändert wird an der Menschen Glücke. Der König sprach: Dieses ist allböses Gesungenes und Verbesserungen werth. Hallfred sang: Alles Geschlecht der Menschen hat zu Odhin's Huld Lieder verfaßt; ich erinnere mich der allgütigen Arbeit unserer Vorfahren, aber ungern, indem Widhrir's (Odhin's) Gewalt dem Skalden wohl (gut) behagte, lege ich Haß auf Frigg's ersten Mann (Odhin), indem ich Christo diene. Der König sprach: Den größtmächtigen Sinn legst du darauf, die Götter zu loben, und ist das übel zu würdigen für dich (dir als Böses anzurechnen). Da sang Hallfred abermals: Wir enthalten uns, Zierer (Beschenker) der Höldar (Menschen) des Namens des Gothi's (Priesters) des Rabenopfers (des den Raben opfernden Odhin's), dessen, der gebar bei Lobe der Völker Trug im Heidenthume. Abermals sprach der König: Nicht bessert es sich, und ist solches schlimmer als nicht gemacht, und singe du nun eine Weise zu Verbesserungen. Hallfred sang: Wir sollen Freyr und Freya, der starke Thor mit Grimnir (Odhin) entfernt und grimmig (sein). Ich lasse von der Einbildung Niörd's. Der König sei gnädig. Christum allein will ich um alle Liebe und Gott begrüßen; der Zorn des Sohnes ist mir leid; (er) hat berühmte Gewalt der Erde unter dem Vater. Der König antwortet: Solches ist besser, als nicht gesungen, und mache eine andere Weise. Hallfred sang: Das ist Sitte bei dem Könige der Sygnar (Bewohner der Sogn), daß die Blót (Opfer) verboten sind; (wir) müssen die meisten einst gehaltenen Festsetzungen der Nornen vermeiden. Alle Menschen lassen Odhin's Geschlecht vor Nöthe (verachten es). Auch ich werde genöthigt ab von Niörd's Kindern (Freyr und Freya) Christum zu bitten. Bei dieser Stimmung des Skalden läßt sich nicht erwarten, daß er, ungeachtet der König Olaf blos ein großes Misfallen an den heidnischen Göttern hatte, in seiner Drapa werde den beliebten Umschreibungen, wobei die

Götternamen die schönste und wirksamste Rolle spielen, gänzlich entsagt haben. So braucht er auch wirklich noch Götternamen bei Umschreibungen, so umschreibt er in seiner Drapa, wie ein heidnischer Skalde, den König Olaf durch Tyrr des theuren Töfners[18]) (Schwertes). Auch war Hallfred ein zu neuer Christ, ja vielleicht eben erst getauft, als er den ersten Theil seiner Olaf's Drapa sang[19]). Seine Taufe hat Hallfred in der Olaf's Drapa selbst verewigt. Die große Olaf's Saga Tryggvasonar Cap. 165. S. 39, 40 erzählt: Hielt König Olaf Hallfreden unter der Taufe; deß gedenkt Hallfredr in der Drapa, die er machte auf König Olaf:

Ich erhielt den, der der höchste der Männer
War, (ich das bewahrheit')
Unter der Bürde der Söhne Nordri's
Im Norden Gottvater geworden.

D. h. ich erhielt, daß der bei mir Pathenstelle vertrat, der der höchste der Menschen im Norden unter dem nördlichen Himmel war. Wir haben dabei die halben und ganzen Anreime oder Linienreime der Urschrift wieder gegeben:

Hlant ek *thann* er aedhstr var *einna*
ek *sanna* that *manna*
undir nidh*byrd*hi *Nordh*ra
nordhr gudhfödhur *vord*hinn.

Über die halben und ganzen Anreime siehe Mehres bei F. Wachter in der Einleitung zu Snorri Sturleson's Weltkreis (Heimskringla) übersetzt und erläutert. 2. Bd. S. V—XXXV. Gudhfadír, in der Beugung, wie oben im Verse Gudhfödhur, bedeutet Gott-Vater, pater spiritualis, Gevatter. König Olaf hatte keinem Undankbaren so hohe Ehren bezeigt, daß er, wie auch Snorri Sturleson (Cap. 90. S. 288) erzählt, Hallfreden unter der Taufe hielt. Noch als Olaf das Leben verlassen hatte, verherrlichte er den König, dessen Mann er geworden war, durch die schöne Drapa. Für die Geschichte Olaf's Tryggvason sind seine Gesänge äußerst wichtig, denn Snorri Sturleson sagt Cap. 90[20]): Von Hallfred's Gesängen nehmen wir die meiste Wissenschaft und Wahrheit, die, welche gesagt wird von König Olaf Tryggvason[21]). Außer den von uns angeführten Strophen der Olaf's Drapa, deren Inhalt sich von selbst ergibt, handeln die übrigen in diesem Theile der Olaf's Saga Tryggvasonar von Snorri Sturleson Cap. 30 (bei F. Wachter 2. Bd. S. 233, 234), die drei Hauptstrophen, die erste: „Häufig zerhauen ließ der Herrscher[22])" von der Sachsen Niederlage durch Olaf Tryggvason, die zweite: „Weil gab der freundfrohlockende[23])," von der Erschlagung der Friesen, und die dritte: „Der Streitmänner mächtiger Leger[24])," wie der Heerlenker den Raben der Flämminger Fleisch hinreichen läßt; im 21. Cap. S. 237, 238 die vier Halbstrophen; die erste

Der junge thät an die Englar[25])
Der überwiegende König schlagen,
Der Nährer des Nadelschauers[26]) herrschte
Ob der Nordimbrar Morde;

die zweite[27]), wie der Wecker der Gier der Wölfe die Skoten weit verödete und in Mon Schwertspiel machte, die dritte[28]), wie der Ägir der Bogenbürde Eyländisch und der Iren Heer sterben ließ, und die vierte[29]), wie er die Bewohner der britischen Erden schlug und weiter die kumbrischen Völker niederhieb, daß der Weihe des Speerege-

18) S. die Erklärung bei F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis, übersetzt und erläutert. 2. Bd. S. 236, 237. Not. 21, wo das dunkle tiörva erklärt ist. 19) Wie Hallfred Ottarson die Taufe von König Olaf empfing, s. bei Snorri Sturleson, Saga Olaf's Tryggvasonar. Cap. 90. 20) So nach der großen Ausgabe der Heimskringla. 1. Th. S. 289, nach der Peringskioldischen Cap. 309. 21) Af Hallfredar *quaedom* töcom verhellz *visindi* ok *Sannindi*, that er sagt frá Olafi konungi Tryggvasyní. Außer der Olaf's Drapa hat Hellfred auch noch andere Weisen gemacht, welche auf Olaf's Geschichte Bezug haben. Vísindi von visa, weisen, bedeutet Philosophie, Wissenschaft, Nachricht; wörtlich könnte man es durch Beweisung übertragen. 22) Tidhöggit lèt (vann) tiggi. 23) Vin hródigr gaf vida.

24) Rógs brá recka laegir. Diese drei Hauptstrophen finden sich auch in der großen Olaf's Saga Tryggvasonar (Cap. 73. S. 133) und in der kleinen von Odd (Cap. 77. S. 375), aber nicht in derselben Folge; denn nach der Halbstrophe von der Niederlage von den Friesen kommt die von Olaf's Schlacht in Borgundarholm (Bornholm) und in Gardir (Rußland) und dann erst die von der Schlacht gegen die Flämmingar. Wäre dieses die ursprüngliche Folge, so wäre es ein Beweis, wie die Skalden nicht streng chronologisch verfuhren. Snorri Sturleson und nach ihm die große Olaf's Saga haben eine natürlichere Folge, da sie die Strophe Hilmir lèt holmi (die große Olaf's Saga, Cap. 59. S. 101) weit vorausschicken. Doch auch selbst in dieser Halbstrophe wäre die Zeitfolge nicht beobachtet, wenn, wie die Sögor erzählen, Schlachten in Gardir früher waren, als die in Bornholm. Wahrscheinlich war es jedoch der umgekehrte Fall, wie wir im 5. Abschnitte des Artikels Olafs Saga Tryggvasonar hier in diesen Nachträgen bemerkt haben. Da die genannten Halbstrophen jede für sich einen geschlossenen Satzbau bilden, so muß man annehmen, daß der Skalde die Halbstrophen nach der Zeitfolge ihres Inhalts geordnet hatte, und die Verschiedenheit der Stellung, wie wir sie jetzt finden, davon herrührt, daß die Skaldenlieder ursprünglich im Gedächtnisse aufbewahrt wurden. Hierbei konnte in der Folge der Strophen leicht eine Verwechselung vorgehen, zumal bei unsern Halbstrophen, da jede für sich ein geschlossenes Ganze bildet; ähnlich ist auch die Völuspá in zwei verschiedenen Recensionen auf uns gekommen, und dabei nicht ganz dieselbe Strophenfolge beobachtet. Dieses wird durch die Annahme erklärlich, daß sie von zwei Verschiedenen aus ihrem oder anderer Gedächtnisse niedergeschrieben wurden. So müssen wir auch annehmen, daß Snorri Sturleson und der Übersetzer der lateinischen Olaf's Geschichte von Odd, unabhängig von einander, aus ihrem oder anderer Gedächtnisse die Strophen der Olaf's Drapa aufzeichneten oder aufzeichnen ließen, und dabei Snorri Sturleson eine bessere Zeitfolge beobachtete. 25) Gerdiz úngr vid Engla. 26) Der Spitzenregen. 27) Eyddi úlfa greddir. 28) Ýdrauga lèt aegir. 29) Bardi brezkrar jardar. Die vier Halbstrophen hat auch die große Olaf's Drapa Tryggvasonar (Cap. 77. S. 144) und zwar in der Folge, in welcher sie die Heimskringla gibt; aber in der Oddischen Olaf's Saga Tryggvasonar haben die drei letzten Strophen eine andere Folge, nämlich bardi brezkrar jardar, dann die Halbstrophe eyddi úlfa greddir, wobei aber das erste Stabreimpaar zum letzten gemacht ist, sodaß die Strophe beginnt: Gerdisc saeims med sverdi und endlich ýdrauga lèt aegir, sodaß sich Olaf erst mit den Angeln und den Nordimbrar'n, dann mit den Briten (d. h. hier den Wallisern), weiter mit den kumbrischen Völkern, hierauf mit den Schotten und in Mon, und endlich mit den Heeren der Eyländer und der Iren schlägt. Für kunische oder kumbrische Völker hat die gr. Olaf's Saga Tryggvasonar, die Walschen, d. h. hier die gallischen, französischen, die Normannen brauchen nämlich Walland für Gallien und Bretland für Wallis, s. F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 1. Bd. S. 191. 2. Bd. S. 9—10.

witters die Begierde fehlte[30]). Diese und die obigen Strophen der Olaf's Drapa besingen des Königs Thaten, als er noch nicht König von Norwegen war. Eine andere Partie Strophen hat auch Snorri Sturleson in der Heimskringla erhalten und sie beziehen sich auf Olaf's letzte[31]) Thaten, nämlich auf seine Schlacht gegen den Dänenkönig Swein, den Schwedenkönig Olaf und den Jarl Eirik bei Svolld im J. 1000. Die große Olaf's Saga Tryggvasonar bemerkt (Cap. 250. S. 311): So saget Hallfredr Wandrádaskalld in der Olaf's Drapa: **Hept var lít á lopti lidu örvar fram gjörva etc.** Die Strophe enthält, wie man schon mit den Spießen schoß, bevor noch das Pfeilschießen aufgehört, und wie des Skalden Herr (Olaf) auf das Härteste vordrang. Aus dem Zusammenhange läßt sich schließen, daß auch die übrigen Strophen, bei denen blos bemerkt wird: so sagt Hallfred, oder deß gedenkt Hallfred Wandrádaskalld, seiner Olaf's Drapa angehören, nämlich die Halbstrophe: **Flugthverrir nam furri**[32]), wie der berühmte Fluchtverminderer nie zuvor geflohen, die Ganzstrophe: **Geta skal máls thess er maela**[33]), wie Olaf durch Worte des Muthes seine Krieger an der Flucht verhindert, die Ganzstrophe: **Thar hykk víst til mjök misti**[34]), wie der schlachtschlagende König die Hilfe vieler Thrándir verloren hat, viel Volk auf die Flucht kommt, und er allein mit zwei Königen und dem Jarl, dem dritten, ficht, die Ganzstrophe: **Sótti herr thar er haetti**[35]), wie ein großmächtiges Heer angreift, der König sein Schiff gegen die Dänen vertheidigt und der Skalde großen Nachtheil erleidet, da mehre seiner Heldenfreunde dort mit dem Könige fallen, die Ganzstrophe: **Herskerdir klauf hardan**[36]), wie der König Helme spaltet, durch Harnische verwundet, und viel Streiter erschlagen liegen, die Halbstrophe **Upp sangdu lög lögdiss**[37]), wie mit den Schwertern von den Nordmannen eine große Niederlage unter den Schweden angerichtet wird, die Ganzstrophe: **Lèt it hygg leifa brantar**[38]), wie den Schweden der Kampf mit König Olaf verleidet ward, die Ganzstrophe: **Sukku nidhr af nadhri**[39]), wie die Helden verwundet aus dem Orm (dem Schiffe Olaf's) sanken, die Halbstrophe **Eigi látast ýtar**, wie kein vorzüglicherer Mann je in der Schlacht gefunden worden, als Olaf, die Ganzstrophe: **Firdhist unettr, sá er vandhi**[40]), wie der Unerschrockene aus gerechtem Grunde die Geschosse röthete, die Halbstrophe: **Hverr var hraeddr vidh örvan**[41]), wie alle den muthigen Sohn Tryggvi's fürchteten. Ähnlich enthält außer den genannten die große Olaf's Saga Tryggvasonar[42]) noch vierzehn[43]) Ganzstrophen der Olaf's Drapa, welche sich alle auf Olaf's letzte Schlacht und auf seinen Tod und das falsche Gerücht, daß er nach Osten entkommen, beziehen, und in einer derselben beklagt der Skalde, daß er nicht habe dabei sein und mit seinem Herrn fallen können. Ein für die geschichtliebende Nachwelt günstiger Umstand, nämlich des Skalden Reise nach Island, hatte ihn an Erfüllung dieses Wunsches gehindert. Herausgegeben sind diese und jene Strophen in der großen Olaf's Drapa Tryggvasonar, in der Skaltholter Ausgabe und in den **Fornmanna-Sögur**, in der Ausgabe der Heimskringla von Peringskiold nebst lateinischer und schwedischer Übersetzung, jene von Peringskiold, diese von Gudmund Olafsson in der großen Ausgabe der Heimskringla im ersten und wieder im sechsten Bande hier nebst einer Auflösung der dichterischen Wortstellung in die prosaische Wort-

---

30) Die hier und oben angegebenen Strophen finden sich in der Peringskioldischen Ausgabe der Heimskringla. 1. Th. S. 219, 227, 234, 235 und in der großen Ausgabe oder der Schöningischen 1. Th. S. 214, 216, 221, 222. 6. Th. S. 45, 46, 48—50. 31) Nämlich die Strophe Cap. 90. S. 289, wo der getaufte Skalde ein Schwert vom König empfängt und in der achtzeiligen Strophe acht mal Schwert anbringen muß, gehört wol nicht zur Olaf's Drapa, der Dichter müßte sie denn eingeflochten haben. Noch weniger gehören zur Olaf's Drapa die Strophen Hallfred's, die er seinem Liebesabenteuer mit der schönen Kolfinna gewidmet hat oder gewidmet haben soll. S. die gr. Olaf's Saga Tryggvasonar. 2. Th. S. 248—250. Vergl. die Scripta Historica Islandorum. Vol. II. p. 232—234. Auch fallen der Olaf's Drapa nicht anheim die drei Weisen, in welchen der Skalde sich verewigt hat, wie Önundur ihn meuchlerisch anfällt, wie er ihn erschlägt und sich und seinen Gefährten Audgisl, den Önundur umgebracht hat, rächt. Sie stehen in der großen Olaf's Drapa Tryggvasonar Cap. 175. 32) In der großen Olaf's Saga Tryggvasonar Cap. 249. S. 305. 33) Bei Snorri Sturleson, Peringskioldische Ausg. C. 119. S. 360. gr. Ausg. Cap. 119. 1. Th. S 336. 6. Th. S. 57. Oddische Olaf's Saga Tryggvasonar. C. 64. S. 349. 34) In der Heimskringla bei Peringskiold C. 122. S. 363, bei Schöning Cap. 123. S. 339. Oddische Olaf's Saga Tryggvasonar Cap. 64. S. 349. Gr. Olaf's Saga Tryggvasonar Cap. 250. 35) Blos in der gr. Olaf's Saga Tryggvasonar Cap. 250. S. 313. 36) Ebenso, doch findet sich die letzte Halbstrophe auch in der Skalda mit der Bemerkung: Das ist (wird) sarkat, was geröthet ist (wird), wie Hallfred sang: Kunni gramr at gunni Gunnthinga járnmunnum (margr lá herr um höggvinn) Holl barkat rá sarkat, der König in der Schlacht mit der Gunnthinge (der Schwerter) Eisenmunden (viel Heer lag durchhauen) bepanzertestes lebendes Fleisch röthen. Gunnthing in der Einzahl bedeutet Gerichtsversammlung, Zusammenkunft Gunn's (Gunnur, Schlacht, ist Name einer Walkyrie), in der Mehrzahl bedeutet Gunnthing, zur Schlacht gehörende Werkzeuge, Waffenausrüstung.

37) In der gr. Olaf's Saga Tryggvasonar. Cap. 250. S. 315. 38) Ebendaselbst. 39) Bei Snorri Sturleson, bei Schöning Cap. 125. 2. Th. S. 341. 6. Th. S. 59, bei Peringskiold Cap. 124. S. 365. Oddische Olaf's Saga Tryggvasonar Cap. 69. S. 360. Gr. Olaf's Saga Tryggvasonar Cap. 251. S. 319. 40) Dieselbe Cap. 252. 41) Ebenso. 42) Nämlich Cap. 251. S. 319. Cap. 252. S. 321, 322, 323. Cap. 256. 3. Bd. S. 3—10, 12, 13. Von diesen vierzehn Ganzstrophen, deren Inhalt wir der Kürze halber nur im Allgemeinen angeben, hat Snorri Sturleson blos 2. Th. S. 345: Úgraedir sá auda, Cap. 130. 2. Th. S. 346. 6. Th. S. 61: Veiti eigi hitt hvert heita, 2. Th. S. 347. 6. Th. S. 61: Samr var árr of aefi und Mudot thess alls thegnar, endlich Enn segir audar kenni; in der Peringskiold'schen Ausgabe der Heimskringla finden sie sich Cap. 128, 129. S. 370—372. 43) Von den vierzehn Ganzstrophen der gr. Olaf's Saga Tryggvasonar, die wir nicht besonders angeben, hat die Oddische Olaf's Saga Tryggvasonar blos Cap. 67. S. 354: Úlfoethir (so lies sie) sá audha, Cap. 70. S. 365: Vaeitat ei hvart hreyti (so lies sie), doch hiervon blos die erste Halbstrophe, und die Ganzstrophe Sagdhr var mèr né meira. In der gr. Olaf's Saga Tryggvasonar Cap. 250. 2. Bd. S. 314, 315 wird die Ganzstrophe: Vardh um Vinda myrdhi dem Hallarsteine zugeschrieben, nach dem Cod. B. Da aber Cod. C. und F. sie dem Hallfred beilegen, und sie sich in der Hallarsteinischen Olaf's Drapa nicht findet, so ist die Lesart der Codd. C. und F. vorzuziehen, und auch sie fällt der Hallfred'schen Olaf's Drapa anheim.

stellung, nebst lateinischer Übersetzung von Jon Olafsson, im ersten Bande nebst lateinischer Übersetzung von Schöning, und in dänischer von Jon Olafsson, ferner in dänischer Übersetzung nebst der Urschrift in prosaischer Wortfolge von Rafn in den Oldnordiske Sagaer, 1., 2. und 3. Bd. und in lateinischer Übersetzung nebst Auflösung der dichterischen Wortstellung in die prosaische von Egilsson in **Scripta Historica Islandorum. Vol. I, II et III.** und in teutscher Übersetzung und Erläuterung von F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis (Heimskringla) 2. Bd. Von letzterer Übersetzung haben wir oben beiläufig Proben mitgetheilt. Da die schwierige verschränkte Wortstellung nicht selten mehre Auslegungen zuläßt, so weichen alle diese Übersetzungen mehr oder weniger von einander ab. In der letztgenannten Übertragung sind diese verschiedenen Auslegungsarten in den Anmerkungen angegeben. Von dieser Olaf's Drapa Tryggvasonar, der Hauptquelle dessen, was man von Olaf's Geschichte mit Gewißheit weiß, wenden wir uns zu einer andern, deren Verfasser die Hallfred'sche Drapa aufführt, und die also später als diese gesungen ist.

B) Olaf's Drapa Tryggvasonar, wegen ihres Versbaues **Olafs Drápa tvískelfda** genannt, von Hallarstein. Die Bezeichnung **tvískelfda** hat sie erhalten, da der Verfasser Strophe 35 sagt: **Ek fae ena thidjo tvískelfda drápu**, ich fange (reiche dar) die dritte (nämlich in Beziehung auf die Drápur Hallfred's und Biarni's) **tvískelfda drápa**. Der Verfasser der großen Olaf's Saga Tryggvasonar (Cap. 250. S. 310) nennt sie nach einer Lesart **tvískelda**, nach der andern **tvískaelda**. Er sagt nämlich: Nun sagt so Snorri[44]) und die meisten andern Menschen, daß Swein, der Dänenkönig, legte zuerst mit seinem Kriegsvolk an die Schlange die Lange (**at Orminum lánga**) und die größten Schiffe des Königs Olaf. Aber Hallarstein sagt in der Olaf's Drapa der Zwieskäldigen (**í Olafs drapu hinni tvískaeldu**, nach andrer Lesart **tvískeldu**), daß Olaf der schwedische zuvor hatte gelegt zur Begegnung wider Olaf Tryggvason, aber Swein, der Dänenkönig, nachher. Den Ausdruck **tvískaelda** hat Egilsson zu erklären gesucht durch **duplici metri genere constans**, das Wort scheine zusammengesetzt aus **tví** und **skálda, quasi duplici modo carmen facere**, und in der Lesart des **Cod. A. tvískeldu** stehe **e** für **ae**[45]). Später[46]) jedoch als er die Olaf's Drapa im Byrger'schen Codex vom Verfasser selbst **tvískélfda Drápa** genannt fand, zieht er diese Lesart vor und erklärt die Benennung dadurch, daß das Versmaß **skiálfhendt (tremulum)** und **tvískelft (bitremulum)**, von welchem die Snorra Edda S. 242[47]) §. 14 handelt, mit einander verbunden, und daher genannt sei **tvískelft, qs. duplici modo tremulum.** Biörn Haldorson[48]) erklärt **tvískéfld drápa** durch **ode duplicata, et dobbelt Digt** (Doppelgedicht), und hat vorher: **tvískéfld öx, bipennis, en Hellebarde, tvengget Okse** (zweischneidige Axt) und **tvískéfldr, bipennis, (adject.) tveegget** (zweischneidig), **skarp til begge sider** (scharf auf beiden Seiten) **à skafl.** Dieses bedeutet aber eine Reihe Schneidezähne an den Sägen, Zahn am Hufeisen ꝛc. Nach der andern Ableitung kommt **tvískelfd** von (**ek**) **skélfi** (ich) zittere. Leiten wir die Benennung der Drapa **tvískelfd** nicht von dem Versmaße **tvískelfd**, zweimal gezittert, her, so könnte das Lied zweischneidig genannt sein, weil Str. 1 bis 8 gleichsam die eine Schneide, dann die fünf Stefíamal Str. 9—23 gleichsam das Eisen zwischen den beiden Schneiden, und endlich Str. 24—35 gleichsam die dritte Schneide bilden. Aber der Skalde sagt in der letzten Strophe:

Eigi einkar *lága*
ek fae ena thridjo
hyrm*örd*r! h*ród*ri *stae*rda
*kóp*s, tvískelfda *drápu*:
Slíkr *hátt*r (suâ mun *ek vått*a)
sjal*stund*um verdhr *fund*inn
herr, *prúd*r hör*v*i, k*v*aeda
hafi *gagn*! en ek *thag*na.

Ich bringe, Mörder des Feuers, des Meeres (d. h. des Goldes, d. h. freigebiger König) die dritte (Drapa), eine nicht sehr niedrige, eine Drapa **tvískelfda**, solche Weise (so werde ich bezeugen) wird die seltenste Male gefunden, Heer (Menge) geschmückt mit Linnen (d. h. Frauen), der Gesang habe seinen Vortheil! aber ich schweige. Worin besteht nun diese Seltenheit? Das Lied nennt der Skalde auch **Rekstefia**, dieses bezieht sich auf die Kehrzeilen. Sind **Drápa tvískelda** und **Rekstefia** Benennungen für eine Sache, oder bezeichnet **Drápa tvískelfda** noch etwas anderes als **Rekstefia**? Liegt die Seltenheit in der **Rekstefia** oder in der **tvískelfda**? Vermuthlich nennt die **Drápa tvískelfda** nicht in Beziehung auf Anordnung der Stef, sondern darauf, daß in vielen Zeilen doppelte Anreime vorkommen, z. B. in der vorletzten Zeile der oben mitgetheilten Strophe und Str. 27:

*el*drudhr *ölna fol*dar
upp *edh*a *nidh*r frá *midh*ju

Str. 4:

*Ola*fr, ok k*lau*f *stál*um

In diesen und vielen andern Zeilen kommen bald zwei verschiedene Anreime oder auch manchmal bloß Anklangreime (s. über den Unterschied beider F. Wachter, 2. Bd. S. XVII) vor, also doppelte, wie oben in der vorletzten Zeile der mitgetheilten Strophe und Str. 4. oder den Anreim und rücksichtlich Anklangreim bilden nicht blos ähnliche Sylben, sondern drei, wie Str. 27. Der Dichter konnte also die Drápa recht gut **tvískelfda** nennen, da sie nicht den gewöhnlichen einfachen Anreim und rücksichtlich Anklangreim, sondern in vielen Zeilen den doppelten hat. Nun gehen wir zu der andern Benennung des Liedes über. In dem Byrgerschen Coder ist es überschrieben, **Rekstefia er Hallarsteinar orti um Olaf**

44) S. Heimskringla, Saga af Olafi Tryggvasyni, Cap. 128. S. 339 der gr. Ausg. 45) S. Scripta Historica Islandorum. Vol. II. p. 296, 297. 46) Excursus de poëta Hallarsteine, et carmine ab eo in honorem Olavi Tryggvi f. composito Scr. Hist. Isl. Vol. III. p. 230, 231. 47) Der Ausgabe von Rask. Egilsson gibt Scr. Hist. Island. Vol. II. p. 297 eine lateinische Übersetzung dieser Stelle und handelt auch weiter über diese Versart, vergl. Vol. III. p. 230, 231.

48) Lexicon Islandico-Latino-Danicum. Vol. II. p. 397.

konúng Tryggvason, Rekstefia, welche Hallarsteinar wirkte (fertigte) auf König Olaf, Tryggwi's Sohn. Die große Olaf's Saga Tryggvasonar sagt Cap. 58. 1. Bd. S. 100: Dessen wird gedacht in der Rekstefia, die gemacht (ort) ist auf Olaf Tryggvason, daß er aufgezogen ward in Gardir (Rußland): **Vegmildr vidhrar foldar etc.** Es ist dieses die zweite Strophe der ganzen Drapa im Byrgerschen Codex und darnach herausgegeben in den **Scr. Hist. Island. Vol. III.** p. 242. Die große Olaf's Saga Tryggvasonar sagt Cap. 59. S. 105 in Beziehung auf Olaf's Heerfahrt gegen die Wenden: dieser Heerfahrt des Königs Olaf wird gedacht in der Rekstefia; hier wird so gesagt: **Olafr allra jöfra etc.** Es ist dieses die dritte Strophe der Drapa. Rekstefia aber wird sie genannt, weil der Dichter in der ersten Strophe selbst sagt:

Hers *gnótt* hrunda *slétt*um
bliódhs k*vedh* ek mer at *ódh*i:
*rand*hvels remmi — *thun*di
*rekstefj*u *tek ek hefa;*
Skurums[49]) *skial*dar *lin*na
skal ek *frid*hum lof *smidh*a
thíng*baldr* thróttar — *mild*um,
theim er *frem*str var *beima.*

Heers[50]) genug der Frauen[51])! Lauschen
Heisch' ich mir zum ebnen[52]) Liede;
Des Randrad's Stärke-Thundur[53])
Eine Rekstefia ergreif' ich anzuheben.
Ich werde der Schlange der Schildes[54])
Versammlungs-Baldur[55]) Lob schmieden
Dem schönen, dem (in) Thortt's[56]) Schauern milden[57]),
Dem, der vorzüglichste ward der Krieger.

Hier haben wir zugleich Beispiele, wie der christliche[58]) Skalde nicht blos bei Umschreibung des Begriffes Schlacht die heidnische Dichtersprache braucht, sondern auch bei Umschreibung der Kriegshelden, hier Thundur (Name Othin's) und Baldur braucht. Nun zu Betrachtung dessen, warum er seine **Drápa Rekstefia** nennt! Das Erforderniß einer **Drápa** ist, daß sie **Stef (versus intercalares)** habe. Aber die Art und Weise, wie diese Stef[59]) beschaffen sind und angeordnet werden, ist mannichfaltig. Der Bau unserer Drapa ist dieser: erst acht Strophen sind ohne Stef, dann das erste **Stefjamál**, von welchem das erste Stef (die neunte Strophe) als Endzeile: **hann var rikstr konúngmanna;** das zweite Stef (die 10. Str.) als Endzeile **Olafr und veg sólar;** das dritte Stef (die 11. Str.) als Endzeile **Höll ok fremstr at öllu;** fassen wir diese drei Zeilen zusammen, erhalten wir: er war der mächtigste der Königmänner, Olaf unter der Prachtsonne, Halle und der vorderste (vorzüglichste) in Allen. So folgen das zweite **Stefjamál** (Str. 12—14), das dritte **Stefjamál** (Str. 15—17), das vierte (Str. 18—20), das fünfte (Str. 21—23), und von jedem dieser **Stefjamál** hat jedes erste Stef die Endzeile **hann var etc.,** jedes zweite als Endzeile **Olafr und etc.** und jedes dritte Stef als Endzeile **Höll ok etc.** In der 24. Strophe sagt der Dichter: **hefi ek thar lokit stefum,** ich habe dadurch geschlossen mit den Stef. Str. 24 bis 35 oder bis zu Ende sind ohne Stef. Von den Stef gibt es zwei Hauptgattungen, die verbundenen und die getrennten. Der verbundenen Stef sind zwei oder vier Zeilen, welche neben einander stehen und in dieser Stellung einen vollen Sinn geben. Von den zweizeiligen Stef geben die berühmtesten Beispiele Egil Skalagrimsson in der Hauptlösung **Ordstyr of gat Eirír at that,** Lob erlangte Eirik bei dem, und das Stef, das er weiter unten braucht: **Baud úlfum hrae Eirikr of sae,** bot den Wölfen Leichnam Erik durch die See. Ein Beispiel von dem vierzeiligen verbundenen Stef wird uns die **Olafs Drápa Helga** in diesem Artikel geben. Die getrennten Stef zerfallen in vier Arten, in die zwiefach, in die dreifach und in die vierfach vertheilten. Sie geben nur Sinn, wenn man sie mit einander verbindet. Was dazwischen sich findet, steht mit ihnen in keinem grammatikalischen Zusammenhange, und die Stef passen nur im Allgemeinen zu dem übrigen Inhalte der Strophen, in welchem sie sich finden. 1) Zwiefach vertheilte getrennte Stef hat Sighwat in der Knut's Drapa. Der Anfang eines Theiles der Stefstrophen ist: **Knutr var und himnium**[60]), Knut war unter den Himmeln, und die andern Stefstrophen haben als letzte Zeile **Höfudh fremstr jöfur**[61]), hauptvorderster (erster) König, also zusammen: Knut war unter den Himmeln der hauptvorderste König. Da die meisten Drapur nur in Bruchstücken auf uns gekommen sind, so haben die getrennten Stef bei den frühern Übersetzungen große Verwirrung hervorgebracht, wo-

---

49) **Skurums** ist dunkel und widerstreitet dem Metrum, weshalb nach Egilsson's Muthmaßung entweder skyrannz oder skyrunns zu lesen. Wir nehmen an, daß das i in sk*i*aldar den Anklang zu l*i*nna bilde, und skurum der Dativ von skur, Regenschauer, und das st wegen des folgenden skialdar fehlerhaft angehängt ist. 50) Menge. 51) Anrede an die vielen versammelten Frauen. 52) Auspolirten, wörtlich zum schlichten Liede, hat aber bei uns die Bedeutung von ungekünstelt. Das Lied ist aber ein gekünsteltes ohne Holpern. 53) Dem Krieger, Randrad ist das Schild, und Thundur (Donnerer), ein Name Othin's, des Gottes der donnernden Schlacht, hier für Held; remmi von (at) remma, stärken. 54) Das Schwert. 55) Name des Gottes, hier zur Umschreibung des Königs gebraucht; baldr kann entweder als Anrede für einen anwesenden König genommen werden, und ist dann Vocativ, oder steht auch für baldri, den Baldur, und bezieht sich auf Olaf Tryggvason. Da aber auch in der letzten Strophe eine Anrede ist: Hóps hyr-mördr! Mörder des Feuers des Meeres (Goldes) d. h. mit dem Golde freigebig umgehenden Könige, und König Olaf Tryggvason hier in der ersten Strophe und in derselben Zeile eine Umschreibung hat, so ist skjaldar linna thíngbaldr am wahrscheinlichsten als Anrede für den König zu nehmen, der zuhört. 56) Othin's. 57) D. h. der in der Schlacht reichliche Hiebe austheilt. 58) Daß er dieses ist, geht z. B. aus Str. 33. S. 266 hervor.

59) Über die Stef handeln J. Olafsson, Nordens gamle Dichtekonst. Kopenh. 508, 509. Rask, Anvisning til Isländskan. (Stockholm 1818.) S. 269. §. 508, 509 und nach Rask Legis, Fundgruben des Nordens und Mohnike, Die Verslehre der Isländer von E. Chr. Rask S. 49, 50. Volles Licht in diesen schwierigen Gegenstand hat jedoch erst gebracht Egilsson, **Excursus** a. a. O. S. 228—230. 60) S. Olaf's Saga Helga Cap. 155. gr. Ausg. der Heimskringla S. 263. Cap. 157. S. 166. 61) S. Knytlinga Saga Cap. 17, in den **Fornmanna-Sögur** 11. Bd. S. 202. Da nur eine Halbstrophe mitgetheilt ist und das höfudh fremstr jöfur in der letzten Zeile steht, so weiß man nicht, ob es in der Ganzstrophe die vierte oder achte Zeile gebildet hat.

von wir unten ein Beispiel Olafr borinn sólo finden werden, und hier eins in Knutr var und himnum haben[62]), welches sie als mit den übrigen Worten der Strophe in grammatischer Verbindung stehend genommen haben. 2) Dreifach vertheilte getrennte Stef, zerfallen in zwei Arten; a) solche, welche die letzte Zeile der ersten Halbstrophe, oder, was dem gleich ist, die vierte Zeile der Ganzstrophe bilden. Sie heißen Klofastef, Kluft- oder Spaltenstef, weil sie die Strophe, in der sie sich finden, gleichsam spalten. Drei solcher Klofastef hat die Sturlungasaga Buch 4. S. 56 nämlich in der ersten Strophe: Hardhmúla wardh Skúli, in der zweiten Rambliks framar miklu, in der dritten[63]) Guaphjarls skapadhr jaila. Darauf die Parodie: oss lízt illr at kyssa. b) Solche dreifach getheilte getrennte Stef, wo das Stef die letzte (achte) Zeile der Strophe bildet. Wir haben diese Stef oben aus der von uns betrachteten Olaf's Drapa Tryggvasonar, die auch Rekstefia heißt, angeführt. Ein anderes Beispiel wird uns unten die Olaf's Drapa Kyrra geben. Da die von uns hier betrachtete Drapa auch Rekstefia heißt, so müssen die dreifach vertheilten am Ende der Ganzstrophen sich findenden getrennten Stef Rekstef geheißen haben. Rek heißt Forttreibung, Mastbaum, rek-nagli, ein Brettnagel, (ek) rek, ich treibe fort. Treibstef können sie recht gut geheißen haben, da jedes Stef an sich keinen Sinn gibt, sondern erst alle drei zusammengenommen, und der Hörer also gleich rasch über das, was dazwischen liegt, fortgetrieben wird. Aber man hat auch ein (ek) rek (ich) entwickele, löse. Die Rekstef sind dann so viel als aufgelöste oder getrennte Stef, und bildeten keine Untergattung der getrennten Stef, sondern machten den Gegensatz zu den verbundenen Stef überhaupt. Letzteres dürfte das Wahrscheinlichste sein. Der Skalde sagt ausdrücklich am Eingange, er wolle eine Rekstefia vortragen. Machte Rekstefia den Gegensatz zu Klofastefia, so wäre das nicht so wichtig zu bemerken gewesen, denn beide erheischten die größte Aufmerksamkeit der Zuhörer. Bildet aber Rekstefia den Gegensatz zu den ungetrennten Stef, so macht sich des Skalden Bemerkung besser. Die Zuhörer konnten leicht in Erwartung einer Drapa, in der sie waren, an eine Drapa mit ungetrennten Stef denken, und den Stef um so weniger Aufmerksamkeit schenken, weil ihr Sinn leichter zu fassen war. Eine Drapa von getrennten Stef erfoderte die größte Aufmerksamkeit. Um die Hörer nicht gar zu sehr anzustrengen, wurden 3) die vierfach getrennten Stef angebracht auf zweierlei Weise; a) in der vierten und achten Zeile des Stefstrophenpaars, so in der Baudadrápa[64]), b) was sie weit näher zusammenbringt, am Anfang und Ende jeder Halbstrophe, also in der ersten, vierten, fünften und achten Zeile der Ganzstrophe, so in der Jomsvíkingiadrápa[65]) vom Bischofe Biarni. Der Überblick des Inhalts der Olaf's Drapa Tryggvasonar von Hallarstein ist dieser: Str. 1 Eingang, Str. 2—8 besingt Olaf's Thaten, bevor er König von Norwegen geworden, nämlich seine Heerfahrten in Windland (Wendenland), darauf, wie er den Tod seines Vaters in England rächt, in Irland und Schottland geheert, dann, wie er das Reich Norwegen erobert, und vor den innern Feinden und den Seeräubern vertheidigt. Nun folgen die fünf Stefiamal, das erste (Str. 9—11) besingt, wie er die Blóthus (Opferhäuser) verbrennen läßt, und fünf Thiodhliönd (Volkländer) christlich macht, Norwegen, Hjaltland (Schetland), die Eyar (Eylande, d. h. die Orkneyar), Island und Grönland, das zweite (Str. 11—14) handelt von seiner Freigebigkeit, die er auf allerlei Weise bewährt, und von seinen Seeschlachten im Allgemeinen, das dritte Stefiamal (Str. 15, 16), ist dem gewidmet, wie er zum letzten Mal aus der Mündung des Meerbusens Thrandheims schifft, unerwartet auf drei Fürsten stößt, und die schwedische Flotte besiegt, das vierte (Str. 18), wie die Schiffe der Dänen an das Schiff, auf dem er fährt, an die lange Schlange (Ormiun lánga) anlegen und ein fürchterlicher Kampf entsteht, und die Dänen endlich die Flucht ergreifen müssen, das fünfte (Str. 21—23) wie Jarl Eirik mit seinen Schiffen an die Schlange anlegt, unter den Streitern vorzüglich Hyrning (des Königs Olaf's Schwager) sich auszeichnet, wie die lange Schlange bestürmt, erobert und aller Mannschaft entblößt wird. Str. 24 bildet den Übergang zu des Königs übrigen Gaben und Vorzügen, Str. 25 besingt dann die beiden Künste (í thróttir) des Königs, wie er geschickt mit Handsaxen (kleinen Schwertern) spielte (lèk vandla handsöxum) und auf (nach anderer Lesart bei) Rudern ging (gekk at [nach anderer Lesart á] árum), Str. 26—28, wie zwei Hirdmenn des Königs mit einander einen Wettkampf in Ersteigung eines Felsen eingehen, einer derselben den Felsen besteigt, aber dann weder vor- noch rückwärts kann, und der König auf den Felsen steigt und den Hirdmann herabträgt, Str. 30, 31, wie der König den Thorketil von der langen Schlange herabstößt, und des Königs beschädigtes kostbares Kleid in seinen Händen in einem Schwipp wieder so schön, als zuvor wird, Str. 31, wie er in einem Hause bei den Engeln des Herrn gesehen wird, Str. 32, wie die Hird (das Hofgesinde) durch seinen Fall traurig war, Str. 33, wie Christus ihn von der Welt zu sich entbietet, Gott den Fürsten freundlich empfängt, und dieser bei ihm die höchste Seligkeit erhält,

62) So auch das getrennte Stef in der Tógdrápa: Knutr er und sólar hat die Übersetzer verwirrt. S. gr. Ausg. der Heimskringla. 2. Th. S. 298. 6. Th. S. 298. 63) Diese Klofastef folgen sich Strophe auf Strophe; die zwei getheilten Stef, die wir in der Knuts Drapa haben kennen gelernt, scheinen viele Strophen aus einander zu liegen; wahrscheinlich einen ganzen Stefiabálkr. 64) S. die große Olaf's Saga Tryggvasonar. Cap. 243. 2. Bd. S. 283. Vergl. *Egilsson*. Scr. Hist. Isl. Vol. II. p. 273, 274.

65) S. Fornmanna-Sögur 11. Bd. S. 167—173. Str. 14, 18, 22, 26, 30, 34. Es ist hier also jede vierte Strophe eine Stefstrophe, und in jeder Stefstrophe das Stef vierfach vertheilt. Die Skalden suchten nicht blos eine Ehre in der künstlichen Bildersprache und den künstlichen halben und ganzen Anreimen oder Linienreimen, sondern auch in der künstlichen Eintheilung der Drápur durch Stef, wobei jeder Skalde durch eigene Erfindung zu glänzen suchte. Vergl. F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 1. Bd. S. CCV fg.

Str. 34, wie sehr viele auf den Sohn Tryggwi's Flokkar gemacht, und nur Hallfred und Bjarni Drapur, Str. 35, wie der Verfasser die dritte Drapa und zwar eine **Drápa tvískelda** gefertigt hat. Diese Drapa enthält mehres Eigenthümliche, was anderwärts nicht leicht vorkommen möchte. Zu diesem gehört, daß erzählt wird, Olaf habe in England den Tod seines Vaters gerächt. Von Eirik's und Gunnhild's Söhnen waren damals nur noch Ragnfröd und Gudröd übrig. Letzterer hatte den König Tryggwi, Olaf's Vater, erschlagen[66]). Vom Jarl Hakon vertrieben, hielten sich Eirik's Söhne im Westen auf (in England, Irland und Schottland und den umliegenden Eilanden). Da auch Olaf in Westen Raubfahrten machte, so konnte er leicht mit ihnen zusammentreffen und ihnen eine Niederlage beibringen. Vielleicht hat er auch Ragnfrid'en erschlagen, wenigstens ist nicht bekannt, wie dieser sonst umgekommen. Seiner wird nicht gedacht, als Gudröd im J. 999 aus England segelte, in Norwegen einfiel, und von des Königs Olaf's Schwägern, Hyrningr und Thorgnir, erschlagen ward. Snorri Sturleson[67]) sagt hierauf: waren da todt alle Söhne Eirik's und Gunnhild's. Der Skalde erzählt, wie König Olaf auch Hialtland zum Christenthume bekehrt (Str. 10, 11). Dieses erwähnt wol nur noch die **Fagurskinna** und die Oddische Olaf's Saga Tryggvasonar Cap. 48. S. 317. Im Betreff der übrigen Länder erzählt es auch Snorri Sturleson. Wie wir oben bereits bemerkt, weicht der Verfasser dieser Olaf's Drapa in Erzählung des Herganges der letzten Schlacht Olaf's von Snorri Sturleson und Andern ab. Im Betreff des Todes Olaf's war schon, als Hallfred seine Olaf's Drapa sang, ein Gerücht, Olaf sei aus der Schlacht nach Osten entkommen. Aber derselbe Hallfred erwiedert darauf, er habe gewisse Nachricht von Olaf's Morde (Erschlagung) erhalten[68]). Den Schriftstellern im 12. Jahrh. war jenes Gerücht sehr willkommen. Sie konnten da den, der das Christenthum in Norwegen eingeführt, in Griechenland oder Syrien als Mönch leben lassen[69]). Der Verfasser der Rekstefia erwähnt hiervon nichts, sondern sagt: **hirdh var hans at mordi rugg**, das Hofgesinde war bei seinem Morde (seiner Erschlagung) traurig. Daß er von dessen Erschlagung redet, und wie aus dem Zusammenhange erhellt, von dessen Falle im J. 1000, ist äußerst wichtig für die Bestimmung der Zeit, wann die Olaf's Drapa **tvískelfda** verfaßt ist. Da ihr Verfasser Olafen im Übrigen so wunderbar als möglich zu halten sucht, so hätte er sicher des Mönchslebens Olaf's gedacht, wenn man zu seiner Zeit schon diese Sage gehabt oder wenigstens geglaubt hätte, ja! er würde wenigstens des Gerüchtes im Allgemeinen, daß Olaf nach Osten entkommen, erwähnt haben, wenn man damals nicht mit Hallfred für wahr gehalten, daß Olaf wirklich in der Schlacht umgekommen. Über den Verfasser der Drapa sind die Codices nicht einig. Der Codex, nach welchem die große Olaf's Saga herausgegeben ist, nennt ihn Stein und Hallarstein, der Flateyische hingegen Marcus Lögmadhr. An Snorri Sturleson wendet man sich vergeblich. Es findet sich zwar Cap. 21 (bei F. Wachter, 2. Bd. S. 211): König Waldimar setzte ihn (als) Häuptling über das Heervolk, das er sandte dazu, zu wehren das Land, so sagt Hallarstein:

> Zwölf war Winter an Alter
> Als des Feuers des Bogensitzes Hasser[70])
> Der starke, da, als glättete[71]) Heerschiffe
> Der Hördar Freund aus Gardir.
> (Es) beluden (mit) Hamdir's Kleidern[72])
> Und des Schwerter-Lärms Schleiern[73])
> Des Beschirmers Mannen, sowie (mit) Helmen
> Die Gallion-Rosse[74]), aber (es) muhl das Steuer.

Aber die Worte: so sagt Hallarstein und die Strophe haben nur allein der Frisianische Codex der Heimskringla. Die Strophe findet sich auch nicht in der Olaf's Drapa **tvískelfda**, wie sie im Byrger'schen Codex auf uns gekommen. Auch hat die Strophe die große Olaf's Saga Tryggvasonar nicht. Weiter im 21. Capitel der Snorri'schen Olaf's Saga Tryggvasonar (bei F. Wachter, S. 213) steht: Hierauf beginnt Olaf seine Fahrt, und ging auf die Schiffe, und hielt so hinaus in das Meer in das **Eystra Salt**[75]). [So sagt Marcus Skeggiason in der Rekstefia:

> Sogleich alle sodann rannten
> Schnecken-Borde[76]) aus Gardir
> Die Fesseln[77]) herrlich, heervicle[78]) des Sprosses
> Hildur's unter dem Fürsten, mildem.
> Die Westlande ließ auf den Pahlern[79])
> Des Meeres heeren, und der Würd'gen[80])
> Geschlechter Tryggvi's alltreuer Erbe
> Olaf spaltete mit Stahle].

Diese Strophe hat blos der Codex der Heimskringla, nach welchem sie von Peringskiold herausgegeben ist. Die Worte, so sagt Marcus Skeggiason in der Rekstefia, haben die Herausgeber der kopenhagener Ausgabe der Heimskringla hineingesetzt, weil die große Olaf's Saga im **Cod. Flateyensis** bemerkt: So sagt Marcus Lögmadhr in der Rekstefia. In dem Codex hingegen, nach welchem die große Olaf's Saga herausgegeben ist, steht: so sagt Hallarstein. Diese Strophe findet sich wirklich im Byrger'schen Codex, nach welchem die Olaf's Drapa **tvískelfda** herausgegeben ist (Str. 4. S. 246). Kritisch wichtig ist, daß Snorri Sturleson nichts aus dieser Drapa hat. Er wendet nämlich gleichzeitige Skaldenlieder als

---

66) S. F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 2. Bd. S. 114. 67) Olaf's Saga Tryggvasonar Cap. 104. S. 292 (der gr. Ausg. der Heimskringla). 68) S. Hallfred's Strophen bei Snorri Sturleson und in der Oddischen und in der gr. Olaf's Saga Tryggvasonar nach den von uns oben gegebenen Nachweisungen. 69) S. die Oddische Olaf's Saga Tryggvasonar. Cap. 75. S. 370, 371.

70) Das Feuer des Bogensitzes (der Hände und Arme) ist das Gold; sein Hasser, Beschädiger (Hati) ist der Freigebige, der den Goldschmuck zerbricht und vertheilt. 71) Polirte, glänzend machte (glaesti) d. h. ausrüstete, da zur Ausrüstung der Schiffe auch die Zierung derselben gehörte. 72) Panzern. 73) Schilden. 74) Schiffe. 75) Östliche Salz: Ostsee. 76) Eine Art Schiffe. 77) Die Rieme, d. h. das Meer, weil es die Inseln umgibt. 78) Sehr viele geht auf Schneckenborde, d. h. Schiffe des Kämpfers (des Königs). 79) Verfákom, dichterisch Meerpferden (Schiffen) eigentlich Meerpahlern. 80) Dichterisch für Männer überhaupt.

Belege an. Auch hat er auf die Olaf's Drapa tvískelfda gar nicht Rücksicht genommen bei Darstellung der letzten Schlacht Olaf's. Die zweite Olaf's Drapa Tryggvasonar hatte Biarni verfaßt. Aber auch von dieser Drapa hat Snorri Sturleson nichts für die Geschichte Olaf's benutzt. Wahrscheinlich war auch Biarni nicht gleichzeitig genug. Dieser Biarni ist schwerlich ein anderer als **Biarni Sullbráskáld**, der einen Flokk auf Kalf Arnason sang [81]), und unter Magnus dem Guten blühete. Auch wird er im Skaldatál S. 481 unter den Skalden aufgeführt, die Lieder auf König Olaf Tryggvason gemacht haben. Weniger kritisch als Snorri Sturleson in der Heimskringla ist der Verfasser der großen Olaf's Saga Tryggvasonar verfahren. Doch vermuthet man, daß der Dichter der Olaf's Drapa tvískelfda als Quelle Einar Thambarskelvir, der im J. 1054 starb, und Thorkel Dyrdil, der unter Magnus dem Guten noch lebte [82]), könne benutzt haben. Sie waren große Freunde Olaf's und können Überlieferungen dem Skalden mitgetheilt haben. Hat der Cod. Flát. darin Recht, daß Marcus Skeggiason der Verfasser der Rekstefia ist, so ist dieses zwar auch ein Skalde des 11. Jahrh., aber Snorri Sturleson mußte auch ihn mit Recht als zu fern lebend nehmen, um ihn für Olaf's Tryggvason's Geschichte als Quelle brauchbar zu finden. Doch brachte er seine Jünglingsjahre an den Höfen Dänemarks, Norwegens und Schwedens zu, und war dann in seinem Vaterlande (Island) Lögsögumadr in den Jahren 1081 und 1108 [83]). Seine geschichtlichen Lieder betreffen Knud den Heiligen, Eirik Sweinsson (den Guten) und Ingi Steinkelsson [84]). Wahrscheinlicher findet man jedoch die Angabe des andern Codex der großen Olaf's Drapa Tryggvasonar und die der Byrger'schen Handschrift, daß Hallarstein der Verfasser der **Olafs Drapa** tvískelfda oder der **Rekstefia**, und eins mit **Stein Herdisarson** ist. Die große Olaf's Saga Tryggvasonar braucht auch für Hallarstein blos Stein, und bemerkt Cap. 250. S. 315, so sagt Stein: **Fimtán fjörnis mana etc.** Es ist dieses die zweite Halbstrophe der 16. Strophe der Rekstefia S. 254. S. 250 sagt sie, dessen gedenkt Stein: **Grá reif gjördu drífu**, und dieses ist die 17. Str. und S. 317, sowie Stein sagt: **Taudr flaug, tiggi rendi**, und dieses ist die zweite Halbstrophe der 20. Str. der Rekstefia. Siehe auch Cap. 251. S. 318, wo unter Stein's Namen die erste Halbstrophe der 21. Str. aufgeführt wird. In **Hallarstein**, d. h. Stein der Höll (Halle; aller Wahrscheinlichkeit nach Königshalle, weil er sich am norwegischen Königshofe aufhielt), erhalten wir dann einen Bezeichnungsnamen (kenninganafn), der auf eine Art gebildet ist, die sehr gewöhnlich war, so z. B. **Gullharalldr** [85]) (Goldharalld), wegen seines vielen Goldes, das er erbeutet, **Torf-Einar**, weil er den Orkneyarn zuerst Torf stechen ließ [86]). Der Skalde Einar **Skálaglam** war Vater der Thordgerd, der Mutter der Herdis, der Mutter des Skalden Steins. Mit dem Ulfr Stallari (dem Hofmarschall) war Stein Herdisarson verwandt [87]), und er besang ihn. Er wohnte der Schlacht von Niza bei, und sang die Nizar-Wisur [88]). Auch sang er die Olaf's Drapa Kyrra, von welcher wir weiter unten handeln. Sie muß vor dem J. 1085 verfaßt sein, da in ihr der gegen England unternommenen Heerfahrt nicht gedacht wird. Außerdem, daß wir in diesem Jahrhunderte keinen andern Skalden Stein finden, als den Herdisarson, ist auch der Umstand wichtig, daß in der Olaf's Drapa Kyrra und in der Olaf's Drapa Tryggvason **tvískelfda** die Stef sich auf eine und dieselbe Weise angeordnet finden. Auch ist die Dichtersprache und der Geist der beiden Drapur sich gleich. Eine Schwierigkeit scheint jedoch die Annahme, daß der Verfasser der Olaf's Drapa Tryggvasonar und Olaf's Drapa Kyrra ein und derselbe ist, dadurch zu heben, daß der Verfasser der erstern Str. 26 singt: wissen die Menschen, daß ich sah zwei Hirdbäume (Hirdmannen, Leibwächter) wetten des Mannes Schädel (Haupt) mit einem lichten Ringe (indem sie einen Ring zum Pfande gaben). Er erzählt nun den Wettkampf wegen Besteigung des Felsens. Für sá des Byrger'schen Codex hat die große Olaf's Saga Tryggvasonar Cap. 237. 2. Bd. S. 275: frá, ich erfragte, erfuhr, hörte. Dieses konnte auch statt haben von einem Ereignisse, welches vor des Skalden Geburt sich zugetragen. Doch braucht man auch ek sá nicht zu verwerfen. Vielleicht ward der Skalde an Olaf's Hofe erzogen, und man braucht dann kein zu hohes Alter desselben anzunehmen. Die Annahme, daß er an Olaf's Hofe erzogen worden, erklärt auch besser seinen Beinamen Hallarsteinn. Daß Skalden sich an Königshöfen aufhielten, war ja das Gewöhnlichste von der Welt, und ein geringerer Umstand, ihm den Bezeichnungsnamen Hallarsteinn zu geben. Mehr geeignet zu einem Bezeichnungsnamen war, wenn Stein am Hofe erzogen ward. Er war zwar ein geborner Isländer, stammte aber aus Island und kann daher leicht in Norwegen bei seinen Blutsfreunden in Pflege gewesen, und dann vollends am Hofe des Königs seine Erziehung und Ausbildung zum Skalden erhalten haben. Merkwürdig ist auch der Umstand, daß er nicht nach seinem Vater, sondern nach seiner Mutter genannt wird. Hieraus läßt sich schließen, daß entweder sein Vater von geringerer Abkunft war, als seine Mutter, oder daß sein Vater früh gestorben war; ähnlich werden die Eirik's Söhne häufig blos Gunnhilld's Söhne genannt. Auch mehre andere Fälle kommen vor, wo Kinder nicht nach dem Vater, sondern nach der Mutter genannt werden, aber dieses setzt immer voraus, daß die Mutter bekannter

81) S. *Egilsson*, Excursus l. c. p. 238—240. 82) S. *Snorri Sturleson*, Saga af Olafi hinom Helga c. 240 (gr. Ausg. d. Heimskringla. 2. Th. S. 307). Cap. 194. S. 320. Cap. 187. S. 307. Saga of Magnusi Goda. c. 6. T. III. p. 8. c. 14. p. 18. c. 37. p. 50, 51. 83) Ari Frodi's Schedae. 84) Skaldatálbei Peringskiold, Anhang zur Heimskringla. 2. Th. S. 480, 481. 85) S. F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 2. Bd. S. 152, 176 fg.

86) S. F. Wachter 1. Bd. S. 210. 87) S. Islands Landnámabók. Ausg. 1774. S. 91. 88) S. Knytlinga-Saga c. 25 in den Fornmanna-Sögur S. 215 und die Saga Haralld Hardrada, deren Citate wir unten bei der Olafs Drápa Kyrra angeben werden, wo wir davon handeln, wie die Nizar Visur nicht zu der Olaf's Drapa Kyrra gehören.

war, als der Vater, oder wenigstens länger auf dem Schauplatze der Welt war, als ihr Mann. Herausgegeben ist die Olaf's Drápa tvískelfda nebst Auflösung der dichterischen Wortfügung in die prosaische; und mit lateinischer Übersetzung dieser Auflösung und Erläuterungen von Egilsson in den **Scriptis historicis Islandorum. Vol. III. p. 245—276.** Fast alle Strophen stehen auch in der großen Olaf's Saga Tryggvasonar in den **Fornmanna-Sögur. Vol. I. c. 59. p. 100. c. 60. p. 105. c. 77. p. 143, 144. Vol. II. c. 234. p. 258, 259. c. 236. p. 274. c. 237. p. 275—277. c. 238. p. 279. c. 239. p. 280. c. 240. p. 282. c. 248. p. 299. c. 250. p. 312, 314—317. c. 251. p. 318. c. 255. p. 328—330.** Übersetzt sind diese auch von Egilsson nebst der Urschrift in prosaischer Wortstellung in den **Scriptis historicis Islandorum. Vol. I. et II.**, und dänisch von Rafn, Oldnordiske Sagaer. **1. u. 2. Bd.** Endlich das Wenige in der Heimskringla.

II. Olaf's Drapa Helga, Lied mit Stef auf König Olaf den Heiligen. Für die Geschichte Olaf Haralldsson's sind Sighwat's Lieder die Hauptquelle; ob aber darunter eine Drapa sich findet, ist sehr zweifelhaft. Snorri sagt in der Olaf's Saga Helga (Cap. 4) in Beziehung auf die Schlacht von Sotasker: Der Skalde Sighwat sagt von dieser Schlacht in dem Gesange (í thví quaedi), in dem er aufzählte die Schlachten des Königs[89]):

Lángr bar út enn únga etc.

Quaedi bedeutet Gesang überhaupt, und es kann auch eine Drapa darunter begriffen werden. Da jedoch so viele Strophen aus diesem Quaedi mitgetheilt werden und kein Stef sich findet, so vermuthen wir, daß es keine Drapa gewesen und betrachten dieses Quaedi hier nicht näher. Einiges von ihm haben wir auch im Art. Olaf's Saga Helga in diesen Nachträgen bemerkt. Keine Drapa[90]) scheinen auch Sighwat's Nesja-Visur (s. d. Art.) gewesen zu sein, noch weniger andere Weisen, welche sich zwar auf Olaf's des Heiligen Geschichte beziehen, aber erweislich keiner Olaf's Drapa angehört haben. Am ersten können die Strophen (Cap. 192 in der Heimskringla, Cap. 172 d. E. Schr.), welche des Königs Rechtspflege besingen, einer Olaf's Drapa anheimfallen, und zwar der Erfi Drapa, die er auf Olaf machte. Von den andern Strophen, welche dieser angehören, handeln wir im Art. **Olaf's Erfi Drapa Nr. 1.** Hier betrachten wir daher nur die beiden Olaf's Drapur, welche erweislich Drapur, aber doch keine Erfi Drapur sind, nämlich **A.** die von Ottar Swarti, und **B.** die von Einar Skulason.

A) Die Olaf's Drapa Helga von Ottar Swarti. Snorri sagt in der Olaf's Saga Helga (Cap. 109): Dessen gedenkt Ottar Swarti in der Drapa, die er wirkte (orti, machte) auf König Olaf:

G*egn* ero thèr at th*egn*om
Th*ióð*skiölldúnga *gódra*
*Halld*it haeft á *valld*i
Hialtl*endi*ngar *kéndi*r.
Engi v*ard* á *jörd*o
Ógnbr*ádr* ádr thèr *nád*um
A*ustr* sá er eyum *vest*an
*Yngling*r und sik *thryng*vi.

Geschickter[91])! dir sind als Unterthanen
Auf guter Volkkönige[92])
Gewalt habt (ihr) gehalten —
Bekannt die Hialtlendingar[93]),
Keiner ward auf der Erde
Schlachthaftiger, bevor (wir) Euch erhielten,
Der Yngling'[94]) in Osten[95]), der von Westen
Die Eilande[96]) unter sich drängte.

Daß der Skalde den König anredet, ist ein bemerkenswerther Umstand, aus welchem man um so sicherer schließen kann, daß auch die übrigen Strophen, welche von Ottar Schwarzen in der Olaf's Saga Helga angeführt werden, aus der Olaf's Drapa Helga sind, da auch in ihnen immer gesagt wird, nicht, der König hat das gethan, sondern Du, König, hast das vollführt, nämlich Cap. 4 in der Heimskringla, Cap. 26 in der Olaf's Saga Helga als Einzelschrift, die zwei Ganzstrophen und die Halbstrophe, wie der junge König nach Dänemark schifft und dann die Vorgebirge von Schweden (Svíthjódhar nes) verheert (Cap. 6. d. H., Cap. 27 d. E. Schr.), die Ganzstrophe, wie der König das gotnische Volk zwingt, Brandschatzung zu zahlen, und vor ihm das Volk von Eysysla floh. (Cap. 12 d. H., Cap. 31 d. E. Schr.) Die Halbstrophe, wie Olaf die Brücke von London bricht, und die Ganzstrophe, wie er Adalrad'en das Reich wieder schafft. Letztere hat auch die Knytlinga Saga (Cap. 7. S. 185), und zwar mit der Einleitung, in welche sie sich auf die Olaf's Saga Helga bezieht: König Adalrad fuhr heim in das Land und kam sich da in das Reich mit Stärke Olaf's des Heiligen, sowie gesagt wird in seiner Saga (Geschichte, í sögu hans), nach den Worten Ottar Swarti's[97]) des Skalden, er sagt so:

Komtu í land ok lendir etc.

Snorri hat ferner (Cap. 12 d. H., Cap. 32. d. E. Schr) die Ganzstrophe von Olaf's Schlacht auf der Hringmaraheidhi (Cap. 12 d. H., Cap. 33 d. E. Schr.), die von der Einnahme der breiten **Cantaraborg** (Canterbury), die von der Brandschatzung des englischen Volks (Cap. 18 d. H, Cap. 33 d. E. Schr.), die Halbstrophe von der Verödung Peto's (Poitou's) und der Schlacht in **Tuskaland**, nach anderer Lesart **Tyskaland**, wofür

89) Die Olaf's Saga Helga als Einzelschrift sagt Cap. 26. S. 40 hierfür blos: so sagt der Skalde Sighwat: **Lángt bar út hinn únga** rc. 90) Eine berühmte Drapa hat jedoch Sighwat gesungen, nämlich die **Kútsdrapa.** (s. d. Art.)

91) *Gégn*, cordatus, conveniens, qui rem quamcumque recte aestimat. 92) Thiódskiöldúnga, dichterisch für thiódkonúnga; Nom. Sing. thiódkonúngr, Volkskönig, König eines ganzen Volkes; Gegensatz zu fylkiskonúngr, König einer Volkschaft (Landschaft) s. F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 1. Bd. S. 125 fg., 156. 93) Shetländer. 94) Dichterisch für König. 95) d. h. Norwegen. 96) Die Eilande von Westen sind Shetland und die Orkneys. 97) Von demselben Skalden hat die Knytlinga Saga Cap. 8, 11, 12, 13. S. 194, 195, 197, welche auch für die englische Geschichte wichtig sind, aber diese sind Ottar's Knuts Drapa, und verewigen Thaten, welche der Dänenkönig Knut der Mächtige in England vollbrachte.

wir vermuthen ursprünglich Byskaland (Biscaya) stand (Cap. 27 d. H., Cap. 42 d. E. Schr.), die beiden Ganzstrophen, wie Olaf auf zwei Kaufschiffen nach Norwegen fährt, und die Schiffe oft in Gefahr kamen, von den Wellen verschlungen zu werden, bevor Olaf nach Norwegen kam (Cap. 28. d. H, Cap. 44 d. E. Schr.), die Ganzstrophe, wie Olaf das Schiff des Jarl Hakon's nebst denen nimmt, die darauf sind, und der Jarl nicht verhindern konnte, daß Olaf in die Lande seines Geschlechts kam, und (Cap. 74 d. H., Cap. 73 d. E. Schr.) die drei Ganzstrophen, wie Olaf die Könige von Heidmörk besiegt und züchtigt, namentlich dem nördlichst sitzenden die Zunge ausschneiden läßt, und das Land beherrscht, das die fünf Könige vorher hielten (nämlich vom schwedischen Könige als Lehn) und nun unter dem norwegischen Könige die breiten Lande seines Geschlechts nach Osten bis Eidar (einen Hof in Wermaland) sind. Herausgegeben in der Urschrift sind die von uns betrachteten Strophen der Ottarischen Olaf's Drapa Haralldssonar von Peringskiold und Schöning, in den Ausgaben der Heimskringla und übersetzt, 1) Lateinisch: a) von Peringskiold, und b) von Schöning dort im ersten, hier im zweiten Bande der Heimskringla, und c) von Sweinbjörn Egilsson im vierten Bande der auf Veranstaltung der königlichen Gesellschaft für nordische Alterthumskunde herausgegebenen **Scripta historica Islandorum de rebus gestis veterum Borealium**, wo die Urschrift in prosaischer Wortstellung unter dem Texte beigegeben ist. 2) Dänisch: a) von Jon Olafsson, welcher auch die wieder im sechsten Bande der großen Ausgabe der Heimskringla in Urschrift abgedruckten Strophen, mit einer Auflösung in die prosaische Wortstellung nebst lateinischer Übersetzung derselben; b) von Grundvig in Snorri St. Norges Konge Krönike; c) von Rafn im vierten Bande der Oldnordiske Sagaer, nebst der Urschrift in prosaischer Wortstellung unter dem Texte[98]). 3) Schwedisch von Gudmund Egilsson bei Peringskiold.

Bevor wir zu B. der Olaf's Drapa Helga eines nicht gleichzeitigen Skalden übergehen, bemerken wir hier noch, aber ohne sie zu numeriren, da nichts von ihr auf uns gekommen ist, die Olaf's Drapa Helga von dem Isländer Skapti Thoroddsson. Dieser wirkte (orti) eine Drapa auf König Olaf und lehrte sie seinem Sohne Stein, mit dem Vorhaben, daß er sie dem Könige bringen sollte. Stein war einer der isländischen Botschafter, die im zehnten Regierungsjahre Olaf's (muthmaßlich im J. 1025) an den Hof des norwegischen Königs gesendet wurden. Von ihnen wurde das Jahr darauf blos Gellin zurückgesandt und die andern drei als Geiseln zurückbehalten. Thorodde Snorrason und Stein Skaptason waren sehr misvergnügt darüber, da sie nicht nach ihrem eigenen Willen dahin reisen durften, wohin sie wollten. Stein konnte sich nicht enthalten, in gebundener oder ungebundener Rede auf den König zu schmähen. Es ward diesem hinterbracht. Eines Tages ging Stein vor den König und fragte ihn, ob er die Drapa anhören wollte, die Skapti, sein Vater, auf ihn gemacht hatte. Der König verlangte aber, daß Skapti das singen sollte, was er selbst auf den König gemacht hatte (s. das Nähere und Weitere bei Snorri Sturleson, Olaf's Saga Helga, Cap. 148, gr. Ausg. d. Heimskringla. 2. Bd. S. 234, die Peringskiold'sche, 1. Bd. S. 636, 637, die Olaf's Saga Helga als Einzelschrift, Cap. 134; in den **Formanna-Sögur**, 4. Bd. S. 316 fg.). Vielleicht gehört, daß Skapti eine Drapa auf Olaf den Heiligen gemacht, der reinen Sage an, und ist erfunden, weil sich der Gegensatz schön macht, daß Stein seines Vaters Ehrengedicht auf Olaf vortragen will, und der König verlangt, er solle lieber das singen, was er selbst auf ihn verfaßt habe. Wenigstens findet sich Skapti im **Skaldatal** (bei Peringskiold, 1. Bd. S. 481) nicht unter den Skalden aufgezählt, welche Lieder auf Olaf den Heiligen gemacht haben. Noch führt auch Snorri etwas aus Skapti's Drapa an, was er, da Skapti ein dem Olaf Gleichzeitiger war, sicher gethan hätte, wenn sich etwas von der Drapa erhalten gehabt hätte. Daß die ganze Erzählung von der Drapa der reinen Sage angehört, schließen wir auch daraus, daß erstens Stein ein Jahr verfließen läßt, bis er den König bittet, die Drapa seines Vaters anzuhören, und zweitens daraus, daß der, über seine unerwartete Geiselschaft misvergnügte Stein, noch Willens gewesen sein sollte, dem Könige das Ehrengedicht auf ihn vorzutragen.

B) Olaf's Saga Helga, Lied mit Stef auf Olaf den Heiligen, verfaßt vom Priester Einar Skulason; dieses berühmte Gedicht ist ganz auf uns gekommen, hat auch sehr sorgfältige Herausgeber und Übersetzer gefunden. Es heißt auch Geisli (Strahl), und als einen andern Namen findet man auch Vattar-Drapa angegeben. Snorri Sturleson[99]) sagt nämlich im 15. Cap. der Saga af Hakoni Herdabreid: Eindridi war damals in Miklagard, als diese Zuträgnisse sich machten; er sagte diese Saga (Geschichte) in Noreg, sowie Einar Skulason sagt in der Vattar-Drapa (**segir í Vattar-drápo**, des Zeugen, Blutzeugen, Drapa), die er machte auf Olaf den Heiligen, und wird dort gesungen um dieses Zuträgniß. Vielleicht ist der Name aus Misverständniß entstanden; wenigstens konnte ein solches bei flüchtigem Ansehen die Stelle im 230. Cap. der Olaf's Saga Helga geben[1]): Eindridi war damals in Miklagard (Constan-

98) Wie Noten unter den Text gesetzt finden sich die Strophen auch in der Ausgabe vom J. 1633 von Peder Clausson's dänischer Übersetzung der Heimskringla unter dem Titel: Snorre Sturlesöns Norske Kongers Chronica (Kopenh. 1633). Vergl. F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 1. Bd. S. 183.

99) Nach Snorri Sturleson auch Thorlacius, Einar Skulesön's Levnets-Beskrivelse. Vita Einari, Skulii filii im 3. Bande der großen Ausgabe der Heimskringla: Forfatteren af Digtet Geisle (aller, som det og kaldes, Vatter-Drapa, Olafs-Drapa ꝛc.) Auctor carminis Geisle (Radius), vel, quo alio nomine vocatur, *Vattar Drápa*, S. Olafs Drapa (Martyris s. Olafi Encomium. So auch: Die Übersicht der sämmtlichen größern Skaldendichtungen, Legis, Fundgruben des alten Nordens. S. 196.

1) In den **Fornmanna-Sögur. Eptir gömlom handritum**

tinopel), als diese Zuträgnisse sich machten, und sagte diese Saga (Geschichte) in Noreg, sowie Einar Skulason bezeugt in der Drapa (vâttar í drápu), die er machte auf König Olaf den Heiligen, und der Gesang ist gesungen auf dieses Zuträgniß[2]). Der Verfasser der Olaf's Saga Helga beruft sich hier auf die 40—47. Strophe der Olaf's Drapa. Namentlich heißt es in der ersten Hälfte der 42. Strophe, wobei wir die Sylben, welche die halben und ganzen Anreime[3]) bilden, durch cursive Lettern bemerkbar machen lassen:

Nú finnr sá er gaf *gum*num
Göfug *dýr*dh jöfra *fyr*dha
S*löng*[4]) Endridhi *ún*gi
Arm*glaedr* í brag *raed*hu.

Als Beispiel, wie Einar Skulason die verschränkte Wortstellung übt, geben wir die Auflösung nach Thorlacius: Endridhi Ungi, sá gumnum gaf arm-glaedor, fiunr nú fyrdha raedhu i brag, er göfug jöfra dyrdh slöng, d. h. Eindridi Junge, der den Männern Armgluthen[5]) (goldene Ringe) gab, findet nun der Menschen Rede im Gedichte, das der ansehnliche Ruhm der Fürsten schleuderte (d. h. zu dem der ausgezeichnetste aller Fürsten den Stoff gab). Nach Egilsson: Endridhi úngi, sá er gaf gumnum armglaedhr, finnr nú *raedhu fyrdha* í brag: göfug dyrdh jöfra slöng, Endridhi Junge, der, der gab den Männern Armgluthen, findet nun die Rede der Menschen im Gedichte: der ansehnliche Ruhm der Fürsten schleuderte es (d. h. die Krone der Fürsten gab die Veranlassung dazu). Ein Zeugniß für Einar Skulason als Verfasser der Olaf's Drapa Helga gibt die Olaf's Saga Helga, auch im 259. Cap.[6]) und die Heimskringla, Saga af Sigurdi Jorsalafari Cap. 37. S. 286, 287: Kolbein hieß ein junger und armer Mann, aber Thora, die Mutter des Königs Sigurd Jorsalafari[7]), ließ schneiden die Zunge aus dem Haupte ihm, und war zu dem keine größere Sache[8]), als daß der junge Mann hatte ein Stück gehabt[9]) aus der Schüssel der Königsmutter, und sagte, daß der Koch (es) ihm gegeben hatte, aber wagte nicht damit vor die Königin zu gehen[10]), nachher fuhr der Mann lange Zeit sprachlos; dessen gedenkt Einar Skulason:

*Göf*ug lèt hörn or *höf*di
*Hvít*ings of sök *litt*la,
*Aud*har aumum *baed*hi
*Un*gs manns skéra *tún*gu;
Thann sám *vaer*, er *vor*um
*Vál*aust numinn *máli*
*Hod*da-bjótr thar er *heit*ir
*Hlíd*h, fám vikum *síd*ar.

Um eine Probe von Egilsson's Übersetzung der Olaf's Drapa zu geben, theilen wir die Strophe in dessen Übertragung mit:

Illustris matrona jussit linguam
E capite miseri cujusdam hominis
Exsecari, quamvis ille vir juvenis
Nihil graviter deliquerat.
Vidimus certe hunc eundem
Homiuem, usu linguae destitutum
Cum paucis post hebdomadibus
In oppido Hlida dicto versabamur.

Es ist dieses die 34. Strophe in der Olaf's Drapa. Die Drapur haben außer dem künstlichen Versbaue des Stabreims und Anreims auch noch eine künstliche Stropheneintheilung. Bei der Olaf's Drapa Helga ist es diese. Erst folgen 17 Strophen ohne Kehrweise, oder, nach dem nordischen Ausdrucke, ohne Stef, die letzte Hälfte der 18. Strophe aber hat

Gr*eitt* má gumnum l*étt*a
Gudhs *ríd*hari st*ríd*hum
*Rös*kr thiggr allt sem *aes*kir
*Ól*afr af gram *sól*ar.
Leicht vermag den Menschen zu erleichtern
Gottes Ritter die Streite[11]):
Der rasche[12]) erhält alles, was (er) heischet
Olaf vom König der Sonne[13]).

Diese vier Zeilen wiederholen sich in der 21., 24., 27., 30., 33, 36., 39. und 42. Strophe. In dieser zum letzten Male. Nun folgen noch 60 und 20 Strophen, aber wie die ersten 17 ohne Kehrweise oder Stef. Nun wollen wir den Gang und Inhalt des Gedichtes betrachten. Es beginnt:

E*ins* má ord ok b*aen*ir
*Allz-vall*dánda[14]) hins sn*jal*la
Vel er fr*ódr* sá er g*etr* g*ód*a
Guds th*renn*ing mer *ken*na.
Göfugt li*ós* bodar G*eis*li
G*unn*-öfligr misk*unn*ar
Ág*aet*an b*yd* ec *ít*rum
*Ól*afi brag *sól*ar.

Um auch eine Probe von der Übersetzung von Thorlacius zu geben, folge dessen Übertragung:

Verba et preces, qui audit, bonam
Praepotentis Dei Trinitatem
(Admodum ille sapiens est),
Mihi facile dabit noscere.
Hic armipotens radius notat
(Optimo Olavo carmen

útgefnar adh tilhlutim hins konúngliga Norraena Fornfraedha Félags. Vol. V. p. 112.

2) Ok er that kvaedhi hvedhit um thenna atburd. In der lateinischen Übersetzung, Scripta historica Islandorum de rebus gestis veterum Borealium, latine reddita et apparatu critico instructa, curante societate Regia Antiquariorum Septentrionalium. Vol. V. p. 117, wird bemerkt, daß dieses nicht wahr sei, sondern dafür zu setzen: ok er í thví kvaedi etc. und ist in diesem Gesange rc. Doch ist dieses nicht nöthig, der Verfasser der Olaf's Drapa hatte entweder nur die Strophe 40—47 derselben vor sich, oder konnte, wenn er auch die ganze Drapa vor sich hatte, diese Partie kvaedi, Gesang, nennen. Doch hat Snorri Sturleson in der entsprechenden Stelle in der Saga af Hakoni Herdabeid c. 15 (bei Thorlacius, 3. Th. der gr. Ausg. der Heimskringla. S. 408): oc er thar kvedit um thenna atburd, und wird dort gesungen um diese Zuträgniß. 3) Außer den Anreimen oder Linienreimen hat auch noch der früheste, der Stabreim, statt, der je zwei Zeilen verbindet. 4) Nach anderer Lesart stönd. 5) Armglühkohlen. 6) In den Formnanna-Sögur p. 159. 7) Jerusalemsfahrers. 8) Sök, Ursache, Vergehen. 9) Genommen. 10) Es nicht zu bekennen.

11) Die Noth. 12) Bedeutet auch der Tapfere. 13) d. h. von Gott. 14) Nach anderer Lesart allsrádhanda, welches auch des Alles Beherrschenden bedeutet.

Concinnum offero), nobile
Solis misericordiae jubar [15]).

Der Skalde fährt nun fort, wie der König der Sonne in dieser Welt die Finsterniß vertrieben, und die Sonne sich als Mensch von einem glänzenden Sterne gebären ließ, und dadurch Heil entstand (Str. 2), wie nachher das Licht des Sonnensitzes sich wandelte (verfinsterte) und dieses den Menschen eine andere große Sonne vorbedeutete, und wie wir das beste Heil erhielten, als er ungenöthigt am Kreuze starb (Str. 3). Nun die Auferstehung Christi und einer großen Menge mit ihm und Bestätigung unserer Hoffnung dadurch (Str. 4). Der Sohn, der Könige bester (Christus), steigt auf mit Gunst in die höchsten Hallen des Alles Beherrschenden, sitzt über den Engeln auf theurem Stuhle, und die Leibwache (hird) des Königs der Könige verneigt sich dahin (Str. 5). Der Ehre Herr gibt den Menschen die Gaben des mächtigen Geistes. Da erhebt sich das christliche Allvolk (Kirche), das einem Gotte gehorcht. Der höchste Skiölldungur (König) entbietet die Höllדar (Menschen) zum Aufenthalte im Himmel (til himin-vistar; vist bedeutet Wohnung, Haus, Kost, und der Dichter entlehnte den Ausdruck nicht christlichen Schriften, sondern wandelte nur den Othin und die Walhöll christlich um; Str. 7). Nun sollen wir alle verehren den allstarken Strahl der Gotteshalle, den, welcher der herrliche Olaf heißt. Von ihm weiß das Volk, daß er weit unter dem winddurchblasenen Himmel mit Wunderzeichen (jartegnum) scheinet (glänzt) (Str. 8). Nun Anruf des Skalden an den König Eystein und Sigurd und Ingi auf des Skalden Lied zu hören (Str. 8). Hierauf Anruf an den Obermann der Gelehrten, Jon (d. h. an den Erzbischof Johann), daß er auf das Gedicht lauschen solle, denn die Höhe (Ehre) des Stuhles dort, wo der heilige König weile (begraben liege), wachse (nämlich durch das Gedicht; Str. 9). Dann weitere Auffoderung an das Volk (ölld), Olaf's Lob anzuhören; niemals habe der Skalde eine bessere Wahl ausgezeichneter Männer in einem Hause gefunden (Str. 11). (Hieraus geht hervor, daß der Skalde sein Lied vor einer Versammlung vortrug, und zwar, wie alle Wahrscheinlichkeit dafür ist, in der Christkirche zu Nidaros.) Die Thrändir und alle Nordmenn (Norweger) sollen auf das Gedicht auf den tapfermüthigen Degen Christi hören, der in der höchsten Halle sei, und dem gleich kein König in diesem Reiche werde geboren werden (Str. 11). Der angriffschnelle Sighwat sagte des Königs Thaten; das Volk (ölld) hat gehört, daß Ottar über des Volkes (drottar) König wirkte (machte, orti, nämlich ein Gedicht), sie hießen Hauptskalden; auch er (Einar) wolle den König preisen. Wie viele Stellen des Gedichtes, so läßt auch diese mehre Auslegungsarten zu, so stellt Thorlacius die Worte: **Their er firar heto höfnt-skáld, hafa syst helgum jöfri; thví lyt ec maera frama lystann thengil,** *qui dicti vatum supremi, cum sancto regi dederint operam, fas est, ut principem laudis celebrem avidum;* Egilsson mit der Lesart fír für firar; **their er hètu hofudh skál fír, hafa lystan thengil Maera** [16]): **thví er syst frama; ek lyt helgum jöfri:** *illi, qui appellati sunt poëtae primarii, regem celebrarunt Maerensium, cujus sic gloria cluet. Ego sanctum regem veneror.* Wie Egilsson hat auch Rask (in der **Anvisning till Isländskan eller Nordiska Fornspåket**) die Worte zusammengefügt, und gezeigt, worin Thorlacius gefehlt). Da der Raum nicht erlaubt, bei den vielen Stellen die verschiedenen Auslegungsarten anzugeben, so folgen wir bei der Inhaltsangabe der, welche uns die bessere scheint, ohne daß wir dadurch diejenige, welche wir nicht berücksichtigen, als unrichtig annehmen. Wie und warum viele Stellen der Skaldenlieder eine verschiedene Deutung zulassen, ohne daß man jedoch jedes Mal die eine die richtige, und die andere die unrichtige nennen könne, hierüber s. mehres bei F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 1. Bd. S. CXCVI u. f. Weiter singt Einar, daß Hugins (des Raben) Mundröther (der tapfere Kriegsheld) viele Thaten gethan, aber wegen dessen, was er misgethan, dem einen Gotte Buße geleistet (**baetti sin mein Gudi enum**, besserte seine Schäden dem einen Gotte. Viele herrliche Thaten verhehlte er vor den Menschen. Str. 13). Jene Kriegsthaten sind nämlich nicht unsers Dichters Gegenstand. Ottar und Sighwat haben sie besungen. Die Olaf's Drapa Helga feiert nur das, was sich auf Olaf's Heiligkeit bezieht. Daher wird in der 14. Str. nur im Allgemeinen besungen, daß der beste und gottgläubige Volkkönig 13 Winter (Jahre) herrschte, bevor er innerhalb Ölfishaugr im Donner der Schilde (nämlich in der Schlacht von Stiklastadir) fiel (Str. 14). Bevor er sich schlug, erzählte er seinen Gefährten seinen Traum; er glaubte eine glänzende Steige (Leiter) von der Erde zum Himmel (Str. 15) zu sehen, und hinaufzusteigen und das Himmelreich lag vor ihm geöffnet [17]) (Str. 16). Der König läßt das Blut der Wunden der Innthrändir in der Schlacht von Stiklastadir fließen, wird aber selbst dem Leben dieser Welt entnommen (Str. 17). Begierig ist der Skalde, ein Stef auszuarbeiten, wenn er kann; denn der größte der meisten Könige hat herrlich gethan, und nun folgt das Stef (18), welches wir oben mitgetheilt haben. Die 17 ersten Strophen sind also mehr als Einleitung zu betrachten. Der Skalde will nicht das Leben des Königs besingen, sondern nur die Wunder, die er gethan, so lange er lebte, und die, welche er seit der Zeit gethan, seitdem er dem Leben dieser Welt entrückt ist. Mit der 18. Strophe beginnt also eine neue Abtheilung des Liedes, welche die Abtheilung einleitet, wo von Olaf's Wundern gehandelt wird. Als

15) Man wird bemerken, daß Thorlacius sich mehr bemüht, die verschränkte Wortstellung der Urschrift beizubehalten, als dieses Egilsson thut.

16) Wie maera, welches Genitiv von Maeri, aber auch das Zeitwort maera, rühmen, sein kann, auch anderwärts zu verschiedenen Auslegungsarten Stoff bietet, s. z. B. bei F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 2. Bd. S. 199, 200, wo die verschiedenen Auslegungsarten zusammengestellt sind. 17) Über den Traum des Königs vergl. die Olaf's Saga Helga Cap. 227 in der großen Ausg. der Heimskringla. 2. Bd. S. 353.

der Held sein Leben schloß, schien die Sonne nicht, des Grundes Saalwärter (Gott) that seine Zeichen, vormals verwandelte des Himmelsbeherrschers Tod allein den Sonnenschein (19). Große Wunder (jarteknir) geschahen, als der Spitzenröther gegen das Volk sich schlug. Dieser Fürst war nicht gewohnt zu sündigen. Ein Licht brannte über der Leiche des Königs denselben Tag, als Gott seinen Geist zu sich emporhob (20). Der alles heilt (Gott), befördert den Ruhm des besten aller Könige. Dann das Stef (21). Der Erschlagenen Blut wird abgewaschen, und er in eine Hütte gelegt. Ein Blinder wäscht sich aus der Quelle, die mit Olaf's Blut gemischt war, sein Antlitz und erlangt sein Gesicht wieder (Str. 22—24 mit dem Stef). Nachdem der König zwölf Monate und fünf Nächte[18]) begraben war, erhielt ein Mann, dem die Zunge ausgeschnitten war, seine Sprache wieder (Str. 25—27 mit dem Stef). Bevor der Sohn Olaf's des Heiligen, Magnus der Gute, auf der Heide von Hlyrskog sich gegen Heiden (die Wenden) schlug, erschien ihm sein Vater, versprach ihm Beistand, und Olaf verlieh ihm den Sieg[19]) (Str. 28—30 mit dem Stef). Gutthorm läßt zu Ehren des heiligen Königs ein Crucifix zum Andenken an erhaltenen Sieg machen in der Christkirche[20]) (zu Nadares). Am Feste des heiligen Olaf bäckt eine Dänin in Schonen Brod. Es wird in Stein verwandelt und ganz Dänemark feiert seitdem das Olafsfest[21]) (Str. 31—33 nebst dem Stef). Eine angesehene Frau läßt einem jungen Menschen die Zunge ausschneiden. Er sucht den auf, der den Elenden Hilfe gibt (den heiligen Olaf) und erhält die Zunge und Sprache wieder[22]) (Str. 34—36 nebst dem Stef). Die heidnischen Wenden schneiden einem ehrbaren Manne (Haldor) auf der See die Zunge aus. Er erlangt die Sprache und Gesundheit am Olafsschreine[23]) wieder[24]) (Str. 37—39 nebst dem Stef). Olaf's Schwert, Hneitir, ward, als er in der Schlacht von Stiklastadir gefallen, von einem Schweden genommen. Nachher ward es unter dem Kriegsvolke der Griechen (bei den Wäringern in Constantinopel) gefunden. Eindridi Junge erzählte von den herrlichen Thaten des Königs[25]) (Str. 40—42 nebst dem letzten Stef). Das Schwert wird dem unter freiem Himmel schlafenden Krieger vom heiligen Olaf drei Nächte nach einander aus der Scheide genommen und in einiger Entfernung wieder gefunden. Dem Kaiser werden diese Wunder erzählt und er wiegt das Schwert mit Gold auf[26]) (Str. 43—47). Auf den weiten Gebilden der Petzinar (Petzinavallir) wird eine Schlacht geschlagen. Die Griechen fliehen; aber die Wäringar rufen den heiligen Olaf an, und die Heiden werden besiegt[27]) (Str. 48—54). Ein Priester wird verhaßt und verstümmelt. Der heilige Olaf stellt ihm das lahme Bein, die ausgestochenen Augen und ausgeschnittene Zunge wieder her[28]) (Str. 55—58). Die folgenden Strophen (59—66) sind dem Lobe des wunderthätigen Olaf nur im Allgemeinen gewidmet, ohne daß die vielen Wunder, von denen der Skalde, wie er sagt, nur wenige erzählt habe, weiter namhaft gemacht werden. Str. 67 sagt der Skalde, daß dieses Gedicht (bragr) herrlich belohnt werden würde, wenn Sigurd der Ältere[29]) noch lebte. Er kenne dieses Königs freigebigen Sinn. Indem er dessen Freigebigkeit rühmt, scheint er eines andern Königs milden Sinn anspornen zu wollen, denn er schließt das Gedicht:

Deine Bitte hab' ich König!
Muth-Starker! föderlich gestützet:
Zweifellos haben (wir) dem Herrscher[30])
Ausgearbeitet Preis[31]) wie (wir) können.
Der Unvergeßliche[32]) sage den Ausgezeichneten[33]),
Wie ich das verlangte Lied löste.
Ich liebe den Ruhm des Weisers[34]),
Des Wagendachs[35]), aber ich schweige.

Hier wendet sich der Dichter nur an einen König, und sagt, er habe seine Bitte erfüllt, und ein Lobgedicht auf den heiligen Olaf verfaßt, und fodert ihn auf, sein Urtheil zu fällen. Oben in der 7. Strophe fodert er Eystein, Sigurd und Ingi auf, sein Gedicht anzuhören. Sind vielleicht unterdessen zwei von ihnen gestorben? Schwerlich! Der Skalde führt zuletzt keinen namentlich auf, damit er es nicht auf sich deuten möge, wenn der Dichter sagt,

18) Vergl. Snorri Sturleson's Heimskringla, Saga Olaf's Helga Cap. 258. gr. Ausg. 2. Th. S. 288. 19) Vergl. dens. Saga af Magnusi Goda Cap. 28—29. 3. Th. der Heimskringla S. 33, 34 und Olaf's Saga Helga in den Fornmanna-Sögur. Cap. 248. S. 133, 134. Man sieht, Othin ist nicht aus dem Glauben verschwunden. Aber freilich heißt er nicht mehr Othin, sondern Olaf der Heilige. 20) Vergl. *Snorri Sturleson*, Saga af Haraldi Hardrada c. 57. 3. Th. der Heimskringla. S. 114—116 und Olaf's Saga Helga Cap. 249, in den Fornmanna-Sögur S. 135, 136. Gutthorm, Olaf's des Heiligen Schwesterschn, fährt nämlich nach Westen auf die Raubfahrt, ruft vor der Schlacht mit dem Könige Margad Gott und den heiligen Olaf an, und gewinnt mit ihrem Beistande den Sieg, aber König Margad fällt. 21) Snorri Sturleson Saga Har. Hardr. Cap. 58. S. 115, 116. Olaf's Saga Helga in den Fornmanna-Sögur Cap. 251. S. 134—139. 22) Vergl. oben, wo die Str. 34: Göfug etc. mitgetheilt ist. 23) In dem Olaf's Gebeine sind. 24) Vergl. *Snorri Sturleson*, Saga af Sigurdi, Inga ok Eysteini, Heimskringla 3. Th. S. 363 und Olaf's Saga Helga Cap. 260 in den Fornmanna-Sögur. 5. Bd. S. 149, 150. 25) Vergl. *Snorri Sturleson*, Saga af Hakoni Herdabreid Cap. 21. S. 407, 408. Olaf's Saga Helga in den Fornmanna-Sögur Cap. 230. S. 110, 111.

26) *Snorri Sturleson*, Saga af Hak. Herdab. c. 21. p. 408. Olaf's Saga Helga in den Fornmanna Sögur. Cap. 230. S. 111. 27) Vergl. *Snorri Sturleson*, Saga af Hak. Herdab. c. 20 und in der Note d) des Thorlacius geschichtliche Untersuchungen über diese Schlacht. Auch Olaf's Saga Helga Cap. 250. S. 136—138. 28) Umständlich erzählen den Hergang die Heimskringla, Saga af Sigurdi, Inga ok Eysteni Cap. 25. S. 364—367, und der Ungenannte in der Saga Olaf's Helga Str. 152—261. Der Priester wird verstümmelt von zwei Brüdern, deren Schwester wegen des Priesters in übeln Ruf gekommen. Der Skalde hält sich nur im Allgemeinen, und sagt blos, daß der Priester verläumdet worden. 29) Nämlich Sigurd der Jerusalemsfahrer, welcher den 26. März 1130 starb. Wie unter Sigurd dem Ältern in der Olaf's Drapa Helga weniger wahrscheinlich Sigurd Mund (auch Bronch) genannt zu verstehen, s. bei Thorlacius in der Beschreibung des Lebens Einar's im 3. Bande der gr. Ausg. der Heimskringla S. 490. Sigurd Bronch ist wahrscheinlich der Sigurd, an welchen sich der Skalde Str. 8 wendet. 30) Nämlich dem heil. Olaf. 31) Lobgedicht. 32) Berühmte. 33) Menschen. 34) Führers, dichterisch Königs. 35) Des Himmels. Er erscheint den Menschen als ein Dach, an welchem der Wagen, (Himmelswagen im großen Bären) fährt

Sigurd der Ältere würde, wenn er noch lebte, dieses Gedicht herrlich belohnt haben; er kenne des Königs freigebigen Sinn. Jeder der drei Könige soll diesen Gegensatz nicht auf sich, sondern auf die beiden andern Könige beziehen, und jeder der drei Herrscher[36]) den Dichter herrlich belohnen, wie Sigurd der Ältere es gethan haben würde, wenn er noch lebte. Der Skalde zeigt sich also noch ganz, wie heidnische Skalden, von denen die Meisten nichts Höheres kannten, als für ihre Gedichte reichlich belohnt zu werden. Ja! der heidnische Skalde Ewynd Skalldaspillir zeigte sich weit weniger eigennützig. Er sang die herrlichen Hákonarmál[37]) zum Preise Hakon des Guten, als dieser todt war, ja! scheute sich nicht, dadurch den Zorn der Nachfolger Hakon's des Guten, der Erik's Söhne auf sich zu laden. Der Priester Einar besingt den heiligen Olaf nicht blos um dessen Heiligkeit willen, sondern hofft auch noch Belohnung von den lebenden Königen. Die Bildersprache des Skalden ist, vorzüglich wenn er von Schlachten redet, zum Theil noch die der heidnischen Skalden, nur daß er bei Umschreibungen der Helden nicht mehr die Götternamen braucht, und auch die Schlacht selbst nicht mehr durch Othin's Wetter und ähnliche Bezeichnungen umschreibt. Andere christliche Skalden brauchen auch noch häufig die heidnische Göttersage zu dichterischen Umschreibungen, und diesen glücklichen Umständen verdanken wir die Erhaltung der jüngern Edda. Einar als Priester ist natürlich in einem Lobgedichte auf einen christlichen Heiligen enthaltsamer. Merkwürdig ist, daß die Nordmannen sich so schnell mit einem eingebornen Heiligen versehen, ungeachtet an Olaf's Leben außer der Heidenverfolgung nichts Heiliges und er von den meisten Norwegern gehaßt war. Schnell stellen auch die Orkneyingar sich einen eingebornen Heiligen in dem Jarl Magnus auf. Es hängt dieses damit zusammen, daß die Nordmannen im Heidenthume so leicht Könige, unter denen eine fruchtbare Zeit gewesen, nach ihrem Tode durch Opfer göttlich verehrten. Da sie nun auch die heidnischen Götter aufgeben mußten, war ihnen ein vergötterter König um so nothwendiger. Sie rufen nun, wenn sie in Noth sind, den heiligen Olaf an, wie sie vorher den Othin angerufen hatten. Die vermeintliche Abstammung der Könige von Othin gab ihnen in der Christenheit kein Ansehen mehr. Deshalb bedurften auch die Könige schnell eines christlichen eingebornen Heiligen, aus dessen Geschlechte sie entsprossen waren. Hieraus ist erklärlich, warum sie sich von Einar ein Gedicht erbeten hatten, in welchem die Wunder des heiligen Olaf besungen werden. Die Olaf's Drapa Helga[38]) ist in der Urschrift nebst einer Auflösung der verschränkten Wortstellung in die prosaische, und lateinischer und dänischer Übersetzung von Thorlacius herausgegeben im dritten Bande der großen Ausgabe der Heimskringla. S. 461—480. In der Beschreibung des Lebens Einar's untersucht er, zu welcher Zeit die Olaf's Drapa am wahrscheinlichsten vorgetragen ist, und entscheidet sich für das Jahr 1152. Wäre hingegen der Sigurd, an den sich der Skalde in der Str. 8 wendet, nicht Sigurd Bronch, sondern Sigurd, der Pflegling des Markus, so müßte man die Vortragung des Gedichtes in der Christkirche zu Nidaros in die letzten Monate des Jahres 1156 setzen, da der Erzbischof Johann den 24. Febr. 1157 starb. Herausgegeben ist die Olaf's Drapa Helga auch in der Urschrift in den **Fornmanna-Sögur.** 5. Bd. S. 349—370, und in Auflösung der dichterischen Wortstellung in die prosaische nebst lateinischer Übersetzung von Egilsson in den **Scriptis historicis Islandorum de rebus gestis veterum Borealium. Vol. V.** p. 321—349, und in dänischer Übersetzung von C. C. Rafn in den auf Veranstaltung der königlichen Gesellschaft für nordische Alterthumskunde zu Kopenhagen herausgegebenen **Oldnordiske Sagaer.** 5. Bd.

III) Olaf's Drapa Kyrra, auf Olaf Kyrri, gesungen von Stein Herdisarson. Vor allem ist zu bemerken, daß Stein Herdisarson auch ein **Vlfs-Flocki** verfaßt hat. Snorri Sturleson sagt im 38. Cap. der **Saga af Haralldi Hardrada**[39]), wo er von Ulf Ospaksson dem Stallari (Hofmarschalk) handelt, so sagt Stein Herdisarson im **Vlfs-Flocki**[40]). Die Strophe oder Strophen sind jedoch nicht auf uns gekommen. Mehre wichtige geschichtliche Strophen von Stein Herdisarson finden sich jedoch bei Snorri Sturleson im 63—65. Capitel der **Saga af Haralldi Hardrada**[41]) und bei den Ungenannten in der **Haralldsʼ Hardrada Saga**, C. 77, 78[42]). Sie beziehen sich auf die Schlacht von Niza (Fluß in Halland), geschlagen zwischen den Dänen und Norwegern den 10. Aug. 1062. Der Skalde Stein wohnte ihr bei, und zwar auf dem Schiffe Ulf's, des Stallari, und dieser wird auch in zwei Strophen erwähnt. Die Weisen werden in den genannten Geschichtswerken nicht betitelt, heißen aber nach der Knytlingasaga **Nizar-vísur,** Niza's Weisen, und sind mit der Olaf's Drapa nicht zu verwechseln. Snorri Sturleson[43]) und der Ungenannte sagen, jener im 88., dieser im 115. Capitel der Saga von Haralld Hardradi in Beziehung auf die Schlacht vom Humber den 20. Sept. 1066. Dort kam um Jarl Mauro-Kari. So sagt Stein Herdisarson:

Volk kam um viel im Flusse,
Angegriffene Männer ertranken,

---

36) Thorlacius, Einar Skulesöns Levnets Beskrivelse. Vita Einari, Skulii filii, im 3. Th. der gr. Ausgabe der Heimskringla bezieht S. 487, 489 die letzte Strophe blos auf den König Eistein, da Einar an dessen Hofe war. Auch diese Deutung ist zulässig. 37) S. sie bei F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 2. Bd. S. 98—106. 38) Warum das Gedicht auch Geisli (Strahl) hieß, s. Sagan af Gunnlaugi Ormstungu ok Skalld-Rafni sive Gunnlaugi Vermilinguis et Rafni Poetae Vita. Kopenhagener Ausg. von 1775. Cap. 1. S. 16. Not. 11.

39) Bei Peringskiold, Heimskringla. 3. Th. S. 102, bei Thorlacius, große Ausgabe der H. 3. Th. S. 98. Vergl. die Knytlinga-Saga. Cap. 25. S. 215, 216. Sie bemerkt: So sagt Stein Herdisarson in den Nizar-Visur, die er machte auf König Haralld Sigurdarson. 40) Über Flocki als Gegensatz zur Drápa s. die Art. Drápa und Flocki. 41) Bei Thorlacius S. 122, 124, 125. Bei Peringskiold S. 129—132. 42) In den Fornmanna-Sögur 7. Bd. S. 313, 317. 43) Heimskringla bei Peringskiold S. 162. Bei Thorlacius S. 155.

Unwenige Jünglinge lagen frühe
Über den jungen Möro-Kari.
Der Filar[44]) Herr trieb die Flüchtigen —
(Das freche Heer griff zu starkem
Lauf vor dem raschen Führer[45]) —
Der edelgesinnte weit von Unten[46]).

Diese Drapa machte[47]) Stein Herdisarson auf Olaf, den Sohn des Königs Haralld's[48]), und gedenkt er dessen, daß Olaf war in der Schlacht bei König Haralld, seinem Vater. Der Ungenannte hat kurz zuvor S. 407 eine Ganzstrophe: **Ungr vîsi lèzt Usu** und eine Halbstrophe: **Fèllu vítt ûm völlu**, von Stein Herdisarson auf die nämliche Schlacht. Mit Sicherheit läßt sich schließen, daß auch sie aus der Olaf's Drapa sind, zumal da der **Ungr vísi** (junge König) genannt wird. Die Halbstrophe hält sich zwar im Allgemeinen, folgt aber wenige Zeilen nach der Ganzstrophe, und wird eingeleitet: aber so viel (Kriegvolk) war gefallen, das große Blutbäche fielen (flossen) weit durch das Gefilde, wie Stein sagt:

[Es] fielen weit durch das Gefilde —
Der Wolf erlangte dort[49]) zu werden geborgen —
Der Wundenregen, aber der Männer[50])
Blut die Wikingar[51]) wadeten.

Snorri Sturleson braucht im 106. Capitel der **Saga af Haralldi Hardrada**[52]) als Beleg eine geschichtlich sehr wichtige Stelle, woraus erhellt, daß der Dänenkönig Swein nach dem Tode Haralld's Hardradi's Erbansprüche auf die Odale (Erbgüter) und ganz Norwegen gemacht, welche aber König Olaf Kyrri und sein Bruder Magnus zu erfüllen sich geweigert haben. Snorri Sturleson schickt vor der Strophe voraus: So sagt Swein Herdisarson in der Olaf's Drapa:

Seine Odale wird Swein'en
Der Angriffstrenge[53]) im Handelsplatze[54]).
Dort, wo der heilige König[55]) weilet[56]) —
(Er[57]) ist ein mächtiger Herrscher) — verbieten.
Sein Geschlecht wird lieben
König Olaf[58]) herrlich,
Ulf's Erbe[59]) bedarf deshalb nicht
Ganz Noreg anzusprechen.

Der Ungenannte **Olafs Saga Kyrra**, die auch **Saga af Magnúsi ok Olafi Haralldsonum**[60]), hat im ersten Cap. auch diese Strophe, und schickt voraus: So sagt Stein. Er hat im nämlichen Capitel auch noch drei andere geschichtlich wichtige Strophen, welche, wie aus dem Zusammenhange zu schließen, auch aus der Olaf's Drapa sind, die erste S. 435 mit der Einleitung: Waren da Hinausgebote (Aufgebote zur Heerfahrt) in jedbeidem Reiche, hatten (brachten) die Haralld'ssöhne den Almenning (die ganze Gemeinde) hinaus vor Noreg zu dem Kriegsvolke und den Schiffen; wie Stein sagt:

Öll bidr Engla stillir etc.

Nach dieser Strophe hat er wieder die Einleitung: König Swein hielt von Süden mit dem Dänenheere; Stein weiset so an, daß König Swein hatte begegnet einigem Seezugsvolke (**leidángrslidi**) des Königs Olaf, und schlug sich gegen sie; er (Stein) sagt so:

Gengu danskir drengir etc.

Nach der Strophe die Einleitung: Die Brüder, König Olaf und Magnus, rüsteten ihre Heere und die Landwehren nördlich im Lande; so sagt Stein:

Sín odul mun Sveini etc.

Nach dieser Strophe, die wir oben in der Übersetzung mitgetheilt haben, fährt er fort: Aber als sie hörten, daß König Swein fuhr von Süden mit seinem Heere, hielten sie südwärts mit Lande[61]), sie hatten allgroßes Kriegsvolk; so sagt Stein:

Enn at gerva gunni.

Aus diesen Andeutungen wird die geschichtliche Wichtigkeit der Olaf's Drapa hinlänglich erhellen. Auch die Strophe ist als der Olaf's Drapa angehörend anzunehmen, welche der Ungenannte im zweiten Cap. der **Olafs Saga Kyrra** mit Einleitung hat: König Olaf war alleiniger König nach dem Tode seines Bruders Magnus. So sagt Stein Herdisarson:

Heldr, sizt hari foldu.

Beide, Snorri Sturleson im ersten Cap. der **Olafs Saga Kyrra**[62]) und der Ungenannte im zweiten Cap. derselben, haben auch noch eine Strophe von dem Skalden Stein, welche man als einen Bestandtheil der Olaf's Drapa ansprechen muß. Der Ungenannte hat die Einleitung: Alle Zeit war er friedsam, so lange sein Reich (Regierung) stand, deshalb ward er genannt Olafr Kyrri (der Kirre, Stille), so sagt Stein und Snorri Sturleson: friedsam, so lange sein Reich stand; Sanftmüthigkeit und Mäßigkeit liebte er in allen Stücken. Deß gedenkt Stein Herdisarson:

Die Lande will der Fürst der Thrändir —
(Das gefällt wohl den Menschen) —
Alle mit genügender Weisheit
Der Schneidenverwegne[63]) in Frieden legen:

---

44) Nach der andern Lesart fira, der Männer; Fila ist wol zusammengezogen aus Fíala, und bedeutet die Fialir, nach denen Fialafylki genannt ist. 45) Visa, dem Weiser, dem Könige, d. h. dem Königssohne Olaf. 46) Olaf trieb die flüchtigen weit hinauf. 47) Orti, wirkte. 48) So Snorri. Der Ungenannte: auf den König Olaf Kyrri. Dieser hat auch Herdissarson nicht, da er ihn schon kurz zuvor so bezeichnet hat. 49) Thar, dort, dadurch. 50) Poetisch bragna. Vergl. F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 1. Bd. S. 88. 51) Seeräuber, hier dichterisch für Helden. 52) Bei Thorlacius, Heimskringla 3. Th. S. 177, bei Peringskiold 2. Th. S. 186. 53) Olaf Kyrri. 54) In Thrandheim. 55) Olaf der Heilige. 56) Begraben liegt. 57) Olaf Kyrri oder vielleicht auch König Olaf der Heilige. Vergl. die folgende Anmerkung. 58) Nach Olafsen in Carminum in Heimskringla occurrentium, vocabulis in ordinem redactis, enodatio im 6. Bande der gr. Ausg. der Heimskringla S. 175. ist Olaf der Heilige zu verstehen, und dann wäre auch hann er ríkr jöfurr (er ist ein mächtiger König) auf Olaf den Heiligen zu beziehen. Aber von Olaf Kyrri auch konnte der Skalde sagen: Er wird sein Geschlecht lieben (aett sinni mun unna), indem er dem Könige Swein seine Ansprüche nicht befriedigt, also ganz Norwegen bei seinem Geschlechte läßt. 59) Ist König Swein von Dänemark, dessen Vater Ulf war, der aber bei den Geschichtschreibern Esthrit's Sohn von seiner Mutter heißt.

60) In den Fornmanna-Sögur S. 436. 61) Das Land entlang, längs dem Lande hin. 62) Bei Thorlacius, Heimskringla 3. Th. S. 179 und bei Peringskiold. 63) Schwertkühne.

Der Zähmüthige zwinget
Die Degen[64]) zu Friedensverträgen
Der Schrecker der Englar — das Volk denkt,
Daß Olaf geboren von der Sonne[65]).

So nämlich nach der Weise der frühern Übersetzer, welche das **Olafr borinn sólo** nicht als getrenntes Stef erkannten. Da die halben und ganzen Anreime sich nur zum Theil wiedergeben lassen, wollen wir die Strophe auch in der Urschrift folgen lassen:

Lönd vill thengill *Thraen*da
That likar vel *skat*num
Öll vid arna *suill*i
*Egg*diarfr í frid *leggi*a
*Hug*nar thiód er *theg*na
*Thrá*lyndr til frid*má*la
*Kú*gar Engla *aeg*ir
*Ó*lafr borinn *só*lo.

Olafr borinn sólo kommt auch wieder in der zweiten der vier Strophen vor, welche Snorri Sturleson im neunten Cap. der **Olafs Saga Kyrra** hat, und dem Skalden Stufur zuschreibt. Der Ungenannte hingegen legt sie dem Skalden Stein Herdisarson bei. Dieses **Olafr borinn solo**[66]), ist eins von den drei Rekstef (**versus intercalares finales**), die beiden andern als Schlußzeile anderer Strophen sind **Ríklundadhr veit undir** und **Sik beztan gram miklu**[67]). Aus der Betrachtung des Zusammenhangs der Strophen ergibt sich, daß die Strophen mit den drei verschiedenen Stef sich so folgten: die erste hatte als Endzeile **riklundadhr veit undir**, die zweite als solche **sik bestan gram miklu**, die dritte als solche **Olafr borinn sólu**, wenigstens stehen zwei Strophen bei Snorri Sturleson im 9. Cap. in dieser Ordnung in Beziehung auf die beiden letzten Stef. Setzt man diese drei Rekstef zusammen[68]) und löset die dichterische Wortstellung in die prosaische auf, erhält man: **Ríklundadhr Olafr veit sik miklu beztan gram undir sólo**, der großmüthige Olaf weiß sich den weit besten König geboren unter der Sonne. Aus diesen Rekstef läßt sich zugleich mit Sicherheit schließen, daß auch die Strophen, welche Snorri Sturleson dem Skalden Stuf zuschreibt, auch dem Stein Herdisarson angehören. Sie tragen auch überdies ganz das Gepräge dieses Skalden, und fallen, wie aus den Rekstef hervorgeht, der Olaf's Drapa anheim. Über ihren Inhalt und die verschiedene Stellung bei Snorri Sturleson haben wir im Artikel **Olafs Saga Kyrra** in diesen Nachträgen gehandelt, weshalb wir darauf verweisen. Herausgegeben in der Urschrift und übersetzt sind diese und die oben von uns angegebenen Weisen der Olaf's Drapa lateinisch in zwiefacher Übersetzung bei Peringskiold und bei Thorlacius, dort im 2., hier im 3. Bd. der Heimskringla, schwedisch von Gudmund Olafsson bei Peringskiold, dänisch von einem andern, dem berühmtern Jon Olafssen, der auch im 6. Bd. der großen Ausgabe der Heimskringla eine Auflösung der dichterischen Wortstellung in die prosaische nebst lateinischer Übersetzung gibt, und dänisch im 7. Bd. in den Oldnordiske Sagaer, wo die **Sögor** des Ungenannten übertragen sind.

(*Ferdinand Wachter.*)

OLAFS ERFIDRÁPA, Lied mit Stef auf die Todtenfeier Olaf's (des Heiligen), heißen zwei geschichtliche Lieder, eins von dem berühmten Skalden Sighwat, und das andere von Thordr Swartaskald Siarersson. Wir betrachten

1) Olaf's Erfidrapa von Sighwat, von welcher Snorri Sturleson in der Olaf's Saga Helga (C. 224, in der Heimskringla, C. 198 in der Einzelschrift) sagt: Thordr Faluson trug die Fahne des Königs Olaf, so sagt der Skalde Sighwat in der Erfidrapa, die er wirkte (machte) auf König Olaf, und stellte (verfaßte) nach der Geschichte des Aufruhrs (**eiptir uppreistar sögu**) rc. Nom. **uppreist** bedeutet aber auch Auferstehung. Dieses hat zur Erfindung eines legendenartigen Mährchens Anlaß gegeben, welches sich in der zweiten Bearbeitung der Olaf's Saga Helga im Flateyar Codex und daraus im 5. Bd. der **Fornmanna-Sögur**, p. 210, 211. findet, und dessen Inhalt folgender ist: Sighwat wirkte (machte) eine Erfidrapa auf den heiligen König Olaf, und gedachte sie zu stellen nach der Geschichte Sigurd's Fofnisbani's (**eptir sögu Sigurdar Fofnisbana**). Sighwat kam zu Schiffe zu dem Eylande, das Sula heißt. Ein Bonde (Bauer) auf dem Festlande ward todtkrank. Seine Frau saß mit betrübtem Muthe bei ihm. Die Kraft des Bonden begann zu schwinden. Da erschien König Olaf seiner Frau im Traume, und sagte, daß er statt der Frau bei dem Bonden wachen wolle, die Frau aber solle zu Sighwat, dem Skalden des Königs Olaf, gehen und ihm sagen, der König wolle, daß Sighwat die Drapa, die er auf ihn wirke (mache), nicht nach Sigurd's Geschichte (**eptir Sigurdar sögu**), sondern lieber nach der Geschichte der Auferstehung (**eptir uppreistar sögu**) stellen solle. Nach dieser Erscheinung reiset die Hausfrau zu Sighwat, und sagt ihm, daß der König ihr erschienen sei. Während sie von Hause weg ist, erscheint König Olaf dem Bonden und macht ihn gesund. Sighwat wandte da die Drapa um (**snèri thá drápunni**) und stellte (sie) nach der Drapa der Auferstehung (**staellti eptir upprestar drápu**)[1]). Kurz darauf ward Sigh-

64) Unter **thegna**, Unterthanen, dichterisch Menschen überhaupt, versteht Olafssen die Dänen und Thorlacius die benachbarten Völker. Aber es kann auch **thegnar** in eigentlicher Bedeutung von Unterthanen genommen, und darunter die Norweger, und unter den **fridmál** die Rechtsverträge verstanden werden, welche Olaf schließen ließ, um die innern Fehden zu hemmen, oder nach anderm Ausdruck den Landfrieden aufrecht zu erhalten. 65) Dieses bedeutet es nämlich an sich, wenn wir die drei Reckstef, die drei End- und Kehrzeilen, an den drei verschiedenen Strophen nicht mit einander verbinden. 66) Kommt als Endzeile dreier Strophen vor. 67) Steht bei dem Ungenannten als Endzeile der 1. Strophe im 1. Cap. S. 436, und dann wieder in der 2. Strophe im 7. Cap. S. 447, welche Strophe Snorri Sturleson Cap. 9. S. 189, als erste Strophe hat, sodaß auch hieraus hervorgeht, daß diese Strophen nicht dem Skalden Stuf angehören. 68) Wie Egilsson zuerst thut in dem **Excursus de poëta Hallarsteine et carmine ab eo in honorem regis Olavi Tryggvii f. composito** im 5. Bande der **Script. hist. Islandor.** p. 229. Er handelt darin von dem zweifachen und dreifachen Stef und kommt so auch auf die Olaf's Drapa Kyrra.

1) Für **eptir uppreistar sögu** haben auch in der Stelle bei Snorri in der Olaf's Helga Saga als Einzelschrift die Hand-

wat schwer krank. Olaf erschien ihm, und gebot ihm, mit ihm zu fahren, und sagte den Tag, wenn er würde ihm entgegenkommen. Am bestimmten Tage sang Olafr die Weise: **Seinn Hikki mèr sunnan etc.** Nachdem starb er. Diese Legende hat Neuere bewogen, auch in der Stelle bei Snorri **uppreist** in der Bedeutung von Auferstehung [2]) zu fassen. Ja! man findet angenommen, Snorri bemerke dabei gegen seine Gewohnheit, in welchem Geschmacke Sighwat diesen Gesang gedichtet habe, und ziele damit ohne Zweifel auf obige Legende [3]), als wenn diese Legende schon zu Snorri's Zeit vorhanden gewesen sein müßte. Da Sighwat so viele Lieder und Weisen in Beziehung auf Olaf's Geschichte gemacht hatte, so gibt er bei der Olaf's Erfidrapa an, was sie enthalten habe, nämlich nicht Olaf's ganze Geschichte, sondern nur die seiner letzten Lebenszeit, nämlich die Geschichte des Aufstandes der Norweger, welcher Olaf's Tod herbeiführte. Ähnlich hat er auch früher, da es so viele Weisen Sighwat's auf Olaf den Dicken gibt, Cap. 5 in der Heimskringla [4]) bemerkt in Betreff der ersten Schlacht Olaf's, nämlich der von Sotasker: der Skalde Sighwat sagt von dieser Schlacht, in dem Gesange (**í thví quaedhi**), in dem er aufzählte die Schlachten des Königs Olaf's. Ein anderer und tieferer Grund ist dieser: Man hielt nach dem **Formáli** zur Olaf's Saga Helga nur das für ein vollgültiges Zeugniß, wenn der, von dem die Nachricht stammte, dem Ereignisse selbst beigewohnt hatte (s. d. Art. **Olafs Saga Helga** hier in diesen Nachträgen). Sighwat wohnte der Schlacht von Stiklastadir nicht bei. Deshalb bemerkt Snorri: der Skalde habe die Olaf's Erfidrapa nach der Geschichte des Aufruhrs gestellt, d. h. er selbst habe ihr nicht beigewohnt, welches nach der Regel die Skalden thaten. Sighwat aber war auf seiner Pilgerfahrt nach Rom gewesen. Wir wollen nun die Strophe betrachten, von welcher Snorri sagt, daß sie aus Erfidrapa sei, die Sighwat auf den König machte, und nach der Geschichte des Aufruhrs stellte:

Thórdh frá ek *thar* suâ [5]) *herd*ha
Threifst sóku, medh *Oleifi*
Godh *fóru thar*, *geir*um,
Gjört víg saman *hjört*u
Staung bàr hátt fyrir *hring*a,
Hjaldr *módh*um gram *bródh*ur
Fullt vann fagrla *gylt*a
Fram*lund*adhr Ög*mun*dar.

Thord'en hört' ich dort so härten [6]) —
Der Angriff wuchs — bei Olafen
Mit Spießen rechten Schlachtkampf [7]) —
Dort führen zusammen [8]) gute Herzen.
Die Stange [9]) trug hoch vor dem in der Ringe [10])
Geräusche muth'gen Herrscher
Die glänzend vergoldete, Volles
That Ögmund's dreistgemuther Bruder.

Wie der Zusammenhang lehrt, fallen der Olaf's Erfidrapa auch anheim die Strophen (Cap. 225 d. H., Cap. 199 d. E. Schr.) **Öld vann Olafr felda**, wie Olaf der Dicke [11]) Volk erschlägt, und die Schweden, die mit dem milden Könige von Osten gekommen, im Blutstrudel waden (Cap. 236 d. H., Cap. 210 d. E. Schr.), **ólmr crumz harmr sá er hilmir**, in welcher der Sänger seinen Schmerz ausspricht, daß der König wenig Kriegsmacht von Osten brachte, und die Unterthanen, gegen die er sich schlug, um die Hälfte mehr waren (Cap. 238 d. H., Cap. 211 d. E. Schr.), **Vítt er fold und fótum**, von dem großen Getöse und Stahlgewitter auf Stiklastadir, das sich erhob, als am Morgen die Streiter auf einander stürzten, die Halbstrophen **Fór í fylking theirra**, wie die Bändor sich um die Fahne der Thrändir sammelten und sie es nun gereuet, **Mest frá ek merkium naestan**, wie des Skalden Herr am nächsten vor seinen Fahnen vorausging, und nur eine Stange vor dem Könige war, die Ganzstrophen, **Geirs hygg ek grimlikt veri**, wie Olaf's Löwenblicke die Streiter schreckten, und die Thrändischen ihm nicht in die Augen zu sehen wagten, **Raud í recka blódhi**, wie der angegriffene König die Schwerter in Blut der Männer röthete, und seinen Hieber in den Häuptern der Innthrändir sich befinden ließ (Cap. 239 d. H., Cap. 211 d. E. Schr.), **Vndr láta that ytar**, von dem großen Wunder, daß die wolkenlose Sonne die Menschen an dem großen Schlachttage nicht zu erwärmen vermochte, und dieses das Zuträgniß vorbedeutete, welches den König traf, **Mildr fann gjörst hve galdrur**, wie der König empfand, daß die Macht der Zauberkunst der Finnen Thorir'n Hund schützte, als

schriften B. K. F. S. eptir uppreistar drápu, und man (so Schöning zur Olaf's Saga Helga im 2. Bande der gr. Ausg. der Heimskringla S. 325; vergl. *Egilsson*, Scripta historica Islandorum Vol. V. p. 69) dieser Lesart Beifall gegeben und darunter die Uppreistardrápa (Restitutionis carmen, wie es Schöning, epos restitutionis, wie es Egilsson überträgt) verstanden, welche nach der großen Olaf's Saga Tryggvasonar Cap. 220 in den Fornmanna-Sögur. T. II. p. 213 (vergl. Scripta historica Islandorum Vol. II. p. 200) Hallfred Wandrädaskalld auf Befehl des Königs Olaf Tryggvason zur Besserung dessen verfaßte, daß er eine heidnische Frau geheirathet und sich unter Heiden zwei Jahre in Gottland aufgehalten hatte. Man zieht darum die Lesart Uppreistar Drápa vor, weil ein Geschichtswerk Uppreistar Saga (motae seditionis historia) nicht bekannt sei, als wenn durch Saga allemal ein bestimmtes Geschichtswerk zu verstehen und es nicht ursprünglich Geschichte überhaupt bedeutete; ok staellti eptir uppreistar sögu, und stellte (verfaßte) nach der Geschichte des Aufstandes, heißt hier nichts anderes, als der Gegenstand der Erfidrapa war die Geschichte des Aufstandes, wie Sighwat sie von denen gehört hatte, welche der Schlacht beigewohnt hatten.

2) So überträgt Egilsson (Script. hist. Island. Vol. V. p. 69): Quemadmodum Sigvatus poëta testatur in carmine, quo mortuum laudavit regem Olavum, quodque ad exemplar Historiae resurrectionis composuit. 3) s. P. E. Müller, Untersuchungen über Snorri's Quellen. S. 999. 4) In der Einzelschrift findet sich die Bemerkung nicht.

5) Nach anderer Lesart: that sinn, und man findet nach dieser Auslegungsart die Stelle übertragen: ich hörte Thord'en dasmal härten (hart machen) Angriff bei Olaf'en; gute Herzen fuhren dort zusammen; mit Spießen wuchs vollkommene Schlacht. 6) Hart machen. 7) D. h. ich hörte, daß Thordr bei Olaf'en rechte Schlacht tapfer schlug. 8) Gute Herzen gingen dort einander zugesellt. 9) Die schönvergoldete Stange in die Fahne. 10) Panzer. 11) Solche und ähnliche Bezeichnungsnamen waren so gewöhnlich, daß man dabei an nichts Arges dachte, und der Dichter konnte ohne Übelstand auch im Liede den Bezeichnungsnamen anwenden, den man den von ihm besungenen im gewöhnlichen Leben gegeben hatte.

er ihn mit dem Schwerte durch die Schultern schlug, und das Schwert nicht schnitt, **Thollr dylr sannrar snilli**, von Thorir's ungemein großem Muthe, daß er es wagte, einem Königmanne entgegen zu hauen (Cap. 240 d. H., Cap. 211 d. E. Schr.), **Björn**[12]) **frá ek audh at ernum**, wie der Stallari Biörn lehrte, wie tüchtige Stallarar ihre Treue gegen ihren Herrn halten müssen, und mit dem König in der Schlacht fiel (Cap. 248 d. H., Cap. 219 d. E. Schr.), **Hördh er sist her-menn firdo**, von dem harten Verluste, der statt hatte, daß ein solcher König des Lebens beraubt ward, und wie Dagr entkam, und **Ádr vito eigi meidar**, daß Krieger nie zuvor solche Stärke der **búandamanna** (der Bauern) gekannt, welche einen solchen König fällte. Man könnte vielleicht noch einige Strophen der Olaf's Erfidrapa zueignen. Doch diese Andeutungen mögen genügen, um zu zeigen, daß ihr Gegenstand der Aufstand der Bonden gegen den König, und die große Schlacht derselben gegen ihn auf Stiklastadir war. Den Schluß der Erfidrapa bildete aller Wahrscheinlichkeit nach die Strophe (Cap 260 d. H., Cap. 232 d. E. Schr.), in welcher Sighwat Gott bittet, daß er den Vater Olaf's gütig empfangen möge. In dieser Weise wird weiter bemerkt, Olaf habe 20 ordentliche Schlachten (**fólkorrostur**) geschlagen und das christliche Kriegsvolk immer zur rechten Hand stehen lassen. Der Skalde denkt sich also hier den Christengott als eine Art von christlichem Othin, indem er Olaf'n als Schlachthelden hervorhebt, und daran das Gebet knüpft, daß Gott der Herr den Unerschrockenen wirthlich empfangen möge. Den Olaf betrachtet daher der obgleich christliche Skalde als einen Einheri. Bei Andern vertritt in der Folge Olaf die Stelle des siegverleihenden Gottes selbst, doch so, daß er über den Sieg kraft des Christengottes waltet. Der vergötterte Olaf vertrat also theils die Stelle Othin's, theils eines untergeordneten Gottes des Siegs, wie Tyr war, und die Stelle der Walkyrien. Den siegverleihenden Christengott dachten sich die Nordmannen, welche der Heidenzeit zunächst lebten, dem Verkehre mit den Menschen entfernter stehend, als Othin, und gestalteten daher aus dem christlich vergötterten Olaf ein Mittelding zwischen dem alten Othin und den Walkyrien. Olaf'en riefen sie um Sieg an, aber zugleich auch den Christengott selbst. Aber Gott erscheint nicht selbst, wie es nicht selten Othin gethan hatte, sondern an seiner Statt der heilige Olaf in Träumen, vorzüglich den Königen aus seinem Geschlechte, wie Othin den Königen erschienen war, die sich für seine Nachkommen hielten. Die Ausgaben und Übersetzungen der von uns betrachteten Strophen der Olaf's Erfidrapa hat sie mit der Heimskringla und der Olaf's Saga Helga als Einzelschrift gemein (s. d. Art. **Olafs Saga Helga** hier in diesen Nachträgen).

2) Olaf's Erfidrapa (Olaf's Erbtrunkdrapa) Ehrengedicht mit Stef auf die Todtenfeier des Königs Olaf des Heiligen, heißt auch **Rodhudrápa**, Drapa des Kreuzes, so in der Olaf's Saga Helga, nach der Lesart der andern Handschriften und auch nach der großen Olaf's Saga Tryggvasonar Cap. 272[13]): **Ródha-drápa**, Drapa der Röthe (des Strahles), gesungen von **Thordhr Svarta-skáld Siareksson**; aus ihr die Strophe auf die Schiffschlacht zwischen dem Könige Olaf dem Heiligen und dem Dänenkönige Knut Sweinsson vor dem Flusse **Helgo-a** im J. 1072:

*Att*i Egdha *drott*inn
Ólafr thrimu *stá*la
Vidhr ágaet*an Jót*a
Ödh*ling* thann er klauf h*rin*ga;
Sk*aut* naer skarpt á *mót*i
Sk*án*únga gramr *hán*um
Sveins varat sonr at *rey*na
Sl*ae*r thaut Ulfr of *hrae*fi.

(Es) hatte der Herr der Egdir[14])
Olaf den Donner der Stahle[15])
Wider den unvergeßlichen, der Jotar
Edeling[16]), den, der spaltete Ringe[17]).
(Es) schoß sehr scharf auf Begegnung[18])
Ihm der Skanungar[19]) König
Swein's Sohn war nicht zu versuchen
Schlaff[20]) — (Es) heulte der Wolf um Leichen[21]). —

Herausgegeben in der Heimskringla Olaf's Saga Helga Cap. 160; bei Peringskiold. 1. Bd. S. 683; bei Schöning. 2. Bd. S. 272; in den **Fornmanna-Sögur**. 4. Bd. S. 362, 363, und hat mit ihr die Übersetzungen gemein[22]). (*Ferdinand Wachter.*)

OLAFS SAGA HELGA, Geschichte Olaf's des Heiligen, ist dreifach auf uns gekommen. A. Von Snorri Sturleson 1) in der Heimskringla; 2) als Einzelschrift. B. In späterer weitläufiger Bearbeitung in dem **Flateyar Codex** oder der **Flateyar bók**. Hierbei ist die Hauptfrage, welchen Antheil hat Snorri an diesem Werke von bedeutendem Umfange; hat er es wirklich verfaßt, oder blos dafür gesorgt, daß das, was ihm überflüssig schien, hat streichen lassen, und angeordnet, was der Abschreiber in seine Sammlung aufnehmen sollte? Man findet Letzteres bejaht, und zwar aus diesen, aber nicht haltbaren, Gründen. In der dritten Recension der Olaf's Saga Helga kommen die Stellen vor: So sagt Styrmir, der Unterrichtete (**hin Fródi**), daß König Olaf Haralldson habe genommen die Reiche eilf Königen in Upplönd[1]) vor

12) Dem Zusammenhange nach gehört auch diese Strophe der Olaf's Erfidrapa, wiewol Snorri sie einleitet: **Sighvátr skáld kvadh um Björn stallara**, der Skalde Sighwat sang um den Hofmarschalk Björn. Man kann daraus schließen, Sighwat habe diese und andere Weisen, welche Snorri nicht mittheilt, dem Stallari Björn insbesondere gewidmet. Doch ebenso gut kann die Strophe auch in der Olaf's Erfidrapa gestanden, und Snorri sie doch so eingeleitet haben, wie er es thut. Er theilt nämlich unmittelbar vorher eine Strophe mit der Einleitung mit: Bjarni Gullbrarskald sang dieses um Kalf Arnason.

13) In den **Fornmanna-Sögur T. III. p. 58.** 14) Bewohner von Agdir, ihr Herr der König von Norwegen. 15) d. h. Schlacht. 16) Den König der Jütländer, d. h. Dänen. 17) Panzer. 18) Entgegen. 19) König der Schonen, der Dänen König. 20) Versuchte tapfer. 21) über Leichnamen. 22) S. F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 1. Bd. S. CLXXXII—CXCVIII, CCLVII.

1) **Fyrir Olafi Svía konúngi**, d. h. er nahm sie Königen, welche dem Schwedenkönig Olaf unterworfen waren.

dem Schwedenkönig Olaf; aber er sagt, daß dadurch hätte Olafr der Schwedische (Svenski) Upplönd, daß Eirik Hakonarson es ihm verheißen um Beistand für sich, da, als er sich schlug mit ihm gegen den König Olaf Tryggvason. Die zweite Stelle ist: da als König Olaf hatte unter sich gelegt das Reich, welches die fünf Könige hatten gehabt vorher, und andere sechs Könige, die, die Styrmir rechnet in seinem Buche. So sagt Sighwat: Upplönd fèkk (til) enda[2]) etc. Nach der Strophe heißt es weiter: da nahm der König Geiseln von den belehnten Männern[3]) und Bonden[4]). Für diese Stelle hat Snorri (Cap. 76. S. 95) blos: König Olaf legte da unter sich das Reich, das diese fünf Könige gehabt hatten, nahm da Geiseln von den belehnten Männern und Bonden. Die Einzelschrift der ersten Bearbeitung (Cap. 73. 1. Bd. S. 152) hat: König Olafr legte da unter sich all das Reich, das diese fünf Könige rc, buchstäblich nun wie Snorri. Weder die Heimskringla, noch die Einzelschrift haben die Strophe, welche die weitläufigere Bearbeitung bietet, und ungewiß bleibt, ob sie auch aus Styrmir's Buch ist, oder anders woher oder gar später erdichtet ist. In der Strophe wird gesagt, daß eilf Könige vorher die Upplönd gehabt. Die Heimskringla und die Einzelschrift haben viele Strophen von Sighwat, aber diese nicht, und unmittelbar vorher eine von Ottar Swarti, in welcher gesagt wird, daß das Land vorher fimm bragningar (fünf Könige) hielten; fimm bildet den Stabreim, und ist also zuverlässig. Die dritte Stelle ist: da, als er (König Olaf) die Gewalt erhielt über Norwegen, legte er unter sich alles Land, und verödete alle Fylkiskönige[5]), wie gesagt wird in seiner Geschichte (sem segir í sögu hans) mit verschiedenen Zuträgnissen, die unterrichtete Männer (fródir menn) geschrieben haben; denn das wird stets gesagt, daß er nahm die Reiche fünf Königen in einem Morgen, aber im Ganzen nähme die Reiche neun Königen dort innerhalb des Landes, nach der Erzählung Styrmir's des Unterrichteten[6]) (eptir sögn Styrmis hins fróda). Aus diesen Stellen geht noch nicht hervor, daß auch Styrmir eine Olaf's Saga geschrieben. Er hatte eine Landnámobók Islands bygdar geschrieben, und dabei pflegten häufige Rückblicke auf die norwegische Geschichte zu geschehen. Da in diesen drei Stellen immer nur von Vertreibung der Fylkiskönige die Rede ist, so kann Styrmir recht gut dieses in seinem Buche über die Besitznahme Islands gesagt haben[7]). Ja aus der letztern Stelle läßt sich selbst schließen, daß Styrmir keine Olaf's Saga Helga geschrieben hat. Es wird darin die Olaf's Saga der sögn (Sagung) Styrmir's entgegengesetzt und diese sögn war in Styrmir's Buche, wie aus der andern Stelle erhellt. Also Styrmir's Buch (bók) war nicht die Olaf's Saga Helga. Aber im Flateyar Coder steht in dem Zusatze zu der Olaf's Saga, welcher sich nicht unmittelbar hinter der Olaf's Saga Helga, sondern erst nach der Sverris Saga und der Saga Hakonar Hakonarsonar findet, heißt es[8]): Diese kleinen Artikel, welche hier zusammengelesen sind, stehen in der Lifssaga (Lebensgeschichte) des Olaf's des Heiligen Haralldson's selbst, in derselben, welche der Priester Styrmir der Weise (hinn fródi) zusammengesetzt hat, obgleich sie nicht völlig geschrieben sind hiervorn in diesem Buche. Nun folgen mährchenhafte Anekdoten und Verse, als deren Verfasser Styrmir angegeben wird. Ist, was nun folgt, wirklich von dem Priester Styrmir, so stand er seinem Zeitgenossen und Freunde Snorri an Geist und Kritik weit nach. Doch das wollen wir gern glauben, da wir im Artikel Olafs Saga Tryggvasonar in diesen Nachträgen gesehen haben, wie weit die Mönche Oddr und Gunnlögr von Snorri Sturleson, dem isländischen Häuptling, an Einsicht in die Lebensverhältnisse übertroffen werden. Da Snorri mit Styrmir vertraut war, so mußten auch dem Sohne Sturla's die mährchenhaften Dinge bekannt sein, welche die Styrmir's Lifssaga hinns heilaga Olafs konúngs Haralldssonar enthalten haben soll. Doch Snorri nahm in seine Olaf's Saga Tryggvasonar die Mährchen nicht auf, welche Oddr und Gunnlögr hatten, und wir glauben gern, daß des Priesters Lifssaga hins heilaga Olafs anders aussah als die des weltlichen Häuptlings, des größten Geistes des Nordens. Aber in den kleinen Artikeln, welche aus Styrmir's Lebensgeschichte Olaf's des Heiligen genommen sein sollen, heißt es S. 227: diesen Flokk (Lied ohne Stef) machte König Olafr, nachdem er gewonnen hatte Lundúnaborg (London in England). Es folgt nun der Flokkr von zehn Strophen. Warum hat Snorri Sturleson in der Heimskringla und in der Einzelschrift keine Strophe von diesem Liede, und auch keine von den andern Weisen, welche König Olaf der Heilige gesungen haben soll? Oder wäre die Eroberung Londons durch Olaf nicht werth gewesen mit des Königs eigenen Strophen belegt zu werden? So aber führt Snorri (Cap. 12. S. 12, 13) nur Strophen von Ottar und Sighwat an[9]). Der Flokkr Olaf's, wenn ein solcher vorhanden gewesen, hätte dem liederkundigen Snorri noch bekannter sein müssen, als Styrmir'n, oder hätte wenigstens ihn von seinem Freunde bekommen. Diesem ist aber auch nicht zuzutrauen, daß er den Flokk selbst gedichtet habe. Wir schließen daraus, daß jener Unbekannte, der sich nicht scheute, jenes Lied und die andern Weisen zu dichten, auch kein Bedenken trug, eine Lifssaga Olafs Helga zu schreiben und als Styrmir's Werk auszugeben, um dem darin Erzählten Glauben zu verschaffen. Aus jenen drei Stellen, welche aber nicht beweisen, daß Styrmir eine Olaf's Saga Helga geschrieben, und jener vierten Angabe, welcher aber aller Wahrscheinlichkeit nach erdichtet ist, hat man wichtige Folgerungen gezogen. Styrmir war nämlich ein Zeitgenosse Snorri's, war in den Jahren 1210 und 1232 Lögsögumadr (Gesetzsagemann, oberster

2) S. die vollständige Strophe in den Fornmanna-Sögur. T. V. p. 170. 3) Af löndom mönnum, d. h. den Lehnbaronen. 4) Bauern. 5) Könige einer Volkschaft, Landschaft. 6) Mehres s. hierüber bei F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 1. Bd. S. CXII—CXV. 7) Fornmanna-Sögur. T. V. im Tháttr Eymundar ok Olafs konúngs. p. 268.

8) Fornmanna-Sögur T. V. p. 225, 226. 9) Vergl. die Fornmanna-Sögur T. III. p. 50, 51.

Richter in Island) und starb 24 Jahre nach Snorri, nämlich im J. 1265. Nun schließt man, wenn der Verfasser der Olaf's Saga Helga Styrmir's Schrift gelesen hätte, ist das unerklärlich, warum er diese Kleinstücke nicht aufgenommen hätte; folglich können die Citationen von Styrmir's Schrift in Olaf's Leben in der Flateyarbok nicht von dem Verfasser der Lebensbeschreibung kommen, sondern müssen von dem Sammler der Handschrift eingeschoben sein. Hat aber der Mensch, der allerhand Erzählungen über Olaf sammelte, die hochgeachtete Schrift Styrmir's nicht gekannt, so hat er wahrscheinlich vor ihm gelebt, und ist folglich auch älter gewesen, als sein Zeitgenosse Snorri Sturleson. Verhält es sich auf diese Weise, so folgt wieder daraus, daß dabei Olaf's des Heiligen Leben, wie es in der Heimskringla gelesen wird, und sich fast wörtlich in der weitläufigern Bearbeitung der Flateyarbók findet, älter ist, als Snorri's Arbeit, welche nicht besteht im Niederschreiben, sondern im Ausstreichen, oder im Festsetzen dessen, was sein Schreiber sollte in seine Sammlung eintragen. So P. E. Müller[10]). Dieser Annahme widerstreitet, daß auch die Olaf's Saga Helga ganz das Gepräge des Snorri'schen Geistes trägt, wie die übrigen Sögor seines großen Geschichtswerks. Auch ist die Annahme gar nicht nöthig. Was Olaf's Saga Helga als Einzelschrift mehr und anders hat, konnte recht gut der, welcher daraus eine Einzelschrift machte, einschieben, und vollends verrathen sich solche Einschiebungen in der Olaf's Saga Helga in der Flateyarbok noch mehr, und zwar als spätere Einschaltungen, nicht als Ausschneidungen von Snorri Sturleson's Hand. Sollte, was aber nicht wahrscheinlich ist, wenn nämlich darin gestanden haben soll, was im Anhange in der Flateyarbok für Styrmir's Arbeit ausgegeben wird, sollte wirklich Styrmir auch Hand an die Olaf's Saga Helga gelegt haben, so könnte er es leicht[11]) gewesen sein, der aus der Snorri'schen Olaf's Saga Helga eine Einzelschrift in der ersten Bearbeitung gemacht habe. Daß die Olaf's Saga als Einzelschrift aus Snorri's großem Geschichtswerke entnommen ist, wird dadurch fast zur Gewißheit erhoben, daß Snorri's Vorrede (bei F. Wachter, 1. Bd. S. 3—10) fast ganz wörtlich sich auch vor der **Olafs Saga konúngs ens helga Haralldssonar** findet, nur daß der letztere Theil über Priester Ari hier voransteht. Dieser Theil der Vorrede ist, wie wir weiter unten sehen werden, auch für die Olaf's Saga Helga als Einzelschrift ganz geeignet. Aber daß das Übrige nicht so gut hierher paßt, als vor die Heimskringla, geht daraus hervor, daß die Vorrede so viel Rücksicht auf die Ynglinga-Saga nimmt. Auch eignet sich die Stelle (S. 3 im 1. Bd. der Olaf's Saga Helga) gar nicht vor die Olaf's Saga Helga als Einzelschrift: Schreiben habe ich lassen vom Anfange die Leben derer Könige (aefi konúnga theirra), welche Reiche haben gehabt in den Nordlanden, und auf dänische[12]) Zunge haben geredet, so auch einige Geschlechtssprosse (kynslódhir, Genealogien) derselben, nach dem wie wir sie gelernt haben von weisen Männern, und ferner gesagt ist in Altgesängen, und in der **Lángfedgatala** (Aufzählung der Vorväter) sich findet, dort, wo Könige haben berechnet ihre Geschlechter. Thiodolf der Weise (hin fródi), der Skalde, den einige den Hwinwersken nennen, machte einen Gesang auf den König Rögnwald (vergl. die Vorrede der Heimskringla bei F. Wachter. 1. Bd. S. 3): In dieses Buch ließ ich schreiben alte Erzählungen von den Häuptlingen, welche haben gehabt Reiche in den Nordlanden, und auf dänischer Zunge haben geredet ꝛc., fast ganz wörtlich wie in der Vorrede vor der Olaf's Saga Helga. Die Worte der letztern: Schreiben habe ich lassen vom Anfange die Leben derer norwegischen Könige, machen sich ganz unpassend, da nur das Leben Olaf's des Heiligen beschrieben ist, und nur als Einleitung einige Nachrichten von Haralld dem Haarschönen und seinen Nachfolgern gegeben werden; welche dieses sind, werden wir weiter unten sehen. Daß in der Vorrede der Olaf's Saga Helga das Ynglingatal Thiodolf's von Hwin besonders hervorgehoben wird, hat weniger Sinn, da von daraus S. 29—30 nur eine Stelle mitgetheilt wird. Diese Vorrede, obgleich ihr das Meiste mit dem **Fórmali** der Heimskringla gemeinsam, hat zuletzt einen eigenthümlichen Schluß, welcher sich auf die Olaf's Saga bezieht. Von dieser eigenthümlichen Partie lautet das Ende: Ich weiß, daß so wird dünken, wenn außerlands kommt die Erzählung (sjá frásögn, die Vonsagung), wie ich habe viel gesagt von isländischen Männern; aber das trägt zu dem, daß isländische Männer, die, welche diese Zeitungen sahen oder hörten, trugen hierher zum Lande diese Erzählungen (frásagnir) und haben die Menschen seitdem bei ihnen gelernt. Aber doch schreibe ich das Meiste nach dem, wie ich finde in den Gesängen (í kvaedhum) derer Skalden, die waren bei König Olaf. Hierfür haben **Cod. D.** und **K.** dieses: Aber dieses Buch habe lassen schreiben nach dem, wie gesagt wird in den Gesängen (í kvaedhum) derer Sighwat's und Ottar's, welche stets waren bei König Olaf, und sahen und hörten diese Zeitungen, aber einen Theil nach Sagung (eptir sögn) des Priesters Ari, und dünken mir die Gesänge (kvaedhin) am mindesten aus der Stätte gebracht[13]), wenn die recht gesungen (quedhin) sind, und verständig

---

10) In seiner Untersuchung über Snorri's Quellen im 6. Bande der großen Ausgabe der Heimskringla. S. 305, 306. Angenommen und erweitert wird, was Müller sagt, in der Praefatio zu den Scripta histor. Islandor. Vol. IV. p. V, VI. 11) Dem scheint zu widerstreiten, daß in Styrmir's Bók die Zahl der von Haralld ihrer Reiche beraubten Fylki'skönige anders angegeben wird. Doch macht das keine erhebliche Schwierigkeit. Styrmir konnte in seinem Buche über die Besitznahme Islands einer andern Quelle folgen, und doch, als er aus seines Freundes großem Geschichtswerke die Olaf's Saga Helga als Einzelschrift entnahm, das stehen lassen, was sein Freund geschrieben hatte, indem er sich nicht mehr erinnerte, was er in seinem Landnámabók geschrieben, oder verfaßte vielleicht auch diese später. Doch bleibt immer wahrscheinlicher, daß Snorri selbst die Olaf's Saga Helga, die überdies einen bedeutenden Umfang hat, auch als Einzelschrift herausgegeben hat.

12) Dänische Zunge ward damals für altnordische Sprache überhaupt gebraucht, und man begriff darunter auch namentlich die norwegische und isländische. 13) Verändert.

aufgefaßt. Mit dieser richtigen Ansicht schließt auch die Vorrede der Heimskringla bei F. Wachter (1. Bd. S. 10). Wie wenn Snorri Sturleson selbst eine Ausgabe der Olaf's Saga Helga als Einzelschrift verfaßt, und dazu eine besondere Vorrede geschrieben hätte, zu welcher dann die spätern Abschreiber und Bearbeiter auch die Vorrede des großen Geschichtswerks hinzugefügt hätten, oder wenn Snorri selbst die Vorrede vor seinem großen Geschichtswerke, da sie über die Quellen der nordischen Geschichte überhaupt, auch vor die Ausgabe seiner Olaf's Saga Helga als Einzelschrift setzen ließ, und nur noch einen hierzu passenden Schluß hinzufügte. Doch werden andere wahrscheinlicher finden, daß ein späterer Abschreiber diese Verschmelzung beider Vorreden vorgenommen hat, wiewol diese Verschmelzung auch leicht ein Werk des Schreibers sein kann, dessen sich Snorri Sturleson bediente. Da Olaf der Heilige der wichtigste König für die Norweger war, so erklärt sich leicht, wie Snorri sich veranlaßt fand, seine Olaf's Saga Helga als Einzelschrift dahin zu schicken, wie er deutlich zu verstehen gibt: ef utanlands kenr sa frásogn. Der Vorredner zur Olaf's Saga Helga als Einzelschrift beträgt sich zu sehr als Verfasser derselben, als daß man annehmen könnte, er sei ein anderer als Snorri selbst. Von der Vorrede theilen wir S. 4 u. 5 noch dieses mit: Das war mehr als zwei hundert der Winter zwölfräthig[14]) (d. h. mehr als zwei hundert vierzig Jahr) als Island war bewohnt, bevor Menschen begannen hier Geschichten (sögur) zu schreiben, und war das lange Zeit, und schwer, daß sie nicht vergangen wären im Munde[15]), wenn nicht wären Gesänge (kvaedhi), beides neue und alte, die, von denen die Menschen die Wahrheit der Wissenschaften (saunendi fraedhinnar) abnähmen. So haben gethan vorher die Wissenschaftsmänner (fraedhimennir), da, als sie wollten Wahrheit suchen, zu nehmen für wahr derer Menschen Worte, die selbst sahen die Zeitungen und damals waren nahstättig (zugegen). Aber dort, wo Skalden waren in den Schlachten, da werden genommen die Zeugnisse derer, so daß auch, was er sang vor den Häuptlingen selbst, da würde er nicht wagen zu sagen die Werke von ihm, von denen der Häuptling, und alle die, welche sie hörten, wüßten, daß er wäre nirgends näher (zugegen) gewesen[16]), das wäre da Hohn, und kein Lob. Nun schreiben wir die Zeitungen mit (bei) einiger Erinnerung[17]) (Ermahnung), welche sich machten das Leben des Königs Olaf's des Heiligen über, beides um seine Fahrten und Landessteurung (landsstiórn, Landesregierung), und ferner etwas von den Zugängen des Unfriedens, den die Landshäuptlinge in Noreg machten durch Schlacht gegen ihn, da, als er fiel auf Stiklastadir. Vergleichen wir, was oben vom Verfahren der Wissenschaftsmänner vor dem Verfasser gesagt wird, mit dem, was in der Vorrede vor der Heimskringla gesagt wird: wir nehmen hier die meisten Belege (daemi) davon, was gesagt wird in den alten Gesängen, welche gesungen worden vor den Häuptlingen selbst und ihren Söhnen: wir nahmen alles das für wahr, was in diesen Gesängen sich findet von ihren Fahrten und Schlachten ꝛc. (s. das Weitere bei F. Wachter). Vergleichen wir dieses mit dem Obigen, so erhalten wir dieses wichtige Ergebniß. Die Geschichtmänner[18]) vor Snorri hatten sich damit begnügt, das als wahr zu glauben, wenn dabei bemerkt ward, dieser oder jener ist bei diesem oder jenem Ereignisse gewesen, z. B. Einar Thambarskelfir bei der Schlacht von Swölldr. Er hat dieses oder jenes ausgesagt, folglich ist es wahr. Snorri Sturleson, der gute Kritiker, wußte aber zu gut, daß solche Aussagen, wenn sie sich nicht in Verse gebracht fänden, sich nicht unverfälscht eine so lange Zeit im Munde der Menschen erhalten konnten. Er stützte sich daher vorzüglich auf Lieder, und will, was er nicht durch Lieder belegen kann, nicht verbürgen. Aber auch selbst in Beziehung seines Glaubens der Ereignisse, welche in den Liedern besungen werden, macht er einen Gegensatz zwischen sich und den frühern Geschichtsmännern, wenn er in der Vorrede zur Heimskringla bei F. Wachter (1. Bd. S. 4) sagt: Aber ein anderer Theil ist geschrieben nach alten Gesängen oder Geschichtsliedern[19]), welche Menschen zu ihrem Zeitvertreibe gehabt haben. Obschon[20]) nun wir nicht wissen die Wahrheit darüber, so wissen wir doch Beispiele (daemi), daß alte Wissenschaftsmänner (fraedhimenn) solches haben für wahr gehalten. Vergleichen wir dieses mit dem, was er weiter unten sagt, so war es ihm nicht genug, es wie andere darum als Wahrheit zu nehmen, weil es in einem alten Liede stand, sondern es mußten Lieder von gleichzeitigen Skalden sein, die an den Höfen der Häuptlinge waren, deren Thaten sie verewigten, oder auch solche Gesänge, welche bei der Todtenfeier des Häuptlings vorgetragen worden, wie es in der Stelle der Vorrede zur Olaf's Saga Helga S. 4 heißt: Aber doch dünkt mir das merklichst zur Wahrheit (merkiligast til saunenda)[21]), was mit baaren Worten gesagt wird in Gesängen (í quaedhum) oder anderer Gesangschaft (kvedhskap) der, welche so ward gemacht auf Könige oder andere Häuptlinge, daß sie (sie) selbst hörten, oder in den Erbtrunkgesängen (í erfikvaedhim) denen, die die Skalden brachten deren Söhnen. Die

14) 2 hundrudh vetra tólfraed, oder mit andern Worten große hundert. Der Cod. H. hat 2 hundrudh vetra tiraedh, zweihundert der Winter zehnräthig, d. h. zwei kleine hundert, zwei hundert Jahr. 15) Cod. C. í minni, in der Erinnerung. 16) Vergl. die entsprechende Stelle in der Heimskringla bei F. Wachter 1. Bd. S. 7, nur steht da: Aber keiner würde das wagen, zu sagen ihm selbst die Werke von ihm, von denen alle, die sie hörten, wußten, „daß sie loses Zeug wären und Erdichtung.“ In der Vorrede zur Olaf's Saga wird verlangt, daß der Skalde selbst auch zugegen gewesen sein soll, und mit Recht, weil er dann erst völlig von der Wahrheit überzeugt sein konnte. 17) Medh nákkvarri minningu, er war also dazu aufgefodert worden.

18) Fraedhimenn, fraedhi bedeutet Gelehrsamkeit, Wissenschaft und dann vorzugsweise Geschichte, wie das griechische ἱστορία (historia). 19) Eptir fornum quaedhum edhr sögu-liódhum. 20) Dieses: „Obschon“ ꝛc. bis „für wahr gehalten“ findet sich in der Vorrede zur Olaf's Saga Helga nicht. Wahrscheinlich hielt ein späterer Abschreiber einen solchen Zweifel vor dem Geschichtswerke des heiligen Olaf für anstößig. 21) Haec mihi ad fidem historicam maximi momenti esse videntur, wie es Egilsson Historia Regis Olavi Sancti, Pars prior p. 4 überträgt.

Einleitung zu der Olaf's Saga als Einzelschrift beginnt: Harald der Haarschöne war lange König über alles Noreg, aber zuvor waren dort viele Kleinkönige (smákonungar), einige hatten **ein** Fylki zur Verwaltung (til forrádha); aber alle diese **die** setzte König Harald der Haarschöne vom Reiche; einige fielen, andere flohen das Land vor ihm, aber andere ließen vom Königthume, und erlangte kein Mensch Königsnamen zu tragen, außer er allein; einen Jarl setzte er über jedes Fylki zur Landessteuerung (til landsstiórnar, zu Landesregierung) und Gesetze zu beurtheilen. Einen buchstäblich gleichen Eingang, nur daß sie für smákonungar blos konungar hat, und sagt: Einige hatten **ein** Fylki zur Verwaltung (til fórradha), aber andere einige mehr, und für **ließen von** hat **verließen**; einen im Übrigen buchstäblichen Eingang hat auch die große Olaf's Saga Tryggvasonar, sodaß sie ihn, aller Wahrscheinlichkeit nach, dieser Einzelschrift der Olaf's Saga Helga entlehnt hat. Die übrige Einleitung der großen Olaf's Saga hat auch schöne Stücke, da sie meist ganz buchstäblich der Heimskringla entlehnt sind. Aber als Einleitung betrachtet ist die der Olaf's Saga Helga einer weit geschicktern Hand entflossen. Wo es ihrem Zwecke entspricht, nimmt auch sie umständliche Angaben und zwar buchstäblich aus der Heimskringla, weiß aber, um diese nicht als Bruchstücke ohne Zusammenhang erscheinen zu lassen, die allgemeine Geschichte Norwegens und seiner Beherrscher von Harald dem Haarschönen an, bis zu Olaf dem Heiligen in lichtvollen Überblicken so geschickt einzuflechten, daß man nicht zweifelhaft bleiben kann, daß auch diese Einleitung der geistgewandten Feder Snorri Sturleson's ebenso entflossen ist, als die Olaf's Saga Helga selbst. Es war auch eine solche Einleitung für die Olaf's Saga Helga als Einzelschrift sehr zweckmäßig. Nach jenem von uns mitgetheilten Eingange C. 1 handelt er von Harald's des Haarschönen Weibern und Kindern, fast wörtlich wie in der Harald's Saga des Haarschönen bei F. Wachter (1. Bd. S. 194, 195), doch mit kleinen Zusätzen, wirft dann Blicke auf Harald's des Haarschönen Lebens- und Regierungsgeschichte, und handelt dann wieder ausführlicher darüber, wie Harald der Haarschöne das Reich unter seine Söhne theilt, fast ganz buchstäblich übereinstimmend mit der Saga Harald's des Haarschönen C. 35 bei F. Wachter (1. Bd. S. 225—227), doch wird gesagt, daß damals, als Harald der Haarschöne das Reich unter seine Söhne theilte, er ein Funfziger an Alter gewesen, und in der Einleitung zur Olaf's Saga Helga als Einzelschrift, daß er ein Sechziger an Alter war. Doch dieses berechtigt nicht anzunehmen, der Verfasser der Einleitung sei ein anderer als Snorri Sturleson selbst. Er konnte, als er dictirte, leicht einen Gedächtnißfehler begehen, oder folgte, da die Zeitrechnung der Geschichte Harald's des Haarschönen so ungewiß ist, später einer andern Angabe, die er für wahrscheinlicher hielt, als die, welcher er früher gefolgt war. Bei der Aufzählung in der Einleitung S. 9, welche Söhne Harald's des Haarschönen auf der Heerung (í hernadhi) fielen, heißt es: die waren damals auf der Heerung, sowie Geschichten (sögur) sind dazu, bevor Halfdan Hwiti fiel auf England (nach der andern mit der Heimskringla stimmenden Lesart auf Eistland)[22]); Halfdan Haleggr fiel in den Orkneyar, Frodi und Thorgils ließen sich in Dyflin (Dublin) in Irland, Guthorm fiel in den Elfarkvíslor (Armen der Elf) vor Sólvaklafi. Unter den Sögur sind hier nicht besondere Geschichtswerke zu verstehen, sondern die Erzählung der besondern Umstände, unter welchen jene Söhne Harald's des Haarschönen fielen, und so finden wir in der Heimskringla in der Saga Harald's des Haarschönen C. 31 bei F. Wachter (S. 215—218) ganz umständlich und mit Strophen belegt, wie Halfdan Halegg umkommt. Thorgils' und Frodi's Raubfahrt und Fall (C. 55. S. 227), sowie Guthorm's und Halfdan Hwiti's Raubfahrt und Fall (C. 30. S. 220, 221) wird dagegen nur mit den Hauptumständen erzählt, aber doch sind die Angaben umständlicher als in der Einleitung zur Olaf's Saga, weil hier bei dem, was nur sehr entfernt mit Olaf's Geschichte zusammenhing, die gedrängteste Kürze sehr zweckmäßig war. So umständlich als in der Heimskringla ist aber der Verfasser der Einleitung sogleich bei der Verbrennung Rögnwalld's Rettilbeini's, sodaß er sogar auch die Weise, welcher Vitgeirr singt, und die im 36. Capitel der Saga Harald's des Haarschönen bei F. Wachter (S. 228) sich findet, mittheilt. Und warum ist der Verfasser bei diesem Gegenstande umständlicher? Einmal, weil der Untergang des Seidmanns Rögnwalld's in Norwegen selbst statt hatte, und aus dem zweiten Grunde, weil es ein Vorspiel jener großen Verbrennung der Seidmänner und des Untergangs des Sohnessohns Rögnwalld's, nämlich des Seidmanns Eywind's Kelda's durch Olaf Tryggvasonar (s. dessen Saga C. 49—60 bei F. **Wachter**. 2. Bd. S. 307—309) und zweitens ein Vorspiel des völligen Sturzes des wiederauflebenden Heidenthums durch Olaf den Heiligen war. Die Seidmänner wurden als mit dem Christenthume ganz unvereinbar betrachtet, weil sie die gefährlichste und wirksamste Art Zauberei trieben, und so macht sich in der Einleitung zur Geschichte dessen, der das Heidenthum, das nach Olaf's Tryggvason's Tode wieder auflebte, vertilgte, die Erzählung der Verbrennung des Seidmanns Rögnwalld's, des Sohnes Harald's, des Ahnherrn Olaf's des Heiligen, sehr gut. So mächtig war damals das Heidenthum, daß selbst ein Königssohn, und selbst König von Hedaland die gefährlichste Zauberkunst trieb. Es war daher ein sehr bemerkenswerther Umstand, daß Haralldr der Haarschöne, obwol ein Heide, selbst seinen eigenen Sohn[23]) darum verbrennt, weil er ein Seidmann war, weil nämlich der **Seidr**, wenn ihn Männer trieben, verachtet war (s. F. **Wachter**. 1. Bd. S. 23). Der Umstand, daß die **Seidmenn** dem Könige Harald so böse deuchten, war für diesen Ahnherrn Olaf's des Heiligen ein so ehrender Umstand, daß er mehr als bloßer Andeutung werth schien, weshalb ihn der Verfasser auch hier mit derselben umständlichen Darstellung be-

---

22) Esthland. 23) Rögnwalld Rettilbeini war zwar Harald's Sohn, aber von einer zauberkundigen Finnin, s. F. Wachter 1. Bd. S. 204—208.

handelt, als dieses in der Heimskringla geschieht. Von Björn Kaupmadr wird C. 2 fast ganz so umständlich gehandelt, als in der Heimskringla und Saga Harald's des Haarschönen Cap. 38 bei F. Wachter (1. Bd. S. 230, 231), und zweckmäßig, da Björn unter Harald's des Haarschönen Söhnen den heiligen Olaf am nächsten angeht, da er dessen Urgroßvater ist. Bei Erzählung der Streitigkeiten zwischen Harald dem Haarschönen und seinem Sohne Halfdan Swarti, welcher seinen Halbbruder den brudermörderischen Eirik Blutaxt verbrennen wollte, ist auch wie in der Saga Harald's des Haarschönen (C. 39 a. a. O. S. 234, 235) die Halbstrophe des Skaldmädchens Jorun angeführt, und unter dem Texte aus dem Codex E noch eine Halbstrophe und zwei Ganzstrophen, welche wahrscheinlich unecht sind (S. 12, 13). Doch sind sie in der lateinischen Übersetzung in den Scriptis historicis Islandorum. Vol I. p. 12, 13 in den Text aufgenommen. Capitel 4 handelt von Hakon's des Guten Geburt und Sendung nach England. Es wird dabei bemerkt: „Höhnisch deuchte Harald's Söhnen um Hakon und nannten ihn Mostrsstangarson" (Sohn der Stange von Mostr, wie nämlich seine Mutter Thora zubenannt war). Im 40. Cap. der Saga Harald's des Haarschönen bei F. Wachter (2. Bd. S. 236—238) wird das, was wir mit Anführungszeichen drucken lassen, nicht bemerkt, obgleich weit umständlicher von Hakon's Mutter und seiner Geburt gehandelt wird. Sind der Verfasser der Einleitung zur Olaf's Saga Helga und der Verfasser der Heimskringla, woran nicht zu zweifeln ist, eins, so ist es ein Beweis, wie Snorri Sturleson nicht alles ängstlich anzubringen suchte, was er von Sagen wußte. Daß er in der Einleitung zur Olaf's Saga keinen Auszug aus der Heimskringla geben wollte, sondern nur immer die Zweckmäßigkeit dieser Einleitung vor Augen hatte, hat bewirkt, daß der große Kenner der norwegischen Geschichte in der Einleitung zur Olaf's Saga Helga, als er die Einleitung dictirte, manche Bemerkung einfließen ließ, welche in der Heimskringla nicht steht. Auf der andern Seite wird er in der Einleitung nicht durch Andeutungen lästig, daß er dieses oder jenes mehr von der Saga wisse, aber absichtlich hier nicht erzähle. So sagt er z. B. blos: König Haralldr sandte Hakon seinen Sohn zur Pflege (til fóstrs) Adhalstein'en, dem Engeln-König. Wie diese Sendung herbei- und ausgeführt wird, von jener schönen Erzählung im 41. u. 42. C. der Saga Harald's des Haarschönen gibt er keine Andeutung, weil schon für die Einleitung die Angabe der Thatsache gnügte, daß Hakon in England aufgewachsen war. Ein herrliches Gemälde ist die Saga Hakon's des Guten im Ganzen und in den einzelnen Partien (s. F. Wachter a. a. O. 2. Bd. S. 3—106). Aber schön ist auch, wie der Verfasser der Einleitung (C. 7—9. S. 15—18) das Wichtigste aus der Geschichte Hakon's des Guten und der Eirikssöhne in diesem Zeitraume zusammendrängt. Gleiches thut er dann auch mit der Geschichte der Eirikssöhne in dem Zeitraume nach Hakon's Tode. Vorsichtig bemerkt er (C. 10. S. 19) in Beziehung auf die Verbrennung des Jarls Sigurd: Das war zwei Winter später, als Jarl Hakon fiel, „nach Sagung[24]) des Priesters Ari, des Kundigen (ens fróda), des Sohnes Thorgils'." Da er wußte, wie unsicher die Zeitrechnung der norwegischen Geschichte in jenem Zeitraume war, so ist jener Zusatz am rechten Orte, und zugleich auch gerechtfertigt, daß er den **Prologus**, welche Überschrift für **Formáli** einem spätern Abschreiber beizumessen ist, mit einer Nachricht vom Priester Ari Thorgilsson gibt. C. 11. S. 20 fg. handelt von König Tryggvi Olafsson, und Gudrödr Bjarnarson, der bei diesem auferzogen ward und dann von des letztern Sohne, Könige Haralldr Graenski[25]) Gudrödarson. Dieser Harald von Gränland (in Norwegen) war Olaf's des Heiligen Vater, und seine Geschichte hat mehre interessante Partien, namentlich seine Liebe zu Sigrid Tostadottir und seinen tragischen Tod durch dieselbe. Sie findet sich C. 11—15. S. 21—27, ist mit unerheblichen Ausnahmen ebenso umständlich, als die Partien von diesem Harald Gränski in Heimskringla, und stimmt auch mit dem, was Snorri's großes Geschichtswerk in der Saga von Harald Grafeld C. 11. bei F. Wachter (2. Bd. S. 142—144), Olaf's Saga Tryggvasonar C. 15 bei demselben S. 189 C. 48. S. 242—272 erzählt, dem größten Theil nach ganz buchstäblich überein. Die Vorfälle, welche mit Harald's Gränski's Geschichte zusammenhängen, z. B. C. 12, wie König Harald Grafeld durch des Dänenkönigs Harald's Gormsson's und des ihn dazu veranlassenden Jarl Hakon umkommt und Norwegen dadurch an den Dänenkönig gelangt, welcher nun Harald'en Gränski'n sieben Fylki zur Verwaltung gibt, werden ganz gedrängt erzählt, und das Meiste nur angedeutet; hingegen, was sich insbesondere auf Haraud's Gränski's Geschichte bezieht, z. B. so gleich die Namhaftmachung der sieben Fylki, die er erhält, stimmt in der Umständlichkeit mit der Heimskringla bei F. Wachter (2. Bd. S. 189) buchstäblich überein. Lehrreich ist bei jener einleitenden Übersicht der norwegischen und dänischen Geschichte zur besondern Geschichte Harald's Gränski's die kleine Abweichung der Olaf's Saga (C. 12. S. 22) und der Heimskringla Saga von Harald Grafeld (C. 15. S. 152). Dort wird bemerkt, Jarl Haralldr und Gullharalldr haben sich in der Austrvíking (Raubfahrt in Osten) getroffen, und beide seien im Herbste nach Dänemark gefahren, und den Herbst und Winter über dort gewesen. Jenes Zusammentreffens auf der Raubfahrt gedenkt die Heimskringla nicht, sondern es heißt dort blos von dem Jarl Hakon: verweilte dort bei ihm (dem Dänenkönige) den Winter über. Da war auch bei ihm der Mann, der Harald hieß ꝛc. Da beide, Jarl Hakon und Goldharald auf Raubfahrt zogen, so findet der Verfasser der Übersicht in der Olaf's Saga Helga zu Goldharald in dem, wie er es erzählt, den passendsten Übergang. In der Heimskringla hingegen kommt Jarl Hakon nicht aus der Raubfahrt nach Dänemark, sondern aus Norwegen, weil er daraus vor Gunnhild's Söhnen hatte entweichen müssen. Aus dieser und andern solchen

24) At Sögn. 25) d. h. der Gränische, von Gränland in Norwegen.

kleinen Abweichungen ersieht man, daß die Verfasser der Sögor bei den Nebenumständen, welche sich nicht im Gedächtnisse der Menschen hatten erhalten können, selbstschöpferisch verfuhren. Nachdem die Olaf's Saga Helga mit der Erzählung, daß Asta, Haralld's Gränski's Witwe, zu ihrem Vater in die Upplönd gereiset, und beide über Harald's Bestrebungen [26]) in Schweden zornig gewesen, das 15. Capitel geschlossen, beginnt sie das 16. Capitel: Eine Nacht träumte Hrani'n rc. So ganz unpassend ist dieser Übergang insofern nicht, als Hrani im vorigen Capitel ein Rolle spielt. Aber von dem, was nun Cap. 16 und 17 erzählt, wie Hrani von König Olafr Geirstadaalfr [27]) im Traume aufgefodert wird, seinen Grabhügel zu erbrechen, der darin liegenden Schätze sich zu bemächtigen, davon gewisse Kostbarkeiten zu Asta Gudbrandsdottir zu bringen, und von ihnen den Gürtel um Asta, die nicht gebären könne, zu legen, und den Knaben, der geboren werde werden, Olafr heißen zu lassen, und wie dieses alles geschieht, und Asta'n, als er ihr den Gürtel umgelegt, leichter wird, von diesem Allen findet sich in der Heimskringla keine Andeutung, und beide haben nur dieses gemein, daß Snorri's großes Geschichtswerk auch die Liederstelle aus dem Ynalingatal des Thiodolf von Hwin hat, welche die Olaf's Saga Helga (C. 16. S. 29) hat, aber die Liederstelle bezieht sich nicht auf Hrani's Traum, wie ihm Olafr Geirstadaalfr erscheint, sondern auf die Geschichte dieses Königs (s. die Strophe bei F. Wachter. 1. Bd. S. 129 und daraus im Artikel **Olafr Geirstadaálfr** hier in diesen Nachträgen). Da dieses, wie Olaf's Geburt durch den Gürtel Geirstadaalfr's erleichtert wird, und auch dessen Schwert erhält, eine wichtige Sage ist, so hätte Snorri Sturleson sie sicher, wenn er sie gekannt hätte, wenn auch nicht in der Umständlichkeit, doch in schön zusammengefaßter Darstellung gegeben, und wenn er das Erzählte nicht glaublich fand, sein kritisches Gewissen abgefunden, durch sein: **sua segia menn**, so sagen die Menschen, oder nach Umständen durch **that er sögn nokkora**, das ist Sagung einiger, oder durch: **ok er that sumra manna sögn**, und das ist Sagung eines Theiles der Menschen. Aber zu dem, daß bei Snorri sich nicht einmal eine Hindeutung auf diese Sage findet, fehlen noch überdies das 16. und 17. Capitel in den Handschriften der Einzelschrift **B, D, G** und **L** [28]) gänzlich [29]). Auch entsteht nicht die mindeste Lücke, wenn sie hinwegfallen; ja es zeigt sich deutlich, daß sie später eingeschoben sind, zumal, wenn man das 49. Capitel der Snorri'schen Olaf's Saga Tryggvasonar (bei F. Wachter, 2. Bd. S. 275) mit dem Schlusse des 15. Capitels S. 27 und dem Anfange des 18. Capitels der Olaf's Saga Helga S. 32 vergleicht. Aus dieser Vergleichung geht deutlich hervor, daß der Gang der Snorri'schen Darstellung durch Einschiebung des 16. u. 17. Capitels unterbrochen worden ist. Nachdem im 18. Capitel übereinstimmend mit der Snorri'schen Olaf's Saga Tryggvasonar gesagt worden: Asta Gudbrandsdottir gebar Knabenkind da im Sommer [30]); der Knabe ward genannt Olafr, als er ward begossen mit Wasser, Rani begoß ihn mit Wasser, heißt es weiter: und ist das Sagung eines Theiles der Menschen (**ok er that sumra manna sögn**), daß Gudbrandr wollte nicht aufziehen lassen den Knaben vor dem Zorne, den er hatte auf seinen Vater [31]), bevor als Hrani sagte ihm, daß er sähe Licht über dem Hause, in welchem der Knabe geboren ward. Gudbrandr ging hinzu, zu sehen (es) selbst; ward fortgenommen [32]) der Knabe, und aufgezogen mit großer Liebe. Von dieser Wundererzählung hat Snorri nichts. Man kann annehmen, er habe sie nur zweckmäßig gefunden in der Olaf's Saga Helga als Einzelschrift, und habe sie in der Heimskringla in der Sage Olaf's Saga Tryggvasonar, wo er Olaf's

26) Er warb nämlich hier um Sigrid's Hand, obgleich er schon eine für ihn passende Frau hatte. S. das Nähere bei F. Wachter. Snorri Sturleson's Weltkreis (Heimskringla). 2. Bd. S. 272—274. 27) S. den Art. **Olafr Geirstadaálfr** in diesen Nachträgen, wo auch bemerkt ist, wie bei dieser Erzählung sich der **Tháttr Olafs Geirstadaálfs** und die Olaf's Saga Helga Cap. 16—19 verhalten. 28) S. das Nähere über diese Handschriften im **Formáli** zur Olaf's Saga Helga in den **Fornmanna-Sögur** p. 2—26 und kürzer gefaßt in der **Praefatio** zur lateinischen Übersetzung der Olaf's Saga Helga im 4. Bande der **Scripta historica Islandorum** p. VI—IX. 29) Der spätere **Tháttr Geirstadaalfs** in der Flateyarbok und in der Handschrift H. haben eine umständlichere Darstellung, welche auch in mehren andern von der verschieden ist, welche nach dem **Cod. A.** in der Olaf's Saga Helga der **Fornmanna-Sögur T. IV. p. 27—32** sich findet, während der **Tháttr Ólafs Geirstadaálfs** aus der Flateyarbok im 9. Bande der **Fornmanna-Sögur** p. 209—215 einnimmt. Mehres, in welchem er von der Partie der Olaf's Saga Helga abweicht, ist bemerkt im Art. **Olafr Geirstadaálfr** hier in diesen Nachträgen. Vergl. auch P. E. Müller Sagabibliothek 3. D. unter **Olaf Geirstadaálfs Thattr.**

30) „Da im Sommer" hat Snorri Sturleson bei F. Wachter 2. Bd. S. 275 noch. 31) Dieser hatte nämlich Gudbrand's Tochter Asta, die er zur Ehefrau hatte, verlassen und die Sigrid heirathen wollen; s. Snorri Sturleson bei F. Wachter 2. Bd. S. 272 fg. 32) **Var thá ábrott tekinn svaeinninn: est sublatus deinde puer.** Ist vielleicht dieses aus einem lateinischen Werke über die Olaf's Saga Helga genommen? Das Kinderaussetzen war bei den Germanen zwar nicht verboten, aber ganz ungewöhnlich, und hatte, wenn es wirklich stattfand, nur bei den außerordentlichsten Fällen statt. Bei den alten Teutschen ward es für gottlos gehalten. Später findet man einzelne Fälle erzählt, welche jedoch nicht aus sicherer Quelle geschöpft sind, wenigstens blieb es immer etwas Ungewöhnliches, und von einer gewöhnlichen Berathung, ob der Vater das Kind emporheben solle oder nicht, ist dabei nicht die Rede. Nur findet man, wiewol in nicht sichern Quellen, daß es im Norden als Mord galt, ein Kind auszusetzen, das mit Wasser begossen war, und daß es bei den Friesen heidnischer Brauch war, daß der Aussetzling noch gar nichts genossen habe, und ein Tropfen Milch oder Honig ihm das Leben sicherte. S. die Quellenstellen bei Grimm, Teutsche Rechtsalterthümer. S. 457—459. Da das Emporheben des Kindes durch den Vater bei den Germanen nicht als ein bedeutsamer Brauch vorkommt, so ist jenes **var thá ábrott tekinn svaeinninn** entweder aus dem Werke eines lateinischen Übersetzers genommen, oder der Knabe wird hinweggenommen, weil er mit Wasser begossen werden soll, oder aber der Erzähler denkt sich den Knaben schon ausgesetzt und er wird nun wieder hinweggenommen. Aber dann wäre wol das Licht über der Stelle erschienen, in welcher der Knabe ausgesetzt war und nicht über dem Hause, in welchem er geboren war. Am wahrscheinlichsten bleibt daher immer, daß der Knabe fortgenommen wird, weil er mit Wasser begossen werden soll, dieses aber nicht gesagt wird, weil es schon vorher bemerkt war.

Geburt schon erzählt, weil er in der Heimskringla die einzelnen Sögor nicht als einzelne abgeschlossene Geschichtswerke, sondern sie alle als ein großes zusammenhängendes Geschichtswerk behandelt, nicht erwähnen wollen, weil es keine allgemein gültige Sage war. Befremdend kann es dabei scheinen und als ein Einschiebsel von späterer Hand, daß schon erzählt worden, wie Olafr mit Wasser begossen worden, und einen Namen erhalten hat, und dann erst erzählt wird, wie Gudbrandr habe Anfangs den Knaben nicht aufziehen lassen wollen. Wenn wir aber dieses näher betrachten, ist es ganz Snorrisch. Sturla's Sohn läßt, wie wir im Artikel **Olafs Saga Tryggvasonar**, bei der Saga, wie Jarl Hakon seinen Sohn geopfert haben soll, sehen werden, Sagen, welche nicht allgemein gültig, nicht in den Gang der Ereignisse eingreifen, sondern bringt sie so an, daß Jedermann sogleich erkennt, Snorri Sturleson selbst habe sie nicht für wirklich Geschehenes gehalten, ja! es sei nicht einmal eine allgemein gültige Sage gewesen. Snorri selbst könnte also immer jene Sage in die Olaf's Saga als Einzelschrift aufgenommen haben. Aber es folgt sogleich darauf: Hrani gab ihm den Gürtel (baltit) und das Messer (knífinn) zum Zahngute (at tannfé) und als ihm wuchs Alter[33]), da gab Hrani ihm den Ring und das Schwert. Hiermit ist, wie der angehängte Artikel zeigt, nichts anderes gemeint, als jene Kostbarkeiten, welche von dem todten Olafr Geirstadaálfr genommen waren. Da Snorri diese Sage nicht hat, so rührt diese Stelle in dieser Fassung nicht von ihm. Doch kann er in der Olaf's Saga Helga als Einzelschrift bemerkt haben, was er für die Heimskringla nicht wichtig genug hielt, Hrani habe den jungen Olaf, den er mit Wasser begossen, Gürtel und Messer zum Zahngute[34]), und als er zu seinen Jahren gekommen, Ring und Schwert gegeben. Aus dieser Bemerkung kann man sich veranlaßt gefunden haben, eine Sage zu erfinden, in welcher angegeben war, was für wichtige Kostbarkeiten diese waren, die Olafr durch Hrani erhielt. Um so mehr muß man dieses glauben, da Cap. 16. S. 29 mit Cap. 18 nicht übereinstimmt, denn dort sagt Olafr Geirstadaalfr zu Hrani'n: Die Kostbarkeiten, welche du nimmst von mir in dem Hügel, will ich daß du lieferst in die Hände Asta'n, und bitte du sie (es) zu bewahren, und zu geben in die Hände ihrem Sohne, da, wenn er aufwächst. Nach dem 23. Cap. S. 37, 38 sagt Asta zu dem achtjährigen Olaf Haralldsson, welcher fragt, wer das Schwert habe, das er in einer Kiste erblickt: Du hast (es), mein Sohn! und ist das das Schwert Básingr, das Hrani, dein Pfleger[35]), gab dir, aber gehabt hat Olafr Geirstadaálfr. Olafr Haralldsson verlangt das Schwert zu führen. Sein Stiefvater Sigurdur will das kostbare Schwert selbst bewahren, und seinem Stiefsohn einstweilen ein leichteres geben. Der Knabe zieht das Schwert, und sagt unter andern: Nicht habe ich das Alter dazu, Euch zu verwehren, zu nehmen von mir den Básing, wenn ich gezwungen werde rc. Der achtjährige Knabe bewahrt nun selbst das Schwert. Nach dem 18. Cap. S. 32 gibt Hrani ihm das Schwert, als ihm Alter gewachsen ist, **cum matuerat**. Hieraus geht hervor, daß das, was das 23. Capitel enthält, auch erst später eingeschoben ist, ebenso wie das, was im 16. u. 17. Capitel erzählt wird. Was das Capitel 19 enthält, gibt sich auch kund als ein späteres Einschiebsel. Der **Lendr madhr** (belehnter Mann, Lehnbaron), Gissr Gudbrandsson, und Sigurdhr Syr, der König auf Hringariki, bewerben sich beide um Asta'n, Olaf's Mutter, und der sechsjährige Knabe bewirkt durch seine Frage, ob es seiner Mutter besser dünke, zu haben einen **lenda mann** zum Sohne, oder den, der Volkkönig[36]) wäre über Norwegen. Wie dieses später eingeschoben ist, geht sowol aus dem mährchenhaften Inhalte hervor, als auch daraus, daß Cap. 20 beginnt: Einen Winter später, als Haralld Gránski fiel in Svithiodh[37]), da nahmen die Thrándir[38]) vom Leben den Jarl Hakon, und nahmen zum König Olaf Tryggvason. Es wird nun weiter das Wichtigste aus Olaf Tryggvason's Geschichte angedeutet, und dann die Taufe Olaf Haralldson's mit denselben Worten erzählt, wie es Snorri in der Heimskringla in der Olaf's Saga Tryggvasonar Cap. 67 (bei F. Wachter. 2. Bd. S. 306—308) thut. Nur bemerkt Snorri dabei, daß Olafr damals zweiwinterig war. Auch nach Snorri ward Olafr schon bei seinem Stiefvater Sigurd Syr erzogen, als er getauft wird. Aber der Dichter der Sage im 19. Cap. der Olaf's Saga Helga läßt, seiner Erfindung zu Liebe, Asta'n sechs Jahre Witwe sein, und läßt dann im 20. Cap. hinweg, daß Olafr zwei Jahre alt gewesen, als er getauft worden. Nach Erzählung, daß Olafr Tryggvasonar bei dem gleichnamigen Haralldsson Gevatter gestanden, heißt es weiter Cap. 20. S. 34: So wird gesagt rc., und nun werden die Worte angeführt, die Olafr Tryggvason, während er den gleichnamigen Haralldsson unter der Taufe hielt, zum Preise des Kindes gesagt haben soll, und dann Weissagungen von weisen Männern über den künftigen Ruhm Olafs Haralldson's. Da diese Partie eingeleitet wird, durch **svá er sagt**, so kann sie immer von Snorri sein, wiewol er sie in der Heimskringla nicht hat, da es eine zu schwach beglaubigte Erzählung ist. In der Olaf's Saga Tryggvasonar als Einzelschrift konnte diese Partie, da sie überdies sehr gedrängt dargestellt ist, auch von Snorri gesetzt worden sein. Was nun folgt, ist erweislich von Snorri. Er hat nämlich, weil sein großes Geschichtswerk ein zu-

33) Nach dem teutschen Ausdruck: als er zu seinen Jahren kam. S. hierüber Grimm, S. 412–415: Nach den nordischen Sögur erscheint das zwölfte Jahr als das gewöhnliche Jahr, wo der Knabe an männlichen Thaten Theil nahm. S. F. Wachter 2. Bd. S. 211 und die Olaf's Saga Helga in der Heimskringla. Cap. 4. 34) Vergl. die 5. Str. der Grimnismál, gr. Ausg. der Edda. 1. Th. S. 42. 35) Fóstri.

36) Thiodkonúngr, Dietkönig, König einer Diet, eines ganzen Volkes, Gegensatz zu fylkiskonúngr, König einer Volkschaft, Landschaft, s. F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 1. Bd. S. CXXI fg., 156. 37) Schweden. 38) Der Verfasser der Einleitung zur Olaf's Saga Tryggvasonar sagt hier der Kürze halber, die Thrándir haben den Jarl Hakon vom Leben genommen, da ihr Aufstand des Jarls Tod herbeiführte. S. das Nähere bei F. Wachter 2. Bd. S. 282—288.

sammenhängendes Ganzes bildet, in der Olaf's Saga Tryggvasonar an den passendsten Stellen bereits Olaf's Haralldsson's Geburt und heidnische und christliche Taufe erzählt, und beginnt seine **Saga Olafs konúngs hins helga, Haralldssonar.** Cap. 1. „Aufziehung (uppfóstr) Olaf's des Heiligen, Haralldsson's." Olafr, der Sohn Harald's des Grönischen, ward aufgezogen bei Sigurd Syr, seinem Stiefvater, und Asta, seiner Mutter. Rani der Weitgereiste (hin Vidförli) war bei Asta 2c. Es wird nun weiter erzählt, wie Olafr zeitig an Körper und Geiste vollkommen wird, und sein Stiefvater Sigurd Syr ein eifriger Beaufsichtiger der Haus- und Landwirthschaft ist, und Cap. 2, wie einmal, als Niemand zu Hause ist, Olafr Haralldsson seinem Stiefvater Sigurd das Pferd satteln soll, und ihm statt des Pferdes den größten Bock sattelt, und Sigurd ihn nun für künftig von solchen Zumuthungen freispricht, da er Größeres im Sinne habe, als Sigurd selbst. Was in der Olaf's Saga Helga in der Heimskringla Cap. 1 u. 2 erzählt wird, hat die Olaf's Saga Helga als Einzelschrift Cap. 20 das Meiste buchstäblich so, nur mit kleinen Zusätzen oder Hinweglassungen, wie sie sich die Abschreiber zu erlauben pflegten. Daß Snorri die Sage von dem Satteln des Bockes statt des Rosses ohne Vorbemerkung hat, zeigt, daß es eine allgemeingültige Sage war. Auch konnte er sie nicht für unglaublich halten, da er erwog, daß es nicht im Sinne eines kecken Königssohnes liegen konnte, sich als Dienstmannen brauchen zu lassen. Wir halten die Erzählung natürlich für reine Sage, geben aber an, warum sie Snorri für nicht unglaublich halten konnte. Capitel 21 der Olaf's Saga Helga als Einzelschrift enthält, wovon dieselbe Saga in der Heimskringla nichts hat. Olafr reitet nämlich einmal auf die Thierjagd und Halldar Rannveigarson mit ihm, und fällt auf der Jagd vom Rosse. Olafr singt am Abende vor dem Trinken eine Weise, in welcher er Halldor'n wegen des Falles aus dem Sattel des Rosses durchzieht und wie er deshalb nichts zu trinken bekommen soll [39]). Halldor singt eine andere Weise, wie König Olafr seinem Stiefvater einen Bock gesattelt, und deshalb nichts zu trinken bekommen soll. Da Snorri, wo es möglich ist, mit Liederstellen belegt, so hätte er sicher diese Weise aufgenommen, wenn er sie gekannt hätte, und ebenso die Weise des Königs Olaf. Da er so reich an Hilfsmitteln für die nordische Geschichte war, und die beiden Weisen nicht kannte, schließen wir, daß sie erst später gedichtet sind, um das Bocksatteln recht glaublich zu machen. Der reinen Sage scheint auch anzugehören, was Snorri Sturleson hat, daß nämlich Sigurd Syr, Olaf's Stiefvater, sich eifrig um die Wirthschaft bekümmert, und Olafr schon als Knabe etwas Größeres im Sinne hat. Daß aber der eigentliche Geist des Mittelalters den Norden noch nicht durchdrungen hatte, als die Sage von Olaf's Jugendjahren sich bildete, zeigt, daß der junge Olaf, der ein Heiliger werden sollte, zu seinem Stiefvater nicht den Gegensatz eines frommen Christen zu einem Unfrommen macht, sondern den eines Knaben, welcher der größte Kriegsheld zu werden verspricht, zu einem Manne, der nicht auf Kriegsthaten denkt, sondern dessen höchstes Thun die Beaufsichtigung seiner Feld- und Schmiedearbeiter ist. Capitel 22 der Einzelschrift enthält wieder einen kurzen Überblick der norwegischen und dänischen Geschichte, und beginnt: Olafr Tryggvason herrschte fünf Winter über Noreg; er fiel in der Schlacht südwärts vor Windland (Wendenland), wie gesagt wird in seiner Geschichte (í sögu hans) 2c. Unter dieser **Olafs Saga Tryggvasonar** ist keine andere zu verstehen, als die von Snorri Sturleson, und was diese in ihrer letzten Partie umständlich enthält, deutet das 22. Cap. der Olaf's Saga Helga als Einzelschrift einleitungsweise an. Auch dieser Theil der Einleitung ist aller Wahrscheinlichkeit nach von Snorri Sturleson, als er, wie wir vermuthen, von seiner Olaf's Saga Helga eine Ausgabe als Einzelschrift veranstaltete. Aber das, was Cap. 23 erzählt wird, gibt sich als ein späteres Einschiebsel kund. Es handelt davon, wie der achtjährige Olafr Haralldson sich das Schwert Bläsing von seiner Mutter geben läßt, und sich weigert, es seinem Stiefvater Sigurd Syr in Verwahrung zu geben. Dieses spätere Einschiebsel ist auch nicht einmal an einer passenden Stelle eingeschoben. Capitel 20 ist bereits erzählt worden, wie sein Stiefvater von ihm verlangt, daß er ihm das Pferd satteln soll. Dieser Stellung nach wäre Olafr Haralldsson, als sein Stiefvater diesen Dienst verlangte, noch nicht einmal acht Jahre alt gewesen. Das 23. Cap. beginnt nämlich: Da als Olafr Haralldsson war acht Winter alt, da war er dabeigestättet einen Tag, als seine Mutter Asta suchte in einer Truhe (hirzla). Nun wird erzählt, wie Olafr etwas so Glänzendes darin erblickt, und so die Erzählung eingeleitet, wie er das Schwert Bläsing erhielt. Das 24. Capitel beginnt: Da war Olafr zehn Winter, als Sigurd ihn bat, einzuladen Menschen zum Schmause, und selbst die Zuthaten zu besorgen 2c. Olafr

39) Dieses ist in der Weise fein und zwar so ausgedrückt: Asta brachte Olaf'n Bier zu trinken, da sang er die Weise:

Füll das Horn, Weib!
(Es) fiel vom Hengste
Ranaveig's Sohn,
Nicht können die Sygnir
Auf Sattelthieren
Vollwohl fahren:
Bring mir und dir.

Halldor sang eine andere Weise auf Olaf über die Zuträgniß, die zuvor sich gemacht hatte:

Füll das Horn, Weib!
Ich erfuhr, daß widersetze
Sich König Olaf
Mit großem Wunder,
Da, als er sattelte
Seinem Verschwägerten
Einen Bock zu reiten:
Bring mir und dir.

Mágr bedeutet Schwager, Schwiegervater, und hier Stiefvater. Das faer mèr ok thèr, heißt so viel als: bring blos uns zweien, wir zwei blos wollen trinken, eine Mannsperson und das Weib (die Königin Asta). Die zweite Mannsperson Olafr oder rücksichtlich Halldor sollen nichts bekommen.

läßt alles Vieh aufschlachten, und ladet ein mehr als die Hälfte Menschen, als Sigurd gesagt hatte. Sigurd bestößt ihn darüber. Olafr antwortet, daß Könige auf andere Weise zu leben hätten, als ein Bauer (kotkarl), Snorri Sturleson hat diese Erzählung nicht. Hat er sie schon gekannt, so muß sie ihm natürlich zu unwahrscheinlich gedeucht haben. Der für das Hauswesen so besorgte Sigurd soll dem zehnjährigen Olaf geheißen haben, über die Vorräthe zu walten (radha siálfan tilfaungum)[40], wörtlich: zu rathen selbst den Zufängen. Zumal wird dieses Verfahren Sigurd's ganz unglaublich, nachdem schon Cap. 20. S. 35 erzählt ist, wie Sigurd seinen Stiefsohn hat durch das Bocksatteln kennen gelernt. Capitel 25 enthält dann wieder eine Partie von Snorri Sturleson, nämlich das, was in der Heimskringla Cap. 3 steht, eine Schilderung von des jungen Olaf's Leibes- und Geistesbeschaffenheit und seinen Künsten und Fertigkeiten. Capitel 4 in der Heimskringla und Cap. 26 in der Einzelschrift beginnen: Olafr Haralldsson war zwölf Winter, als er stieg auf Heerschiffe das erste Mal. Seine Mutter Asta setzt nämlich zur Waltung (til forrádha) über das Kriegsvolk Hrani'n, den Königspfleger, der oft auf Heerung gewesen. Dann wird weiter erzählt: Da, als Olafr griff zu Kriegsvolk und Schiffen, da gaben die Beistandsmänner (Kriegvolksmänner, lidsmenn) ihm Königsnamen, sowie Sittengewohnheit dazu war, daß die Heerkönige (herkonúngar), welche in der Wiking (auf Raubfahrt) waren, wenn sie waren königgeborne (konúngbornir), sie da trugen Königsnamen sogleich, obschon sie säßen nirgends zu Landen. So in der Heimskringla. In der Einzelschrift lautet die Stelle: Aber als Olafr griff zu Kriegsvolk und Schiffen, da gaben ihm die Beistandsmänner (Kriegsvolksmänner, lidsmenn) Königsnamen, wie Sittengewohnheit dazu war, da, wenn Heerkönige fuhren auf Heerfahrten (í hernadi), wenn sie waren geschlechtgeborne (kynbornir) zu Königsnamen, obschon sie säßen nicht zu Landen, sogleich als sie waren Heerkönige (herkonúngar). Diese Stelle kann zugleich als ein Beispiel solcher Stellen gelten, wo die beiden Ausgaben nicht ganz buchstäblich, sondern nur dem Inhalte nach übereinstimmen. In andern Stellen stimmen sie wieder ganz buchstäblich überein. In andern aber sehr wenigen sind dann wieder größere Abweichungen, als in der oben mitgetheilten Stelle. Solche Abweichungen veranlaßten die Abschreiber theils absichtlich, theils wurden sie auch herbeigeführt, wenn der Abschreiber dieses nicht im strengen Sinne war, sondern dictirt erhielt. Man würde nur verwirrte Erzählungen von den Kriegsthaten Olaf's haben, die er unter Leitung seines Pflegers Hrani sieben Jahre im Auslande übte, wenn nicht der Skalde Sighwat, dessen Vater Thor Olaf'en auf einem Theile seiner Streifzüge gefolgt war, des Königs Thaten auf diese Weise verewigt hätte, daß er angegeben hat, an welchem Orte jede Schlacht geschlagen worden. Zwar enthalten diese Strophen, welche Snorri Cap. 4 u. 5, und Cap. 9 u. 10, Cap. 12—18 in der Heimskringla, und Cap. 26 und 27. Cap. 31—38 in der Einzelschrift hat, nicht viel mehr als die Angabe der Gegenden, wo sich der junge König schlug und siegte, aber diese Angabe ist wichtig, um zu sehen, wie weit er herumstreifte, und wie diese Schlachten auf einander folgten, denn Sighwat bezeichnet die Schlachten zugleich zählungsweise, und gelangt so zur 13. Schlacht. Dazu hat Snorri noch die Schlacht von Karlsa (in Portugal), die aber durch keine Strophe belegt ist, und das 18. Capitel in der Heimskringla hat die Überschrift: die funfzehnte Schlacht. Doch erzählt Snorri selbst keine Schlacht, sondern nur, wie Olaf in Peitoland[41]) heeret, und die Kaufstadt Varrandi verbrennt. Dieses belegt Snorri durch eine Strophe Sighwat's, welche besingt, wie Olafr an der Loire, dort wo alte Spieße zersprangen, und die Stadt in Peitoland verbrennt. Ohne Schlacht ist es also, da alte Spieße dort zersprangen, nicht abgegangen, und die Capitelüberschrift hat Recht, obgleich Sighwat es nicht als 14. Schlacht aufführt. Also 14 Schlachten werden durch Sighwat's Strophen belegt, die Schlacht von Karlsa, welche in der Capitelüberschrift als 14. aufgeführt wird, nicht. Daß Olafr in Peitoland geheeret, belegt Snorri auch durch eine Halbstrophe Ottar's Swarti's: Junger schlachtfroher König, du erlangtest, du verödest Peita! Führer! du versuchtest den gerötheten Schild auf Tuskaland. Dieses ist doch wol kein anderes Land als Toscana. Sighwat erwähnt hiervon nichts. Auch läßt Snorri Sturleson den König Olafr westwärts blos in die Karlsar (Karlsströme) kommen. Er heeret dort, hat eine Schlacht, liegt in den Karlsar und gedenkt zu segeln hinaus in den Nörwasund[42]), und von da nach Jorsalaheim (Jerusalemsland). Aber ein schrecklicher Mann erscheint ihm im Traum, und heißt ihn zurück zu seinen Odalen (Erbbesitzungen) fahren, denn er werde König über Norwegen werden zum Ewigleben (für die Ewigkeit), nämlich immer als heiliger Olafr über Norwegen für alle Zeiten herrschen. Durch diesen Traum bewogen segelt Olafr heimwärts. Wie aber, wenn Olafr auf seinen siebenjährigen Raubfahrten wirklich in das mittelländische Meer gesegelt wäre, aber diese Partie unglücklich abgelaufen wäre, und Sighwat deshalb sie nicht hätte verewigen wollen? Doch würde man es Olaf'en immer als hohen Ruhm angerechnet haben, daß er schon vor Sigurd dem Jerusalemfahrer durch den Nörvasund gefahren wäre. Für **Tuskaland**, **Toskaland** sind andere Lesarten **Stúlkaland Tyskaland**. Wir vermuthen daher, daß die ursprüngliche Lesart **Byskaland** gewesen, und Biscaya darunter zu verstehen. Den Isländern war aber wegen ihrer Wallfahrten nach Rom **Toskona** bekannter, und so konnte sich für **Byskaland** leicht **Tuskaland** dem Hörer oder Schreiber einschieben. Die Schlacht im Biscayischen, deren blos Ottar Swarze gedenkt, überging vielleicht Sighwat, weil es keine siegreiche Schlacht war, auch nennt es Ottar vorsichtig nur einen Versuch der Schilde. So erhalten wir 15 durch gleichzeitige Skalden belegte Schlachten[43]), von denen die beiden letzten

40) Über tilföng vergl. föng bei F. Wachter 2. Bd. S. 38.

41) Poitou. 42) Straße von Gibraltar. 43) Nämlich

die eine im Biscayischen, die andere an der Loire ist. Außer der von uns betrachteten Halbstrophe enthält diese noch Strophen von Ottar, nämlich Cap. 4 d. H., Cap. 26 d. E. Schr.[44]), wie Olafr zuerst nach Dänemark und von da nach Osten segelt. Capitel 6 d. H., Cap. 27. d. E. Schr., wie er das Volk in Gautland zwingt, Schatzung zu zahlen, Cap. 12 d. H., Cap. 31 d. E. Schr., wie er die Brücke von London bricht und Adalrad'en wieder in sein Reich einsetzt, Cap. 13 d. H., Cap. 32 d. E. Schr., wie er die Hringmaraheidi (in England) mit Blute röthet, Cap. 14 d. H., Cap. 33 d. E. Schr., wie er die Engländer nöthigt, Schatzungen (gjöld, Gelder, Strafgelder, hier sowie oben Brandschatzungen) zu zahlen. Am meisten hat in dieser Partie von Olaf's siebenjährigen Kriegen die Kritiker seine Heerfahrt in Schweden beschäftigt. Hierbei wird nun die Schlacht von **Sotasker**, welche Olaf's erste Schlacht war, durch die Strophe Sighwat's Cap. 5 d. H., Cap. 26 d. E. Schr., S. 41 belegt. Was darauf das 6. Cap. d. H. und das 26. d. E. Schr. S. 41 u. 42 von Olaf's Heerfahrt in Schweden enthält, ist ohne Belegung durch eine Liederstelle, und hier wäre sie am nöthigsten gewesen, da eine außerordentliche That darin erzählt wird. König Olafr ist in den Mälarsee geschifft. Olafr der Schwedenkönig zieht ein Heer zusammen. Olafr Haralldson fährt hinaus in den Stokksund, und kann dort nicht hinauskommen, indem vor dem westlichen Sund ein Castell ist, und im Osten ein Mannsheer. Olafr hört, daß der Schwedenkönig ist auf die Schiffe gekommen, und gedenkt an sie anzulegen (zur Schlacht). Da läßt Olafr den moorigen Rand (fitina) bis zum Meere durchgraben. Es ist grade Regen. Die Flüsse ergießen sich in den Mälarsee und nicht ins Meer selbst. Daher stürzt das Wasser aus dem Stokksund wie ein Wasserfall. Olaf's Graben auch hat so nicht Mangel an Wasser, und sogar Strom, und seine Schiffe kommen mittels der Segel und der Ruder unbeschädigt in das Meer hinaus. Der Graben heißt nun Königssund, und kann mit großen Schiffen nicht befahren werden, als wenn das Wasser am höchsten gestiegen ist. Die Sache ist an sich nicht unmöglich[45]). Sicher ist es, wenn es reine Sage sein sollte, eine sehr gangbare. Im 71. Cap. d. H. S. 86 und im 72. Cap. d. E. Schr. legt Snorri dem Schwedenkönige in den Mund: und ist das wunderlich, daß er sich nicht erinnert dessen, daß er entkam auf das Nöthiglichste (mit der größten Noth) hinaus aus dem Lögr (dem Mälarsee), da, als wir Schweden ihn hatten eingeschlossen (burgt) im Lögr etc. Ja! es scheint, als wenn die Sage bei den Schweden auch wirklich im Gange gewesen wäre. Snorri sagt nämlich Cap. 26. S. 6 d. H., Cap. 26. S. 41 d. E. Schr.: Aber das ist Sagung eines Theiles der Menschen, daß die **Svíar** (Schweden) es gewahr wurden, da als die (und) Olafr hatten ausgegraben den moorigen Rand (fitina), und gedachten zu verwehren dem Könige Olaf, daß er führe dort hinaus. Aber als die Wasser ausgruben auf beiden Seiten, da fielen die Ufer, und das Volk mit, und ging verloren (tyndiz) dadurch eine Mannsfülle (Fülle Menschen). Aber die **Svíar** widersprechen diesem, und zählen (es als) Verhöhnung (**telia hegóma**), daß dort wären Menschen umgekommen (**faeriz**)[46]). Hier wird also angenommen, daß auch die Schweden von der Einschließung Olaf's gewußt, und davon, wie er aus dem Stokksund durch Grabung eines Canals gekommen. Nur das wollen die Schweden nicht zugeben, daß sie auch noch Leute dabei eingebüßt. Ein Theil der Nordmannen begnügte sich nämlich nicht an dem schon an sich wundervollen Entkommen des Königs Olaf's; es mußten dabei auch noch eine Fülle Schweden das Leben verloren haben. Dem, daß Sighwat gänzlich schweigt und nur als erste Schlacht die von **Sotasker**, und als zweite die in Eysysla (Oesyssel) verewigt, setzt man entgegen, daß es Sighwat in seiner Drapa absichtlich übergangen habe, weil die Fahrt in den Mälarsee einen unglücklichen, wenigstens nicht ruhmvollen, Ausgang hatte, nämlich in einer Zeit nicht ruhmvoll, wo man vorzüglich die Tapferkeit des Preises werth fand, und den Ruhm, welchen z. B. Hannibal durch seine Kriegslisten gewann, weniger schätzte. Aber es ist an sich nicht wahrscheinlich, daß sich Olafr oder vielmehr sein erfahrner Pfleger, in den Mälarsee gewagt haben sollte, da vor dem Stokksund ein Castell war. Auch nimmt man an, daß es in dieser Zeit, in welche es Snorri setzt, nicht wohl geschehen sein könne, weil Olaf damals nur eine geringe Heerschar gehabt habe, und sich schwerlich damit nach Schweden hinein gewagt haben würde[47]). Der Name Stokholm könne, wie man be-

14 durch Sighwat und die 15. durch Ottar. *Torfaeus*, Hist. Rer. Norveg. Vol. III. p. 34. Sighwat habe 20 ordentliche Schlachten besungen, die König Olaf gehalten, aber diese Bemerkung des Skalden Sighwat bezieht sich auf Olaf's ganzes Leben, nicht blos auf seine Jugend. Snorri sagt nämlich (Cap. 261 in d. H., Cap. 232 der E. Schr.): König Olafr war da Halbvierziger an Alter (d. h. 35 Jahre), als er fiel nach Sagung (at sögn) des Priesters Ari des Kundigen, er hatte gehabt 20 Schlachten; so sagt Sighwat: Sumir trúdh etc.; er nennt sie fólk orrustur, Volkschlachten; fólk bedeutet aber auch Schlachtreihe, Schlachtordnung, also Schlachten, in welchen beide Heere ordentlich in Schlachtordnung aufgestellt waren. Für at sögn steht in der Heimskringla bei Peringskiold S. 823 at sögu, bei Schöning S. 394 at sögo, andere Form für sögu, also nach der Geschichte. Doch ist das at sögn der Einzelschrift das Geeignetste und wahrscheinlich auch in der Heimskringla die ursprüngliche Lesart. Vergl. F. Wachter a. O. S. CIX.

44) Wir bezeichnen nun der Kürze halber Heimskringla durch H., und die Olaf's Saga Helga als Einzelschrift durch E. Schr.

45) Man vergl. z. B. ein ähnliches Entkommen im Art. Dragut. 46) Hierfür hat die Einzelschrift: Nú er that sumra manna sögn, nun ist das Sagung eines Theiles der Menschen, daß die Swiar es gewahr wurden, da, als der König hatte ausgegraben den moorigen Rand (fitina), und das Wasser fiel hinaus, daß die Schweden da fuhren zu mit Mannsheer, und verloren gingen (tyndist) dadurch eine Mannsfülle (Menschenfülle); aber die Swiar widersprechen diesem und nennen das Verhöhnung (kalla that hègóma), daß Menschen dort umgekommen wären (faerist). Dieses ist zugleich ein Beispiel von den nicht seltenen Abweichungen in dem Vortrage zwischen der Heimskringla und der Einzelschrift, während sie an den meisten andern Stellen buchstäblich übereinstimmen. 47) Dieses stellt P. E. Müller in seiner

merkt findet[48]), ein Stück von einem Holme bedeuten, oder einen ausgestochenen, oder ausgeschnittenen Holm (von stókva, stockit) und die Sage veranlaßt haben. Nach unserer Meinung ist Stokholm darum so genannt, weil es am Stoksund erbaut ward, und der Stoksund hatte seinen Namen, weil er ganz die Gestalt eines Stockes oder Stabes hatte, oder auch, weil er ein Sund in echtester Bedeutung war, ähnlich wie wir Stockente, Stockaar, stockfinster &c. sagen. Die Sage aber entstand, weil ein kleiner Nebensund, ein natürlicher oder wahrscheinlicher ein gegrabener[49]), der Königssund hieß. Später wußte man nicht, wie er diesen Namen erhalten hatte, wußte aber von einem unglücklichen Streifzuge Olaf's Haralldson's nach Schweden und brachte mit diesem berühmten Könige die Entstehung des Königssundes in Verbindung. In der mährchenreichen Bearbeitung der Einzelschrift der Olaf's Saga Helga in der Flateyarbok ist die Sage von Entstehung des Königssundes so ausgeschmückt worden, daß sie hier nicht mehr Sage genannt werden kann, sondern den Namen Mährchen erhalten muß. So z. B. bewirkt Olaf's Gebet, daß, als er an das Vorgebirge segelt, welches von Agnafit geht, die Erde entzwei springt bis zur See mit so gewaltigen Großzeichen, daß &c. Weiter unten heißt es dann: Das heißt seitdem Königssund, aber Stokkholmr das, was absprang zwischen der Mündung und dem Königssunde. Auch anderwärts findet man die Sage ausgeschmückt. So läßt Olaf Schooskönig den Stocksund oder Auslauf des Mälars mit Ketten sperren (s. Dalin's Gesch. d. R. Schweden. 1. Thl. C. 20, S. 470). Zwei andere Mährchen finden sich in der Partie von Olaf's Jugendthaten im Auslande, auch in der ältern Einzelschrift der Olaf's Saga Helga, von welchem das gleiche Geschichtswerk in der Heimskringla keine Andeutung hat. Nachdem nämlich Snorri Olaf's Geschichte bis dahin geführt hat, daß dieser nach Westen in die Karlsar (Karlsströme) gesteuert ist, und dort heerte und eine Schlacht dort hat, wobei die Einzelschrift noch hinzufügt: und fing (erlangte) den Sieg, hat sie Cap. 35 und 36 zwei Mährchen. Capitel 35 beginnt sie: So wird gesagt, daß die Heiden[50]), welche dort herrschten in Karlsar bebluteten (blótadi, durch Blutopfer verehrten), zwei wunderbare Geschöpfe zum Beistande für sich, die, welche stärker wurden als ihre Widerstandsmänner (Gegner), das eine war eine Meerriesin (margygr) &c. Die Macht des Gesanges dieser Margygr und ihre Gestalt wird nun so beschrieben, daß man darin sogleich erkennt, daß es nicht aus dem nordischen Volksglauben geschöpft ist, sondern dem Maler hat eine Sirene sitzen müssen. Zum Überflusse heißt es weiter unten noch: thetta skrímsl, er í bókum kallast súrna edha hyrenus etc. Dieses und das folgende Capitel sind also aller Wahrscheinlichkeit nach[51]) aus einer lateinischen Schrift über Olaf den Heiligen geschöpft worden. Auch ist die Schreibart von dem schönen kräftig einfachen, gedrängten Styl Snorri Sturleson's weit entfernt. Olafr wird von dieser Sirene angegriffen, und erlegt sie. Im folgenden Capitel ist die Erzählung, wie Olafr und die Seinen das Silber aus einem Opferhügel (blóthaugr) nehmen und zu den Schiffen tragen. Olafr bleibt allein zurück. Ein fürchterlicher Eber bricht aus dem Walde hervor. An ihm hatten die Menschen des Landes große Religion, á honum höfdhu landsmenn mikinn átrúnadh[52]) (Zutrauung). Olafr wird von diesem Eber angegriffen und erlegt ihn. Seitdem nannte Olafr das Schwert Hneitir, das vorher Baesíngr hieß &c. So wird geschickt der Baesíngr mit dem Hneitir, wie eigentlich Olaf's Schwert hieß, zu einem und demselben gemacht. Da Olafr in der Nordmandie (Normandie) überwintert, so thut Snorri sehr zweckmäßig einen Blick auf die Herzoge (Jarlar) der Nordmandie, und bemerkt dann von Gaungo-Rolf, welcher die Nordmandie gewann: Er war der Sohn Rögnwalld's des Jarl von Mäıi, wie vorher geschrieben ist. Dieses hat Snorri in der Saga Harralld's des Haarschönen gethan, Cap. 24 (bei F. Wachter, 1. Bd. S. 201—204). In die Olaf's Saga Helga als Einzelschrift ist diese Geschichte Olaf's Gaungo-Rolf's nebst der schönen Weise, welche Hilldur, Gaungo-Rolf's Mutter, singt, buchstäblich aufgenommen, und diese Einschaltung macht sich ganz zweckmäßig, weil sie erklärt, wie Olafr in der Nordmandie Friedland erhält, da er doch zwei Sommer und einen Winter westwärts in Walland (Gallien, Frankreich) geheert hat. Diese Einwebung kann daher recht gut von Snorri herrühren, wenn er es ist, der seine Olaf's Saga Helga auch als Einzelschrift herausgab. Nachdem Snorri Olafen bis dahin begleitet, daß er in der Nordmandie überwintert, bereitet er die Darstellung seiner Heerfahrt nach Norwegen passend dadurch vor, daß er Nachricht gibt von den Großmännern, welche bis dahin dem getheilten Norwegen vorgestanden, nämlich von Erlingr Skialgsson, Olaf Tryggvason's Schwager, Einar Thambarskelfir und vorzüglich dem Jarl Eirik, C. 20—23 in der Heimskringla. Wäre Jarl Eirik, der so berühmt geworden, daß er die beiden größten Schlachten jener Zeit, die Schlacht gegen die Jomswikingar und die

Untersuchung über Snorri's Quellen und Glaubwürdigkeit im 6. Bande der gr. Ausg. der Heimskringla S. 291 entgegen, nimmt aber an, daß man glauben müsse, Olaf habe wirklich einmal einen Streifzug nach Schweden gemacht, weil Snorri Cap. 71 die von uns oben angeführte Rede dem Schwedenkönige in den Mund legt. Man müsse also annehmen, das Olaf's Zug im Ganzen unglücklich gewesen, daß er mit Noth daraus entschlüpfte, und daß Sighwat deshalb nicht ausdrücklich davon spreche in seiner Drapa.

48) *Torfaeus* Vol. III. p. 33. 49) Wahrscheinlich ein gegrabener. Das Wasser stürzte sich sehr gedrängt aus dem Stokksund ins Meer, man mußte daher leicht darauf kommen, einen Kanal für kleinere Schiffe zu graben. Dieses that der Schwedenkönig. Daher hieß der Kanal Königssund, und man erfand später, als man dieses nicht mehr wußte, jene Sage dazu. 50) Die Heidhningar sollen doch wol die moslimischen Araber in Portugal sein. Zwar brachten die keinen Sirenen Blutopfer, und noch weniger Ebern, den verabscheuten Thieren. Doch ist das Mährchen im Geiste des übrigen Mittelalters ersonnen, ähnlich wie die teutschen Gedichte des Mittelalters diese Heiden, wie sie die Moslim nennen, nebst dem Machmet (Muhammed) auch den Apoll (Apollon) anbeten lassen.

51) Auch kommt náttúra darin vor, welches Snorri Sturleson nicht braucht. 52) Nom. átrúnadhr, fiducia, religio.

Schlacht von Swölldr gegen Olaf Tryggvason siegreich geschlagen, nicht zeitig gestorben; Olafr würde kaum gewagt haben, es zu unternehmen, sich auf den königlichen Hochstuhl von Norwegen zu setzen. Über den Erlingr Skialgsson webt Snorri Cap. 21 Strophen von Sighwat ein. So auch die Olaf's Saga Helga als Einzelschrift, hat aber die Nachrichten von Erlingr Skialgsson in anderer Folge, nämlich 43 unmittelbar vor der Darstellung, wie Olaf mit dem Jarl Hakon, dem Sohne des Jarls Eirik, im Saudungssund zusammentrifft. Capitel 39 hat sie das von Einar Thambarskelfir und dem Jarl Eirikr, was im 20. Cap. in der Heimskringla steht. Capitel 40 handelt die Einzelschrift dann von der Botschaft des Königs Knut's an den Jarl, und wie dieser nach England reiset. In der Heimskringla dagegen wird im 21. und 22. Cap. vom Erling Skialgsson gehandelt [53]), und dann Cap. 23 von Knut's Botschaftssendung an den Jarl Eirik und dessen Reise und Thaten in England. Beide, die Heimskringla und die Einzelschrift, haben Strophen aus der Eirik's Drapa von Thordr Kolbeinsson, erzählen dann (Cap. 24 d. H., Cap. 40 d. E. Schr.) wie König Knut die Söhne Adalrad's vertreibt, nebst einer Stelle aus Sighwat's Knut's Drapa, und (Cap. 25 d. H., Cap. 4 d. E. Schr.) wie Adalrad's Söhne nach Walland (Frankreich) kommen, mit Olaf Bündniß schließen, und dieser seinen Pfleger Fostri nach England sendet, um dort durch Geld Kriegsvolk auf ihre Seite zu bringen, und (Cap. 26 d. H., Cap. 40 d. E. Schr.) wie Olafr und Adalrad's Söhne nach England fahren, die Stadt (**borg**) **Ingafurda** erobern, des Königs Knut's Mannen ein Heer zusammenziehen, Adalrad's Söhne nicht stark genug sind, und nach Walland (Frankreich) zurückfahren, Olaf hingegen nach Nordimbraland segelt und dort im Hafen **Furowalld** Sieg und Kaufmannsgüter gewinnt. Darauf erzählt die Einzelschrift Cap. 41, wie Olaf's Schiffe, als er in Irland heeret, trocken gelegt werden, die Iren ein großes Heer sammeln, und Olafr nur durch ein Gelübde und durch Gebet sich und die Seinen und die Schiffe rettet. Snorri in der Heimskringla hat von dieser ganzen Erzählung keine Andeutung. Sie ist also später in die Olaf's Saga Helga eingeschoben. Da die wirkliche Geschichte Olaf's von seinen Jugendthaten nichts als Raubfahrten und Schlachten wußte, so mußte den Spätern bedenklich scheinen, wenn nicht an das Ende jener Raubfahrten eine erbauliche Geschichte gesetzt würde, und daher jene legendenartige Erzählung, welche das 41. Cap. der Einzelschrift hat. Doch damit war man nicht zufrieden, man ließ das 42. beginnen: Da, als König Olafr hatte geheert und gestoßen grimmiglich die heidnischen Völker durch die Eylande und Landzungen (**andnes**), Danmörk und Swithjod, Austrvegir (Ostgegenden) und Wallend (Frankreich), Irland, England, wandte er mit seiner Fahrt zurück. In der Heimskringla steht diese Stelle nicht, und es läßt sich mit Sicherheit schließen, daß sie erst später in die Olaf's Saga Helga eingeschoben. Wir haben oben, wo von den Heiden des Landes der Karlsar die Rede war, die Benennung in dem Sinne genommen, wie es im Mittelalter überhaupt von den Moslemim gebraucht ward. Aber diese Stelle hier überhebt uns, bei der obigen Stelle an die Muhammedaner zu denken. Gab es damals in Frankreich, Irland, England und Dänemark [54]) noch heidnische Völker, warum hätte es solche nicht auch im Lande von Karlsar geben sollen? Der spätere Einschieber von mährchenhaften Stellen hätte so, wenn die Thatsache wahr wäre, daß Olafr die heidnischen Völker geheert und gestoßen hätte, die Erzählung von seinen Raubfahrten passend geschlossen. Capitel 42 d. E. Schr. und Cap. 25 in d. H. handelt von Olaf's Fahrt nach Norwegen. Der reinen Sage müßte es heimzufallen scheinen, wenn auch in der Heimskringla erzählt wird, Olaf habe die Langschiffe zurückgelassen, und zwei **Knörror** (Kaufschiffe, Handelsschiffe) gerüstet, und mit 220 allbepanzerten Mannen besetzt, wenn die eingewebte Strophe des gleichzeitigen Skalden Ottar nicht bezeugte, daß Olafr zwei Knörror gerüstet, und bemerklich machte, daß es nicht blos dichterisch für Schiffe stehe, indem er sie auch **kaupskip** (Kaufschiffe, Handelsschiffe) nennt, und wenn ferner nicht aus Folgendem hervorginge, daß Olafr nicht nach Norwegen gefahren war, um es sogleich mit Waffengewalt zu erobern, sondern sein Plan war, nach und nach sich von den Bonden der einzelnen Landschaften zum Könige annehmen zu lassen. Bei den Bonden war die Hauptmacht. Wäre er mit Heerschiffen gekommen, so wäre sogleich Heerlauf geworden. Er hätte sich mit den Bonden schlagen müssen, und sie wären ihm sogleich abgeneigt geworden. Überdies hatte Olafr seinen Stiefvater, an dem er eine Stütze finden konnte, und auch fand. Daß er den Jarl Hakon zuvor fing, lag nur in einem glücklichen Zufalle, und wurde allerdings dadurch nur möglich, daß Olafr auf Kaufschiffen, nicht auf Langschiffen, gekommen war. Die Verfasser der Sögur lieben die Ereignisse so überraschend als möglich darzustellen, und so scheint es als ungemeine Kühnheit, und als außerordentliches Glück, welches diese Kühnheit begleitet, daß Olafr nur mit zwei Kaufschiffen ankommt, um sich auf den Königsstuhl von Norwegen zu setzen. Nehmen wir aber an, daß er, bevor er es wagte, nach Norwegen zu schiffen, sich durch vertraute Sendemänner mit den Freunden seines Vaters und seinem Stiefvater in Verbindung gesetzt, und sich zuvor des Letztern Beistandes versichert habe, so fällt das Unglaubliche hinweg, welches die Erzählung hat, wie sie sich jetzt vorfindet. Nach ihr läßt sich Sigurd Syr nur ungern, und nur, weil sein Stiefsohn

53) In der Heimskringla ist die Anordnung insofern zweckmäßiger, da wir dadurch einen Gesammtüberblick erhalten, wie es damals in Norwegen aussah. In der Einzelschrift wird hingegen diese Übersicht unterbrochen. Die Anordnung, die sie befolgt, ist aber insofern nicht unzweckmäßig, als sie als Vorbereitung zu dem, was Cap. 45 erzählt wird, näher herangebracht wird. Beide Anordnungen, die in der Heimskringla und die in der Einzelschrift, verfolgen künstlerische Zwecke und sind in ihrer Art zweckmäßig, daher kann auch die Anordnung in der Einzelschrift von Snorri herrühren, wenn er die Ausgabe der Olaf's Saga Helga als Einzelschrift selbst besorgte.

54) Selbst in Schweden war das Christenthum kürzlich angenommen worden.

schon da ist, dazu bewegen, ihm seinen Beistand nicht zu entziehen, daß er Volkkönig von Norwegen werde, und Asta und Sigurd werden von des Sohnes Ankunft ganz überrascht. Weit wahrscheinlicher ist jedoch, Olafr habe sich schon vorher mit seinem Stiefvater in Unterhandlung gesetzt gehabt, und von diesem umsichtigen Manne ist es zu erwarten, daß er seinem Stiefsohne den Rath ertheilt habe, seine Winkingar zu entlassen [55]), und nur heimlich und mit geringer Schar nach Norwegen zu kommen, und zu suchen nach und nach seinen Zweck zu erreichen. Wäre er hingegen mit Kriegsschiffen und ausländischen Wikingen gekommen, so hätte er sogleich alle Bändor gegen sich gehabt. Es ist anzunehmen, daß er nur mit den Norwegern zurückgekommen sei, mit denen er ausgefahren, und daß er, da viele von diesen gefallen sein mußten, nur die auserlesensten Krieger zur Ergänzung genommen habe. Daß Olafr Hakon's Schiff und sie selbst gefangen genommen, belegt Snorri (Cap. 27 d. H., Cap. 44 d. E. Schr.) durch eine Strophe von Ottar, und daß sie sich im Södungsund trafen, durch eine Strophe von Sighwat. Doch ist das 44. Cap. d. E. Schr. nicht frei von einem spätern Einschiebsel; es beginnt: So wird gesagt, daß ein finnischer Mann auf dem Schiffe des Königs Olaf war ꝛc. Er weissagt, daß Jarl Hakon noch diesen Tag auf einem Schiffe hierher (in den Saudungasund) kommen werde. Diese Sage von dem weissagenden Finnen, und wie Olaf's Kriegsvolk ihn mit dem Tode bedrohe, da sie es für eine Lüge halten, hat der Cod. A allein. Zu bemerken dabei ist, daß die Sage nicht im christlichen Geiste des Mittelalters erfunden ist. Nach ihm hätte ein christlicher Heiliger weissagen müssen, und kein zauberkundiger Finne. Aber die Kunst der Finnen war zu gangbar unter den Nordmannen, als daß nicht auch den christlichen Erfinder der Sage ein Finne hätte wider seine Absicht beschleichen sollen, ähnlich wie dem Olaf Tryggvason zwar auch ein Einsiedler und ein Abt weissagen, aber die Oddische Olaf's Saga sich doch auch noch durch einen Finnen überraschen läßt. Freilich war ein Finne als Weissage (spámadr) auch in anderer Beziehung bequem. Der christliche Olaf Haralldson brauchte ihm nicht zu glauben, und konnte ihn in Verwahrung setzen lassen. Doch ist immer merkwürdig, daß der Norden sich nicht so völlig vom christlichen Geiste des Mittelalters durchdringen ließ, als das übrige Europa. Nach diesem strengen Geiste hätte in der Lebensgeschichte eines Heiligen die Kunst der Finnen nicht als wahr befunden werden dürfen. Es ist sonderbar! Als am unverträglichsten mit dem Christenthume wurde die Zauberkunst betrachtet, und das Verbrennen der Seidmänner war in christlichen Augen das höchste Verdienst, und hier wird die Kunst der Finnen als wahrhaft seiend in die Geschichte dessen eingeführt, welcher der größte Heilige des Nordens werden soll. Es läßt sich mit Sicherheit schließen, daß die Sagen, welche in Snorri's Geschichtswerk später eingeschoben worden sind, nicht einen und denselben zum Dichter haben. Oben rettet sich Olafr durch christliches Gelübde und Gebet, und seine Raubfahrten werden für Bedrängungen der heidnischen Völker ausgegeben, und hier hat Olaf einen Finnen auf seinem Schiffe, zwar nicht als Weissagen, aber er weissagt ihm doch und zwar Wahres. Wäre nicht hierzu ein Abt oder ein Bischof tauglicher gewesen? Es läßt sich also mit Sicherheit schließen, daß diese verschiedenen spätern Sagen, von welchen Snorri nichts hat, verschiedene Erfinder haben, von denen nicht alle dabei an den heiligen Olaf dachten. Snorri selbst, in seinem großen Geschichtswerke, ist ein so behutsamer Geschichtschreiber, daß er Olaf'en nicht eher Olaf'en den Heiligen nennt, als für die Zeiten, in welchen er dafür galt. Capitel 30 sagt: König Olafr der Dicke (hin digri) wendet nun ostwärts mit Lande ꝛc. Die Einzelschrift Cap. 46 hat dafür blos: König Olafr, obgleich auch sie vorher den König Olafr Tryggvason erwähnt. Wahrscheinlich war einem spätern Abschreiber dieser Beiname verdrießlich, und er ließ ihn hinweg. Doch wagt auch er noch nicht Olaf'en den Heiligen für solche Zeiten zu nennen, für die er es noch nicht war. Die Isländer sind hierzu zu fein, weil es einen zu unangenehmen Contrast macht, wenn der unheilige Dinge begeht, der dabei der Heilige genannt wird. Dagegen sind sie Meister in Contrasten, durch welche auf den Helden ein vortheilhaftes Licht geworfen wird. Der schon als Knabe auf Großes sinnende Olafr macht den Gegensatz zu seinem Stiefvater, den König Sigurd, den eifrigen Beaufsichtiger der Wirthschaft. Dieser Gegensatz wird auch später nicht aufgegeben. Die Sendemänner, welche Olafr abschickt, um Sigurd'en von seiner Ankunft zu benachrichtigen, treffen diesen auf dem Acker, wie er die Geschäfte der Ernte beaufsichtigt. Snorri beschreibt dann, wie Sigurd, der sorgsame Landwirth, angethan war, und weiter unten, wie er sich umkleidet, den Hengst besteigt, und Olaf'en entgegenreitet. Er empfängt ihn und sein Kriegsvolk sogleich vom Pferde aus. Alle diese Umständlichkeit hat nur Sinn, wenn wir es als Rückblicke auf Olaf's Jugend nehmen, namentlich auf das Satteln des Bockes statt des Rosses. Mit den lebhaftesten Farben wird auch geschildert, welche Anstalten Asta zur Bewirthung ihres Sohnes trifft. In Beziehung hierauf findet man dieses bemerkt. Die Art und Weise, wie die Ältern Olaf'en empfangen, wird mit so lebendigen Farben gemalt, daß man nicht daran zweifeln kann, daß Einige von den vielen Augenzeugen sind, welche diese Schilderung entworfen haben. So P. E. Müller [56]). Wie hätte sich aber dieses umständliche Gemälde in der Überlieferung treu erhalten können? Wie hätte man es als richtig im Ge-

55) Es ist nämlich nicht glaublich, daß Olafr seine vielfältigen Raubfahrten nur mit 200 oder 220 Mann sollte gemacht haben, sondern er hatte aller Wahrscheinlichkeit nach mehr Wikingar in seinen Dienst genommen, entließ sie aber nun, da er aus einem See- und Heerkönig ein König werden wollte, der Land hatte, und zwar ein Thiódkonungr, König über ein ganzes Volk, während sein Vater blos Fylkiskonungr gewesen war. Vergl. F. Wachter 1. Bd. S. 89, 156.

56) So P. E. Müller, Andersögelse an Snorro's Kilder og Troværdighet, Disquisitio de Snorronis fontibus et auctoritate im 6. Bd. der gr. Ausg. der Heimskringla. S. 292.

dächtnisse fortpflanzen sollen, welche Kleider Sigurd auf dem Felde angehabt, und welche er dann angethan, oder wie viel Dienstweiber Asta zu diesem oder jenem Geschäfte verwendet habe? Man muß es als Phantasiestück ansehen. Merkwürdig nachdem Snorri genau beschrieben, wie Sigurd auf dem Felde angethan gewesen, fährt er fort: So wird gesagt von der Gemüthsbeschaffenheit [57]), daß er war ein großer Geschäftsmann (syslomadr mikill) und Zurüstungsmann (úmbúnamadr) um sein Vermögen (fè) [58]) und Landwirthschaft (bú), und waltete selbst über die Zurüstung [59]). Kein Prachtmann (skartsmadr) war er, und sehr wenigredig (fámáligr); er war aller Menschen verständigster (vitrastr) derer, welche damals waren in Noreg, und reichster an losem Gute [60]) (Gelde) und ungierig (úágiarn, d. h. strebte nicht nach dem Gute anderer) [61]). Diese Hauptsachen bezeichnet er also als Sage, die kleinen Umstände, welche daraus folgen, trägt er als wirkliche Geschichte vor. Snorri will also nur bei wichtigen Gegenständen kritisch zu Werke gehen, bei unwichtigen nicht. War Sigurd einmal haushälterisch, so folgte auch daraus, daß, wenn er die Feldarbeit beaufsichtigte, er so und nicht anders gekleidet war, und daß er dann, wenn er seinen Stiefsohn, der unterdessen Heldenruhm erlangt hatte, würdig empfangen wollte, bessere Kleider anthat. Die nähere Beschreibung davon muß als Phantasiestück gelten, ebenso auch, wenn genau beschrieben wird, wie Asta die Stube ausstatten läßt, in welcher ihr Sohn gastlich empfangen werden soll. Solche Schilderungen haben für uns ungemeine Wahrheit, weil Snorri Sturleson sie aus dem Leben schöpfte. Sein Geschichtswerk kann nur in Beziehung auf die wichtigen Dinge als solches gelten, in Beziehung auf die kleinen unwichtigen Nebenumstände kann es nur als reine Sage gelten, und scheint größtentheils Phantasiestück von ihm selbst zu sein, oder wie wäre z. B. im Gedächtnisse so lange Zeit hindurch bewahrt worden: Asta stand sogleich auf, und rief die Männer und Weiber [62]) an, sich zu bereiten, wie bestens; sie ließ nehmen vier Weiber die Ausstattung der Stube [63]), und anrichten sie schnell mit Zelten (Tapeten) und durch Bänke; zwei Männer (karlar) trugen den Halm (Streu) auf den Boden (golf), zwei setzten den Trinktisch und das Schaftgefäß [64]); zwei setzten den Tisch [65]), zwei setzten die Speise, zwei sandte sie fort von dem Wohnorte [66]), zwei trugen herein das Bier (öl), aber alle andere, beides Weiber und Männer, gingen hinaus in den Hof [67]). Wir nehmen nicht an, daß Snorri die ganze Sage von Olaf's Empfange erfunden habe, und sie scheint berühmt gewesen und oft erzählt worden zu sein. Aber jeder Sagenerzähler kam dabei dem Gedächtnisse durch seine Phantasie zu Hilfe. Snorri wußte, was es bei Erzählungen von so ausführlicher Umständlichkeit für eine Bewandtniß hatte. Er macht daher bei unwichtigen Nebenumständen den Kritiker nicht, und hat sich aller Wahrscheinlichkeit nach selbst erlaubt, was sich die Sagenerzähler gestatteten. Nur durch die Annahme, daß Snorri im Betreff der kleinen unwichtigen Nebenumstände selbstschöpferisch verfuhr, ist erklärlich, warum diese Gemälde alle in der Heimskringla ein und dasselbe schöne Gepräge an sich tragen. Das Gemälde der Geschäftigkeit der Dienerschaft zu Hause macht den Gegensatz zu der Geschäftigkeit der Arbeitsleute Sigurd's auf dem Felde: König Sigurd Syr war da gestättet draußen auf dem Acker, als die Sendemänner kamen zum Könige, und sagten ihm diese Zeitungen, auch so alles das, was Asta ließ anheben daheim auf dem Wohnorte [68]); er hatte da viele Menschen, ein Theil schnitten Korn, ein Theil banden, ein Theil fuhren heim das Korn, aber ein Theil luden ab in die Schober [69]) oder Scheuern; aber der König und zwei Mann mit ihm gingen bald auf den Acker, bald dahin, wo das Korn abgeladen ward. Diese Stelle und die obige Stelle, sowie das ganze Gemälde, haben epische oder dichterische Wahrheit, aber geschichtliche oder prosaische Wahrheit haben sie nicht. War Sigurd Syr [70]) wirklich ein so eifriger Geschäftsmann, so wird er an einem so wichtigen Erntetage nicht einen so großen Theil seiner Dienstleute

---

57) Karlar ok konar; ersteres wird von gemeinen Männern, vorzüglich von Bauern und hier von den Dienern gemeiner Abkunft gebraucht, af luderni. 58) Fè, Vieh, Vermögen, Geld. 59) Ok red siálfr búnadi (d. E. Schr. búnadi sinum), und rieth selbst seiner Zurüstung. 60) Lausafé, loses Gut, fahrende Habe, bedeutet insbesondere Gold und Silber, s. F. Wachter 1. Bd. S. 77. 2. Bd. S. 152. 61) So sehr Sigurd auf Vermögen hielt, so wurde er doch nicht von Habsucht und Raubsucht geleitet. Bei dieser Zusammenstellung wird zugleich auf Olafr gezielt, der auf Raubfahrten gewesen. Ein anderer als Snorri Sturleson und als die guten isländischen Sagenerzähler überhaupt, hätte leicht aus Sigurd eine Carricatur gemacht. Snorri thut es nicht, sondern behauptet auch in Gegensätzen seine würdevolle Darstellung. Daß er hier als der verständigste oder einsichtsvollste aller Norweger aufgeführt wird, geschieht auch nicht ohne Absicht, und bereitet auf das Folgende vor, wo Olaf durch seines Stiefvaters verständige Leitung und Verwendung dazu gelangt, Alleingewaltskönig (einvalldskonúngr) über Norwegen zu werden. Um Sigurd's Charakter treu durchzuführen, läßt Snorri Sigurden seines Stiefsohnes ehrgeiziges Streben zwar nicht billigen, aber doch, da er erkennt, daß er ihn nicht werde davon abbringen können, ihm helfen, den rechten Weg zur Gelingung seines Strebens einschlagen, sodaß auch diese Partien zu der Zahl jener schönen Gemälde gehören, an welcher die Heimskringla so reich ist. Die Wahrheit, mit welcher Snorri die Charaktere zeichnet, und den Gang dessen, was sich zuträgt und die Nebenumstände, welche die Ereignisse begleiten, weiß Snorri so meisterhaft und würdevoll zu entwickeln, daß die größten Kritiker, die sich mit seinem großen Geschichtswerke beschäftigt haben, namentlich P. E. Müller in seiner Untersuchung über Snorri's Quellen und Glaubwürdigkeit, E. M. Arndt in seinen Nebenstunden, vieles in Snorri's Geschichtswerk als geschichtlich annehmen, was nur der Sage angehört. S. mehr hierüber bei F. Wachter 1. Bd. S. CLVII fg.

62) Búnad stofunnar. 63) Trapizona, die E. Schr. trapizu. 64) Skaptker, das Gefäß mit einem Handgriffe. 65) Bord, nämlich den Speisetisch. 66) Zu Funde (Zusammenkunft) mit König Sigurd. 67) Hierfür hat die E. Schr.: aber alle Männer und Weiber bereiteten sich dann entgegen dem Könige Olaf. Der Cod. A. der Heimskringla und nach ihm der Text der großen Ausgabe schieben vor: Zwei trugen herein das Bier (öl), dieses ein, was sich von selbst versteht: und alles sollte auf das Schleunigste bereitet werden, das, was (man) zu haben bedurfte. 68) Á baenom, baer, Gehöf, Dorf, Stadt. 69) In Tristen, Mieten, Diemen, Feimen, í hiálma. — I hlödor, wörtlich Laden, dann auch Scheunen. 70) Sau.

zu Hause lassen. Doch es sind die Dienstleute seiner Gemahlin! Aber Sigurd, König von Rogaland, war gar kein so mächtiger König, daß seine Gemahlin, wie es Sitte bei den mächtigen Königen jener Zeit war, die halbe Hird (Leibwache, Hofgesinde) gehabt hätte (s. F. Wachter, 2. Bd. S. 212). Eine kleine männliche Dienerschaft hatte Asta wol, namentlich einen Schulknaben. Aber an einem solchen Tage wäre es hinlänglich gewesen, wenn dieser und vier Weiber zu ihrer Bedienung zu Hause geblieben wären. Aber so finden wir zwölf Karlar an dem großen Erntetage, an welchem der König sich so abmüht, so unbeschäftigt, daß zehn davon sogleich zur Bereitung der Trinkstube für einen Gast, der ganz unerwartet kommt, verwendet werden und zwei davon zum Könige gesendet werden können. Außerdem sind auch noch Karlar da, die in den Hof gehen, um dort den Gast zu erwarten. Dieses und ähnliche Gemälde nennen wir, ohne jedes Mal, wie hier, die Gründe entwickeln zu können, da dieses der Raum nicht erlaubt, reine Sage, weil sie nur epische, aber keine geschichtliche Wahrheit haben. Aber die epische Wahrheit blendet die meisten so, daß sie diese Wahrheit zugleich auch für geschichtliche Wahrheit nehmen, namentlich bei Meisterwerken, wie das Herodotische und das Snorri'sche sind. Ja! es fehlt selbst den Heldenliedern, z. B. der Iliade und dem Nibelungenliede, nicht an Männern, die darin geschichtliche Wahrheit zu finden glauben. So groß ist die Macht der epischen Wahrheit, mit welcher das große Geschichtswerk Snorri's und insbesondere darin auch die Olaf's Saga Helga ausgestattet ist. Was bei andern minder großen Geistern, z. B. bei Gunnlög und Oddr, mährchenhaft erscheint, erscheint bei Snorri episch, und darum findet er auch, wenn er so umständlich wird, daß diese Umständlichkeit nicht durch geschichtliche Überlieferung fortgepflanzt sein kann, und auch die prosaische Wirklichkeit gegen sich hat, doch geschichtlichen Glauben. Bewundernswerth ist auch, wie Snorri Sturleson, Maß zu halten weiß. So z. B. sagt er Cap. 33: König Olafr verweilte sich dort eine Zeit lang mit allem seinem Kriegsvolke. König Sigurd reichte ihnen den einen Tag zum Tischhalte Fische und Milch, aber den andern Tag Geschlachtetes und Bier [71]). Es versteht sich von selbst, daß dieses den Kriegern, die aus Raubfahrten kamen, nicht gefallen haben wird, und sie sich von Sigurd hinweg nach Heerzügen gesehnt haben werden, zu deren Einleitung Snorri nun übergeht. Spätere verstanden diese Genügsamkeit Snorri's nicht, denn man findet Cap. 49 d. E. Schr. eingeschoben, wie Olaf's Mannen über Sigurd sich hart ausließen, daß sie einen Tag um den andern Milch, und nicht immer Bier erhielten. Olaf schilt seine Mannen hart, und sagt, daß König Sigurd dieses weislich thue, indem wunden Männern besser nütze Milch als Bier. Weiter wird nun im 49. Cap. von dem Weihnachtsschmause gehandelt, auf welchem König Olaf seine Schlachten erzählt, und zuletzt davon, wie Asta ihren und Sigurd's Sohn, ein Wiegenkind, seinem Halbbruder Olaf auf die Knie legt, und ihn auffodert zu sagen, was er glaube, was für Witz werde in ihm werden, und Olafr antwortet, er werde gutrathig (verständig) werden. In der Heimskringla findet sich von dem Inhalte dieses ganzen Capitels nichts, und es ist später eingeschoben, und aller Wahrscheinlichkeit nach aus einer lateinischen Schrift über den heiligen Olaf, denn es heißt bei Aufzählung der Schlachten Olaf's: í Austrolöndum ok í Sudhríki, í *Germaníi* ok vestr á *Spanía*. Im Altnordischen heißt Germania Saxland (s. F. Wachter, 1. Bd. S. CLXXXI). Auch braucht Snorri nicht Spanía, sondern *Span*. Dieses spätere Einschiebsel, aus welchem sich folgern läßt, Olaf habe bei seinem Stiefvater überwintert, hat Einfluß auf die Zeitrechnung gehabt. Nach Schöning's Chronologia zur Olaf's Saga Helga der Heimskringla wird Olafr noch im J. 1014 in Upplönd als Einwalldskönig von Norwegen anerkannt, und zieht nach Thrandheim. Nach der Chronologia zur Olaf's Saga Helga als Einzelschrift überwintert Olaf im J. 1014 bei seinen Ältern, und erst im J. 1015 treten die Könige von Upplönd zu ihm über und erkennen ihm das Reich von Norwegen zu. Durch das Einschiebsel ist auch das Geburtsjahr Haralld's Hardradi's früher gesetzt worden. Nach Snorri's Angabe Cap. 96. S. 96 und Cap. 245. S. 374 ist in der Chronologia zur Heimskringla Olaf's Geburtszeit zu Ende des Jahres 1016, nach der Chronologie zur Einzelschrift zu Anfange des Jahres 1015 gesetzt worden, ungeachtet die Einzelschrift später nicht auf das Einschiebsel Rücksicht nimmt, sondern mit der Heimskringla Haralld'en Cap. 74. S. 153 zweiwinterig nennt, und Cap. 184. S. 44 sagt, daß er damals 15 Winter alt gewesen. Von der schönen Rede, welche Snorri (C. 33 d. H., C. 48 d. E. Schr.) Olaf'en in den Mund legt, und den Antworten seiner Ältern findet man bemerkt: Der Unterredung zwischen Olaf und seinen Ältern hörte Niemand zu als sein Pflegevater Hrani, kam schon kein Bericht davon aus seinem Munde, ist sie doch sehr passend zu den Charakteren der redenden Personen [72]). Wir sind hiermit einverstanden, nur nicht mit der Art und Weise dieser Kritik im Ganzen. Die Beschreibung des Empfanges Olaf's wurde als geschichtlich genommen, weil Augenzeugen sie wissen konnten, die Unterredung nicht, weil wahrscheinlich Niemand davon berichtet hat. Dennoch nähert sich diese Unterredung dem Epischen weniger, als jene Beschreibung, sondern hat mehr den Anstrich einer wirklichen Unterhandlung. Aber auch in der Darstellung solcher und ähnlicher Unterhandlungen ist Snorri Meister. Beschreibungen, wie obige, wirft er als ein guter Dichter hin, aber aus dieser und andern Unterhandlungen sieht man, daß er selbst auch im Leben darin Meister war, wie auch aus seiner Lebensgeschichte hervorgeht, daß er mehr durch seine Anschläge und Überredung bewirkte, als durch Waffengewalt [73]). Aber dadurch hat er ein so bewundernswerthes Geschichtswerk geliefert, daß er bei Ab-

71) Munngat, cervisia secundaria.

72) So P. E. Müller, Untersuchung über Snorri's Quellen. S. 192. 73) S. Snorri's Leben bei F. Wachter. 1. Bd. S. III—XCIII.

fassung desselben weder seine schöpferische Phantasie, noch seinen durchdringenden Verstand im Ganzen vorwalten ließ, sondern wie es eben die Partie erfoderte, bald diese, bald jene. Die Phantasie zügelte er aber durch den Verstand immer dergestalt, daß er, wenn er episch ward, dieses wirklich blieb, und nicht ins Phantastische und Mährchenhafte hinüberschweifte, und selbst der Olaf's Saga Helga, welche, wie die vor ihr vorausgehenden Sögur, so reich an solchen Partien ist, welche der reinen Sage angehören, einen solchen Charakter von Glaubwürdigkeit zu geben wußte. Da für die Schlacht von Nes von Sighwat's Nesœvísor (Weisen der Nes) so reichlich Strophen als Belege (Cap. 47 u. 48 d. H., Cap. 97 d. E. Schr.) eingefügt werden; so flicht Snorri zuvor Cap. 41 d. H. sehr zweckmäßig ein Capitel über den Skalden Sighwat ein, welcher der Schlacht von Nes beiwohnte und sogleich darauf die Weisen auf diese Schlacht sang. Es handelt auch von dem Isländer Thordr, Sighwat's Vater, dem Skalden Sigwaldi's. Thordr traf den König Olaf auf der Westerwiking (Raubfahrt in Westen), ward sein Mann und folgte ihm seitdem. Sighwat ward in Island erzogen, kam mit Kaufleuten nach Thrandheim, und herbergte dort. Das war denselben Winter, als König Olafr nach Thrandheim kam. Als Sighwat hört, daß sein Vater beim Könige war, reiste er zum Könige, und verweilte sich dort eine Zeit lang. Sighwat ward frühe ein guter Skalde[74]). Er hatte gemacht einen Gesang (kvaedi) auf den König Olaf, und bat den König zu lauschen (den Gesang anzuhören). Der König sagte, daß er nicht will wirken (Lieder machen) lassen um sich; sagt, daß er nicht kann hören Skaldschaft. Dieses scheint nicht blos Ziererei vom Könige gewesen zu sein, sondern er scheint wirklich verboten gehabt zu haben, Lieder auf ihn zu machen, wenn wir als geschichtlich gewiß annehmen, daß der Skalde Thordr in seinem Gefolge ist, und doch kein Lied auf Olaf gemacht hat. Die Weisen von Sighwat und Ottar reichen für den ersten Theil von Olaf's Geschichte nur bis zur Gefangennehmung des Jarls Hakon. Die ganze Partie, die darauf folgt, bis zur Schlacht von Nes ist nicht mit Weisen belegt, nur finden sich zuvor in dem Capitel Weisen, welche von dem Skalden Sighwat handeln. Sighwat läßt sich nämlich nicht abhalten von des Königs Weigerung, sondern singt eine Weise, in welcher er ihn bittet, seinem Gedichte (brag) zu lauschen, er könne wirken (yrkia, Lieder machen); er möge einen Skalden haben, obgleich er die Lobung anderer Skalden verschmähe ꝛc. König Olaf gab Sighwat'en zum Gedichtslohne (at bragarlaunum) einen Goldring, der eine halbe Mark wog. Sighwat ward da sein Hirdmadr[75]); er sang da ferner eine Weise, welche enthält, daß er gern des Königs Schwert genommen, und der König einen holden (treuen) Leibwächter (hollan húskarl) erhalte. Nach der Weise heißt es weiter: Da, als Sighwat kam von Island zum Könige, da sang er dieses. Nun eine Weise. Es muß aber angenommen werden, daß sie nicht unmittelbar bei seiner Ankunft von Sighwat gesungen worden. Er sagt nämlich darin: wir empfingen zuvor Ägir's (des Meeres) Feuer (Gold); aber nun bitt' ich um Pelze; laß den halben Zoll (hálfa landaura) abgehen vom Knör, nämlich von dem Handelsschiffe, auf welchem Sighwat gekommen war. Bidh ek felda, darf nicht so verstanden werden, als wenn Sighwat vom Könige Pelze geschenkt haben wolle, um sie zu gebrauchen, sondern es ist gemeint: das Handelsschiff ist mit Pelzen[76]) beladen. Der Zoll ward nicht im Gelde entrichtet, sondern in Abgebung eines Theils der Waare in Natur. Sighwat bittet also, daß der König nur die Hälfte von den Pelzen nehmen möge, welche eigentlich als Zoll entrichtet werden müssen. Wenn es in der Strophe heißt: „Ich selbst habe es verlangt," so ist damit nicht gemeint, als wenn er bei den frühern Bitten sich nicht selbst an den König gewandt, sondern es heißt: ich selbst habe es übernommen, für die Kaufleute zu bitten, auf deren Knör ich gekommen bin. Aus der Weise geht ferner hervor, daß der Skalde schon den Goldring vom Könige hatte, als er um Nachlassung der Hälfte des Zolles von dem Knör bat. Die Einzelschrift hat auch dieses Capitel, welches zweckmäßig den Skalden Sighwat einführt, da seine Lieder die wichtigste Quelle für die Geschichte Olaf's des Heiligen sind, aber sie hat es weiter oben gleich nach dem, wie erzählt worden, wie Olafr in den Upplönd zum Könige genommen ist, und durch die Upplönd reiset. Sie läßt daher die Stelle hinweg: und kam das Schiff (auf dem Sighwat fuhr), im Herbste nach Thrandheim, und herbergten die Männer im Herad (Bezirke). Denselben Winter kam der König nach Thrandheim, wie nun geschrieben ist. Aber als Sighwat hörte, daß Thordr, sein Vater, war bei dem Könige, da fuhr ꝛc. Dafür hat sie ein Einschiebsel, welches sich nur im Cod. A und H findet, dieses Inhalts: Sighwat deuchte ein langsamer Mann im Aufwachsen. In Apavatr ist eine große Fischwaide[77]). Ein Ostmann[78]) (Austmadhr), ein verständiger und in Beispielen erfahrener Mann (daemafrodhr) herbergte bei Thotkatl, dem Pfleger Sighwat's. Thotkatl und der Ostmann saßen auf dem Eise, und sahen einen großen und schönen Fisch vorkommen, und konnten ihn nicht fangen. Da bat der Ostmann Sighwat auf den See zu gehen, und bereitete zu seine Fischungsschnur (veidhar faeri), indem ihm Sighwat wohl gefiel. Aber als Sighwat hatte kurze Zeit gesessen, da zog er den schönen Fisch; und als sie kamen heim, ward gesotten der Fisch. Da sprach der Ostmann, daß Sighwat sollte zuerst essen das Haupt von dem Fische, und sagte, darin sei der Witz (Verstand, Weisheit) jedes Lebenden verborgen, und dann sang er diese Weise:

Ein Fisch ging uns zu Wunsche
Ein giftiger ꝛc.

74) Eigentlich gutes skálld (skálld gott) denn skálld ist generis neutrius. 75) Mann der Hird (Leibwache, Hofgesinde).

76) Wie Handelsschiffe mit Pelzen von Island nach Norwegen gingen, s. bei F. Wachter 1. Bd. 77) Fischfang. Vergl. über die Fischerei im See Apavatn Eggert Olassen's og Biarne Prelsens Reise igiennem Island. Deel II. S. 871. 78) Ostmänner hießen bei den Isländern Männer, die von Osten nach Island kamen und insbesondere die Norweger.

Dieser Giftfisch (eitr-fiskr) wird weiter in dichterischen Ausdrücken eine Schlange genannt, und aus dem Zusammenhange geht hervor, daß diese dichterischen Ausdrücke nicht blos Umschreibung für Fisch überhaupt sind, sondern unter der Schlange des Angers der Lysa[79]), d. h. des Wassers, ein Aal umschrieben wird. Eine Art desselben, welche man hrökkáll nennt, wird für giftig gehalten. Schlangen sind auf Island nicht[80]). Aber vor dem Aale hegt man einen Abscheu wie vor den Schlangen[81]). Der Aal muß also in dieser Sage und dieser Weise auch die Stelle einer Schlange vertreten, und ihr Sinn ist: Der Ostmann läßt Sighwat'en eine Schlange genießen, damit er Weisheit erlange (vergl. den Art. Ofnir hier in diesen Nachträgen). Man hat also diese Sage erfunden, um zu erklären, wodurch Sighvatr ein so großer Skalde geworden. Um den Genuß der Schlange desto mehr hervorzuheben, läßt die Sage Olaf'en langsam in Aufwachsen sein, d. h. langsam reifen. Die Wirkung des Genusses der Schlange macht dann plötzlich aus Sighwat'en einen guten Skalden. Daß dieses der Sinn der Sage ist, geht daraus hervor, daß Snorri's Worte: Sighvatr var snemma skálld gott, Sighvatr ward bald (d. h. früh in seiner Jugend) ein gutes skálld (ein guter Dichter), in der Einzelschrift, wie wir sie jetzt haben, hinweggelassen werden, und dafür nach der Erzählung vom Genusse des giftigen Fisches oder der Schlange und der Weise, welche Sighwat'en in den Mund gelegt wird, gesagt wird: Sighvatr var sídhan skírr madhr, Sighvatr ward seit der Zeit ein weiser Mann. Außer den Strophen, welche Snorri Sturleson (Cap. 47 u. 48 d. H., Cap. 55 u. 56 d. E. Schr.) im Betreff der Kämpfe zwischen dem Könige Olaf und dem Jarl Swein hat, theilt er auch (Cap. 42 d. H., Cap. 53 d. E. Schr.) aus dem Flokke[82]), der auf Kláng Brusason gemacht ist, welcher bei dem Jarl Swein war, eine Halbstrophe mit, in welcher die Verbrennung der Stadt Nidaros durch den Jarl Swein verewigt ist. Aus dem Flokke, welchen der Skalde Bersi Torfuson machte, als er in die Gewalt des Königs Olaf gekommen war und in Fesseln saß, webt Snorri Sturleson (Cap. 48 d. H., Cap. 55 d. E. Schr.) drei Strophen ein. Auch sie sind geschichtlich merkwürdig, da der Skalde bei dem Jarl Swein in der Schlacht war, und zeugen von des Skalden Treue, der, obwol in des Siegers Haft liegend, doch seinen Holdfreunden nicht entsagte, unter welchen seit des Skalden Jugend der Jarl Swein, der Gegner Olaf Haralldsson's, war. Im Betreff des Landrechts, welches Sighwat dem Könige Olaf zu geben rieth, hat Snorri Sturleson (Cap. 56 d. H., Cap. 58 d. E. Schr.) eine Halbstrophe von Sighwat. Durch den Tod des Jarls Swein und den Vergleich mit Erling Skialgsson mit Olaf ward dessen Macht befestigt. Wol war der schwedische König Olaf noch darüber verdrießlich, daß er seinen Antheil von Norwegen verlor, aber er bewies seine feindliche Gesinnung nur gegen Einzelne von den Mannen des norwegischen Olaf; dieser übte Wiedervergeltung, und die Unterthanen beider Könige litten durch Unterbrechung des Handels und durch einzelne Streifereien. Der Stallari[83]) Biörn that deshalb den Vorschlag, Frieden zu schließen, und erhielt selbst das gefährliche Gewerbe, es bei dem schwedischen Könige zu versuchen. Der umständliche Bericht von der Feinheit, womit die Unterhandlungen betrieben wurden, bis der Lögmadr (Gesetzemann) Thorgnyr Thorgnyrsson durch sein Kraftwort den Ausschlag gab, sind sehr unterhaltend. Die Zuverlässigkeit dieser Darstellung kann, wie man[84]) annimmt, um so weniger bezweifelt werden, da Biörn begleitet ward sowol von dem Skalden Sighwat, dessen Verse einen Theil der Ereignisse auf der Reise schildern, als auch von Hialti Skeggason, dem eifrigen Ausbreiter des Christenthums auf Island. König Olaf hatte ihn heim nach Norwegen gerufen, und da er ein Freund von Biörn, und überdies ein beredter und schlauer Mann war, ward ihm der heimlichste Theil der Verrichtung übertragen, und nachdem er das Geschäft wohl ausgeführt, reiste er zurück nach Island. Hialti war verheirathet mit einer Tante von Teit, dem Sohne Isleif's, von dem Ari Frodi viele von seinen Nachrichten erhielt. Hialti's eigene Erzählung ist daher kaum mehr als durch einen Mund gegangen, bevor sie niedergeschrieben ward. Wir selbst schließen hieraus blos, daß das Wesentlichste jener Unterhandlungen wahrscheinlich geschichtlich ist, wenigstens geschichtlich sein kann. Die Verse Sighwat's belegen nur einen Theil der Ereignisse auf der Reise, die so umständlichen Unterhandlungen nicht selbst. Die Darstellung der feinen Unterhandlungen trägt ganz das Gepräge des Geistes, welcher sich in den übrigen ähnlichen Partien in Snorri's großem Geschichtswerke beurkundet, und wir vermuthen daher, daß jene umständliche Darstellung erst ein Werk Snorri's ist. Dagegen schließt man aus der Überschrift des 67. Cap. in der Heimskringla: Upphaf Fridgerdar sögu, Anhub der Saga (Geschichte) der Friedmachung, daß zu dieser die Grundlage der Bericht Hialti's gewesen, und findet dieses dadurch bestätigt, daß die Verse Sighwat's, und was damit in Verbindung steht, augenscheinlich sich ausweise als ein späterer Zusatz, welcher jedoch in dem Flateyar Codex an die rechte Stelle in die Einzählung eingeflochten sei. So P. E. Müller. Jene Capitelüberschrift berechtigt jedoch nicht, ein eigenes Geschichtswerk mit Sicherheit anzunehmen, welches jener Friedmachung gewidmet gewesen sei. Saga bedeutet nämlich nicht blos ein Geschichtswerk, sondern Geschichte überhaupt. Wenn daher Jemand die Capitelüberschrift übersetzte, und diese Übersetzung ist ganz rich-

79) Des Wittlings, d. h. hier des Fisches überhaupt; der Anger des Fisches ist das Wasser. Über den Wittling auf Island Lise genannt s. Horrebow's zuverlässige Nachrichten von Island S. 244, 245. 80) Joh. Anderson, Nachrichten von Island. S. 106. Horrebow S. 275. 81) Horrebow a. a. O. Daß man den Aal nicht ißt, kommt wol auch daher, daß der eingeborne Isländer seine Speisen ohne Salz genießt (s. Anderson S. 118. Horrebow S. 327) und so der fette Aal ungenießbar sein muß. 82) Nom. Flokkr.

83) Aulae Magister. 84) So P. E. Müller, Untersuchung über Snorri's Quellen im 6. Bd. der gr. Ausg. der Heimskringla. S. 293.

tig: Anfang der Geschichte der Friedmachung; Niemand würde dabei an ein besonderes Geschichtswerk denken, ebenso wenig als bei Peringskiold's lateinischer Übertragung: **De initiis incrementisque pro ineunda pace**; bei Gudmund Olafsson's schwedischer: Berättelse om Fridzhandelens Begynnelse; bei Schöning's lateinischer: **Exordium narrationis de pace constituenda**; bei Jon Olassen dänischer Übersetzung: Her Begynder Forligelses-Fortälningen. Das 70. Capitel in der H. und das 70. d. E. Schr. der ersten Bearbeitung, vom Skalden Sighwat handelnd, ist nur scheinbar ein späteres Einschiebsel, und steht nur scheinbar an einer unpassenden Stelle. Vielmehr ist es sehr künstlerisch hier erst eingeflochten, damit der Hörer oder Leser bei der umständlichen Erzählung von dem Gange der Friedensunterhandlung einen Ruhepunkt finde. Sighwat trat bei jenen noch nicht auf, und wir erfahren auch noch nicht, daß er die Reise mitgemacht hat. Das 71. Capitel beginnt: Einen Tag ging Hialti vor den König, und die Skalden mit ihm. Durch den vorhergehenden Nachtrag vom Skalden Sighwat erfahren wir, daß unter ihnen auch der Skalde Sighwat zu verstehen ist. Wären die Strophen des Skalden schon vorher eingeschoben worden, so wäre der Überblick des Hauptsächlichsten gestört worden, was Biörn für die Friedensunterhandlung that. Hinlänglich hat uns aber Snorri Sturleson schon mit dem Gange der Unterhandlungen bekannt gemacht, und nun erst webt er als angenehm unterhaltende Unterbrechung die Strophen ein, welche Sighwat vor der Reise und auf der Reise durch Gautland sang. Diese Strophen selbst an sich sehr schätzenswerth haben doch keine Beziehung auf den Gang der Friedensunterhandlungen, und Snorri Sturleson webt daher diese Partie von Sighwat und seinen Strophen mit richtigem Blicke nur als Episode ein, da Sighwat auf dieser Gesandtschaftsreise nur eine ganz untergeordnete Rolle spielte, weshalb er auch nicht Gelegenheit gehabt, oder wenigstens sich nicht veranlaßt gefühlt hat, durch eine Strophe den Hauptgegenstand der Reise zu verewigen. Vorher bei Darstellung der Feindseligkeiten zwischen den Norwegern und Schweden heißt es am Schlusse des 57. Capitels: Deß gedenkt Sighwat, und folgt eine Strophe, deren Inhalt ist, daß König Olaf zwölf gefangene Mannen des Schwedenkönigs an den Galgen hängen ließ. Aber diese Strophe findet sich nur in der Ausgabe von Peringskiold und daraus in der großen Ausgabe, sonst in keiner Handschrift, welche diese benutzt; auch hat die Einzelschrift die Strophe nicht, und sie ist daher aller Wahrscheinlichkeit nach unecht und später erst verfaßt, und in das Snorri'sche Geschichtswerk eingeschoben, ungeachtet sie sich den Anstrich von Gleichzeitigkeit ihres Verfassers gibt, indem sie sagt: Ich sah reiten auf Sigar's Rosse rc. Aus der Weise, welche Bryniolfr Ulballdi auf die Gaben machte, welche ihm König Olaf gab, ist Cap. 60 d. H., Cap. 64 d. E. Schr. eine Stelle mitgetheilt: Der König gab mir ein Schwert und Wattaland [85]). Während der Friedensunterhandlungen suchte Olaf mit Grausamkeit das Christenthum in Norwegens Upplönd einzuführen. Die fünf Kleinkönige, welche sich ihm widersetzen wollten, wurden überrumpelt; dem gefährlichsten von ihnen, Hràriken, wurden die Augen ausgestochen. Hràrik's Schicksale mußten den Isländern desto bekannter sein, da er zuletzt hinüber auf dieses Eyland geführt ward, und hier seine drei letzten Lebensjahre zubrachte. Daß Olaf die fünf Kleinkönige des Reiches beraubte, hat Ottar Schwarze (Cap. 74 d. H., Cap. 73 d. E. Schr.) durch drei Strophen verewigt. Von der Blendung Hràrik's erwähnt er dabei nichts. Sie ist aber nicht unwahrscheinlich, denn Olaf gefiel sich so sehr in seiner Grausamkeit, daß es der Skalde wagen durfte zu singen: Ihr fesseltet aber darauf das Wortrohr dessen, der nördlichst saß. Snorri erzählt, daß Olaf Gudraud'en, dem Könige von Dalir, die Zunge ausschneiden ließ. Nachdem Olaf hierauf (Cap. 75 d. H., Cap. 74 d. E. Schr.) von Olaf's Brüdern gehandelt, wendet er sich (Cap. 76 d. H., Cap. 75 d. E. Schr.) wieder nach Schweden zu den Unterhandlungen, schickt jedoch als Einleitung eine lehrreiche Übersicht darüber voraus, wie das Land in Schweden eingetheilt war, und wie in jedem Theile des Landes ein **Lögthing** (Gesetzething, gerichtliche Volksversammlung im Betreffe der Gesetze) und ein **Lögmadr** (Gesetzemann) war, und bahnt sich so den Weg zu dem **Lögmann Thorgnyr**, welcher bei den Friedensunterhandlungen den Ausschlag gab. Jener lehrreiche Überblick beginnt: In Swithiod war das alte Sitte [86]), so lange Heidenthum dort war, daß Hauptopfer (**höfotblót**) sollte zu Uppsalir zu Go [87]) sein: sollte (man) da opfern (**blóta**) zu Frieden und Siege für seinen König, und sollten die Menschen dahin suchen [88]), durch das ganze Schwedenreich; sollte dort da auch sein das Thing aller Schweden (**thing allra Svía**). Dort war da auch Markt (**markadr**) und Kaufzusammenkunft (**kaupstefna**), und eine Woche [89]); aber als das Christenthum ward in Schweden, da ward doch dort gehalten **Lögthing** und Markt. Aber nun seitdem das Christenthum war Allsitte in Schweden, aber die Könige nicht achteten (**afraektoz**) [90]) zu sitzen zu Uppsalir, da ward der Markt verändert und gehabt zu Lichtmesse (**Kyndilmessa**); wird das gehalten alle Zeit seitdem, und gehabt nicht mehr als drei Tage [91]). Die berühmte Messe zu Upsala, welche **Disting** heißt, wird auch noch jetzt um diese Zeit gehal-

85) **Braud oc Vettaland**, ein Hof in Bahus.

86) Der E. Schr. alte Landessitte. 87) Für at Góe hat die E. Schr. at gói vetrar, zu Go des Winters; nämlich Go hieß sowol der Thorri, der Monat vom 22. Jan. bis 20. Febr., als auch die Góa, der Monat vom 21. Febr. bis 22. März. Durch den Zusatz Go des Winters wird der Thorri bezeichnet, da mit der Góa der Frühling anfing. S. *Finn-Magnusen*, Specimen Calendarii Gentilis. p. 1059 sq. 88) Gehen, doch ist saekia, suchen, feierlicher, und bezieht sich hier zugleich auf die Gerichtsversammlung. 89) Der Markt (markadhrinn) fügt die E. Schr. hinzu. 90) Sie ehrten nämlich Uppsalir nicht mehr, während die heidnischen Könige an diesem Hauptsitze des Heidenthums ihren Wohnsitz gehabt hatten. 91) In der E. Schr. steht der Satz so: Und stand eine Woche der Markt, aber nun seitdem das Christenthum war Allsitte, aber die Könige nicht achteten (afraektust) zu sitzen zu Uppsalir, da ward verändert der Markt und gehabt zu Lichtmesse (kyndilmessa), und wird das gehalten seitdem, aber nun gehabt nicht länger als steht drei Tage.

ten, nämlich so, daß noch nach altgermanischer Sitte den Anfang derselben der Eintritt des Vollmonds bestimmt. Von dem Dísarblót und dem allra Svía thing handelt Snorri auch Ynglingasaga Cap. 31 u. 38 (bei F. Wachter, 1. Bd. S. 87. 95 u. 96). Ungeachtet das Thing in Upsala eine Heirath zwischen der Königstochter Ingigerd und dem Könige Olaf von Norwegen beschlossen hatte, so wurde das doch durch den Haß des schwedischen Königs verhindert. Um die Sache zu beschleunigen, unternahm Sighwat eine Reise zu dem gothländischen Jarl Rögnwald, welche der Skalde (Cap. 92 d. H., Cap. 86 d. E. Schr.) durch schöne Strophen verewigt hat. Von diesen Weisen sind vorzüglich die berühmt geworden, welche sich auf das Alfablót (Elfenopfer) der Bonden in Gothland beziehen. Die Folge von dieser Reise war, daß, da der schwedische König die Königstochter Ingigerd dem Könige Jarisleif von Holmgard verheißen hatte, König Olaf Haralldsson auf Sighwat's Anempfehlung einwilligte, die schöne Astrid, des schwedischen Königs uneheliche Tochter, zu heirathen, welche gekommen war, den Jarl zu besuchen. Der Jarl führte die Königstochter sogleich zu ihm, und Ingigerd entzog den Jarl der Rache ihres Vaters dadurch, daß sie ihn mit sich nach Holmgard nahm. Durch die Furcht vor dem Zorne des schwedischen Königs Olaf ward ein anderer gothländischer Häuptling, der Lögmadr auf Vestra-Gautland, Emundr af Skörum (von Skarir) dazu gebracht, einen Aufruhr zu erregen, der damit endete, daß der schwedische König das Reich mit seinem Sohne theilen und mit dem norwegischen König einen Vergleich schließen mußte. Alles, was in diesen Begebenheiten Astrid's Ehe mit dem König Olaf angeht, steht in so naher Verbindung mit Sighwat's Wirksamkeit, und mit dem, was jeder Mensch in Norwegen wissen mußte, daß man, wie man annimmt, an dessen Zuverlässigkeit nicht zweifeln kann. Die Geschichte des Lögmanns Emund's dagegen stellt eine Staatsumwälzung dar, von der nur das Endresultat Einfluß auf die Norweger hatte. Sie ist unterhaltend zu lesen, und wenn auch nicht an sich unglaublich, doch kaum frei von Ausschmückungen[92]); denn das war doch ein wunderlicher Zufall, daß von den drei wichtigsten Rathgebern des schwedischen Königs der eine nicht sehen, der andere nicht sprechen, und der dritte nicht hören konnte. Im übrigen konnten, findet man bemerkt, die zwei isländischen Skalden, Gitzor Swarti und Ottar Swarti, die sich bei dem schwedischen Könige aufhielten, und von welchen der letzte in Olaf's Dienste ging, ihren Landsleuten diese Nachrichten gebracht haben. Der Gang der Erzählung wird unterbrochen durch einige Nachrichten von der Bewohnung der Orkneyar durch Nordmannen und eine ausführliche Darstellung der Streitigkeiten zwischen Orkney'ischen Jarlen, welche zur Folge hatten, daß Olaf die Oberherrschaft über die Eylande erhielt. Wir haben von dieser Partie im Art. Orkneyingasaga in diesen Nachträgen gehandelt, und verweisen hierauf. Die nächst folgenden Begebenheiten enthalten theils Olaf's Bestrebungen, überall das Christenthum einzuführen, theils seine Streitigkeiten mit einzelnen Häuptlingen. Was das Erste anbelangt, trägt, wie man annimmt, die Erzählung an sich selbst hinlängliche Gründe für ihre Zuverlässigkeit, denn sie ist sowol frei von allem Legendenartigen, welches sich in spätere Erzählungen eingemischt haben würde, als enthält auch noch überdies so manche einzelne malerische Züge, die sich nicht leicht erdichten lassen. So nach P. E. Müller. Wir hingegen schließen aus diesen malerischen Zügen grade das Gegentheil. Sie konnten sich als rein geschichtliche Überlieferung nicht leicht fortpflanzen, und wir bewundern an ihnen nicht die historische, sondern die poetische Wahrheit. Daß sich nichts Legendenartiges eingemischt findet, ist Snorri's kritischem Takte zuzuschreiben. Den Inhalt eines Theiles dieser Partie haben wir im Art. Ölvir auf Eggia in diesen Nachträgen mitgetheilt. Das Betragen der zwei Großmänner Erling's Skialgsson's[93]) und Ei-

92) Mit P. E. Müller a. a. O. S. 294 vergl. Fr. Rühs, Geschichte Schwedens. 1. Th. S. 111, welchem auch mit Recht die Geschichte Olaf's des Schoßkönigs, sowie sie in der Hauptquelle, in der Olaf's Saga Haraldsonar, dargestellt wird, durch manche Zusätze und Erdichtungen erweitert und verschönert zu sein scheint. Rühs sucht sich dadurch zu helfen, daß er bemerkt: So wie wir die Geschichte Olaf's des Schoßkönigs nach Snorri, Olaf's Saga Haralldssonar vorgetragen haben, enthält sie nichts Unwahrscheinliches, und sie wird auch durch einige Zeugnisse bei fremden Geschichtschreibern, z. B. dem Nestor, in einzelnen Stellen bestätigt; allein so, wie sie in der Sage, die wir als Hauptquelle benutzen mußten, dargestellt wird, scheint sie durch manche Zusätze und Erdichtungen erweitert und verschönert zu sein. So Rühs. Andere, wie z. B. Dalin (Geschichte des Reichs Schweden, aus dem Schwedischen übersetzt durch Benzelstierna und Dähnert. 1. Th. S. 479—489), Geijer (Gesch. der europäischen Staaten, herausgegeben von A. H. L. Heeren und F. A. Ukert. Geschichte Schwedens von E. G. Geijer 1. Bd. S. 123) helfen sich am besten dadurch, daß sie Snorri'n zum Theil selbst reden lassen, denn die ganze Bildergruppe erscheint bei ihm aus einem so schönen Gusse, daß es unmöglich auszuscheiden, was der Geschichte und was der reinen Sage angehört. Daß vieles der reinen Sage anheimfällt, zeigt schon die große Umständlichkeit, z. B. der Jarl ging hinein in die Stube: darin war große Vielmenschheit; dort saß auf dem Hochsitze ein alter Mann; keinen Menschen hatten die (und) Biörn gesehen gleichgroßen; der Bart war so herabhängend, daß (er) lag auf den Knieen ihm, und sich ausbreitete über die ganze Brust; er war ein schöner und ansehnlicher Mann. Der Jarl ging vor ihn, und grüßte ihn. Thorgnyr empfing ihn wohl rc. Daß diese und andere ähnliche Umständlichkeit nicht aus geschichtlicher Überlieferung, sondern später aus der Phantasie des Erzählers geflossen ist, läßt sich mit Sicherheit daraus schließen, daß die Umstände zu unwichtig sind, als daß man sie hätte geschichtlich überliefern sollen.

93) Snorri hat (Cap. 118 d. H., Cap. 107 d. E. Schr.) eine Strophe von Sighwat, in welcher Erlingr und Gudbrand von Dalir verherrlicht wird, und Cap. 129 d. H., Cap. 117. d. E. Schr. eine Strophe von Arnor Jarlaskalld, durch welche Sturla's Sohn belegt, daß Olafr die Häuser der Upplendingar verbrannte. In der Heimskringla wird sie eingeleitet: deß gedenkt Arnor Jarlaskalld, daß König Olaf gebrannt hatte auf den Upplönden, in dem Gesange (quaedhi), den er machte auf Haralld, seinen Bruder. Nun die Strophe. Die Einzelschrift hat blos: Deß gedenkt Arnor Jarlaskalld. Nun die Strophe. Von Arnor hat Snorri auch in der Partie von den Jarlen der Orkneyingar (Cap. 99 d. H., Cap. 91 d. E. Schr.) eine Halbstrophe und Cap. 109 d. H. eine andere, welche die Einzelschrift nicht mittheilt, sowie auch aus der Olaf's Drapa von Ottar Swarti, welche die Heimskringla Cap. 108 hat.

nar's Tambarskelfir's gegen den König, sowie dessen Verhalten gegen die trotzigen Häuptlinge im Nordlande ist auch mit Klarheit und Umständlichkeit erzählt. Die Isländer mußten desto genauere Nachrichten von diesen Begebenheiten erhalten, da verschiedene Männer von des Eylandes ansehnlichsten Geschlechtern sich eine Zeit lang am norwegischen Königshofe aufhielten. Olaf hatte nämlich, um das Christenthum und sein Reich zu erweitern, sorgsam gesuchte Verbindungen mit den Isländern. Denn ansehnliches Volk kam mit Kaufmannsschiffen nach Thrandheim, und sie wurden in des Königs Hofe auf das Beste empfangen; zu andern von den Häuptlingen des Landes sandte der König selbst Gaben; und diese Männer, obschon sie auf die Unabhängigkeit ihres Staates sehr eifersüchtig waren, fanden doch großes Behagen daran, daß sie auf dem Althinge (der Versammlung aller Isländer) die königlichen Gaben vorzeigen, und erzählen konnten, wie ehrenvoll sie im Auslande empfangen worden waren, und gingen für ihre Person gern in des Königs Dienst. Unter denen, welche den König besuchten, nennt Snorri Thorkell Eyjolsson, Thorleikr Bollason, Thordr Kolbeinsson, Thordr Barkarson, Thorgeir Havardsson und Thormodr Kolbrunarskalld Bersason. Da Olaf die Mächtigsten im Lande gewonnen zu haben glaubte, sandte er Thorarinn Nefjulfsson dahin, welcher auf dem Althinge zuerst vorschlug, dem König Olaf das Eyland (utsker, außen liegende Schere) zu überlassen, das vor dem Eyjafiörd liegt, und Grimsey genannt wird. Da dieser Vorschlag durchgefallen war, nachdem der vorsichtige Einar[94]), der Bruder Gudmund's des Mächtigen, bemerkt hatte, daß Grimsey ein Mannsheer gut ernähren könne, lud Thorarinn des Landes Häuptlinge ein, den König in Thrandheim zu besuchen. Diese fanden es bedenklich, das Land auf einmal zu verlassen, und sich in die Gewalt des herrschsüchtigen Königs zu geben, aber sie beschlossen doch einige an ihrer Statt zu senden. Durch diese Veranlassung war es, daß **Steinn Skaptason Lögsögumanns, Thóroddr Son Snorra Godha, Gellir Son Thorkells Eyjólfssonar, Egill Son Sidhu-Halls Brodhir Thorsteins,** an Olaf's Hofe in seinem zehnten Regierungsjahre (muthmaßlich im J. 1025) kamen, da, als König Knut der Mächtige von Dänemark seine Unterhandlungen mit den misvergnügten Norwegern begonnen hatte. Gellir ward das nächste Jahr heimgesendet mit dem Gebot an die Isländer, daß sie die Gesetze annehmen sollten, die er den Menschen in Norwegen gesetzt hatte, ihm aber von ihrem Lande **Thegngildi** (die Strafgelder für erschlagene Unterthanen, hier Isländer) und **Nefgildi** (Nasenschatzung, Kopfsteuer), einen **Penning** für jede Nase[95]) (Kopf), einen solchen Penning der zehn Ellen **Wadhmals** (grobes wollenes Tuch) werth wäre, geben sollten. Die Isländer verwarfen den Antrag (s. Cap. 146 d. H., Cap. 132 d. E. Schr.). Die drei andern isländischen Botschafter wurden zu ihrem großen Verdruß als Geiseln zurückbehalten. Stein konnte sich Schmähungen gegen den König nicht enthalten, beides in gebundener und ungebundener Rede (**medh sundrlausom ordhom ok samföstom**). Als Stein aus den Reden des Königs ersah, daß diesem jenes hinterbracht worden war, floh er aus des Königs Hofe fort, und erschlug Thorgeir'n, einen Voigt (ármadhr)[96]) des Königs, der ihn daran verhindern wollte, und begab sich zu Ragnhild, der Tochter Erlings Skialgsson's, der er vorher einen Dienst geleistet hatte. Sie bewog ihre Blutsfreunde, sich der Sache Stein's so kräftig anzunehmen, daß er Erlaubniß erhielt, Norwegen zu verlassen. Er zog zu König Knut, bei dem er sich lange aufhielt. Thorrod war so verdrießlich darüber, daß er sich wider seinen Willen in König Olaf's Gefolge zu bleiben gezwungen sah, daß er sich freiwillig anbot, Gefährte derer sein zu wollen, welchen der König die gefährliche Reise auftrug, in Jamtaland die Schatzung einzuheischen, welche Reise Thorrod's (Cap. 151 d. H., Cap. 137 d. E. Schr.) auf das Umständlichste beschrieben wird. Egill Siduhallsson begleitete Olaf'en auf der Heerfahrt nach Dänemark, wo er sich des Königs Erbitterung dadurch zuzog, daß er einigen Gefangenen die Freiheit gab[97]). Diese drei Geiseln aus Islands ansehnlichsten Geschlechtern, die auf diese Weise so thätigen Antheil bei den Begebenheiten in Olaf's letzten Regierungsjahren hatten, mußten hiervon genaue Nachrichten zurück in ihr Vaterland bringen. Man findet daher in dieses Königs Geschichte eine ziemlich genau befolgte synchronistische Ordnung, welche, wie Snorri (Cap. 189 d. H., Cap. 171 d. E. Schr.) selbst bezeugt, den Untersuchungen des Priesters Ari des Kundigen zugeschrieben werden muß. Er sagt: König Olaf war da gewesen König über Norwegen 15 Winter mit dem Winter, den er (und) Jarl Swein waren beide im Lande[98]), und dem Winter (dem Jahre), von welchem nun einen Augenblick erzählt worden ist, und da war über die **Jól** (Weihnachten) hinaus vergangen, als er seine Schiffe verließ, und ging auf das Land hinauf. Diese **Grein**[99])

94) Einar'n legt Snorri eine schöne Rede in den Mund. Die Einzelschrift läßt Einar'n auch eine Weise singen, in welcher er abräth, den König Grimsey loszulassen. Sie findet sich aber blos im Cod. A und fehlt in den übrigen Handschriften, und ist, da sie auch die Heimskringla nicht hat, ein späteres Machwerk und Einschiebsel. 95) Vergl. F. Wachter 1. Bd. S. 28.

96) Mann des Vorraths der ernährenden Erzeugnisse, praefectus annonae, curator. 97) In der Flateyarbók und daraus im 5. Bande der Fornmanna-Sögur findet sich davon eine ausführliche Erzählung, nämlich der Tháttr Egils Hallssonar ok Tófa Valgautssonar, wovon das, was Snorri hat, wie P. E. Müller (a. a. O. S. 297) annimmt, ein Auszug ist. 98) Im Lande hat die Einzelschrift nicht. 99) Wir übersetzen absichtlich nicht, da grein mehrerlei Deutungen zuläßt; es bedeutet nämlich sectio, membrum, paragraphus, Abschnitt, Stück, Paragraph, sententia, ratio, divisio, Meinung, Hinsicht, Unterschied. Daher die abweichenden Übersetzungen, so Peringskiold auf seine freie Weise. Haec regis Olavi acta in annales primus retulit Aro sacerdos etc. Gudmund Olafsson: Thesse omständigheter, som här om Konung Olåf och hans Konungs wälde införde äre, hafwer Are Präst then Wise Thorgilsson aldraförst beskriwet etc. Jon Olafssen: Denne Beregning aff hans Regierungs Tid skreff först Praesten Are Thorgilssön den Frode (eller Vise). Schöning: Hanc regni ejus computationem nobis scripsit Arius Sacerdos, Thorgilsi filius, Frodius s. sapiens dictus etc. Egilsson: Hanc imperii ejus partem descripsit sacerdos Arius polyhistor Thorgilsii filius etc. Ungemein wichtig ist die Frage, ob unter

seines Königthums schrieb zuerst [1]) der Priester Ari Thorgilsson der Kundige (hinn Fródi), der beides war, wahrsaglich [2]), erinnerlich [3]) und so alter Mann, daß er sich erinnerte derer Menschen, und hatte Geschichten (sögor) gehabt von (ihnen), daß sie waren so alt, daß für Alterssachen [4]) sie konnten sich erinnern derer Zeitungen [5]), sowie er sie selbst [6]) auf (in) seinen Büchern [7]) geschrieben hat, und nannte die Menschen dazu, von denen er die Wissenschaft (fraedi) genommen. Aber das ist Allvolkes Sagung (althydho sögn), daß Olaf wäre 15 Winter König über Noreg, bevor er fiel; aber die, welche so sagen, da zählen sie dem Jarl Swein zum Reiche den Winter, den er war zuletzt im Lande; indem Olafr war hierauf 15 Winter König, sodaß er lebte. Man sieht aus dieser Stelle, wie sehr die Kunde der norwegischen Geschichte auf dem großen Eylande, das von Norwegen seine Bewohner erhalten, blühte. Nicht blos der gelehrte Ari hatte Forschungen angestellt. Auch im Volke lebte die Kunde der norwegischen Geschichte. Die gleichzeitigen Zuträgnisse auf den Fareyar seien, wie man annimmt, nach der Fareyinga-Saga erzählt, oder richtiger abgeschrieben [8]). Aber noch wahrscheinlicher hat der Verfasser der Fareyinga Saga diese Partie aus Snorri's Geschichtswerke entlehnt. Eine andere schriftliche Quelle hat, wie man annimmt, Snorri (Cap. 174 d. H., Cap. 160 d. E. Schr.) benutzt, nämlich den Tháttr af Raudhúlfi ok sonum hans. Doch kann dieser ebenso gut erst später nach Snorri, in dieser Erweiterung, in welcher wir ihn jetzt haben, verfaßt worden sein. Jedoch Andere nehmen das Gegentheil an, nämlich daß der Tháttr älter als Snorri und vor den Zeiten Swerrir's oder wenigstens Hakon des Alten geschrieben sei [9]). Doch wenn er auch jünger als Snorri sein sollte, so fällt er doch noch aller Wahrscheinlichkeit nach dem 13. Jahrh. anheim. Es sind nämlich nur innere Gründe, woraus man schließt, daß der Tháttr älter als Snorri sein müsse. Da die Sache selbst keine wichtige Folge hatte, schließt man weiter, hätte Snorri sie kaum erzählt, wenn er keine Rücksicht auf die ausführliche Erzählung genommen hätte. Doch war auf der andern Seite das, was Snorri nur kurz erzählt hatte, sehr verführerisch, dieses zu einer ausführlichern Erzählung zu benutzen, und einzuschieben. Für Snorri's kurze Erzählung, welche die Heimskringla und der Cod. A der Einzelschrift hat, steht nämlich in den Handschriften B, D, F, H, K, L und S der Einzelschrift der Tháttr, und darnach abgedruckt im 5. Bd. der Fornmanna-Sögur. S. 330—348.

Auch bei Knut dem Mächtigen hielten sich verschiedene Isländer auf. Wir haben bereits Stein, den Sohn des isländischen Lögsögumanns, genannt. Der Skalde Sighwat besuchte Knut's Hof. Snorri hat (Cap. 140 d. H., Cap. 127 d. E. Schr.) eine Strophe, in welcher Sighwat verewigt, wie der König Knut Bersi'n und Sighwat'en beschenkt hat, und eine andere geschichtlich sehr wichtige, nämlich wie die Fürsten von Fifi, um Frieden zu erkaufen, ihre Häupter gebracht. Cap. 154 d. H., Cap. 140 d. E. Schr. hat Snorri eine Ganz- und eine Halbstrophe von Sighwat, welche Olaf's des Dicken großes Schiff Wisund (Wisant, eine Art wilder Ochsen) dem großen Schiffe Ormr Olaf Tryggvason's gleichsetzen, und besingen, wie Olaf mit ihm von Norden, und dann wieder von Süden fährt, nämlich als er im J. 1027 nach Dänemark heerfahrtete. Sighvatr kam im Sommer 1027 von Rudo (Rouen), wohin er im J. 1026 eine Kauffahrt gemacht, nach England. Sighvatr machte den Flock (kurzes Gedicht ohne Stef), welcher Vestfarar-vísor (Weisen der Westfahrt) genannt wurde, und von welchem Snorri (Cap. 156 d. H., Cap. 142 d. E. Schr.) den Anfang mittheilt. Den Urlaub, den er vom Könige Knut erhielt, hat Sighwat in einer Weise (Cap. 156 d. H., Cap. 142 d. E. Schr.) verewigt. Von den zahlreichen Weisen, welche Sighwat im Betreff der Heerfahrt des Knut's und des Jarls Hakon gegen den König Olaf unternahm, theilt Snorri (Cap. 156 d. H., Cap. 142 d. E. Schr.) mehre mit, so auch sechs Strophen aus der Knut's Drapa von Sighwat und eine Strophe aus der Knut's Drapa von Ottar Swarti [10]) (s. das Nähere im Artikel Knúts Drapa). Der Skalde Sighvatr kehrte von England nach Norwegen an Olaf's Hof zurück. Dieser hatte alles um Sighwat's Fahrt gehört, und fragte ihn, ob er sein Stallari zu sein gedenke, oder der Mann des Königs Knut's geworden sei. Sighwat hatte aber die Auffoderung, in Knut's Dienst zu treten, nicht angenommen, da er nur einem Herrn dienen wolle. Dieses und die Rückkehr des Stallari Sighwat an Olaf's Hof hat der Skalde

---

grein blos die Zeitrechnung zu verstehen, oder ein Abschnitt in Olaf's Geschichte. Aus dem, was Snorri unmittelbar weiter berichtet, scheint nicht blos die Zeitrechnung gemeint zu sein, sondern daß Ari, wenn auch nicht so umständlich als Snorri, doch den letzten Theil der Geschichte Olaf's dargestellt gehabt habe. Aus dem aber, was später folgt, geht hervor, daß Snorri vorzüglich nur in Beziehung auf Ari fußt im Betreff der Zeitrechnung, sowie er auch in den andern Stellen der Heimskringla, wo er Ari'n anführt, sich auf dessen Zeitrechnung bezieht.

1) Fyrst, förderst, hat die Einzelschrift nicht. 2) Sannsögull, verax, glaubwürdig. 3) Minnigr, minnig, d. h. sich gut erinnernd. 4) Wegen ihres Alters. 5) Thau tidhindi, die Zeitungen, d. h. die Ereignisse in der Zeit; tidhindi, Erzählungen, wird auch von umständlichen Nachrichten gebraucht, und hieraus läßt sich schließen, daß Friestar Ari den letzten Theil von Olaf's Geschichte dargestellt und nicht blos die Zeitrechnung angegeben hatte. 6) Sialfr hat die E. Schr. nicht. 7) A sínom bókum; die Mehrzahl ist bemerkenswerth; sie lehrt, daß Ari nicht blos seine Schedae geschrieben, sondern auch noch andere geschichtliche Bücher, unter welchen, wie wir schließen müssen, eine Schrift war über den letzten Theil von Olaf Haralldson's Lebensgeschichte. Da Ari so bemüht war wirkliche Geschichte, nicht blos Sagen, zu schreiben, so mußte ihm ein bequemerer Gegenstand die letzte Geschichte Olaf's des Heiligen sein, da er von diesem sichrere Nachrichten haben mußte, als vom ersten Theile. 8) So P. E. Müller, Untersuchungen über Snorri's Quellen. S. 297 und Sagabibliothek 1. Th. S. 185. 9) S. dens. Sagabibliothek 3. Th. S. 299, 300. Vergl. die Praefatio zum IV. Vol. der Script. hist. Islandor. p. X.

10) Nach dieser unmittelbar hat Snorri Cap. 160. d. H. Cap. 146 von Thord Svarta-skáld s. den Art. Olafs Erfidrápa hier in diesen Nachträgen. Noch bemerken wir hier, daß Snorri Cap. 168 d. H. Cap. 155 zwei Weisen hat, welche Hárekr von Thiótta, der Sohn des berühmten Eywind's Skaldaspillir's, singt und die sich auf Harek's Fahrt im J. 1027 beziehen.

(Cap. 170 d. H., Cap. 142 d. E. Schr.) durch zwei Weisen[11]) verewigt. Cap. 171 d. H., Cap. 158 d. E. Schr. hat Snorri Strophen von Sighwat, deren Gegenstand ist, wie Olaf's Feinde, namentlich der Jarl Hakon, das Volk und die **Húskarlar** (das Hofgesinde) des Königs Olaf's durch Geld gewonnen, ihn zu ermorden; Cap. 172 d. H., Cap. 159 d. E. Schr., eine Strophe, in welcher sich der Skalde Sighwat zu Weihnachten eins von den goldbeschlagenen Schwertern aus des Königs Schatzkammer erbittet; Cap. 178 d. H., Cap. 162 d. E. Schr. Strophen, welche die Übermacht des Königs Knut an Scharen und Schiffen handeln, und wie die Gefahr dadurch vermehrt wird, daß sich das Volk hat bestechen lassen; Cap. 182 d. H., Cap. 166 d. E. Schr. wird von dem Skalden Thorarin Loftunga, einem Isländer seiner Abkunft nach, erzählt. Von seinem Liede **Höfudhlausn** (Hauptlösung), in welchem er den König Knut besang, wird das Stef mitgetheilt (s. den Art. **Drápa**), und von der **Trögdrápa**, einem Ehrengedichte auf denselben König, welches dessen Fahrten nach Norwegen besingt, ein **Stefiabálkr** von sechs Strophen, in welchem an der Spitze der erste Theil des Stefs steht, **Knútr er und sólar**, Knutr ist unter der Sonne; **sólar** ist Genitiv und wird nicht von **und** regiert, sondern steht in grammatischer Verbindung mit dem andern Theile des Stefs. Nach der Skalda S. 260 muß die Sentenz des **Stefs** am Ende des Stefiabalks schließen. Dieses geschieht hier nicht, und man schließt daraus, daß hier, ungeachtet Snorri sagt, **ok er thetta einn stefiabálkr**, und ist dieses ein **Stefiabálkr**, doch der ganze **Stefiabálkr** nicht mitgetheilt sei. Doch war die Anordnung der **Stef** sehr verschieden, und man suchte einen Ruhm in neuen Erfindungen dieser Anordnungen, sodaß sich vermuthen läßt, daß vielleicht hier gegen die gewöhnliche Regel der übrige Theil des Stefs nicht am Ende des **Stefiabálks**, sondern am Anfange des folgenden **Stefiabálks** gestanden habe. Eine Strophe von Hallfredh Hareksblesi, welche sich auf die Unterwerfung Knut's, des Königs von Dänemark und England, bezieht, hat Snorri (Cap. 183 d. H., Cap. 167 d. E. Schr.). Reichliche Strophen theilt Cap. 186 d. H., Cap. 169 d. E. Schr. aus dem Flokke mit, den Sighwat auf den Fall Erlings Skialgsson, eines der mächtigsten Gegner Olaf's, machte. Cap. 187 d. H., Cap. 169 d. E. Schr. sagt Snorri: Da als König Olaf fuhr von der Schlacht derer (und) Erlings, segelte er nordwärts durch den Sund, und war da viel vom Tage verlaufen. So sagen die Menschen, daß er da machte diese Weise: **Lítt mun halr hinn hvíti etc.** Außer dieser[12]) läßt die Einzelschrift auch noch eine folgen: **Lítt mun halrinn hvíti**[13]). Sehr merkwürdig ist, daß Snorri der bloßen Sage zuschreibt, daß Olaf diese Weise oder rücksichtlich Weisen gemacht. In der zweiten spätern Erweiterung der Olaf's Saga Helga in den Handschriften der Einzelschrift und der Flateyjarbok erscheint Olafr als ein liederreicher Sänger. Snorri will ihm nicht einmal eine Weise zuschreiben. Hieraus folgt, daß Olafr den Geschichtsforschern gar nicht als Dichter bekannt war, und daß alle jene Weisen, welche Spätere ihm zuschreiben, die Erzeugnisse anderer als Olaf's sind. Aus dem Gesange (**quaedhi**), welchen Biarni **Grullrár-skáld** (Skalde der Goldbraue, d. h. goldenen Augenbrauen) auf Kalf Arnason, einen der mächtigsten Gegner Olaf's, machte, theilt Snorri Cap. 187 d. H., Cap. 169 d. E. Schr. 2. Bd. S. 11—18 zwei Strophen, Cap. 194 d. H., Cap. 174 d. E. Schr. noch zwei andere aller Wahrscheinlichkeit nach auch aus demselben Liede mit, welche für Kalf's Arnason's Geschichte wichtig sind, Cap. 192 d. H., Cap. 172 d. E. Schr. drei Strophen von Sighwat, in welchen er Olaf's des Dicken strenge Rechtspflege gegen Räuber und Diebe verewigt hat. Dem jungen Hakon, welcher des Königs Knut's Jarl in Norwegen ward, folgte unter andern Isländern einer mit Namen Jökull, der Sohn Bard's Jökulsson's aus Watzdal. Jökull erhielt zu steuren den Wisund (das Schiff, Namens Wisant), das König Olaf zuvor gehabt. Jökull machte da eine Weise, welche Snorri (Cap. 193 d. H., Cap. 173 d. E. Schr.) mittheilt. Nachmals ward Jökull vom Kriegsvolke des Königs Olaf gefangen. Der König ließ ihn hinführen, daß er enthauptet werden sollte. Als er den Hieb in der Luft saußen hörte, richtete er sein Haupt empor, der Hieb kam ihm in das Haupt. Da es eine Todeswunde war, ließ es der König dabei bewenden. Jökull setzte sich empor und machte da eine Weise, welche Snorri mittheilt. Hierauf starb er. Snorri erzählt es als Thatsache, ein Beweis, daß er es für wahrscheinlich hielt, und dieses ist ein anderer Beweis, wie fertig die Skalden im Dichten, auch im künstlichen Drottmált waren, und wie geübt die Hörer waren, daß sie Verse, die sie nur einmal gehört, sogleich fassen konnten. Alle jene Weisen, auf welche wir oben hingedeutet haben, bilden wieder eine liederreiche Partie in der Geschichte Olaf's. Die mittlere Geschichte dieses Königs ist ganz arm an Belegen von Liederstellen. Sie hat nur (Cap. 129 d. H., Cap. 117 d. E. Schr.) eine einzige Liederstelle von Arnor Jarlaskald im Betreff dessen, wie Olafr in den Uppland brennt, und Arnor ist überdies kein gleichzeitiger Skalde, sodaß Snorri gegen seine Gewohnheit aus Mangel an gleichzeitigen die Weise eines spätern Skalden hat benutzen müssen, ähnlich wie er in der Ynglingasaga genöthigt gewesen war, auch die Strophen aus dem Ynglingatal von Thiadolf von Hwin zu benutzen, in welchen dieser Skalde auch die Ynglingen besingt, welche längst vor ihm gelebt hatten (s. F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 1. Bd. S. 40—45,

11) Im Cod. E. der Einzelschrift findet sich noch eine dritte, nämlich: Eidh látathú ýtri, aber sie ist wahrscheinlich unecht und deshalb in den Fornmanna-Sögur (T. IV. p. 375) sehr zweckmäßig blos unter den Text gesetzt, weniger passend hingegen in Scripta historica Islandorum (Vol. IV. p. 344) in den Text. 12) Die Handschriften B, H und S der E. Schr. haben sie nicht. 13) Cod. K d. E. Schr., sowie auch die Heimskringla, haben diese zweite Strophe nicht. Doch hat Cod. A d. H. die drei letzten Zeilen dieser zweiten Strophe als die drei letzten Zeilen der ersten Strophe und läßt dafür die drei letzten Zeilen hinweg, welche in der ersten oder in Beziehung auf die Heimskringla in der einzigen Strophe in Snorri's großem Geschichtswerke stehen.

47—55, 58—61, 63, 64, 71, 72, 75, 76, 80, 81, 83, 84, 87, 88, 91—93). Am liederreichsten ist das Ende von Olaf's Geschichte. Zwischen der von uns oben betrachteten Partie und dem Ende der Geschichte Olaf's liegt aber eine Partie, in welcher sich keine Liederstelle findet, nämlich in der von Olaf's Reise nach Gardariki (Rußland) und seinem Aufenthalte daselbst. Mehre treue Männer begleiteten den landflüchtigen König nach Rußland; dort ward sein Sohn aufgezogen, der nachmals auf den Thron kam. Man konnte daher, wie man annimmt, zuverlässiger Nachrichten von der Reise Olaf's nach Rußland nicht ermangeln, nämlich im Ganzen. Die Nebenumstände dabei mögen wol meistens der reinen Sage angehören. Olaf's Zurückkehr, Einfall in Norwegen und Schlacht auf Stiklastadir (Stiklestad), sind solche Hauptbegebenheiten, welche sogleich ruchbar werden mußten. Der Gang der denkwürdigen Schlacht ist mit Umständlichkeit und Klarheit erzählt. Olaf hatte drei isländische Skalden bei sich. Thormodr Kolbunarskald Bersason, Ottar Swarti, Gissur Gullbrarskald und Thorfinnr Munnr. Snorri erzählt Cap. 218 d. H., Cap. 192 d. E. Schr: So wird gesagt[14]): als König Olaf sein Kriegsvolk in Schlachtordnung stellte, da ordnete er Männer in die Schildburg[15]), die halten sollten vor ihm die Schlacht, und wählte dazu die Männer, welche die bestmuthigen[16]) waren. Dann rief er zu sich seine Skalden, und bat sie, in die Schildburg zu gehen. Sollt ihr, sagt der König, hier sein, und sehen die Zeitungen, die hier sich machen, ist auch da nicht Sagendes Saga (Geschichte) dazu[17]), indem[18]) ihr sollt davon sagen, und wirken (Lieder machen. Hierüber nachher). Dort war da Thorodr Kolbrunarskald und Gitzor Gullbrarskald, der Pfleger Hofgardi's Ref's und Thorfinnr Munnr[19]). Da sagte Thormodr zu Gitzor: Stehen wir hier nicht so gedrängt, Kamerad[20]), daß nicht erlange der Skalde Sighwat seinen Raum, da, wenn er kommt, er wird sein wollen vor dem Könige, und nicht wird dem Könige anders gefallen. Der König hörte dieses und antwortete: Nicht bedarf (es) Sighwat'en zu schneiden, obschon er nicht hier sei (ist), oft ist er mir gefolgt, er wird nun beten für uns, und wird (es) dessen noch allsehr bedürfen. Thormodr antwortet: Sein kann das, König, daß euch nun sein Gebet am meisten bedürftig, aber dünn würde es sein um die Fahnenstange, wenn alle deine Hirdmenn wären nun auf dem Romawege[21]); war das auch wahr, daß wir redeten darüber oft[22]), daß keiner erhielt Raum vor Sighwat, obgleich (er) sprechen wollte mit[23]) Euch. Dann sprachen die Skalden unter sich, daß das würde wohl fallen, zu wirken einige Ermahnungsweisen (aminningarvísor) um die Zeitungen, die da würden bald zur Hand sich tragen. Da sang Gitzor: **Skala ógladan aefa etc.** Dann sang Thorfinnr Munnr diese Weise: **Röckr at regni miklo etc.** Dann sang Thormodr: **Ala threyngr at eli etc.** Diese Weisen nahmen (lernten) die Menschen da sogleich. Die Weisen enthalten Ermahnungen zu tapferm Streite. Man sieht, wie wohl Snorri gethan hat, an die Spitze des Capitels zu stellen: So wird gesagt. Die Skalden wußten zu gut, was sie zu thun hatten, als daß ihnen dieses der König hätte erst sagen sollen. Auch würden die Skalden in einem so wichtigen Augenblicke nicht gewagt haben, dem Könige ihren kleinlichen Neid über Sighwat's Gunst blicken zu lassen. Betrachten wir die Erzählung nicht als Geschichte, sondern als Sage, so hat sie einen schönen Sinn. Sie stellt uns recht anschaulich vor, welcher Verlust für die Geschichte es ist, daß der große Skalde Sighwat einer so denkwürdigen Schlacht nicht beiwohnt. Mit kritischem Sinne hat Snorri ihr auch den passendsten Platz angewiesen. Er läßt sie nämlich nicht in den Gang der Ereignisse eingreifen, sondern gibt ihr eine Stelle zwischen den Ereignissen vor dem Schlachttage. Im Artikel **Olafs Saga Tryggvasonar** haben wir ein Beispiel gegeben, wie gut Snorri einer andern Sage den Platz nach der Erzählung der Schlacht der Jomswikingar anwies. Hier weist er der

14) Suá er sagt ist eine wichtige Bemerkung. Sie zeigt, daß Snorri das, was er in diesem Capitel erzählt, nicht als Geschichte, sondern nur als Sage gelten lassen will. 15) Thá skipadi hann mönnum í skjaldborg hat die Heimskringla; die Einzelschrift dagegen blos: thà skipadhi hann skjaldborg; skjald ist Beugung von skiöldr, skiauldr, Schild (scutum). Da skjald ähnlich klingt wie skálld, und hier erzählt wird, wie Skalden in die Skjaldborg gestellt werden, so hat es nicht an solchen gefehlt, welche geglaubt haben, die Skjaldborg sei von den Skalden genannt, und einige haben sie durch „Bardenburg" auch noch in den neuesten Zeiten erklärt (S. Berger, Aus den vorhandenen Quellen zusammengetragen. 2. Ausg. 1834. S. 88). Skjaldborg bedeutet das durch Schilde gebildete Schirmtag (scutorum testudo); ein solches Schirmtag bilden heißt: at skióta á skjaldborg, eine Schildburg aufschießen (d. h. aufrichten). In Hakon's Sangrede wird gesagt:

Die Krieger rötheten
Die schieren[a]) Schildburgen[b])
In der Schatzner[c]) Blute.

(S. F. Wachter 2. Bd. S. 100). Die dichterischen Benennungen oder kenningar sind für Schildburg: Skjaldborg wird genannt Höll (Halle), Raefur (Dach), Vegur (Wand), Gólf (Fußboden), nämlich letzteres, weil Hrungnir im Kampfe mit Thor auf dem Schilde stand; ähnlich muß, wie aus den Versen, die in den Kenningar folgen, zu ersehen, zu Vegur und Höll Hilldar hinzugedacht werden, also Wand, Halle der Hildur, d. h. der Göttin der Schlacht. Im Sigurdrifo-Mál heißt es im Eingange (gr. Ausg. der Lieder-Edda) in Beziehung auf Hindarfiall, wo Brynnhildur ihren Sitz hatte: Da stand dort eine Schildborg (Skjaldborg). Sigurdr ging in die Schildburg (í skjaldborgina) und sah, daß darin schlief ein Mensch mit allen Heerwaffen rc. In der Ynglinga-Saga (Cap. 25) heißt es bei Beschreibung der großen Schlacht auf Fyriswallir: Da ging König Haki hinein in die Schildburg (Skjaldborg) zu Hugleik und erschlug ihn dort und seine beiden Söhne rc. S. das Vorhergehende und Folgende bei F. Wachter 1. Bd. S. 66.

a) Reinen, blanken. b) Skjalldborgir. c) Streiter, Krieger.

16) Best hugadir; nach der E. Schr. und dem Cod. A. der Heimskringla: Snarpastir, die Schärfsten, Tapfersten. 17) d. h. ihr braucht es nicht erst von Andern zu hören. 18) Der E. Schr., wie ihr davon sagen sollt. 19) Der E. Schr., dort war der Thormodr Kolbrunarskald und Gizur Gullrárfóstri und Hofgerdha-Refr, sein Sohn, und der vierte Thorfinnr Munnr. 20) Lagsmadhr. 21) Wege nach Rom. 22) Oft hat blos die E. Schr. 23) Der E. Schr. bedurfte.

Sage, damit sie desto besser als solche hervortrete, ihre Stelle schon vor dem Schlachttage an. Wir haben den Inhalt der Sage mitgetheilt, um zu zeigen, wie Unrecht die[24]) thun, welche sie als Geschichte behandeln, obschon Snorri sie ausdrücklich als Sage bezeichnet, und ihr als solcher einen in den Gang der Ereignisse nicht eingreifenden Platz anweiset. Sie ist auch darum so wichtig, weil sie uns Sighwat's Abwesenheit veranschaulicht, und dieses warum Snorri bei Sighwat's Gesang über diese Schlacht sagt: Sighwat habe ihn nach der Geschichte des Aufstands (eptir upreistar sögu) gestellt (verfaßt). Die Strophen, welche Snorri aus diesem Gesange, nämlich der Olaf's Erfidrapa hat, haben wir in diesem Artikel in diesen Nachträgen angegeben. Von Thormodr Kolbrunarskald hat Snorri außer der oben genannten noch mehre Weisen, nämlich Cap. 217 d. H., Cap. 191 d. E. Schr., eine, in welcher Thormodr auffodert, alles innerhalb Inney zu verbrennen, da das Volk beschlossen, den König der Krone mit den Waffen zu berauben. Als der Tag der Schlacht angebrochen, singt er auf des Königs Auffoderung dem Heere das alte Bjarkmal vor, und dieses ist der Anfang: **Dagr er upp Koma**, der Tag ist emporgekommen, und Snorri theilt Cap. 220 d. H., Cap. 194 d. E. Schr. zwei Strophen davon mit. Den Mannen gefiel der Gesang, und sie nannten ihn Húskarlahvöt (Ermahnung der Leibwächter). Der König beschenkt den Skalden mit einem Goldringe, und der Skalde singt in einer Weise, welche Snorri mittheilt, daß er vor den Knien des Königs bleiben will, bis dieser die andern Skalden erlangt hat. Mit dem Bjarkamal soll Hjalti die schlafenden Krieger Hrolf Kraki's geweckt haben. Man findet geschlossen: Olaf's Krieger kannten also den alten dänischen Gesang über das, was sich vier Jahrhunderte vorher mit den alten Königen von Hlethra zugetragen hatte, und ungeachtet er an sich selbst eine üble Vorbedeutung enthielt, so waren sie doch damit zufrieden, weil es sie erinnerte, auf welche Weise die Mannen eines geliebten Königs für ihn streiten sollen bis in den Tod. Uns hingegen scheint die Vortragung des Bjarkamal durch Thormodr, sowie vieles andere auch in dieser Partie der Geschichte Olaf's, der reinen Sage anzugehören, und diese reine Sage läßt eben das Biarkamal vor der Schlacht von Stiklastadir singen, weil dieses eine üble Vorbedeutung hatte. In der Wirklichkeit würde Thormodr nicht gewagt haben, ein Lied von übler Vorbedeutung vorzutragen. Noch mehr gehört der reinen Sage an, daß die Entstehung des Biarkamals an die Sage von Hrolf Kraki geknüpft wird. Daß es ein alter Gesang war, lehrt, daß es schon zu Snorri's Zeit, **Bjarkamál** das alte hieß, und dieser konnte daher keinen Anstoß nehmen, wenn es die Sage auch vor der Schlacht von Stiklastadir singen ließ. Sehr interessant ist die Vergleichnng des einfach kräftigen Bjarkamal der Urschrift mit der verwässernden Umschreibung desselben von Saxo Grammaticus (Lib. II). Als Probe möge dienen, z. B.:

vekat ek ydhr at víni
nè at vífs rúnom,
heldr vek ek ydhr at hördhum
Hildar leiki.

Ich wecke euch nicht zum Weine
Noch zu Gesprächen mit Weibe,
Vielmehr weck' ich euch zum harten
Hildur's Spiele.

Diese vier Zeilen hat Saxo Grammaticus so erweitert:

Non ego virgineos jubeo cognoscere ludos,
Nec teneras tractare genas, aut dulcia nuptis
Oscula conferre, et tenues adstringere mammas:
Non liquidum captare merum, tenerumve fricare
Foemen, et in niveos oculum jactare lacertos.
Evoco vos ad amara magis certamina Martis.
Bello opus est, nec amore levi: nihil hic quoque facti
Mollities enervis habet, res praelia poscit.

Saxo's Arbeit ist also nicht einmal Umschreibung zu nennen, sondern erweiternde Verwässerung und Verwischung alles nordischen Geistes, und namentlich hier Setzung Ovidischer Lüsternheit an die Stelle germanischer Züchtigkeit. Eine Weise, welche Olaf's Halbbruder, Haralld, den jener wegen seiner Jugend der Schlacht nicht beiwohnen lassen will, in den Mund gelegt wird, leitet Snorri kritisch so ein: So sagen die Menschen, daß Haralld sänge da diese Weise ꝛc. Er erlangt durch sie, daß er der Schlacht beiwohnen darf. Er ward sehr verwundet, und floh, als er geheilt worden war, nach Rußland. Was hierüber Snorri in der Heimskringla in der Haralld's Saga Hardrada Cap. 1 u. 2 erzählt, ist in die Olaf's Saga als Einzelschrift Cap. 216 u. 217 aufgenommen, und zugleich auch eine Strophe aus der Drapa, welche der Skalde Thiodolfr auf König Haralld machte, und **Sexstefia** genannt ist, und eine Strophe aus der Haralld's Drapa von dem Skalden Bölwerk, und eine Halbstrophe, welche Haralld selbst singt, und eine Halbstrophe des Arnor Jarlaskald von Rögwalld's Brusason's zehn Schlachten in Gardariki. Da das große Gemälde der gewaltigen Schlacht von Stiklastadir schon so reich ist, versparte Snorri sehr zweckmäßig diese Partie für Haralld's Saga Hardrada. Aber auch in der Olaf's Saga als Einzelschrift macht sie sich gut, und ist nichts dem entgegen, daß Snorri selbst sie in die Einzelschrift aufgenommen habe. Die Strophen der Olaf's Erfidrapa (s. d. Art.) sind die Hauptquellen bei Beschreibung der Schlacht von Stiklastadir. Außer diesen noch eine Strophe von Björn Gullbrarskalld auf Kalf Arnason (Cap. 240 d. H., Cap. 211 d. E. Schr.) und drei Strophen von Thormodr (Cap. 246 u. 247 d. H., Cap. 218 d. E. Schr.), welcher Skalde selbst auch in der Schlacht tödtlich verwundet ward, und eine Strophe von Hofgarda-Refr (Cap. 239 d. H., Cap. 211 d. E. Schr.). Aus dem Gesange (quaedi), welchen Thorarin Loftunga auf Swein Alfisoson machte, und der **Gaeljungs** oder **Glelogns Quidha** heißt, werden Cap. 240 u. 252 d. H., Cap. 223 u. 229 d. E. Schr. reichlich Strophen angeführt. Diese mitgetheilten Weisen beziehen sich zwar auch auf des Dänenkönigs Herrschaft in Norwegen, aber vorzüglich handeln sie von Olaf als dem Heiligen Gottes. Eine Strophe von Sighwat ist Cap. 240 d. H. und Cap.

---

24) Selbst der größte Kritiker der nordischen Geschichtswerke, P. E. Müller a. a. O. S. 298, 299, behandelt die Sage als wirkliche Geschichte.

229 d. E. Schr. zum Belege eingewebt, daß dem todten Olaf die Nägel und Haare wie einem Lebenden wuchsen. Nachdem Snorri davon gehandelt, wie die Heiligkeit des Königs Olaf aufkam, spricht er noch Cap. 260 d. H., Cap. 232 d. E. Schr. von des Königs Olaf des Heiligen, wie er ihn sehr passend nun erst nennt, Alter und der Dauer seiner Regierungszeit, und theilt dabei eine Strophe von Sighwat mit, und führt des Priesters Ari Zeitrechnung an, endlich gedenkt er der 20 Schlachten des Königs Olaf, und zum Belege führt er eine Strophe von Sighwat an. Snorri in der Heimskringla schließt nach dieser Strophe die Geschichte Olaf's, wiewol noch nicht ganz die **Olafs Saga Helga** selbst, auf diese Weise: Nun ist gesagt ein Theil der Geschichte (Saga) des Königs Olaf, von denen Zeitungen, die sich machten, so lange er Norwegen beherrschte, auch von seinem Falle, und dem, wodurch seine Heiligkeit aufkam: aber nun soll das nicht niederliegen, worin ihm doch die meiste Ehre (**vegsemd**) ist, zu sagen von seiner Wunderzeichenmachung (**jártegna gerda**), obschon dieses später geschrieben werde in diesem Buche (nämlich in Snorri's großem Geschichtswerke, oder der Heimskringla, wo er die Wunder erzählt der Zeitfolge nach, bei welchen Gelegenheiten sie geschehen sind). Aus diesem Schlusse der Geschichte Olaf's hier in der Olaf's Saga Helga findet man vermuthet, Snorri habe gekannt solche Sögor (Geschichtswerke) von König Olaf, welche aus zwei Theilen bestanden, von denen der eine über Olaf's irdische, der andere über seine himmlische Wirksamkeit handelte[25]). Doch ebenso wahrscheinlich ist es, daß Snorri dabei an die Olaf's Saga Helga als Einzelschrift dachte, welche er selbst, wie wir vermuthen, beabsichtigte. Die entsprechende Stelle in der Einzelschrift lautet (Cap. 232. 2. Bd. S. 114): Nun ist gesagt ein Theil der Geschichte (Saga) des Königs Olaf von den Zeitungen, die sich machten, so lange er Norwegen beherrschte, auch so von seinem Falle, um das, daß seine Heiligkeit aufkam; aber nun soll das nicht niederliegen, worin ihm doch die meiste Ehre ist, zu sagen von seiner Wunderzeichenmachung[26]). Diese Stelle zeigt recht deutlich, daß die Olaf's Saga Helga in der Einzelschrift später abgefaßt wurde als die in der Heimskringla. In diese paßte sie ganz, in der Einzelschrift ist sie ziemlich müßig, und hätte wenn Olaf's Geschichte in zwei Theile getheilt werden sollte, einen schicklichern Platz weiter oben erhalten, nämlich schon bevor erzählt ward, wie Olaf's Heiligkeit aufkam, denn hierzu wirkten ja auch Wunderzeichen mit, indem die Nägel und das Haar des todten Olaf noch fortwuchsen. Ja! die Olaf's Saga Helga als Einzelschrift hat schon Cap. 230. 2. Bd. S. 110—112 das Wunder mit dem Schwerte des heiligen Olaf in Griechenland, welches sich erst zur Zeit Eindridi's des Jungen, also im 12. Jahrh., zutrug (d. h. hier zugetragen haben soll), und jene Stelle im Cap. 232. 2. Bd. S. 114, nach welcher sie nun erst von Olaf's Machung von Wunderzeichen reden will, erscheint also in der Olaf's Saga Helga als Einzelschrift höchst unpassend, und zeigt auf das Augenfälligste, daß sie nicht in der Olaf's Saga Helga, welche man vor Snorri's Zeit annimmt, gestanden hat, sondern daß sie von Snorri für sein großes Geschichtswerk verfaßt, und dann von dem Abschreiber, welcher die Olaf's Saga Helga als Einzelschrift aus dem großen Geschichtswerke ausschreiben mußte, unzweckmäßig nur mit einer kleinen Veränderung mit abgeschrieben worden ist, während sie ebenso gut hätte ganz hinwegbleiben können, oder wenigstens ziemlich müßig ist. Da in Snorri's großem Geschichtswerke die einzelnen Sögor nicht abgeschlossene Ganze für sich bilden, so enthalten die letzten Capitel 261—265 noch das, was die Herrschaft des Königs Swein in Norwegen betrifft, und das, wie eingeleitet wird, daß Magnus, Olaf des Heiligen Sohn, den Thron von Norwegen erhält. In dem, was Swein's Geschichte betrifft, ist das Bedeutendste der Fall Tryggvi's, des Sohnes Olaf's Tryggvason's, und Snorri bringt (C. 263 d. H., C. 234 d. E. Schr.) zum Belege der Schlacht zwischen Tryggwi und Swein zwei Strophen, eine aus dem **Tryggvaflokk** und die andere aus dem **Flokk**, der auf den König Swein gemacht war[27]). Die Norweger wurden der Herrschaft der Dänen so müde, daß selbst die beiden Hauptgegner Olaf's des Heiligen, Einar Thambarskelfir, nach Rußland reisten, und Olaf's Sohn, Magnus, auf den Thron seines Vaters rufen. Snorri schließt seine Olaf's Saga Helga in der Heimskringla mit der Erzählung, wie die nach Rußland gereisten norweger Mannen des Magnus wurden, und wie dieser dem Kalf'en und den andern Männern, welche auf Stiklastadir wider den König Olaf gewesen waren, Sicherheit und volle Versöhnung schwört, er sollte allen Sicherheit leistend sein und aufrichtig[28]), obschon er in Norwegen erlangte Reich und Königthum; sollte er dann werden Pflegesohn (**fóstrson**) Kalf's Arnason's, aber Kalf sollte schuldig sein, zu thun alle die Werke, durch die Magnusen deuchte sein Reich dann zu sein größer und freier, als zuvor. Snorri, welcher die norwegische Geschichte in ihrem Zusammenhange darstellen will, hat so, sehr passend, diese Partie, welche man dem äußern Anscheine nach, eher in der **Magnúsar Saga Gódha** hätte erwarten sollen, als Schluß in die Olaf's Saga Helga aufgenommen, weil so das große Gemälde von der Empörung der Norweger gegen Olaf eine beruhigende Vollendung erhält, indem sie sich reuevoll über ihren Übergang zu Dänen Olaf's Sohne unterwarfen. Zugleich aber auch macht es gespannt auf die folgende Saga, nämlich begierig zu wissen, wie des jungen Königs Verheißungen werden in der Folge, wenn er selbständiger wird, gehalten werden. Die Olaf's Saga Helga als Einzelschrift hat sehr passend auch diese Partie von der Herrschaft der Dänen und der Unterwerfung der Hauptgegner Olaf's Haralldsson's unter dessen Sohne Magnus (Cap. 233—235). Da Magnus der Gute so

25) So P. E. Müller, Untersuchung über Snorri's Quellen. S. 301. 26) Frá jarteigna (gjördh) hans.

27) Die Strophen und die Darstellung von Tryggwi's Falle hat aus Snorri die große Olaf's Saga Tryggvasonar Cap. 282. 3. Bd. S. 54—56 entnommen. 28) Veiti Magnus theim *tryggdir* ok *fulla saett*, ok festi svardögom, at hann skylldi vera theim öllom *tryggvr* ok *trúr*.

viel für seinen Vater that, und ihn als Heiligen mit einem Schrein und andern Dingen ausstattete, so führt die Olaf's Saga Helga als Einzelschrift die Geschichte des Sohnes Olaf's des Heiligen fort, und übereinstimmend mit dem, was die Magnúsar Saga Gódha in Snorri's großem Geschichtswerke erzählt, kürzt aber zweckmäßig vieles ab, und hat auch nicht so viele Strophen. Sie hat welche Cap. 236 aus der Magnúss Drápa von Jarl Arnorskalld über Magnus' Fahrt aus Rußland über Schweden nach Norwegen. Bei den Partien, welche sich insbesondere auf Olaf's Heiligengeschichte beziehen, ist die Olaf's Saga Helga, welche wir nun ohne nähere Bezeichnung so nennen, da nur allein die Einzelschrift darunter zu verstehen, ebenso umständlich als die Magnúss Saga Gódha in der Heimskringla, und hat auch die Strophen alle, so Cap. 237 (Cap. 11 der Magnúss Saga Gódha) von Olaf's Schreien und Fest, und Sighwat's beide Strophen darüber. Capitel 238 (Cap. 9 der Magnúss Saga Gódha)[29]) handelt von Sighwat's Pilgerfahrt nach Rom und Heimkehr nach Norwegen, und enthält eine Fülle Weisen dieses Skalden von seiner Wallfahrt, seinem Schmerz über Olaf's Tod und dessen Heiligkeit, Capitel 239 (Cap. 12 der Magnúss Saga Gódha) von Thorir Hund, Cap. 240 (Cap. 13 d. M. S. G.) von der Erschlagung Thorir's aus Thiótta (Thiottön), Cap. 241 (Cap. 13 d. M. S. G.) davon, wie Mannen bei Sigurd diesen erinnern, was Kalfr Arnason auf Stiklastadir gethan, und die Strophen, durch welche Thorgeir Flekkr den König zur Vaterrache anspornt, Cap. 242 (Cap. 15. d. M. S. G.) von der Fahrt Kalf's Arnason's aus dem Lande nebst einer Strophe aus dem Kálfsflokke des Biörn Gullbrarskalld, Cap. 243 von den Veranlassungen, warum die Bändor (Bauern) gegen ihn murrten, etwas weniger umständlich als in der Magnúss Saga Gódha Cap. 16, dagegen wieder ganz gleich Cap. 244 mit Cap. 17 d. M. S. G. Sighwat machte den Flokk, den er nannte Bersöglis vísor (Baarsagels-Weisen, carmen libere loquentis), und hebt er sie zuerst um das (an), daß ihm deuchte der König zu hart gegen die Bändor, und das, daß sie drohten, zu erheben Unfrieden wider den König, nun acht Strophen aus diesem Gesange, und dann Erzählung, wie der Magnus auf diese Erinnerung die Gesetze in Thrandheim gibt, die Grágás (s. d. Art.) geheißen sind, und ein beliebter König wird, Cap. 245—247 dann kürzer und ohne Strophe von den Mishelligkeiten zwischen dem Könige Magnus dem Guten und dem Dänenkönige Hórdha-Knut, von dem, wie nach dessen Tode Magnus das Königthum in Norwegen nimmt, und nach Windland (Wendenland) fährt, und Jómsborg verbrennt, Cap. 248 dagegen ebenso umständlich, als die M. S. G, Cap. 27—29 von der Schlacht, welche König Magnus von seinem Schwager Herzog Otto von Sachsen unterstützt, gegen ein unermeßliches Heer von Wenden auf der Hlyrskogsheidi unfern von Heidabár gewinnt, und auch die beiden Strophen von Arnor Jarlaskalld, denn diese Umständlichkeit erscheint gehörig gerechtfertigt, da in der Nacht vor der Schlacht der heilige Olaf im Traume erscheint, und seinem Sohne Muth einflößt, sich vor dem großen Heere der Heiden nicht zu fürchten. Der König erfreut sehr durch die Erzählung seines Traumes seine Mannen, und man hört auch den Laut der Glocke, die König Olaf der Clemenskirche zu Nidaros gegeben hatte. Snorri sucht sonst alle legendenartigen Erzählungen, so viel als möglich zu vermeiden, aber er stand doch, was auch nicht war, ganz über seine Zeit erhaben, und ist auch ein zu frommer Christ im Geiste des Mittelalters, als daß er an den Wundern des heiligen Olaf hätte zweifeln sollen. Doch trägt er nur die allgemein gültigen als Geschichte vor, die andern bezeichnet er entweder als Sage oder hat sie gar nicht in sein großes Geschichtswerk aufgenommen. Überdies ist manches Wunder des heiligen Olaf erst später in Snorri's Geschichtswerk eingeschoben worden. So hat Cod. E. 56. u. 57. Cap. der Haralids Saga Hardrada nicht, und andere Handschriften andere von Wundern handelnde Capitel in den Sögor der Heimskringla nicht. Capitel 249 der Olaf's Saga Helga (Cap. 56 u. 57 der Haralids Saga Hardrada in der Heimskringla) handelt von den Raubfahrten des Guthorm's, des Sohnes Ketil's Kalf's, in Irland, seinen Händeln mit dem Irenkönige Margad, und dessen Fall dadurch, daß Guthormr Gott und den heiligen König Olaf seinen Blutsfreund um Beistand anruft, Cap. 250 (Cap. der Hakonar Saga Herdabreids) von dem wunderbaren Siege der Wäringer, welche dem Kaiser Kyrialax[30]) (Alexis) von Griechenland dienten, als dieser eine Heerfahrt nach Blakumannaland (Walachenmännerland) unternahm, und auf Pezinawallir (den Gefilden der Pezinen, Patzinaken) durch ein gewaltiges Heer der Heiden in der Schlacht so bedrängt wird, daß die Griechen flohen. Die 500 Wäringar verheißen eine Kirche in Miklagardh (Constantinopel) dem heiligen Olaf zu Ehren zu erbauen, und richten nun unter den Heiden die furchtbarste Niederlage an. Blos der Cod. K. der Olaf's Saga Helga fügt hinzu, wie der König (Kaiser) nach seiner Heimkehr die von den Wäringen verheißene Kirche der heiligen Jungfrau und dem heiligen Könige Olaf bauen läßt, und die Wäringar große Schätze zur prächtigen Ausstattung der Kirche zusammenlegen, Cap. 251 (Cap. 59 der Haralids Saga Hardrada) handelt von dem Grafen in Dänemark, der das Olafsfest nicht heilig halten will, und blind wird. In der Heimskringla steht noch wahrscheinlich als späterer Zusatz: Seitdem ist die Olafsmessa (das Olafsfest) allezeit gehalten worden in Dänemark. Diesen Zusatz haben in der Einzelschrift der Olaf's Saga Helga blos die Handschriften F, G u. S. Capitel 252 (Cap. 59 der Haralids Saga Hardrada) ist gewidmet dem Wunder, das Olaf der Heilige an einem Krüppel in der Olafskirche zu London thut. Der erste Theil von 258 (Cap. 37 d. M. S. G.) enthält Geschichtliches über König Magnus, Thorfinn und Rögnwalld, die Jarlar von Orkney nebst einer Strophe

29) Wir verstehen darunter immer die Snorri'sche in der Heimskringla, nicht die in den Fornmanna-Sögur T. VI.

30) Gleichsam Κύριος Ἀλέξιος.

von Biörn Gullbrarskald, in Betreff des Aufenthalts Kalf's Armarson's bei dem Jarl Thorfinn, und hat mit der Geschichte Olaf des Heiligen diesen Zusammenhang: Rögnwalld deuchte sich zu haben zwei Theile der Lande, sowie Olafr der Heilige gab Brusi'n, seinem Vater, und Brusi gehabt hatte seine Tage über, und hat also keine Beziehung auf Olaf als Heiligen, sondern ist ein Rückblick auf seine politische Geschichte. Der zweite Theil des Capitels handelt davon, wie König Magnus und sein Nachfolger Haralldr Sigurdarson das Heiligthum Olaf's pflegen (vergl. **Hakonar Saga Herdabreids.** Cap. 15), und wie der heilige Olaf Haralld'en, als er auf Solundir (jetzt **Yttre-** und **Indre-Sulen** vor Sogn) im Traume erscheint, und die Weise singt: **Gramr vo fraeyr til fremdar.** In der Heimskringla steht diese Weise Cap. 85 der Haralld's Saga Hardrada. Cap. 254 der Olaf's Saga Helga Cap. 6 der Olaf's Saga Kyrra, handelt davon, wie König Olaf Kyrri in Nidaros dem heiligen Olaf eine Kirche bauen läßt, und von den Wundern, die dabei geschehen. Capitel 255 (Cap. 7 der Olaf's Saga Kyrra) ein Wunder, durch den Schrein des heiligen Olaf's, fehlt aber im **Cod. E.** der Heimskringla (vergl. d. Art. **Olafs Saga Kyrra** hier in diesen Nachträgen). Capitel 256 u. 257 (Cap. 23 u. 24) Wunder mit dem Feuerverlöschen zu Nidaros und Heilung einer gichtbrüchigen Frau. Aber in der Heimskringla ist es blos aus dem **Codex** genommen, welcher der Peringskioldischen Ausgabe zu Grunde liegt, also späteres Einschiebsel, sowie auch andere von den Wundern; hieraus erhellt, daß Snorri Sturleson in Aufnahme der Wunder des heiligen Olaf's sich sehr gemäßigt hatte, und die meisten derselben erst später in sein großes Geschichtswerk und die Olaf's Saga Helga als Einzelschrift geschoben wurden. Gleiche Bewandtniß hatte es Cap. 258 d. E. Schr. (Cap. 38 der **Saga Sigurdi Jorsalafari, Eysteini ok Olafi**) mit dem Wunder des heiligen Olaf an einen jungen Dänen, den die Heiden fangen und nach Windland (Wendenland) bringen. Das legendenartige Mährchen hat in der Heimskringla nur **Cod. B**, mit welchem die Handschrift bezeichnet wird, welcher Peringskiold folgte, welche aber nur in dessen Drucke bei der großen Ausgabe benutzt werden konnte, sodaß man nicht einmal weiß, ob nicht erst in neuerer Zeit diese, und die obigen Wundererzählungen aus den an Einschiebseln reichen Handschriften der Einzelschrift in die Heimskringla gekommen ist. Man muß annehmen, daß Snorri nur solche Wunder des heiligen Olaf in sein großes Geschichtswerk aufgenommen hatte, welche theils in den Gang der norwegischen Geschichte eingriffen, oder eingegriffen haben sollen, oder sonst sehr berühmt waren [31]). Capitel 259 der Olaf's Saga Helga handelt von dem Wunder des heiligen Olaf an Kolbein, welchem Thora, die Mutter des Königs Sigurd's, des Jerusalemfahrers, hatte die Zunge ausschneiden lassen nebst einer Strophe von Einar Skulason (s. d. Art. **Olafs Drápa Helga No. B** hier in diesen Nachträgen). In der Heimskringla in der **Saga af Sigurdi Jorsalafara** steht dasselbe, aber der **Cod. D** hat es nicht, woraus sich mit Sicherheit schließen läßt, daß es erst später in Snorri's großes Geschichtswerk eingeschoben worden ist. So auch das 24. Capitel seiner Saga af Sigurdi, Inga und Eystein (Cap. 260 der Olaf's Saga Helga) die Erzählung von dem Wunder des heiligen Olaf an dem von den Wenden gefangenen Haldor. Das 261. und letzte Capitel der Olaf's Saga Helga im **Cod. A** handelt von Verstümmlung eines Priesters und Wiederherstellung desselben durch den heiligen Olaf. In der Heimskringla, **Saga af Sigurdi, Inga ok Eysteini** steht die Erzählung von den Wundern des Königs Olaf an dem Priester Rikard auch, aber nur im **Cod. B** und ist also ein späteres Einschiebsel. Nehmen wir alle diese und jene von uns bemerkbar gemachten spätern Einschiebsel aus Snorri's großem Geschichtswerke heraus, so enthält es nur sehr wenig von Olaf's Wundern, und er übt zwar dabei meistens eine ganz gedrängte Darstellung aus. Herausgegeben ist die Olaf's Saga Helga in der Urschrift: A) in der Heimskringla; 1) von Peringskiold (1. Bd. S. 374—830); 2) von Schöning, den ganzen zweiten Band der großen Ausgabe der Heimskringla füllend. B) Als Einzelschrift in den von der königlichen Gesellschaft für nordische Alterthumskunde herausgegebenen **Fornmanna-Sögur.** 1. Bd. (Kopenhagen 1829) S. 1—386. 2. Bd. S. 1—154. Auch unter dem besondern Titel: **Saga Olafs Konúngs hins Helga; Eptir gömlom skinnbökum útgefin ad tilhlutum hins konúngliga Norraena Fornfraedha Fèlags. Fyrri Deild. Haupmannahöfn 1829. Sídhari Deild 1830.** Zu Grunde liegt eine Handschrift, welche mit **A** bezeichnet ist. Man hat sie gewählt, weil sie mit Ausnahme des letzten Blattes vollständig und die reichste war. Da aber dieser Reichthum, wie wir beiläufig gesehen haben, in spätern Einschiebseln besteht, so ist sie zur Grundlegung nicht ganz passend. Auf der andern Seite haben auch die andern Handschriften viele Einschiebsel, von welchen der **Cod. A** frei ist, sodaß sehr lehrreich ist zu sehen, wie die Sagen, von welchen Snorri nichts hat, nach und nach in sein Geschichtswerk eingeschwärzt worden sind. Bei der Ausgabe ist jedesmal bemerkt, was die übrigen Handschriften nicht haben. Es sind nämlich noch viele [32]) und bis auf eine sämmtlich Pergamentcodices mit dem **Cod. A** verglichen, und ihre Varianten unter den

---

31) Zu einem solchen sehr berühmten Wunder, welche Snorri in sein großes Geschichtswerk aufgenommen hat, ohne daß es in den Gang der norwegischen Geschichte eingreift, rechnen wir das Wunder mit dem Schwerte des heil. Olaf in Griechenland. Snorri hat dieses in der Heimskringla in der Saga af **Hokoni Herdabreid** Cap. 21. S. 407, 408, die Olaf's Saga Helga als Einzelschrift hat es schon Cap. 230. 2. Bd. S. 110—220 unmittelbar nach der **Glaelúngs-Quidha.** Über das Wunder mit Olaf's Schwerte s. den Art. **Olafs Drapa Helga Nr. B** hier in diesen Nachträgen.

32) Nämlich außer dem **A** sind eilf Nummern mit **B, C, D, E, F** (d. h. **Flateyarbók**), **G, H, I, K, L** und **S** bezeichnet. Unter diesen eilf Nummern finden sich drei Fragmente. Herausgegeben ist also die Olaf's Saga Helga als Einzelschrift, die Handschrift, welche zu Grunde gelegt worden ist, vor allen gerechnet, nach acht Pergamenthandschriften, einer Papierhandschrift und nach Bruchstücken von drei Pergamenthandschriften.

Text gesetzt worden. Die Handschrift, welche zu Grunde gelegt worden ist, ist kaum vor dem Ende des 14. oder Anfange des 15. Jahrh. geschrieben, und ist derselbe, welcher auch der Ausgabe der Olaf's Saga Tryggvasonar in den **Fornmanna-Sögur** zu Grunde liegt. Vorzüglich die Handschriften, von denen nur Bruchstücke auf uns gekommen, sind früher als der **Cod. A** geschrieben [33]). Übersetzt ist die Olaf's Saga Helga A) Dänisch: 1) die in der Heimskringla; a) ziemlich frei [34]) von Peder Claussön und herausgegeben von Oluf Worm in Snorre Sturlesön's Norske Kongers Chronica (Kopenh. 1633 in 4.), und wieder vom Buchdrucker Godiche im J. 1750 in 4. b) Von Jon Olassen, wobei die Claussön'sche Übersetzung, wo es anging, zu Grunde gelegt ist, im zweiten Bande der großen Ausgabe der Heimskringla. c) Von N. F. S. Grundtwig in Snorri Sturlesön's Norges Konge Krönike fordanskeit &c. d) Von Rafn, in der von der königlichen Gesellschaft für nordische Alterthumskunde herausgegeben Oldnordiske Sagaer. 4. u. 5. Bd. B) Schwedisch in der Heimskringla von Gudmund Olafsson. C) Lateinisch: 1) In der Heimskringla; a) von Peringskiold sehr frei. b) Besser von Schöning, aber durch zu große Eleganz den nordischen Geist auch zu sehr verwischend. 2) Als Einzelschrift von Biörn Egilsson auch mit großem Fleiße, aber weniger elegant, und deshalb im Ganzen vorzuziehen im 4. u. 5. Bd. der **Scripta Islandorum historica**, auch unter dem besondern Titel: **Historia Regis Olavi Sancti ex vetere sermone latine reddita et apparatu critico instructa, curante societate regia antiquitatum Septentrionalium. Pars prior. Opera et studio Sveinbjörnis Egilssonii, collegae scholae Bessastadensis** [35]) **in Islandia. Hafniae 1833. Pars posterior 1833.** Die Handschrift Fagurskinna stimmt in einigen einzelnen Stellen fast wörtlich mit Snorri überein, aber sie ist im Ganzen viel kürzer. Inzwischen hat dieser Coder verschiedene Zusätze, z. B. Cap. 28, 168 einen prosaischen Auszug von Eyolf Dadaskald's Bandadrapa, einige Verse von Sighwat und Thorarinn Loftunga, und etwas ausführlichere Bemerkungen über die Regierung Swein's Alfifuson's, wo es heißt, daß Swein ein schönes Äußere hatte, nicht übelgesinnt war, sondern daß der Einfluß der Mutter ihn sehr verderbte. Sie erzählt auch Verschiedenes über die Reise des Königs Knut nach Rom. An einigen Stellen weicht sie von Snorri's Bericht in kleinen Umständen ab, z. B. C. 39, 170. Sie setzt Hördhaknut's Ausrufung zum Könige in Dänemark früher und des Jarls Ulf darauf folgende Erschlagung viel später. Hieraus folgert man [36]), daß der Verfasser der Handschrift auch nicht in der Lebensbeschreibung dieses Königs Snorri'n epitomirt haben könne, sondern im Gegentheil, daß Snorri wahrscheinlich diese Handschrift oder deren Quelle benutzt habe. Wir sind anderer Meinung, und nehmen aus triftigen Gründen im Verfasser der **Fagurskinna** einen Epitomator des großen Geschichtswerks Snorri's an, der sich nicht streng an Snorri anschloß, sondern von ihm abwich, wenn er glaubte, daß er hierzu Gründe an einen Epitomator, der nicht blos Snorri's Werk, sondern auch noch andere Schriften vor sich hatte. Wäre der Verfasser der **Fagurskinna** oder seine Hauptquelle früher als das Snorri'sche Geschichtswerk, so hätte man sehr unrecht gethan, wenn man die **Fagurskinna** nicht vor allem herausgegeben hätte. Den Gegensatz zur Fagurskinna macht die **Flateyarbók** [37]), jene gibt meist nur einen Auszug aus Snorri's Geschichtswerke, diese nimmt alle Sagen und alle Geschichten, welche einen auch nur entfernten Zusammenhang mit den Hauptgegenständen haben, in sich auf. Sie ist auch in der Olaf's Saga Helga noch weit umfangreicher, als Snorri's Darstellung sowol dadurch, daß sie lange Episoden aufnimmt, als die **Fóstbraedrasaga**, den **Tháttr Eymundar ok Olafs konúngs**, den **Tháttr Styrbjarnar Svíakappa**, den **Tháttr Tóka Tókasonar**, den **Tháttr Eindridha ok Erlings**, von welchen manche kaum mit Olaf's Leben in Verbindung stehen, als auch dadurch, daß sie viele kleine Züge und verschiedene Begebenheiten hinzufügt, welche sich bei Snorri nicht finden. Aber hiermit ist, wie man annimmt, noch nicht das genetische Verhältniß zwischen den **Flateyarbók** und der **Heimskringla** bestimmt, indem man auf der einen Seite bei jeder Hinzufügung in der **Flateyarbók** sich einen guten Grund denken kann, warum Snorri, auch wenn er die Erzählung gekannt, sie doch übergangen hat, entweder weil sie zu umständlich [38]) war, oder nicht zuverlässig, oder etwas enthielt, was mit der Anständigkeit stritt, welche Snorri in seinem Werke stets beobachtet. Auf der andern Seite kann man sich denken, und dieses ist, wie wir selbst mit triftigen Gründen annehmen, das Wahrscheinlichste, daß Snorri's einfacher Vortrag mit allerhand spätern Zusätzen ausgeschmückt ist. Nur an zwei Stellen, fährt man in der Untersuchung fort, könnte man Spuren zu finden scheinen, daß die Darstellung im **Flateyarbók** später sei, als die Snorri's. Die eine ist, wo Sighwat's Verse über seine Fahrt nach Schweden in Gesellschaft mit dem Stallari Biörn von Snorri angeführt werden, nach=

33) S. das Nähere über die Handschriften im Formáli zur Ausgabe der Olaf's Saga Helga als Einzelschrift. S. 1—26. Vergl. die lateinische Übersetzung in Scripta historica Islandorum de rebus veterum Borealium latine reddita et apparatu critico instructa, curante societate regia antiquitatum Septentrionalium. Vol. IV. Historiae Regis Olavi Sancti Pars prior p. VII—X. Über die Handschriften, nach welchen die Olaf's Saga Helga in der Heimskringla herausgegeben ist, s. F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 1. Bd. S. CLXVIII—CLXXIII. 34) S. dens. S. CLXXXII. 35) Bessastadir war eins der Landgüter Snorri Sturleson's s. F. Wachter a. a. O. S. XCIII.

36) P. E. Müller, Untersuchung über Snorri's Quellen. S. 303. 37) Eine ausführliche Beschreibung der Flateyarbók findet sich im Formáli zur Olaf's Saga Helga in den Fornmanna-Sögur p. 6—15. 38) So nach P. E. Müller S. 303, doch die zu große Umständlichkeit konnte für Snorri'n kein Grund sein, sie hinwegzulassen, da er nicht nur Meister in umständlicher, sondern auch in gedrängter Darstellung ist, wenn es sein Zweck erfoderte. Müller dagegen und die ihm folgen nehmen Snorri'n nicht sowol als Darsteller an, sondern blos als einen, der die verschiedenen schon schriftlich vorhandenen Sögor in ein Buch zusammenschreiben läßt, und dabei nur ausscheidet, was ihm nicht zweckmäßig scheint.

dem er Biörn's glückliche Ankunft zu den Schweden gemeldet (Cap. 70 d. H., Cap. 70 d. E. Schr.) hat; in der **Flateyarbók** ist sie dagegen, wie man nämlich ohne Grund annimmt, passender in die Reise selbst eingewebt, welches wie eine Verbesserung aussieht. Das andere ist, daß das Stück von der Geschichte der Orkneyinger (**Orkneyinga-Saga**), welche Snorri in die Lebensgeschichte Olaf's des Heiligen aufgenommen hat, auch in der **Flateyarbók** sich findet, aber mit Hinweglassung des Einganges (Cap. 99—102 d. H., Cap. 91 d. E. Schr), welcher die ältere Geschichte der Orkneyar betrifft. Auf der andern Seite wird es, wie man annimmt, von der ganzen Beschaffenheit der **Flateyarbók** wahrscheinlich gemacht, daß auch nicht in dem Theile desselben, welcher Olaf's des Heiligen Geschichte angeht, Snorri's Werk zu Grunde gelegt ist. So nach P. E. Müller. Nach unserer Ansicht dagegen liegt der Olaf's Saga Helga in der **Flateyarbók** die Snorri'sche Arbeit zu Grunde, nämlich seine Arbeit in der Einzelschrift, wie wir sie oben betrachtet haben. Diese Einzelschrift hat der Verfertiger der **Fláteyarbók** so erweitert, wie sie sich in dieser großen Sammlung findet. Folgendes findet auch P. E. Müller unzweifelhaft, daß nämlich der Priester Jon Thordarson, der gegen das Ende des 14. Jahrh. die **Flateyarbók** verfertigte, die Geschichte Olaf's des Heiligen auf dieselbe Weise behandelt hat, als die Geschichte Olaf's Tryggvason's, indem er sie vergrößerte durch eine Menge größerer und kleinerer Erzählungen, welche eingeschoben wurden, wo Anlaß dazu zu sein schien; aber diese Stücke, welche bisweilen ihre eigenen kleinen Einleitungen haben, unterscheiden sich kenntlich genug von den vielen Zusätzen, welche in der Erzählungen eigenen Gang eingewebt sind; und gleichwie wir die in der Geschichte Olaf's Tryggvason's die später eingeschobenen Episoden von Oddur's und Gunlög's zusammenhängender Erzählung unterscheiden, welche ausführlicher als die Snorri's war, so scheint man sich veranlaßt zu derselben Verfahrungsart bei Beurtheilung der Olaf's Saga Helga. Die wenige Sorgfalt, mit welcher der genannte Priester die Episoden mit der übrigen Geschichte zu verbinden wußte, beweiset hinlänglich, daß er es wenigstens nicht war, der auf diese Weise die Schilderungen ausgemalt und die Gespräche verlängert hat. So nach P. E. Müller, welcher daraus beweisen will, daß Olaf's des Heiligen Lebensgeschichte in den **Flateyarbók** von Snorri unabhängig sei. Diese Ausmalungen und diese Erweiterungen der Gespräche schreiben wir allerdings auch nicht dem Priester Jon Thordarson zu, sondern sie sind nach unserer Ansicht Werke der verschiedenen Abschreiber der Olaf's Saga als Einzelschrift, ähnlich wie sich z. B. in Teutschland die Abschreiber der teutschen Gedichte des Mittelalters erlaubten, Partien, welche ihnen besonders gefielen, weiter auszuführen [39]). Erlaubte man sich dieses schon in Versen, wie viel leichter noch in Prosa. Daß die Olaf's Saga Helga von der **Flateyarbók** von Snorri unabhängig sei, schließt Müller auch daraus, daß sich in der **Flateyarbók** nicht blos Zusätze zu Snorri's Berichten finden, sondern auch Abweichungen von diesen. Olaf's zehntes Regierungsjahr nach Snorri Cap. 129 S. 198 der Heimskringla, Cap. 119. 1. Bd. S. 273 ist in der Col. 434 der **Flateyarbók** (sowie auch schon im Cod. C. der Einzelschrift aus dem Anfange des 14. Jahrh.) das eilfte geworden, und das dreizehnte bei Snorri Cap. 146. S. 232 d. H., Cap. 132 d. E. Schr., in der **Flateyarbók** (Col. 434) das zehnte. Die Cod. C, D und L der Einzelschrift haben das achte. Man mußte also annehmen, daß nicht einmal die Handschriften der Einzelschrift aus einer Quelle geflossen seien. Wir schließen daher hieraus nur, daß die Verfertiger der Handschrift nicht streng Abschreiber waren, sondern sich Abweichungen erlaubten, wenn sie solche für gut fanden. Einer der Gründe, aus welchen Müller die **Flateyarbók** als unabhängig von Snorri annimmt, ist auch: Die **Flateyarbók** läßt (Col. 498) Thormod'en Kolbrunarskald sich zu Dag Hringsson begeben. Snorri (Cap. 247. S. 378 der Heimskringla, Cap. 218. 2. Bd. S. 93 d. E. Schr.) erzählt, wie Thormodr an den Wunden stirbt, und sagt dann: und schließt (es) da von Thormod'en zu sagen. Durch diese Bemerkung deutet Snorri, da bei ihm nichts Müßiges ist, aller Wahrscheinlichkeit nach auf jene Sage hin, nach welcher Thormodr mit dem Leben davon kommt. Aus diesen und den obigen Abweichungen schließen wir, daß sich der Verfertiger der **Flateyarbók** nicht völlig unabhängig von Snorri zeigt, nehmen aber, da sie auch so vieles von Snorri's Arbeit enthält, mit Sicherheit an, daß der Olaf's Saga Helga in der **Flateyarbók** die Snorri'sche Olaf's Saga Helga im Ganzen zu Grunde liegt, und zwar die Einzelschrift dieser Lebensgeschichte, welche wir oben betrachtet haben. Im zweiten Theile der Einzelschrift der Olaf's Saga Helga finden sich herausgegeben S. 155 fg.: **Vidhraukar vidh Olafs sögu helga, er hin handritin hafa helzta umfram adhalskinnbókina**, und zwar A) fünf Capitel, welche die **Flateyarbók** nach dem 34. Cap. des Cod. A einfügt, und von denen die beiden letzten sich zwar auch im 36. u. 37. des Cod. A finden, aber nicht in so ausführlicher Darstellung. 1) König Olaf kam nach England und gewann **Lundúnaborg**, S. 155—157. 2) Von den Gesprächen des Knut's und Bischofs Sigurd, S. 158—160. 3) Von des Königs Olaf Fahrt nach Fatlaffiörd, S. 160—162. 4) König Olaf erlegte eine **Margygr** (Meerriesin), S. 162—164. 5) König Olaf erschlug den Eber in dem Walde, S. 164 u. 165. Die Herausgeber und Übersetzer nehmen an, daß Cod. A von beiden Mährchen einen Auszug gebe; uns scheint die **Flateyarbók** vielmehr eine erst später erweiterte Darstellung zu liefern. B) Nach dem 37. Cap. im Cod. A fügt die **Flateyarbók** einen Theil eines Capitels und zwei Capitel ein. 1) Wie König Olaf in England in Audhafurda

39) Man s. z. B. Hartmann's von der Aue, Der arme Heinrich. Aus der strasburgischen und vaticanischen Handschrift herausgegeben und erklärt durch die Brüder Grimm (Berlin 1815), wo die vaticanische Handschrift häufig reicher an Zeilen ist z. B. S. 42, 82, 85, 94, 99, 103, 104, 117, 120, 131, 132, aber doch ist sie auch einmal kürzer, nämlich S. 50. Ähnlich muß man schließen, verfuhren auch die Handschriftenverfertiger des Nordens.

die 16. Schlacht, und dann westlich in dem Lande, in der Stätte, wo es auf Walland[40]) heißt, die 17. hat, und dann nach Austrweg (Ostgegend, insbesondere Esthland, Livland und Kurland) fährt, und nun kommt eine Erzählung von einer Spákona (Weissageweib). Diese Erzählung steht in der von uns oben betrachteten Einzelschrift Cap. 28. 1. Bd. S. 46. In der Heimskringla findet sie sich nicht, und gibt sich auch als ein späteres Einschiebsel kund, sowie auch die darauf folgenden Cap. 29 u. 30. S. 46—48, welche auch mährchenhaften Inhalts sind, und sich in der Heimskringla nicht finden. 2) König Olaf machte den Königssund und kam so fort, S. 166—168. 3) König Olaf fuhr gegen den Jarl Swein, S. 168 u. 169. C) Die Flateyarbók fügt dieses Stück hinein in das 55. Cap. des Cod. A nach den Worten auf der Seite 97: ok bjuggust vel um, enthält einen Zusatz zu der Beschreibung der Schlacht von Nes, S. 169 u. 170. D) Aus der Flateyarbók die Stelle, wo Styrmir angeführt, und eine Strophe angeblich von Sighwat angebracht ist, wovon wir oben gehandelt haben. E) Ein Stück, welches die Flateyarbók zwischen Cap. 88 u. 89 des Cod. A einfügt: Othin kam sich als solchen verhehlend und mit Betrügereien zu König Olaf S. 171—172. F) Ein Stück, welches die Codices H, K und S. dem 109. Cap. des Cod. A. S. 250 nach den Worten beiddist at gánga á hönd Olafi konúngi einfügen. In der Flateyarbók steht es im Anhange, welcher angeblich aus einer Lifslaga Olafs hins Helga von Styrmir genommen ist; enthält wie Ottar Swarti ein Minnelied (mannsaungsdrápa) auf Astrid, die Tochter des Schwedenkönigs Olaf, gemacht hat, und deshalb vom König Olaf Haralldsson ins Gefängniß geworfen wird, und nun folgen mehre Auftritte, in welchen Ottar Swarti, Sighwat und auch König Olaf selbst Weisen singen (S. 173—178), von der ganzen Erzählung hat Snorri nicht eine Andeutung, und von den vielen Weisen nicht eine einzige. H) Ein Stück, welches die Cod. L. und K. zwischen 117 und 118 des Cod. A einfügen. Die Flateyarbók schiebt es erst dem 85. Cap. des Cod. A ein und stellt es[41]) in dem sogenannten Styrmir'schen Anhange an die Spitze des 6. Cap.; Cod. H schickt es dem 119. Cap. des Cod. A voraus, enthält reine Sage von König Olaf und Sighwat und eine Weise, welche dieser gesungen haben soll. I) Ein Stück, welches Cod. L nach dem 134. Cap. im Cod. A einfügt, handelt von der Prachtliebe Stein's hin Prudi (Elegans) S. 180, 181. K) Ein Capitel, welches Cod. H nach dem 134. Cap. des Cod. A und Cod. K nach dem 129. Cap. des Cod. A eingefügt. In der Flateyarbók bildet es das vorletzte Capitel des sogenannten Styrmir'schen Anhanges und in gedrängterer Darstellung. Es handelt davon, wie König Olaf das Volk an einem Festtage übersetzt, damit es in die Kirche zu Nidaros gehen konnte, da der Fährmann gegangen war, die Messe zu hören, S. 181, 182. L) Ein Capitel, welches Cod. L nach dem 153. Cap. des Cod. A hinzufügt. In der Flateyarbók steht es weitläufiger zwischen Cap. 88 und 89, ist gewidmet dem angesehenen Manne Sigurd Akason S. 182—186. M) Drei Capitel, welche die Flateyarbók zwischen dem 157. und 158. Cap. des Cod. A einschiebt: 1) Der König redete mit einem Fischer gemeiner Abkunft (konúngr taladhi vidh fiskikarl) S. 186, 187; 2) Björn empfängt Geld von den Sendmännern Knut's S. 187—189; 3) Björn kommt zu König Olaf, S. 189, 190. N) Ein Capitel, welches die Flateyarbók nach dem 161. Cap. des Cod. A hinzufügt, erzählt, wie Olafr Knut's Sendmänner, welche Geld unter die Lendir Menn (belehnten Mannen, Lehnbarone) vertheilten, zwar gefangen bekommt, aber im Frieden entläßt. O) Ein Capitel, welches Cod. L. nach dem 177. Cap. des Cod. A, und die Cod. K und H nach dem 127. Cap. des Cod. A, und die Flateyarbók nach dem 90. Cap. des Cod. A einschieben. Die Flateyarbók hat es in etwas kürzerer Darstellung. Es handelt von der Hoffart des Königs Knut, S. 191—195. P) Ein Capitel, welches der Cod. L nach dem 178. Cap. des Cod. A und die Cod. B, D, H und K und die Flateyarbók nach dem 179. Capitel des Cod. A einschalten, erzählt von dem, wie König Olaf große Bekümmerniß trug. Q) Ein Capitel, welches die Flateyarbók anstatt des 185. Cap. des Cod. A hat. Letzteres hat nämlich nichts Wunderbares, sondern Snorri handelt einfach davon, wie das Kriegsvolk des Schwedenkönigs zum Könige Olaf stößt. Die Flateyarbók schmückt diese Heerreise mit einem Wunder aus und mit einem Gespräche zwischen dem Könige Olaf und dem Bischofe Sigurd. R) Ein Capitel, welches die Flateyarbók zwischen dem 189. und 190. Cap. des Cod. A einschiebt, handelt vom Zusammentreffen des Königs Olaf und Kalf Arnason's, S. 197, 198. S) Ein Capitel, welches der Cod. K nach dem 189. Cap. des Cod. A und die Flateyarbók nach dem 191. Cap. des Cod. A einfügt, erzählt, wie Wein aus Wasser ward, S. 199, 200. T) Ein Capitel, welches die Flateyarbók nach dem Cap. 192 des Cod. A hat, anstatt dessen zum Besten gibt, was im Cod. A. von den Worten auf S. 194 des 1. Bandes: Leitatadhi Astrídhr spakliga eptir, bis zu den Worten auf S. 196: Ok kom that upp af tali theirra hat. Schon im Cod. A findet sich erweitert und ausgeschmückt, was in der Heimskringla Cap. 94 von dem Feste der Hochzeit des Königs Olaf erzählt wird, und Olaf singt eine Weise, von welcher Snorr nichts weiß. In der Flateyarbók singt Olafr diese Weise etwas verändert, und noch eine dazu. Sie preisen Ingireden. Wären sie echt, so erhielten wir zu dem königlichen Minnesänger des Nordens, Haralld Hardradi[42]),

40) Hier also Wallis (Wales), ein deutliches Zeichen, daß es ein späteres Einschiebsel ist. Zu Snorri's Zeit nannten die Nordmannen Wales Bretland, Britland, aber nicht Britannien überhaupt, und verstanden unter Walland (Gallien, Frankreich), s. F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 1. Bd. S. 221. 2. Bd. S. 9, 10. 41) Nämlich so weit es auch der Cod. A hat. Die Flateyarbók bietet nämlich an der ersten Stelle auch noch eine Erzählung, welche in dem sogenannten Styrmir'schen Anhange und Cod. H fehlt, und in der Ausgabe 2. Bd. S. 179, 180 unter den Text gesetzt ist.

42) S. dessen Weisen bei Snorri, Heimskringla, Sage von

noch einen andern, nämlich den König Olaf den Heiligen. Auf obige sind noch zwölf theils größere, theils kleinere Stücke aus der **Flateyarbók** und den verschiedenen andern Handschriften S. 201—225 herausgegeben, Stellen und Partien, welche sich im **Cod. A** größtentheils gar nicht, theils etwas anders gestaltet finden. Wir führen sie, ungeachtet auch ihre Betrachtung sehr lehrreich sein würde, hier nicht besonders auf, und hoffen schon durch die Stellen und Stücke, welche wir besonders angegeben, gezeigt zu haben, wie sehr die irren, welche annehmen, Snorri's Arbeit habe nicht im Sammeln zu seinem Geschichtswerke und Abfassen desselben, sondern blos im Ausscheiden dessen bestanden, was er aus einem schon in ganzer Vollständigkeit vor ihm liegenden Geschichtswerke nicht habe aufnehmen wollen. Selbst der **Cod. A** hat viele Einschiebsel, welche sich in der Heimskringla nicht, und einige, welche sich auch in den andern Handschriften der Einzelschrift nicht finden. Diese Handschriften haben dagegen wieder viele Einschiebsel und Zusätze, welche der **Cod. A** nicht hat. Mehrere dieser Einschiebsel stehen in den verschiedenen Handschriften an verschiedenen Stellen. Aus allem diesem läßt sich schließen, daß diese Dinge nach und nach von den verschiedenen Abschreibern in Snorri's Arbeit eingeschoben worden sind, und daß Snorri nicht eine große Ursage vor sich gehabt habe, in welcher alle diese Dinge gestanden, und er sie in seiner Arbeit nur ausgeschieden habe. Wäre eine so große Ursage vorhanden gewesen, so müßten die verschiedenen Handschriften der Einzelschrift sämmtlich sämmtliche Einschiebsel und Zusätze darbieten und sie an einer und derselben Stelle haben. Zusätze nennen wir hier die Hinzufügungen, welche die **Flateyarbók** und andere Handschriften an dem Ende der ganzen Olaf's Saga Helga haben, und da stehen, wo **Cod. A** schon geschlossen hat. Vorzüglich Erzählungen von Wundern sind noch hinzugesetzt worden. S. 225—242 ist der sogenannte Styrmir'sche Anhang herausgegeben worden, doch nicht in seiner Vollständigkeit, nämlich die Stücke, welche außer der **Flateyarbók** auch andere Handschriften hatten und aus ihnen weiter oben herausgegeben sind, werden hier nicht noch einmal besonders wiederholt. Äußerst merkwürdig ist der Eingang zu diesem Anhange: Diese kleinen Artikel (**thessir smáir artículi**), welche hier zusammengelesen sind, stehen in der **Lifssaga** (Lebensgeschichte) des Königs Olaf des Heiligen Haralldson's selbst, in derselben, welche der Priester Styrmir der Weise zusammengesetzt hat, obgleich sie nicht so völlig geschrieben seien (sind)[43]) hier vorn in diesem Buche; darüber kann sich niemand wundern, obschon vieles niederliege (niederliegt)[44]) ungeschrieben, solches, was sich hat zugetragen seine Tage über, sowie dieser herrliche Strahl kam weit vor in den Nordlanden, dort, wo damals ward heiliger das Christenthum und der Kirche Recht größer zur Freiheit und Sicherheit mehr als zuvor. Wie kommt der Verfasser dieser Stelle dazu zu sagen, daß man sich nicht wundern solle, daß noch vieles von Olaf's Geschichte nicht niedergeschrieben? Hatte er wirklich eine **Lifssaga hins heilaga Olafs konúngs Haraldssonar** von Styrmir vor sich, was veranlaßt ihn zu bemerken, daß noch vieles von Olaf's Geschichte ungeschrieben sei? Die Lifssaga Olaf's von Styrmir war ja geschrieben. Man könnte annehmen, er setze die Lifssaga Olaf's der andern Olaf's Saga Helga entgegen, die in der **Flateyarbók** steht, und der Verfasser des Eingangs zu den kleinen Artikeln nehme an, diese sei früher verfaßt worden, als die Styrmir'sche. Aber dann müßte es heißen: Niemand kann sich darüber wundern, da damals noch vieles ungeschrieben niederlag, als der Priester Styrmir seine Geschichte Olaf's des Heiligen verfaßte. Aber der Verfasser der Stelle nimmt an, daß noch zu seiner Zeit vieles ungeschrieben niederliege, was sich zu Olaf's Zeit zugetragen. Nach der von uns mitgetheilten Eingangsstelle heißt es weiter: **That bar til**, das trug sich zu, da, als König Olaf in England war ꝛc. Der Verfasser der Eingangsstelle hat also auch das folgende niedergeschrieben, und daß diese kleinen Artikel in der **Lifssaga Olafs** stehen, ist Fiction, denn hätten sie in dieser gestanden, wären sie ja nicht ungeschrieben gewesen. Diese Eingangsstelle kann daher lehrreich sein. Sie kann zeigen, wie man sich nicht scheute, selbst Autoritäten zu erfinden, und wie die Wahrheit doch nicht leicht gänzlich zu verdunkeln ist, indem sie hier mächtig wirkt, daß der Verfasser sein Verfahren selbst verräth. Wahrscheinlicher aber ist dieses. Der Verfasser dieses Nachtrags hielt die Olaf's Saga Helga der Einzelschrift für ein Werk Styrmir's und trug im Anhange theils die Einschiebsel zusammen, welche die andern Handschriften der Einzelschrift hatten, so z. B., wie Sighwat den giftigen Fisch aß, und bemerkt darauf: Sighwat ward davon ein weiser Mann und guter Skalde. Da er dieses aus jenen Handschriften zusammentrug, und die Olaf's Saga Helga für ein Werk Styrmir's hielt, so konnte er sagen: Diese kleinen Artikel stehen in der **Lifssaga Olafs** von Styrmir. Da sie aber nicht alle in jenen Handschriften standen, die er vor sich hatte, sondern er auch Dinge schrieb, welche nur im Munde der Menschen lebten, so fügte er hinzu, niemand dürfe sich wundern, daß noch vieles ungeschrieben darnieder liege, was sich Olaf's Tage über zugetragen habe. In der **Flateyarbók** findet sich, was die andern Handschriften nicht haben, und in dieser wieder nicht alles, was jene haben, ein Zeichen, daß der Verfertiger der **Flateyarbók** nicht alle jene Sagen kannte, sowie die Verfertiger jener Handschriften nicht alles gekannt hatten, was die **Flateyarbók** besitzt. Aus allem diesem läßt sich schließen, daß in Folge der Zeit immer mehr Sagen von Olaf dem Heiligen erdichtet wurden und die Verfertiger der Handschriften der Olaf's Saga Helga sie einschoben, wenn sie ihnen bekannt geworden waren. Kleine Artikel nennt der Verfasser des Anhangs sie ziemlich bescheiden, denn den Flock, den, wie er angibt, Olaf gemacht haben soll, nachdem er **Lundúnaborg** (London) gewonnen, und den er mittheilt, wäre doch ein wichtiges

Harålld Hardradi Cap. 15. gr. Ausg. 3. Bd. S. 71 und in der Harålld's Saga Hardrada in den **Fornmanna-Sögur** Cap. 15. 7. Bd. S. 169—171.

43) Thótt, obschon, obgleich, wird nämlich im Altnordischen mit dem Conjunctiv zusammengefügt, auch in den Fällen, wo wir den Indicativ gebrauchen. 44) S. d. vorige Anmerkung.

geschichtliches Denkmal. — Wir wenden uns nun zu den Thaettir, er vidhkoma sögu Olafs konúngs helga. Die Thaettir, welche die Olaf's Saga Helga in der Flateyarbók hat, sind im zweiten Bande der Olaf's Saga Helga in den Fornmanna-Sögur nicht alle herausgegeben, so nicht die Fostbraedrasaga (Pflegebrüdersaga)[45]), und nicht der Olafs Tháttr Geirstadaálfs[46]). Wir führen nun die auf, welche sich im zweiten Bande der Olaf's Saga oder im fünften der Fornmanna-Sögur finden. A) Hèr hefr upp thátt Styrbjarnar Svía kappa, er hann bardhist vidh Eirek Svìa konúng S. 247—251. Hic incipit membrum historicum de praelio Styrbjörnis Svionum athletae adversus Eirikum Sveciae regem p. 241—245 im 5. Bande der Scr. hist. Islandor., blos in der Flateyarbók col. 342—344, ist auch schon früher herausgegeben mit lateinischer Übersetzung in Schedis Aarii ed. *Worm.* (Oxford 1716) S. 111—118, enthält auch mehre Strophen. Das Alter dieses Tháttr hat P. E. Müller (Sagabibliothek 3. Th. S. 134—147) erwiesen. B) Hróa Tháttr S. 252—266 (Membrum historicum de Rhoo p. 245—257) aus der Flateyarbók col. 344—348, vergl. Müller Sagabibliothek. 3. Th. S. 151, 152. C) Tháttr Eimundar ok Olafs konúngs S. 267—298 (Membrum historicum de Eymundo et rege Olao p. 257—282 blos in den Flateyarbók col. 368—377. Man hält das, was hier erzählt wird, im Ganzen für wahr, und meint auch dieses, daß es nicht ganz von den Erzählungen der russischen Geschichtschreiber abweiche, sondern sie vielmehr erläutere und erweitere. S. Müller a. a. O. 2. Th. 116, 117, vergl. die Praefatio zur Historia Regis Olavi Sancti in den Scr. hist. Island. Vol. IV. p. X. D) Tháttr Tóka Tókasonar S. 299—303 (Membrum historicum de Tokio, Tokii filio p. 282—286) blos in der Flateyarbók col. 378, 379, s. Müller 2. Th. S. 116, 117. E) Tháttr Eindridha ok Erlíngs S. 304—313 (Membrum historicum de Eindrido et Erlingo p. 286—298) blos in der Flateyarbók col. 307—308. Eindridhi singt eine Weise, s. Müller 3. Th. S. 307, 308. F) Frá Thórarni Nefjúlfssyni S. 314—320 (De Thorarine Nevjulvi filio p. 293—299 blos im Cod. L. G) Tháttr Egils Hallssonar ok Tófa Valgautssonar S. 321—329 (Membrum hist. de Egile Halli et Tovio Valgöti filiis p. 299—306, ist aus dem Cod. L genommen, welcher das erste Capitel dieses Tháttr nach dem 125. Cap. der Olaf's Saga Helga, das zweite nach dem 128. Cap. selbst, und das dritte anstatt des ersten Theils des Cap. 153 hat. S. Müller S. 302, 303. H) Tháttr af Raudhúlfi ok sonum hans S. 330—348 (Membrum historicum de Rödulfo et filiis ejus p. 306—322 haben anstatt des 160. Cap. des Cod. A die Codices B, D, H, K, L, S und die Flateyarbók col. 463—468; ein Theil desselben steht in den Fragmenten E und I. Den Beschluß des vierten Bandes der Fornmanna-Sögur und der Scr. Island. macht der Geisli, genommen aus der Flateyarbok, ist auch im Cod. K enthalten, aber nicht verglichen. Über den Inhalt dieses Liedes s. den Art. Olafs Drápa Helga, Nr. B. hier in diesen Nachträgen. Die Thaettir haben die Übersetzungen mit der Olaf's Saga Helga in den Fornmanna-Sögur gemein, welche wir oben angegeben haben. Um die Ausgabe der Urschrift der Sagar und der Thaettir hat sich besonders Thorgeir Gudhmundsson verdient gemacht[47]). Zum Schlusse bemerken wir noch: Sanct Olafs Saga på svenske rim ist noch an Wundern[48]) reicher, als die von uns betrachteten Bearbeitungen der Geschichte Olaf's des Heiligen.

(*Ferdinand Wachter.*)

45) S. den Art. Forstbraedrasaga und einstweilen Müller, Sagenbibliothek des skandinavischen Alterthums. Aus dem Dänischen übersetzt von D. K. Lachmann. (Berlin 1816.) S. 113—117. 46) Er ist herausgegeben im 10. Bande der Fornmanna-Sögur s. d. Art. Olafs Geirstadálfr. Nr. 1 hier in diesen Nachträgen.

OLAFS SAGA KYRRA, Geschichte Olaf's des Kirren (Friedliebenden), ist ein Geschichtswerk, welches in zwiefacher, aber nicht sehr von einander abweichender Bearbeitung auf uns gekommen ist, einmal von Snorri Sturleson in der Heimskringla und zweitens von einem unbekannten Verfasser, herausgegeben in den Fornmanna-Sögur. In der Heimskringla beginnt die Olaf's Saga Kyrra damit, wie Olaf Kyrri nach seines Bruders Magnus Tode zum alleinigen Könige von Norwegen genommen wird, in den Fornmanna-Sögur aber schon etwas früher, nämlich wie König Magnus Haralldsson den nächsten Winter (Jahr) nach dem Tode des Königs Haralld's, seines Vaters, allein über Norwegen herrscht. In der Morkinskinna hat sie die Überschrift Olafs Kyrra Saga. Die Herausgeber haben aber die Überschrift vorgezogen: Af Magnúsi ok Olafi Haraldsonum, sie sei passender, da auch von König Magnus Haralldsson darin gehandelt werde. Dieses geschieht aber nur im ersten Capitel, weshalb uns die andere Überschrift besser scheint, da ihr größter Theil nur von Olaf Kyrri allein handelt. Die Olaf's Saga Kyrra ist nicht groß an Umfang, denn die Regierung des friedlichen Königs war für Norwegen so glücklich, daß ungeachtet sie 26 Jahre währte, sie doch nicht viel Stoff für die Geschichtschreiber bot. Die meisten Sögor sind angeschwellt von den Erzählungen von Kriegen und Schlachten, Raubfahrten und Unthaten. Die Olaf's Saga Kyrra bietet fast nur Erfreuliches dar. Das erste Capitel in der Bearbeitung des Ungenannten entspricht dem letzten Capitel der Saga af Haralldi Hardrada bei Snorri Sturleson, und erzählt, wie König Magnus Haralldson zuerst ein Jahr allein und dann zwei Jahre mit seinem Bruder so regiert, daß Magnus den nördlichen, Olaf den östlichen Theil des Reichs hat. Der Dänenkönig Swein will nach dem Falle des Königs Haralld Sigurdarsonar den Frieden zwischen Dänemark und Norwegen nicht mehr gelten lassen, der nur für so lange abgeschlossen sei, als beide, König Haralld und König Swein, lebten. Doch kommt ein Vergleich zu Stande, vermöge dessen Olaf Swein's Tochter Ingirid heirathet. Magnus, beliebt bei dem ganzen Volke, veranlaßt Harm durch sei-

47) S. das Nähere im Formáli zur Olaf's Saga Helga in den Fornmanna-Sögur S. 26. 48) S. z. B. S. 37 der Ausg. von Hadorph.

nen Tod. Nach seines Bruders Tode wird Olaf alleiniger König von Norwegen. Es wird nun beschrieben, wie schön er war und wie friedfertig, und wie er deshalb den Beinamen des Kirren (Stillen) erhält, darauf, wie die alte Sitte in Norwegen war bei Anordnung des Hochsitzes des Königs, und wie Olaf sie anders anordnet. Der Ungenannte ist dabei umständlicher als Snorri, flicht auch eine Liederstelle des Arnorr Jarlaskalld ein, die hierauf Bezug [1]) hat. Snorri Sturleson dagegen sagt nur: Das war alte Sitte in Norwegen, daß des Königs Hochsitz war mitten auf der Langbank (**á midiom lángpali**), das Bier ward durch das Feuer getragen, aber König Olaf ließ zuerst seinen Hochsitz auf der Hochbank (**á hapilli**) quer durch die Stube machen. So blos Snorri. Der Ungenannte dagegen führt erst an, wie es am ehrenvollsten war, zunächst bei des Königs Hochsitze zu sitzen und am unehrenvollsten zunächst an den Thüren an beiden Enden der Stube. Dagegen hat er nicht das wichtige **var öl um elld borit** (ward das Bier durch das Feuer getragen), nämlich nach der alten Sitte. Olaf's Veränderung bezweckte zwar mehr Bequemlichkeit, aber so schön war die neue Anordnung nicht, als die alte, wo des Königs Hochsitz mitten in der Stube sich so befand, daß der Länge derselben nach die nächsten Plätze zu seinen beiden Seiten die ehrenvollsten und so abwärts bis zu den beiden Thüren, von denen die eine an dem einen und die andere an dem andern Ende der Stube die minder würdigen waren. Olaf hob, ohne daß er es vielleicht deutlich wußte, einen wichtigen heidnischen Gebrauch auf, denn Snorri erzählt in Saga Hakon's des Guten Cap. 16 (bei F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 2. Bd. S. 39) von den Opfergebräuchen: Feuer sollte sein mitten auf dem Boden im Tempel, und sollte man die Vollhörner durch das Feuer tragen (**skylldi full of [Cod. A. um] elld bera**). Olaf sah wahrscheinlich nicht blos eine Unbequemlichkeit darin, daß das Bier noch zu seiner Zeit durch (oder über) das Feuer getragen ward, sondern wollte zugleich auch den heidnischen Gebrauch tilgen. Eine für den kalten Norden wohlthätige Einrichtung traf er durch Folgendes: Er ließ zuerst Ofenstuben (Stuben mit Öfen, **ofn-stofor**) machen. In des Königs Olaf Tagen erhoben sich sehr die Kaufstädte (**kaupstadir**, Handelsplätze) in Norwegen, und ein Theil ward zuerst angelegt. Die von König Olaf nach Bergen gelegte ward schnell mit reichen Männern besetzt. Von Grund auf baute Olaf zu Bergen die große Steinkirche, Christskirche geheißen. Ein großes Gildi (Trinkgelaghaus) ließ König Olaf in Nidaros und viele andere Kaufstädte setzen, aber zuvor waren dort Kreisträcke (**hvirfings-dryckior**), aber dann konnte keiner trinken außer in den Beschützungsstuben (**í verndarstofom**, in den Stuben unter königlichem Schutze) und Erlaubnißhäusern (**laufshúsom**, privilegirten Häusern). Da war **Baeiar-bót** (der Stadt Besserung) die große **hvirfings-klucka** (Kreisesglocke) in Nidaros. Die **Hvirfings-braedor** (Kreisesbrüder, die Brüder des Gesammtrinkgelags) ließen in Nidaros die Margrethenkirche, eine Steinkirche, bauen. In den Tagen des Königs Olaf hoben sich in den Kaufstädten die Trinkgelage, zu denen die Trinkbrüder sich mit den Händen führten (**á dögam Olafs konongs hófoz skytníngar ok leidzlo-dryckior í kaupstödom**). Damals nahmen die Menschen viele Sonderbarkeiten auf, ausländische Sitten und Kleiderschnitt, als Pumphosen (**dramb-hosor**), goldene Ringe an den Schienbeinen, Zugröcke (**drag-kyrtlar**) mit fünf Ellen langen Ärmeln, hohe, mit Seide gesäumte Schuhe, ein Theil auch mit Gold belegte, und vieles andere Ungewöhnliche mehr. Der Ungenannte hat hierauf eine Partie, welche sich bei Snorri Sturleson nicht findet. Er führt nämlich den Gegensatz aus, wie glücklich alles Volk unter Olaf Kyrri gelebt, indem er vieles zurückgegeben, was sein Vater Haralld mit Härte genommen. Man bezeigt gegen den König seine Freude darüber, daß er gegen das ganze Volk freundlich und hilflich sei. Der König antwortet unter anderm, wie solle er nicht fröhlich sein, daß er an seinem Volke Freude und Freiheit sehe, und sagt dann weiter: In den Tagen meines Vaters war dieses Volk unter großer Zucht und Furcht. Da verbargen die meisten Menschen ihr Geld und Kostbarkeiten, aber ich sehe nun an jedem von euch scheinen das, was er hat. Eure Freiheit und Freude ist meine Freude und Lust. Nach P. E. Müller ist es wohl möglich, daß dieser Zug, der so stark den Schatten auf Haralld's Hardradi's Regierung wirft, vorsätzlich übergangen sei von Snorri Sturleson, indem er habe das Andenken eines Königs schonen wollen, der sich so als Gönner der Landsleute Snorri's (der Isländer) bewiesen habe [2]). Uns scheint die ganze Partie eine spätere Zuthat. Sie unterbricht den Gang der Erzählung, was sich unter Olaf Kyrri in Beziehung auf Sitten und Gebräuche geändert habe. Hätte Snorri Sturleson jene Partie in der Saga, die er vor sich hatte, gefunden, ganz unbenutzt hätte er sie gewiß nicht gelassen, er hätte sie gemildert und an einen passendern Platz gebracht. Die Strophe, welche in der Saga des Ungenannten bei dieser Partie an die Spitze gestellt wird, und beginnt: **Hertheingill gledhr hríngum** hat Snorri Sturleson aber erst im vorletzten Capitel und nicht allein, sondern sie ist die zweite Strophe von den vier Strophen, welche Snorri Sturleson einwebt und dem Skalden Stufr beilegt, während der Ungenannte sie dem Skalden Stein Herdisarson beilegt, sodaß sie der Olaf's Drapa Kyrra angehören, von welcher wir im Artikel **Olafs Drapa** Nr. 3 in diesen Nachträgen handeln. Snorri Sturleson hat die vier Strophen ohne Unterbrechung, und schickt vor sämmtlichen nur eine kurze Einleitung voraus, der Ungenannte bei jeder, sodaß auch hieraus hervorzugehen scheint, daß die Bearbeitung des Ungenannten später als

1) Nämlich darauf, daß es die größte Würdigung (Ehre) war, vor des Königs Zutrinkung (**fyrir konúngs ádrykkin**) zu sitzen. Arnorr Jarlaskalld preiset nämlich, daß er saß in dem untern Hochsitze (**í úaedra öndvegi**, nach der Lesart der **Hrokkinskinna** auf der untern Bank, **á enn óaedra bekk**), vor dem Zutrinken des Jarls Thorfinn (**fyrir ádrykkin Thórfinns Jarls**), da, als er bei ihm in den Orkneyar war.

2) Undersögelse om Snorros Kilder og Troværdighed. **Disquisitio de Snorronis fontibus et auctoritate** im 6. Theile der gr. Ausg. der Heimskringla S. 323.

die von Snorri ist, während P. E. Müller das Gegentheil annimmt. Doch findet man auf der andern Seite manches bei dem Ungenannten nicht, was bei Snorri sich findet. So z. B. gleich bei dem Folgenden. König Olaf hatte die Hofsitten (hird-sidor) nach der Sitte der ausländischen Könige, daß er vor seinem Tische stehen ließ Schüsselknaben (skutilsveinar) und schenken mit Tischgesäßen (bord-ker) und so allen den würdigen (eine Würde habenden) Männern, die an seinem Tische saßen. Den so wichtigen Zusatz: eptir sid útlendra konongo (nach der Sitte ausländischer Könige) hat blos Snorri Sturleson, und der Ungenannte nicht. Nachdem hierauf beide von den Kerzenknaben und dem Stuhle der stallarar (Hofmarschälle) gehandelt, kommen sie zu der für die Alterthumskunde wichtigsten Veränderung: König Harålld [3]) und andere Könige vor ihm waren gewohnt zu trinken aus Thierhörnern (af dýra hornom), und zu tragen das Bier (öl) aus dem Hochsitze [4]) durch das Feuer und zu trinken Minni [5]) dem zu, der ihm schien. So Snorri Sturleson. Der Ungenannte dagegen hat: und trinken Minni dem zu, der ihm gegenüber saß; aber König Olaf ließ jeden trinken dem zu, dem (er) wollte. Nach der Strophe, die Snorri und der Ungenannte von dem Skalden Stufr einschalten, wie günstig der König ihn aufgenommen, und mit vergoldetem Horne ihm zugetrunken, gehen Snorri und der Ungenannte zur Betrachtung des Hofstaats über. Olaf hatte 120 Hirdmenn (Leibwache, Hofgesinde) und 60 Gäste und 60 Huskarlar, solche, die zu des Königs Hofe bringen sollten, was er bedurfte, oder die andern Dinge besorgen, die der König hatte. Die Bändor fragten den König darum, warum er mehr Volk (lid) [6]) hätte, als die Gesetze gestatteten, oder die vorigen Könige gehabt, da, wenn er auf die Schmäuse reiste, die die Bändor für ihn machten. Nach dem Ungenannten antwortet der König: Nicht kann ich besser das Reich regieren, als so, daß mindere Furcht vor mir besteht, als vor meinem Vater, obgleich ich habe um die Hälfte mehr Volk (lid), als er hatte. Nach Snorri Sturleson antwortet der König: Nicht kann ich besser das Reich regieren, und nicht besteht mehr Furcht vor mir als vor meinem Vater, obschon ich habe um die Hälfte mehr Volk (lid), als er hatte. Nach P. E. Müller ist die Antwort der Bändor bei dem Ungenannten treffender, und es scheine daher, daß Snorri's Schreiber an dieser Stelle einen Fehler begangen. Der Sinn der Antwort bei dem Ungenannten ist allgemein verständlicher, der bei Snorri versteckter, und daher feiner, indem der König andeutet, es wäre gut, wenn er mehr gefürchtet würde, die Bändor würden dann nicht so kühn sein, und solche Fragen an ihn thun. Nach unserer Meinung fand sich die Antwort, die Snorri hat, auch in der Ursaga. Dem Ungenannten der letzten Bearbeitung war sie nicht verständlich genug, und er richtete sie so ein, daß sie schlagender zu werden schien. Hierauf blicken Snorri Sturleson und der Ungenannte auf Dänemark, nämlich wie König Swein Ulfsson zehn Winter (Jahre) nach dem Falle der Harallde (in England) stirbt, darnächst König in Dänemark sein Sohn Harålld Hein drei Winter, dann Knut der Heilige, Swein's anderer Sohn sieben, darauf Olaf, der dritte Sohn des Königs Swein acht Winter ist. König Olaf von Norwegen heirathet Ingirid, die Tochter des Dänenkönigs Swein, aber Olaf, ihr Bruder, Ingirid die Tochter des Königs Harålld, die Schwester des Königs Olaf von Norwegen. König Olaf Harålldsson, den ein Theil der Menschen nannte Olaf enn Kyrra (den Kirren, Stillen), aber viele Olaf Bonda (Bauer), indem er saß in Ruhe (í kyrd) und hatte keinen Streit außerhalb noch innerhalb des Landes, und ebenso wenig Andern Veranlassung gab in seinem Reiche zu heeren; er zeugte mit Thora, Johann's Tochter, den Sohn Magnus, einen schönen und hoffnungsvollen Knaben. König Olaf läßt den Steinmünster in Nidaros bauen, auf der Stelle, wo der Leichnam des Königs Olaf des Heiligen beerdigt gewesen war. Beide, der Ungenannte und Snorri, erzählen, wie über den Schrein Olaf's des Heiligen der Altar gesetzt worden. Der Ungenannte begnügt sich damit zu schließen: Da wurden dort viele Wunderzeichen (jarteignir) bei dem Heiligthume des Königs Olaf. In Snorri Sturleson's Olaf's Saga Kyrra wird zu dieser allgemeinen Angabe, daß dort viele Wahrzeichen geschehen, noch eine umständliche Erzählung hinzugefügt, wie ein blinder Mann und ein blindes Weib das Gesicht, und ein Mann die Sprache wieder erhalten. Nur zwei Handschriften, nämlich B und E, haben die Erzählung von den Wunderzeichen hier an dieser Stelle, nämlich im sechsten Capitel, drei andere, nämlich A, D und K, machen das vorletzte Capitel daraus. Aus dieser Verschiedenheit der Stellung, und daraus, daß der Ungenannte die Erzählung gar nicht hat, sowie aus dem Inhalte schließt man nicht mit Unrecht, daß auch Snorri Sturleson sie nicht gehabt habe, sondern daß sie erst später in sein Geschichtswerk eingeschoben worden von einem, der sich mit der allgemeinen Angabe: úrdo thar thá margar jartegnir nicht begnügen wollte. Jartegnir, Einzahl jartegn, bedeutet ursprünglich Zeichen, Wahrzeichen, dann aber auch Wunderzeichen, Wunder, welche letztere Bedeutung auch das dänische jertegn noch hat. Das folgende Capitel, nämlich das siebente: Vom Schreine des Königs Olaf, wie er in Nidaros über die Straße getragen, so schwer wird, daß er nicht von der Stelle gebracht werden kann, und man die Straße nun aufbricht, und die Leiche eines Kindes findet, hat der Ungenannte nicht, auch nicht der Cod. E, der Heimskringla. Mit Recht schließt man daraus, daß auch diese Erzählung Snorri Sturleson nicht selbst aufgenommen, sondern ein Anderer sie erst später eingeschoben habe. Snorri Sturleson und der Ungenannte haben beide die Erzählung von der Zusammenkunft des Königs Olaf von Norwegen mit dem Könige Knut von Dänemark. Olafr hinn Kyrri war großer [7])

3) Sein Vater, fügt der Ungenannte hinzu. 4) Ur aundugi hat blos Snorri Sturleson. 5) Das Andenken an Götter und Helden, und in der Christenzeit an Christus und christliche Heilige. 6) Lid bedeutet nicht blos Volk, sondern vornehmlich Kriegsvolk, Truppen.

7) So Snorri, der Ungenannte blos Freund. Dieses diene als Beispiel von den kleinen Abweichungen, auch wenn beide im

Freund des Dänenkönigs Knut, seines Schwagers. Sie haben eine Zusammenkunft in der Elf (Gaut-Elf) bei Konunga-Hella [8]), da wo die Könige gewohnt waren sich zu finden. König Knut schlägt vor, daß sie eine Heerfahrt nach England thun wollen, weil sie dort Gleiches zu rächen haben. Jeder soll 60 Schiffe geben. Knut läßt Olaf'en die Wahl, wer Häuptling sein soll. Olaf wählt Knuten dazu und gibt 60 wohlausgerüstete Großschiffe und ein großes Heer dazu. Der Ungenannte und Snorri stimmen dabei sowol in Betreff der Reden der Könige, als in dem, was sie selbst erzählen, meistens wörtlich überein, und fahren dann fort: Das wird auch gesagt in der Knut's Saga, daß die Nordmenn (Norweger) allein nicht zerrissen den Seezug, da als die Heere waren zusammengekommen; sie waren Knuten gehorsam [9]), aber die Dänen erwarteten den König nicht. Knytlinga Saga [10]) erzählt umständlich, wie die Dänen, unwillig darüber, daß der König seine Ankunft verzögert, und sie unnütz auf derselben Stelle (im Limafiörd) liegen sollen, aus einander gehen. Nach Thorlacius [11]) versteht der Verf. der Olaf's Saga Kyrra unter der Knut's Saga unbezweifelt die Knytlinga Saga, deren Verfasser daher älter als Snorri gewesen, fast um ein halbes Jahrhundert, und Zeitgenosse des Saxo Grammaticus; denn die Geschichtswerke beider hörten mit derselben Zeit auf. So ganz unbezweifelt nehmen wir hingegen nicht an, daß der Olaf's Saga Kyrra die Knytlinga Saga hierbei zur Quelle gedient und eins mit der Knut's Saga sei, denn bei den Reden der Könige finden sich in der Olaf's Saga Kyrra und der Knytlinga Saga bedeutende Abweichungen. So schlägt in der Olaf's Saga Knut sogleich die Zahl der Schiffe vor, die jeder geben soll, in der Knytlinga Saga sagt dagegen erst Olaf später: Da wollen wir euch geben zu dieser Fahrt 60 Großschiffe &c. Als ein Auszug aus der Knytlinga Saga kann, was die Olaf's Saga bei Snorri (Cap. 8) und bei dem Ungenannten (Cap. 6) erzählt, nicht gelten. Sind die Knut's Saga und die Knytlinga Saga (Geschichte der Knute und ihres Geschlechts) ja eins, so hatten Snorri Sturleson und der Ungenannte doch die Knytlinga Saga nicht als einzige Quelle vor sich. Eine solche fast wörtliche Übereinstimmung, wie bei der Olafs Saga bei Snorri und dem Ungenannten sich zeigt, hat zwischen der Olaf's Saga und Knytlinga Saga gar nicht statt. Doch der Raum erlaubt hier nicht, von der Knytlinga Saga im Verhältnisse zu den übrigen geschichtlichen Sögor umständlicher zu handeln, und wir müssen deshalb auf den Art. Knytlinga Saga verweisen, und kehren zur Betrachtung des Verhältnisses der beiden Bearbeitungen der Olaf's Saga Kyrra zu einander selbst zurück. — Am Schlusse der Darstellung, wie der König Olaf dem Dänenkönige Hilfe gesendet, aber aus der Fahrt gegen England nichts wird, weil die Dänen die Ankunft ihres Königs nicht abwarten, sondern aus einander gehen, weichen Snorri Sturleson und der Ungenannte merklich von einander ab. Letzterer sagt nämlich blos: und das würdigte der König an ihnen (den Norwegern) und gab ihnen Heimerlaubniß, und sandte Noregs Könige ausgezeichnete Gaben für seinen Beistand, und legte auf die Dänen mächtigen Zorn, und große Strafgelder (fègjöld). Snorri Sturleson dagegen hat: Fuhren die Nordmenn da zurück nach Noreg mit Willen und Einverständniß des Dänenkönigs. Das würdigte König Knut an den Nordmenn, als sie fuhren heimwegs und gab ihnen Erlaubniß zu fahren (reisen) in Kauffahrten durch sein Land und Ströme überall, wo sie wollten; und sandte er Noregs Könige theure Gaben für seinen Beistand, aber er legte auf die Dänen Zorn und großes Strafgeld (fegialld), hierfür, da, als er kam heim nach Danmörk; führen da ihre Händel so, daß die Dänen selbst erschlugen den König Knut und duldeten ihm nicht das gerechte Urtheil (rettdaemi). So nach der großen Ausgabe der Heimskringla. Nach der von Peringskiold: Aber seinen Dänen war er sehr erzürnt, und schatzte sie großiglich mit gewaltigen und großen Strafgeldern, als er heimkam nach Danmörk. Aus dieser Stelle könnte man schließen, des Ungenannten Bearbeitung sei die ältere, und Snorri Sturleson habe sie erweitert. Aber andere Stellen veranlassen wieder zu der Vermuthung, daß des Ungenannten Bearbeitung jünger sei, als die des Snorri Sturleson. Man muß daher den Schluß ziehen, daß weder Snorri Sturleson des Ungenannten Bearbeitung, wie sie jetzt vorliegt vor sich gehabt habe, noch der Ungenannte die Bearbeitung Snorri Sturleson's, sondern beiden Bearbeitungen eine jetzt verloren gegangene Ursage zu Grunde liege, und ferner sowol Snorri's Bearbeitung, als die des Ungenannten, Zusätze von der Hand späterer Abschreiber erhalten habe. Beide, der Ungenannte und die Heimskringla, haben nun die anmuthige Erzählung von dem Könige Olaf und einem Bonden (Bauer), der die Vogelsrede verstand. Ob Snorri Sturleson sie selbst gehabt hat, ist zweifelhaft, und man kann vermuthen, daß sie später in sein Werk gekommen, wenigstens in der Fagurskinna fehlt sie. Wenn sie von Snorri Sturleson selbst aufgenommen ist, hat dieses doch, wie uns scheint, nicht in der Umständlichkeit stattgefunden. Sie ist noch ausführlicher als bei dem Ungenannten, und weicht von ihr auch im Ausdrucke mehr ab, als andere gemeinsame Partien, welche der Ungenannte und Snorri Sturleson haben. Sie schien nämlich den Abschreibern zu anziehend, als daß sie sie nicht hätten so umständlich als möglich ausführen sollen. Hatte Snorri Sturleson sie aufgenommen, so hatte er dieses auf keinen Fall in dieser Ausführlichkeit gethan. Auch fehlt dem Vortrage viel von der einfachen Kraft, durch welche sich Snorri Sturleson's Schreibart auszeichnet. Nicht ganz wörtlich mit ein=

übrigen ganz wörtlich übereinstimmen. Außer diesen kleinen Abweichungen im Betreff nicht bedeutender Zusätze oder Hinweglassungen brauchen sie auch manchmal verschiedene Redensarten bei gleicher Sache, sogleich im Folgenden der Ungenannte: their meltu mót medh ser, sie verabredeten Begegnung (Zusammenkunft) zwischen sich; Snorri Sturleson: their lögdo stefno medh ser, sie legten Stabung (d. h. Ort- und Zeitbestimmung zu einer Zusammenkunft) zwischen sich.

8) Vid Kononga-hello hat blos Snorri Sturleson. 9) Voro their Kúti tydugir hat blos Snorri Sturleson. 10) In den Fornmanna-Sögur 11. Bd. Cap. 42. S. 244—5. 11) Im dritten Theile der gr. Ausg. der Heimskringla. S. 185. Not. p.

ander übereinstimmend ist auch die Erzählung in der großen Ausgabe der Heimskringla und in der Peringskiold'schen. Wenn der Ungenannte in den **Fornmanna-Sögur** das Fylki nicht nennt, wo jener **Bûkarl** (landbautreibender Mann von gemeiner Abkunft) wohnte, und dieses die Erzählung in der Heimskringla thut, so ist nicht daraus zu schließen, daß jener **i Lista-leini** der Kürze halber hinweggelassen, sondern es liegt im Geiste der Sagenerzähler, um die Sache glaubwürdiger zu machen, die Sage an wirklich vorhandene Örtlichkeit zu knüpfen. Die Erzählung hat als Geschichte in engerer Bedeutung betrachtet, natürlich keinen Werth, ist aber für die Alterthumskunde im Betreffe des Glaubens, daß gewisse Menschen die Vögelsprache [12]) verständen, merkwürdig, weshalb wir hier ihren Inhalt kurz angeben. Die Mannen [13]) des Königs reisten in einem Sommer im Lande herum, und zogen seine Einnahmen und Landskylldir (die Gelder für die verpachteten Grundstücke) zusammen. Heimgekehrt erzählen sie von dem Könige befragt, wo sie am besten aufgenommen worden, von einem alten Bauer (**einn gamall bûkarl** und **bûandikarl**) der viele Dinge vorauswisse, und die Vögelsprache (**fuglsrödd**) verstehe. Der König verweiset es ihnen, so loses Zeug zu glauben. Kurz darauf fährt er vor jenem Fylki vorüber und das Gespräch kommt wieder auf den Bauer, dessen Haus sie sehen. Der König läßt ein Roß [14]), das bei dem Hause ist, erschlagen, ohne daß Blut auf die Erde kommt, und das Haupt auf seinem Schiffe verbergen. Darauf läßt er den Bauer zu sich in das Schiff kommen und sich den Weg um das Vorgebirge zeigen. Während der Bauer rudert, fliegt erst eine, dann eine zweite, dann eine dritte Krähe vor dem Schiffe vorüber und der Bauer erschrickt [15]) und rudert nicht mehr. Der König fragt ihn, was die Krähe sagte. Der Bauer singt diese Weise:

(Es) sagt (es) die Winteralte [16]),
Die weiß (es) unvollkommen,
(Es) sagt (es) die Zweiwinterige,
Ich glaube (es) nicht eher,
Die Dreiwintrige sagt (es),
Dünkt mir nicht wahrscheinlich,
Singt, daß ich rudre
Des Rosses Haupt,
Aber dich, König!
Den Dieb meines Vermögens [17]).

Nun eine weitere artige Unterhaltung zwischen dem König und dem Bauer. Sie schließt damit, daß der König ihm gute Gaben reicht und die Pachtgelder für das Grundstück, das er bewohnte [18]), aufgibt (überläßt), und wie die Erzählung in der Heimskringla hinzufügt, damit den Hof (**gardin**) zu ewigem Eigen (**til aefinlignar eignar**), und außerdem viele andere Gaben. Und was hat diese Sage für einen Sinn? Warum steht sie grade in der Olaf's Saga Kyrra? Sie ist aller Wahrscheinlichkeit nach darum an Olaf den Kirren geknüpft, weil er sich so wenig königlich nach damaligem Begriffe (nur in Beziehung auf Freigebigkeit bewies er sich königlich) geltend machte, daß er den Beinamen Bonde (Bauer) erhielt. Sie hat aber in der Olaf's Saga noch einen tiefern Sinn. Olaf hatte die letzten Reste der heidnischen Gebräuche, das Tragen des Biers aus dem Hochsitze durch das Feuer und das Minnitrinken, abgeschafft. Auch zeigte er sich dem alten Glauben so abhold, daß er nicht einmal glauben wollte, daß gewisse Menschen die Vögelsprache verständen. Es ist daher als Triumph für den Volksglauben zu betrachten, daß grade dieser König Olaf an die Vögelsprache glauben muß. Da sie so passend ist, so steht nichts der Annahme entgegen, daß Snorri Sturleson selbst sie aufgenommen, aber freilich nicht in dieser Umständlichkeit. Wahrscheinlich hatte er auch vorausgeschickt: **suâ segia menn**, so sagen Menschen, so sagt man. Auch steht sie an keiner unpassenden Stelle. Die königliche Beschenkung des Bauern macht den Übergang sowol bei Snorri Sturleson, als bei dem Ungenannten, zu der Freigebigkeit des Königs auch gegen andere Menschen, namentlich gegen Machtmänner und Häuptlinge, wie der Ungenannte sagt. Dieser ist etwas umständlicher als Snorri Sturleson. Dieser sagt blos: König Olafr war unkarg an Gutgaben (**at fegiöfum**) gegen die Mannen (oder Menschen), und er gab aller Art Kostbarkeiten. So sagt der Skalde Stufr. Snorri Sturleson läßt nun vier Strophen ununterbrochen folgen, und schließt so das vorletzte Capitel, nämlich in der großen Ausgabe. Bei Peringskiold schließt das vorletzte Capitel mit der Beschenkung des Bauern und die ganze folgende Partie, nämlich die von uns eben ausgehobenen Worte und die vier Strophen vom Skalden Stufr fehlen gänzlich. Der Ungenannte in **Fornmanna-Sögur** fährt nach der Beschenkung des Bauern fort, König Olaf zeigte in diesem, wie (in) vielem andern, daß er war freigebiger von Gute, als die meisten Könige; er gab den Machtmännern (**rikismönnom**) und Häuptlingen ausgezeichnete Schiffe und andere Kostbarkeiten, wie Stein sagt. Nun die Strophe **Gefr aettstudhill jöfra**, welche auch bei Snorri die erste ist. Nach dieser Strophe fährt der Ungenannte fort: Seine Hird (Hofgesinde) hielt König Olafr schön, beides an Waffen und Kleidern über andere Könige. Dessen gedenkt Stein Herdisarson. Nun die Strophe: **Hilmir gefr ok hialma**, welche in der Heimskringla die dritte ist. Die zweite Strophe in der Heimskringla: **Her thengill gledr hringom** hat der Ungenannte schon oben im dritten Capitel, wo er auch von der Freigebigkeit des Königs handelt und schreibt auch sie dem Skalden Stein zu. Nach der Strophe **Hilmir** hat der Ungenannte: Allen denen gab er Gold und Silber und andere Kostbarkeiten, die er sich hold machen wollte, und an denen ein Mannkauf (Gewinn) war; so sagt Stein. Nun die Strophe **Olafr gefr, suâ at jöfra**, welche bei Snorri Sturleson die vierte, und bei beiden die letzte ist. Im letzten Capitel stimmen beide fast ganz überein. Es enthält, wie König Olaf oft (nach dem Ungenannten, lange)

12) Vergl. F. Wachter, Gesch. Sachsens. 2. Bd. S. 384—389. 13) Bei Peringskiold bestimmter die **Sendimenn**. 14) In der Erzählung bei Peringskiold ist erst von einem Ochsen, dann von einem Rosse die Rede. 15) Sehr schön ist in der Erzählung gesteigert der Eindruck, den das Geschrei der ersten, das der zweiten und das der dritten Krähe auf den Bauer macht. 16) Die einjährige Krähe. Die Weise ist zugleich merkwürdig, dafür, daß man das Wahrsagevermögen der Krähen nach ihrem Alter schätzte. 17) Oder Viehes, nämlich **fjár**, Nomn. **fé**, Vieh, Vermögen, Geld. 18) **Landskylldir jardar theirrar, er hann biô â.**

auf seinen Großhöfen saß in Rauríki á Haukabae (nach dem Ungenannten á Haukssstódum) seinem mächtigen[19]) Hofe (bû, landwirthschaftliche Haushaltung) an Krankheit stirbt, nachdem er 26 Winter König von Norwegen gewesen, und in Nidaros in der von ihm erbauten Christskirche beerdigt wird. Beide schließen: Er war der freundglücklichste (hinn vinsaelasti, beliebteste König [wie vorher gesagt ward[20])], und Noregr (Norwegen) hatte sich sehr gemehrt und geziert unter ihm. Außer den oben genannten vier Strophen haben Snorri Sturleson und der Ungenannte noch gemeinsam eine Strophe vom Skalden Stufr: Vissa ek hildar hyssi (Snorri Sturleson hvessi) in Beziehung auf das Zutrinken, und eine Strophe von Stein Herdisarson (bei Snorri Sturleson im ersten, bei dem Ungenannten im zweiten Capitel) in Beziehung darauf, daß Olaf alle Lande in Frieden legen will. Doch hat der Ungenannte im zweiten Capitel noch eine Strophe von Stein Herdisarson: Heldr, sízt hári foldu, welche sich bei Snorri Sturleson nicht findet, und außerdem eine Halbstrophe von Arnorn Jarlaskalld: Hèt ek thá er hvern vetr sátum, die Snorri Sturleson auch nicht hat. Die Skalden würden in Verlegenheit gewesen sein, wie sie Olafen, der ruhig als König in Norwegen saß, hätten nach ihrer gewohnten Art als Kriegshelden umschreiben sollen. Zum Glück für sie aber war er mit seinem Vater in England gewesen. Da kann Stein Herdisarson auch in der Strophe über des Königs Streben nach Frieden ihn umschreiben durch Engla aegir, Erschrecker der Engländer, und der Skalde Stufr durch gagn-saelan hilldar hvessi, den sieggl ücklichen Wetzer (Aufreger) der Hilldur (der Kriegsgöttin) und Stein oder Stufr, je nachdem wir dem Ungenannten oder Snorri Sturleson folgen, durch Engla thverrir, Verminderer der Engländer. Doch haben wir im Artikel Olaf's Drapa im Abschnitte Olaf's Drapa Kyrra gezeigt, daß jene vier Strophen Stein Herdisarson angehören. Die Lieder auf den stillen König haben keine andern Farben als die auf die kriegerischen, nur daß keine Kriegsthat von ihm besungen wird, die er als König gethan hätte, was aber die Skalden nicht hindert, die frühern Kriegsthaten auch später noch zu seiner Verherrlichung in Umschreibungen zu benutzen. Vorzüglich strophenreich ist das erste Capitel der Olaf's Saga Kyrra bei dem Ungenannten, das Capitel, welches bei Snorri Sturleson das letzte der Saga af Haralldi Hardrada bildet. Aber Snorri Sturleson hat blos die Halbstrophe eines Ungenannten:

> Es wehrte mit Schreckensworten (Drohungen)
> Olaf und mit Friedensreden
> Das Land so, daß keiner wagte
> Den Allwalter[21]) anzusprechen,

und die Strophe von Stein Herdisarson aus der Olaf's Drapa: Sin ódol mun Sveini, beide Weisen in Beziehung darauf, daß die Nordmenn (Norweger) dem Dänenkönige Swein antworteten, sie wollten entweder denselben Vertrag halten, der vorher zwischen dem Könige Haralld und Swein gemacht war, oder bei anderm Falle sich mit den Dänen dort stracks auf der Stelle schlagen. Beide, die Halbstrophe eines Ungenannten und die Ganzstrophe von Stein Herdisarson, hat auch der Ungenannte, aber außer diesen noch drei Ganzstrophen von Stein Herdisarson; wie der Zusammenhang lehrt, sind sie sämmtlich aus der Olaf's Drapa; denn Snorri Sturleson sagt bei der von ihm mitgetheilten Strophe ausdrücklich: So sagt Stein Herdisarson in der Olaf's Drapa. Diese, sowie auch die andern bei dem Ungenannten, beziehen sich sämmtlich auf die Drohungen und Rüstungen des Dänenkönigs und die Gegenrüstungen und Unterhandlungen der Norweger unter Magnus und seinem Bruder Olaf (s. den Art. Olafs Drapa. Nr. III). Herausgegeben ist die Olaf's Saga Kyrra von Snorri Sturleson bei Thorlacius im 3. Bande der großen kopenhagener Ausgabe der Heimskringla 1783 und früher bei Peringskiold im 2. Bande der stockholmer Ausgabe der Heimskringla 1697. Hier findet sich auch eine lateinische und schwedische Übersetzung, jene von Peringskiold, diese von Gudmund Olaffen, und dort eine lateinische und dänische, erstere von Thorlacius, letztere von Jon Olaffen, wobei die Übersetzung von Peder Claussön zu Grunde gelegt ist. Die Olaf's Saga Kyrra des Ungenannten ist im 7. Bande der Fornmanna-Sögur. Eptir gömlum Handritum útgefnar adh tilhlutun hins konúngliga Norraena Fornfraedha Fèlags. (Kaupmannahöfn 1831), und dänisch im 7. Bande der von derselben Gesellschaft herausgegebenen Oldnordiske Sagaer. (*Ferd. Wachter.*)

OLAFS SAGA TRYGGVASONAR (Geschichte Olaf's, des Sohnes Tryggwi's), heißen drei verschiedene altnordische Geschichtswerke. Wir wollen jede Saga erst für sich besonders und dann die drei Sögor in ihrem Verhältnisse zu einander betrachten und zwar erstens in Beziehung auf das Leben des Jarls Hakon und dann auf das Leben Olaf's Tryggvason's, und hierbei auch zugleich den Gegensatz der ausländischen Nachrichten bei Adam von Bremen nach den Berichten der Dänen und des Saxo Grammaticus berühren. Der Artikel zerfällt also in sechs Abschnitte: 1) Die Oddische Olaf's Saga Tryggvasonar; 2) die Snorri Sturleson'sche; 3) die große Olaf's Saga Tryggvasonar, auch die Gunnlögische genannt; 4) Betrachtung der drei Sögor in Beziehung auf die Geschichte des Jarls Hakon; 5) Vergleichung der drei Sögor im Betreff der Geschichte Olaf's Tryggvason's, wobei zugleich die nicht nordmannischen Nachrichten in Betracht gezogen werden; 6) Endergebniß der Vergleichung der drei Sögor.

1) Die Oddische Olaf's Saga Tryggvasonar. In lateinischer Sprache hatte sie der Mönch Oddr[1]) verfaßt, der im J. 1200 starb. Hierfür gibt es äußere und innere Zeugnisse. Der Tháttr Haldórs Snorrasonar Cap. 7 sagt[2]): So sagt Bruder Oddr, der am

19) Wörtlich reichen, hat blos der Ungenannte. 20) Fehlt bei Snorri Sturleson. 21) Für keiner der Allwalter (Könige) hat der Ungenannte kein Allwalter (kein König).

1) Er war ein Sohn Snorri's, und dieses Snorri's Vater ein andrer Oddr. Des Mönches Mutter war Alfdis; s. Islands Landnámabók. P. II. c. 32., kopenhagener Ausg. vom J. 1774. S. 169. P. III. c. 1. p. 181. Vergl. Genealogia Oddi monachi auf der 20. Tafel in den Script. hist. Island. Vol. III. 2) Dieser Tháttr gehört zur großen Olaf's Saga Tryggvasonar

meisten verfaßt hat auf lateinisch, ein anderer Mann als Gunnlaugr, von König Olaf Tryggvason, daß Bischof Grimkell [3]), der, welcher bei dem heiligen Olaf Haraldsson war, und das Christenthum in Norwegen bestärkte, wäre Schwestersohn des Bischofs Sigurd ꝛc. In der Oddischen Olaf's Saga Tryggvasonar heißt es zum Schlusse des 73. [4]) Capitels: Hier wird aufgehört mit der Saga (Geschichte) des Königs Olaf Tryggvason, der zu Rechtem (mit Rechte) mag genannt werden Apostel der Nordmannen, und so schrieb der Mönch Oddr, der zu Thyngeyrar war, und Priester der Weihung nach, zum Preise dem allmächtigen Gotte, aber denen zur Erinnerung, die später waren, obschon (es) nicht gethan sei (ist) mit Beredsamkeit [5]). Diese letztere Bemerkung zeigt, daß der Mönch Oddr sich selbst genannt hatte. Ein Anderer hätte wol die Bemerkung nicht gewagt. Der Mönch Oddr hat wahrscheinlich Anfangs hiermit schließen wollen, denn er hatte Olaf's Geschichte bis dahin gebracht, daß der König im Mönchleben war in Gircland (Griechenland) oder Syrland (Syrien), und büßte so seine Missethaten mit Reue, die er in seiner Jugend gethan hatte. Hierauf fährt der Verfasser fort: Nun bitte ich jeden, wie einen Mann, der lese die Saga (Geschichte), daß er bitte den Herrn ꝛc. Dieses deutet alles auf den ursprünglichen Schluß des Geschichtswerkes hin. Doch folgt noch Cap. 74 vom Englakönige (Könige der Engländer) (nämlich von dem großen Freunde Olaf's dem König) Jatvardhr (Eduard); Cap. 75 von Harald Gudhinason (als dem Nachfolger Eduard's); Cap. 76 von dem Bischofe Jon (der mit anderm Namen Sigurd hieß), und am Schlusse des Capitels heißt es: Diese Saga (Geschichte) sagte mir Abt Asgrime Westlidhason, Priester Biarni Bergthorsson, Gellir Thorgilsson [6]), Herdis Dadhadottir, Thorgerdr Thorsteinsdottir, Inguthr Arnorsdottir [7]). Diese Menschen lehrten (kendu) mir so die Saga (Geschichte) des Königs Olaf Tryggvason, wie nun gesagt ist. Ich zeigte auch das Buch Gitsur'n Hallzson, und berichtigte (rétta) ich dasselbe nach seinem Rathe, und haben wir an dem gehalten seitdem. Es läßt sich schließen, daß Oddr ursprünglich sein Werk mit dem 43. Capitel geschlossen und später Cap. 74, 75 und 76 hinzugefügt hatte, und hier nun auch nachtrug, nach welcher Menschen Erzählungen er sein Geschichtswerk verfaßt hatte. Wir vergleichen hier zugleich mit, was auch die Gunnlög'sche Olaf's Saga Tryggvasonar betrifft. Der Tháttr Haldórs Snorrasonar Cap. 7. S. 173 sagt: So sagen die Brüder (Mönche) Gunnlaugr und Oddr, daß die Menschen haben ihnen am meisten erzählt (frá sagt) [das, was sie haben hierauf zusammengesetzt (samansett) und in Erzählungen gebracht (í frásagnir faert)], von König Olaf Tryggvason; Gellir Thorgilsson, Asgrimr Vestlidhason, Biarni Bergthorsson, Arngunn (nach anderer Lesart Ingunn) Arnórsdóttir, Herdís Dadhadóttir und Thorgerdhr Thorsteinsdóttir; und hierauf wird gesagt, daß Gunnlaugr gezeigt habe die Saga (Geschichte) des Königs Olaf Tryggvason Gizur'n Hallsson, und hatte der genannte Gizur bei sich das Buch zwei Jahre hindurch, aber hierauf wie er (nach anderer Lesart es) kam zurück zum Bruder (Mönche) Gunnlaug, verbesserte (emenderadhi) er es selbst, da, wo Gizur'n dünkte, dessen zu bedürfen. Aus dem emenderadhi (emendavit) läßt sich mit Sicherheit schließen, was auch an sich wahrscheinlich ist und auch im 3. Cap. des Tháttr Háldórs Snorrasonar S. 163 ausdrücklich bemerkt wird, daß auch der Mönch Gunnlög sein Geschichtswerk lateinisch geschrieben und er selbst seine Quellen und namentlich im Betreff der Berichtigungen durch Gizur Hallsson angegeben hatte. Daß beide Oddr und Gunnlögr sich an Gizur wenden, hat gar nichts Befremdliches, da er einmal als der Unterrichtetste in dieser Geschichte galt. Da Gizur im J. 1206 starb, so kann die erste Vollendung des Gunnlögischen Werkes nicht später als in das Jahr 1204 fallen, und da Oddr 1200 verschied, kann die Abfassung beider Geschichtswerke der Zeit nach nicht weit aus einander gelegen haben. Nach dem Fórmáli zum 10. Bd. der Fornmanna-Sögur. S. VIII, war die Abfassung des Oddischen Geschichtswerks ohne Zweifel begonnen im J. 1160 und vollendet im J. 1170. Auch können sie, da beide gleiche Quellen benutzten, und namentlich beide von Gizur'n ihre Geschichtswerke durchsehen ließen, auch dem Inhalte nach nicht sehr von einander abweichend sein. Daher muß es kommen, daß wenn wir die drei auf uns gekommenen Sögor vergleichen, bei vielen Fällen nicht mit Sicherheit wissen können, ob der Verfasser der großen Olaf's Saga Tryggvasonar aus Gunnlög oder aus Odd geschöpft, und der Hauptgegensatz kann nur zwischen der Snorri Sturleson'schen Olaf's Saga Tryggvasonar und dem sein, was der Verfasser der großen Olaf's Saga Tryggvasonar aus den Geschichtswerken der beiden Mönche geschöpft hat oder geschöpft haben kann; wie er Gunnlög'en einige Male anführt, werden wir im 3. Abschnitte sehen. Der Mönch Oddr wird in der ersten Recension der großen Olaf's Saga Tryggvasonar nicht genannt. Daher ist es wahrscheinlich, daß er das Oddische Geschichts- oder richtiger

und findet sich in der Ausgabe derselben in den Fornmanna-Sógur. T. III. p. 172. Vergl. die Script. hist. Island. Vol. III. p. 112 und die Skaltholter Ausgabe der großen Olaf's Saga Tryggvasonar. S. 327, 328.

3) Suâ segir bródhir Oddr, *er flest hefir kompónerat á látinu*, annar madhr madhr enn Gunnlaugr, *af Olafi* konúngi Tryggvasyni, at Grímkell biskup etc. Der Verf. vergißt hier über das lateinische Buch den Ausdruck seiner Muttersprache samansett. Vergl. F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 1. Bd. S. XCVI, CI. 4) In den Fornmanna-Sögur. T. X. p. 371. 5) Hèr thrýttr nú sagu Olafs kónúngs Tryggvasonar, er at rèttu má callaz postule Nordhmanna, oc suâ ritadhi Oddr múncr, er var at Thíngerum, oc prestr at vígslu, til dýrthar almáttigum guthi, en theim til minnis er síthar ero, thó eigi (sè) gert medh málsnilld. Wenn wir oben saga durch Geschichte übersetzen, so übertragen wir es in der Bedeutung, in welcher man es brauchte. Der Sache nach richtiger wäre hier saga durch Sage zu geben, da der größte Bestandtheil des Oddischen Geschichtswerks reine Sage ist. 6) Diese Familie als wichtige Überlieferin der nordmannischen Geschichte spielt auch bei Snorri Sturleson eine Rolle; s. F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 1. Bd S. 7 und f. S. CCL. 7) Ein Frauenzimmer wird auch bei Snorri Sturleson (a. a. O. 1. Bd. S. 9) als Überlieferin der Geschichte genannt.

Sagenwerk nicht vor sich hatte. Auch stimmt er in den Partien, welche dem Inhalte nach Gleiches mit dem Oddischen Werke erzählen, mit diesem nicht wörtlich überein, sodaß sich am wahrscheinlichsten folgern läßt, er habe diese Partien aus dem Gunnlögischen Werke geschöpft, und die Übereinstimmung dem Inhalte nach rühre daher, daß Oddr und Gunnlögr gleiche Quellen benutzten, und überdies einander sehr geistesverwandt waren. Ungeachtet des augenscheinlichen Schlusses endet doch die Oddische Olaf's Saga Tryggvasonar mit dem 76. Capitel noch nicht, sondern es folgt nun noch Cap. 77. Von König Olaf: Das sagte Hallfrödr Wandradhaskalld, daß diese Lande habe König Olaf Tryggvason überfahren mit Heerschilde, beides in Sudhrwegir (den Südgegenden) und den Westländern (England, Schottland, Irland und die umliegenden Inseln). Es folgen nun die Strophen, welche wir im Art. Olafs Drápa betrachtet haben. Der Mönch Oddr hat dieses Capitel wol nicht gehabt, denn es lag nicht in seinem Zwecke, Olaf's Missethaten (misgerningar) zu verewigen. Wahrscheinlich hat der Übersetzer diese Strophen mit der Vorbemerkung hinzugefügt. Doch könnte auch Gizur den Mönch veranlaßt haben, diese Strophen als geschichtlich wichtig anzuhängen, weil sich daraus beweisen läßt, daß Olaf wirklich in Gardir (Rußland), freilich nach der Strophe nur heerend [8]), und auch in den Westländern gewesen. Odd's lateinische Arbeit ist nicht auf uns gekommen, denn zum Glücke für die Schätze der altnordischen Denkmäler konnte sich die lateinische Sprache des Mittelalters nicht in Island, wie im übrigen römisch-katholischen Europa als Schriftsprache behaupten. Island war zu arm und fern, als daß viele ausländische Geistliche hätten dahin wandern können, und die wenigen Eingebornen, welche Versuche in Abfassung von Werken in lateinischer Sprache machten, konnten gegen den Geist der Mehrzahl der Gelehrten, welche sich ihrer Muttersprache bedienten, nicht aufkommen [9]). Daher kam es, daß man selbst die lateinischen Arbeiten nicht in dieser Sprache, sondern in Übersetzungen aufbewahrte. Von Odd's lateinischer Schrift hat sich jedoch etwas erhalten, was wenigstens zur Probe dienen kann, wie er die Verse übersetzt hatte. Im 61. Capitel der altnordischen Übersetzung S. 342, wo die Rede davon ist, wie Jarl Sigwaldi den König Olaf betrog, heißt es: Dieses ist geschrieben von Jarl Sigwaldi:

Nec nominabo
pene monstrabo
curvus est deorsum
nasus in apostata,
qui Sveion regem
de terra seduxit
et filium Tryggva [10]).

That segir suâ (das sagt so):

Munkat [11]) ec nefna
naer mun ec stefna
nidhrbiúgt er nef
á nithingi
thann er Svein konúng
sveik or landi
oc Tryggvason
á tálar dró.

Nicht werd' ich nennen,
Näher werd' ich vorladen
(Niedergebeugt ist die Nase
An dem Neidharte) [12]),
Den, der den König Swein
Trog aus dem Lande,
Und Tryggvi's Sohn
In die Schlingen zog.

Odd mit Saxo Grammaticus verglichen, gewinnt sehr, da er die vaterländischen Lieder mehr achtete und treuer übersetzte. Saxo Grammaticus übersetzt eleganter und in classischen Versmaßen, hat aber dafür auch den nordischen kräftigen Geist fast ganz verwischt. Natürlich hatte sich der lateinisch schreibende Mönch Odd auch nicht von Einmischung des Fremdartigen ganz freihalten können, hatte aber, während Saxo Grammaticus die lateinischen Classiker, namentlich den Valerius Maximus, nachahmt, sich an das Kirchenlatein gehalten, und während der gelehrte Däne die römische Götterlehre hereinzieht, hatte der Isländer sich an die heilige Schrift gehalten. Spuren finden sich von Kirchenlatein und Benutzung des Biblischen noch in der altnordischen Übersetzung. So heißt es Cap. 3. S. 222: So wird gesagt, daß seine (des Königs Walldamar von Gardariki) [13]) Mutter war Weissageweib (spàkona) und wird das genannt, in Büchern (í bókum) phítons andi [14]) (Geist), womit die heidnischen Menschen weissagten. Hier hatte der Geschichtsschreiber benutzt das spiritus Pythonis (πνεῦμα Πύθωνος, Acta Apostolorum c. 16. v. 16). Auf die Bibel bezieht sich der altnordische Bearbeiter der Oddischen Arbeit auch Cap. 4. S. 227, wo er davon handelt, wie Gott den jungen

8) S. F. Wachter a. a. O. 2. Bd. S. 216. 9) Vergl. dens. 1. Bd. S. CXVII—CXXII. 10) Er behält die nordische Beugung Tryggva von Tryggvi bei. 11) Diese Verse stehen auch in der großen Olaf's Saga Tryggvasonar Cap. 263 in den Fornmanna-Sögur. 3. Bd. S. 19, 20. Hier extemporisirt sie Stefnir Thorgilsson, als er den Jarl Sigwaldi sieht, und dieser läßt ihn dafür erschlagen.

12) Nidhingr, bedeutet ein Verräther, Brecher eines Vergleichs, Bube ꝛc., parricida. 13) Rußland. 14) Vergl. die große Olaf's Saga Tryggvasonar Cap. 46. S. 76, wo sie von derselben Königin handelt: aber doch war sie vorwärtssehend (framsýn) von Python's Geiste (af fitons anda), wie viele heidnische Menschen. Der Verf. der gr. Olaf's Saga hat den Ausdruck: Geist des Phyton's entweder aus der Oddischen Arbeit entlehnt, oder auch der Gunnlögr hatte denselben biblischen Ausdruck. So sagt auch Gregor von Tours (Hist. Lib. VII. c. 43, ap. *Freher.* Corp. Hist. p. 167) von einer Wahrsagerin unter den Franken Spiritum Phitonis (Pythonis) habens, und erzählt weiter unten, wie der Bischof Agerik von Verdun sie ergreifen läßt und prüft: qua adprehensa et ad se adducta, juxta id quod in Actis legimus Apostolicis, cognovit in ea immundum spiritum esse Phitonis (Pythonis). Da die Weissage im Heidenthume auch von den Göttern und guten Geistern ausging, waren die christlichen Schriftsteller in Verlegenheit, wie sie diesen Weissagegeist nennen sollten, und ergriffen dann mit Freuden den in der Bibel verdammten *πνεῦμα Πύθωνος* oder spiritus Pythonis. Da die, welche die lateinischen Arbeiten über Olaf Tryggvason in ihre Muttersprache übertrugen, keine heimischen Ausdrücke hatten, durch welche der Weissagegeist entweder als rein oder unrein bezeichnet werden konnte, übersetzen sie spiritus durch andi, und geben Pythonis die heimische Form Fitons.

Olaf, der in Sklaverei verkauft ist, indem er zuletzt sagt: und erlösete ihn von dieser Unfreiheit, wie vordem er erlöste Josep[15]) (Joseph). Spuren, daß die Oddische Olaf's Saga Tryggvasonar, wie wir sie jetzt haben, aus dem Lateinischen übersetzt ist, haben sich neben dem, daß ihre Sprache überhaupt nicht so fließend als die anderer altnordischen ist, und namentlich gegen die Heimskringla sehr absticht, viele erhalten, so z. B. der häufige Gebrauch von **natura** S. 232, 234, 254, 263, und anderwärts, so **í Russiam** p. 239, 242, für **Russia** ist die eigentliche altnordische Benennung **Gardariki** (Reich von Gardir). Auch aus dem Satzbaue läßt sich eine Übersetzung aus dem Lateinischen nicht verkennen, so Cap. 13. S. 254: **En at** *biódhanda bónda*, *thá leypr* **fram hundrinn í útalliga flocka hiardhanar**, aber bei dem gebietenden Bauer (**jubente rustico** oder **a rustico jussus**, oder **rustici jussu**), da läuft der Hund vorwärts in unzählige Scharen (**in innumeras turbas**) der Heerde. Snorri Sturleson dagegen hat: **hann vísandi hundinom í nauta flockana, oc varo thar rekin mirg hundrot nauta; hundrinn lióp um alla nauta flockana**[16]); bei F. Wachter, 2. Bd. S. 243, 244: Er wies den Hund in die Rinderscharen, und waren dahin getrieben viele 100 Rinder; der Hund lief durch alle die Rinderscharen. Fast Gleiches wie Snorri Sturleson hat auch die große Olaf's Saga Tryggvasonar, denn sie folgt hier der Heimskringla. Um **regnavit** auszudrücken, hat der Übersetzer der Oddischen Geschichte Olaf's Tryggvason's S. 225 **ricthi** gebildet, wofür eigentlich nach dem echten Altnordischen **rèd** oder **rèd fyrir** stehen sollte. Ähnlich haben die mittelhochteutschen Übersetzer **regnavit** durch richsete (reichsete) gegeben. **Rikti** kommt auch mehrmals vor in der großen Olaf's Saga Tryggvasonar Cap. 285 (3. Bd. S. 63), woraus zu schließen, daß auch dieses Capitel aus dem Lateinischen übersetzt ist. Capitel 27. S. 282 des Oddischen Werkes, wo von der **Sunnefa** und ihrem Bruder **Albanus** gehandelt wird, findet sich eine dunkle Stelle gar nicht übersetzt, nämlich: **Pro sustentatione racio assumunt.** Man vermuthet, daß die Oddische Olaf's Saga Tryggvasonar in das Isländische übersetzt hat der Priester Styrmir **hinn fródi**, der im J. 1245 starb. Von diesem Styrmir als Geschichtschreiber bemerkten wir mehr im Art. **Olafs Saga Helga**. Vor der Snorri'schen und der großen Olaf's Saga Tryggvasonar zeichnet die Oddische sich dadurch aus, daß sie im Verhältnisse zu ihnen nur sehr wenig Liederstellen als Belege einwebt. Nur Cap. 37. S. 298 einen Quidhling (Gesängchen) von Hiallti zur Verhöhnung Odhin's und Freya's:

Vil ek eigi gudh geyia
grey thycki mèr Freya,
ac man annattveggia
Odhinn grey edha Freya.
Nicht will ich die Götter bebellen (verspotten),
Hündin dünke mir Freya,
Immer wird eins von beiden
Odhin Hündin oder Freya.

Cap. 61. S. 341 ein Stabreimpaar, welche Jarl Sigwalldi sagt, und S. 342, die Weise **nec nominabo** nebst der Urschrift, welche wir oben mitgetheilt haben, Cap. 92. S. 344 eine Strophe von Halldor[17]): **óna fór ok einu**, darauf, wie der König (Olaf) von Süden (von dem Wendenlande) auf Veranstaltung des Jarls Sigwalldi, mit 71 Schiffen fährt und die Schlacht anhebt. Dann Cap. 69. S. 359 ebenfalls von Halldor drei Strophen und S. 362 eine Strophe[18]) aus dem Liede auf den Jarl Eirik in Betreff des Kampfes mit dem Orm dem Langen (die lange Schlange), dem Schiffe des Königs Olaf. Ferner Cap. 64. S. 349, 351, Cap. 67. S. 354. Cap. 69. S. 360, Strophen von Hallfred auf des Königs Olaf letzte Schlacht. Wir haben diese Strophen näher angegeben im Art. **Olafs Drápa Tryggvasonar** von Hallfred. Aber diese Partie von der Schlacht bei Swöld (im J. 1000) scheint uns vom Übersetzer sehr erweitert worden zu sein. Capitel 74. S. 371 sagt Oddr, er zweifle nicht, daß der König Olaf habe nach der Schlacht gelebt, und sich habe von Einblasung (**af áblásning**) des heiligen Geistes Gotte dargebracht &c. Wir wissen nicht, ob das von Odd selbst ist, was er Cap. 70. S. 365 bemerkt hat und ist das vieler Menschen Sagung (**sögn**), daß König Olaf habe von sich geworfen den Panzer in die Tiefe, und entkam auf dem zu der Schnecke (Schiffe) der Wenden. Und ist die Erzählung (**frásögn**) weit gefahren hierauf, wie man hören kann in derer Männer Gesängen, die dieses bewahrheitet haben; so sagt Hallfred. Nun des Skalden Halbstrophe: **vaeitat ec hitt hvart hreyti**, wo er sagt, daß er nicht wisse, ob der König todt oder lebend sei. Die andere Halbstrophe, welche besagt, daß doch das auf das wahrste sei, daß der König verwundet, und die Snorri Sturleson hat, wird hier weggelassen. In der Oddischen O. S. Tr. steht dann noch eine Strophe von Hallfred, welche Snorri Sturleson nicht hat, aber die große O. S. Tr. Cap. 6. S. 6; in ihr spricht der Skalde aus, wie ihm gesagt worden, daß der König des Landes und der Leute beraubt worden, größern Schmerz habe er (der Skalde) nicht empfunden, großer Trost würde ihm sein, wenn der König lebte. Nach der Strophe heißt es weiter: Hier wird so gesagt, daß sogleich ward zweierlei erzählt von der Schlacht, ob er würde gefallen sein, oder fortkam. Die wichtige Strophe, die Snorri Sturleson Cap. 130 S. 347 hat: **Enn segir audar kenni**, wo der Skalde singt, daß ihm nun Wahres von des Königs Morde

---

15) Der Verfasser der gr. Olaf's Saga Tryggvasonar (Cap. 47. S. 81) hat diesen Vergleich und die vorausgehende Betrachtung nicht: „Aber der Gott, der nicht verborgen sein lassen die Ehre und den Ruhm seiner Freunde" &c. und noch weniger Snorri Sturleson, der auch die Olaf's Saga Tryggvasonar im echten altnordischen Geiste gibt. Vergl. die Darstellung dieser Partie bei Fr. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis (Heimskringla) übersetzt und erläutert. 2. Bd. S. 773. Cap. 6. 16) Olaf's Saga Tryggvasonar Cap. 35 bei Schöning S. 227, 228.

17) S. den **Formáli** zum 10. Bande der **Fornmanna-Sögur** p. VIII. 18) Sie findet sich bei Snorri Sturleson, Cap. 118, bei Schöning S. 335; in der gr. Olaf's Saga Tryggvasonar Cap. 246. 2. Bd. S. 297.

(Falle) gesagt sei, und das Entkommen desselben als falsches Gerücht bezeichnet, wird in der Oddischen O. S. Tr. nicht angeführt, sodaß Snorri Sturleson als ein weit ehrlicherer Kritiker, der Bearbeiter der Oddischen O. S. Tr. aber als ein unehrlicher erscheint, indem er nur die Strophen anführt, die zu Gunsten seiner Behauptung gedeutet werden können. Obgleich dieses auch dem Oddischen Geiste ganz gemäß ist, so rührt doch die Einschaltung jener Verse vielleicht vom Übersetzer her. Nachdem nämlich zu dem Obigen hinzugefügt ist, und viele andere Belege (daemi) sind zu dem, wird fortgefahren: Und wenn Gott erlaubt, werde ich sagen, wie ich am Wahrsten weiß, was die Menschen davon trugen (berichteten), die dort waren in der Schlacht, was sie zuletzt sahen von König Olaf. Nun werden solche starke Dinge als Thatsachen vorgetragen, daß die Einleitung zu den Strophen und die Strophen zu schwach erscheinen. Hätten Skuli Thorsteinsson und Kolbiörn wirklich dieses ausgesagt, was ihnen beigelegt wird, und dieses hätte erwiesen werden können, so hätte es Snorri Sturleson sicher angeführt. Was aber vollends Oddr einige Eirik's Mannen aussagen läßt, ist so stark, daß, wenn es wahr wäre, die Anführung der Verse Hallfred's ganz überflüssig gewesen wäre: Nun so, wie wir vorher sagten, daß die Unfreunde des Königs ihn sorgfältig suchten und fanden ihn nicht, da sagten einige Mann von des Jarls Kriegsvolke, daß ein Mann kam zu der Sneckia der Windar (Wenden), und schwamm zu dem Schiffe, und war in rothem Kleide; und als er war hinaufgekommen in das Schiff, da ward das sogleich fort; und alle Sneckior der Windar wurden da sogleich fort, die, welche dort gewesen waren, den Tag hindurch und hielten südwärts vor Land. Wer solche und andere Dinge als das Wahrste erzählt, was er weiß, der braucht aus Hallfred's Strophen nicht das Gerücht zu belegen, das sogleich gegangen sei, der König sei mit dem Leben entkommen. Daß das Gerücht sogleich entstand, war ganz natürlich, weil man die Leiche des Königs nicht unter den übrigen Todten auf dem Schiffe fand, und man fand sie nicht, weil der Verwundete über Bord gesprungen war. Aber sowie sein Anfang räthselhaft und reicher Stoff der echten Sage (Dichtung) war, so sollte es auch sein Ende sein. Die Übersetzung der Geschichte Olaf's Tryggvason's von Odd ist nur in einer Skinnbók (Pergamentcodex) auf uns gekommen. Aber auch diese Skinnbók ist nicht vollständig auf uns gelangt, denn es fehlen drei Blätter [19]). Daher ist der Anfang: .... ylir oc thvílikur frá Gunnhildi sagthir oc tiltekium hennar etc. Der Jarl Hakon, von Gunnhild abgesandt, Astriden und ihren Sohn herbeizubringen, herbergt schon bei Biörn, und Astrid bei Thorstein. Es fehlt also die Erzählung von Astrid's Flucht nach ihres Mannes Tryggwi's Fall durch Gudröd, von Olaf's Geburt auf einer kleinen Insel, von Astrid's Fahrt mit ihrem Kinde zu ihrem Vater Eirik nach Oprostadir, und wie Gunhilld nach ihnen spähen läßt, und dann Mannen nach Opstadir sendet, um Mutter und Kind holen zu lassen, Eirik aber zuvor kommt und seine Tochter und seinen Enkel heimlich fortreisen läßt. Der Codex jetzt in der Handschriftensammlung des Arni Magnusson N. 310, wird im 14. Jahrh. geschrieben sein, am wahrscheinlichsten in Norwegen [20]). Das Bruchstück von der Schlacht bei Swolld [21]) wurde von Ol. Verilius zu Upsala im J. 1665 herausgegeben [22]); und das ganze Werk, soweit es auf uns gekommen, nach demselben Pergamentcodex von J. J. Rennhelm zu Upsala im J. 1691 mit schwedischer und lateinischer Übersetzung [23]) (also Zurückübersetzung). An dieser letztern hat, wie man vermuthet, ohne Zweifel großen Theil der Isländer Jon Rugmann, der die Handschrift nach Schweden brachte. Doch ward das Werk erst nach seinem Tode gedruckt. Doch finden sich viele Schreib- und Druckfehler in dieser Ausgabe, und machen sie in Beziehung auf die Urschrift ziemlich unbrauchbar. Ungeachtet dieser Mängel hat diese Ausgabe vorzüglich ihre schwedische und noch mehr ihre lateinische Übersetzung vortheilhaft auf die Alterthumskunde [24]) auch in Teutschland gewirkt. Oben haben wir nach dem Fórmáli zum 10. Bd. der Fornmanna-Sögur die Vermuthung ausgesprochen, daß der Isländer Rugmann Antheil an der lateinischen Übersetzung habe. Ist dieses gegründet, so muß man sich wundern, daß sie nicht fehlerfreier ist. So wird z. B. der Anfang des Cap. 24: **Ok er Olafr konúngr com vestan**; und als König Olaf von Westen kam, übertragen: **Ex** *Eoo* **mari veniens Olaus.** Aus dem nämlichen Codex, aber fehlerfreier, ist die Urschrift herausgegeben in den **Fornmanna-Sögur Eptir gömlum Handritum útgefnar adh tilhlutun hins konúngliga**

19) Sie finden sich auch bei Snorri Sturleson und in der gr. Olaf's Saga Tryggvasonar.

20) Wie übrigens der Codex beschaffen ist, s. im Fórmáli zum 10. Bande der Fornmanna-Sögur. S. VIII, IX. 21) Insel bei Pommern. 22) Unter dem Titel: Itt Stycke af Kong Oluf Tryggvasons Saga, hvilken Oddur Munch på gammel Götiska beskrifwet hafwer, af itt gammlet Pergaments manuscripto aftryckt. (Upsala 1665.) 23) Unter dem Titel: Historia Olai, Tryggvae filii, in Norrigia laudatissimi olim et maxime inclyti in septentrione regis idiomate gothico sive svecico vetusto primum condita ab Oddo Monacho Islando, nunc in linguam hodiernam Sveticam, quin et latinam translata a *Jacobo Istmenio Reenhelm*, regni antiquario. (Upsaliae 1691. 4.) p. 116, 285. Beide, Verelius und Reenhelm, glaubten also, der Mönch Oddr habe das Werk nicht lateinisch geschrieben, sondern altnordisch. Zwar wird jenes in dem Werke, wie es auf uns gekommen, nicht ausdrücklich gesagt, läßt sich aber aus der Schreibart errathen. Man müßte denn annehmen, der Mönch Oddr habe sich in das Lateinische so hineinstudirt gehabt, daß er, wie es auch andern Gelehrten geht, seine Muttersprache habe nur unvollkommen schreiben, und sich der Lust nicht überheben können, auch selbst einen altnordischen Vers zugleich in lateinischer Übersetzung zu geben, und dieses habe den spätern Bearbeiter der großen Olaf's Saga Tryggvasonar veranlaßt, anzugeben, Oddr habe lateinisch geschrieben gehabt, welches Letztere jedoch das Wahrscheinlichste ist. 24) So z. B. die Erklärung der Cornuum, welche im 22. Cap. des Indiculi Paganiarum et superstitionum erwähnt werden, und der Martinshörner aus dem germanischen Alterthume, namentlich aus dem nordischen Minnetrinken. S. die Stelle der lateinischen Übersetzung aus dem 24. Cap. S. 102 bei *Falkenstein*, De Concilio Germanico. I. p. 21, im Anhange zum Cod. Diplom. Antiq. Nordgav. Vergl. die neue Ausg. in den Fornmanna-Sögur. T. X. p. 278.

Norraena Fornfraedha Fèlags. 10. Bd. (Kopenhagen 1835.) S. 216—376: Saga Olafs konúngs Tryggvasonar ritudh, í öndverdhu, af Oddi Múnk. Da die frühern Theile der Fornmanna-Sögur übersetzt erschienen sind auf Veranstaltung derselben königlichen Gesellschaft für nordische Alterthumskunde Dänisch in den Oldnordiske Sagaer, so wird in dem 10. Bande dieser Sammlung ohne Zweifel auch die Olaf's Saga Tryggvasonar aufgenommen werden. Für Olaf's wirkliche Geschichte ist sie eben nicht sehr wichtig, und die Snorri'sche ist ausreichend; aber zur vollständigen Kenntniß der echten Sagen (Dichtungen) von Olaf ist sie nothwendig, zumal um sie mit dem, was die große Olaf's Saga Tryggvasonar nicht aus Snorri hat, vergleichen zu können. Aber unschätzbar in geschichtlicher Beziehung ist sie zur rechten Würdigung der Snorri'schen Arbeit. Snorri'n als Geschichtschreiber in seinem vollen Glanze kann man nur erkennen, wenn man die Oddische[25]) Olaf's Saga Tryggvasonar mit der seinigen vergleicht.

2) Olaf's Saga Tryggvasonar von Snorri Sturleson, macht einen Theil der von ihm verfaßten Sammlung der Geschichten der norwegischen Könige oder der Heimskringla aus, und trägt auch ganz das schöne Gepräge seines Geistes. Äußere Zeugnisse für Snorri Sturleson als den Verfasser gibt die große Olaf's Saga Tryggvasonar. Sie bemerkt Cap. 280 in den Fornmanna-Sögur, 2. Bd. S. 301: Nun sagt so Snorri Sturleson und die meisten andern Menschen, daß Swein der Dänenkönig legte zuerst mit seinem Kriegsvolk an die Schlange die Lange und die größten Schiffe des Königs Olaf. Aber Hallarstein sagt in der Olaf's Drapa der zwieskäldigen[26]), daß Olaf der Schwedische zuvor hatte gelegt zur Begegnung wider Olaf Tryggvason, aber Swein der Dänenkönig nachher. So sagt Snorri, daß König Swein legte sein Schiff an die Schlange die Lange, aber Olaf der Schwedische legte hinaus davon und stach mit den Stefen[27]) an das äußerste Schiff Olaf's Tryggvason's, aber auf der andern Seite legte zu der Jarl Eirikr. Betrachten wir die Olaf's Saga Tryggvason von Snorri Sturleson, so finden wir Cap. 123[28]): König Olaf legte sein Schiff entgegen der Schlange der Langen, aber Olaf der Schwedische legte damit hinaus davon, und stach mit den Stefen an das äußerste Schiff des Königs Olaf Tryggvason [legte zu][29]) der Jarl Eirik. Die große Olaf's Saga Tryggvasonar sagt weiter unten im 250. Cap. (S. 331): So sagt Snorri Sturleson, daß Olaf der Schwedische legte da zu in die Stätte, wo König Swein legte davon. Auch diese Stelle findet sich bei Snorri Sturleson Cap. 124[30]): Da legte dort[31]) zu in die Stätte Olaf, der Schwedenkönig ꝛc. Die große Olaf's Saga Tryggvasonar bemerkt Cap. 256 (3. Bd. S. 1) in Beziehung auf das Ende des Königs Olaf Tryggvason: Nun sind darüber viele Erzählungen (frásagnir) um die Zuträgnisse, die sich dort machten. Snorri Sturleson sagt so: Daß da, als König Olaf sah, daß das Meiste von seinem Kriegsvolke gefallen war, aber Jarl Eirikr und eine Fülle seiner Mannen galopirte zurück zu der Lyptting[32]), daß König Olaf und der Stallari[33]) Kolbiörn liefen da beide vor[34]) Bord und auf sein Bord jeder[35]), aber die Jarlsmannen hatten gelegt von Außen zu die Kleinskuten[36]) und erschlugen die Männer, die auf die Tiefe[37]) liefen. Und da, als der König selbst war auf die Tiefe gelaufen, wollten die, die auf den Skuten waren, ergreifen ihn mit den Händen und bringen ihn dem Jarl, aber König Olaf schwang über sich den Schild und goß sich in die Tiefe; aber der Stallari Kolbiörn schoß[38]) mit seinem Schilde unter sich, und schützte sich so wider die Spieße, mit denen gelegt (geschossen) ward von den Schiffen, die darunter waren, und fiel er so auf die See, daß der Schild ward unter ihm, und kam er sich von dem nicht in die Tiefe, bevor er ward handergriffen. Dieses ist die Sagung (sögn) Snorri's. Aber so wird gesagt von den Worten des Stallari Kolbiörn selbst ꝛc. Nun folgt das, was die spätere Sage als Aussage des Stallari Kolbiörn ausgegeben hat. Das, was die große Olaf's Saga Tryggvasonar als die Sagung Snorri's mitgetheilt hat, trifft wörtlich, ja dem größten Theil nach buchstäblich mit dem überein, was Snorri Sturleson Cap. 130 erzählt. Die Abweichungen sind ganz unbedeutend und nur zwei[39]), für: schoß (schwang) unter sich den Schild hat die große Olaf's Saga: schoß (schwang) unter sich seinen Schild, und bei den Worten: und kam er sich von dem nicht in die Tiefe so schnell, läßt die große Olaf's Saga Tryggvasonar „so schnell" hinweg. Diese geringen Abweichungen überheben uns, hier auch die Stelle mitzutheilen, wie sie sich in der Heimskringla findet, und um so mehr, da wir diese Abweichungen angegeben haben. Diese längere Stelle läßt keinen Zweifel übrig, daß der Verfasser der großen Olaf's Saga Tryggvasonar dasselbe

25) Über die Arbeiten von Odd und Gunnlög s. auch P. E. Müller Sagabibliothek. 3. Th. S. 197—211. Über die Snorri'sche s. dens. Undersögelse om Snorrö's Kilder og Trovärdighed, Disquisitio de Snorris fontibus et auctoritate im 6. Bande der gr. Ausg. der Heimskringla. S. 277—290 und ebendas. S. 333, 334 auch von P. E. Müller: Tabellarisk Sammenlegning mellem de forskellige Bearbeidelser af Oluf Tryggvasens Historie. Es ist dabei die skaltholter Ausgabe (die in den Fornmanna-Sögur gab es damals noch nicht) zu Grunde gelegt. Der Verfasser der tabellarischen Zusammenstellung und der Sagabibliothek führt die große Olaf's Saga Tryggvasonar als Gunnlög's Arbeit auf; mit welchem Rechte, werden wir weiter unten sehen. 26) S. den Art. Olafs Drápa Tryggvasonar. 27) Dem Vordertheile des Schiffes. 28) Heimskringla bei Peringskiold. S. 362, bei Schöning 1. Bd. S. 338. 29) Das in eckigen Klammern hat blos der Codex E, und die Peringskiold'sche Ausgabe gar nicht. 30) Bei Schöning S. 339, bei Peringskiold Cap. 123. S. 362. 31) Nämlich dorthin, von wo, wie Snorri erzählt, die Dänen hinweggelegt hatten. 32) Erhöhung, das hohe Hintertheil des Schiffes. 33) Hofmarschall. 34) über. 35) Nämlich einer über das rechte, der andere über das linke. 36) Eine Art leichter Schiffe. 37) Nämlich von den Schiffen auf das Meer. 38) Schwang. 39) Ja! Die Ausgabe der Snorri'schen Arbeit bei Peringskiold Cap. 128. S. 369 und die bei Schöning Cap. 130. S. 345 bieten auch Abweichungen unter sich dar, zwar andere, aber doch solche, daß sie nicht geringer sind, als wie die Snorri'sche Stelle in der gr. Olaf's Saga Tryggvasonar von ihnen abweicht.

Geschichtswerk vor sich hatte, was wir das Snorri'sche nennen, und daß wir es mit vollem Rechte thun. Er gedenkt der Snorri'schen Arbeit auch noch einmal, sagt Cap. 256 (3. Bd. S. 5): und war das sogleich Rede vieler Menschen, daß König Olaf würde haben gegossen von sich den Panzer in der Tiefe [40]), und fortgetaucht hinweg von den Langschiffen, und sich gelegt hierauf zu der Snekia der Wenden, und hätten die Mannen Astrid's ihn gebracht an das Land; und das alles zusammen leitet zur Wahrscheinlichkeit der Fortkommung des Königs Olaf, was die Männer haben zuletzt gesehen von ihm, die dort waren in der Schlacht, und die Erzählungen (frásagnir), die Snorri Sturleson bezeugt, daß (sie) gemacht worden sind nachher um die Fahrten des Königs Olaf. Dieses ist genommen und bezieht sich auf die Stelle Snorri Sturleson's Cap. 130 [41]): und war das sogleich Rede vieler Menschen, daß König Olaf würde gegossen haben von sich den Panzer in der Tiefe, und so fortgetaucht hinweg von den Langschiffen [legte sich hierauf zu der Snekia der Wenden] [42]); und hätten die Mannen Astrid's ihn gebracht nach Windland (Wendenland), und sind da viele Erzählungen (frásagnir) um die Fahrten des Königs Olaf von einem Theile der Menschen. Snorri Sturleson läßt nun Verse Hallfred's folgen, sagt dann: Aber wie das auch gewesen sein mag, da kam doch Olaf Tryggvason niemals hierauf zu dem Reiche in Norwegen. Hierauf läßt er wieder Verse Hallfred's folgen, wo dieser unter andern sagt, er habe nun Wahres von der Erschlagung des Königs erfahren. Der Verfasser der großen Olaf's Saga erzählt vor den Versen, wie Menschen die Wahrzeichen gekannt, die der König hierher in die Nordlande gesendet. Er folgt nämlich theils dem Gange des kritischen Snorri Sturleson's, theils dem, was jene unkritischen Mönche Oddr und Gunnlög haben. Daher schwimmt das, was er aus Snorri Sturleson entlehnt, wunderbar auf jenem Pfuhle herum. Doch ist der Verfasser der großen Olaf's Saga Tryggvasonar ehrlicher als Oddr oder sein Bearbeiter, denn er unterdrückt die Strophe nicht, wo der Skalde sagt, daß er nun Wahres von dem Morde (Falle) des Königs Olaf erfahren. Daraus, wie Snorri Sturleson in dem oben aus der großen Olaf's Saga Tryggvasonar Angeführten als Gewährsmann aufgeführt wird, läßt sich schließen, Snorri habe die Saga nicht schon in ihrer Gestalt, wie wir sie bei ihm finden, vorgefunden, und habe, was man hat auch behaupten wollen, blos abschreiben lassen in seine Sammlung, sondern es geht vielmehr hervor, daß er selbst Forschungen angestellt, vorzüglich die Lieder der gleichzeitigen Skalden als Belege benutzt, und dann der Saga die schöne würdige Gestalt gegeben, in der wir sie bei ihm finden. Ungeachtet jede Saga seines Geschichtswerkes ihren besondern Titel hat, so werden doch die einzelnen Sögor nicht als besondere Theile behandelt, sondern sämmtliche Sögor als ein zusammenhängendes Ganze bildend [43]). Daher beginnt die Snorri'sche Olaf's Saga Tryggvasonar bei F. Wachter, 2. Bd. S. 162: Astrid hieß das Weib, das gehabt hatte König Tryggwi Olafsson; sie war Tochter Eirik's Biodaskalli's, der auf Ofrostadir [44]) wohnte, eines mächtigen Mannes. Aber nach dem Falle Tryggwi's floh Astrid fort rc. Wie Tryggwi gefallen, wird hier nicht weiter bemerkt, denn Snorri Sturleson hat schon oben in der Saga von König Haralld Grafelld und Jarl Hakon, Sigurd's Sohn, Cap. 9 bei F. Wachter, 2. Bd. S. 139—141 erzählt, wie König Tryggwi durch König Gudröd, Eirik's Sohn, erschlagen worden. Die Saga von Olaf Tryggvason erhält zugleich, künstlerisch eingewebt, den letzten Theil der Saga von Jarl Hakon, Sigurd's Sohn. Ja! die verschiedenen Sögor werden so als ein zusammenhängendes Ganze betrachtet, daß Gullharalld, der erst in dem Theile der Saga von Jarl Hakon, die in die Olaf's Saga Tryggvasonar eingewebt ist, eine Rolle spielt, schon in der Saga von König Haralld Grafelld und Jarl Hakon, Sigurd's Sohne, Cap. 15 bei F. Wachter, 2. Bd. S. 152 eingeführt wird, nämlich nachdem Snorri Sturleson erzählt hat, wie Jarl Hakon zum Dänenkönige Haralld gefahren ist, und bei ihm überwintert, fährt er fort: Da war auch bei dem Dänenkönige der Mann, der Harald hieß; er war ein Sohn Knut's Gormsson's, Bruderssohn des Königs Harалld; er war gekommen aus der Raubfahrt, und hatte erbeutet dadurch überviel fahrendes Gut [45]); er ward genannt Gold-Harалld; er deuchte wohl dazu zu kommen, König in Dänemark zu werden. Sollte jede Saga in der Heimskringla ein abgeschlossenes Geschichtswerk für sich bilden, so wäre hier die Einführung Gullharalld's ganz müßig, und Snorri Sturleson hätte sie vermieden. Da er aber die Saga von Harалld Grafelld und Jarl Hakon als mit der Saga von Olaf Tryggvason zusammenhängend behandelt, so macht sich diese Einführung, welche schon hier statt hat, sehr künstlerisch. Der Hörer oder Leser ist bei Snorri Sturleson und andern guten isländischen Darstellern gewohnt, daß nichts vorgebracht wird, was müßig ist. Einen Bezug hat es immer, wiewol nicht ausdrücklich gesagt wird, daß es ihn hat [46]). Hier an unserer Stelle z. B. erkannte der geübte Hörer und Leser sogleich, daß durch diese Einführung Goldharalld's nicht eine bloße Notiz von ihm ex abrupto angebracht werden solle, sondern daß dieser Goldharalld im Verlaufe der Erzählung eine große Rolle spielen werde, und dieses thut er denn auch in dem Theile der Saga von Jarl Hakon, der in die Saga von Olaf Tryggvason eingewebt ist. Es macht sich aber nun da, wo Goldharalld handelnd auftritt, weit schöner, daß er schon früher eingeführt ist. Sowie aber Snorri schon in der Saga von Harалld Grafelld und Jarl Hakon, Sigurd's Sohne, für die Olaf's Saga Tryggvasonar vorarbeitet, so bereitet er auch in dieser

40) Unter dem Wasser, im Tauchen. 41) Bei Schöning S. 346, bei Peringskiold S. 370. 42) Das in den eckigen Klammern hat Peringskiold nicht. 43) Vergl. F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 1. Bd. S. CXXXV.

44) Obrestad ist ein Ort in Jäderen, einer Landschaft im westlichen Norwegen. 45) Wörtlich loses Gut (lausafé) bewegliches Gut, nämlich in der besondern Bedeutung von Geld und andern Kostbarkeiten, Gold und Silber, wie auch deutlich aus dem Folgenden erhellt: er ward genannt Golldharalld. 46) Vergl. F. Wachter a. a. O. 1. Bd. S. CXXXIV—CXXXIX.

Saga schon auf die Saga, die auf sie folgt, vor, nämlich für die Olaf's Saga Helga. Olaf's des Heiligen Geburt erzählt er (Cap. 49 bei F. Wachter, 2. Bd. S. 275). Diese Erzählung erscheint als natürliches Ende von der Geschichte des Königs Harald Gränski, des Vaters Olaf's des Heiligen. Der Fall Harald's Gränski's wird Cap. 48 (bei F. Wachter, 2. Bd. S. 272) erzählt: Ihn läßt Sigrid verbrennen. Hierdurch wird Sigrid eingeführt, um deren Hand sich auch Olaf Tryggvason bewirbt (Cap. 66. S. 304). Diese Bewerbung steht wieder mit der Geschichte des Jarls Hakon in Verbindung. König Olaf schenkt ihr den großen Goldring, den er genommen hatte von der Tempelthüre auf Hladir. Diesen Goldring hatte Jarl Hakon machen lassen (Cap. 55. S. 303). Er deucht ihr eine Hauptkostbarkeit zu sein. Aber die Goldschmiede der Königin Sigrid entdecken, daß er unecht ist. Er wird zerbrochen und Erz findet sich im Innern. Da wird die Königin zornig und sagt, Olaf werde bei Mehrem mit ihr falsch umgehen (66. Cap. S. 304, 305). Sie haben eine Unterredung. Olaf verlangt, sie solle das Christenthum annehmen. Sie weigert sich. Er schlägt sie mit dem Handschuh ins Gesicht und sie sagt, daß dieses wol sein Tod sein werde. So wird Olaf's Ende eingeleitet, und er, der das Heidenthum in Norwegen durch List und Gewaltthat stürzt, muß, da er keine Schranken in diesen seinen Bestrebungen kennt, seinen Eifer büßen. Seine Beraubung des heidnischen Tempels wird auch schön durch den falschen Goldring gerächt, den er nimmt, und unwissend, daß er unecht ist, verschenkt. Jarl Hakon, der die heidnischen Tempel, welche die Eirikssöhne verbrennen, wieder herstellt, und den Opferdienst, den sie gestört, wieder aufblühen läßt (Cap. 28. S. 228—232), erscheint durch den falschen Goldring an der Tempelthüre als Betrüger der Götter und des Volkes, und so wird erklärt, warum er selbst, da er noch überdies sich nach den schönen Frauen der Norweger gelüsten läßt, einen so tragischen Tod sterben muß. Überdies hat er auch den Goldharalld ins Verderben gestürzt, und dieses sind, da die Verfasser der Sögor und vorzüglich der Beste unter ihnen, Snorri Sturleson, nach tragischer Wirkung streben, die drei Hauptmomente der Olaf's Saga Tryggvasonar: der Fall Goldharalld's und der Fall des Königs Harald's durch die Trugräthe des Jarls Hakon und des von ihm dazu verleiteten Harald's Gormsson von Dänemark, der Fall des Jarls Hakon und der Fall des Königs Olaf Tryggvason. Tragisch gestaltet ist auch die Verbrennung des Königs Harald's Gränski durch Sigrid, sodaß die Olaf's Saga Tryggvasonar bei Snorri Sturleson, da auch der Fall des Dänenkönigs Harald Gormsson durch seinen Sohn Swein auf eine mit dem Falle der Jomswikingar durch den Jarl Hakon zusammenhängende Weise eingewebt ist, ungemein reich an tragischer Wirkung ist. Ungeachtet der vorhergehende Theil des Snorri'schen Geschichtswerks den Titel führt: Saga von Harald Grafelld und von Jarl Hakon, Sigurd's Sohne, so ist doch in ihr auch nicht einmal des erstern Geschichte bis zu Ende geführt. Die große Olaf's Saga Tryggvasonar hat aus dem Snorri'schen Geschichtswerke die Partien von Gullharalld's und Harald's Grafelld's und von des Dänenkönigs Gormsson und des Jarls Hakon's Falle meistentheils buchstäblich entlehnt. Aber im Ganzen macht bei ihr das aus Snorri Entlehnte doch nicht den tragischen Eindruck, als bei ihm selbst, da sie es durch schwache Partien, die sie anderswoher nimmt, und die zu weit abführen, zu sehr unterbricht. Die Schlacht und der Fall der Jomswikingar ist auch gewaltig tragisch wirkend bei Snorri Sturleson (s. F. Wachter, 2. Bd. S. 251—271). Die große Olaf's Saga Tryggvasonar geht bei der Beschreibung der Schlacht mehr ins Einzelne, entlehnt aber die Darstellung der Erzählung, wie die gefangenen Jomswikingar erschlagen werden, aus dem Snorri'schen Geschichtswerke [47]), webt aber dabei Lieder späterer Skalden als Belege ein. Snorri Sturleson thut es nicht, weil sich keine Liederstellen von gleichzeitigen Skalden vorfanden, und die Lieder der spätern Skalden nichts beweisen konnten. Der Verfasser der großen Olaf's Saga Tryggvasonar ahmt Snorri Sturleson in Belegung durch Liederstellen nach, weiß aber nicht das schöne und zugleich kritische Maß zu halten, das dieser beobachtet. Welche Liederstellen beide gemeinsam, und welche blos dieser oder jener hat, werden wir im vierten und fünften Abschnitte dieses Artikels beiläufig bemerken, und sehen, wie auch hier Snorri Sturleson mit mehr Auswahl und weit kritischer zu Werke geht. Die Snorri'sche Olaf's Saga Tryggvasonar führt die Geschichte Norwegens noch über Olaf Tryggvason hinaus, und stellt dar, wie der Dänenkönig Swein und der Schwedenkönig Olafr und der Jarl Eirikr Norwegen unter sich theilt, durch eine Strophe von Halldor belegt er, wie Jarl Eirikr die lange Schlange, Olaf's berühmtes Schiff, in Empfang nahm, und durch zwei Strophen von Thordr Kolbeinsson, welche Landstrecke Jarl Eirik, und wie wenig der Dänenkönig Swein von Norwegen gehabt; erzählt dann weiter, wie Jarl Eirikr und sein Bruder Jarl Swein, der vom Könige Olaf dem Schwedischen das Jarlthum erhalten, sich beide taufen ließen und rechten Glauben annehmen, und schließt dann: Aber so lange sie herrschten über Norwegen, ließen sie thun jeden, wie er wollte um die Christenthumshaltung; aber die alten Gesetze hielten sie wol, und alle Landessitten; und waren freundglückle (beliebte) und steurungssame (**stiórnsamir**, gut regierende) Männer. Jarl Eirikr war sehr vor den Brüdern um alle Regierungssachen (**um forrád öll**). Dieses ist der zweckmäßige Schluß der Olaf's Saga Tryggvasonar von Snorri Sturleson, weil bei ihm die einzelnen Sögor keine geschlossene Ganzen, sondern nur zusammenhängende Theile seines großen Geschichtswerkes bilden sollen. — Herausgegeben ist die Snorri'sche Olaf's Saga Tryggvasonar in der Heimskringla 1) von Peringskiold, 1. Bd. S. 191—373; 2) von Schöning in der

47) Wie sich die Darstellung der Schlacht und die Erschlagung der Jomswikingar bei Snorri zu der großen Olaf's Saga Tryggvasonar verhält und diese beiden zu der Jomswikingia Saga wird in den Artikeln **Jomswikingar** und **Joms-Wikingia Saga** betrachtet werden.

großen Ausgabe der Heimskringla, 1. Bd. S. 187—349, eine sehr schätzenswerthe und prächtige Ausgabe, hat aber den Mangel, daß sie den Text nicht nach den ältesten besten Handschriften gibt, sondern aus den vier Handschriften[48]) und der Peringskiold'schen Ausgabe den Text so vollständig als möglich zusammenstellt, und dann erst in den Noten angibt, was diese oder jene Handschrift hat, oder was sie nicht hat. Wir werden im 5. Abschnitt ein Beispiel anführen, wie Snorri's kritische Arbeit dadurch entstellt ist, indem eine Strophe angeblich von Hallarstein in den Text aus dem Codex E aufgenommen ist. Sie ist nicht einmal von Hallarstein, sondern unecht, und also in zwiefacher Hinsicht ganz gegen Snorri's kritischen Geist eingewebt (s. F. Wachter, 2. Bd. S. 211). Übersetzt ist die Snorri'sche Olaf's Saga Tryggvasonar in der Heimskringla 1) lateinisch: a) von Peringskiold; b) von Schöning. 2) Schwedisch von Gudmund Olafsson. 3) Dänisch: a) von Peder Claussön[49]); b) von Jon Olafssen[50]), wobei die vorige Übersetzung zu Grunde gelegt ist; c) N. F. S. Grundtvig[51]). 4) Teutsch von F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis, 2. Bd. S. 162—316[52]).

3) Die große Olaf's Saga Tryggvasonar, wird auch namentlich von P. E. Müller[53]) die Gunnlög'sche genannt, doch nicht ganz mit Recht. Die Stellen über des Mönchs Gunnlög's Arbeit aus dem 7. Cap. des **Tháttr Haldórs Snorrasonar** haben wir, da sie auch die Geschichte Olaf's Tryggvason's vom Mönch Odd mitbetrafen, oben im ersten Abschnitte dieses Artikels betrachtet. Hier wollen wir es mit der Stelle thun, welche sich im 3. Cap. des genannten **Tháttr** S. 163 fg. findet: Der ehrwürdige Lehrmann[54]) und guten Andenkens Gunnlaugr, Mönch zu Thingeyrar, hat viele und bemerkenswerthe Stücke [mit gewichtigem lateinischem Gedichte][55]) zusammengesetzt[56]) und gesagt von dem berühmten Olaf Tryggvason, dem Könige; er hat kundig[57]) von dem gesagt, auf welche Weise der König war mit dem Leben fort sich gekommen aus der Schlacht [die er zuletzt vollführte bei Svöldr][58]). Bruder Gunnlaugr sagt, das allein geschrieben zu haben, was er von glaubwürdigen Menschen[59]) gehört hat, und allein[60]) auf das Fleißigste habe zusammengelesen, das, was er hat gefunden in den Büchern des Priesters Ari **hinn fródi**; aber bei der durchlaufenen[61]) Schlacht vor Svöldr weicht[62]) der genannte Bruder Gunnlaugr, Mönch, mit seinen Worten zu dem Hofbischofe[63]), der Jon Sigurdr hieß, und soll etwas davon gesagt werden mit Gottes Urlaube. [Sehr passend[64])] ist, sagt Bruder Gunnlaugr, mit dieser Saga (Geschichte)[65]) zusammenzufügen von dem heiligen Leben und der gewichtigen Sittlichkeit des apostolischen Herrn des vorbenannten Hofbischof's, daß wir wissen, mit welchem Endeschlusse seine Lebensstunden verlaufen sind [indem er des Herrn Königs voderster Unterstützungsmann gewesen war, zu unserm Seelenheile[66]), von woher[67]) er uns scheint geworden apostolischer Prediger aller Nordmannen (Norweger); indem dieser berühmte Herr Olaf König hat zuerst alle zu Rechtchristen gemacht mit des Bischofes Beistand, und bestärkt hierauf und gesteuert das Christenthum mit königlicher Gewalt, beides mit heiligen und heilsamen Worten und Ermahnungen. Vom Ursprunge oder Geschlechte oder wessen Volkes Bischof Sigurd ist gewesen, ist uns nicht bekannt, oder in welcher Schule er hat gelernt, so auch wenneher[68]) er wird zum Könige gekommen sein; aber das verstehen wir wohl von glaubwürdiger Menschen Sagung, daß er sei gewesen beides stark und steuersam (gut regierend) in seinem Bischofthume. Weiter wird nun erzählt, wie Bischof Sigurd, nachdem er vom König Olaf Tryggvason geschieden, das Bekehrungsgeschäft in Schweden freudig getrieben, aber dabei sich sehr gehärmt wegen seiner Abwesenheit von seinem berühmten Herrn, dem König Olaf Tryggvason; dann heißt es weiter: Aber von der andern Seite ward er sehr begierig von Einblasung des heiligen Geistes[69]), zu machen Gotte den größten Ruhm in Heilung und Pfadrichtung der heidnischen Völker, und er hatte, wie Gunnlaugr sagt, gegeben die heilige Taufe Olaf dem Schwedenkönig und einer Fülle anderer Menschen, derer, welche gestritten hatten wider den König Olaf Tryggvasonar rc. So wird weiter erzählt, wie Sigurd in Schweden bekehrt, und namentlich Cap. 4 die Predigt (**Prèdikan**)

48) Das Nähere über diese Handschriften s. bei F. Wachter, 1. Bd. S. CLXVIII—CLXXIII. 49) Snorre Sturlesöns Norske Kongers Chronica (Kopenhagen 1633. 4.), doch mit Hinwegiassung der Liederstellen und auch von Stellen in der ungebundenen Rede, welche beide jedoch in der neuern Ausgabe der von Godiche im J. 1751 (in 4.) besorgten Ausgabe wie Noten unter den Text beigefügt sind. 50) In der großen Ausg. d. Heimskringla. 51) Snorre Sturlesons Norges Konge Krönike fordansket (Kopenhagen 1818—1822. 3 Bde. 4.) im 1. Bande. 52) Enthält Cap. 1—76 bis zum Sturze des Heidenthums in Thrandheim: Cap. 76 gechristnet Thrandheim S. 317, 318. Cap. 77—131 erscheint im 3. Bande. 53) S. oben Note 24 dieses Artikels. 54) **Kennimadhr**, Lehrer. 55) **Medh röksammligu látínu dikti** fehlt im Cod. B. Unglücklicher Weise bedeutet diktr nicht blos Gedicht, sondern auch Lüge, und der Ausdruck ist in Beziehung auf die Gunnlög'sche Arbeit, die viel Fabelhaftes enthielt, sehr treffend. Ist die Angabe richtig, so hatte der Mönch Gunnlögr Olaf's Geschichte in lateinischen Versen bearbeitet, während der Mönch Oddr dieses in Prosa gethan hatte, ähnlich wie wir z. B. die Vita S. Anscharii nicht blos in Prosa, sondern auch in Versen haben. Der Mönch Gunnlögr hatte darin einen richtigern Text, als der Mönch Oddr, denn unglaubliche Dinge nehmen sich in Versen besser aus, als in Prosa. 56) **Samansett.** 57) **Fródliga**, weisiglich, auf gelehrte, unterrichtete Weise.

58) Das in eckigen Klammern hat der Cod. B nicht. 59) **Af sannordhum monnúm**, von wahrhaftigen Männern (Menschen). Sie und er lebte aber ein Jahrhundert später. Daß Gunnlög nur das schrieb, was wahrheitliebende Menschen sagten, zeigt blos, daß er nicht alles zusammenraffte, was er von Olaf Tryggvason Fabelhaftes hörte. 60) Dieses ein bezieht sich auf Gunnlög als Sammler aus Schriften, das obige that eina (das eine, d. h. das allein) bezieht sich auf das, was er aus den mündlichen Erzählungen geschöpft hat. 61) Nachdem er die Schlacht von Svöldr beschrieben. 62) Wendet sich. 63) **Hirdhbiskup.** 64) **Mjök vidhrkvaemiligt**, aller Wahrscheinlichkeit nach stand in der Urschrift valde conveniens. 65) In der Urschrift Historia. 66) **Til vorrar sáluhjálpar**, zu unserer Seelenhilfe. 67) **Hvadhan af**, ist Übersetzung des unde. 68) **Hvenaer**, quo tempore. 69) **At áblastri heilags anda**, *inspiratione Sancti Spiritus*.

des Bischofes Sigurd an Schweden mitgetheilt. Auch alles dieses ist, wie die Schreibart lehrt, Übersetzung aus dem Lateinischen, und wie der Zusammenhang lehrt, aus Gunnlög's Arbeit. Der Tháttr (Theil) **Haldórs Snorrasonar** ist der letzte Theil der großen Olaf's Saga Tryggvasonar der zweiten Bearbeitung mit besondern Capitelabtheilungen. In der Olaf's Saga Tryggvasonar der ersten Bearbeitung wird auch Gunnlaugr angeführt, und zwar bei folgenden Gelegenheiten. Erstens Cap. 133. 1. Bd. S. 266 wird dieses erzählt: Der sächsische Bischof Friedrich, der auf Island das Christenthum predigt, wohnt der Hochzeit Thorwald's zu **Haukagil in Vatzdal** bei. Die Heiden und Christen halten sich dabei in getrennten Gemächern auf. Doch hindert das die beiden grimmigen und zauberkundigen Berserker, die Gebrüder Haukr, nicht, den Bischof aufzufodern, wenn er seinem Gotte vertraue, die Künste, die sie zu vollführen gewohnt waren, zu versuchen, mit bloßen Füßen durch flammendes Feuer zu waden oder sich fallen zu lassen auf Waffen (Schwerter), sodaß (sie) da nicht schadeten. Der Bischof vereint das nicht. Es werden große Feuer gemacht. Der Bischof weiht Wasser, weiht das Feuer, und sprengt das Wasser darüber. Zunächst gedenken die Berserker über das Feuer zu waden, fallen aber und finden in dem Feuer den Tod. Sie werden begraben dort, wo es seitdem **Haukagil** (Kluft der Haukar) heißt. Bischof Friedrich macht das Kreuzeszeichen und geht unbeschädigt durch das große und lange Feuer. Da wenden sich viele Menschen zu Gott. Nachdem die Olaf's Saga Tryggvasonar umständlich dargestellt, was wir nur angedeutet haben, fährt sie fort: Diese Zuträgniß [70]), sagt Gunnlaugr, der Mönch, daß er hörte sagen den glaubwürdigen [71]) Mann Glum Thorgilsson, aber Glumr hatte (sie) genommen (gelernt) von dem Manne, der Arnor hieß, und der Sohn der Andis war. Durch solche Zeugnisse wird aber blos erwiesen, daß Gunnlaugr die Dinge, die er erzählt, nicht selbst erfunden hat, sondern sie aus Sagen oder mit andern Worten aus Erfindungen schöpfte, welche man für wirklich Geschehenes hielt und sie als solches glaubte. Capitel 136 der großen Olaf's Saga Tryggvasonar (1. Bd. S. 272) wird davon von dem Manne Mani gehandelt, den Bischof Friedrich taufte. Er wohnte in Holt auf Kolgumyrar, machte dort eine Kirche. In dieser Kirche diente er Gott beides, Nächte und Tage, mit heiligen Gebeten und Almosenthaten, die er reichte vielerlei armen Menschen. Er hatte eine Weidestätte (Fischplatz) [72]) in dem Flusse, der von dort nicht weit entfernt war, dort wo es noch bis in den Tag von seinem Namen **Mánafors** (Mani's Wasserfall) heißt; wenn in gewissen Zeiten, da wenn großer Mangel an nährenden Erzeugnissen und Hungersnoth war, er die Hungrigen nicht ernähren konnte, da ging zu dem Fluß und hatte dort genug Lachswaide (Lachsfang) in den Abgründen unter dem Wasserfalle; diese Lachswaide gab er unter die Kirche in Holt, und sagt der Mönch Gunnlaugr, daß die Waide habe dahin stets zugelegen (gehört); bei der Kirche sieht man noch die Merkmale, daß er [73]) dort habe gewohnt, sowie ein Einsiedelmann (**einsetumadhr**). Aus dieser und den obigen Anführungen sieht man, daß der Mönch Gunnlaugr in sein Geschichtswerk von Olaf Tryggvason sich über die Einzelheiten der Geschichte und Sagen von der Verbreitung des Christenthums in Skandinavien und auf Island verbreitet hatte. Wie er dabei neben den Sagen vom Bischofe Siegfried auch die vom sächsischen Bischofe Friedrich in sein Geschichtswerk aufgenommen hatte, geht aus dem Obigen hervor, und wie er um die Kirchengeschichte des Nordens im Betreff auch der andern Beförderer des Christenthums, namentlich Thorward's, der durch seinen Priester viele arme Menschen taufen ließ, bemüht war, geht aus dem 225. Cap. der großen Olaf's Saga Tryggvasonar (2. Bd. S. 224) hervor: Das sagen die meisten Menschen, Thorwardr Spakhödhrarsson wäre getauft worden vom Bischofe Friedrich, aber der Mönch Gunnlaugr gedenkt das, daß ein Theil der Menschen meine, daß er getauft worden in England, und von da gebracht habe Holz zu der Kirche, die er auf seinem Hofe [74]) machen ließ. Dieses sind die Stellen, bei welchen der Verfasser der großen Olaf's Saga Tryggvasonar den Mönch Gunnlög anführt. Aus ihnen läßt sich schließen, daß er auch das meiste Übrige, was er von den Sagen über Olaf Tryggvason und der Ausbreitung des Christenthums im Norden Eigenthümliches hat, aus der Gunnlög'schen Arbeit genommen und übersetzt hat. Doch kann man die große Olaf's Saga Tryggvasonar nicht mit vollem Rechte die Gunnlög'sche nennen, da er vieles auch aus der Snorri'schen entlehnt, und vielleicht auch aus der Oddischen; wenigstens stimmt er mit dieser in manchen Partien ziemlich, wiewol nicht wörtlich, überein. Doch kann diese Übereinstimmung auch davon herrühren, daß die Oddischen und Gunnlög'schen Arbeiten selbst in den meisten Punkten übereinkommen, da beide Arbeiten Gizur durchgesehen hatte. Doch läßt sich schließen, daß die Gunnlög'sche Arbeit umfangreicher als das Oddische Werk war. Wie der Verfasser der großen Olaf's Saga Tryggvasonar Snorri Sturleson anführt, haben wir oben gesehen. Nun wollen wir die übrigen Geschichtswerke bemerken, auf welche der Verfasser der großen Olaf's Saga Tryggvasonar sich beruft. Cap. 284 (3. Bd. S. 63), wo von den Händeln zwischen dem Könige Harálld, Sigurd's Sohne, und Einar's Thambersfelfir's, des großen Freundes Olaf's Tryggvason's, gehandelt wird, heißt es zum Schlusse: Auf der Zusammenkunft ließ König Haralld arglistig erschlagen Einar'n und seinen Sohn Eindridi mit vergleichbegehrlicher Miene [75]), sowie gesagt wird in der Lebensgeschichte der Könige Norwegens (**Aefissaga Koregskonúnga**). Cap. 95 (1. Bd. S. 192): Da als König Haralld der Haar-

70) Theuna atburdh, dieses Ereigniß. 71) Wahrhaftiger, sannordhan. 72) Veidhi stöd, auch im Teutschen in engerer Bedeutung ward sonst Weide nicht blos von der Jagd der vierfüßigen Thiere und Vögel gebraucht, sondern auch vom Fischfange. S. F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 1. Bd. S. 222.

73) Nämlich Mani. 74) Á bae sínum. 75) Unter dem Vorwande, als wenn er einen Friedensvergleich mit ihnen zu schließen verlangte.

schöne unter sich gelegt hatte Nordmäri und Raumsdal, aber fällte die Könige, die darüber herrschten, wie gesagt wird in seiner Sage (í sögu hans) ꝛc. Was nun in diesen und den folgenden Capiteln von Jarl Rögnwalld und den Heerfahrten des Königs Haralld des Haarschönen nach Westen erzählt wird, stimmt mit der Snorri'schen Haralld's Saga Hárfagra (bei F. Wachter, 1. Bd. S. 193, 196—199, 201, 210). Ferner Cap. 94 (1. Bd. S. 191) der großen Olaf's Saga Tryggvasonar heißt es von Haralld Gránski: König Haralld war in diesem Frühlinge gefahren ostwärts nach Schweden, und ward dort verbrannt innen (im Hause), sowie gesagt wird in seiner Lebensgeschichte (í aefisögu hans). Hierfür lesen Cod. B, C, F í aefi sögu Noregs konúnga. Die Haralld's Saga Graenska bildete also wol einen Abschnitt dieser Aefisaga Noregs konúnga. Aefisaga kann aber auch Lebensgeschichte blos im Allgemeinen heißen, ohne daß ein besonderes Werk damit gemeint ist, und auf die umständliche Erzählung hingewiesen werden, welche Snorri Sturleson in seine Olaf's Saga Tryggvasonar Cap. 48 (bei F. Wachter, 2. Bd. S. 272—274) künstlerisch eingewebt hat. Da das Snorri'sche Geschichtswerk ein großes fortlaufendes Ganze ist, und der Verfasser der großen Olaf's Saga Tryggvasonar so viel aus ihm entlehnt hat, so ist höchst wahrscheinlich, daß er unter der Aefisaga Noregskonúnga das Snorri'sche Geschichtswerk über die norwegischen Könige, oder nach dem neuern Titel die Heimskringla versteht. Wenn der Verfasser sich oben bei Einar's Thambarskelfir's Ende auf die Aefisaga Noregskonúnga bezieht, so paßt dieses auch sehr gut auf das Geschichtswerk Snorri's, da dieser in der Haralld's Saga Hardrádas Cap. 44 u. 45 [76]) Einar's und Eindridi's Ermordung umständlich erzählt. Die Olaf's Saga Helga wird von dem Verfasser der großen Olaf's Saga Tryggvasonar angeführt Cap. 271 (3. Bd. S. 37). Nachdem sie erzählt, wie Jarl Swein in Schweden gestorben, fährt sie fort: Aber König Olafr Haralldsson ward genommen zum König in Noreg [77]), wie gesagt wird in seiner Geschichte (í sögu hans). Bei Darstellung der Händel zwischen dem König Olaf dem Heiligen und Erling Cap. 272 heißt es (S. 40): Fuhren da so ihre Händel, wie gesagt wird in der Geschichte des Königs Olaf [78]) (í sögu Olafs konúngs). Bei Erzählung von der Schlacht zwischen dem König Olaf dem Heiligen und Erling, Cap. 276, heißt es (S. 44) von Erling: Er gab da auf die Wehr und nahm von sich den Helm, und ward da erschlagen, offenbar zum Unwillen (wider Willen) des Königs Olaf [79]), wie gesagt in seiner Sage (í sögu hans). Diese Hinweisungen und was voraus erzählt wird, paßt ganz zu der Snorri'schen Olaf's Saga Helga in der Heimskringla und in der Einzelschrift in den Fornmanna-Sögur. Die Faereyinga-Saga wird Cap. 208 (2. Bd. S. 172) angeführt: Aber das fuhr hierauf, wie König Olaf sagte, daß der Mann, der Thorgrimr Illi (Böser) hieß, mit seinen zwei Söhnen, ermordete Siegmunden Brestisson um den Ring Hakonarnaut, da als Siegmund war sundmüde (müde vom Schwimmen) in Sudrey, dort, wo (es) Sandrik heißt, sowie gesagt wird in der Geschichte der Färeyingar [80]) (í Faereyinga sögu). Von Siegmund Brestisson heißt es Cap. 184 (2. Bd. S. 106): Aber er fuhr auf Heerung in den Sommern, und verschaffte sich Gut und Ruhm in verwegenen Vorgängen und vielen Berühmtheitswerken, sowie gesagt wird in seiner Geschichte (í sögu hans). Cap. 97 (1. Bd. S. 196) heißt es von Halfdan Halegg und dem Jarl Einar (s. d. Art.): Führen ihre Händel da so, daß der Jarl nahm Halfdan Halegg vom Leben [81]), wie gesagt wird in der Geschichte der Jarl der Orkneyingar (í sögu Orkneyinga jarla). Ob dieses die Orkneyinga Saga ist, welche wir haben, s. d. Art. Orkneyinga-Saga in diesen Nachträgen. Cap. 233 (2. Bd. S. 257) wird bemerkt: Nun führen alle Händel der Gesetzemänner (laugamanna) und der Hjardhyltingar beides vorher und nachher so, wie gesagt wird in der Geschichte der Laxdaelar (í Laxdaela sögu), obschon hier wenig ausgeschrieben (bréft af) sei (ist). Über diese Saga s. d. Art. Laxdaelasaga [82]). Außer diesen Geschichtswerken von Ungenannten und von Gunnlög und Snorri Sturleson, führt der Verfasser der großen Olaf's Saga Tryggvasonar auch Snorri Sturleson's Vorläufer, den Priester Ari Frodi (den Unterrichteten), und Sämund Frodi an. Cap. 34 (1. Bd. S. 55) sagt er in Beziehung auf die Erschlagung des Jarls Sigurd durch die Eiriksöhne [83]): Das war zwei Winter nach dem Falle des Königs Hakon Adalstein Fostri, nach der Sagung (at sögn) des Priesters Ari des Weisen (hins fróda), des Sohnes Thorgils'. Aus den Schriften der Isländer kann eine zwiefache Zeitrechnung in Beziehung auf die norwegische Geschichte entnommen werden. An der Spitze der einen steht Sämund der Weise. Ihr folgt der Mönch Oddr in der Geschichte Olaf's Tryggvason's und der Mönch Theoderich über die norwegischen Könige; er sagt zugleich er habe seine Zeitrechnung von den Isländern gelernt. Ihr folgt endlich der Verfasser der Fagurskinna. Sie stimmen alle darin überein, daß Haralld der Haarschöne um das Jahr 926 gestorben gewesen, doch so, daß sie dabei einen Unterschied von zwei bis drei Jahren beobachten. An der Spitze der zweiten Art der Zeitrechnung steht Ari der Weise, und sie beobachten Snorri Sturle-

76) Bei Peringskiold Cap. 44, 45. S. 105—108; in der großen Ausgabe der Heimskringla bei Thorlacius 3. Bd. S. 101 fg. Vergl. die Haralld's Hardráda Saga in den Fornmanna-Sögur 7. Bd. Cap. 63. S. 279—282. 77) S. die Snorri'sche Olafs Saga Helga Cap 54; bei Schöning S. 59. 78) S. die Snorri'sche Saga Olaf's Helga. 79) S. die Snorri'sche Olaf's Saga Helga Cap. 186. S. 305 bei Schöning.

80) S. den Art. Faereyinga Saga. 81) Auf welche Weise dieses statt hatte, erzählt Snorri Sturleson in der Saga von Haralld dem Haarschönen, Cap. 31, bei F. Wachter 1. Bd. S. 215, 216. 82) Einstweilen s. P. E. Müller, Sagaenbibliothek des skandinavischen Alterthums, übers. von Lachmann (Berlin 1816). S. 147—165, 216. Nur daß die Laxdaelasaga seitdem herausgegeben ist. 83) S. das Nähere bei Snorri Sturleson, Saga von Haralld Grafelld und Jarl Hakon, Sigurd's Sohne. Cap. 5, bei F. Wachter 2. Bd. 127, 128.

son in der Heimskringla, und die Verfasser verschiedener kürzerer geschichtlicher Denkmäler, als des **Lángfedhgatal**, des **Aettatal Noregskonúnga**, des **Noregskonúngatal etc.**, der Verfasser der großen Olaf's Saga Tryggvasonar in den **Fornmanna-Sögur**, die **Islands-Landnámabók**, der größte Theil der Annalen oder im Allgemeinen alle Schriftsteller, die nach dem 12. Jahrh. gelebt haben, dehnen Haralld des Haarschönen Leben bis auf das Jahr 932—934 aus, denn auch sie stimmen hierin nicht ganz überein. Alle jedoch legen ihm ein Lebensalter von 80—83 Jahren bei. Aus Sämund's und Ari's verschiedener Zeitrechnung entsteht für die Zeitkunde der norwegischen Geschichte im 10. Jahrh. eine große Verschiedenheit, denn obgleich die Schriftsteller meistentheils in den Jahren übereinstimmen, wie lange jeder König regiert habe, so schwimmt doch alles im Ungewissen, in welches Jahr Christi der Anfang jener Regierungsjahre zu setzen sei. Harald's des Haarschönen Tod wagt man[84]) weder mit Sämund in das Jahr 925, noch mit Ari in das Jahr 935 zu setzen, sondern man glaubt, daß die Wahrheit in der Mitte liege. Sämunden zu folgen hindert die Zeitkunde von Hakon, Adalstein's Fostri (Pflegling). Nach den englischen Schriftstellern gelangte er zum Reiche im Jahre 925. Da Haralld der Haarschöne noch einige Jahre nachher lebt[85]), so läßt sich leicht schließen, daß er erst nach 925 gestorben sein müsse. Mit Ari das Jahr 935 als Harald's des Haarschönen Todesjahr anzunehmen, hieran läßt man sich hindern die Theilnahme Olaf's Tryggvason's an Otto's des Rothen Kampf gegen die Dänen. Man setzt daher als runde Zahl das Jahr 929 als Todesjahr Harald's des Haarschönen. Nach dieser Zeitrechnung fängt Hakon, Adalstein's Fostri, im J. 930 zu regieren an, und stirbt 955; nach ihm herrscht Harald Grafelld neun Jahre, und läßt das Leben im J. 964. So nach der Einleitung zur großen Olaf's Saga Tryggvasonar in den **Scr. hist. Isl. Vol. I. p. XV, XVI**[86]). Wir selbst nehmen es als reine Sage, daß Olaf Tryggvason mit Otto dem Rothen gegen die Dänen gekämpft, wovon wir im 5. Abschnitte mehr berühren werden: Weiter führt die große Olaf's Saga Tryggvasonar den Ari an (Cap. 54. 1. Bd. S. 89) indem sie in Beziehung auf den Fall Harald's Grafelld's sagt: Da waren vergangen vom Falle Adalstein's Fostri's 15 Winter nach Sagung (**at sögn**)[87]) des Priesters Ari Thorgilson, aber vom Falle Sigurd's des Jarls von Hladir 13 Winter; damals war Olaf Tryggvason sieben Winter, und war da vier Winter gewesen in Verbannung auf Eistland (Esthland), aber zwei in Swithod (Schweden) bei Hakon Gamli. So sagt Priester Ari, daß Hakon Sigurdarson wäre 13 Winter Jarl über seine Vaterverlassenschaft in Thrandheim gewesen, bevor Harald Grafelld fiel, aber die sechs letzten (Winter), als Harald Grafelld lebte, sagt Ari, daß Jarl Hakon und Gunhilld's Söhne sich schlugen um Noreg, und sprangen abwechselnd aus dem Lande. Diese letztere zweimalige Anführung Ari's steht fast ganz mit denselben Worten auch in der Snorri'schen Olaf's Saga Tryggvasonar Cap. 13 (bei F. Wachter, 2. Bd. S. 187 u. 188). Wie im **Tháttr Haldors Snorrasonar**, Cap. 3. S. 163 gesagt wird, Gunnlögr habe das auf das Fleißigste zusammengelesen, was er in den Büchern des Priesters Ari des Weisen (**í bokum Ara prests hins fróda**) gefunden habe, diese Stelle haben wir oben schon betrachtet. Sämundr Frodi wird in der großen Olaf's Saga Tryggvasonar zwei Mal erwähnt. Cap. 113 (2. Bd. S. 235), wo erzählt wird, wie **Naddodr**, der Wikinger, der zu den Fäneyarn fahren wollte, an ein unbewohntes Land (nach Island) verschlagen wird, und es **Snjóland** (Schneeland) nennt, heißt es zum Schlusse: Das heißt nun [**Reidarfiördr**] in **Austfyrdir**, wohin sie gekommen waren; so sagt Priester Sämundr **hinn fródi**. Cap. 214 (2. Bd. S. 214) wird Sämund's gedacht, ohne daß sich auf ihn berufen wird. Es heißt nämlich: Yngvildr, die Tochter Hall's, auf Sida, war Mutter Thorey's, der Mutter des Priesters Sämund **hinn fródi**. Schriften, ohne daß sie oder ihr Verfasser näher bezeichnet wird, werden angeführt zwei. Cap. 108 (1. Bd. S. 231) heißt es: Das findet sich geschrieben, daß der Bruder Sunnifa's, der, welcher Albanus genannt wird, sei gewesen unter diesem heiligen Volke[88]) und gefahren von Westen durch das Meer mit Sunnifa, aber deshalb wird von ihm hier nichts gesagt, weil das scheint zweifelhaft, indem das die Menschen sagen, die in Selja gewesen sind und dort bekannt ist, daß dort sei eine große Kirche geheiligt Gottes Peinigungszeugen[89]) **Albano**, dem, der zuerst ward gepeinigt für Gottes Namen, und sagen die Menschen so, daß dort sei höchlich verehrt das Haupt des heiligen **Albani**, der erschlagen ward in England. Dieses, daß Albanus hier und in den übrigen Capiteln jedesmal gebeugt, wie es die lateinische Sprachlehre erfodert, und das **that finnst** *skrifat* steht, statt des echten **ritat**, und überhaupt die ganze Schreibart zeigt, daß die Partie aus dem Lateinischen übersetzt ist. Wahrscheinlich ist sie daher aus Gunnlög's Arbeit entlehnt, und **that finnst skrifat**, Übersetzung von: **reperitur scriptum**. Leicht in die Augen springt, daß auch Cap. 196—198 und C. 225—227 wörtlich aus dem Lateinischen übersetzt sind, sowie, was wir oben sahen, auch der Abschnitt von Bischof Sigurd im **Tháttr Haldors Snórrasonar** Cap. 3—7 aus dem Lateinischen übertragen ist[90]), und dabei wird eine Stelle als aus Gunnlög's Arbeit entnommen,

84) S. die Einleitung in die Historia Olavii Tryggvii filii in den Scr. hist. Island. Vol. I. p. XV.

85) Über Harald's des Haarschönen und Adalstein's Händel s. Snorri Sturleson, Saga von Harald dem Haarschönen. Cap. 41, bei F. Wachter 1. Bd. S. 238, 239.

86) Vergl. *Jon Loptsons* Encomiast ved Erichsen (Kopenh. 1787); *Torfaei* Hist. Norv. P. II. p. 73 sq.; *Schöning*, Norg. Hist. III. Deel. p. 97 sq., und dess. Chronologia ad historiam Snorri, Sturlae filii, illustrandam pertinens im 1. Bande der gr. Ausg. der Heimskringla. S. LII. Schöning setzt den Tod Harald's des Haarschönen ins Jahr 936 und die Geburt Olaf's Tryggvason's ins Jahr 969.

87) Über den Unterschied zwischen saga und sögn s. F. Wachter a. a. O. 1. Bd. S. CIX.

88) Leuten.

89) Píslarvátt, Martyr.

90) Vergl. P. E. Müller, Sagabibliothek. 3. Th. S. 207.

ausdrücklich angegeben. Ein Werk, dessen Verfasser nicht genannt und das auch selbst nicht näher bezeichnet wird, wird angeführt Cap. 201 (2. Bd. S. 152), welches, sowie Cap. 202 u. 203 von Swein und seinem Sohne Finn handelt. Es hebt so an: **That finnst ritat á bókum**, das findet sich geschrieben auf Büchern, daß an den Tagen des Jarls Hakon Sigurd war nordwärts in Thrandheim der Mann, der Swein genannt wird. Es folgt nun eine für den Götter- und Opferdienst merkwürdige Erzählung. Wie die Schreibart lehrt, ist dieses keine Übersetzung aus dem Lateinischen, wenigstens müßte es eine ganz freie sein. Ausländische Schriften werden auch angeführt. Cap. 76 wird erzählt, wie unter dem Beistande des Königs Olaf Tryggvason der Bischof Pall (Paulus) von Griechenland nach Rußland kommt, und den König Waldamar und die Königin **Allogiam** taufte und das ganze Volk derselben. In Beziehung hierauf heißt es am Schlusse: Diese Stücke, die nun gesagt wurden um die Christenthumsverkündigung (**kristnibodhan**) in Gardariki, sind nicht unglaublich, indem ein berühmtes und wahrkundiges Buch [91]), welches heißt **imago mundi**, sagt klar aus, daß diese Völker, welche so heißen: **Rúsci, Polaví** [92]), **Ungarii**, wurden gecristnet (**kristnadust**) an den Tagen **Ottónis**, deß, der der dritte war Kaiser mit Namen. Etliche Bücher sagen, daß Kaiser Otto sei gefahren mit seinem Heer in die Ostgegend (**í Austrveg**) und habe gebrochen dort das Volk weit unter das Christenthum, und mit ihm Olaf Tryggvason. **Austrvegr** (wörtlich Ostwég) bedeutet vorzüglich Esthland, Livland und Kurland. Zu der Sage, daß Kaiser Otto **III**. mit Heere nach Osten gezogen und dort das Heidenthum gestürzt habe, hierzu hat wahrscheinlich seine Wallfahrt an das Grab des heiligen Athalbert zu Gnesen im J. 1000 [93]) Veranlassung gegeben. Seine Kriege an der Ostgrenze des Reichs konnten auch in der Sage leicht eine weitere Ausdehnung erhalten. Über diese Kriege bemerkt Dithmar von Merseburg (**Chron. Lib. IV. p. 74**) im Allgemeinen: **Multis bellorum asperitatibus Sclavos lacessere Rex non desistit.** *Orientales* **quoque adversus se praesumentes insurgere devicit.** Wie leicht konnte die Sage aus den Bewohnern des Osterlandes **Austrvegsmenn** machen. Daß die Sage dem Kaiser Otto zum Gefährten bei Stürzung des Heidenthums im Osten Olaf'en Tryggvason gibt, ist auch ganz dem Geiste der Sage angemessen. Olaf Tryggvason hatte bei den Nordmannen das Heidenthum gestürzt, und war dadurch berühmt geworden. Aber hiermit begnügt sich die Sage nicht, alles, was nur einigermaßen möglich ist, wird auf ihn übergetragen, und so auch der Sturz des Heidenthums in Rußland und in **Austrveg** (Esthland, Livland und Kurland). Cap. 110 (1. Bd. S. 133) wo von Auffindung Islands durch die Nordmannen gehandelt wird, wird das angeführt, was der heilige Priester Beda von dem Eylande *Thíle* (Thule) sagt [94]). Außer den Liedern und Schriften wird sich auch auf mündliche Überlieferungen berufen. Cap. 239 (2. Bd. S. 280) wird erzählt, wie Thorkell Dyrdil der größte Liebfreund des Königs Olaf war, und dieser ihm einen Theil der Stücke sagte, von denen er nicht wollte, daß sie die andern wissen sollten. Cap. 238. S. 280—282 wird dann erzählt, wie der König und Thorkell des Nachts aus dem Schiffe an das Land gehen. Olaf läßt seinen Gefährten verheißen, was er in dieser Nacht sehe oder höre, Niemandem zu sagen, so lange Olaf König über Norwegen sei oder er ihn lebend wisse. Sie gehen in einen Wald, und Olaf in ein schönes Haus darin. Thorkell muß vor dem Hause warten, sieht aber durch eine Spalte, und erblickt, wie Olaf betet. Helles Licht umgibt den Betenden und das Haus. Engel kommen und singen ꝛc. Es wird eine dieses Gesicht betreffende Strophe von Hallarstein angeführt. Zuletzt wird gesagt: Thorkell leistete wohl, was er dem Könige verheißen hatte, und sagte diese Zuträgniß nicht zuvor, als nach vielen Jahren darauf [als König Olaf ließ das Rech in Noreg] [95]), und machte dazu viele Gründe (**sönnur**), daß er hätte dieses gesehen und gehört, von dem nun gesagt ward, dünkte vernünftigen Menschen seine Sagung glaublich, indem er genannt ward ein glaubwürdiger und wahrheitswerther Mann [96]). Auch die Oddische Olaf's Saga Tryggvasonar Cap. 47. S. 316 erzählt das Gesicht, und sagt dann: Der König verbot ihm zu sagen diese Zuträgniß keinem Menschen, so lange er lebte, und drohte ihm den Tod, wenn er davon abwich, und das leistete er, indem er war der größte Freund des Königs. Und viele Winter nach dem Tode des Königs Olaf, da, als Thorkell ein alter Mann war, da sagte er diese Zuträgniß dem Könige Harald, würdigte er ihn (als) den wahrsaglichsten Mann. Snorri Sturleson gedenkt zwar Thorkell Dyrdil's als des Gefährten des Königs Olaf in der Schlacht von Swölld, aber auf die unwahrscheinliche Erzählung deutet er nicht einmal hin. Es ist Thorkell Dyrdil's vermeintliche Überlieferung ein solches später ersonnenes Zeugniß, wie sie bei legendenartigen Erzählungen ersonnen zu werden pflegen, um der unglaublichen Sache Glauben zu verschaffen. Doch hat es natürlich nicht erst der Verfasser der großen Olaf's Saga Tryggvasonar erfunden. Als reine Sage muß auch gelten, was Cap. 240. S. 282 u. 283 erzählt wird. Es beginnt: **That er enn sagt**, das wird ferner gesagt. Hierauf folgt, wie Olaf plötzlich einmal aus dem Hochsitze schwindet, und man sich dünkte zu wissen, er würde geredet haben mit Gottes Engeln. Weiter unten folgt: **Suâ er ok hermt eptir nökkura skynsamra manna ordhum**, so wird auch erzählt nach einiger einsichtsvoller Menschen Worten, da, als später (**sidarr**) ward sehr gesprochen um König Olaf Tryggvason, daß ihnen schien in gewissen Stücken darüber zweifeln zu können, ob König Olaf gewesen wäre blos ein irdischer

---

91) **Ein bók ágaet er** *sannfród* (wahrweise, mit Wahrheit unterrichtet). 92) **Cod. B. C. Rutokolani.** 93) S. Dithmar von Merseburg, **Chron. Lib. IV.** Wagner'sche Ausg. S. 91.

94) Vergl. die **Landnámabók Islándinga Prologus.** Kopenhagener Ausg. v. J. 1774. S. 1. 95) Wird im **Cod. B.** hinzugefügt. 96) **Merkr madhr ok sannordhr.**

Mensch (**jardhligr madhr**), oder ein himmlischer Bote (**himneskr erendreki**) gesendet von Gott zur Hilfe den Menschen. Warum ward aber Olaf Tryggvason nicht zum Heiligen erhoben, und erst sein Nachfolger Olaf Haralldson? Die Frage erhält nur dadurch ihre Erledigung, daß wir annehmen, diese Ansicht über Olaf Tryggvason habe sich erst spät gebildet. Ganz anders ist es noch bei Adam von Bremen. Olaf der Heilige gilt ihm als ein solcher und er behandelt ihn mit Achtung. Bei Olaf Tryggvason aber bemerkt er, daß er, als er sich ins Meer gestürzt, ein seiner würdiges Ende gefunden. Adam von Bremen erzählt selbst, Olaf, Trukko's Sohn, habe in England das Christenthum angenommen, und zuerst [97]) in sein Vaterland gebracht. Warum behandelt aber der Kirchenschriftsteller, der die Ausbreitung des Christenthums mit Liebe verfolgt, den Olaf Tryggvason so lieblos? Hierauf antwortet er weiter unten, indem er sagt: Einige erzählen, er sei ein Christ gewesen, andere ein Verlasser des Christenthums, alle aber versichern, daß er erfahren in den Augurien gewesen, Beobachter der Loosorakel, und habe auf die Vorbedeutungen der Vögel alle seine Hoffnung gesetzt [98]). Daher erhielt er auch den Beinamen, daß er Olaph genannt ward. Denn auch der Zauberkunst war er, wie man sagt, ergeben, und hatte alle Zauberer, wovon jenes Land voll ist, zu Hausgenossen, und kam durch ihren Irrthum getäuscht um. Ganz anders erscheint er bei den Nordmannen. Hier, auch in der Snorri'schen Olaf's Saga Tryggvasonar, verbrennt er die Zauberer, und ist auch bei anderer Gelegenheit seinem Bischofe gehorsam [99]). Cap. 256 (3. Bd. S. 2) führt der Verfasser der großen Olaf's Saga das an, was der Stallari Kolbjörn darüber ausgesagt, was er zuletzt von Olaf Tryggvason gesehen. Ein Theil dieser Aussage mag als geschichtliche Überlieferung gelten können, aber die ganze nicht, wie sie in der Oddischen und in der großen Olaf's Saga ist, denn hiernach schwimmt König Olaf unter dem Schilde, wie wäre das in der Rüstung möglich gewesen? Cap. 267 (3. Bd. S. 32) kommt der Verfasser auf die Aussage des Stallari Kolbjörn zurück, wie er und einige andere auf der langen Schlange gesehen, daß Blut aus dem Panzerhandschuhe (Stahlhandschuhe) des Königs geflossen. Diese Aussage ist aller Wahrscheinlichkeit nach geschichtlich, sowie auch die folgende Einar Dambarskelfir's, daß Blut aus dem Helm auf des Königs Kinn geflossen [1]). Auch der gleichzeitige Hallfred wußte, daß der König war verwundet gewesen. Aber wenn die große Olaf's Saga Tryggvasonar auch im 267. Cap. sagt: Die ist die Sagung (**sögn**) Astrid's, des Weibes des Jarls Sigwaldi, daß der König wäre gebracht nach der Schlacht nach Windland (Wendenland) ꝛc., so kann dieses nicht als geschichtliche Überlieferung gelten, sondern es ist ein sagliches, d. h. erdichtetes, Zeugniß. Auf Astrid's vermeintliche Aussage bezieht sich die Oddische Olaf's Saga Tryggvasonar Cap. 73. S. 370. Der Verfasser der großen Olaf's Saga Tryggvasonar handelt Cap. 283 (3. Bd. S. 56—62) davon, wie der Norweger Gautr in die Südlande nach Rom und dann nach Jerusalem reiset, und dann will er den Weg sehen, auf welchem Moses die Juden aus Ägypten geführt, und nach Ägypten sich begeben. Der Weg geht durch öde Wälder, dann kommt Gautr an einen großen Fluß, und jenseit liegt ein Kloster. Er sieht im Traume einen Mann, der ihm anzeigt, daß er nicht versäumen solle, an das Ufer zu gehen, wo er ein Schiff finden werde. Er setzt über, und erkennt, bevor er an das Kloster kommt, in einem Hause den alten schönen Mann wieder, der ihm im Traume erschienen. Dieser Mann betet. Er geht dann aus dem Hause Gautr entgegen, und fragt ihn in dänischer Zunge [2]), wer er wäre. Er nimmt ihn auf und fragt ihn nach Zeitungen aus Norwegen. Gautr unterhält ihn damit, und erkennt auch den König Olaf wieder, den er in seiner Jugend gesehen. Aber der Greis antwortet: Nicht eigene ich mir Herrlichkeit zu, noch den Namen des Königs Olaf. Doch trägt er Gautr einen Gruß an Einar Thambarskelfir in Norwegen auf, und daß er das Zeugniß dahin tragen solle, daß keiner sich besser geschlagen auf der langen Schlange, als Einar Thambarskelfir, und zu Wahrzeichen sendet er ihm ein Messer und einen Gürtel. An diesen Kostbarkeiten erkennt Einar Thambarskelfir, daß Gautr den König Olaf Tryggvason erkannt hat. Am Schlusse heißt es: Diese Saga hörte Teitr Asgersson sagen, einen glaubwürdigen und verständigen Mann, Thorarinn Thorvaldsson, aber dem Thorarin selbst sagte es Einar Thambarskelfir. Natürlich haben diese Zeugnisse keinen geschichtlichen, sondern blos saglichen Werth, sowie auch Capitel 272 (3. Bd. S. 37—38) die Sagung Thord's Sjareksson's von König Olaf Tryggvason. Auf seiner Wallfahrt in Syrland (Syrien) fragt ihn ein **Kuflmadhr** (Mann in einer Kappe) in dänischer Zunge, ob einige Nordmannen (Norweger) in der Schar seien. Der Kappenmann gibt sich nicht zu erkennen, trägt aber dem Thordr einen Gruß an Hjalti Skeggjason in Island auf, nennt sich nicht, gibt aber dieses als Wahrzeichen an: Aber das kannst du ihm sagen, daß der Mann ihn grüße, der mit ihm sprach zu Hladir in Norwegen, und hielt ich an einem Schwerte, aber Hjalti umfaßt das Schwert mit seinen Händen zwischen meinen Händen. Thord bringt diese Saga (Geschichte) nach Island, und Hjalti sagt: Daß er hätte dieses Merkmal gemacht mit König Olaf Tryggvason,

97) Erik's Söhne hatten das Christenthum schon von England nach Norwegen gebracht, störten die Opfer und verbrannten die Tempel. Aber Jarl Hakon stellte den Götterdienst wieder her. S. Snorri Sturleson bei F. Wachter 2. Bd. S. 120, 191—195.

98) Omnes autem affirmant peritum auguriorum, servatorem sortium, et in avium prognosticis omnem spem suam posuisse, quare etiam cognomen accepit, ut Olaph diceretur. Nam et artis Magicae, ut ajunt, deditus, omnes, quibus illa redundat patria, maleficos habuit domesticos, eorumque deceptus errore periit. *Adamus Bremensis* Histor. Eccles. Lib. II. c. 29. ap. *Lindenbrog*. Scriptt. Sept. edit. *Fabricii* p. 28, 24.

99) S. F. Wachter a. a. O. 2. Bd. S. 307, 308, 310, 311.

1) Vergl. über beide Aussagen auch die Oddische Olafs Saga Tryggvasonar. Cap. 70. S. 366.

2) Á dansku tungu, so hieß nämlich damals die altnordische Sprache. S. F. Wachter a. a. O. 1. Bd. S. 2.

als sie schieden zu Hladir, zu Wahrzeichen, wenn sie zwischen sich Botschaften sendeten. Thordr Sjareksson war ein glaubwürdiger, einsichtsvoller Mann und Skalde. So wird immer die Sagung an bedeutende Männer geknüpft, gegen die man an sich nichts haben kann. Aber eben, daß sie dieses ausgesagt haben sollen, ist reine Sage, d. h. Erdichtung. Doch mit Sendung von Grüßen und Wahrzeichen begnügt sich die große Olaf's Saga Tryggvasonar nicht. Olaf sendet selbst ein Buch, worin seine Geschichte enthalten ist. Cap. 269 (3. Bd. S. 34) heißt es: Da, als König Olaf war gewesen fünf Winter fort aus Norwegen, da fuhren einige englische Männer nach Jerusalem. Aber als sie kamen zurück nach England, brachten sie dem König Adalrad das Buch mit, das König Olaf ihnen hatte in die Hände gegeben, und gesendet dem König Adalrad mit klaren Wahrzeichen. In diesem Buche war die Saga (Geschichte) des Königs Olaf Tryggvason und sechs anderer heiligen Männer Sögur. Darin ward klar gesagt, auf welche Weise König Olaf aus der Schlacht fort sich kam, und hierauf gesagt von seinen Fahrten, alles auf dieselbe Weise, wie Astrid hatte gesagt, und nun ward geschrieben, und mehr noch als das &c. Es wird nun angegeben, was alles noch in dem Buche gestanden. Und dann das Buch wieder mit den Wahrzeichen in Verbindung gebracht: So wird auch gesagt, daß fast zu derselben Zeit, als dieses Buch zu dem König Adalrad nach England kam, da kam dazu ein einsichtsvoller und verständiger Mann, obschon er nicht genannt werde, ostwärts nach Norwegen, der sagte, daß er gesendet werde von König Olaf zu seinem Schwager Erling und seiner Schwester Astrid, der Mann sagte, daß König Olaf lebte, und war jenseit des Meeres im Mönchleben. Dieser Mann hatte zu seiner wahren Saga (at sanna sögu sína) Fingergold (goldenen Fingerring), Messer und Gürtel zu bringen Astrid'en und sagte Olaf, ihr Bruder habe (sie) ihr gesendet. Astrid sagte so, daß sie könnte genau, daß König Olaf hätte gehabt diese Kostbarkeiten. Weiter unten vergißt der Verfasser der großen Olaf's Saga Tryggvasonar, daß er hier die Sage, wie der Mönch Olaf Messer und Gürtel als Wahrzeichen an seine Schwester gesendet hat, eingewebt hat, und nimmt die Sage auf, wie Olaf durch Gaut an Einar Thambarskelfir Messer und Gürtel sendet. Die Oddische Olaf's Saga Tryggvasonar läßt nicht zwei Mal Gürtel und Messer als Wahrzeichen senden, bemerkt Cap. 73. S. 370 blos: Das wird auch gesagt, daß ein würdiger Mann gesendet ward von König Olaf zu Ärling Skialgsson, und sagte ihm wahre Stücke, und seiner Frau, von König Olaf und sprach, daß er lebe und diene Gotte treufest in einem Mönchleben; er zeigte ihnen Messer und Gold (einen goldenen Ring) zu dieser wahren Saga (Geschichte) und zu Merkmalen, an denen die Schwester des Königs Olaf Astrid erkannte, daß sie ihr Bruder gehabt habe und bejahete sie diese. Aber viele sind die Menschen, die dieses beargwöhnen und mistrauen diesen Stücken, und viele zweifeln wieder daran, aber doch glaube ich gewiß, daß dieses werde wahr sein &c. Der Mönch Oddr verfährt billiger, als der Verfasser der großen Olaf's Saga Tryggvasonar; er gibt an, daß viele an der Wahrheit der Erzählung zweifeln und setzt diesem Zweifel seinen Glauben entgegen. Von dem Buche, das der König Olaf dem Könige Adalrad gesendet haben soll, weiß er nichts. Er erzählt Cap. 74 nur, wie König Jatvardhr (Eduard) Adalrad's Sohn, jedes Jahr zur Osterzeit seinen Rittern von den vielen unvergeßlichen Werken des Königs Olaf Tryggvason erzählt. In einem Jahre an dem Ostertage selbst, da, als er gesagt hatte von der Schlacht und auf welche Weise König Olaf kam aus dem Kampfe fort, da ließ er das folgen, daß er hätte da neulich gehört die Zeitungen von den Männern, die von Syrland (Syrien) kamen mit glaubwürdigen Erzählungen (medh merkilegum frásögnum), daß dort geworden waren die Zeitungen, die Großes waren werth, daß von König Olaf ward gesagt, daß er gestorben, und er fuhr mit großer Herrlichkeit von dieser Welt zum ewigen Leben. Auch die große Olaf's Saga Tryggvasonar erzählt Cap. 286 (3. Bd. S. 63), wie König Jatvardhr (Eduard) seinen Häuptlingen und Hirdmännern (Hofgesinde) die Saga (Geschichte) Olaf's Tryggvason's sagt. Begnügt sich aber damit nicht, sondern erzählt von einem verständigen und wahrheitliebenden Manne Orm Thorljotsson, der in den Tagen des Königs Jatward's von England auf Dyrnes in den Orkneyarn wohnte und schließt dann: Ormr sagte so, daß er hörte den König Jatvardhr lesen die Saga Olaf's Tryggvason aus demselben Buche, das Olaf selbst gesendet hatte dem Könige Adalrad von Jorsalir (Jerusalem). In einem Jahre las der König vor seinen Häuptlingen und aller Hird (Hofgesinde) von dem Kampfe auf der Schlange, und sagte darüber alles auf die eine Weise, wie zuvor geschrieben ist um die Fortkommung des Königs Olaf und um seine Fahrten hinaus über das Meer nach Jorsalir, und er hatte sich stättegefestet (niedergelassen) in einem Kloster in Syrland (Syrien); und da sagte König Jatvardhr seinen Mannen den Tod des Königs Olaf Tryggvasonar, den die Männer gesagt hatten dem Könige, die da neugekommen waren von Syrland. Dieses ist der Schluß der großen Olaf's Saga Tryggvasonar und gut berechnet, sich Glauben zu verschaffen, König Olaf habe als Mönch in Syrien gelebt. Auch wäre es gegen die künstlerische Wirkung, wenn Olaf's Leben nicht bis zu seinem Tode berichtet würde. Man würde unbefriedigt sein, wenn man auch nicht von Olaf's Tode Nachricht erhielt. Snorri weiß die Einzelnheiten der Sögor noch künstlerischer zu gestalten, ordnet aber dabei die künstlerischen Zwecke der geschichtlichen Wahrheit unter. Was die große Olaf's Saga Tryggvasonar von dem Buche erzählt, welches Olaf dem König Adalrad nach England gesendet, hat natürlich nicht mehr Geschichtliches, als wenn z. B. in der Klage gesungen wird, Bischof Pilgerim von Passau habe aus Liebe zu seinem Neffen die Mähre von der Nibelungennoth und der Klage in lateinischen Buchstaben (Sprache) schreiben lassen[3]), oder wenn der Anfang des Otnit ist: Man fand ein puch besunder zu Suders in der stat, dar an geschriben wunder, des

3) Vergl. d. Art. Heldenbuch 2. Sect. 5. Th. S. 50, 51.

puchs was manig plat etc. Da man keine Musen mehr als Zeuginnen der Wahrheit anrufen konnte, mußte man bei Gedichten, welche geschichtlichen Glauben erhalten sollten, auch eine Quelle erdichten, aus welcher der Sänger die Wahrheit geschöpft habe. Was von König Olaf in der großen Olaf's Saga Tryggvasonar nach seinem Sprung ins Meer erzählt wird, fällt alles der reinen Sage oder Dichtung anheim, nur daß diese hier in ungebundener Rede wie die geschichtlichen, aber auch die fabelhaften Sögor auftritt. Die große Olaf's Saga Tryggvasonar ist in zwei Recensionen auf uns gekommen. Die Abfassung der ersten setzt man um das Jahr 1260, wenigstens nicht viel früher. Dieses erhellt aus Folgendem: Die Genealogien Cap. 214 (2. Bd. S. 191, 192) gehen bis zu dem Bischofe Magnus, Gizur's Sohne, der den Hirtenstab von Skalholt von dem J. 1216—1236 trug, bis zu Gudmund dem Guten, dem Bischofe von Holar, der im J. 1237 verschied. Angeführt wird ein Lied des Bischofes Bjarni von Orkneyar, der im J. 1222 nicht mehr lebte. Snorri Sturleson's Geschichtswerk wird angeführt und benutzt. Dieser fand den Tod im J. 1241. Sein Geschichtswerk ward aber nach dem Zeugnisse der Sturlunga Saga schon im J. 1230 von seinem Neffen Sturla abgeschrieben[4]). Schon die erste Recension der großen Olaf's Saga Tryggvasonar ist ungemein stoff- und umfangreich, wie aus folgender Übersicht des Inhalts hervorgeht. Cap. 1—42 schickt der Verfasser die Geschichte der Könige von Norwegen seit Haralld dem Haarschönen voraus. Er beginnt: Haralld der Haarschöne war König von ganz Noreg (Norwegen) lange Zeit, aber zuvor waren dort viele Könige, die einen hatten ein Fylki (Volkschaft, Landschaft zur Beherrschung), aber die andern einige mehr, aber sie alle trieb König Haralld vom Reiche; einige fielen, einige flohen das Land, aber andere überließen das Königthum ꝛc.[5]). Es wird dann weiter erzählt, wie er Jarlar einsetzt, dann folgt Haralld's des Haarschönen Genealogie; dann die Erzählung, wie Haralld der Haarschöne Gyda'n zur Geliebten haben will, und sie sich weigert, selbst sein Eheweib zu werden, wenn er nicht ganz Norwegen seiner Herrschaft unterwirft, und wie Haralld das Gelübde thut. Die Erzählung[6]) ist dem größten Theil nach buchstäblich aus Snorri Sturleson's Saga Haralld's des Haarschönen entlehnt (s. F. Wachter 1. Bd. S. 154—158)[7]). Der Hergang aber, wie Haralld der Haarschöne die Fylkiskönige nach und nach von ihren Reichen treibt, wird nicht näher dargestellt, sondern blos gesagt: Von da an gewann König Haralld und legte unter sich ganz Noreg, wie gesagt wird in seiner Saga. Dann wird bemerkt, wie König Haralld, nachdem er Alleingewaltskönig geworden, sich das stolze Mädchen holen läßt, und sich beigelegt (vergl. Snorri Sturleson, Saga Haralld's des Haarschönen bei F. Wachter 1. Bd. S. 194, 195). Cap. 2 der gr. Olaf's Saga S. 4—8 handelt von Haralld des Haarschönen Heirathen, Kindern und wie das Reich unter seine Söhne vertheilt wird (vergl. Snorri Sturleson bei F. Wachter 1. Bd. S. 194—196, 225—227). Auch theilt der Verfasser die Strophe Thorbiörn Hornklofi's mit, wie König Haralld sich seiner Weiber und Geliebten enthielt, als er das dänische Weib (Ragnhilld Rika) nahm[8]). Cap. 3. S. 8—10 ist gewidmet den Raubfahrten des Königs Eirik Blodöx und seiner Vermählung mit Gunnhilld. Die schöne Darstellung von Gunnhilld und den beiden Finnen hat der Verfasser aus Snorri Sturleson (bei F. Wachter 1. Bd. S. 221—224) entlehnt. Die Erzählung fällt in geschichtlicher Hinsicht der reinen Sage anheim. Der Sinn der Sage ist wol kein anderer als dieser: Gunnhilld spielt in der norwegischen Geschichte eine übelthätige Rolle. Sie muß daher, um dieses dem Geiste der Sage gemäß zu erklären, in Finnmörk die Kunst der Finnen, d. h. die Zauberkunst, erlernen. Cap. 4 handelt davon, wie Eirikr Blodöx den Rögnwalld Rettilbeini, der Zauberei treibt, verbrennt, ist dem größten Theile nach buchstäblich aus Snorri Sturleson (bei F. Wachter 1. Bd. S. 227, 228) entlehnt, hat auch mit diesem die Strophe Witgnir's gemein. Cap. 5 handelt von dem Falle Biörn's Kaufmanns durch seinen Halbbruder Eirik Blutaxt und von Halfdan Swarti's Händeln mit seinem Vater Haralld dem Haarschönen, ist entnommen aus Snorri Sturleson (bei F. Wachter 1. Bd. S. 230—236) und hat auch die Halbstrophe des Skaldmädchens Jorun: Ich erfuhr, daß Halfdan Haralld's des Haarschönen harte Thaten hörte[9]). Cap. 6 ist gewidmet dem Jarl Hakon Grjotgardsson von Hladir und seinem Sohne Sigurd (vergl. Snorri Sturleson bei F. Wachter 1. Bd. S. 236). Cap. 6—9 handelt von Hakon Adalsteinfastri's Geburt, von den Händeln zwischen dem Könige Adalstein von England und Haralld dem Haarschönen, in deren Folge Hakon der Gute nach England gebracht und Adalstein's Pflegling dort erzogen und getauft wird, alles dem größten Theile nach buchstäblich entnommen aus Snorri Sturleson (bei F. Wachter S. 236—243). Cap. 10—13. S. 17—20 handelt davon, wie Eirikr Blodöx das Königthum nimmt, Haralld der Haarschöne stirbt und Eirik sich mit seinen Brüdern schlägt, auch buchstäblich entlehnt aus der Arbeit Snorri Sturleson's (bei F. Wachter 1. Bd. S. 244—248). Doch hat der Verfasser der großen Olaf's Saga Tryggvasonar weit weniger echten Sinn für Geschichte und Alterthumskunde als Snorri Sturleson. Dieser war auch ein frommer Christ, aber hielt es als Geschichtschreiber für seine Pflicht, uns das heidnische Alterthum unverfälscht kennen

4) Vergl. F. Wachter a. a. O. 1. Bd. S. LXIV, LXXXV. 5) Vergl. die Olaf's Saga Helga in den Fornmanna-Sögur 4. Bd. S. 6, die auch einen ähnlichen Anfang hat. 6) Wie die Erzählung, daß Haralld durch Gyda zu seinem Gelübde veranlaßt wird, aller Wahrscheinlichkeit nach der reinen Sage angehört, und wie er zum Gelübde schon anderweitig genugsame Veranlassung hatte, s. bei F. Wachter 1. Bd. S. CXXIV—CXXVII. 7) Cf. *Ferd. Wachter*, Heimskringlae illustratae et Germanorum historiam illustrantis specimen. p. 10—14.

8) s. die Strophe bei F. Wachter 1. Bd. S. 195. Sie beginnt:

Enthielt sich der Holmrygischen
Und der Hördarmädchen ꝛc.

9) s. das Weitere bei F. Wachter 1. B. 234, 235.

zu lehren, wovon wir sogleich mehr Proben sehen werden. Hier in Beziehung auf die Saga von Haralld dem Haarschönen ist zu bemerken, daß der Verfasser der großen Olaf's Saga Tryggvasonar aus ihr nicht die merkwürdige und lehrreiche Beschreibung von Harалld des Haarschönen Grabhügel aufgenommen (s. Snorri Sturleson bei F. Wachter 1. Bd. S. 245). Cap. 13—29 enthält den Schluß der Geschichte Eirik Blodöx', die seiner Söhne und die Hakon's des Guten und begreift dem größten Theil nach das, was Snorri's Saga Hakon's des Guten (bei F. Wachter 2. Bd. S. 2—98) enthält, auch so den größten Theil derselben Liederstellen, nämlich von Glumr Geivason, Guthromr Sindri, Eywindr Skalldaspillir und Thordr Sjareksson. Da so der größte Theil der Snorri'schen Saga Hakon's des Guten in die große Olaf's Saga Tryggvasonar aufgenommen ist, erlaubt der beschränkte Raum nicht anzugeben, was Snorri Sturleson und die große Olaf's Saga Tryggvasonar gemeinsam haben, und es ist zweckmäßiger das anzugeben, was in die große Olaf's Saga Tryggvasonar nicht aufgenommen worden ist, nämlich nicht die Geschichte, wie Jamtaland und Helsingialand Bewohner erhält (Snorri Cap. 14, bei F. Wachter 2. Bd. S. 32, 33), nicht die für die Alterthumskunde so wichtige Beschreibung der norwegischen Opfergebräuche (Snorri Cap. 16, bei F. Wachter 2. Bd. S. 38—40) und in Folge dessen auch nicht die Strophe von Kormak Ögmundarson (bei F. Wachter 2. Bd. S. 40, 41) nicht die Gesetzgebung des Königs Hakon, die dieser im Betreff der Landesvertheidigung gab (Snorri Cap. 21, bei F. Wachter 2. Bd. S. 57, 58); statt der schönen umständlichen Beschreibung der Schlacht in Nord (Snorri Cap. 30, 31, bei F. Wachter 2. Bd. S. 81—95) nur einen Auszug und auch weniger Liederstellen, namentlich keine aus Eywind's Skalldaspillir's Hakonarmal (Hakon's Reden), sowie der Verfasser auch dieses schöne Lied, welches Snorri Sturleson (Cap. 31, bei F. Wachter 2. Bd. S. 98—106) ganz gibt, völlig hinwegläßt. Es war ihm wahrscheinlich verdrießlich, weil es uns den Geist des Heidenthums auf das Schönste lehrt und an Wichtigkeit den wichtigsten Eddaliedern gleichkommt, und an solcher die meisten übertrifft [10]). Welcher Geist den Verfasser der großen Olaf's Saga Tryggvasonar leitet, lehrt er auch Cap. 29. Er entlehnt zwar aus der Snorri'schen Arbeit (Cap. 32, bei F. Wachter 2. Bd. S. 97, 98) die Stelle: Seine Freunde brachten seine Leiche nordwärts nach Rāheim in Nordrhördaland, und warfen dort großen Hügel und legten darein den König mit seiner Allwappnung und seinen besten Kleidern, aber kein anderes Gut. Sie meldeten so vor seinem Grabe, wie der heidnischen Menschen Sitte dazu war **und wiesen ihn nach Walhöll.** Diese letzte wichtige Bemerkung, welche wir mit gesperrten Lettern drucken lassen, hat der Verfasser der großen Olaf's Saga Tryggvasonar nicht mit aufgenommen, weil er zu wenig Sinn für die Alterthumskunde hatte und deshalb lieber unterdrückte, was ihm verdrießlich war. Cap. 30—42. S. 47—66 enthält die weitere Geschichte der Eirikssöhne und ihrer Mutter Gunnhilld und des Jarls Sigurd Hakonarsson und seines Sohnes, des Jarls Hakon, und dem größten Theile nach dasselbe mit denselben Worten, was die Snorri'sche Saga von Harалld Grafelld und Jarl Hakon, Sigurd's Sohne (bei F. Wachter 2. Bd. S. 109—161), darbietet, und auch die Strophen [11]) von Glumr Geivason, Eywindr Skalldaspillir und Einar Skalaglam, doch nicht alle, so fehlen die Strophen von Eywindr Skalldaspillir aus dem Haleyjatal (bei Snorri Cap. 6, a. a. O. S. 129, 130). Auch fehlt gänzlich, was Snorri (Cap. 17 u. 18, a. a. O. S. 154—161) von der Hungersnoth in Norwegen erzählt, und wie Eywindr Skalldaspillir für eine Drapa auf die Isländer beschenkt worden war und in der Hungersnoth den Schmuck zerbrechen und Vieh dafür kaufen mußte, und wie er und die andern endlich durch einen Heringsschwarm von der Hungersnoth befreit wird, und die schönen Weisen, in welchen der Skaldenvernichter dieses verewigt hat. Tryggvi's Ermordung durch Geirod hat nach Snorri Sturleson die große Olaf's Saga Tryggvasonar (Cap. 36. S. 58—60), setzt dann die übrige Geschichte der Eirikssöhne fort, und beginnt (Cap. 43. S. 66) die Geschichte Olaf's Tryggvason's mit den Worten Snorri's. Wie die große Olaf's Saga Tryggvasonar sich weiter in Beziehung auf Geschichte des Jarls Hakon und des Königs Olafs Tryggvason verhält, werden wir in den beiden folgenden Abschnitten sehen. Hier geben wir den Überblick der ersten Recension der großen Olaf's Saga Tryggvasonar weiter. Bei Olaf's Geschichte sind Theile zu unterscheiden, nämlich zuerst das, was Olaf that, bevor er König von Norwegen ward, dann, was er als König vollbrachte, und endlich seine letzten Schicksale nebst Einwebung der norwegischen und auch dänischen Geschichte (Cap. 60—64, 66—70, 83—90), wie es der Gang der Ereignisse und die Zeitfolge ergab. Aber des Verfassers Hauptzweck war, Olaf'n als ersten Einführer des Christenthums in Norwegen aufzustellen; daher ist er sehr umständlich in dem zweiten Theile, welcher Olaf'n als König von Norwegen betrachtet. Dieser Theil ist eine Geschichte des Christenthums im Norden; die wichtigsten Momente hat auch Snorri Sturleson und zwar am wahrscheinlichsten dargestellt, wovon wir im 5. Abschnitte handeln werden. Hier geben wir den Überblick, wie die große Olaf's Saga Tryggvasonar den Stoff angeordnet, und zwar die Ge-

10) Die Entwickelung der Wichtigkeit und Erklärung dieses Liedes s. bei dems. S. 106—108, sowie das Lied selbst S. 98—106.

11) Nämlich so nach der Recension, welche in den Fornmanna-Sögur herausgegeben ist. Nach der Recension, nach der die skaltholter Ausgabe veranstaltet ist, sind Cap. 29, 30. S. 29 alle Verse ausgelassen, so auch weiter unten unter Harалld Grafelld's Zug nach Biarmaland, welche die Recension in den Fornmanna-Sögur Cap. 40. S. 63 nebst dem Verse von Glumr Geivason hat. Dagegen hat die Recension der skaltholter Ausgabe (Cap. 36. S. 32) ein ihr eigenthümliches Capitel von der Königin Astrid Geschlecht, welches sich weder in der Recension der Fornmanna-Saga, noch bei Snorri Sturleson findet. Dieser sagt erst am Anfange seiner Olaf's Saga Tryggvasonar (bei F. Wachter. 2. Bd. S. 162), wer Astrid's Vater war und nach ihm auch die große Olaf's Saga Tryggvasonar in den Fornmanna-Sögur Cap. 43.

schichte der Bekehrung I. Norwegens, nämlich A) zuerst im Allgemeinen, wie die ganzen Fylki zur Annahme des Christenthums gebracht worden sind und zwar in der Wik (Cap. 140), in Agdir und Sunnhördaland (Cap. 141), auf den Gulathing (den ganzen Landesstrich vom Vorgebirge Stad bis zum Vorgebirge Lidandisnäs umfassend) [12]), auf dem Thing auf Stad zu Dragsheid, wohin die Fylki der Sygnir und der Firthir, der Sunnmärir und der Raumdälir kamen (Cap. 149, 1. Bd. S. 149—306), in Thrandheim (Cap. 143, 165—167), in Ringariki und Upplönd (Cap. 194), in Halogaland und Naumdal (Cap. 209, 212, 213). B) Insbesondere, wohin die Abschnitte gehören: 1) Von Sunneva und Albanus (Cap. 106—108); 2) von Rögnwalld und Raudi (Cap. 144—146, 148, 150, 155); 3) von Ögmund Ditt und Gunnar Helming (Bicolor) (Cap. 173, 2. Bd. S. 62—78); 4) von Eywind Kelda (Cap. 195, 197, 198, 2. Bd. S. 134—136, 164—168); 5) von Thorwald Tasaldi (Cap. 200, 2. Bd. S. 144—153), wobei S. 148, 149 auch eine Weise vorkommt; 6) von Swein, dem Thorverehrer, und seinem Sohne Finn, dem Zerstörer des Thorbildes (Cap. 201—203, 2. Bd. S. 153—164); 7) von Eywind Kinnvifa (Cap. 204, 2. Bd. S. 164—168); 8) von Raudi Hinn Rammi (dem Starken) (Cap. 210, 211. S. 175—212); 9) von Eindridi Ilbreidi (Plautus) (Cap. 235. S. 259—274). II. Islands. Hierbei wird vorausgeschickt, wie Island von den Nordmannen gefunden und in Besitz genommen worden (Cap. 110—129, 1. Bd. S. 233—254. Cap. 214, 2. Bd. S. 191, 192). Diese Nachrichten von den Besitznehmern Islands und ihren Nachkommen weichen an mehren Stellen von der **Landnámabók Islands bygdar** ab, beide haben aber doch das Meiste gemeinsam, erzählen es nicht mit denselben Worten, und bald ist die große Olaf's Saga Tryggvasonar, bald die Landnamabok umständlicher; man vergl. die Erzählung von Asolf dem Christen (Cap. 127. S. 252, 253) mit der Landnamabok (1. Th. Cap. 15, 16. Kopenhagener Ausg. von 1774. S. 30—32). Beide erzählen, wie, wo Asolf sich aufhält, immer der Fluß wundervoll von Fischen ist. Die Heiden vertreiben ihn, er schlägt anderwärts seine Wohnung auf und wird durch dieselbe Fülle von Fischen begünstigt, so auch bei seinem dritten Wohnplatze. Die Landnamabok ist bei Aslof umständlicher im Betreff seines Einsiedlerlebens und der Kirche zu Holm. Die Partie über die Besitznehmer Islands ist schwerlich [13]) aus der Gunnlögischen Arbeit entlehnt, da sich keine Spuren einer Übersetzung zeigen und die Darstellung schön, einfach und kräftig ist. Des Verfassers Zweck ist nicht von allen Besitznehmern Islands zu handeln, sondern blos von den berühmtesten und dann von denen, welche selbst oder deren Nachkommen zur Verbreitung des Christenthums beigetragen haben. Außer dieser Partie handelt der Verfasser auch anderwärts von christlichen Isländern. Hierher gehören die Abschnitte 1) von Thorwald Kodransson und dem Bischofe Friedrich (Cap. 130—138. S. 255—276), wobei eine Strophe mitgetheilt wird. Der Mönch Gunnlögr wird dabei zweimal angeführt (Cap. 133. S. 266. Cap. 136. S. 272), auch steht Cap. 138: **Á Rúzlandi ok í öllu Gardariki**, und auch andere Spuren zeigen, daß dieser Abschnitt aus dem Lateinischen übertragen ist, sodaß er aller Wahrscheinlichkeit nach der Gunnlögischen Arbeit entnommen ist; 2) von Thangbrand (Cap. 74, 81, 188, 216); 3) von Stefnir Thorgilsson (Cap. 139. S. 276. Cap. 142, 187, 263); 4) von Thidrandi Siduhallsson (Cap. 192. S. 190—197); 5) von Gissur und Hjalti (Cap. 217, 218, 228, 229); 6) von Svadi und Kerlingannf (Cap. 225—226. S. 225—228); 7) von Thorhall Knappr (Knapastendis) (Cap. 227. S. 229—232); 8) von Hallfredr Wandrädaskald (Cap. 151—154, 165, 170—172, 175, 219, 232, 264), vergl. den Art. **Olafs Drapa** in diesen Nachträgen; 9) von Kjartan Olafsson (Cap. 156—161, 163, 164, 174, 233). III. Der Orkneyar (Cap. 94——98. S. 94—202), enthält eine kurze Geschichte der Jarl der Orkneyingar bis zum Jarl Lödver (Ludwig), den König Tryggvason zur Taufe zwingt. Das Meiste ist entnommen aus Snorri Sturleson Saga von Haralld dem Haarschönen (Cap. 22, bei F. Wachter 1. Bd. S. 196—200. Cap. 27. S. 210—212. Cap. 30—32. S. 215—220), Olaf's Saga Tryggvasonar (Cap. 52, bei dems. 2. Bd. S. 280, 281). Auch sind von den Strophen Torfeina's, die Snorri Sturleson hat, zwei mitgetheilt. IV. Der Färeyar (Cap. 176—186, 189—191, 205—207, 1. Bd. S. 178. 2. Bd. S. 92—118, 120

---

12) S. F. Wachter 2. Bd. S. 297. 13) Der Verfasser der Einleitung zu der lateinischen Übersetzung der großen Olaf's Saga Tryggvasonar in den **Scr. hist. Island. Vol. I. p. XI** glaubt, daß auch die Partie von den Besitznehmern Islands, welche von der Landnamabok an verschiedenen Stellen abweicht, zu Gunnlög's Werke gehört habe. Wir finden dieses nicht wahrscheinlich, stimmen aber in Beziehung auf den Abschnitt von der Sunneva und dem Albanus bei, sowie auch im Betreffe dessen, was Cap. 141. 1. Bd. S. 280 von der Erscheinung des heil. Martin erzählt wird. Doch kann dieses auch aus der Oddischen Arbeit genommen sein, wiewol es mit der Oddischen Olaf's Saga Tryggvasonar Cap. 24 zwar dem Inhalte nach, aber nicht wörtlich übereinstimmt. Auch im Betreff des Abschnittes von der Sunneva und dem Albanus stimmen wir bei, sowie auch im Betreff des Cap. 76. S. 142, wo vom heil. Ambrosius, Cornelius und Placidus erzählt wird. Nicht nur die ganze Schreibart zeigt, daß es Übersetzung aus dem Lateinischen ist, auch die Beugung der Eigennamen, als **Cornelio, Placido, Ambrosium**, geben dieses kund. (Vergl. die **Hist. Eccl. Island. T. IV. p. 138.**) Sogleich darauf wird auch die **Imago mundi** angeführt. Gleiches thut auch Brand, Jon's Sohn, in der **Stjórn**. Daß der Abschnitt von Swein und seinem Sohne zu Gunnlög's Arbeit nicht gehörte, schließt man aus dem Anfange: **That finnst ritat á bokum** (das findet sich geschrieben auf Büchern. Auch läßt sich aus der Schreibart schließen, daß es nicht Übersetzung aus dem Lateinischen ist, wiewol es von Snorri Sturleson's fließender Rede weit entfernt ist. Zwar sagt Finnr der Thorzerstörer Cap. 203: Das ist passend, daß die Hunde essen Thor, wie er selbst seine Söhne. Hier wird also Thor mit Saturn verglichen. Doch braucht dieses nicht aus Gunnlög's Arbeit genommen zu sein. Auch der Zeitgenosse der großen Oláf's Saga Tryggvasonar, Brand, Jon's Sohn, vergleicht in der **Stjórn** die Gesion mit der Venus, und den Thor mit dem Jupiter (so auch Saxo Grammaticus). Zugleich aber erhellt auch, was auch aus dem übrigen fabelhaften Inhalte sich schließen läßt, daß der Abschnitt von Swein und seinem Sohne Finn der reinen Sage (d. h. der Erfindung) angehört.

—128, 168—172. Dieser Abschnitt ist dem gewidmet, wie Sigmundr Bretisson das Christenthum auf den Orkneyarn verkündet. V. Grönlands (Cap. 220, 221. 2. Bd. S. 213—216. Cap. 231, S. 245, 246) handelt davon, wie Eirikr Raudr (der Rothe) Grönland findet und sich dort niederläßt, und wie sein Sohn Leifr hinn Heppni (der Glückliche) von Grönland nach Norwegen kommt, und wie König Olaf Tryggvason in dem nämlichen Frühjahre, wo er Gizurn und Hjalti nach Island schickt, das Land zu christnen, den Leif Eiriksson nach Grönland sendet, dort das Christenthum zu bieten. Auf dieser Fahrt entdeckt er Winland hit gódha (Weinland das Gute, einen Theil von Nordamerika), fährt dann nach Island und auf seinen Antrieb läßt sich Eirikr und alles Volk in Grönland taufen (vergl. Snorri Sturleson, Olaf's Saga Tryggvasonar. Cap. 104). Diese erste Recension der großen Olaf's Saga Tryggvasonar ist nach einem Pergament-Codex herausgegeben und damit die beiden andern Handschriften der ersten Recension und die Handschriften der zweiten Recension verglichen [14]) in den **Fornmanna-Sögur T. I. II. III.**, auch unter dem besondern Titel: **Saga Olafs Konúngs Tryggvasonar. Eptir gömlum skinnbókunn útgefin adh Tilhlutun hins Norraena Fornfraedha Félags. Fyrri Deild. (Kaupmannahöfn 1825, Prentudh hjá** *Hardvig Fridhrek Popp*). **Sidhari Deild til loka Svöldrar orrustu. 1826. Nidhrlag Sögunnar medh tilheyrandi Tháttum** (welche Theile aus der zweiten Recension sind, Kopenhagen 1827. 8.). Auch auf Veranstaltung der königlichen [15]) Gesellschaft für nordische Alterthumskunde ist nach der von dieser Gesellschaft herausgegebenen Urschrift das große Geschichtswerk von dem Secretär der Gesellschaft, Professor Dr. phil. und Ritter vom Dannebrogn C. C. Rafn in den **Oldnordiske Sagaer** im 1., 2. u. 3. Bande und lateinisch im **I., II. und III. Vol.** der **Scripta historica de rebus veterum Borealium**, auch mit dem besondern Titel: **Historia Olavii, Tryggvii filii, ex vetere sermone Latine reddita et apparatu critico instructa curante societate regia antiquariorum Septentrionalium. Pars prior. Opera et studio** *Sveinbjörnis Egilssonii*, **collegae scholae Bessastadensis in Islandia (Hafniae, typis** *Hartvici Frederici Popp*. **1828). Pars posterior usque ad finem proelii Svöldrensis. 1828. Pars extrema cum particulis decem historicis. 1829.** Die Übersetzung der zehn Theile, sowie die Liederstellen im ganzen Werke, sind von Egilson, sowie auch der zweite und dritte Band. Die Übersetzung der ungebundenen Rede hatte Dr. Gisl Brynjuluson, Pfarrer an der Kirche zu Holm auf Island, übernommen, wegen öffentlicher Geschäfte aber in den Jahren 1824 und 1825 noch nicht vollendet, und der Tod entriß ihn der gelehrten Welt den 26. Jun. 1827. Von Brynjuluson waren 97 Capitel des ersten Bandes übersetzt, und als diese an Egilsson geschickt wurden, hatte dieser, dem unterdessen die Übersetzung übertragen war, 70 Capitel übersetzt, und folgte vom 70. bis 97. Capitel größtentheils der Übersetzung von Brynjuluson, doch so, daß er sie seiner übrigen Arbeit so viel als möglich anpaßte. Egilsson hat auch im dritten Bande genealogische Tafeln und eine chronologische Tabelle beigegeben. Da der Verfasser der großen Olaf's Saga Tryggvasonar viele Stellen buchstäblich aus der Heimskringla entnommen und so auch mit dieser sehr viele Liederstellen gemeinsam hat, so können als Hilfsmittel zum Verständnisse der Urschrift zugleich auch die Übersetzungen der Heimskringla die beiden lateinischen von Peringskiold und Schöning, die schwedische von Gudmund Olafsson, und die beiden dänischen von Jon Olaffen und von N. F. S. Grundtvig und die teutsche von F. Wachter dienen. Den je dritten Bänden der von der königlichen Gesellschaft für nordische Alterthumskunde besorgten Ausgabe der Urschrift und der dänischen und lateinischen Übersetzung der ersten Recension sind auch noch zehn Theile der zweiten Recension beigefügt. Außer dem ersten und dritten dieser Theile finden sich sämmtliche Theile in dem Flatey'schen Codex. Die von der genannten Gesellschaft herausgegebenen sind diese: 1) **Saga skálda Haralds konúngs hárfagra. p. 65—88. Historia (Narratio) de poëtis regis Haralldi. p. 66—92.** Ihr Anfang ist eine artige Liebesgeschichte oder, wie man vermuthet, eine reine Sage, wiewol geschichtliche Personen darin auftreten. Drei Skalden Haralld's des Haarschönen: Aulver Knufa, der berühmte Thorbiörn Hornklofr [16]) und Audhun Illskaelda spielen darin die Hauptrolle. Von letzterm wird bemerkt: Audhun war damals gekommen in Vergleichung (Versöhnung) (**í saett**), mit dem Könige für das, daß er nahm ein Stef aus der Drapa, die Ulfr Sebbason, sein Blutsfreund, gemacht hatte auf den König Haralld. Audhun erhielt dafür den Zunamen [17]), aber die Drapa den Namen **Stolinstefja** [18]), sowie gesagt wird in der Saga Ulf's Sebbason's und des Jarls Kvig. König Haralld nahm würdiglichen Schmaus auf Hustadir auf Nordmäre bei Ingibiörg der Reichen, seiner Blutsfreundin. Dort waren bei ihm seine Skalden und manche andere angesehene Männer. Die Witwe bediente selbst, und der Schmaus war der beste; sie war eine schöne Frau und die höflichste (**en kurteysasta**) [19]); sie schenkte Audhun'en ein Thierhorn (Trinkhorn) am Abend; er nahm ihre Hand [20]) mit dem Horne

14) Über die Handschriften s. das Nähere in dem **Formáli** zum 1. Bande, S. 13—15 der **Fornmanna-Sögur** und im **Vol. I.** der **Scr. Isl. hist. p. XVII, XVIII.** Nur bemerken wir, daß der Pergamentcodex, welcher der Ausgabe der Urschrift und den Übersetzungen zum Grunde liegt, wie man vermuthet, kaum eher als am Anfange des 15. oder Ende des 14. Jahrh. geschrieben ist.

15) Königliche Gesellschaft für nord. Alterthumskunde wird sie erst im 4. Th. der **Fornmanna-Sögur** genannt.

16) S. seine Lieder bei F. Wachter a. a. O. S. 166—169, 173, 174, 184—187, 189—192, 195, 197, 198.

17) **Auknefni**, nämlich **Illskallda (malus poëta)**.

18) **Stolinstefjau nafn (versibus intercalaribus spoliati carminis nomen)**.

19) Nach dem Teutschen des Mittelalters die Hübschește.

20) Die Hand eines Frauenzimmers zugleich mit dem geweihten Trinkhorne fassen ist allemal ein Liebesantrag, vergl. Snorri Sturleson bei F. Wachter 1. Bd. S. 106, 205. Ähnlich verfährt Authari mit der schönen Theodelind bei *Paulus Diaconus*, **De Gestis Langobardorum. Lib. III. ap.** *Muratori*, **Scriptt. Rer. Ital. T. I. P. I. p. 450.**

und sprach rc. Er thut ihr nun einen Liebesantrag und bietet ihr einen schönen Goldring. Sie willigt ein, wenn es könne verhohlen bleiben, und bestelltihn in ihr Frauengemach zu kommen, wenn ein Drittheil der Nacht noch übrig sei. Gleichen Antrag thun darauf auch, als die schöne Witwe zu ihnen kommt, nach einander Thorbiörn Hornklofi und Alver Hnufa, und jeder gibt ihr einen schönen Goldring. Die drei Skalden, ohne etwas von einander zu wissen, begeben sich zur bestimmten Zeit zu dem Frauengemach, finden es aber verschlossen, und sich selbst, als sie zurückwollen, in der Umzäunung des Frauenzwingers eingeschlossen. Ingibiörg sagt am Morgen dem Könige, was vorgefallen. Der König gehet mit vieler Mannschaft in den Frauenzwinger und findet seine Skalden. Im großen Zornen gebietet er, sie augenblicklich für ihre Überdreistigkeit zu erschlagen. Aber der König wird gebeten, dieses nicht selbst thun zu lassen. Er sendet daher seine Skalden zum Könige von Schweden, Frieden zu machen mit dem Könige Haralld und mit dem König Eirik Bjarnason. Der König that das, weil von den Mannen jedes der beiden, wenn sie in andern Reich kamen, erschlagen wurden. Seine Weise hatte jeder Skalde die Nacht über gemacht, und sang sie, und jede ist dieses Inhalts, daß der Skalde bei der ringgeschmückten Witwe nicht geruht habe. Die drei Skalden werden von ihren Dienern nicht verlassen, und finden auch Beistand bei ihren Verwandten, sodaß eine Schar von 38 Mann sich sammelt, deren Vormann Thorfinnr ist. Sie haben Kämpfe in Schweden und siegen, und bringen dem Könige von Schweden angeblich Geschenke von König Harallo. Es sind aber dieses Schätze, welche sie unterwegs in Schweden geraubt haben. Der getäuschte Eirik nimmt sie in Frieden auf. Auf der Heimkehr begegnen sie dem Könige Harallo. Er hat sich, als er gehört, wie mit seinen Skalden auch Lendir Menn (belehnte Mannen, Lehnbaronen) nach Schweden gegangen, sogleich gerüstet, weil er gewiß zu sein glaubte, daß er werde seine Mannen zu rächen haben, und hatte nun Schweden weit verheert, als seine Skalden und Lendir Menn zu ihm stießen. Der König von Schweden aber gerieth schrecklich in Zorn, daß die Skalden ihm Vergleichsbotschaft gebracht, und König Harallo sein Land verheeret hatte. Dieses ist die Andeutung des Hauptinhalts[21] der **Saga skálda Haralds hárfagra.** Nach P. E. Müller ist es wegen verschiedener Momente, welche mit der historischen Treue und Wahrscheinlichkeit sich nicht vereinigen lassen, glaublich, daß dieses eine alte Liebesfabel, und sie zwar, wie aus innern Gründen zu schließen, im dritten Jahrh. erdichtet sei. Unwahrscheinlich sei, daß der 70jährige Audun habe sich verlieben können, unwahrscheinlich und wie Erdichtung sehe es aus, daß drei der berühmtesten Skalden sich an einem Abende sollen verliebt haben, und daß ihnen an einem Abende Liebesvereinigung zugesagt worden sei. Gegen die Wahrheit sei, daß Thorolf, Kreldulf's Sohn, der 80 Jahre vor der Geburt Eirik's Blodör, durch den nach der Saga der Skalden Harallo's des Haarschönen dieser Gautland verheeren läßt, erschlagen worden, der Fahrt der Skalden zum Schwedenkönige beigewohnt habe. Endlich erwähnt Snorri Sturleson der Streitigkeiten zwischen dem Könige Harallo dem Haarschönen und dem Könige Eirik Bjarnason nicht. Doch hierauf ist nicht großes Gewicht zu legen, da Snorri Sturleson von Streitigkeiten zwischen dem Könige Harallo dem Haarschönen und dem Könige Eirik, Eymund's Sohne, berichtet (s. F. **Wachter**, 1. Bd. S. 178—185). Der, den später die Saga der Skalden Harallo's des Haarschönen abfaßte, konnte Eirik Eymund's leicht mit Eirik Bjarnason verwechseln. Doch wollen wir die geschichtliche Wahrheit dieser artigen Sage nicht in Schutz nehmen, und bemerken noch, nicht blos die Liebesgeschichte ist unwahrscheinlich. Doch diese könnte erst später erfunden sein, um die Gesandtschaftsreise der drei Skalden recht schön einzuleiten. Uns scheint aber dieses unwahrscheinlich, daß die kleine Schar, nachdem sie im Schwedenreiche geraubt und Treffen geliefert, sollte unerschlagen zum Schwedenkönige gelangt sein, wiewol der Erzähler diese Unwahrscheinlichkeit dadurch mildert, daß sie auf Hialmar, den Sohn des Jarls von Helsingialand, treffen, und dieser es übernimmt ihre Sache beim Schwedenkönige zu befördern. Sie haben zwar Hjalmar's Verwandten, Hama, erschlagen. Aber dieser war ein übelthätiger Mensch, und hatte Hjalmar's Reich belästigt. Auch bewunderte er an ihnen, daß sie sich so tapfer vertheidigt haben. Die Weisen der Skalden kann man häufig als Belege der geschichtlichen Wahrheit brauchen. Aber diese drei Weisen der drei Skalden[22] kann man leicht als später von einem und demselben Skalden erdichtet annehmen, zumal da die von Thorbiörn Hornklafi ganz verstümmelt auf uns gekommen ist, doch ist dieses, was erhalten ist, dem Hornklofi'schen Geiste und seiner Dichtweise nicht entgegen[23]. 2) **Tháttr frá Sigurdhi konúngi slefu, syni Gunnhildar, p. 83—88. Particula de rege Sigurdo Sleva, filio Gunnhildae, p. 86—92** stimmt im Allgemeinen mit dem überein, was Snorri Sturleson in der Saga von Harallo Grafelld Cap. 14 bei F. **Wachter**, 2. Bd. S. 148 u. 149, und die **Saga af Thordi Hraeda**[24] und **Fagurskinna** erzählen, und hierdurch wird die Glaubwürdigkeit dieses Theiles bestätigt. Aus den Abweichungen in den Einzelheiten in den genannten Schriften läßt sich auf die Wahrheit des Ganzen im Allgemeinen schließen, nämlich wie König Sigurd Sleva die Frau des Hersir Thorkell

---

21) Den Inhalt gibt auch P. E. **Müller**, Sagabibliothek 3. Th. S. 190—194 und unterwirft die Sage einer kritischen Prüfung. S. 194—197.

22) Sie finden sich Cap. 1. S. 68, 69. Hierbei aber darf man die Leidhrèttingar og Vidhbaetir auf der letzten Seite des 3. Bandes der Fornmanna-Sögur nicht übersehen, wo sie nach den seitdem aufgefundenen Pergamentblättern wieder und zwar vollständiger abgedruckt sind. S. auch den 3. Band der Scr. hist. Isl. p. 70—72, wo Egilsson nebst der lateinischen Wortstellung die Worte der Urschrift in prosaischer Wortfolge gibt und erläutert. 23) Mehre Liederstellen auch im Drottmált, wie die Weise in der Saga der Skalden Harallo's des Haarschönen finden sich bei bei Snorri Sturleson in der Sage Harallo des Haarschönen. Vergl. die 16. Anm. S. 356 dieses Art. 24) Cap. 2 ed. *Holis f.* 4to.

Klypp entehrt und dafür von dem Gemahle der Entehrten erschlagen wird. Am umständlichsten ist dabei der Tháttr. Bei den nähern Umständen ist z. B. die Abweichung, daß Snorri Sturleson erzählt, wie der Hersir (Baron) Klypp, während dieser nicht daheim ist, von dessen Frau Alöf wohl bewirthet wird. Der König ging in der Nacht zum Bette Alöf's, und lag dort zu ihrem Unwillen. Der Tháttr erzählt hingegen: Aber als Thorkell aus Norwegen gefahren war, da sandte König Sigurd Slefa seine Mannen zum Hofe Thorkell's, und ließ bringen von dannen fort Olöf seine Frau und heim zu sich rc. Alle weichen in dem ab, wer Klypp erschlägt, nachdem der König durch ihn gefallen ist, nach dem Tháttr war es Ögmundr Hördhakarason, also Klypp's Vaterbruder, nach Snorri Erlingr Gamli, nach der Saga Thordar Ögmundr, Hroald's Sohn, nach der Fagurskinna Sigurd Gamli. Der Tháttr enthält auch eine Weise im Drottmált, in welcher an seine Frau gerichtet, er singt, er gedenke nicht eher das Bette bei ihr zu bewohnen, bis er den Schnabel der Wundenweihe (des Raben) im Blute des todten Königs geröthet. Der Tháttr erzählt weiter, wie nach ihres Mannes Falle Olöf aus Furcht von der Königin Gunnhilld, deren Sohn ihr Thorkell Klyppr erschlagen hat, nach Island mit ihrer Tochter Gudrun auswandert. Hier heirathet die Mutter Bödhwar Thorsteinsson, und die Tochter Einar Eyolfsson. Einar's und Gudrun's Sohn hieß, wie sein Muttervater, Thorkell Klyppr, und er war der geschickteste Mann, und kommt weit zu Sögur (kemr vidha vidh sögur, d. h. kommt in vielen Geschichten vor). Doch findet dieses in der Sögur, die auf uns gekommen, oder wenigstens bekannt ist, nicht statt. 3) **Tháttr Thorleifs jarlaskalds, p. 89—104. Particula de Thorleifo Dynastarum poeta, p. 93—108.** Der Formáli (die Vorrede) dazu ist aller Wahrscheinlichkeit nach später verfaßt, als der Tháttr selbst, da er in einem breitern Styl geschrieben ist, und auch beginnt: **Nú skal segia thann aefintyr,** nun soll (wird man) sagen das Abenteuer rc. Wahrscheinlich ist der Tháttr aus einer größern Saga genommen, denn er beginnt: **Thá bjó Ásgeirr raudhfeldr á Brekku í Svarfadhardal,** da (damals) wohnte Asgeir Rothrock auf Brekka in Svarfadhardal rc. Asgeir's und Thorhild's dritter und jüngster Sohn ist Thorleifr der Hauptgegenstand des Tháttr[25]), und ist eine geschichtliche Person und zwar ein berühmter Skalde. Der Tháttr erzählt im 1. Cap., wie Thorleifr mit Hilfe seines Bruders Olaf Klaufi Böggwir'n erschlägt und dafür verbannt wird. **Die Landnámabók Islands bygdar** (3. Thl. Cap. 13. S. 232, 233) sagt: Klaufi hatte Ingwilld'en Raudkinn (Rothkinn), die Tochter Asgeir's Raudfell's, die Schwester derer Olaf's **Völubreóts** und **Thórleifs Skállds** (des Skallden). Ihnen zerhieb er den **jafnabelg** (den Balg, der voll **Jafni**[26]) war), den sie nahmen in seinem Lande, da sang Thorleifr dieses. Es folgt nun die Weise, in welcher Thorleifr verewigt hat, wie ihm Böggwir den haarlosen Balg zerhauen, und Olaf'en das Schwert und den Ranzen, und wie, wenn sie leben, Böggwir soll erhauen werden. Nach der Weise wird dann gesagt: Davon ist gemacht die **Svarfdaelasaga.** So die **Landnámabók Islands bygdar.** Der Tháttr erzählt, wie die Klage (das **eptirmál**) wegen des ermordeten Klaufi dem **Karl hinn raudi** (dem Rothen) zugestanden, und dieser die Sache so betrieben, daß Thorleifr rechtlos gemacht und aus Swarfadhardal verbannt worden. Thorleifr will zu Schiffe entfliehen, wird aber wieder an das Land getrieben, und hält sich nun abwechselnd bei Liotolf dem Guten und seinem Vater Asgeir auf. Dieser, ein vielkundiger Mann, lehrt seinen damals 19jährigen Sohn manche gelehrte Stücke über das Alterthum (**marga fornfraedhi**). Dann fährt der Tháttr fort: Karl suchte sehr nach um Thorleif, und wurden dadurch den Winter über viele Zuträgnisse, die, welche der Davonsagung werth sind[27]), wie gesagt wird in der **Svarfdaelasaga.** Die **Svarfdaelasaga** in der Gestalt, in welcher wir sie jetzt haben, ist schwerlich älter als aus dem 14. Jahrh. Sicher ist eine weit frühere Erzählung derselben Begebenheit vorhanden gewesen[28]). Im Frühlinge, wie der Tháttr weiter umständlich erzählt, fährt Thorleifr mit Handelswaaren nach Norwegen. Jarl Hakon von Hladir verlangt, daß er seine Waaren an ihn verkaufe. Thorleifr will sie verkaufen, an wen er will. Während Thorleifr abwesend ist, läßt der Jarl seine Mannen erschlagen und sein Schiff verbrennen. Dieses besingt der Skalde durch eine Strophe im Drottmált, und droht Rache, kommt zu Kaufleuten und segelt mit ihnen nach Norwegen. Hier singt er auf den König Swein eine Drapa von 40 Strophen[29]), von dem die Stef (**versus intercalares**) mitgetheilt werden. Der König und alle loben den Gesang (**Kedhit**) sehr. Thorleifr machte im Winter einige Weisen (**visur**) auf den Jarl Hakon, die er **Konuvísur** (Weibes Weisen, d. h. Weisen auf ein Weib) nannte, denn Jarl wird in der Dichtkunst durch **Kona** (Weib) bezeichnet (**jarl er kona kendr in skáldspap**)[30]). Thorleifr reiset nach Norwegen und begibt sich als alter Bauerkerl verkleidet in die Halle des Jarls, und hebt die Weisen (**vísur**) an, die **Thokuvísur** (Nebelsweisen) heißen, und mitten in dem Schmähgedicht auf den Jarl stehen (**ok standa í midhju Jarls-**

25) Vergl. über diesen Tháttr P. E. Müller, Sagabibliothek. 3. Th. S. 215—217. 26) Jafni (dänisch Jävne), lycopodium complanatum, ein Kraut, mit dem die Wolle gelb gefärbt wird.

27) Margir at burdhir, their er frásagnar eru verdhir. 28) Über die Svarfdaelasaga s. diesen Artikel und einstweilen P. E. Müller, Sagabibliothek; übers. v. Lachmann S. 216—221. Hierzu bemerken wir noch, daß unterdessen die Svarfdaelasaga von der Gesellschaft für nordische Alterthumskunde in den Islandinga-Sögur herausgegeben ist. 29) Hvadh fertuga drápu, cecinit carmen intercalatum, quadraginta versibus constans. 30) Vergl. die Scripta hist. Island. Vol. III., wo die Stelle und ein Vers aus der Snorra-Edda des Magnus Olafsson nach der Collation des Jon Gunnar mitgetheilt wird. Nach ihr ist es recht zu nennen das Weib mit der Könige Benennungen (konúnga heitum) und solchen Namen, als lofdhungr, hilmir rc. Mit den Bezeichnungen der Könige konnte man auch die Jarl nennen, und dichterisch konnte man dann auch, da man die Benennung für Jarl bei Bezeichnung von Weibern (nämlich angesehenen Frauen) brauchen konnte, Jarl durch Weib bezeichnen.

nidhi), und der Tháttr theilt den Anfang dieser Thokuvísur mit: thoku dregr upp hit ytra (Nebel zieht empor das Äußere, d. h. die äußere Himmelsgegend zieht Nebel empor) ꝛc. Aber als die Thokuvísur aus waren, war es finster in der Halle. Vielleicht hießen die Weisen Thokavísur (Wohlwollensweisen). Snorri Sturleson sagt in der Olaf's Saga Tryggvasonar Cap. 56 bei F. Wachter, 2. Bd. S. 289:

Hakon! (wir) wissen keinen —
(Gehoben) hat sich der Schlachtreihrenner
Vom Kampfe der Ran[31]) — unter des Mondes
Fahrt vorderen Jarl als Dich[32]).
Du hast Edelinge zu Odin —
(es) ißt der Rabe von erlangter Leiche —
Sein kannst du von der Weise
Weitländig — neun gesendet[33]).

Das Meiste, was der Tháttr erzählt, trägt das Gepräge des Fabelhaften. Wahrscheinlich war Thorleifr des Jarls Skalde gewesen, wie er auch Jarla skald, Jarl der Skalden, zubenannt wird, und hatte eine Drápa auf den Jarl Hakon gemacht. Als dieser aber mit ihm in Zwist[34]) gerathen war, machte er ein Spottgedicht auf den Jarl (jarlsnid) und brachte wahrscheinlich die Thokavísur (Wohlwollensweisen), wie vermuthlich das Lobgedicht im Gegensatze zu dem nidh hieß, wiederrufend oder palinodisch an. Der Sage war dieses nicht genug, sie machte aus den Thokkavísur Thokkuvísur (Nebelsweisen), Zauberweisen, welche Nebel bewirken, und die Halle mit Finsterniß erfüllen, und lassen während der Finsterniß das Jarlsnidh wieder anheben. Nach dem Tháttr entkommt Thorleifr bei verschlossenen Thüren und unaufgeschlossenen Riegeln also durch Zauberei, denn es bewegen sich alle Waffen und der Jarl fällt in Unsinn. Als der Skalde nach Dänemark zurückkommt, singt der König eine Weise im Drottmált: Thorleif setzte aus einander den Helden die Reutung (Beraubung oder Grausamkeit) des Fürsten der Thrándir; die Menschen haben weit davon getragen (verkündet) das häßliche Jarlsnidh (das garstige Schmähgedicht auf den Jarl). Njördr (der Seefahrer) beschloß zu bringen (brachte) dem gewürdigten Gefilds- (Land-) sich-Anmaßer (d. h. dem Jarl) von Westen ein Gedicht, vergalt dem Landeshüter (Fürsten) grimmig den zerbrochenen Löwen der Welle (das Schiff). Auch diese Strophe kann echt sein, und ist wahrscheinlich von Thorleif selbst. Aber sie belegt nur, daß der Skalde das Rachelied wegen des zerbrochenen Schiffes in eigener Person nach Norwegen gebracht hat. Es war dieses Kühnheit genug, ohne daß es der Skalde selbst in des Jarls Halle brauchte vorzutragen. Durch jenes Zauberspiel wird der Jarl krank. Als es mit ihm besser wird, wendet er sich an seine Schutzgeister Thorgerdh Hörgabrud und Irpa, ihre Schwester, und opfert ihnen, daß sie durch ihr Zauberlied Thorleif verderblich werden sollen. Es kommt dabei fitons anda theirra systra (Pythonis spiritu istarum sororum) vor. Dieses zeigt deutlich die spätere Erfindung oder wenigstens Abfassung der Saga. Es wird ein bezauberter Holzmann (Mann) aus Holz gemacht und nach England gebracht und mit ihm kämpft Thorleif. Er singt dabei eine Weise. Er zerhaut den Holzmann, stirbt aber auch an den Folgen des Kampfes. Auch die letzte Partie gehört vielleicht der reinen Sage an, wiewol dabei Hallbiörn, ein geschichtlicher Skalde, die Rolle spielt. Hallbiörn Hali[35]) wird im Skaldatal[36]) als Skalde Knut's Eirikson's (des Königs von Schweden) und des Königs Swerrir (von Norwegen) aufgeführt. Was aber der Tháttr Thórleifs von Hallbiörn erzählt, gehört der reinen Sage an. Der Schafhirt Hallbiörn Hali (Schwanz) pflegt des Nachts auf dem Grabhügel Thorleif's zu schlafen, und auf den Hügelbewohner einen Lobgesang (lofkvaedit) zu machen, kann es aber nicht weiter bringen, als bis zu: hèr liggr skáld, hier liegt der Skalde. Da erscheint ihm eines Nachts der Hügelbewohner im Traume, weissagt ihm, daß er ein Thiódhskáld (Volkskalde) werden, und Lob (Lobgedichte) auf viele Häuptlinge machen werde, zieht ihm an der Zunge, und sagt ihm eine Weise, in welcher der Skalde, der hier liegt, erhoben wird, der Hügelbewohner sagt weiter: Nun sollst du so anheben die Skaldschaft (Dichtkunst), daß du sollst machen einen Lobgesang auf mich, da, wenn du erwachst ꝛc. Als er erwacht, kann er die Weise. Hierauf macht Hallbiörn einen Lobgesang auf den Hügelbewohner und wird der größte Skalde, und fuhr (reiste) bald draußen herum, und machte viele Gesänge auf Häuptlinge, und erhielt von ihnen große Würdigungen und gute Gaben, und gewann von dem großes Gut (Geld), und geht von ihm große Saga beides hier auf dem Lande und Auslandes, obschon sie nicht geschrieben sei. Bei dieser letzten Partie kann doch vielleicht das Wesentlichste geschichtlich sein. Schlief der Hirt häufig auf dem Grabhügel, so mußte er vom Wunsche beseelt werden, ein Loblied auf den Hügelbewohner zu machen, weil die Todten für das Lob dankbar waren (ein anderes Beispiel nämlich von Watnar s. 3. Sect. 4. Th. S. 103, 104). Schlief der Hirt auf dem Hügel, konnte er auch leicht von dem Hügelbewohner träumen. Auch konnte er im Traume eine Weise zu Stande bringen, mit der es ihm wachend nicht hatte glücken wollen. Daß die

31) Der Seeschlacht. 32) d. h. wir wissen unter dem Himmel keinen vorzüglichern Jarl als dich. Über die Lesart der Fornmanna-Sögur s. F. Wachter 2. Bd. S. 289. 33) Hast zu Odin neun Könige und Königssöhne gesendet (erschlagen). Wie in den Scriptis hist. Island. Vol. I. p. XX vermuthet wird, scheint hierher auch die Halbstrophe in der Skalda in der Snorra Edda Ausg. von Rask S. 315—335 zu gehören: Wir hatten in dir, Hakon, wenn wir zur Schwert-Zwietracht (in die Schlacht) zogen — du rötheteſt die Schäden (Beschädiger) der Schleier der Skögul (d. h. der Panzer) — guten Beistand (die Wortfügung ist: wir hatten guten Beistand). Aus dieser Strophe läßt sich schließen, daß der Skalde in des Jarls Diensten gewesen und ihm in die Schlachten gefolgt ist. 34) Die Strophe von Verbrennung des Schiffes kann immer echt sein. Das Schiff wird zwar knörr, welches Kaufmannsschiff bedeutet, genannt, aber knörr brauchen die Skalden auch häufig von Kriegsschiffen.

35) S. über diesen Müller, Sagabibliothek. 3. Th. S. 215—217, wo er von dem Tháttr Thorleifs jarlaskálds handelt. 36) Bei Peringskiold im 2. Th. der Heimskringla. S. 480, 482.

Strophe dem Thorleif selbst in den Mund gelegt wird, paßt zur Strophe nicht recht, denn in ihr kommt vor: Ich hörte, daß der Spitzenreicher (Held) ein Níd (Schmähgedicht) Hakonen schmiedete. 4) **Tháttr Thorsteins Uxafóts**, p. 105—134. **Particula de Thorsteine Bovipede**, p. 109—137. **Thorstein Uxafótr** (Ochsenfuß) ist eine geschichtliche Person, und befindet sich nach Snorri Sturleson[37]), Olaf's Saga Tryggvasonar Cap. 102 bei König Olaf auf der langen Schlange in der Seeschlacht von Swöldr, aber die Erzählung von ihm im Tháttr ist aller Wahrscheinlichkeit nach fabelhafte Ausschmückung des 14. Jahrh.[38]). Thorstein erschlägt namentlich **Tröll** (zaubermächtige Wesen). 5) **Tháttr Helga Thórissonar** p. 135—141. **Particula de Helgio, Thoreris filio**, p. 138—143 hat blos rein saglichen Werth, handelt von Helgi's Liebesabenteuer mit Ingbiörg, der Tochter Gudmund's von Gläsiswallir, und von den Trinkhörnern, die König Olaf Tryggvason vom Könige Gudmund von Gläsiswallir erhalten hat. Der König Olaf singt eine Weise, deren Gegenstand die Trinkhörner sind. Zauberei spielt in dieser Sage die Hauptrolle. Eingeleitet wird der Tháttr, wie der norwegische Hersir (Baron) Thorir auf Raudaberg unfern von der Wik die Söhne Helgi und Thorstein hat, und sie eine Kauffahrt nordwärts nach Finnmark thun, um dort **Smjör** (Butter) und **Flesk** (Speck) an die Finnen (Lappen) zu verkaufen. Die Worte S. 139: Hier bringen wir dir, König! Grettir'n und ist nicht gewiß, wenn du (ihn) von dir bringst; beziehen sich, wie man glaubt, auf die **Gretissaga** c. 54, und scheinen die Unwissenheit des Verfassers zu verrathen, da diese Redensart auf das angewendet wird, was im 10. Jahrh. geschehen sein soll, da doch die **Grettissaga** anzeigt, daß die Gefangenschaft eines verbannten Isländers den Spielereien der Dichter des 13. und vielleicht des 12. Jahrh. den Stoff gegeben[39]). Die Abfassung dieses **Tháttr** setzt man in das 14. Jahrh.[40]). 6) **Tháttr Hrómundar halta** p. 142—151. **Particula de Hromundo Claudo** p. 144—147. Hauptgegenstand dieses Thattr ist die Erzählung der Herbeiführung und die Beschreibung der Schlacht Hrodmund's mit den **Austmenn** (Ostmännern) auf **Fagrabekka** in Island. Dieses stellt auch dar die **Landnámabók Islands bygdar T. II. c. 32. p. 171—179.** Von den zwölf Strophen, welche die Landnamabok einwebt, hat aber der **Tháttr** nur die drei ersten. Die beiden ersten, welche sich auf den Glauben der Germanen an die Weissagekunde der Vögel beziehen, sind auch ins Teutsche übersetzt von F. Wachter (Gesch. Sachsens, 2. Bd. S. 387, 388). Vergl. den Art. **Hrafnagaldr Othins**. 2. Sect. 11. Th. S. 293: Draußen hör' ich den Schwan des Wundendorns ꝛc. Mit der Geschichte Olaf's Tryggvason's hängt der **Tháttr** dadurch zusammen, daß einer der Hauptkämpfer, nämlich **Hallsteinn** (nach der **Landnámabók Hásteinn**, Hochstein), aus Island fährt, von Olaf Tryggvason den Christenglauben annimmt, sein Mann wird, endlich auf der langen Schlange fällt. Auch die **Landnámabók** sagt: **Hásteinn** fuhr hinaus und fiel auf dem langen Wurme (Schlange) mit[41]) (bei) König Olaf Tryggvason. Snorri Sturleson in der Olaf's Saga Tryggvasonar Cap. 102[42]) führt unter den Streitern auf der langen Schlange auch einen **Hallstein**, nämlich aus **Fyrdir**, auf. So könnte der Hallstein unsers Thattr genannt worden sein, als er sich in Norwegen niedergelassen. Die Abfassung des Thattr setzt man aus innern Gründen in das 12. Jahrh.[43]). 7) **Tháttr Haldórs Snorra Sonar p. 152—198. Particula de Haldore Snorri p. 155—198** steht im Pergamentcodex der Arná-Magnáanischen Handschriftensammlung Nr. 62, bezeichnet durch S, zuletzt, und hat daher die Aufschrift: **Sidhasti Tháttr Olafs sögu Tryggvasonar Noregs konúngs**, letzter Theil (Abtheilung) der Olaf's Saga Tryggvasonar des Königs Norwegens zerfällt selbst wieder in drei Theile, nämlich: A) Cap. 1 bis 2 handelt von Haldor, dem Sohne Snorri's, des **Gothis**[44]) von Island und Einar Thambarskelfir. Haldor ist in Norwegen bei König Harald Sigurdarson, und erschlägt den Schuhknaben (Schuhbedienten, **Skóveinn**) Einar's Thambarskelfir's, der ein Schmähgedicht auf ihn gemacht. Auch diese Partie ist erst später verfaßt, denn es heißt in ihr: Haldor ging stets zu Bergliot (der Gemahlin Einar's Thambarskelfir's), und sagte ihr viele Abenteuer (**aefintyr**), die sie gemacht hatten außenlandes in seinen und des Königs Harald Fahrten. Für **aefintyr** wird im reinen Altnordischen, wie es vorzüglich Snorri Sturleson schreibt, **tidindi** (Zeitungen, d. h. das, was in der Zeit geschieht) und zur Bezeichnung der nähern Umstände eines Ereignisses **atburdir** (Zuträgnisse) gebraucht. Wegen Kali's Erschlagung stefnet (sagt an) Einar ein vielmänniges Thing (zahlreiche Gerichtsversammlung), und in der Rede, die er an das Thing hält, erzählt er, was sich zugetragen, als er bei König Olaf Tryggvason auf der langen Schlange war. Diese Erzählung paßt aber nicht zu dem, was Snorri Sturleson in der Olaf's Saga Tryggvasonar und die große Olaf's Saga berichten, noch stimmt sie auch mit den Aussagen Einar Thambarskelfir's selbst überein, wie sie in den drei Olaf's Sögor Tryggvasonar sich finden. Man schließt, daß diese Partie des **Tháttr** die Erdichtung einer spätern Zeit sei[45]). B) Cap. 3 bis 6 enthalten die Erzählung vom Bischofe Sigurd, und sind wörtlich aus der Arbeit Gunnlög's übertragen[46]), wie wir bereits oben in diesem Artikel gesehen haben.

37) Bei Schöning S. 301. Vergl. die große Olaf's Saga Tryggvasonar 2. Bd. S. 251, 329, 330. 38) s. Müller, Sagabibliothek 3. Th. S. 240. 39) So nach *Egilsson*, Historia Olavi Tryggvii filii P. extera p. 142 und der Praefatio Vol. I. p. XXI. 40) S. P. E. Müller, Sagabibliothek 3. Th. S. 240.

41) **Medh** muß häufig durch unser **bei** übertragen werden, wäre dieses nicht, so müßte man hier annehmen, der Verf. der Landnamabok habe geglaubt, daß Olaf Tryggvason auf der langen Schlange gefallen sei. 42) Bei Schöning S. 302. Vergl. die große Olaf's Saga Tryggvasonar. 2. Bd. S. 252. Der Skalde Hallarstein hat mit diesem Hallstein nichts gemein. 43) S. Müller, Sagabibliothek 3. Th. S. 464. 44) **Gothi** von **godh**, Götter, bedeutet Opferhäuptling, und dann später in der Christenzeit Bezirkvorsteher, s. F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 1. Bd. S. XVIII. 45) S. Müller. Sagabibliothek 3. Th. S. 336, 337. 46) Vergl. dens. 3. Th. S. 206, 207.

C) Cap. 6 bis 7 handelt von den Quellen, nämlich von Odd's und Gunnlög's Arbeiten, und wir haben diese Stellen schon oben im ersten Abschnitte betrachtet, und endlich den Epilog des Schriftstellers, der an die Bearbeitung der Olaf's Saga Tryggvasonar, wie sie sich im Flatey'schen Codex findet, die letzte Hand angelegt hat. Aus diesem Epilog werden wir weiter unten eine Stelle mittheilen, zur Zeitbestimmung, wenn die zweite Recension der großen Olaf's Saga Tryggvasonar muß vollendet gewesen sein. 8) **Saga af Thórsteini Baearmagni** p. 175—198. **Vita Thorsteinis Domo-Majoris**[47]) p. 174—200 gehört der reinen Sage (Erdichtung) an. Hauptgegenstand sind die wunderbaren zauberhaften Trinkhörner, **Hvítingar**, welche der Riese (das zaubermächtige Wesen) König Geirraud in Geirraudargardir in **Jotunheimar** (den Riesenwelten) besitzt. Thorstein, der hier die Rolle des Gottes Thor spielt, bringt Geirraud'en mittels eines Zaubersteins, den Ersterer von einem Zwerg erhalten, um das Leben, und die Trinkhörner dem König Olaf Tryggvason. Da auch König Gudmund von Glasiswallir eine Rolle dabei spielt, so haben wir Einiges aus dieser Saga im Artikel **Odains-akur** in diesen Nachträgen mitgetheilt. Man muthmaßet, daß die **Saga af Thorsteini Baearmagni** vielleicht im 15. Jahrh. erdichtet sei[48]). Auch steht sie nicht im Flatey'schen Codex, aber doch auf Pergamenthandschriften[49]). 9) **Tháttr Thorsteins skelks p. 199—203. Particula de Thorsteino Trepidulo p. 197—200** handelt von einem Isländer dieses Namens, der bei König Olaf Tryggvason ist, und dem des Nachts ein **Púki**, der auch **Dólgrinn** (der Feind) genannt wird, also der Teufel erscheint, und erzählt, was Sigurdr Fafnisbani und Starkadr für Höllenstrafen dulden. Weder Thorstein Skelk noch sein Vater Thorkell, der Sohn des berühmten Asgeir Ädikoll, werden, so viel man weiß, anderwärts erwähnt. Doch kann die Abfassung dieses **Tháits** nicht später als in das 13. Jahrh. gesetzt werden. Die geschichtliche Wahrheit desselben sucht man durch die Annahme zu retten, es habe jemand, den der König dazu angestellt, auf diese Weise Thorstein'en Schrecken einflößen, und seine Geistesgegenwart auf die Probe stellen wollen[50]). 10) **Tháttr Orms Storólfssonar p. 204—228. Particula de Ormo Storolfi filio p. 201—242** (s. den Art. **Orms Saga Storolfssonar ok Asbiarna Pruda** in diesen Nachträgen. Mehr Tháttir, als die, welche in dem dritten Bande der großen Olaf's Saga gedruckt sind, finden sich im Flateyar Codex der Saga des Königs Olaf Tryggvason beigeschrieben, als der **Thattr um Hédhin og Högna, Norna-Gests Tháttr** und **Fundinn Noregr**. Sie sind, wie der **Fórmali** zum dritten Bande der Olaf's Saga Tryggvasonar in den **Fornmanna-Sögur** bemerkt, hinweggelassen, weil sie eigentlich nicht zur Geschichte Olaf's Tryggvason's gehören, und die Zuträgnisse, welche sie darstellen, viel älter als der Zeitraum sind, als die Geschichten des Königs Harald des Haarschönen und Olaf's Tryggvason's. Doch bemerkt der **Fórmali** selbst, daß auch einige von den hier abgedruckten Thätten von Vielen als von gleicher Natur scheinend angenommen werden würden. Gewiß sind einige ebenso rein saglicher Natur, als z. B. die **Nornagests-Saga**. Da aber die große Olaf's Saga Tryggvasonar ihren Helden auch in rein mythischer Beziehung vollständig darzustellen sucht, so hätte vorzüglich hier die **Nornagests-Saga** unter den Thätten nicht fehlen dürfen, da es charakteristisch ist, daß dieser Vernichter des Heidenthums den Nornagest veranlaßt, die verhängnißvolle Kerze zu verbrennen, und dadurch Nornagest's Tod herbeiführt. Der Verfasser der zweiten Recension der großen Olaf's Saga Tryggvasonar hatte daher mit richtigem Blick den **Nornagests-Tháttr** und andere **Thaettir**, wenn sie auch rein mythisch sind, beigegeben, weil Olaf Tryggvason auch in dieser Beziehung vollständig geschildert werden sollte. Der Flateyar Codex oder die **Flateyarbók** ist geschrieben ums J. 1395[51]). Aber an die zweite Recension der großen Olaf's Saga Tryggvasonar, welche dieser Codex enthält, ist die letzte Hand vor dem J. 1380 gelegt, in welchem Olaf, Hakon's Sohn, Dänemark und Norwegen in *ein* Reich vereinigte. Zu jenem Schlusse glaubt man sich durch den Epilog der Olaf's Saga Tryggvasonar berechtigt. Es heißt hier nämlich im **Tháttr Haldórs Snorrasonar**, Cap. 7: **Fyrir vald ok verdhleika thessa gudhs ástvinar, Olafs konúngs Tryggvasonar, eru saelir Noregsmenn**[52]), **ok eigi at eins their, heldr jafnvel their er hèr byggia Island ok öll thau lönd, er undir Noreg liggia etc.** Für (durch) die Gewalt und die Verdienste dieses Gottesliebfreundes, des Königs Olaf Tryggvason, sind selig (glücklich) Norwegens Menschen, und nicht allein *die*, vielmehr gleich gut die, welche hier bewohnen Island und alle die Lande, welche unter Norwegen liegen. Hieraus erhelle, schließt man[53]), daß diese Recension zu Ende gebracht worden sei, während Norwegen noch ein Reich für sich war, dem Island und die übrigen Lande unterworfen waren. Uns scheint dieser Schluß nicht sicher. Island und die übrigen Lande,

---

47) Vergl. Vol. I. p. XXII: Particula de Thorsteine, ob vires Baearmagn (domipotente) dicto. Baearmagn bedeutet wörtlich: des Landgutes, des Gehöfes, der Stadt Stärke, Kraft. 48) Mehr über den Inhalt und die Beurtheilung dieser Sage s. bei Müller, Sagabibliothek. 3. Th. S. 240—251. 49) Über die Handschriften dieser Saga und der Thaettir und der Saga skálda Harallds konúngs hárfagra s. den Fórmali zum 1. Bande der Fornmanna-Sögur S. 6—8 und die Praefatio in den Scr. hist. Island. Vol. I. p. XIX—XXIII. Die Abschriften hat genommen der damalige Cand. Theol. Thorgeir Gudmundsson, welcher auch das Register der in der großen Olaf's Saga Tryggvasonar vorkommenden Personennamen verfaßt hat, das im 3. Bande der Fornmanna-Sögur steht. Die Abschriften, welche zu Grunde gelegt worden sind, haben im Vereine mit Thorgeir Gudmundsson verglichen die damaligen Professoren R. Rask und C. C. Rafn. 50) s. die Praefatio zum 1. Bd. der Scr. hist. Island. p. XXII.

51) s. P. E. Müller, Sagabibliothek. 3. Th. S. 440. 52) In den frühern Zeiten war es nicht gewöhnlich, daß die Norweger Noregsmenn (Norwegens Männer) genannt wurden, sondern sie hießen Nordhmenn (Nordmannen), wovon die Heimskringla so reich an Beispielen ist, daß es ihrer Anführung nicht bedarf. 53) So die Praefatio zur Historia Olavii Tryggvii filii in den Scr. hist. Island. Vol. I. p. X.

welche früher zum Reiche Norwegens gehört hatten, konnten recht gut dann auch noch als Norwegen unterworfen betrachtet werden, als dieses schon mit Dänemark vereint war. Als der Flateyar Codex geschrieben ward, war die Vereinigung Norwegens und Dänemarks noch zu neu, als daß man sich in Island sollte schon daran gewöhnt haben, sich dieses Land als Dänemark unterworfen zu denken. Dänemark und Norwegen hatten zwar einen und denselben König, aber Norwegen glaubte nicht, daß es unter Dänemark liege, obgleich beide einen König hatten, sondern es betrachtete sich als ein besonderes Reich. Daher glauben wir, daß die eben betrachtete Stelle des Epilogs nicht verhindert anzunehmen, daß die Vollendung der zweiten Recension der Olaf's Saga und die Vollendung der Flateyarbók zusammenfallen, und daß die Zusammentragung der Flateyarbók eben diese Abfassung der zweiten Recension veranlaßt hat, oder mit andern Worten dem Flateyar Codex zu Gunsten geschehen ist. Vor Zusammentragung der Flateyarbók war wahrscheinlich nur erst die erste Recension vorhanden und die Thaettir fanden sich zerstreut. Zum Behufe der Flateyarbók wurden sie zusammengetragen. Außer den hinzugefügten Thätten stimmt die zweite oder die Recension der Flateyarbók zwar in vielen Stücken mit der ersten Recension überein, weicht aber auch in andern von ihr ab. Doch deswegen braucht man nicht eine besondere Recension anzunehmen, welche zwischen der in den Fornmanna-Sögur und der in der Flateyarbók liege. Der Veranstalter dieser Sammlung konnte recht gut sich zu jenen Abweichungen berechtigt glauben. Da der Verfasser der ersten Recension den Mönch Oddr nicht anführt, so schließt man, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Verfasser der ersten Recension die Oddische Arbeit nicht zu Händen gehabt hatte. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte außer den Thätten der Verfasser der zweiten Recension auch noch andere Schriften vor sich, welche der Verfasser der ersten nicht benutzt hatte; und so erklärt sich hinlänglich, warum sich der Sammler in der Flateyarbók nicht streng an die erste Recension hielt, sondern eine zweite zum Behufe seiner großen Sammlung für nöthig erachtete. Herausgegeben nach der Flateyarbók ist die **Saga thess Haloflega Herra, Olafs Tryggvasonar Noregs Kongs ɔ: Historia Olavi, Tryggvae filii, Scalholti. Vol. I. 1689. p. 238. Vol. II. 1699. p. 336 et 37 in 4.** Hier finden sich die Thaettir, welche die erste Recension nicht hat, theils in die Saga eingewebt, theils im Anhange, nämlich **T. I. c. 168—173. p. 201—210. Tháttr Thorleifs jarlaskálds. c. 175—177. p. 214—216. Fundinn Noregr**[54]**), T. II. c. 13. p. 20—36. Tháttr Thorsteins uxafóts, c. 17. p. 49—58: Saula Tháttr**[55]**); c. 32. p. 132—146. Nornagests Tháttr**[56]**), c. 54. p. 201—206. Tháttr Hrómundar halta; c. 56. p. 208—210. Tháttr Thorsteins skelks;** und im Anhange **Tháttur Orms Storolfs sunar**, s. d. Art. **Orms Saga** in diesen Nachträgen. Schon die erste Recension der großen Olaf's Saga zeigt ein Streben, Alles in sich aufzunehmen, was nur einigermaßen in Berührung mit der Geschichte und den Sagen von Olaf Tryggvason stand. Die zweite Recension läßt sich von diesem Streben noch weit mehr beherrschen. Außer den genannten Thätten (Theilen), welche sie mehr hat, ist sie noch in Einzelheiten reicher, und hat z. B. **T. II. p. 190** selbst ein ganzes Capitel (c. 49), welches in der Olaf's Saga Tryggvasonar der **Fornmanna-Sögur** sich nicht findet, nämlich die Erzählung, wie Olaf Tryggvason Frey's Rosse entweiht und dem Bildnisse desselben beide Hände abhaut. Die Erzählung gehört der reinen Saga, d. h. der Dichtung, an. Doch waren den Isländern in den alten Liedern und Sögor die Gebräuche und die Ansichten des Heidenthums treu überliefert worden, sodaß die spätern Dichtungen zwar immer zugleich das Gepräge der christlichen Ansichten, aber zugleich doch auch wahre Züge aus dem Geiste des Heidenthums enthalten[57]). Deshalb haben wir im **Art. Orakel, 3. Sect. 4. Thl. S. 359** etwas von dem Inhalte dieser Sage mitgetheilt. Während die zweite Recension der großen Olaf's Saga Tryggvasonar die oben genannten **Thaettir** und manches andere mehr hat, hat sie auch hie und da etwas hinweggelassen, so z. B. Harald's Grafeld's Heerfahrt nach Biarmaland und einige Verse, welche Stücke allerdings keinen Bezug auf die Geschichte Olaf's Tryggvason's haben.

4) **Betrachtung der Oddischen, der Snorri'schen und der großen Olaf's Saga Tryggvasonar in Beziehung auf die Geschichte des Jarls Hakon.** Was Snorri Sturleson Cap. 8—14 bei **F. Wachter, 2. Bd. S. 180—188** und nach ihm die große Olaf's Saga Tryggvasonar Cap. 48—53 in den **Fornmanna-Sögur T. I. p. 82—88** umständlich erzählen, deutet die Oddische Olaf's Saga Tryggvasonar Cap.

54) In größerm Umfange findet sich der Fundinn Noregr bei *Biörner*, Nordiska Kaempa Dater. S. über dieses Werk, welches der reinen Saga größtentheils anheimfällt, Müller, Sagabibliothek. 2. Th. 55) Bei *Biörner*, Saga af Sorla Sterka ɔ: Historia de Sorlo Rolusto. S. über sie Müller, Sagabibliothek. 2. Th. S. 618 fg. 56) Nornagests Saga bei Biörner, und bei v. d. Hagen, Altnordische Sagen und Lieder, welche zum Fabelkreise des Heldenbuchs und der Nibelungen gehören, S. 3—26, und übersetzt von demselben, Nordische Heldenromane, 5. Bdch. S. 115—171. Über diese Saga, welche rein mythisch ist, s. Müller, Sagabibliothek. 2. Th S. 103.

57) Vergl. Grimm, Teutsche Mythologie S. 377 fg., wo er die Sage mittheilt. Er bemerkt in Beziehung darauf, daß in den Fornmanna-Sögur dieses Capitel weggeblieben, „wenn auch neuerer Zusatz, hätte es als bedeutsame Überlieferung im Anhange Platz verdient." Überlieferung ist natürlich die ganze Erzählung nicht zu nennen, weshalb sich auch Grimm S. 378 bestimmter ausdrückt: „Die ganze Erzählung trägt späteres Gepräge an sich, ist aber doch aus der nordischen Tradition hervorgegangen und bestätigt uns, daß dem Freyr Pferde geheiligt wurden, die man in dem geweihten Umkreise seiner Tempel hielt." Diese und andere Einzelnheiten sind allerdings aus der nordischen Tradition hervorgegangen. Daß aber Olaf Tryggvason und seine Begleiter diese Pferde, um sie zu entweihen, geritten hätten, und wie Olaf Frey's Bildniß mit sich in die Volksversammlung geführt, dieses alles ist reine Sage oder Dichtung. Die Snorrische Olaf's Saga Tryggvasonar enthält nicht einmal eine Andeutung davon, so auch selbst noch die erste Recension der großen Olaf's Saga Tryggvasonar.

15. S. 257 nur an: Hakon war ein mächtiger und einsichtsvoller Mann, und mit seinen Räthen und Trugräthen gewann er zu kommen über Harالld Gunnhilldarson zu Hals in Limafiörd, und den andern, Gullharald, den er selbst[58]) legte zur Erde[59]) nach dem Willen des Dänenkönigs. Meistervoll ist, wie durch Hakon's Trugräthe dieses herbeigeführt wird, die Darstellung bei Snorri Sturleson, und der Verfasser der großen Olaf's Saga Tryggvasonar hat fast alles buchstäblich aus dem Werke Snorri's entlehnt. Zur Belegung dieser Partie hat Snorri aber nur zwei Strophen beigebracht, nämlich Cap. 13 (bei F. Wachter, 2. Bd. S. 186, 187) und nach ihm die große Olaf's Saga Tryggvasonar Cap. 53. S. 88, 89 zwei Strophen aus der Gráfelldardrápa des Glumr Geirason, welche sich darauf beziehen, wie Harallld Grafelld seiner Leibwache gebietet, die Schwerter zur Schlacht zu zücken, und wie der Held auf des Limafiörd's weitem Ufer zu Hals liegen mußte. Die geheimen Gespräche des Jarls Hakon mit Goldharalld und dem Dänenkönige Haralld, durch welche er die Ränke einleitet, welche den Fall Harallld's Grafelld's und Goldharallld's zu Folge haben, sind zwar wahrscheinlich der Sache nach, aber nicht den Worten nach als geschichtlich zu betrachten. Doch war die Darstellung von jenen Trugräthen wahrscheinlich schon früher in die Geschichtswerke der Isländer aufgenommen, erhielt aber ihre schönste Gestaltung von Snorri Sturleson, der vorzüglich ein Freund in umständlicher Darstellung solcher und ähnlicher mit Klugheit ausgeführter Unterhandlungen ist. So umständlich aber Snorri Sturleson in Darstellung der so erfolgreichen Trugräthe des Jarls Hakon ist, so gefiel doch dem Verfasser der Fagurskinna S. 75—86 eine noch ausführlichere Darstellung, obgleich er bei Darstellung des Lebens Olaf's Tryggvason's ziemlich kurz ist. Die Knytlinga Saga bemerkt Cap. 1. S. 179: König Harallld Gormsson[60]) berieth durch Trügereien auch den Lebenslaß (den Tod) des Königs Harallld Gunnhilldarson, des Königs Norwegens, wie geschrieben ist in dem Leben der Könige Norwegens (í aefi Noregs konúnga). Leicht ist hiermit Snorri Sturleson's Geschichtswerk vermeint. So auch, wenn die Jomswikingasaga Cap. 9 in der schwedischen Ausgabe anführt, daß Hakon's Trugräthe erzählt seien in der Konúngabók (der Könige Buch) ist unter dieser vielleicht Snorri Sturleson's Geschichtswerk gemeint. Die Jómsvikinga-Saga in den Fornmanna-Sögur 11. Bd. Cap. 6—7. S. 19—25 erzählt den Weg, den Jarl Hakon zu seinen Trugräthen einschlug, und auch die übrigen Umstände anders, als Snorri Sturleson, ein Beweis, wie wenig auch die geschichtlichen Sögor im Betreff der nähern Umstände, mit welchen die Ereignisse erzählt werden, als wirkliche Geschichte gelten können, und wie sehr sie hierin dem Geschichtswerke Herodot's gleichen. Was Snorri Sturleson Cap. 15 bei F. Wachter, 2. Bd. S. 188, 189 und nach ihm die große Olaf's Saga Tryggvasonar Cap. 54. S. 89, 90 von der Ländertheilung in Norwegen umständlich erzählen, drängte die Oddische Olaf's Saga Tryggvasonar Cap. 15. S. 257 zusammen: Und so wurden diese beiden Reiche zusammengelegt, Noregr und Dänemark. Und da erlangte Hakon das große Gold, das sein Blutsfreund gehabt hatte. Hierauf setzte König Harallldr Hakon (als) Verwaltungsmann (forrádsmann) und Jarl über Noreg, aber er sollte zahlen Schatzungen dem Dänenkönige in jedem Jahre. Und so fuhr es 13 Winter, daß die Nordmenn (Norweger) waren gehorsamschuldig (lydhskylldir) unter den Dänen. Daß Jarl Hakon das viele Gold Goldharallld's erlangt, hiervon bemerkt Snorri Sturleson, und nach ihm die große Olaf's Saga Tryggvasonar nicht, wol aber erzählt es die Jómvikingia-Saga in den Fornmanna-Sögur c. 7. p. 24 und zwar umständlich. Snorri Sturleson Cap. 16—18 bei F. Wachter S. 190—205 und nach ihm die große Olaf's Saga Tryggvasonar Cap. 55—96. S. 90—96 erzählen, wie Jarl Hakon Gunnhilld's Söhne aus dem Lande vertreibt. Da die Oddische Olaf's Saga Tryggvasonar Hakon's Lebensgeschichte nicht umständlich darstellen, sondern Andeutungen geben will, so bemerkt sie doch dieses auch nicht einmal, und setzt als bekannt voraus, Jarl Hakon habe sich gegen Gunnhilld's Söhne gehalten. In dieser Partie hat aus Einar Skalaglamm's Wellekla Snorri Sturleson Cap. 16 bei F. Wachter, 2. Bd. S. 190, 191 eine Halbstrophe, welche besingt, wie Hakon zur Wohlfahrt des Landes sich sieben Landschaften unterwirft, und Cap. 18. S. 199—205, vier Ganzstrophen, welche sich auf die Schlacht des Jarls Hakon und des Königs Ragnfrod's, des Sohnes Eirik's, in Sogn beziehen, so auch Cap. 17. S. 196 eine Ganzstrophe aus der Grafelldar-Drápa von Glum Geirason, in welcher dieser Skalde klagt, welches Glück ihm dadurch entgangen, daß Harallld gefallen. Jene Halbstrophe und alle diese Strophen hat auch die große Olaf's Saga Tryggvasonar Cap. 55. S. 91. Cap. 56. S. 94, 95. Von den zwei äußerst merkwürdigen Ganzstrophen und der Halbstrophe aus den Welleka aber, welche Snorri Sturleson Cap. 16 bei F. Wachter, 2. Bd. S. 191—195, hat, und die besingen, wie Hakon die Tempel und den Opferdienst hergestellt hat, und nun wieder die Fruchtbarkeit in das Land zurückgekehrt ist, und der Jarl ein weites Reich beherrscht, hat der Verfasser der großen[61]) Olaf's Saga Tryggvasonar grade die wichtigste hinweggelassen, nämlich die, welche besingt, wie die Erde wieder grünt, wie zuvor, seitdem die Krieger wieder zu den Opfern sich wenden, und Held Hakon die Heiligthümer der Götter bauen läßt (s. die Strophe erläutert bei F. Wachter, 2. Bd. S. 194). Diese Strophe des gleichzeitigen heidnischen Skalden ist äußerst wichtig. In den Sögor kommt häu-

58) Der Verfasser setzt nämlich als allgemein bekannt voraus, daß, wie Snorri Sturleson und nach ihm die große Olaf's Saga Tryggvasonar erzählen, König Harallld Grafelld zwar durch Hakon's Trugräthe fiel, aber nicht durch ihn selbst, sondern durch Goldharallld erschlagen ward. 59) Lagdhi vidh jördhu, aller Wahrscheinlichkeit nach Übersetzung von humi prostravit. 60) Dieser ließ sich nämlich durch den Jarl Hakon zur Theilnahme an jenen Ränken verleiten.

61) Die Oddische Olafs Saga Tryggvasonar hat diese ganze Partie nicht.

sig vor, daß wenn den Göttern nicht geopfert wird, Unfruchtbarkeit eintritt. Aber wer wüßte mit Sicherheit, daß dieses die heidnische Ansicht der Nordmannen gewesen, und sie ihnen nicht erst später untergelegt worden, wenn uns Snorri Sturleson nicht die gleichzeitigen Skaldenlieder der Heidenzeit erhalten hätte. Snorri Sturleson, obwol ein sehr frommer Christ, hielt es doch für seine Schuldigkeit, da er als Geschichtschreiber die Kunde der Vorzeit treu überliefern wollte, auch das anzuführen, was zu Gunsten des Heidenthums angeführt werden konnte. Unter Gunnhilld's Söhnen, welche die Opfer gestört hatten, war Norwegen schrecklich durch Hungersnoth heimgesucht worden. Als Hakon den Opferdienst hergestellt, kehrte die Fruchtbarkeit zurück. Snorri Sturleson hielt für seine Pflicht diese Thatsache durch die Strophe des gleichzeitigen Skalden auf die Nachwelt zu bringen. Natürlich glaubte er selbst nicht, daß die Fruchtbarkeit mit dem Opferdienste zusammenhinge, denn er bemerkt in der Saga von Grafelld Cap. 17 bei F. Wachter, 2. Bd. S. 154: Da, als Gunnhilld's Söhne herrschten über Noreg, machte sich großer Nahrungsmangel, und ward um so größer, je länger sie gewesen waren im Lande; aber die Bändor rechneten das den Königen zu ꝛc. Nun erzählt er weiter von der großen Unfruchtbarkeit, namentlich, wie einmal mitten im Sommer Schnee gelegen. Cap. 2. S. 120: Da brachen sie nieder Tempel, und verdarben die Opfer, und bekamen von dem große Unfreundschaft. Das war bald in ihren Tagen, daß der Gang der Fruchtfülle verdarb in ihrem Lande, indem viele Könige waren, und deren jeder (ein) Hird (Leibwache, Hofgesinde) um sich hatte ꝛc. So deutet Snorri Sturleson geschickt an, daß er nicht glaube, daß, wie er in der Ursage, welche er vor sich hatte, vorfand, der Mangel an nährenden Erzeugnissen mit Störung des Opferdienstes zusammenhinge. Daß jeder der Könige eine Hird um sich hatte, konnte zwar nicht bewirken, daß selbst im Sommer Schnee fiel. War aber das Land schon ausgezehrt von den großen Gefolgen der Könige, so mußte, wenn ungünstige Witterung das Wachsen des Korns hinderte, die Noth um so größer werden. Daher bemerkt Snorri auch Cap. 17 bei F. Wachter, 2. Bd. S. 154, wo er von der großen Hungersnoth in Norwegen handelt, die Bändor hätten das auch den Königen mit zugerechnet, daß sie geldgierig waren, und das Recht der Bauern hart machten. Nachdem Snorri Sturleson so hinlänglich angedeutet hatte, was eigentlich der Grund war, warum ungünstige Witterung um so nachtheiliger wirkte, je mehr das Land schon ausgesaugt war, so konnte er recht gut, um darzustellen, mit was für günstigen Augen die Norweger die Wiederherstellung des Opferdienstes angesehen, jene Strophen von Einar Skalaglamm folgen lassen. Aber der Verfasser der großen Olaf's Saga Tryggvasonar war ein kleinerer Geist, und fürchtete, man möchte jene zweite Strophe als ein Lob des Heidenthums deuten, und ließ sie hinweg, aber zum größten Nachtheile seiner Olaf's Saga Tryggvasonar. Olaf Tryggvason konnte nur durch Arglist, Grausamkeit und Gewalt das Heidenthum stürzen. Und was verblendete die Norweger so sehr gegen das Christenthum? Snorri Sturleson antwortet darauf im voraus, indem er erzählt und singen läßt, wie unter Eirik's Söhnen, welche den Opferdienst störten, Hungersnoth Norwegen auf das Schrecklichste heimgesucht, und wie mit Wiederherstellung der Opfer die Fruchtbarkeit des Landes zurückgekehrt. Die Bändor mußten in der Ansicht, daß nur Glück bei Beibehaltung des alten Glaubens sie dadurch bestärkt werden, weil sie sahen, daß sich die Fruchtbarkeit unter Hakon dem Guten, welcher die Opfer nicht stören durfte, erhalten hatte, und unter seinen Nachfolgern, den Eirik's Söhnen, den Störern der Opfer bald Mangel an nährenden Erzeugnissen eintrat. Die Bändor mußten daraus schließen, daß sie sehr wohl gethan, als sie Hakon zur Theilnahme an den Opfern zwangen, und um so mehr zu standhafter Beibehaltung des Opferdienstes geneigt gemacht werden. Daher ist bei Snorri Sturleson alles klar, warum Olaf Tryggvason nur durch Arglist, Grausamkeit und Gewaltthat zu seinem Ziele gelangen konnte. In der großen Olaf's Saga Tryggvasonar ist dieses verdunkelt, da sie nicht alles dahin Bezügliche aus Snorri Sturleson's Geschichtswerk aufgenommen hat. In der Oddischen Olaf's Saga Tryggvasonar ist in dieser Beziehung völlige Finsterniß, da der Mönch Oddr allerdings das nach ihm verfaßte Snorri'sche Geschichtswerk nicht benutzen konnte, aber doch wenn er den echten Geist eines Geschichtschreibers, wie Snorri Sturleson, gehabt, wenigstens einen Theil der Snorri'schen Quellen hätte verwenden können, wenn ihm nicht alle zu Gebote standen. Wir betrachten nun die Olaf's Saga Tryggvasonar weiter im Vergleiche mit den übrigen. Cap. 19—20 bei F. Wachter, S. 205—210 handelt er von Heirath des Jarls Hakon, wie sehr er nämlich Thora'n, die Tochter Skaki's Skoptason's, liebte, und seine und Thora's Tochter an Skaki Skoptason verheirathete, und diesem Skopti, der den Bezeichnungsnamen Zeitungen-Skopti hatte, gleich den Rang nach sich gab, dieses Hakon's Sohn, Eirik, verdroß, und er Skopti'n erschlug, nach Dänemark floh, und von ihm Jarlthum und damit Wingulmörk und Raumariki zur Verwaltung erhielt. Im Betreffe des Falls Skopti's durch Eirik hat Snorri Sturleson Cap. 20. S. 207—209 zwei Strophen aus der Bandadrapa von Eyolf Dadaskalld, und S. 210 eine andere von demselben im Betreffe des Aufenthalts Eirik's in Dänemark und in Beziehung auf das, wie er über Land gesetzt wird. Diese Partie nebst den Strophen hat die Oddische nicht, noch selbst auch die große Olaf's Saga Tryggvasonar. Vermuthlich, weil sie zu entfernt mit Olaf's Geschichte zusammen zu hängen schien. Doch ist sie wichtig, da sie uns zeigt, wie thatkräftig Eirik schon in seinem zehnten oder eilften Jahre war. Da Eirik es war, welcher Olaf's großes Schiff, die lange Schlange, eroberte, und Olaf's Fall herbeiführte, so sind bei Snorri Sturleson, welcher dann im 21. Cap. bei F. Wachter, S. 211—214 von Olaf's Jugendthaten in Rußland handelt, beide Helden, die einst mit einander so große Kämpfe führen sollten, sehr künstlerisch schon hier zusammengestellt, wo ihre Bahn noch weit aus einander zu liegen scheint. Aber der Verfasser der großen Olaf's Saga Tryggvasonar, der doch

aus Snorri Sturleson so viel entlehnt, übersah dieses, und gehörte also nicht mehr zu den künstlerisch geübten Männern, für welche Snorri Sturleson geschrieben hatte. Dieser gibt nämlich niemals an, warum er dieses oder jenes erzähle oder dieses oder jenes an diesem oder jenem Orte vortrage, sondern setzt immer geübte Hörer oder Leser voraus, welche seine künstlerischen Zwecke errathen. Nachdem Snorri Sturleson hierauf weiter von Olaf's Geschichte eine Partie hat, welche wir im fünften Abschnitte dieses Artikels betrachten werden, kommt eine auch für die teutsche Geschichte wichtige Partie, und in ihr treffen Kaiser Otto, der Dänenkönig Haralld Gormsson, der Jarl Hakon und Olaf Tryggvason zusammen. Zu ihr bahnt sich Snorri Sturleson den Weg durch das 13. Cap. bei F. Wachter, S. 216, in welchem er erzählt, warum Jarl Hakon keine Schatzung deshalb an den Dänenkönig zahlte, weil er sie zur Landesvertheidigung gegen Gunnhilld's Söhne verwendete. Hierdurch erinnert er aber zugleich wieder an die Abhängigkeit des Jarls vom Dänenkönige, und geht dann zum 24. Cap. S. 217 über, in welchem er darstellt, wie Kaiser Otto dem Dänenkönig Haralld entbieten läßt, daß er das Christenthum annehmen solle, oder er ihn in anderm Falle mit Heeresmacht angreifen werde. Der Dänenkönig rüstet sich zur Vertheidigung des Landes, und namentlich des Werks (nämlich des Danawieki) und läßt auch den Jarl Hakon mit Heeresmacht aus Norwegen zu sich kommen. So leitet Snorri Sturleson diese Partie ein. Die Oddische Olaf's Saga nimmt diesen Weg, und beginnt das 12. Cap. S. 245: In der Zeit, als machten ihren Bund der Gütergemeinschaft (fèlag sitt), Olaf Tryggvason und Jarl Sigurdr (nämlich von Nordhimbraland, Northumberland), da herrschte über Saxland und Peitulaud[62]) Kaiser Otta (Otto), er ward genannt Kaiser Otto der Rothe rc. Vorsichtiger ist Snorri Sturleson, er nennt den Kaiser nur im Allgemeinen Otta. Die große Olaf's Saga Tryggvasonar sagt dagegen Cap. 66: Kaiser Otto, welcher der junge (hinn úngi) ward genannt, band dessen Verheiß (that das Gelübde) rc. Unter Kaiser Otto dem Jungen versteht sie, wie aus Cap. 65. S. 119 unwiderleglich hervorgeht, den dritten, denn sie sagt: Nach Konrad richsete (rikti, regnavit; hat es also aus dem Lateinischen übersetzt, sowie auch daraus hervorgeht, daß sie bei der Berechnung ár [Jahre] nicht vetr, Winter und auch für die altnordische Form Otta, welche Snorri Sturleson und auch der Übersetzer des Oddischen Geschichtswerks hat, Otto braucht), Heinrekr 18 Jahre, dann Kaiser Otto der Große 38 Jahre, dann Otto der Rothe sein Sohn 9 Jahre, dann Otto der junge (hinn úngi), Sohn Otto des Rothen, 18 Jahre. Der Verfasser der großen Olaf's Saga Tryggvasonar schickt nämlich, weil er keine künstlerischen Zwecke verfolgt, sondern alles, was nur einigen Zusammenhang mit Olaf's Geschichte hat, in sein großes Geschichtswerk aufnimmt, eine Aufzählung der Könige und Kaiser voraus. Nachdem er nämlich im 59. Cap. S. 105 von Olaf's Siegen in Windland (Wendenland) gehandelt, beginnt er das 60. Cap.: So wird gesagt, daß Arnulfus hieß ein heiliger Mann, er war zuerst Jarl auf Saxland[63]) (d. h. Graf in Teutschland), aber hierauf Erzbischof in Mezborg (Metz); sein Sohn war Ungises, Herzog in Frakkland (Frankenland)[64]), er hatte Begam, Pippin's Tochter, rc. So wird die Genealogie der Karolinger fortgeführt. Aber auch der Verfasser der großen Olaf's Saga zeigt ungeachtet seines großen Abstandes von Snorri Sturleson doch Spuren von der Schule der schönen isländischen Darstellung. Nachdem er bis zu Karl dem Großen, den er Karlamagnús nennt, gelangt ist, geht er zu den Berührungen über, in welche Karl der Große mit dem Dänenkönige Godefridus gekommen, und was nun folgt, ist eine Geschichte der dänischen Könige und ihrer Berührungen mit den teutschen Königen und der Verheerungen der Dänen und Nordmannen am Rhein und der Ausbreitung des Christenthums im Norden durch Anscharius rc. Als Vorspiele der Partie, wie Kaiser Otto den Dänenkönig Gorm zur Taufe zwingt, ist die Vorausschickung dieser Geschichten zweckmäßig. Was so die große Olaf's Saga Tryggvasonar Cap. 60. S. 105—110 hat bis zu: Nachdem nahmen das Reich in Dänemark Gyrdhr und Knutr, stimmt buchstäblich mit dem Sögubrot überein, welches Langebeck (Scriptt. Rerum Danicarum T. II. p. 25 sq.) und die königliche Gesellschaft für nordische Alterthumskunde (in den Fornmanna-Sögur p. 407, 408) herausgegeben haben, und bildet das erste Capitel dieses Sögubrots. Daß diese Partie aus den fränkischen, lateinisch schreibenden, Geschichtschreibern genommen oder wenigstens geflossen ist, lehrt der Inhalt und viele Namen mit lateinischer Endung. Das genannte Sögubrot (Cap. 2. S. 408, 409) führt die Aufzählung der Kaiser und rücksichtlich Könige weiter fort, nämlich: **Hlodhver keisari Hlöddersson, sonarson Karlamagnus keisara** (also König Ludwig der Teutsche) rc. bis zu Otto dem Rothen, und knüpft daran, wie in dieser Zeit König Halldr Gormsson in Dänemark und Norwegen König, und von ihm Jarl Hakon von Hladhir das Reich in Norwegen hielt. Gleiches hat auch die große Olaf's Saga Tryggvasonar, aber erst Cap. 65. S. 119, 120, nur mit dem Unterschiede, daß er die Genealogie bis zu Kaiser Otto dem jungen fortführt. Dazwischen hat aber der Verfasser der großen Olaf's Saga Tryggvasonar die Geschichte der dänischen Könige von Sigurdhr Hringr, von Gormr, von Knutr, mit Einwebung der Geschichte der Söhne Ragnar Lodbrok's Cap. 62—64, und kommt dann erst Cap. 65 wieder auf die Aufzählung der Kaiser. Welcher Kaiser Otto es gewesen, welcher den König Haralld Gormsson

62) In der Anmerkung sagen die Herausgeber in Beziehung auf Peitulandi: Wahrscheinlich falsch geschrieben für Thyzkalandi oder auch Púlslandi. Letzteres, nämlich Apulien, ist weit wahrscheinlicher gemeint, da Saxland in den altnordischen Geschichtswerken Teutschland überhaupt bedeutet, s. F. Wachter 1. Bd. S. CLXXXI.

63) An Sachsen in eigentlicher Bedeutung ist nicht zu denken, sondern Saxland steht für Germania, s. die Stelle bei F. Wachter 1. Bd. S. CLXXXI. 64) Unter Frakkland versteht der Isländer Frankreich.

zur Taufe gezwungen, darin stimmen die isländischen Geschichtschreiber selbst nicht überein. Snorri Sturleson nennt ihn nicht, die Oddische Olaf's Saga Tryggvasonar, das genannte Sögubrot und auch das andere Sögubrot bei Langebeck (2. Th. S. 146—153) und in den Fornmanna-Sögur (p. 417—421) nennen ihn Otto den Rothen. Letzteres Sögubrot beginnt: Sua segir í Hamborgar istoria etc.; wie aus dem Folgenden erhellt, ist mit Hamburgs Historie das Geschichtswerk Adam's von Bremen gemeint. Dieser knüpft die Sage von dem Ottensund an Kaiser Otto I. Daher sagt das Sögubrot: Otta keisari hinn raudhi, er fyrstr var medh thví namni, Kaiser Otto der Rothe, welcher der erste war mit dem Namen. Das erste Sögubrot legt aber richtig mit den teutschen Schriftstellern Otto II. den Beinamen des Rothen bei, und versteht, wie aus seiner Genealogie hervorgeht, Otto II. darunter. Die große Olaf's Saga Tryggvasonar nennt aber den Kaiser Otto den jungen, und versteht, wie aus ihrer Genealogie erhellt, Otto III. darunter. Und welcher der drei Ottone zwang denn Haralld'en Gormsson zur Taufe? Weder der erste, noch der zweite, noch der dritte! (S. hierüber F. Wachter: Wurde Haralld, Gorm's Sohn, zur Taufe durch einen der Ottonen gezwungen? in dessen Forum der Kritik 2. Bds. 1. Abth. S. 63—68). Die isländischen Geschichtschreiber haben die verschiedenen Heerzüge der Teutschen an das Danavirki in ein großes Gemälde vereinigt und so auch einen berühmten Umstand, welcher mit der Ausbreitung des Christenthums in Dänemark verbunden war, in das Gemälde gebracht. Die Dänen waren schon von König Heinrich I. zum Christenthume bekehrt worden[65]) und unter Otto dem Großen wurde dieses befestigt, aber nicht durch ihn in eigener Person, sondern durch christliche Lehrer, namentlich durch Poppo, welcher mit dem Lehramte das Gaukelspiel mit dem glühenden Eisen geschickt zu verbinden wußte. Auch Poppo spielt in der Olaf's Saga Tryggvasonar dabei dieselbe Rolle, aber die große Olaf's Saga Tryggvasonar läßt unter Otto III. geschehen, was Poppo unter Otto dem Großen gethan hatte. Snorri Sturleson ist dabei vorsichtiger und nennt den Kaiser blos Otta, ohne anzugeben, welcher der drei Ottone zu verstehen sei. Unter Otto III. waren die Dänen zum Christenthume bekehrt, doch sagt die große Olaf's Saga Tryggvasonar (Cap. 66. S. 120): Kaiser Otto, der der junge ward genannt, band dessen Verheiß, daß er sollte die Dänen wenden zum rechten Glauben 2c. Auch die Oddische Olaf's Saga sagt Cap. 12. S. 246: Kaiser Otta band dessen Verheiß, daß er sollte gechristnet fangen (d. h. christnen können), bevor drei Winter wären verflossen. Snorri Sturleson gedenkt des Gelübdes nicht. Die große Olaf's Saga Tryggvasonar Cap. 67. S. 121 und die Oddische Olaf's Saga Cap. 12. S. 246 haben, wie der Kaiser den goldbeschlagenen Spieß in das Meer wirft; Snorri Sturleson hat dieses nicht, und weicht auch darin bedeutend ab, daß er nur von einer Heerfahrt Otto's erzählt. Kaiser Otto entbietet dem Dänenkönig, er solle Christ werden, oder er werde ihn angreifen. Nun Rüstung des Dänenkönigs, namentlich Sorge für Emporhaltung des Dänenwirkis und Berufung des Jarl Hakon's zum Beistande. Dann Schlacht am Danawirki, Abzug des Kaisers, und Zug desselben nach Sles zu seinem Schiffeheer, Übergang über den Meerbusen auf Jütland und dann Schlacht mit dem Dänenkönige und Sieg des Kaisers. Nach der Oddischen und der großen Olaf's Saga Tryggvasonar Gelübde des Kaisers, Berufung des Jarl Hakon durch den Dänenkönig, und Schlacht unglücklich für den Kaiser, Werfung des Spießes ins Meer, neues Gelübde und Rückkehr nach Teutschland, nun nach der Oddischen Olaf's Saga Machung des Danawirki's, nach der großen Olaf's Saga richtiger blos Erneuerung desselben. Nach jener rüstet sich Kaiser Otto nun drei Jahre, nach dieser zieht er ein großes Heer im Frühlinge darauf zusammen 2c. Die große Olaf's Saga entlehnt nun das, was sie folgen läßt, aus Snorri Sturleson, nur daß sie dazwischen einschiebt Cap. 68. S. 122, wie der Kaiser, als er hört, daß Jarl Hakon in Dänemark war, seine zwei Jarlar Urguthjotr und Brimisskjare mit Schiffen, beladen mit Männern und Waffen, nach Norwegen sendet, um das Land während Hakon's Abwesenheit zu christnen. Snorri Sturleson (Cap. 59, bei F. Wachter S. 294) erwähnt die Absendung der beiden Jarlar, um das Christenthum in Norwegen zu bieten. Aber nach ihm sendet sie nicht der Kaiser ab, sondern der König, welches, da Norwegen damals unter Dänemark stand, ganz in der Ordnung war. Jene Einschiebung der unwahrscheinlichen Absendung der beiden Jarlar Urguthjot und Brimisskiar durch Kaiser Otto, welche die Oddische Olaf's Saga Tryggvasonar (Cap. 12. S. 248) fast mit denselben Worten hat, ausgenommen, läßt die große Olaf's Saga Tryggvasonar Cap. 68—70 folgen, was Snorri Sturleson (Cap. 26, 27, bei F. Wachter S. 219—227) von des Kaisers Heerzuge, der Schlacht am Danawirki und seiner Wendung nach Sles (Schleswig) ihr geboten hatte. Da die Oddische Olaf's Saga den Kaiser zu seiner zweiten Heerfahrt sich drei Winter rüsten läßt, so hat sie nöthig den Jarl Hakon noch einmal aus Norwegen berufen zu lassen, und erzählt umständlich, wie der Jarl zwar zum Könige reiset, aber wegen seiner Hilfsleistung sich Bedingungen macht. Hiervon erzählen Snorri Sturleson und die große Olaf's Saga Tryggvasonar nichts, die Oddische Olaf's Saga hat, wovon Snorri Sturleson und die große Olaf's Saga auch nichts wissen, eine Schiffschlacht, in welcher König Haralld verliert, und dann eine umständliche Erzählung, wie Olaf sich mit dem Kaiser Otto unterredet, und dieser durch Olaf's Rath und Gelübde unterstützt das Danawirki verbrennt. Dasselbe, wiewol nicht mit den nämlichen Worten, schiebt auch die große Olaf's Saga Tryggvasonar Cap. 70. S. 125—128 ein. Sie hat also einmal die wirkliche Schlacht vor dem Danawirki nach Snorri Sturleson, für welche die Oddische Olaf's Saga eine Seeschlacht gibt und dann hat sie jene erdichtete Verbrennung des Danawirki durch Olaf's Rath und Gelübde, von welcher bei Snorri Sturleson nicht die

65) S. F. Wachter, Forum der Kritik. 2. Bds. 1. Abth. S. 64—66.

mindeste Andeutung zu finden ist. Die große Olaf's Saga Tryggvasonar nimmt alle jene Dinge auf, ohne sich daran zu kehren, wie unwahrscheinlich sie waren. Die Oddische Olaf's Saga fehlt darin gewaltig, daß sie das Einzige, was an dieser ganzen Partie geschichtlich ist, nicht hat, nämlich nicht die Schlacht vor dem Danawirki. Snorri Sturleson theilt nämlich Cap. 26, bei F. Wachter S. 219—226 und nach ihm die große Olaf's Saga Tryggvasonar Cap. 69. S. 122—124 vier Strophen aus der Wellekla des Einar Skalaglanen mit, und diese bezeugen, daß Jarl Hakon von Norwegen vom Dänenkönige Haralld zur Vertheidigung des Danawirki's abgesandt ward, und dieser den Angriff eines Anführers zurückschlug, welcher Friesen, Franken und Wenden in seinem Kriegsvolke hatte, die dann im Allgemeinen Sachsen (d. h. Teutsche überhaupt) genannt werden. Welcher von den teutschen Kaisern dieser Anführer war, geht aus dem Liede nicht hervor, und kann also nicht geschichtlich festgestellt werden. Ja! es erhellt nicht einmal aus dem Liede, daß ein Kaiser oder König im Heere war, wenn man dieses nicht hinein deuten will. (Über die verschiedenen Auslegungsarten s. F. Wachter 2. Bd. S. 224.) Nach der ungezwungensten Auslegungsart wird S. 224 blos ein Kriegsheld umschrieben. Doch da Franken und Friesen und Wenden und Sachsen erwähnt werden, so scheint unter dem Schlachtwidor allerdings eher der Kaiser verstanden werden zu müssen. Nach Dithmar von Merseburg [66]) zog Otto II. (nach dem Annalista Saxo im J. 975) zum zweiten Male gegen die Dänen, die sich empört hatten. Die Dänen aber hatten den zur Vertheidigung des Landes gemachten Graben und das Wieglesdor zuvor besetzt. Doch nach dem Rathe des Herzogs Bernhard und des Grafen Heinrich, des Großvaters Dithmar's von Merseburg, eroberte der Kaiser alle diese Befestigungen tapfer. Dieses könnte mit den Strophen Einar's immer so zu vereinigen sein, daß die Erstürmung mehre Kämpfe gekostet und in einem der erstern Kämpfe Jarl Hakon die Teutschen siegreich zurückgeschlagen haben. Konnten die Dänen auch das Danawirki in den folgenden Kämpfen nicht behaupten, so durfte doch der Skalde des Jarls diese eine Kriegsthat verherrlichen. Natürlich wohnte Olaf Tryggvason im J. 975 diesen Kämpfen nicht bei, aber daß er im Kriegsvolke des Kaisers gewesen, gehört auch, wie wir im fünften Abschnitte sehen werden, der reinen Sage an. Wohl aber war Jarl Hakon um das Jahr 975 in Dänemark. Snorri Sturleson erzählt (Cap. 27, bei F. Wachter 2. Bd. S. 227, 228 und nach ihm die große Olaf's Saga Tryggvasonar Cap. 70. S. 129), wie König Haralld und Jarl Hakon getauft werden. Daß der Kaiser Otto dabei gewesen, gehört der reinen Sage an. Die Oddische Olaf's Saga (Cap. 12. S. 251) ist darin, wie jenes eingeleitet wird, kürzer, aber umständlicher im Betreff des Bischofs Poppo. Daß den Jarl Hakon, — wie Snorri Sturleson und die große Olaf's Saga nach ihm, und die Oddische Olaf's Saga Tryggvasonar mit andern Worten und auch etwas andern Umständen erzählen, denn der Jarl wird nach ihr nicht erst von Marsey herbeigerufen, — der Dänenkönig Haralld zur Taufe gezwungen hat, ist, da Haralld ein eifriger Christ war, sehr wahrscheinlich. Nur gehört der reinen Sage an, wenn es die isländischen Geschichtschreiber mit in jenes große Gemälde aufnehmen und Hakon's Taufe in des Kaisers Gegenwart vor sich gehen lassen. Snorri Sturleson erzählt dann (Cap. 21, bei F. Wachter S. 226—253), wie Jarl Hakon seinen Glauben verwirft, opfert und auf Gautland heeret, und theilt dabei drei Strophen aus Einar's Wellekla mit, welche belegen, daß jenes Opfer und jener siegreiche Heereszug des Jarl durch Gautland geschichtlich ist. Die große Olaf's Saga Tryggvasonar entlehnt (Cap. 71. S. 131, 132) aus Snorri wörtlich, aber nur die beiden ersten Strophen, die letzte merkwürdigste (S. 232 bei F. Wachter) läßt sie, wie sich schließen läßt, was wir schon bei einer ähnlichen Gelegenheit sahen, aus keinem andern Grunde hinweg, als weil darin ausgesprochen ist dieses: weil Hakon dadurch die Stärke der Götter vermehrt, daß er ihnen opfert, dafür verleihen sie seiner Kraft Macht. Die Oddische Olaf's Saga weicht von Snorri Sturleson (Cap. 27. S. 228) und der diesem wörtlich folgenden großen Olaf's Saga (Cap. 70. S. 129) darin ab, daß nicht, wie Snorri erzählt, der König ihm Priester und Lehrer zur Bekehrung Norwegens in die Hände gibt, sondern der Kaiser. Im Betreff der Thaten des Jarl Hakon in Gautland wird die Oddische Saga Olaf's (Cap. 12. S. 252) ganz mährchenhaft, indem sie erzählt, wie der Jarl einen Tempel zerbricht und beraubt, in welchem 100 Götzen waren, und Jarl Ottar den Jarl Hakon auf einem Thinge rechtlos macht. Statt daß also nach Snorri Sturleson, welcher dem gleichzeitigen Skalden folgt, Hakon opfert, macht ihn die Oddische Olaf's Saga zu einem Tempelräuber. Doch hindert den Odd oder seinen Bearbeiter nicht, unmittelbar darauf zu erzählen, wie, nachdem die Jarlar Urguthiotr und Brimisskiar aus Norwegen entwichen sind, Jarl Hakon gebietet, daß die Wik das beibehaltene Christenthum nicht behalten soll, und der Jarl auch sich zum Heidenthume wendet, und gleichviel Tempel errichten läßt, als zerbrochen waren. Dieses und und wie die genannten Jarlar entweichen, schiebt auch die große Olaf's Saga Tryggvasonar in das ein, was sie aus Snorri Sturleson entlehnt hat, sodaß sie hier und anderwärts das bunteste Ansehen erhält. Doch mäßigt sie sich insoweit, daß sie z. B. hier nicht erzählt, wie Jarl Hakon in Gautland einen Tempel mit 100 Götzen zerbricht. Cap. 29 (bei F. Wachter S. 233) handelt Snorri Sturleson von der Heimfahrt des Kaisers. Daß Kaiser Otto bei Swein, Otto's Sohne, Pathenstelle in eigener Person vertreten, behandelt Snorri Sturleson und die große Olaf's Saga Tryggvasonar (Cap. 70. S. 130) nur als Sage [67]) und sehr richtig; denn was Adam von

66) Lib. III. ed. *Wagner*. p. 50.

67) Die Knytlinga Saga Cap. 2. S. 179, 180 behandelt es als Thatsache. Sie nennt den Kaiser Otto den Rothen, erzählt dessen Zug gegen die Dänen nur ganz kurz und stimmt den Sachen nach mit Snorri Sturleson überein, wodurch die Vermuthung

Bremen (Lib. II. c. 2. p. 16) erzählt, nämlich daß Otto der Große Haralld's Sohn, Swen, auf jenem Heerzuge in Jütland aus der Taufe gehoben, gehört, wie dieser Zug selbst, der Sage an. Geschichtlich aber ist wohl der Name Sven-Otto. Der Dänenkönig Haralld selbst nahm durch keine Heerfahrt des Kaisers Otto gezwungen das Christenthum an. (s. F. Wachter, Forum der Kritik. 2. Bd. 1. Abth. S. 66—68), deshalb konnte er, da er durch Otto's Abgesandte zur Annahme des Christenthums bewogen ward, seinem Sohne Swein sehr gut zur Ehre des Kaisers den Namen Otto so beigeben, daß er ihn Otto taufen ließ. Da so viele nur durch Gewalt zum Christenthume bekehrt werden konnten, so mußte später, als man vergessen hatte, daß Haralld schon bei seines Vaters Lebzeiten dem Christenthume geneigt gewesen war, die Sage entstehen, auch König Haralld Gormsson sei durch Otto's Waffen zur Annahme des Christenthums gezwungen worden, und sie entstand; aber erst Adam von Bremen hat diese Sage und wahrscheinlich, wie viele andere Nachrichten, aus seiner dänischen Quelle. Cap. 26, 27 (bei F. Wachter 2. Bd. S. 244—249) handelt Snorri von des König Gormsson's Heerfahrt nach Norwegen und wie er nach Island fahren will, um das Schmähgedicht zu rächen, und was ihn davon abhält. Die Oddische Olaf's Saga enthält hiervon gar nichts. Die große Olaf's Saga Tryggvasonar (Cap. 83. S. 152, 153) zieht das, was Snorri Sturleson hat, mehr zusammen, theilt auch die Strophe des Schmähgedichts nicht mit, und läßt auch ganz die schöne Erzählung hinweg, wie König Haralld einen Zaubermann in Gestaltumwandlungen nach Island sendet, um dort zu spähen, und wie ihn Isländer in Gestaltverwandlungen[68]) und die Landwättir (Schutzgeister des Landes) vom Lande abhalten. Der großen Olaf's Saga schien aller Wahrscheinlichkeit nach dieses zu heidnisch. Daher läßt sie die Absendung des Zaubermannes hinweg. Dieser bringt nach Snorri Sturleson dem Könige die Nachricht zurück: war da nichts ausgenommen Sande und große Wüsten, und große Brandung davor; aber Meer so großes zwischen den Ländern, daß (es) nicht fahrbar ist Langschiffen. Dieses benutzt der Verfasser der großen Olaf's Saga so und sagt: Die Rathgeber und Häuptlinge des Königs Haralld hielten ihn von der Islandsfahrt ab, sagten, wie (es) war, daß die Meeresstärke (hafsmegin) war so groß nach Island, daß keine Hoffnung darin war, daß die Zusammenflotte könnte haben so großes Heer, war den Dänen dort unkundig um die Häfen, aber das Volk auf dem Lande hart zu fangen (hardhfengt), und böse zur Behandlung (ilt vidhreignar). Gleiches hat auch die zweite Recension der großen Olaf's Saga (Cap. 136, 1. Th. S. 136). Vorher führt sie in Betreff des Grundes, warum der Dänenkönig den Isländern erzürnt gewesen, die Konúngabók Noregs (das Buch der Könige Norwegens) an. Dieses ist schwerlich ein anderes als die Heimskringla. Die zweite Recension wies auf dieses Geschichtswerk wieder hin, während es die erste stillschweigend benutzt und im Betreff des Grundes, warum Haralld die Fahrt aufgab, etwas abgeändert hatte, welche Veränderung, da sie den heidnischen Glauben verwischte, auch die zweite Recension beibehielt. Übereinstimmend mit Snorri Sturleson, aber nicht umständlich, sondern die Umstände blos andeutend, erzählt die Knytlinga Saga (Cap. 3. S. 181, 182) die Absendung des Zaubermannes nach Island und wie Haralld abgeschreckt wird. Da Snorri Sturleson im Übrigen ein so einsichtsvoller Geschichtschreiber ist, hat man, um die geschichtliche Wahrheit des von ihm Erzählten zu retten, dieses angenommen: Die Erzählung kann buchstäblich wahr sein, daß nämlich Haralld einen zauberkundigen Finnen befragte, der hat auf die gebräuchliche und gewohnte Weise der Finnen Orakelantwort geben wollen, indem er sich schlafen legte, und seine Seele reisen ließ. Als er von seiner Betäubung erwachte, erzählte er die abscheulichen Gesichte, die ihm vom Lande abschreckten. So P. E. Müller[69]). Doch sehr leicht konnte auch

---

bestätigt wird, daß Olafr Hwitaskald, der Brudersohn Snorri's, der Verfasser der Knytlinga Saga ist. Umständlich handelt von des Kaisers Heerfahrt die Jomswikingia Saga Cap. 8—12. S. 26—41 und stimmt den Sachen, wiewol nicht den Worten nach, mit der Oddischen Olaf's Saga und der großen Olaf's Saga im Betreff der Umstände überein, welche letztere nicht aus Snorri Sturleson entlehnt hat, z. B. im Betreff der beiden Gelübde des Kaisers, der beiden Heerfahrten, der Werfung des Spießes ins Meer, der Sendung der Jarlar Urguthiotr und Brimisskiar nach Norwegen, des Rathes Olaf's zur Eroberung des Danawirki durch ein Gelübde und sechstägiges Fasten 2c. Mit der Oddischen Olaf's Saga allein hat sie gemeinsam den Tempel von 100 Götzen in Gautland, welchen Jarl Hakon beraubt. Außerdem hat sie bei jenen Umständen, welche sie mit der großen und der Oddischen Olaf's Saga gemeinsam hat, noch etwas Eigenthümliches, so z. B. läßt sie Olaf'n, wo er jenes Gelübde und jenes Fasten vorschlägt, noch hinzusetzen: und dürfen wir nicht uns Rosse zur Speise schlachten (s. S. 33). Die große Olaf's Saga (Cap. 70. S. 126) legt dem Kaiser in den Mund: „Indem das die größte Christenthumsverderbung (kristnispell) ist, zu essen Rosse", als wenn nicht der Papst und der heilige Bonifacius den Teutschen längst verboten gehabt Pferdefleisch zu speisen, s. F. Wachter, Forum der Kritik. 1. Bds. 3. Abth. S. 26.

68) Snorri Sturleson sagt dieses nicht ausdrücklich, sondern erzählt: Als der Zaubermann kam vor Wapnafiörd, da hielt er hinein auf den Fiörd und gedachte auf das Land zu gehen; da fuhr herab aus den Thälern ein großer Drache und folgten ihm viele Würme, Frösche und Eidechsen und bließen Gift auf ihn. Als er hierauf hinein in den Eyiafiörd fährt, kommt ihm entgegen ein gewaltig großer Vogel, und viele andere Vögel mit ihm. Als er in den Breidafiörd sich hinein begibt, fährt ihm entgegen ein großer Stier, und viele Landwättir folgen ihm, und als der Zaubermann auf Wikarsknidi kommt, fährt ihm ein Bergriese entgegen und viele andere Riesen mit ihm (s. das umständliche Gemälde dieser vier Auftritte bei F. Wachter 2. Bd. S. 247, 248). Weiter unten sagt dann Snorri: „Damals war Brodd Helgi in Wapnafiörd, Eyolf Walgerdarson in Eyarfiörd, Thordr Gellir in Breidafiörd; Thoroddr Godi in Olfus". Hierdurch will Snorri Sturleson schwerlich blos die Zeit veranschaulichen, in welcher der Dänenkönig seine Heerfahrt nach Island thun wollte, und gibt nicht deshalb blos die wichtigsten Männer an, sondern will hierdurch aller Wahrscheinlichkeit nach andeuten, daß jene vier Männer Gestaltverwandlungen angenommen und in Verbindung der Landwättir dem Zaubermann, der Island auskundschaften wollte, entgegengetreten und zugleich andeuten, daß sie auch Harallden, wenn er landen will, in Gestaltumwandlungen ihm sich widersetzen werden.

69) P. E. Müller, Undersögelse om Snorro's Kilder og

die Sage in Island erfunden werden. Sie ward als Geschichte geglaubt, und Snorri Sturleson fand sie vor. Er ragt zwar über seine Zeit weit hervor, aber doch nicht so, daß er völlig über ihr stände. Man glaubte damals an die Macht der Zauberei und so auch Snorri Sturleson [70]). Da Island so entfernt war, fand Snorri Sturleson es ganz in der Ordnung, daß Haralld nicht einen gewöhnlichen Späher, sondern einen Zaubermann dahin schickte. Auch konnte er es, da er an Zauberei glaubte, nicht anders als in der Ordnung finden, daß Isländer, welche der Zauberei mächtig waren, jenem Zaubermanne entgegentraten und ihn nicht in das Land, sondern blos die Küsten sehen ließen, damit er die Nachricht an Haralld brächte, er habe nichts als Sandstriche und Wüsten gesehen. Daß aber Snorri Sturleson die Sage aufgenommen, zeigt, daß sie eine alte, zu seiner Zeit allgemein als Geschichte geglaubte Sage war. Daß die Oddische Olaf's Saga sie nicht hat, erklärt sich daraus, daß sie mit der Geschichte Olaf's nicht in der mindesten, wol aber mit der norwegischen Geschichte überhaupt in Verbindung steht, und so macht sich diese Episode bei Snorri, welcher in seiner Olaf's Saga Tryggvasonar sich nicht auf die Geschichte Olaf Tryggvason's beschränkt, ganz schön. Er hat von da einen natürlichen Übergang zur Erzählung des Falles Haralld Gormsson's durch seinen Sohn Swein, und von hier zu den Jomswikingen. Die zweite Recension der großen Olaf's Saga Tryggvasonar hat dagegen (Cap. 122. S. 136—138) etwas, was sich auch in der ersten Recension der großen Olaf's Saga Tryggvasonar nicht findet, nämlich die Erzählung von dem Ende Gunnhilld's. Wie sie Haralld Gormsson in einem Sumpfe ertränken läßt, erzählt auch die Jomswikinga-Saga in den **Fornmanna-Sögur c. 7. p. 25, 26.** So auch der Mönch Theodericus. Nach P. E. Müller konnte die Sage dem Snorri Sturleson kaum unbekannt sein. Er überging sie, weil sie ihm verdächtig schien, oder weil er keine schickliche Stelle fand, davon zu handeln [71]). Ersteres dürfte, wenn Snorri die Sage kennen konnte, wahrscheinlicher sein; denn Gunnhild spielt in der norwegischen Geschichte eine zu große Rolle, als daß er Gunnhild's Ende hätte verschweigen sollen, und ist ein zu geschickter Schriftsteller, als daß er der Königsmutter tragisches Ende nicht hätte an einer passenden Stelle anbringen können. Cap. 38—47 (bei F. Wachter 2. Bd. S. 249—271) hat Snorri Sturleson ein erhabenes Gemälde vom Falle Haralld Gormsson's, von dem Gelübde der Jomswikingar (s. d. Art.), vom Heergebot der Jarlar Eirik und Hakon, der Fahrt der Jomswikingar nach Norwegen, ihrer Heerung daselbst, ihrer großen Seeschlacht, der Gefangennehmung eines Theiles derselben und Erschlagung der Gefangenen bis auf Wagn Hakason und der Tödtung Gissur's von Walldres. Die große Olaf's Saga hat (Cap. 84—90. S. 155—184) wieder vieles buchstäblich aus Snorri entlehnt, hat aber einige Partien umständlicher, so (Cap. 85. S. 158—159) die Gefangennehmung des Dänenkönigs Swein Harallds son's durch den Jarl Sigwaldi und (Cap. 90. S. 171 fg.) die Beschreibung der großen Schlacht; auch hat sie mehr Liederstellen als Snorri. Dieser hat nämlich (Cap. 40, bei Wachter 2. Bd. S. 253—259 und Cap. 41. S. 257) drei Strophen von Thordr Kolbeinsson aus der Eirik's Drapa, welche sich auf des Jarls Rüstungen und Vorkehrungen beziehen, Cap. 31. S. 261—64 wieder eine Strophe aus Eirik's Drapa und eine Stelle aus Eywind's Haleygiatal und eine Ganz- und eine Halbstrophe von Tindr oder Finr [72]) Hallkelsson, welche Liederstellen alle von der großen Schlacht gegen die Jomswikingar handeln, und Cap. 47. S. 270 wieder eine Strophe von Tindr Hallkelsson, welche verewigt hat, daß 25 lange Skeidar (Kriegsschiffe) der Jomswikingar aller Mannschaft entblößt wurden. Alle Liederstellen, welche Snorri in diesem Gemälde mittheilt, hat bis auf die von Eywind Skalldaspillir auch die große Olaf's Saga Tryggvasonar aufgenommen. Außer diesen hat sie aber auch noch eine große Menge Strophen aus der **Jómvíkingia-drápa** des Bischofs Bjarni und einige aus der **Búa-drápa.** Und warum hat Snorri Sturleson von diesen nichts? Er nimmt mit kritischem Sinne zur Belegung nur die Strophen der gleichzeitigen Skalden. Bischof Bjarni lebte aber in der letzten Hälfte des 12. und zu Anfange des 13. Jahrh. Er starb im J. 1222. Thorkell Gislason, der Verfasser der **Búa-drápa,** scheint nicht viel älter. So wenig hatte also der Verfasser der großen Olaf's Saga aufgefaßt, warum Snorri Lieder und Liederstellen der Skalden eingewebt hat. Die Liederstelle des gleichzeitigen Eywind Skalldaspillir läßt der Verfasser der großen Olaf's Saga hinweg, und gibt dafür eine Fülle von Strophen aus der **Jómsvínga-drápa** des spätern Bjarni, welche so nur als bloße Zierrath erscheinen. Doch zeigt sich der Verfasser der großen Olaf's Saga Tryggvasonar hierin kritisch, daß er die Sage ausschließt, wie Erling seinen Sohn geopfert. Noch lobenswerther verfährt Snorri Sturleson. Da die Sage zu sehr im Gange war, mußte es ihm bedenklich erscheinen, ihrer gar nicht zu erwähnen. Gleichwol war er aber zu kritisch, um sie in den Gang der Ereignisse eingreifen zu lassen. Er erzählt daher (Cap. 44, bei F. Wachter 2. Bd. S. 265), wie das große Unwetter auf die Schlacht gewirkt, und bemerkt erst (Cap. 47. S. 271): Das ist Sagung (sögn) der Menschen, daß Jarl Hakon habe in der Schlacht geopfert zum Sieg Erglingen, seinen Sohn, und hierauf machte das Unwetter und dann wandte den Mannfall an die Hände der Jomswikingar. Da Snorri hier nicht braucht: **Sua segia menn,** so sa-

Trovärdighed. **Disquisitio de Snorrōnis fontibus et auctoritate** im 6. Bande der gr. Ausg. der Heimskringla. S. 279.

70) Daß er die Macht der Zauberei glaubt, lehrt seine ganze Darstellung Othin's (s. d. Art.). 71) Müller, in der auf voriger Spalte unter Note 69 angeführten Schrift. S. 277.

72) In der Heimskringla große Ausg. S. 237 u. 241 wird er das erste Mal Finr, das zweite Mal Tindr genannt. Die Peringskiold'sche Ausgabe nennt ihn beide Male S. 252 u. 258 Tindur, auch die große Olaf's Saga Tryggvasonar S. 173 u. 183 Tindr. So auch in der JómsvíkingaSaga in den **Fornmanna-Sögur** p. 137. Im Register der großen Ausgabe wird Tindr mit einem Fragezeichen bezeichnet und Müller in der Untersuchung über Snorri's Quellen und Glaubwürdigkeit S. 279 nennt ihn Finn.

gen die Menschen, sondern That er sögn manna, und dieses von mündlicher und schriftlicher Erzählung [73]) gebraucht wird, so läßt sich schließen, daß die Sage zu seiner Zeit im Munde und in Schrift angesehener Männer lebte, und wie sie sich auch wirklich bei Saxo Grammaticus und in der Oddischen Olaf's Saga findet, und von diesen als wirklich Geschehenes vorgetragen wird. Ja! Saxo Grammaticus (Lib. X) läßt den Jarl Hakon sogar zwei Söhne opfern: Duos siquidem praestantissimae indolis filios hostiarum more aris admotos, petiendae victoriae causa nefaria litatione mactavit, nec sanguinis sui interitu regnum emere dubitavit, patrisque nomine quam patria carere maluit. Sed quid hoc rege stultius, qui geminam clarissimorum pignorum stragem, incertis unius pugnae eventibus impendendo, fortunam belli parricidio petere et orbitatem suam muneris loco diis bellorum fautoribus erogare sustinuit. Ungeachtet so Saxo Grammaticus über die Thorheit des Jarls sich ereifert, statt zu untersuchen, ob er seine Söhne wirklich geopfert, erzählt er doch unmittelbar darauf als Thatsache, daß es durch jenes Opfer geschehen, daß ein Hagelwetter gekommen und die Dänen dadurch den Sieg verloren. Die Oddische Olaf's Saga, welche (Cap. 15. S. 258, 259) außerdem von der Heerfahrt der Jomswikingar nicht umständlich handelt, und von Snorri unter anderm auch darin abweicht, daß sie die Schlacht drei Tage dauern läßt, erzählt: Und da fuhr Hakon zum Lande (nämlich er ist schon in der Seeschlacht begriffen, fährt aber, da viele von den Seinen und wenige von den Jomswikingen fallen, ans Land) und hieß (rief) da an Thorgerden Holdabrud (oder Holgabrud) zum Sieg sich, und bevor als seine Bitte beiging, gab er ihr seinen eilf Winter alten Sohn. Und dann kam er zur Schlacht mit und machte sich da fürchterliche Schlacht bei Hagel 2c. Die Jómsvikingia-Saga in den Fornmanna-Sögur (c. 44. p. 134—136) malt auf das Umständlichste aus, wie Thorgerd Hördatröll kein anderes Opfer annehmen will, als Menschenopfer, und der Jarl ihr seinen siebenjährigen Sohn Erling gibt und das Hagelwetter erfolgt. Wie ganz anders als Saxo Grammaticus, die Oddische Olaf's Saga und die Jomswikinga-Saga verfährt Snorri Sturleson. Er liebt auch eine ergreifende Darstellung, und es macht sich sehr dichterisch, wie auf das Opfer das Hagelwetter folgt. Aber Snorri Sturleson gibt seine künstlerischen Zwecke auf, sobald sie sich mit der geschichtlichen Wahrheit nicht vertragen. Die Oddische Olaf's Saga verfolgt künstlerische Zwecke sehr wenig, trägt aber das Menschenopfer darum gern vor, damit der Apostat Hakon desto gehässiger erscheinen möge. Da die Jómsvikingar, die Jómsvikinga Saga und die Jómsvikinga Drápa eigene Artikel erheischen, so bemerken wir hier nicht, wie die Snorri'sche, die Oddische und die große Olaf's Saga sich im Betreff der Geschichte der Jómsvingar zu den beiden Jómsvikinga-Sögor (in der stockholmer Ausgabe von 1815 und in der Ausgabe in den Fornmanna-Sögur 11. Bd. 1828) und zu der Jómsvinga Drápa verhalten, sondern verweisen auf diese Artikel. Nur bemerken wir hier noch, daß die zweite Recension der großen Olaf's Saga (Cap. 70—79. 1. Th. S. 69—81 und Cap. 123—163. S. 138—196) eine weit umständlichere Jomswikinga-Saga hat, als die erste Recension und Strophen von Einar Skalaglam (1. Th. S. 179, 180, 187) und von Thorleif Skuma (S. 180); diese Strophen scheinen unecht zu sein. Die echten Liederstellen aber, welche Snorri Sturleson und mit ihm die erste Recension der großen Olaf's Saga Tryggvasonar hat, ermangeln ihrer. Die Jomswikinga-Saga ist in drei Recensionen auf uns gekommen. Die erste ist die in den Fornmanna-Sögur gedruckte, von welcher der andere Theil auch von Rask (Kopenhagen 1824) herausgegeben ist, die zweite ist die in der Flateyarbók, in der zweiten Recension der großen Olaf's Saga Tryggvasonar, stimmt aber am meisten mit der ersten Recension der Jomswikinga-Saga. Weit abweichender und am fabelreichsten ist die dritte Recension in der stockholmer Ausgabe. Die Vergleichung der Jomswikinga-Saga der zweiten Recension oder der großen Olaf's Saga Tryggvasonar mit dem, was Snorri Sturleson und die erste Recension der großen Olaf's Saga Tryggvasonar von der Geschichte der Jomswikingar hat, eignet sich also am besten in die Artikel Jómsvikingar und Jómsvíkinga-Saga, sowie auch die Angabe der Quellen, auf welche die Jomswikinga-Saga der zweiten und dritten Recension und die Fagurskinna sich beziehen [74]). Von der Weise der Gefangennehmung des Dänenkönigs Swein, durch den Jarl Sigwaldi von Jomsburg (s. d. Art.), welche Snorri nur kurz berührt, handelt die Oddische Olaf's Saga Tryggvasonar (Cap. 30. S. 284 fg.) umständlich. Snorri (Cap. 50, bei F. Wachter S. 276—278) und mit dessen Worten die große Olaf's Saga Tryggvasonar (Cap. 93. S. 186, 187) handeln von Hakon's Macht, wobei Snorri eine Ganzstrophe und der Verfasser der großen Olaf's Saga die letzte Halbstrophe derselben aus der Wellekla des Einar Skalaglam einweben, und davon, wie Hakon durch seine Ausschweifungen die Liebe der Bonden verliert. Ähnlich handelt davon auch die Oddische Olaf's Saga Tryggvasonar und sagt dann: ward da das Volk ihm wenig günstig, sodaß viele nannten Hakon den Bösen (hinn illi). Und so wird gesagt, daß ein isländischer Mann gemacht habe auf ihn langen und bösen Gesang (quaethi) und gesetzt mit vielen bösen und wenig gehörten (unerhörten) Stücken. Hiermit ist entweder das Nid eines Ungenannten gemeint, von welchem Snorri Sturleson (Cap. 66, bei F. Wachter 2. Bd. S 245, 246) eine Strophe anführt, oder Thorleif Jarlsnid's, von welchem wir oben im dritten Abschnitte gehandelt haben Von der Absendung Thorir Klaka's durch den Jarl Hakon, um Olaf'en durch Trugräthe zu verderben, handeln die Oddische (Cap. 16. S. 258, 259) und die große Olaf's Saga Tryggvasonar (Cap. 93. S. 187, 188) umständlicher als Snorri Stur-

73) Über Sögn s. F. Wachter 1. B. S. CVII—CIX.

74) Einstweilen s. hierüber P. E. Müller, Untersuchung über Snorri's Quellen im 6. Bande der gr. Ausg. der Heimskringla. S. 279, 280.

leson (Cap. 51. S. 278, 279) und abweichend von ihm. Auf die Art der Ausführung der Trugräthe kommen wir im fünften Abschnitte zurück. Wie Jarl Hakon die Empörung der Bändor veranlaßt, sich verbürgt und von seinem Sklaven umgebracht wird, dieses tragische Gemälde hat die große Olaf's Saga (Cap. 102. S. 209—219) größtentheils buchstäblich aus Snorri Sturleson (Cap. 53—59, bei F. Wachter 2. Bd. S. 282—288) entlehnt, und nur einige unerhebliche Zusätze, und beide die Strophe von Thorleifr Raudfelldarson über Hakon's große Macht, welche wir oben im dritten Abschnitte mitgetheilt haben. Etwas in den Einzelnheiten abweichend und nicht so umständlich stellt die Oddische Olaf's Saga (Cap. 18. S. 265, 270, 271) jene Katastrophe dar. Viele von den Einzelnheiten der Umstände, durch welche sie herbeigeführt ward, und mit denen sie begleitet war, gehört der reinen Sage an, wodurch auf der andern Seite das Gemälde um so tragischer geworden ist.

5) Vergleichung der drei Olaf's Sögor Tryggvasonar im Betreff der Geschichte Olaf's, wobei zugleich die nicht-nordmannischen Nachrichten in Betracht gezogen werden. Den Anfang der Erzählung, wie die schwangere Astrid nach ihres Mannes Tode flieht, Olaf'n gebiert, und von Gunnhild's Sendemännern verfolgt wird (bei Snorri Sturleson Cap. 1—4; bei F. Wachter, 2. Bd. S. 162—172) hat die große Olaf's Saga Tryggvasonar (Cap. 43—44. S. 66—69) buchstäblich aus Snorri entlehnt, aber dann S. 70 fängt sie an weit umständlicher, aber auch mährchenhafter zu werden, und nähert sich dem, was die Oddische Olaf's Saga Tryggvasonar doch mit andern Worten erzählt. Diese ist auch in andern Stücken abweichender von Snorri Sturleson und schweift sehr ins Mährchenhafte hinüber. Auch in dem, wie Astrid und Olaf in die Sklaverei nach Esthland gerathen, Olaf losgekauft wird und nach Rußland kommt, und wie er dort den Tod seines Pflegevaters rächt, was Snorri (Cap. 5—7, bei F. Wachter, S. 172—175) erzählt, leidet die Darstellung in der Oddischen Saga Olaf's weit mehr an Unwahrscheinlichkeiten. Die große Olaf's Saga Tryggvasonar (Cap. 46—47. S. 76—82) folgt dabei theilweise wörtlich dem Snorri Sturleson, webt aber dabei auch Mährchenhaftes ein, so die Weissagungen der Königin von Gardir (Rußland), und nähert sich dadurch der Oddischen Olaf's Saga Cap. 3. S. 223. Da Snorri Sturleson alles so würdevoll zu gestalten und alles dem Geiste jenes Jahrhunderts so gemäß zu halten weiß, so werden wenige Leser an der geschichtlichen Wahrheit jener Erzählung, wie sie sich bei Snorri Sturleson findet, zweifeln. Dennoch ist ihr Inhalt einem Romane ähnlicher, als einer wirklichen Geschichte, und wir tragen kein Bedenken, sie der reinen Sage beizuzählen, da sie zwar dichterische Wahrheit hinlänglich hat, aber, wenn wir sie als wirklich Geschehenes in Anspruch nehmen, an den größten Schwierigkeiten leidet. Der reinen Sage gehört auch an, was Snorri Sturleson (Cap. 21, bei F. Wachter, S. 211—214) von Olaf's Thaten, Aufenthalt und Fahrt aus Rußland erzählt. Die beiden Strophen von Hallarstein sind, wie wir im Artikel **Olafs Drápa Tryggvasonar** gesehen haben, erst von späterer Hand in Snorri's Geschichtswerk eingeschoben worden. Ja! die eine Strophe ist nur angeblich von Hallarstein, und nicht einmal von ihm. Auch die andere Strophe kann nichts beweisen, da sie von keinem gleichzeitigen Skalden ist. Snorri hat zwar (Cap. 22. S. 216) eine Halbstrophe von dem gleichzeitigen Hallfred. Aus ihr erhellt zwar, daß Olaf in Gardir (Rußland) war, aber sich dort schlug, und aus dem Zusammenhange geht hervor, daß er in Gardir als Seeräuber sich schlug. Olaf's friedlicher Aufenthalt in Rußland, als Pflegling der dasigen Königin, fällt also der reinen Sage anheim, ungeachtet der würdevollen Darstellung Snorri Sturleson's. Die Oddische Olaf's Saga ist auch in der letzten Partie von Olaf's Aufenthalt und Schicksalen mährchenhafter, läßt namentlich das Weissagevermögen der Königin (Cap. 5. S. 228) wieder eine Rolle spielen. Die große Olaf's Saga Tryggvasonar hält sich (Cap. 58. S 98—101) so ziemlich buchstäblich an Snorri Sturleson. Cap. 22 (bei F. Wachter, S 214—216) kommt Snorri und nach ihm die Olaf's Saga Tryggvasonar (Cap. 59. S. 101) auf ein geschichtliches Ereigniß, auf Olaf's Schlacht auf Bornholm, welche durch Hallfred's Strophe bestätigt wird. Sehr zu beklagen ist, daß die Hallfred'sche Olaf's Drapa Tryggvasonar nicht vollständig auf uns gekommen. Wahrscheinlich würden wir daraus ersehen, daß Olaf's Raubfahrten im Westen früher waren, als die in der Ostsee. Wie wir vermuthen, kam nämlich Olaf Tryggvason, nachdem er von Westen eine Raubfahrt nach Osten machte, nur raubend nach Rußland, und schlug sich, wie Hallfred es folgen läßt, erst auf Bornholm, dann in Rußland. Nach unserer Meinung floh Olaf's Mutter oder wahrscheinlicher er auch schon selbst nach dem Falle seines Vaters nach England; wenigstens sagt Adam von Bremen: **Olaph Thrucconis filius, a** *Norwegia* **expulsus, venit in Angliam.** Daß er nicht mit in den Fall seines Vaters verwickelt ward, kommt wahrscheinlich daher, weil er, was sehr gewöhnlich war, bei seinem Muttervater erzogen ward. Der reinen Sage gehört aller Wahrscheinlichkeit nach an die Heirath Olaf's und Geira's, und seine Thaten für sie in Wendland, welche die drei Sögor ziemlich übereinstimmend und nur in nicht erheblichen Einzelheiten von einander abweichend erzählen. Die Oddische Olaf's Saga (Cap. 7—8. S. 233—239) ist dabei am umständlichsten, und auch die große Olaf's Saga mehr als Snorri, wobei sie (Cap. 60. S. 105) eine Strophe von dem spätern Hallarstein anführt. Es muß auffallen, daß die drei wendischen Königstöchter sämmtlich altnordische Namen haben. Dieses könnte man nur durch die Annahme erklären, Burislav habe eine Dänin oder Schwedin zur Gemahlin gehabt. Geschichtlich ist jedoch, Olaf's Schlacht gegen die Wenden, da sie Hallfred (bei F. Wachter, 2. Bd. S. 218, 219) verewigt hat, sowie auch seine Heerung in Gothland und Schonen. Auch Snorri Sturleson Cap. 26. S. 219 erwähnt: Ihm (dem Kaiser Otto) folgte Burisleif mit großem Heere und im Kriegsvolke war bei ihm Olaf Tryggvason, sein Schwie-

gersohn; und Cap. 29. S. 233: König Burislaf fuhr da nach Windland (Wendenland) und mit ihm Olaf, sein Schwiegersohn. Eine That, welche Olaf bei dieser Heerfahrt gethan, erwähnt Snorri nicht. Daß Olaf ihr beigewohnt, will Snorri und nach ihm die große Olaf's Saga durch eine Halbstrophe von Hallfred (bei F. Wachter, 2. Bd. S. 233) belegen. Aus ihr erhellt aber nur, daß Olafr im Süden von Heidabá in Dänemark eine Schlacht schlug. Dieses hat er aller Wahrscheinlichkeit nach auf der Raubfahrt gethan, sowie auch die Oddische Olaf's Saga Tryggvasonar (Cap. 9. S. 239) erzählt, daß Olaf in Dänemark geraubt habe. Die große Olaf's Saga und die Oddische lassen Olafen eine große Rolle spielen und durch seinen Rath gelingt es dem Kaiser, das Danawirki zu verbrennen. Beide gerathen dabei ins Mährchenhafte. Snorri'n konnte die Sage nicht unbekannt sein; aber sein kritischer Sinn nahm sie nicht auf, und er würdigte sie so, daß er sie ganz mit Stillschweigen überging. Man müßte denn annehmen, zur Zeit des Mönches Odd's wäre die Sage noch nicht da gewesen, und erst später in dieses fabelreiche Geschichtswerk (Cap. 12. S. 249, 250) gekommen. Nach Snorri Sturleson ist, als Olaf der Heerfahrt des Kaisers beiwohnt, Tryggwi's Sohn noch nicht in England gewesen. Die Oddische Olaf's Saga läßt ihn schon dort gewesen sein. Die große Olaf's Saga thut das nicht, geräth aber mit sich in Widerspruch, und denkt sich Olaf schon (Cap. 70. S. 127) als Christ, denn er räth nach ihr dem Kaiser, daß das ganze Heer drei Tage fasten soll. Da die große Olaf's Saga sowol Snorri als auch dem Gunnlög folgt, welcher ein der Oddischen Arbeit verwandtes Werk schrieb, so kommt sie sehr ins Gedränge. Snorri schlägt den einfachsten Weg ein. Er läßt Olaf aus Rußland fahren, an den Küsten der Ostsee heeren, sich in Wendenland aufhalten, dem Kaiser gegen Dänemark beistehen, und nach Geira's Tode seine Raubfahrt nach Westen antreten, und zuerst in Frisland, in Saxland und Flæminga-Land und dann in England bis Nordimbraland, auf den Süðreyar in Man, in Kumraland (Kumbraland), in Irland, in Bretland (Wallis) und Walland (Frankreich) heeren und ihn in Syllingar taufen, wobei die Erzählung von dem weissagenden Einsiedler der reinen Sage anheimfällt (s. F. Wachter, 2. Bd. S. 238—240). Snorri konnte diese Erzählung nicht verwerfen, da er als frommer Christ glaubte, daß heilige Christen, vermöge der Kraft Gottes, weissagen könnten. Würdevoll und so wahrscheinlich als möglich gehalten, ist die Erzählung, aber dieses nicht Beweis für das Erzählte als wirklich Geschehenes, sondern für Snorri's Kunst, auch reinen Sagen den Anstrich und das Gepräge wirklich geschehener Ereignisse zu geben. Die Heerungen Olaf's sind geschichtlich, denn Snorri belegt sie durch Hallfred's Strophen (s. d. Art. **Olafs Drápa** in diesen Nachträgen). Die große Olaf's Saga weicht darin von Snorri ab, daß sie Olafen in Frisland, Saxland und Flæmingjaland heeren läßt, während noch Geira lebt, und Tryggwi's Sohn noch seinen Sitz in Wendland hat. Nach Geira's Tode segelt er zuerst nach Dänemark und gedenkt von da nach Gardir (Rußland) zu fahren. Als er in Dänemark auf Wind wartet, raubt er im Lande, wird angegriffen und rettet sich und die Seinen durch Gebete und Bezeichnung mit dem Kreuze. Natürlich hat Snorri von der ganzen Sache nicht einmal eine Andeutung, indem er Olafen vor seiner Taufe nicht den Christen spielen läßt. Dann läßt die große Olaf's Saga den Sohn Tryggwi's nach Rußland und von da nach Griechenland fahren, und ihn bewirken, daß Rußland christlich wird, und dann nach England segeln, in England und dann in Schottland heeren, wobei sie Strophen des spätern Hallarstein einwebt, und weiter heeren, wie es Snorri angibt, und hat dann Cap. 78 auch dessen Erzählung, wie Olafen auf den Syllingar (**Sorlingues**) geweissagt wird. Doch weicht dann die große Olaf's Saga wieder darin von Snorri ab, daß Olaf sich nicht vom Einsiedler selbst taufen läßt, sondern blos verheißt, daß er sich taufen lassen will, denn sie muß auch die Erzählung aufnehmen, wie Olaf von einem Abte getauft und geweissagt erhält, und damit Niemand in Ungewißheit sei, wann dieses geschehen, sagt sie, Olaf sei damals 35 Jahre alt gewesen, als er getauft ward, und weiter: Damals waren verflossen von der Fleischwerdung unsers Herren Jesu Christs 993 Jahre, das war im 10. Jahre des Reichs des Kaisers **Ottonis** des Jungen, und im 21. Jahre des Englen-Königs Adalrad's. Daß Olaf in England getauft worden, leidet wol keinen Zweifel. Auch sagt es Adam von Bremen. Aber die nähern Umstände fallen der reinen Sage anheim. Die Sage vom Einsiedler war unnöthig, wenn Olaf die Taufe und Weissagung vom Abte erhalten sollte. Aber wahrscheinlich schien es den Mönchen Odd und Gunnlög besser, wenn Olaf von einem Abte getauft würde. Ganz mährchenhaft ist vollends, daß Olaf einen Bischof aus Griechenland mit sich nach Rußland bringt, und den König Walldimar, die Königin Allogia und alles ihr Volk taufen läßt, und doch selbst die Taufe nicht in Griechenland, auch nicht in Rußland, sondern erst in England annimmt. Natürlich hat Snorri von Olaf's zweitem Aufenthalte in Rußland und seiner Reise nach Griechenland nicht einmal eine Andeutung, woraus zu schließen, daß dieses nicht allgemeine Sage, sondern ein bloßes, im Kloster erfundenes und im Kloster geglaubtes, Mährchen war. Aber eine Fahrt Olaf's nach Rußland möchten wir doch, da Olaf sich nach Hallfred in Rußland schlägt, so annehmen, daß Olaf's erster Aufenthalt in Rußland ganz hinwegfällt, und Tryggwi's Sohn mit Gardir nichts zu schaffen hat, als daß er dort heerte, indem er von England aus, wo er seine Jugend zubrachte, einmal eine Raubfahrt nach Osten machte. Die Oddische Olaf's Saga schlägt diesen Weg ein. Nachdem Olafr seine Kindheit in Gardir zugebracht, fährt er nach Windland (Wendenland), heirathet Geiran, und thut hier Kriegsthaten für sie. Nachdem er drei Jahre hier gewesen, stirbt Geira. Er will nach Rußland fahren, kommt nach Dänemark. Sie sagt: Gedachte er zu fahren in **Russiam**. Aber als er kam nach Dänemark, da gingen von den Schiffen rc. Von einem Verschlagenwerden ist nicht die Rede. Dachte sich

der Mönch Wendenland im Osten von Dänemark? Schwerlich, denn Oddr sagt ja selbst (Cap. 9. S. 235): Königin Geira herrschte (rikdhi) dort, wo (es) Germania heißt zur Westhälfte (til vestrhálfu). Wahrscheinlich ist dieses. Die Ursage erzählte, Olaf sei von England aus nach Rußland gefahren, und habe auf dem Wege in Dänemark geheert. Da man dann später Olaf's Vermählung mit Geira im Wendenlande erfand, ließ man Olaf'n von Wendenland aus nach Rußland fahren, behielt aber bei, wie er auf dem Wege dahin in Dänemark heeret. In Dänemark, erzählt die Oddische Olaf's Saga legendenartig weiter, wird Olaf und die Seinen angegriffen, und rettet sie und sich durch das Zeichen des Kreuzes, fährt dann nach Rußland, und von da nach Griechenland, verlangt von einem Bischofe die Taufe und wird dort primsignirt. Die Oddische ist enthaltsamer als die große Olaf's Saga, und nennt den Bischof nicht. Doch bewirkt auch nach ihr Olaf, daß die Königin in Rußland, der König und alle seine Mannen sich taufen lassen. Der Ruf eines berühmten Mannes auf den Syllingar veranlaßt, das Olaf aus Rußland dahin segelt. Die Oddische Olaf's Saga läßt die Umstände hinweg, wie Olaf in jene Gegend kommt, und alles wird mährchenhafter. Der Mann weiß vermöge seiner Weissagekraft (af sinni spekdh), daß Olaf dahin kommt, und geht mit allen Mönchen an den Strand. Es ist der Abt, und Olaf und seine Mannen werden getauft. Die Oddische Olaf's Saga begnügt sich also mit dem Abte, Snorri mit dem Einsiedler, aber die große Olaf's Saga bedient sich beider. Nach der Oddischen Olaf's Saga schließt Olafr mit dem Jarle Sigurd von Nordimbraland Gütergemeinschaft (fèlag, Geldgesellschaft). Der Kaiser Otto der Rothe auf seiner zweiten Heerfahrt gegen die Dänen, trifft bei Slesmunni (Mündung der Sles) auf Heermänner (Männer, die auf Verheerung sind). Es ist dieses Olaf, der sich Ali nennt. Durch seinen Rath wird das Danawirki verbrannt. Als er vom Kaiser wieder geschieden, fährt er auf die Breten (Walliser), Iren und Skoten, und heert auf die heidnischen Völker, aber läßt die Christenmenschen fahren im Frieden. Snorri sagt (Cap. 31. 2. Bd. S. 210): Daß Olaf in England mit Frieden gefahren, indem England war christen. Nun erzählt die Oddische Olaf's Saga, wie Olaf in Irland, wo er Heerfang genommen, von einem Bauer den klugen Hund Wig erhält, und dann Olaf's Verheirathung mit Gyda und seinen Kampf mit Alpin. Nach Snorri (Cap. 31—35, bei F. Wachter, S. 240—244) und nach der ihm folgenden großen Olaf's Saga (Cap. 80. S. 148—150. Cap. 82. S. 151, 152) folgen sich die Heirath mit Gyda, der Kampf mit Alpin und die Erlangung des Hundes Wig. Zwischen letzterer und dem Kampfe mit Alpin schiebt die große Olaf's Saga die Erzählung [75]) vom Zweikampfe Thangbrad's wegen eines von ihm nach Teutschland gebrachten irischen Mädchens ein. Snorri Sturleson und die Oddische Olaf's Saga haben von dieser rein sagenhaften Erzählung nichts. Der reinen Sage fällt aber auch wenigstens den Umständen nach, mit denen sie erzählt wird, die Erzählung anheim, wie Gyda Olafen zum Manne sich kieset und dieser sich mit dem verschmähten Freier Alpin schlagen muß. Auch selbst bei Snorri in seiner einfach kräftigen, das Gepräge scheinbarer geschichtlicher Wahrheit tragenden Darstellung läßt sich die reine Sage nicht verkennen. Wenn, wie man nicht unwahrscheinlich vermuthet [76]), Olaf Tryggvason eins mit dem Anlaf ist, welcher nach den englischen Schriftstellern erst dem Dänenkönige Swein beigestanden, und dann zum Könige Edelred übergegangen, so ist die Kenntniß von dem, was Olaf in England gethan, sehr unvollkommen. Wie Thorir Klaka Olafen durch Trugräthe nach Norwegen bringt, fällt auch in der Erzählung bei Snorri (Cap. 51—52, bei F. Wachter, 2. Bd. S. 279, 280) der reinen Sage anheim. Das, wie Thorir Olafen in Dublin kennen lernt, und wie er ihn bewegt nach Norwegen zu fahren, hat die große Olaf's Sage Tryggvasonar (Cap. 94. S. 190) aus Snorri entlehnt, fand aber die Sache vermuthlich zu unwahrscheinlich, wenigstens läßt sie, um es wahrscheinlicher zu machen, Jostein und Karlshöfud, Blutsfreunde von Olaf's Mutter, auftreten. In der That aber macht sie es dadurch noch unmöglicher. Thorir will Olafen nach Norwegen ins Verderben locken. Hierbei hätten ihm Olaf's Blutsfreunde mehr hinderlich als förderlich sein müssen. Wie Snorri es darstellt, ist es noch unwahrscheinlich genug. Olaf brauchte gar nicht nach Norwegen gelockt zu werden, und es liegt in der Natur der Sache, daß er sich selbst nach dem königlichen Hochsitze in Norwegen sehnte. Er hatte daher aller Wahrscheinlichkeit nach von selbst darnach geforscht, wie es in Norwegen stände, und unternahm, als er hörte, daß Hakon sich durch seine Ausschweifungen verhaßt gemacht hatte, eine Heerfahrt dahin. Aber die Sage liebt tragische Momente. Nur ein kleiner Theil von Olaf's Geschichte war in geschichtlichen Liedern aufbewahrt. Die Sage hatte freien Spielraum, und sie dichtete daher, wie Hakon, indem er Olafen durch Trugräthe verderben will, sich selbst die Grube seines Todes gräbt. Die Sage ließ um so lieber Hakon sich durch seine eigenen Trugräthe ins Verderben stürzen, weil er durch Trugräthe den König Harallld Grafelld und den Goldharalld vernichtet hatte. Die Sage liebt solche Gerechtigkeit. Snorri fand die Saga allgemein als Geschichte geglaubt, und glaubte sie auch selbst, weil er wußte, wie leicht sich Jemand, welchem das Schicksal den Untergang bestimmt, in seiner eigenen Schlinge fängt. Auch fand er in anderer Beziehung Hakon's Unglück natürlich. Er sagt (Cap. 56, bei F. Wachter, 2. Bd. S. 209): Das trägt am meisten dazu bei, daß so ward, daß da war die Zeit gekommen, daß verdammt werden sollte die Opferschaft und die Opfermänner, aber an die Statt kommen der heilige Glaube und rechte Sitten. Die Sage hatte diesen Beweggrund nicht gehabt. Sie hatte, weil die Nemesis walten sollte, den Hakon, der durch seine Arglist so viel Unheil geschafft,

---

75) Es kommt darin vor: Medh Alberto biskupi, woraus sich schließen läßt, daß die Sage aus Gunnlög entnommen ist.

76) Siehe Schöning, Hist. Nor. 3. Th. S. 300, 301.

durch seine eigenen Ränke endlich ins Verderben stürzen lassen. Snorri Sturleson als Geschichtschreiber mußte fühlen, wie sehr unwahrscheinlich die Weise war, durch welche die Sage Hakon's Sturz herbeigeführt hatte. Er nahm daher an, Hakon sei durch das Schicksal zu diesem Ende bestimmt und deshalb verblendet gewesen. Er sagt das nicht ausdrücklich, weil er so wenig als möglich Betrachtungen einwebt. Er sagt daher um Hakon's Fall zu erklären: Hakon mußte fallen, weil das Christenthum siegen sollte. Aber freilich auch bei dieser Annahme bleibt unerklärt, warum er grade auf diese unwahrscheinliche Weise untergehen mußte. Besser antwortet hierauf die Sage selbst. Es ist gerecht, daß der Arglistige sich endlich in seinen eigenen Schlingen fange. Doch gibt Snorri selbst einen deutlichen Wink, wie das Meiste in Olaf's Geschichte unsicher sei, indem er sagt (Cap. 90): Von Hallfred's Gesängen nehmen wir die meiste Wissenschaft und Wahrheit, die, die gesagt wird von König Olaf Tryggvason [77]). Nun belegt aber Snorri mit Hallfred's Strophen blos Olaf's Raubfahrten, Schenkung eines Schwertes an Hallfred, und die Hergänge in der Schlacht von Swöldr, und das Gerücht von Olaf's Entkommen, und die Wahrheit seines Todes. Snorri Sturleson deutet also hier selbst an, daß das Meiste, was er von Olaf's Geschichte erzähle, unsicher sei. Seine Kritik beschränkte sich also dahin, daß er die unwahrscheinlichen Sagen, wenn sie allgemein gültig waren, zwar aufnahm, aber ohne ihre geschichtliche Wahrheit zu verbürgen, die ganz unglaublichen Dinge aber, welche man später ersonnen, und die sich in der Oddischen Olaf's Saga, und wie sich aus der großen Olaf's Saga schließen läßt, auch in der Gunnlög'schen Arbeit reichlich fanden, ausschied. Nach der Oddischen Olaf's Saga ist Olaf plötzlich wieder in Rußland (also zum dritten Male). Thorir Klaka findet ihn nicht in England, sondern in Rußland. Eine große Rolle spielen bei dieser Erzählung die beiden Mutterbrüder Olaf's, Karlshöfud und Jostein, und auf eine Weise, daß Jarl Hakon der einfältigste Mensch der Welt hätte gewesen sein müssen, wenn er die Sache so eingeleitet, wie die Oddische Olaf's Saga sie erzählt. Sie ist in dieser ganzen Partie völlig abweichend von Snorri Sturleson. Vergleiche diesen (Cap. 51—52, bei F. Wachter, 2. Bd. S. 278—280) und die Oddische Olaf's Saga (Cap. 16. S. 261—263). Bei Gelegenheit, wo Snorri Sturleson (Cap. 57. S. 290—292) erzählt, wie Olaf Tryggvason zum Könige angenommen wird und Jarl Eirik nach Schweden entweicht, theilt Snorri Sturleson zwei Strophen [78]) von Thordr Kolbeinsson mit, aus welchen dieses hervorgeht. Hakon kam durch die Arglist der Leute um, und Olaf von Westen [79]) und Jarl Eirik ging nach Schweden. Den merkwürdigsten Contrast zwischen der Oddischen und der Snorri'schen Olaf's Saga bildet die Partie, wo Snorri (Cap. 57—76, bei F. Wachter, S. 290—318) von der Ausbreitung des Christenthums handelt, wie er eine Landschaft nach der andern durch List und Gewalt zwingt, sich taufen zu lassen. Man sollte glauben der Mönch Oddr werde hierbei, da er Olafen vorzüglich als Verbreiter des Christenthums behandelt, ebenso umständlich sein. Aber man findet von dem Meisten und Wichtigsten, was Snorri erzählt, in der Oddischen Olaf's Saga nicht einmal eine Andeutung. Ein Beweis, daß Oddr kein redlicher Geschichtschreiber war. Olaf erscheint als ein grausamer, arglistiger Mensch. Deshalb konnte der Mönch, der aus Olafen einen Heiligen machen will, jene Erzählungen nicht brauchen. Der Verfasser der großen Olaf's Saga hat zwar auch das Oddische Streben, hat aber doch aus Snorri Sturleson vieles buchstäblich aufgenommen, und dazwischen die Stücke aus der Gunnlög'schen Arbeit eingewebt, wodurch das große Geschichtswerk ein sehr buntes Ansehen erhält. Der Raum erlaubt nicht, die einzelnen Erzählungen bei Snorri einer Kritik zu unterwerfen. Nur bemerken wir, daß auch hier vieles als Kinder der reinen Sage sich kund gibt. Man lese z. B. den schönen Auftritt auf dem Thing in Rogaland (Cap. 61, bei F. Wachter, S. 298, 299). Als Sage betrachtet herrlich, als Geschichte unglaublich! Snorri, der an Wunder glaubt, konnte an der Sage keinen Anstoß nehmen. Strophen hat dabei Snorri nicht. Nur später, als er die Reisen darstellt, welche zu Gunsten der Ausbreitung des Christenthums gemacht wurden, führt er Cap. 105 das Stef aus der **Hafgerdinga - Drápa** eines sudreyischen (hebridischen) Mannes an. Da es Snorri'n so an Liederstellen fehlte, auf welche er seine Kritik stützen konnte, so war er blos auf seinen eigenen Geist verwiesen. Er sagt Cap. 87: Olaf christnete den ganzen Fiörd; führt hierauf seinen Weg südwärts mit Lande, und ward auf der Fahrt vieles zu Zeitungen, das, was gebracht ist in Erzählung (**í frásögn er faert**), daß **Tröll** [80]) (zaubermächtige Wesen) und **Illar Vaettir** (böse Wesen, Geister), sich versuchten an seinen Mannen, und manchmal an ihm selbst. Aber wir wollen das vielmehr schreiben um die Zuträgnisse, mit denen König Olaf christnete Noreg (Norwegen), oder die andern Lande, an die er mit dem Christenthume kam. Doch hat andere Versuchungen [81]) Snorri nicht

77) S. die Stelle in der Urschrift im Art. Olafs Drápa. No. I. Not. 21. S. 285 in d. Nachträgen. 78) Die große Olaf's Saga Tryggvasonar hat sie Cap. 106. S. 224. Cap. 109. S. 282, 283. Die eine Strophe hat auch Snorri Sturleson Cap. 96 wieder und führt auch hier, sowie Cap. 97 im Ganzen fünf Strophen aus der Banda Drápa des Eyolf Dadaskald im Betreff der Geschichte des Jarl Eirik an. 79) Also kam er erweislich nicht aus Rußland, wie die Oddische Olaf's Saga erzählt. Der Mönch Oddr hatte also nicht die guten Hilfsmittel, wie Snorri, oder wollte, was seinen Mährchen entgegen war, nicht benutzen; Cap. 24. S. 278 sagt die Oddische Olaf's Saga mit sich im Widerspruche: Und als König Olaf kam von Westen ꝛc., und hat also vergessen, daß er ihn aus Rußland kommen läßt.

80) Nach Cod. C. und D. óhreinir andar, unreine Geister, zugleich ein Beispiel, wie man später gern christliche Ausdrücke und Ansichten an die Stelle der heidnischen setzte. 81) Die Oddische Olaf's Saga hat Cap. 55. S. 328, 329, wie Thor Olafen erscheint, und Cap. 56. S. 330—332 ein Trölla tháttr, Theil von den Tröll. Doch damit Olaf eine Stütze hat, läßt sie ihm Cap. 24. S. 278 den heiligen Martin erscheinen und sich erbitten, daß die Minni (Erinnerungen), welche früher den Othin und den Asen getrunken worden sind, nun ihm sollen zu Theil werden.

ganz übergangen. So erzählt er (Cap. 71, bei F. Wachter, 2. Bd. S. 310, 311) von den Trügereien Othin's. Wahrscheinlich war die Sage zu berühmt, als daß Snorri hätte wagen können, sie hinwegzulassen. Auch von den merkwürdigen Reisen, zu Gunsten der Ausbreitung des Christenthums bei Snorri hat die große Olaf's Saga Tryggvasonar das Meiste buchstäblich aus dem Geschichtswerke des Sohnes Sturla's aufgenommen, und hat dabei auch viel aus Gunnlög. Auch die Oddische Olaf's Saga hat Einiges davon. Aber das Wichtigste nicht, nämlich die Reise nach Grönland, welche die Veranlassung zur Entdeckung Amerika's wurde. In der zweiten Recension der großen Olaf's Saga ist äußerst wichtig der **Thättr Eiriks Rauda** wegen der darin enthaltenen Nachrichten von Grönland und Winland (Weinland in Nordamerika). Snorri Sturleson in der Olaf's Saga Tryggvasonar (Cap. 103. S. 303) erzählt auch die Auffindung Winlands. Aber die nachfolgenden Capitel über denselben Gegenstand sind erst später aus der großen Olaf's Saga Tryggvasonar der zweiten Recension, aus der Saga von Eirik Raudi und Thorfinn Karlsefne im Flateyar Codex in die Heimskringla gekommen, sodaß diese in ihrer jetzigen Gestalt ziemlich vollständig über diesen wichtigen Gegenstand handelt (vergl. F. Wachter, 1. Bd. S. CLXVII). Weit kürzer handelt darüber die Olaf's Saga Tryggvasonar in den **Fornmanna-Sögur** (2. Bd. Cap. 220—221. S. 213—216. Cap. 231. S. 245, 246). Was jetzt auch in der großen Ausgabe der Heimskringla Cap. 104—113 von den Reisen der Isländer nach Winland (Weinland) steht, ist deshalb aufgenommen, weil es in die Peringskiold'sche Ausgabe eingewebt war, und in diese war es wörtlich aus der großen Olaf's Saga Tryggvasonar der zweiten Recension skaltholter Ausgabe (Cap. 61. 2. Thl. S. 223—227) eingeflochten worden. Sowol die erste Recension (S. 214), als auch die zweite Recension führen dabei die *Eiriks* Saga Rauda (s. d. Art.) an. Olaf's Versuch, das Christenthum in Island einzuführen, berührt Snorri (Cap. 80. S. 91) nur kurz, wie es im Verhältnisse zur norwegischen Geschichte gemäß war. Ein schönes Gemälde geben bei Snorri Olaf's Heerfahrt nach Wendenland und die Beschreibung der Umstände, welche diese Fahrt und seinen Fall herbeiführten. Sehr viel Mühe gibt sich die Oddische Olaf's Saga Tryggvasonar, sowie auch die große Olaf's Saga die Schlacht von Swölldr auf das Umständlichste zu beschreiben. Snorri Sturleson ist weniger umständlich, aber umständlich genug, sodaß man bei ihm ein lebhafteres Bild von jener berühmten Schlacht erhält, als in den beiden andern Olaf's Sögor. Snorri und die Oddische Olaf's Saga belegen dabei mit Hallfred's und Halldor's Strophen, und die große Olaf's Saga webt überdies noch Strophen des spätern Hallarstein ein (s. d. Art. **Olafs Drápa** in diesen Nachträgen). Daß Olaf nicht entkommen, wie Snorri aus Hallfred beweiset, geht auch aus Adam von Bremen hervor, denn er sagt **Lib. II. c.** 29: **Olaph namque Rex, qui forte solus remanserat, in mare se praecipitans, dignum vitae finem invenit.** Wie sich Olaf mit den Waffen in das Meer gestürzt, und so den Tod gefunden, erzählt auch Saxo Grammaticus **Lib. X.** Bl. 96. S. 1. Auch weiß er von Einar's Thaten und von Olaf's großem Schiffe. Die Schlacht verlegt Adam von Bremen in die Meerenge von Helsingborg. Was ihn hierzu veranlaßt, gibt er deutlich genug an, wenn er sagt, daß hier ein den Seeräubern vertrauter Schlupfwinkel sei, und wenn er vorher bemerkt, daß hier die Könige Seeschlachten zu schlagen pflegen, wie z. B. auch in der Schlacht von Brawallir geschehen war. Olaf's Heirath mit der Thyra kennt Adam von Bremen, und bemerkt dabei, daß **Thore**, wie er sie nennt, aus Dänemark gewesen, und das hoffärtigste Weib, und auf ihren Antrieb habe auch Olaf die Dänen bekriegt. Auch sagt er: Swein, der Dänenkönig, habe die Witwe Erik's (des Königs von Schweden), die Mutter Olaf's (des Königs von Schweden) geheirathet, und kennt also Swein's Heirath mit der Sigrid. Nach Saxo Grammaticus (Bl. 94. S. 2) wirbt Olaf zwar um Thyra, erhält sie aber nicht. Daß Olaf der Königin Sigrid Schmach zufügt, erzählt auch Saxo Grammaticus, aber auf andere Weise als Snorri (bei F. Wachter, 2. Bd. S. 306). Ungeachtet Sturla's Sohn auch eine Erzählung hat, welche in Betreff der nähern Umstände aller Wahrscheinlichkeit nach der reinen Sage angehört, so ist der Beweggrund zu der Anthuung der Schmach, und die Art und Weise der Schmach selbst weit wahrscheinlicher, als bei Saxo Grammaticus. Durch Vergleichung beider wird nur so viel klar, daß Olaf um Sigriden geworben, sie eine Zusammenkunft gehabt, und dabei Sigrid von Olaf beleidigt worden ist.

6) Endergebniß der Vergleichung der drei Sögor. Oddr schrieb zwar früher, als Snorri Sturleson, aber sein Werk hat weit mehr, was der reinen Sage anheimfällt, als das Snorri'sche. Das Meiste, was die große Olaf's Saga echt Geschichtliches enthält, hat sie aus dem Snorri'schen Werke entnommen. Die Oddische Olaf's Saga ist in gewissen Partien umständlicher als Snorri, aber dann schweift sie fast immer ins Fabelhafte, und das Werk ist, da es so viele Mährchen enthält, eher eine Legende, als eine wirkliche Geschichte Olaf's zu nennen. Snorri erzählt unbekümmert, ob Olaf in einem günstigen oder ungünstigen Lichte erscheine, die alten Sagen, die er von ihm vorgefunden, und hält sie meistens so wahrscheinlich als möglich, nimmt aber nicht auf, ja deutet nicht einmal an jene spätern Träumereien, welche die Mönche Oddr und Gunnlögr haben. Der Oddischen Olaf's Saga ist das Wunderbare eben das Liebste. Die große Olaf's Saga verfolgt dabei diesen Zweck nicht, sondern nimmt vieles buchstäblich aus Snorri auf, läßt sich dabei aber auch nicht entgehen, was Gunnlög in seinem Geschichtswerke hatte, und diese Gunnlög'sche Arbeit war

Bei der Erzählung, wie Kiartan Anfangs sich gegen das Christenthum gesträubt und sich gegen Olaf gesetzt, nähert sich der Mönch Oddr und die Kristnissaga S. 74 am meisten. Die große Olaf's Saga und die Laxdaelasaga dagegen erzählen, daß Kiartan zuerst den Vorschlag gethan, den König zu verbrennen. Vergl. Müller, Untersuchung über Snorri's Quellen im 6. Bande der gr. Ausg. der Heimskringla. S. 287.

ihrem Geiste und Inhalt nach dem Oddischen Werke sehr verwandt, aber umständlicher als dieses in Beziehung auf die Geschichte der Ausbreitung des Christenthums im Norden. Snorri Sturleson bestrebt sich den Geist und die Sitten des Heidenthums so treu als möglich darzustellen, ohne jedoch das Heidenthum zu billigen, und dem Christenthume zu nahe zu treten. Kleinere Geister spiegeln sich in der Oddischen und der großen Olaf's Saga Tryggvasonar. Sie meinen, man müsse hassen, was man nicht lieben könne, und vermeiden absichtlich treue Darstellung des Geistes der Heidenzeit. Da die große Olaf's Saga vieles aus Snorri, wenn auch verstümmelt, entlehnt, so ist in ihr jener Verfolgungsgeist im Ganzen nicht so sichtbar und trägt das Gepräge desselben nur in gewissen Partien. Die Oddische Saga ist in dieser Beziehung ein einziger Guß, aber nicht der Guß eines schönen Bildes, sondern eines Zerrbildes. Ebenso groß ist auch der Abstand zwischen der Snorri'schen auf der einen, und Oddischen und den Gunnlög'schen Partien der großen Olaf's Saga in Betreff der Einsicht in die Verhältnisse des Lebens und der Gesellschaft der Menschen. In der Snorri'schen spiegelt sich ein tiefer Kenner der menschlichen Leidenschaften und ihrer Bestrebungen ab, und ein Mann, der in seinem Vaterlande eine wichtige politische Rolle spielte, und auch im Auslande nicht unbedeutend auftrat. Die Oddische Arbeit und die Gunnlög'schen Theile der großen Olaf's Saga Tryggvasonar, verrathen die Klosterzelle, in welcher sie entstanden sind, und erscheinen nur in einem vortheilhaften Lichte, wenn man sie mit andern ähnlichen Arbeiten des Mittelalters vergleicht, und nicht mit dem Geschichtswerke Snorri's. (*Ferd. Wachter.*)

OLAHFALU, freies Dorf und Taxalort im Großfürstenthume Siebenbürgen, udvarhelyer Stuhl, mit eigener Gerichtsbarkeit, unter einem Magistrate, mit einem Königsrichter, und zwölf Gerichtsbeisitzern, merkwürdig als das einzige Dorf Siebenbürgens, welches vermöge seiner Privilegien, durch eigene Abgeordnete den Landtag beschickt. — Eine Stunde von diesem Dorfe entspringt die sehr besuchte homoroder Sauerquelle im Thale gleiches Namens. (*Benigni.*)

OLAH PIAN. Walachisches Dorf im Großfürstenthume Siebenbürgen, mühlenbacher Stuhl. In der Nähe dieses Dorfes an dem dortigen Gebirgsabhange befinden sich die bedeutendsten Goldseifenwerke Siebenbürgens. Das hier gewaschene Gold ist von vorzüglicher Feinheit. Zum Betriebe des Geschäfts von Seiten des Staats ist hier ein eigener Goldeinlöser aufgestellt. Man findet in dem Sandsteine der benachbarten Gebirge auch häufig Volutiten. (*Benigni.*)

OLDENLANDIA. So nannte Plumier eine Pflanzengattung zu Ehren des Botanikers Heinr. Bernh. Oldenland, welcher im J. 1695 am Vorgebirge der guten Hoffnung Pflanzen sammelte (*J. Burmann* **Catalogus alter plantarum africanarum, quas** *H. B. Oldenlandus* **et** *J. Hartog,* **botanici egregii, in Capite Bonae Spei quondam invenerunt ac denominaverunt,** als Anhang des **Thesaurus zeylanicus;** *Linn.* **Am., ac. VI. p. 115).** — Die Gattung **Oldenlandia** nach Linné, Roxburgh und Candolle (**Prodr. IV. p. 424**) gehört zu der ersten Ordnung der vierten Linné'schen Classe und zu der Gruppe der Hedyotideen der Familie der Rubiaceen. Char. Die Kelchröhre fast kugelig, die vier Zähne des Kelches in der Blüthe nahe beisammen, in der Frucht weit von einander abstehend; die Corolle hat eine kurze Röhre mit vierspaltigem Saume; die Staubfäden stehen hervor und haben ei= oder kreisförmige Antheren; die Narbe ist einfach oder gespalten; die Kapsel fast kugelig, mit den Kelchzähnen gekrönt, zweifächerig, in einer Spalte sich öffnend, vielsamig, die sehr kleinen Samen sind an einem fast kugeligen Mutterkuchen befestigt. Hiernach weicht **Oldenlandia** von **Hedyotis** nur darin ab, daß bei der Frucht der erstern die Kelchzähne durch eine breite Bucht, bei **Hedyotis** dagegen durch einen spitzen Winkel von einander getrennt sind. Dieser Unterschied ist gewiß zu unwesentlich, als daß man nicht die 45 Arten, welche Candolle aufzählt und welche meist als Sommergewächse, selten als kleine Sträucher mit gegenüberstehenden, durch ein Afterblättchen mit einander verbundenen Blättern zwischen den Wendekreisen und am Vorgebirge der guten Hoffnung vorkommen, mit **Hedyotis** vereinigen sollte. Hierher gehören die Gattungen **Listeria** *Neck.*, *Rafin.*, **Gerontogea** *Schl.* **et** *Cham.* und **Hedyotis umbellata** *Lam.* (**Oldenlandia** *L.*), ein Färbekraut, welches in Ostindien sehr geschätzt wird (s. d. Art. **Oldenlandia umbellata** und **Hedyotis**).

Dagegen gehört die Gattung **Oldenlandia**, wie sie Retzius, Roth, Smith und Sprengel begriffen, zu der ersten Ordnung der fünften Linné'schen Classe und wahrscheinlich zu der Familie der Saxifrageen. Ihr Charakter besteht in einem vier= bis fünfzähnigen Kelche, vier bis fünf Corollenblättchen, meist gespaltenem Griffel und einer zweifächerigen Samenkapsel. Candolle vereinigt diese Gattung, nicht ohne Zweifel, mit **Vahlia**, welche sich durch einen fünfblätterigen Kelch, zwei Griffel (die sich indessen auch bei **Old. digyna** finden) und eine einfächerige Kapsel hinlänglich unterscheidet. Die vier bisher beschriebenen Arten: 1) **O. pentandra** *Retz.* (**Obs. IV. p. 22., Heuchera dichotoma Murr. comm. gott. 1772. p. 64. t. 1. Old. biflora** *Roth.* **nov. sp. p. 97. Vahlia Oldenlandiae** *Cand.* **prodr. IV. p. 54**). 2) **O. digyna** *Retz.* (**Vahlia sessiliflora** *Cand.*). 3) **O. nudicaulis** *Roth.* und 4) **O. maritima** *Roth.*, wachsen als Sommergewächse in Ostindien und sind einer genauern Prüfung zu unterwerfen. (*A. Sprengel.*)

OLIMAR (Sagengeschichte), König von Austrveg oder Ostrich, denn dieses ist darunter zu verstehen, wenn Saxo Grammaticus ihn **Rex Orientalium** nennt. Saxo Grammaticus hatte zu seinen Sagen= und Geschichtswerken einen großen Theil seines Stoffs, wie er auch in der Vorrede sagt, aus den Sögor der Isländer genommen. In ihnen aber spielt **Austervegur** (Ostweg, Ostgegend) eine große Rolle, und es ist darunter Esthland, Livland und Kurland zu verstehen[1]). Ihre Bewohner hie=

1) Siehe F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 1. Bd. S. 81, 82, 221. 2. Bd. S. 272, 273, 293 und die Register

ßen **Austrvegsmenn.** Saxo Grammaticus hat ohne Zweifel **Austrvegsmenn** durch **Orientales** übersetzt. Solcher Leute König war nach der Saga Olimar. Aber noch nicht da, wo die Saga von ihm anhebt, obgleich Saxo Grammaticus ihn gleich am Anfange **Rex Orientalium** nennt. Weiter unten S. 88 sagt er: **Cuncti Ruthenorum reges, Olimaro Dagoque exceptis.** Er zählt ihn also hier den russischen Königen bei. Olimar unterwarf aber auch Esthland und Kurland, welche vorzugsweise Austrvegr hießen. Daher nennt er ihn gleich Anfangs **Rex Orientalium**, oder faßt auch das Austrvegr, das er in der Saga fand, in weiterer Bedeutung auf, und versteht zugleich Rußland darunter[2]). Der Hunnenkönig hatte seine Tochter dem Dänenkönige Frothi III. verheirathet. Dieser verstieß sie; der erzürnte Vater verband sich mit Olimar, und sie rüsteten sich zwei Jahre zum Kriege. Frothi sammelte nicht nur die Dänen, sondern rief auch Norweger und Slaven zu seinem Beistande herbei. Erich der Beredte ward von Frothi auf Spähung gesandt. Er fand Olimar'n, der den Oberbefehl über die Flotte erhalten, während der Hunnenkönig das Landheer führte, nicht weit von Rußland[3]). Erich befragt nun Olimar'n in Versen, wohin er ziehe. Olimar antwortet in Versen, daß sie Fridler's Sohn angreifen wollen. Olimar wird also der Skaldenkunst mächtig gedacht. Die Skalden werden in den Sögor sehr häufig extemporisirend eingeführt. Frothi unterwarf sich die Inseln, die zwischen Dänemark und Austrvegr[4]) lagen. Endlich kam es zur Seeschlacht mit Olimar. In ihr ward Olimar, obgleich er mehr Schiffe hatte, sieglos. In der Schlacht fielen alle Könige der Russen außer Olimar und Dag. Sie unterwarfen sich dem siegreichen Dänenkönige. Da Frothi sein großes Heer schwer erhalten konnte, sandte er Olimar'n nach Schweden. Hier besiegte Olimar Thor den Langen, den König von Jamtaland und Helsingialand, und zwei andere nicht minder mächtige Heerführer. Esthland auch und nebst Öland Kurland, sowie die Inseln, welche sich vor Schweden hinbreiten, bezwang er[5]). Er brachte 700 Schiffe dem Könige Frothi zurück, und hatte die Zahl derer, die er hinausgeführt, verdoppelt. Frothi setzte ihn über Holmgard[6]) (einen Theil von Rußland) und Dag'en über Esthland. Sie mußten dem Dänenkönige Schatz zahlen. (*Ferdinand Wachter.*)

zur Heimskringla bei Peringskiold unter Österslön, und in der gr. kopenhagener Ausgabe T. VI. Ind. Geogr. unter Austrveg p. 375, die Fornmanna-Sögur T. V. p. 387. T. XI. p. 457. Austrvegr ward vorzugsweise von Esthland, Kurland und Livland gebraucht. Doch auch von andern Ostländern; so ward Schweden Austrvegr genannt, s. z. B. F. Wachter a. a. O. 2. Bd. S. 292.

2) Darüber, wie Esthland an russische Fürsten Schatz zahlte, vergl. Snorri Sturleson, Heimskringla, Olaf's Saga Tryggvasonar Cap. 7, wo König Walldumar von Holmgard (einem Theile von Rußland) Sigurd Eriksson nach Esthland sendet und sollte heischen dort im Lande die Schatzungen des Königs (oc scylldi hann heimta thar i landi skatta konungs). 3) In der ursprünglichen Saga stand ohne Zweifel Gardariki (Reich von Gardir). 4) Quae Daniam Orientemque interjacent. *Saxo Grammaticus* Lib. V. ed. *Stephanii* p. 87. 5) Saxo Grammaticus nennt ihn: Celeberrimus Barbariae domitor. p. 89. 6) Praeficit autem Olimarum Holingardiae, Önevum Conogardiae etc. Sowol die baseler Ausgabe (S. 45. Sp. 1) als die soröer des Saxo Grammaticus (S. 89) und vermuthlich auch die übrigen haben Ho*lin*gardiae, aber es ist aller Wahrscheinlichkeit nach Holmgardiae zu lesen. Holmgard spielt in den Sögor eine große Rolle, s. z. B. die Register zur Heimskringla.

OLISCA *Risso* (**Crustacea**). Krebsgattung aus der Familie der Isopatten von Risso (hist. nat. de l'Europ. mérid. V) nach Asellus eingeordnet. Der Körper linienförmig, platt, der Kopf spitzig, die Augen rundlich gewölbt, die Fühler kurz, fast gleich groß, der Thorax aus sieben Segmenten bestehend, an welchen Füße sitzen, das letzte Segment des Hinterleibes dreieckig stumpf, mit zwei kleinen rauhhaarigen Griffeln. Die einzige angegebene Art, **O. penicillata**, hat viereckige Körpersegmente, von denen die sieben ersten graulichgrün, fein braun punktirt sind, der Schwanz endigt in zwei kurze Fäden und hat an der Basis rauhe Haarbüschel, die vordern und die hintern Füße sind länger als die mittlern, die Länge ist 14, die Breite zwei Millemetres. Findet sich bei Nizza im Sommer zwischen Tangen. (D. *Thon.*)

Oloros, s. Thukydides.

OLTERSTEIN und **OLTERTEICH** bei Dresden haben die Aufmerksamkeit der Alterthumsforscher auf sich gezogen. Zur Linken der Straße, nach Radeburg, welche die Hellerberge durchschneidet, findet sich an diesen Bergen der Olterteich. Aus der Lage zu schließen hatte er ehemals einen großen Umfang. Um den Rand des Teiches liegen noch mehre Quarzfelsen. Etwa 100 Schritte oberhalb des Teichrandes finden sich zwei würfelförmige Quarzfelsen, die ganz die Gestalt eines Altars haben. Einer von ihnen ist mit fünf regelmäßigen Löchern versehen. Aus den Sagen, daß hier Schätze verborgen seien, schließt man auf die vormalige Wichtigkeit dieses Felsens. War es wirklich ein Altarstein, so gehörte auch sicher der Olterteich zu den Opfergewässern*). (*Ferd. Wachter.*)

OLTHOVIUS (**Statius M.**), **Cantor primarius** zu Rostock, zur Zeit des Rectors Nathan Chyträus, geb. zu Osnabrück. Wissen wir auch von dem Leben dieses Olthof nichts mehr, als was in diesen wenigen Worten ausgesprochen worden ist, so ist er uns doch für unsere teutsche Musik der andern Hälfte des 16. Jahrh. durch das, was uns von seiner Thätigkeit übrig geblieben ist, ein merkwürdiger Mann, der hier um so weniger übergangen werden darf, je seltener die Überbleibsel seiner Tonsetzkunst schon jetzt geworden sind, und je mehr wir Ursache haben, auf die Denkmäler musikalischer Kunst unseres Vaterlandes aus jenen Zeiten zu achten, der mancherlei geschichtlichen Irrungen wegen, die jetzt mehr als je überhand zu nehmen scheinen, wenn vom Zustande der damaligen teutschen Musik die Rede ist. Die Aufbewahrung seiner harmonischen Satzweise haben wir dem oben genannten Rector Chyträus zu verdanken. Wir lesen sie in seinem Buche: **Psalmorum Davidis Paraphrasis poe-**

*) Über den Olterstein gibt Nachricht Choulant bei Klemm, Sammler für Geschichte und Alterthum. 3. Heft, und Klemm selbst, Handbuch der germanischen Alterthumskunde §. 102. Heilige Berge und Felsen. S. 335, 336, 399.

tica Georgii Buchanani Scoti: Argumentis ac melodiis explicata atque illustrata opera et studio *Nathanis Chytraei.* Herbornae Nassoviorum 1610. 407 S. in 12. Darauf folgen: In Georgii Buchanani Paraphrasin Psalmorum Collectanea Nath. Chytraei. Quibus vocabula et modi loquendi tam poetici quam alias difficiliores et minus vulgo obvii perspicue explicantur. 112 S. in 12. Das Werkchen gehört jetzt unter die seltenen, ob es gleich in demselben Format 1637 wieder abgedruckt wurde. Diese letzte Ausgabe besitze ich und habe davon nur noch hinzuzusetzen, daß die Psalmen mit den vierstimmigen Melodien, deren Stimmen neben einander, nicht in Partitur, stehen, wie es damals gewöhnlich war, 407 Seiten einnehmen. Darauf folgen *M. Antonii Flaminii* de Rebus Divinis Carmina ohne Seitenzahl auf eilf Blättern, und einem Dedicationsblatte: Margaritae Henrici Gallorum Regis Sorori M. Ant. Flaminius. Dann kommen die genannten Collectanea und endlich von S. 101—112 Melodien zu Horazischen Oden, gleichfalls vierstimmig. — In der Vorrede zu seinen Collectaneen läßt sich Chyträus so vernehmen: Ut laudum quoque divinarum nunquam nobis aut materia aut opportunitas paulo post deesset; egi cum primario Scholae nostrae Cantore, M. Statio Olthovio Osnabrugensi, ut triginta diversis, quae in Buchanano continentur, carminum generibus, melodias certas partim jam olim ab aliis usurpatas, nonnullas etiam a se ipso modulatas, adjungeret. In quo quidem ille mihi, et scholasticae juventuti, non solum gratificatus est libentissime, verum etiam fide et industria sua effecit, ut brevi admodum tempore auditores nostri illas ipsas melodias quatuor vocibus expedite cantitare possent. Unde etiam illud est consecutum, ut singulis horis, sub initia et finem exercitiorum scholasticorum, primani nostri ipsi inter se Psalmum aliquem 4 vocibus, sine notis, quas vocant, Musicis canendo, aliquoties totum Psalterium jam absolverint; atque ita (quod mihi certe auditu jucundissimum est) laudibus et celebrationibus nominis divini multoties quotidie repetitis, locus gymnasio et domicilio nostro assignatus undique resonet. Das werde nun, fügt er hinzu, auch andern Schulen ohne Zweifel ebenfalls angenehm und nützlich sein. Darum habe er auch die übrigen Versarten des Horaz, die Buchanan nicht gebrauchte, mit vierstimmigen Melodien in Noten bringen lassen, damit man das Vergnügen habe, auch diese singen zu können ꝛc.

Damit aber die Leser einen rechten Begriff von der Beschaffenheit dieser Melodien und vom vierstimmigen Satze derselben erhalten, der bei der Seltenheit des Buches Vielen willkommen sein dürfte, wollen wir einen der Psalmen und eine Horazische Ode, von jedem sogleich die erste, grade so mittheilen, wie sie Olthof setzte, ohne daß wir das Geringste ändern, außer daß wir sie der guten Übersicht wegen in Partitur, d. h. die vier Stimmen unter einander, setzen, die im Buche neben einander stehen. Nicht einmal Taktstriche wollen wir dem Original, wo sie fehlen, hinzuthun, damit das Zeitgemäße unverfälscht bleibe. Wo man in dergleichen Beispielen genöthigt ist, Alterthümliches zu erklären, da sollte mindestens auch die alte Schreibart genau vorausgeschickt werden. Die Stimmen folgen mit ihren beibehaltenen Schlüsseln Discantus, Altus, Tenor, Bassus. (S. d. musik. Beil.) (*G. W. Fink.*)

ÖLVER auf Eggia [1]), war so zugenannt von dem Hofe, den er hatte, ein mächtiger und geschlechtgroßer (hochgeborener) Mann, machte sich einen berühmten Namen als letzte Stütze des sinkenden Heidenthums in Norwegen, dessen Opfer er ward. Im Herbste 1020 wurden dem Könige Olaf dem Heiligen von Norwegen, als er in Nidaros war, die Zeitungen aus Thrandheim gesagt, daß die Bändor (Bauern) gehabt hätten von vielen Menschen besuchte Schmäuse zu den Winternächten [2]) in Märi. Dort waren große Tränke. Dem Könige ward gesagt, daß dort wären gesegnet alle Minni (Gedächtnisse) den Asen, nach alter Sitte [3]). Das folgte der Erzählung mit, daß dort wären erschlagen worden Rinder und Rosse, und geröthet die Gestelle [4]) mit Blute, und vollbracht die Opfer [5]), und gethan das Vorgebet, daß das sollte sein zu Besserung der Fruchtbarkeit [6]). Das wurde hinzugefügt, daß allen Menschen das leicht ersichtlich deuchte, daß die Götter wären erzürnt darüber gewesen, daß die Haleygir sich zum Christenthume gewendet. Als der König diese Zeitungen hörte, da sandte er Männer nach Thrandheim und stefnete (lud) zu sich die Bändor, die er dazu namhaft machte. Ölver auf Eggia ward Hauptmann dieser Fahrt von Seiten der Bändor zum Könige. Als sie vor den König kamen, brachte der König gegen sie diese Beschuldigungen vor. Aber Ölver antwortet von Seiten der Bändor, und sagte, daß sie keine Schmäuse [7]) haben den Herbst gehabt, als ihre Gilden [8]) oder Kreises-

1) Am Meerbusen von Steinker. Eggia war der Sitz berühmter Opferhäuptlinge, denn unter den Inndrändir'n, welche Hakon den Guten zur Theilnahme an den Opfern in Märi nöthigten, war Thrandr Haka von Eggia. S. F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 2. Bd. S. 49. 2) At vetrnóttom. über das Vettrnáttablót s. den Art. Opferfeste bei den Germanen. 3) So nach Snorri Sturleson, Heimskringla, Saga af Olafi Helga. c. 113. Ausg. von Peringskiold 1. Th. S. 555, von Schöning 2. Th. S. 165. Nach der Saga Olafs konúngs hins Helga. c. 102 in den Fornmanna-Sögur 4. Bd. S. 234, welche fast ganz dasselbe Werk, und mehr nur eine verschiedene Recension ist, lauten die Worte: Daß dort wären alle Minni (minni öll, alle Gedächtnisse) gesegnet Thorn und Odhin, Freya'n und den Asen nach alter Sitte. Ist vielleicht diese Aufzählung der Asen späterer Zusatz? denn sie stimmt nicht ganz mit der Opferfestgewohnheit überein, welche Snorri Sturleson von dem Opferfeste auch in Märi berichtet. S. Saga Hakon's des Guten Cap. 16 bei F. Wachter 2. Bd. S. 38—41. Oder liegt nicht wahrscheinlicher der Unterschied darin, daß man zuerst Thor's Minni trank, wenn man zur Besserung des Ganges der Fruchtbarkeit opferte und zuerst Othin's Minni, wenn man um Sieg opferte. Auch trank man Othin's Minni zuerst für die Macht des Königs. Da aber Olaf ein Feind des Heidenthums war, so trank man natürlich Othin's Minni nicht zu diesem Zwecke; und hier um so mehr, da das Opfer zur Besserung der Fruchtbarkeit dienen sollte. 4) Stallar, Gestelle, Stühle, Altäre der Götzenbilder. 5) Blót. 6) Til árbótar. 7) Veizlor. 8) Gildi sín; gildi n. compotatio, commissatio, convivium; Opferschmaus hieß dagegen blótveizla, wiewol dieses nur stärkere Bezeichnung war, da gildi auch die Bedeutung von Opferschmaus hatte, aber nicht nothwendig, und auch jedes andere gemeinschaftliche Trinkgelag bedeutete.

trunke [9]), aber ein Theil Gelage, wozu sie ihre Freunde eingeladen [10]). Zugleich stellte Ölver dem Könige vor, daß die weisern Männer sich vor solchen Reden, wie dem Könige von den Thrändir'n hinterbracht worden wären, bewahrt hätten, er aber keineswegs die Thoren und vor Trunkenheit Rasenden davon freisprechen wolle. Ölver war ein redegewandter und redekühner Mann, wehrte alle diese Beschuldigung von den Bonden ab. Darnach in dem Winter ward dem Könige gesagt, daß die Inn-Thrändor zahlreiche Versammlung auf dem Märi hätten, und wären dort große Opfer zum Mittwinter [11]); opferten sich da zu Frieden und gutem Wintergang [12]). Als der König glaubte dieses gewiß zu wissen, da lud er die Bändor zur Stadt (Nidaros), und benannte hierzu die, welche er für die weisesten hielt. Da beriethen sich die Bändor, und Niemand hatte Lust zu der Fahrt, die sie zuvor im Winter schon einmal gemacht hatten. Auf Bitten aller Bändor unterzog sich Ölver der Fahrt. Als er nach Nidaros zum Könige kam, trug der König dieselben Beschuldigungen gegen die Bändor vor, daß sie gehabt hätten Mittwintersopfer [13]). Ölver antwortet, daß die Bändor dessen fälschlich beschuldigt würden, denn sie hätten gehabt Jolengastgebot [14]), und weit in den Heraden (Bezirken) gemeinschaftliche Trinkgelage [15]), und die Bändor bereiteten sich nicht so knapp zum Jolenschmause [16]) vor, daß nicht große Abläufe (Überbleibsel) würden, und diese tränken die Menschen lange darauf [17]); aber auf dem Märi seien ein großer Hauptort [18]) und große Häuser, und eine große bewohnte Gegend im Umkreise, deshalb halte man die Stätte gut für Freude, daß dort viele zusammentränken. Geschickter konnte Ölver die Bändor nicht entschuldigen, daß sie auf der alten Hauptstätte des Opferdienstes zusammengekommen waren. Aber der König glaubte zu sichere Nachrichten von dem wahren Hergange der Sache zu haben, sprach daher wenig und warf finstere Blicke. Als er die Bändor entließ, ermahnte er sie, das Begangene nicht öfter zu wiederholen. Der zürnende König ließ nach Ostern seine Schiffe ins Meer bringen und rüsten. Aus Weradal rief er seinen Verwalter [19]) Thoralld zu sich, hielt geheime Unterredung mit ihm, verhieß ihm Sicherheit und bewog ihn zu folgendem Geständnisse: Drinnen durch Thrandheim ist fast alls Volk ganz heidnisch im Glauben, obgleich ein Theil der Menschen getauft sei. Ihre Sitte ist, Opfer zu haben im Herbste und da den Winter (gastlich) zu empfangen [20]), das andere zum mitten Winter, aber das dritte zum Sommer. Aber bei diesem Rathe sind die Eynir und Sparbyggiar, Werdälir und Skeynir. Zwölf Männer sind die, die sich für die Opferschmäuse [21]) anstrengen. Ölver hat nun im Frühlinge den Schmaus zu geben. Er ist nun in großer Arbeit auf dem Märi, und dahin werden alle Vorräthe zugeschafft, deren er bedarf, um Schmaus zu halten. So Thoralld und diesen Verrath brachte Ölvern den Tod. Der König fuhr sogleich mit der Flotte ab, hatte guten Wind und kam unerwartet des Nachts hinein nach Märi. Die Häuser wurden umringt, und Ölver ergriffen. Der König ließ ihn erschlagen (im J. 1021) und viele andere Menschen. Er ließ darauf die Bändor heimsuchen, die am meisten Theil an jenen Räthen zu haben schienen. Ein Theil ward ergriffen und in Eisen gesetzt. Der König ließ die Bändor vor das Thing laden. Da er viele mächtige Männer in seiner Gewalt hatte, gehorchten ihre Blutsfreunde und Freunde dem Könige, und machten keinen Aufstand gegen ihn. So bekehrte er alles Volk zum Christenthume, und ließ Kirchen bauen. Der König sprach den Spruch, daß für Ölver's Erschlagung keine Buße gezahlt werden sollte [22]), und warf zu seinem Eigenthume all das Vermögen, das Ölver gehabt hatte. Von den andern Männern, welche er für die schuldigsten hielt, ließ er einen Theil umbringen, einen andern verstümmeln, aber einen Theil trieb er aus dem Lande, aber von einem Theile nahm er Geld. Sigrid, die Frau, die Ölver auf Eggia gehabt hatte, war noch jung und schön, geschlechtgroß (hochgeboren) und reich. Das deuchte eine herrliche Sache für den, der sie zur Frau erhielt. Die Gewalt, sie zu verheirathen, hatte der König. Sie und Ölver hatten zwei junge Söhne. Kalfr Arnason bat den König, daß er diese Frau an ihn verheirathete. Aus Gründen der

9) Hvirfings-dryckior, wird verschieden ausgelegt, durch die schwedische Übersetzung bei Peringskiold (S. 556) durch besökningsöhl, von Peringskiold selbst auch durch compotationes visitatorias, von der dänischen Übersetzung bei Schöning durch Omgangs-Drickelafue, von Schöning selbst durch compotationes, in quibus pocula circumferri a proximo ad proximum solebant, Egilsson, Scripta historica Islandorum de rebus gestis veterum Borealium. Vol. IV. p. 221 durch compotationes circuitorias. Schöning's Auslegung könnte die beste scheinen. Ölver kann die Bändor am gründlichsten dadurch entschuldigen wollen, daß er sagt, es seien Kreistrünke gewesen, Trinkgelage, wo man das Trinkhorn habe im Kreise herumgehen lassen und nicht jeder ein Vollhorn zu Ehren eines Gottes ausgeleert habe. Aber in der Saga af Olafi Kyrra c. 2 braucht Snorri Sturleson hvirfings-dryckior, da, wo er von den Veränderungen redet, welche unter Olaf Kyrri stattgehabt in dieser Verbindung: aber zuvor waren dort (nämlich in den Kaufstädten) große hvirfings-dryckior; aber dann konnte keiner trinken außer in den Beschützungsstuben (í verndar-stofom, in den Stuben unter königlichem Schutze) und Erlaubnißhäusern (laufs-húsom, privilegirten Häusern). Die laufshús werden auch durch Laubeshäuser, zum Trinkgelage mit Laube geschmückte Häuser, erklärt. So viel geht aber aus der Stelle mit Gewißheit hervor, daß in hvirfings-dryckior (Kreisestrünke), das hvirfings nicht auf die Art zu trinken, sondern auf die Örtlichkeit, wo man trank, bezogen ward, nämlich so, daß während man früher der Reihe nach in beliebigen Häusern die Trinkgelage anstellte, unter Olaf Kyrri die Trinkgelage an den Handelsplätzen nur in gewissen Häusern statthaben durften. 10) Ein Wort vinabod, der Freunde Gebot, Entbietung der Freunde (zum Schmause). 11) Mittelwinter, in der Mitte des Winters blót stór at midiom vetri. 12) Blotodo their thá til fridar oc vettarfars gods. 13) Opfer des mitten Winters, mids vetrar blót. 14) Jólabod, das heidnische Jolenfest war nämlich christlich umgewandelt und hatte als Weihnachtsfest den heidnischen Namen beibehalten. 15) Samdryckior, Zusammentrünke. 16) Jolaveizla. 17) Ölver will den König überreden, daß das Jolenbier bis zum Mittwinter ausgereicht habe.

18) Höfot-stadr, Hauffstätte, Hauptstadt, aber Städte nach späterm Begriffe gab es damals in Norwegen nicht. Auf dem Märi war nämlich die Hauptstätte des Opferdienstes, der Haupttempel gewesen. 19) Ármadr, Mann der Lebensmittel, Verwalter über die Lebensmittel. 20) At fagna vetri. 21) Blótveitzlor. 22) Konungr lagdi Ölvi ógilldan.

Freundschaft gewährt ihm der König dieses, und gab ihm damit alle die Eigen (Besitzungen), welche Ölver gehabt hatte. Er machte ihn zum **Lendur Madr** (**dynasta feudatarius**), und Kalfr Arnason ward ein mächtiger Häuptling. Sein Stiefsohn, Thorir, Sohn Ölver's auf Eggia, ward ein ausgezeichneter Mann, wie sein Vater Ölver, empfing im J. 1028 den König Olaf den Heiligen prächtig, trug einen Goldring am Arme, den ihm König Knut von Dänemark verehrt hatte, und ward deshalb vom König Olaf dem Heiligen als Verräther zum Tode verurtheilt im J. 1028. Der älteste von Ölver's Söhnen war Griotgardr, ein ausgezeichneter Mann; er beschädigte, um seinen Bruder zu rächen, des Königs Mannen und Eigenthum, ward vom Könige des Nachts überfallen, und fand seinen Tod. Sigrid trug nicht ruhig den Harm, daß Olaf der Heilige ihr den Mann Ölver und ihre beiden Söhne erschlagen. Sie beredete ihren zweiten Gemahl, Kalf, den so treuen Anhänger des Königs, von ihm abzufallen, und sich an den Jarl Hakon anzuschließen (s. d. Art. **Kálfr Arnason**). Durch Erschlagung Ölver's und seiner Söhne machte sich König Olaf bei den meisten Norwegern sehr verhaßt. Namentlich stellte Kalf Arnason den versammelten **Lendir Menn** vor, wie er vier hohe Männer, welche König Olaf erschlagen, zu rächen habe, seinen Brudersssohn Asbiörn, seine Schwestersöhne Thorir und Griotgard, und deren Vater Ölver[23]). Das Misvergnügen, das der König sich bei Norwegern zugezogen, führte seinen Tod herbei. (*Ferd. Wachter.*)

OLYMPIA *Risso* (**Crustacea**). Eine Krebsgattung aus der Familie **Isopotes**, **Rampekopea** (*Risso*, **hist. nat. de l'Europ. mérid. V**). Der Körper lang, eiförmig gewölbt, hinten fast abgesetzt verschmälert, der Kopf in das erste Glied des Thorax versenkt, die Augen groß parallelepipedisch, der Thorax siebengliederig, das erste Glied größer, der Hinterleib sechsgliederig, das letzte Glied dreieckig, mit zugerundeten Ecken; die Anhängsel blattähnlich, ungleich, die äußern eiförmig zugespitzt, die innern breit, 14 Füße, die vier ersten kurz, die hintern verlängert, alle mit spitzigen gekrümmten Krallen, die obern Fühler viergliederig, die drei Basalglieder gleichgroß, dann folgt gleichsam ein letztes sehr langes Glied, welches aber aus vielen andern besteht, von denen das erste wieder länger ist, die untern sind fünfgliederig, die zwei Basalglieder sind kurz und dick, das dritte und vierte sind lang und cylindrisch, das letzte sehr lange, scheinbar ein Ganzes, besteht doch aus mehren Gliedern. Von Arten sind angeführt:

1) **O. vulgaris.** Der Körper schmal, der Rücken ganz glatt, glänzend, rostfarben schwach mit Schmutzig-Weiß gemischt, der Kopf ist dunkler, mit unregelmäßigen milchweißen Flecken, die Augen sind schwarzblau, Fühler und Füße weißlich, die Klauenspitzen schwarz. Die Länge 18 Millemetres, findet sich im Winter und Frühjahre bei Nizza zwischen Algen.

2) **O. mogonia.** Der Körper breit, der Rücken sehr glatt, glänzend blaugrün mit dunkeln Flecken, der Kopf einfarbig, die Augen bläulich, Füße und Fühler blaßgelblich, die Krallenspitzen schwarz, 18 Millemetres lang; im Frühjahre und Sommer bei Nizza zwischen Algen.

3) **O. rugulosa.** Der Körper schmal, der Rücken runzelig, sonst ganz glatt, glänzend blaugrün mit schwarzblauen Punkten besetzt, Fühler und Füße blaßblaugrün, die Krallenspitzen schwarz, 20 Millemetres lang, im Winter und Frühjahre bei Nizza zwischen Algen.

4) **O. ricinoites.** Der Körper länglich oval, ganz glatt glänzend durchscheinend bräunlich, die Segmente blaugrün gesäumt, dicht mit schwarzbraunen Punkten, Fühler und Füße braun, die Augen blauschwarz, 20 Millemetres lang, bei Nizza in felsigen Tiefen im Frühjahre und Sommer.

5) **O. vivania.** Der Körper ziemlich breit, der Rücken glänzend tief blaugrün mit vielen kleinen Purpurpunkten, die Augen schwärzlich, Fühler, Füße und Krallen gelblich, 13 Millemetres lang, im Frühjahre und Sommer zwischen Tangen. (**D.** *Thon.*)

OLYSAVKA oder **OLSAVKA**, slaw. Dorf in Oberungern, diesseit der Theiß, zipser Comitat (Gespanschaft), der gräfl. Csáky'schen Familie gehörig, auf einem Berge gelegen, mit einem Gesundheitsbade und 180 kathol. Einwohnern, die sich vom Feldbaue nähren. (*Rumy.*)

OMÂRA (عمارة). **1) Abu Muhammed Omâra**, der Sohn des Abu'lhasan Ali, mit dem Ehrennamen Nedschmed-dîn, d. h. Stern der Religion, aus Jemen, hat als Geschichtschreiber und Dichter einen ausgezeichneten Ruhm, und diesen selbst im Abendlande erlangt. Für sein Vaterland Jemen ist er der zuverlässigste, umfassendste und auch in gewisser Beziehung vorurtheilsfreieste Historiker, was auch spätere einheimische Geschichtschreiber vorzüglich dadurch anerkannten, daß wenn ihnen Mittheilungen über das glückliche Arabien zu machen waren, sie sich theils auf das Zeugniß des Omâra beriefen, theils ihn wörtlich citirten, so z. B. Abulfeda (**Ann. Mosl. II, 122. III, 56 sq. ib. 88 sq.**) und El-Rebi' (bei Johannsen in **Hist. Jemanae**, einer zu Bonn gekrönten Preisschrift, **p. 19**). Seine früheste Zeit brachte er in Mertân, einer Stadt des jemanischen Thales Caisâ' (die bei Johannsen anders lautenden Lesarten sind sehr verdächtig), zu, die auch sein Geburtsort zu sein scheint, wenn es nicht Mekka selbst war. Zwei Jahre später, als er mannbar geworden (529 der Flucht, d. i. 1134 oder 35 n. Chr.), begab er sich nach Zebîd, wo er sich vier Jahre lang in einer der dortigen Medresen mit der Jurisprudenz beschäftigte. Im J. 549 (1154 oder 55) vollzog er die heilige Wallfahrt nach Mekka, und das Jahr darauf schickte ihn der Herr dieser Stadt, Câsim Ben Hâschim, als Gesandten nach Ägypten an den dortigen Herrscher Fâiz Ben-eltzâfir, dessen Vezier Sâlih Ben Rezik er in einer

---

23) Snorri Sturleson, Heimskringla, Saga af Olafi Helgom, Cap. 113—116, bei Schöning S. 165—169. Cap. 175. S. 289, 290. Cap. 176. S. 290, 291. Cap. 194. S. 319. Cap. 231. S. 359, bei Peringskiold 1. Th. S. 555—557, 559, 560, 734, 784. Fornmanna-Sögur 4. Bd. S. 234—239, 382. 5. Bd. S. 30, 71. Scripta Islandorum historica. Vol. IV. p. 221—225, 351. Vol. V. p. 37, 76.

Kaside besang, die uns Ibn Khallekân (Nr. 500) aufbewahrt hat. Er war im Mai 1155 in Ägypten angekommen, und nachdem er die glänzendste Aufnahme gefunden und Tage voll des Überflusses und schwelgerischer Genüsse verlebt hatte, verließ er nach sechs Monaten Ägypten, kehrte nach Mekka zurück, und ging im März 1156 wieder nach Zebîd. Auch in diesem Jahre pilgerte er von Neuem und auch Kasim lud ihn durch einen Brief abermals zu sich. Von dieser Zeit an wählte er Mekka zu seinem Aufenthalte, scheint aber seit dem September 1157 Jemen verlassen zu haben. Als Jurist hing er den Grundsätzen der Schafiiten an, die er auf das Hartnäckigste vertheidigte, beschäftigte sich daneben viel mit den schönen Wissenschaften und mit der Dichtkunst, und auch die Traditionslehre betrieb er mit Erfolg. Überdies genoß er fortwährend die größte, mit Wohlthaten verbundene Aufmerksamkeit von Sâlih und seinen Söhnen wegen seiner angenehmen Gesellschaft, trotz dem, daß sie verschiedener Glaubensansicht waren. Dankbar pries Omâra dafür diese Familie in vielen Lobgedichten. Sobald sie aber gestürzt war und Salâh-ed-dîn und seine Dynastie in Ägypten Platz genommen hatte, that er auch Gleiches gegen dieses Herrscherhaus, wie sein Diwan, der alle diese Gedichte enthält, beweist. Dem Salâh-ed-dîn selbst schickte er eine Kaside, in der er unter der Aufschrift: „Die Klage des seufzenden Unrechtdulders" (Schikâjet el-motetzallim), seine Noth schilderte. Später aber ließ er sich mit mehren der Ersten am Hofe in eine Verschwörung zum Sturze des Salâh-ed-dîn und der Wiedereinsetzung der Fatimiden auf den Thron ein. Die Verschwörung ward verrathen, und acht der ausgezeichnetsten Männer, unter ihnen unser Omâra, wurden in Kahira ergriffen (Anfangs Mai 1174 oder genauer Sonntags den 26. Schaban 569) und sechs Tage darauf (Sonnabend den 2. Ramadhan) nach Ibn Khallekân gehangen, nach Abulfeda (Ann. Mosl. IV, 8) an das Kreuz geschlagen. Letzterer führt überdies (a. a. O.) mehre Gedichte an, die Omâra zum Lobe der Fatimiden oder Aliden verfaßt hatte. Auch Imâd-ed-dîn Isfahâni, der Geschichtschreiber Salâh-ed-dîn's, erzählt die Verschwörung, ihre Entdeckung und den Proceß des Omâra, der grade durch seine Gedichte zum Lobe Ali's und seiner Nachkommen, den Salâh-ed-dîn und die Richter gereizt hatte, ausführlicher, wie schon Ibn Khallekân durch seinen gegebenen Auszug andeutet. Unter den Schriften des Omâra, von denen der Diwan bereits genannt worden ist, führen wir als die nennenswerthesten noch folgende auf: 1) Seine Geschichte Jemens, betitelt: Achbâr El-Jemen oder Tarich El-Jemen's, deren Werth schon aus den oben angegebenen Andeutungen zu ersehen ist. 2) Eine Geschichte der Dichter seiner Zeit. 3) Eine Geschichte der Stadt Zebîd. 4) Eine Geschichte der Veziere Ägyptens, unter den Titel: El-Noket El-Asrîjet, geistreiche Gedanken der Zeit. Dieses Werk befindet sich auf der Bodleyanischen Bibliothek Nr. 835 (vergl. Uri).

2) **Abu Omâra Hamza Ben Hèbîb Ben Omâra Ben Ismail** aus Kufa, gewöhnlich El-Zejjât, d. i. der Ölverkäufer genannt, ein Freigelassener der Familie des Akrama Ben Ribi, war einer der sieben kanonisch gewordenen Koranleser und Korankritiker, und ein Schüler des Amasch. Er selbst ward der Lehrer in der Korankritik für den berühmten Abu'lhasan Kesâï, der noch größeres Ansehen in jener Wissenschaft erlangte. Unser Abu Omâra erhielt den Namen Ölverkäufer, weil er Öl von Kufa nach Holwân verführte, und von da wiederum Nüsse und Käse nach Kufa zurücknahm. Er starb in Holwân 76 Jahre alt im J. 156 (773). (*Gustav Flügel.*)

OMM ALI (d. i. die Mutter des Ali) **Tackîja**, die Tochter des Abu'lfaradsch Geith, war an Fâdhil Ben Sa'dallah, der im Sommer 1097 in Damaskus geboren wurde, dessen Geschlecht aber eigentlich aus Tyrus abstammte, verheirathet. Den Beinamen, unter dem sie vorzüglich bekannt war, Omm Ali, erhielt sie durch ihren Sohn Tâdsch-ed-dîn Abu'lhasan Ali, der seinen Aufenthalt in Ägypten hatte und auch im Gebiete von Alexandrien starb (Ende Septembers 1206). Sowie des letztern Kenntnisse in der Grammatik, in der Kritik des Koran, in der Kalligraphie und Orthographie überall viel gerühmt wurden, so zeichnete sich seine Mutter durch ihr Dichtertalent aus. Ihre Kasiden und kleinern poetischen Ergüsse, sowie ihre Gelegenheitsgedichte, wurden bald das Eigenthum der Öffentlichkeit, und gelehrte Männer, wie Abu'ttâhir Ahmed Ben Muhammed Selefi aus Isfahan, in dessen Gesellschaft sie im Gebiete von Alexandrien eine Zeit lang zubrachte, trugen dadurch, daß sie ihrer in ihren Schriften rühmend gedachten, viel zu ihrem größern Ansehen bei. Man weiß, daß sie zu Ehren des Melek Motzaffer Tacki-ed-dîn Omar, des Neffen Salâh-ed-dîn's, eine Kaside verfaßte, in der sie vorzüglich den Apparat zum Gastmahle und hauptsächlich wiederum den Wein besang. Diese Dinge, meinte der Empfänger, kennt die Altmeisterin (Scheicha) noch von ihrer ersten Liebe her. Sobald sie diese Antwort gehört, dichtete sie eine zweite Kaside, welche die erste durch ihre Anlage und Ausführung noch übertraf, aber über den Krieg und den Apparat desselben und alles, was sich auf ihn bezieht, und meinte, daß sie sich hierauf ebenso verstände, wie auf jene Künste. Sie selbst war im August oder September 1111 in Damaskus geboren (nach Andern einen Monat früher), und starb im J. 1184, nachdem sie schon im vierten Jahre ihres Alters ihren Vater verloren hatte. Ihr Sohn folgte ihr im September 1206 nach, und zwar übereilte ihn der Tod zeitig in der Umgegend von Alexandrien.

(*Gustav Flügel.*)

OMUND (Sagengeschichte), 38. König von Dänemark, Oli's des Muntern Sohn und Nachfolger, wünschte die berühmte Esa, die Tochter des norwegischen Königs Ring, zur Gattin. Aber seine Hoffnung verminderte Ring's Gesinnung, der nur einen Schwiegersohn von der ausgezeichnetsten Tapferkeit haben wollte. Um sich den Ruhm der Tapferkeit zu erwerben, fuhr Omund mit einer Flotte nach Norwegen, um dieses Reiches, als eines angeerbten, sich zu bemächtigen. Freundschaftlich nahm ihn der Fylkiskönig [1]) Oddo von Jadar auf. Dieser beklagte

---

1) Regulus, über den Gegensatz Fylkiskonungur zu dem

sich, daß Ring sein Erbe an sich gerissen, und ihm oft Leid zugefügt. Ring war damals auf Wiking (Raubfahrt) in Irland, und sein Land ohne Vertheidiger. Omund, mit Oddo vereint, brach in Ring's Land ein, verschonte die Landesbewohner, plünderte die Eigengüter Ring's, und erschlug dessen Blutsfreunde. Bei seinen Kriegsthaten schlug er sich jedoch nie, wenn der Feind geringer an Zahl war. Unterdessen hörte er, daß Ring aus der Wiking wiedergekommen. Er ließ daher sein großes Schiff zur Schlacht rüsten, von welchem aus er, wie von einer Festung, den Feind beschießen konnte. Ring zeigte von Vorn einen Theil seiner Truppen, um den Feind im Rücken angreifen zu lassen. Omund erfuhr diese List durch Oddo, und sandte Atyl von Schoonen den Hinterhalt zu vernichten. Atyl jedoch ward geschlagen und floh nach Schoonen zurück. Omund erhielt von Oddo frisches Kriegsvolk. Atyl sah im Traume den Kampf in Norwegen, und eilte, um seine Flucht wieder gut zu machen, mit seiner Flotte zum Beistande Omund's. Omund schlug eine Seeschlacht und gewann den Sieg. Ring ward tödtlich verwundet, und bat den tapfern Omund, sein Schwiegersohn zu werden, da er einen solchen hierzu sich gewünscht. Omund heirathete die eine Tochter Ring's, und gab die andere dem Sohne Atyl's, Namens Homod, der ihm in diesem Kriege treffliche Dienste geleistet. Zu jener Zeit hatte sich in Norwegen die kriegerische Jungfrau Rußla mit ihrem Bruder Thrand um das Reich geschlagen. Sie wollte nicht dulden, daß Omund über die Norweger herrschte und beschloß gegen alle, die unter die Herrschaft der Dänen gegangen, den Krieg. Omund sandte Scharen gegen sie. Sie besiegte sie; der Sieg berauschte Rußla'n, und sie gedachte selbst des dänischen Reichs sich zu bemächtigen. Sie griff zuerst Halland an. Omund sandte Heere unter Homod und Thola hinüber und besiegte durch sie Rußla'n. Sie floh auf die Flotte. Die vor den Dänen Weichende empfing ihr Bruder Thrand. Er ward besiegt, verlor sein ganzes Heer und floh auf das Dofrafiall. Als Omund dieses hörte, zog er wieder mit einer großen Flotte nach Norwegen und richtete zuerst Thelemark's Volk gegen Rußla's Herrschaft auf, indem er Homoden und Thola'n heimlich dahin sandte. Rußla ward von Landsleuten aus dem Reiche vertrieben, floh auf die Eilande, und entwich ohne Schlacht, als die Dänen dazu kamen. Omund verfolgte sie, holte sie auf dem Meere ein, erschlug alle ihre Mannschaft auf den Schiffen und gewann großen Sieg. Die mit wenigen Schiffen entflohene Rußla ward im Treffen mit ihrem Bruder Thrand erschlagen. Der König gab deshalb ihm das Jarlthum, machte die übrigen zinsbar, und kehrte nach Dänemark zurück. Thorias und Bero, Rußla's tapferste Krieger, waren damals auf Raubfahrt in Irland. Sie hatten einst das Gelübde gethan, den zu erschlagen, der ihre Herrin erschlagen würde. Jetzt foderten sie den König Omund zum Zweikampfe. Diesen übernahm Homod und Thola. Bero fiel, Thorias ward schwer verwundet. Als darauf die Slawen den gewohnten Zins zu zahlen sich weigerten, des Königs Gesandte ermordeten, und ihn auch mit Waffengewalt in Jütland angriffen, erschlug er sieben Könige in einer Schlacht, und machte die Slawen wieder zinsbar. Omund starb in tiefem Frieden und hinterließ zwei Söhne, Syward [2]) seinen Nachfolger, und Buthlo, und ebenso viele Töchter [3]).

(*Ferdinand Wachter.*)

ONOS *Risso* (**Pisces**). Eine Gattung aus der Familie **Gadoides** von Risso in dessen **Histoire naturelle des Productions de l'Europe méridionale III.** aufgestellt, von Cuvier (**règne anim. ed. 2**) nicht beachtet, indem er den neuen Namen **Motella** für dieselbe annimmt, der wol aus dem Provinzialnamen **Moustella** abgeleitet ist, daher weniger Aufnahme als der classische **Onos** verdient. Als Kennzeichen gibt Risso an: der Körper lang, zusammengedrückt, zwei Rückenflossen, davon die vordere sehr klein; viele Bartfäden an den Kiefern; der Schwanz gerundet.

1) **O. Mustella** (*Rondelet*, 223, 14. *Willugby*, **Icht.** 2, 1. *Johnston*, 1, 4. *Bloch*, 65, 1. *Risso*, **Icht. de Nis.** 120, 10. *Cuv.*, 2, 216; in Nizza **moustelle**, sowie die beiden folgenden Arten). Unter allen den Fischen des Meeres bei Nizza, welche den Namen **moustella** führen, die gemeinste Art. Die Haut ist glatt, fleischfarben und braune Flecken auf dem Körper und in den Seiten, der Unterleib ist silberblau, der Kopf braun, oben platt, der Oberkiefer ist viel länger als der untere, die Augen sind goldfarben, die Seitenlinie ist an ihrem Anfange gebogen und läuft dann gerade; die erste Rückenflosse ist wenig sichtbar und läßt sich in die Rückenfurche niederlegen ihr erster Strahl ist der längste, der zweite ist dicht mit braunen Flecken überdeckt, die Bauchflossen sind roth, die Afterflosse röthlich, die Schwanzflosse zugerundet. Das Weibchen hat den Bauch sehr entwickelt und legt zwei Mal im Jahre Eier. Die Länge ist 300 Millemetres, der Fisch hält sich das ganze Jahr an den felsigen Ufern auf. Strahlenzahl in den Flossen: erste Rückenflosse 50, zweite 55, Bauchflosse 6, Brustflossen 18, Afterflosse 46, Schwanzflosse 20.

2) **O. maculata.** Mehr oder weniger gelb, über den ganzen Körper reichlich braun gefleckt, in den Seiten mit weißen Punkten, der Bauch blaßbläulich, der Kopf ist länglich, die Schnauze stumpf, der Unterkiefer bei geschlossenem Munde kürzer als der obere, die Seitenlinie ist gegen den Kiemendeckel hin gebogen, dann gerade, und ist von einer Reihe graulicher Punkte begleitet, die Flossen sind schwach, röthlich überlaufen. Risso bemerkt hierzu, daß **Blennius lupus** (p. 27. nr. 66) und **Blennius labrus** (p. 28. nr. 67), beide auf Tafel 3. der Schrift von Rafinesque (**Caratteri etc.**) abgebildet, nur ein Weibchen und eine Varietät dieser Art seien. Die Länge dieses Fisches ist 260 Millemetres, er findet sich das ganze Jahr bei Nizza in der Algenregion. Strahlenzahl in den Flossen: erste Rückenflosse 55, zweite Rückenflosse

---

Thiódkonungur, s. F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 1. Bd. S. CXXV, CXXVI. S. 156.

2) Sigurd. 3) *Saxo Grammaticus*, Hist. Dan. Lib. VIII. p. 148, 149, 153.

58, Bauchflosse 6, Brustflosse 17, Afterflosse 48, Schwanzflosse 22.

3) O. fusca (*Rond.*, 225, 15. *Risso*, 121, 11). Risso betrachtet diesen Fisch als eine eigene Art hauptsächlich um der Farbe willen. Diese ist standhaft schwarzbraun mit einer oder zwei weißen Fleckenlinien in den Seiten; der Unterleib ist bleiblau, die Kiefern sind fast gleich lang, die Augen sind braun, die Seitenlinie kaum sichtbar. In der ersten Rückenflosse ist der erste Strahl schwärzlich, die Afterflosse ist schwarz gerandet, die Bauchflossen sind dunkel und die Schwanzflosse hat die Farbe des Rückens. Dem Weibchen fehlen die weißen Punkte; es laicht im Frühjahre. Die Länge dieses Fisches beträgt 200 Millemetres, sein Aufenthalt ist das ganze Jahr hindurch in der Algenregion. Als Varietät betrachtet Risso den Phycis agrammus *Rafinesque* (Précis sémiologique). (D. *Thon.*)

ONYCHOTHEREUM (Paläozoologie), wäre die Benennung, welche Fischer von Waldheim dem Geschlechte Megalonyx *Jefferson's* gegeben. Doch kann ich dieses Synonym nicht aus der Quelle anführen*). (*H. G. Bronn.*)

OPHICEPHALUS (Paläozoologie). Der Ophicephalus striatus in Volta's Ittiolitologia Veronese (t. 48. f. 1) ist nach Agassiz ein Thynnus (Th. propterygius) **). (*H. G. Bronn.*)

OPHIOCEPHALUS (Paläozoologie). Die fragliche Art dieses Geschlechtes bei Blainville, Volta's Perca punctata (Ittiolitol. Veron. t. 51. f. 1), ist Sphyraena Bolcentis *Agassiz* geworden ***). (*H. G. Bronn.*)

OPHION *Fabricius* (Paläozoologie). Eine Art mittler Größe aus diesem Neuropteren-Geschlechte, kommt in den normalen Süßwassergebilden des tertiären Beckens von Aix im Departement der Rhone-Mündungen vor †). (*H. G. Bronn.*)

OPHIOPSIS (Paläozoologie). Ein Geschlecht fossiler Fische, welche aus den obern Juragebilden in Teutschland stammen. Es ist von Agassiz ††) kürzlich gegründet worden, und gehört in dessen Ordnung Ganoides, Familie Lepidoides, Gruppe mit spindelförmigem Körper, neben Pholidophorus. Der Charakter ist: Körper verlängert, mit überall fast gleichgroßen Schuppen bedeckt, welche nur gegen den Anfang der Schwanzflosse hin etwas kleiner werden, und längs ihren obern Lappen eine schiefe Richtung annehmen. Die Schwanzflosse ist nur wenig gabelförmig getheilt; Brustflosse sehr groß und lang; Rückenflosse sehr lang, aber nieder; die Bauchflossen stehen deren Mitte gegenüber. Der Kopf ist klein; doch die Kiemendeckel sind stark und breit.

1) O. Münsteri *Ag.* Alle Schuppen scheinen gleichseitig; ihre äußere Oberfläche ist wellenförmig, ohne deutliche Streifung; ihr Hinterrand fein gezähnelt; ihr Gelenkzacken kurz. Im obern Jurakalke zu Kelheim an der Donau.

2) O. procerus *Ag.* Länger, die Flossenstrahlen zumal in den Schwanzflossen schlanker, als bei jener. Im lithographischen Jurakalke zu Solenhofen im Pappenheim'schen. (*H. G. Bronn.*)

OPHISURUS (Paläozoologie). Dieses Geschlecht von Fischen aus der Familie Anguilliformes *Cuvier* kommt fossil auch im alten Tertiärkalke des Monte Bolca vor. Oph. acuticaudatus *Agass.* ist, was in der Ittiolitologia Veronese (t. 23. f. 1) und bei Blainville (Poissons fossiles, p. 56. Krieger's Übers. V, 139) als Muraenophis aufgeführt worden war*). (*H. G. Bronn.*)

OPISTHOTHENAR, sc. musculus, ist der längste Rückenmuskel, welcher in den Lendenheiligbeinmuskel und den langen Rückgrathsstrecker zerfällt (s. d. Art. Rückenmuskeln). (*Moser.*)

OPPONENS, sc. musculus, der Gegensteller, findet sich in der Hand für den Daum und für den kleinen Finger.

Opponens pollicis, Gegensteller des Daumens, liegt zwischen dem Anzieher und Beuger vom Abzieher des Daumens bedeckt, welche kleinen Muskeln den Ballen an der Daumenseite der Hand bilden. Der Gegensteller entspringt an der innern Fläche des Hohlhandbandes und vom großen vielwinkeligen Beine, und setzt sich an den äußern Rand des Mittelhandknochens des Daumens, welchen er gegen den kleinen Finger zieht, und so die Hand hohl macht.

Opponens digiti minimi, Gegensteller des kleinen Fingers, liegt unter dem Beuger und Abzieher des kleinen Fingers im Ballen seiner Seite. Er heftet an den Haken des Hakenbeines und geht zum innern Rande des Mittelhandknochens des kleinen Fingers, welchen er gegen den Daumen hin bewegt, und so diesen in seiner Wirkung, die Hand hohl zu machen, unterstützt. Er wird von einigen Anatomen auch Anzieher genannt. (*Moser.*)

Orbicularis diarthrosis, s. Verbindung der Knochen.

ORBICULARIS, sc. musculus. Kreis-, Ring-Schließmuskel. So werden diejenigen Muskeln genannt, welche sich entweder gar nicht, oder nur mit einigen Bündeln an Knochen heften und, indem ihre Bündel sich umbiegen und zurücklaufen, Ringe bilden, welche unmittelbar unter der Haut um Öffnungen gelagert sind, die sie schließen können.

Orbicularis musculus ani, Mastdarmschließer, s. Mastdarm.

---

*) *Fischer*, Essai sur les turquoises. p. 40. v. Meyer, Palaeologica. 1832. p. 63.

**) *Agassiz*, Recherches sur les poissons fossiles. IV, 42, 49. Note.

***) *De Blainville*, Poissons fossiles. p. 43, übers. von Krüger S. 109. *Agassiz*, Recherches sur les Poissons fossiles. 42, 49, Note.

†) *Marcel de Serres*, Géognosie des terrains tertiaires. 1829. p. 229.

††) *Agassiz*, Recherches sur les poissons fossiles; Feuilleton. p. 8, 11.

*) *Agassiz*, Recherches sur les Poissons fossiles. IV, 43, 49, Note.

Orbicularis musculus labiorum, Mundschließer, s. Mund.

Orbicularis musculus palpebrarum, Augenlidschließer, entspringt am innern Augenwinkel vom Augenlidbande und mit einigen Bündeln vom Augenhöhlenrande, und geht von da kreisförmig um die Augenhöhlenspalte bis über die Augenhöhlenränder hinaus. Der Theil des Muskels, welcher unmittelbar auf den Augenlidknorpeln liegt, heißt **Stratum internum, die innere Lage,** der übrige Theil **Stratum externum, die äußere Lage.** Der Muskel schließt die Augenlider und hält, indem er durch seine häufigen Bewegungen (Augenblick, Augenwink, Blinzeln) die Thränenfeuchtigkeit über den vordern Theil des Auges führt, den Augapfel und die innere Fläche der Augenlider feucht; zugleich leitet er die Thränen in den innern Augenwinkel nach den Thränenwegen. (*Moser.*)

Orbiculare, scl. os, das Linsenbein, s. Ohr.

ORBIS (Paläozoologie). Ein Geschlecht, welches Lea für ein tertiäres Conchyl gebildet hat, welches jedoch von **Solarium** nicht füglich getrennt werden kann, indem das fast gleiche Ansehen beider Flächen der Schale und der rechteckige Querdurchschnitt der Umgänge keinen hinreichenden Grund zur Sonderung abgibt. Der Charakter ist nach Lea: **Testa orbicularis, discoidea, umbilicata; apertura quadrangulari; umbilico lato spirali; anfractus omnes utrinque expositi; columella nulla.**

Einzige Art: **O. rotella** *Lea* (contrib. 123. t. IV, f. 112). Klein, dünn, glatt, oben und unten flach, zwei Mal gekielt; Spitze eingedrückt; Nabel weit, perspectivisch und auf der Kante gekielt; Umgänge 4, ganz quadratisch; Länge 0,05, Breite 0,15 Zoll *). (*H. G. Bronn.*)

Orbita, die Augenhöhle, s. Schädel.

ORBITINA *Risso* (Mollusca), eine Gasteropodengattung von Risso (hist. nat. de l'Europ. mérid. IV.) aufgestellt. Steht in der Nähe von **Bulimulus** nach **Cochlicapa** und vor **Clausilia.** Die Schale eiförmig, glatt, stumpf, die Naht ist sehr schmal und tief, die Mündung fast dreieckig, der Mundsaum ist vorn zur Linken dünn und vollkommen, zur Rechten dick und ausgebogen und nur hinten etwas vereinigt. Es sind folgende zwei Arten aufgeführt.

1) **O. incomparabilis.** Die Schale ganz glatt, etwas durchscheinend, fünf Windungen, die alle gewölbt sind, die Epidermis matt weiß, die Länge drei Millemetres in Wiesengräben bei Nizza, im Frühjahre und Herbst (*Risso*, l. c. 23).

2) **O. truncatella.** Die Schale ganz glatt, durchscheinend licht hornfarben, alle sechs Windungen gewölbt. Die Länge fünf Millemetres findet sich in Felsenspalten an dürren Hügeln bei Nizza, ebenfalls im Frühjahre und Herbst. Über die Thiere beider Arten findet sich keine Angabe (ib. f. 25). (D. *Thon.*)

ORCYNUS (Paläozoologie). Zwei fossile Arten dieses Fischgeschlechts kommen nach Agassiz *) im ältern Tertiärkalke des Monte Bolca vor; nämlich:

1) **O. lanceolatus** *Ag.* (Scomber altalunga Ittiol. Veron. t. 29. f. 1; de *Blainville*, Poissons fossil. 41; übers. von Krieger, S. 104; und Salmo cyprinoides Ittiol. t. 52 gleich Clupea cyprinoides, de *Blainv.* 39. Krüger 100) und

2) **O. latior** *Ag.* (Scomber Orcynus Itt. t. 55. f. 2. De *Blainv.* 42. *Bronn.* Ital. nr. 57). (*H. G. Bronn.*)

ORDHI (عرضى), d. i. gebürtig aus Ordh, einem bedeutenden Flecken der syrischen Wüste zu dem Gebiete von Hâleb gehörig, und zwischen Rosâfa und Palmyra gelegen. Jene Namen führen mehre als bedeutend anerkannte Schriftsteller der Muhammedanischen Welt, obwol sich nicht von allen behaupten läßt, daß jener Ort wirklich Veranlassung zu demselben gegeben hat. Wir nennen von ihnen folgende vier, die allerdings großentheils Syrien zu ihrem Vaterlande haben:

1) Der Geschichtschreiber Hâleb's **Abu'lwefâ Ibn Omar Ordhi** aus Haleb, der unter dem Titel: „Die Fundgruben des Goldes" (Meâdin el-dzeheb), eine Geschichte der berühmten Männer jener Stadt herausgab.

2) **Omar Ben Abd-el-rahman Ben Omar Ordhi,** auch **Kerchi,** d. i. aus Kerch, einem Orte bei Bagdad, genannt, der mehre umfassende Commentare zu andern Werken herausgab. Sie sind folgende: a) Zu der Kaside des Sadr-ed-dîn Muhammed Ben-elsâwi über die Prosodie, die den Titel: Arûdh El-Sâwi führt. Auch Andere commentirten dieses Gedicht. b) Zu dem Werke Schefâ, d. i. die Heilung, das über die Vorzüge des Propheten Muhammed und Alles, was ihn betrifft, handelt. Sein Verfasser ist der 544 (1149—50) verstorbene Imam und Richter Abu'lsadhl Ijâdh Ben Musa Jahsebi, und der Commentar des Ordhi umfaßte nicht weniger als vier Bände.

3) Der Astronom, Scheich und Imam **Mowajjed-ed-dîn Ordhi,** den Hulagu Khân, als er die berühmte Sternwarte von Merâga gebaut, von Damaskus zugleich mit Fachr-ed-dîn aus Mosul, Fachr-ed-dîn Khilâti aus Tiflis und Nedschm-ed-dîn aus Kazwîn nach Merâga berief. Bekanntlich begann der Bau jener Sternwarte im J. 657 (1259). Auch ist Ordhi Herausgeber astronomischer Tafeln (Zîdsch), die er zu Ehren des Alâ-eddewlet die **Alaidischen** nannte (vergl. **Histor. Dynast.** p. 549 und *Hyde*, **Syntagma I.** Vorr. S. XX. fg.). Sein Sohn Muhammed ist Verfasser des dresdener arabischen Himmelsglobus (s. Astronomische Jahrb. von Zach, 1808. S. 101).

4) **Omar Ben Abd-el-wehhâb Cadiri Ordhi,** der Mufti von Haleb, der im J. 1024 (1615) starb, bekannte sich zur Secte der Schafiiten und scheint aus Mekka gebürtig zu sein. Er hat uns eine Kaside hinterlassen, die in 69 Versen gute Lehren und Ermahnungen enthält. Sie führt die Überschrift: Lamijet el-schoraf und

*) *Isaac Lea*, Contributions to Geology. (Philadelphia 1833.) p. 123.

*) *Agassiz*, Recherches sur les Poissons fossiles. IV, 42, 49, Note.

er schrieb selbst einen Commentar dazu, den er Nahdsch el-seâdet, „Weg der Glückseligkeit," betitelte und 1017 (1608—9) vollendete. (*Gustav Flügel.*)

ORDO sive OECONOMIA SALUTIS, Heilsordnung. 1) Begriff. Die Bedingung der Seligkeit ist die Heiligung. Dem in den Zusammenhang mit Sünde und Schuld eingetretenen und dadurch der seligen Gottesgemeinschaft verlustigen Menschen wird von Gott selbst die Hand zur Rückkehr, das Mittel zur Genesung und zu seinem ewigen Heile durch die christliche Lehre und Gemeinschaft geboten. Die Lehre von diesem Heile durch Christus hat eine objective Seite, nach der sie den göttlichen Rathschluß zu unserm Heile und dessen Vollziehung durch Christus, oder was für uns geschehen ist, zu entwickeln hat, und eine subjective, deren Gegenstand die Art ist, wie das göttlich Gegebene in uns wirklich zum Heile wird, oder was in uns geschehen muß. Das letztere, die Aneignung des Heiles, umfaßt die Entwickelungsreihe der religiösen Lebenselemente als göttlicher Gnadenwirkungen, und wiefern diese in dem Menschen seinen geistigen Bildungsgesetzen gemäß und somit in einer gewissen Ordnung erfolgen müssen, heißen sie Ordnung des Heils (ordo s. oeconomia salutis) d. i. also nach Reinhard: die in der Religion Christi vorgeschriebene Weise zur Erlangung des Heils, oder die Art, wie der Sünder durch den heiligen Geist zum Heile geführt wird.

2) Geschichte. Was im N. Test. Weg des Heils genannt wurde, bedeutete bald noch überhaupt Religion, bald insbesondere die Vermittelung der Theilnahme an der Erlösung Christi, oder den Zugang zum Reiche Gottes. In dem ältesten Präconium: „Thut Buße und glaubet der Gnadenverkündigung" wurde jener Weg aufs Einfachste angegeben, und von den ersten Boten des Gekreuzigten ebenso im Gegensatze gegen den gesetzlichen Weg zur Gottwohlgefälligkeit festgehalten als ein in der Liebe thätiger Glaube.

An diese einfache Bestimmung schlossen sich auch die ältesten Kirchenlehrer an, sodaß sie nach der Foderung Christi als Hauptsache zum Eintritte ins Reich Gottes die Sinnesänderung ansahen. So entstanden in der lateinischen Kirche zahlreiche Schriften über die Umwandlung oder Buße (poenitentia), welches der kirchliche Ausdruck für jene gänzliche Sinnesänderung wurde; z. B. von Tertullian, Ambrosius, Hieronymus, Augustinus. Tertullian nannte sie das Leben, Hieronymus das aus dem Schiffbruche rettende Bret, und Letzterer erregte damit vielfachen Widerspruch. Die genauern Bestimmungen aber, daß diese Umänderung mit sammt der dazu nöthigen Entstehung des Glaubens im Menschen einzig der göttlichen Gnade zuzuschreiben sei, entstanden erst seit der Geltendmachung von subj. menschlichen zum Guten hinreichenden sittlichen Kräften. Augustinus nennt das Heil des Gottesstaates im Allgemeinen ein solches, daß es mit und durch den Glauben, nach dessen Verlust aber nicht erworben werden könne, welcher Gedanke auch so viele Märtyrer hervorgebracht. Indem er aber die Willigkeit zum Glauben als ein Werk des Geistes Gottes [1]) erkannte, erklärte er auch immer entschiedener, daß alles Heil in der christlichen Gnade liege [2]). Eine Unterscheidung einzelner Epochen auf diesem Wege findet sich nicht in der Annahme einer doppelten Wiedergeburt. Denn außer der durch die Taufe und den Glauben geschehenden nennt er so die Auferstehung des Fleisches, die sich zwar aus der erstern ergebe, die aber als zukünftig nicht mehr das Werden des Seelenheiles in der Zeit des Kampfes bezeichnet. Indessen die Wirkungen des heiligenden Gottesgeistes, welche später in der Heilsordnung zusammengestellt wurden, sind schon von ihm ausgezeichnet, z. B. in der Schrift gegen Maximinus [3]), indem dieser und andere Arianer bei den Wirkungen des heil. Geistes die Thätigkeit Gottes und Christi auszuschließen schienen. Und diese Wirkungen beschreibt Augustinus als eigenthümlich und verschieden sich ankündigend [4]).

Positiv trat die Freiheit in der Darstellung der Heiligung und die Abneigung gegen Fixirung eines einzigen bestimmten Heilsweges in der griechischen Kirche hervor, ohne daß dabei der Nothwendigkeit des Glaubens als letzten einzigen Durchgangspunktes zu nahe getreten wurde. Schon der Alexandriner Clemens spricht [5]) von vielen und verschiedenen Wegen des nach seiner Güte auf mancherlei Weise (*πολυτρόπως*) rettenden Gottes, es führen aber diese insgesammt zu dem königlichen Hauptwege, und zu der Hauptthüre, dem Herrn, nach Joh. 10, 7. Mit Berufung auf Eph. 3, 10 stellt er sogar (heilige) Kunst und Wissenschaft als Gotteskräfte zu unserm Heile in dieselbe Reihe mit Glauben und Prophetie [6]), setzt aber doch hinzu, daß nur Ein Weg zur Wahrheit sei und daß die übrigen sich zu ihm propädeutisch verhalten, oder wie die Nebenflüsse Eines Stromes. Bekämpft mußten aber bald solche werden, welche theils die äußern Heiligungsmittel für magisch wirkend hielten, theils solche, die das Märtyrerthum schon für sich als sichern Heilsweg (salus per ignis usturam) [7]) annahmen. Dies war auch der Standpunkt des Origenes, wenn er auf eine geistige successive Heilsaneignung das meiste Gewicht legte und die aufgenommene göttliche Vernünftigkeit (*λόγος*) als Grund der Gerechtigkeit vor Gott aufstellte [8]) im Gegensatze zur Meinung von der Unwiderstehlichkeit des göttlichen Gnadenzuges, die man aus dem Gleichnisse vom Fischzuge Matth. 13, 47 ableitete. Allein er spricht doch auch wirklich

---

1) De spir. et lit. c. 34.

2) De civ. dei. Lib. X. c. 32: Universalem viam animae liberandae sola gratia Christi reseratam esse. 3) Opp. ed. Ben. T. VIII. p. 456 sq.: Spiritus S. sine Christo non docet aut *illuminat* quemquam, sine Christo non *sanctificat*, aut dici potest sanctos *custodire*. 4) Opp. ed. B. T. VI. p. 78: Spiritus S. aliter replet sanctificante gratia, sicut quosdam sanctos, aliter adtestante et ordinante. 5) Strom. Lib. I. c. 7. 6) Strom. Lib. I. c. 4. ed P. p 331: *Εἰκότως οὖν ὁ ἀπόστολος* (Eph. 3, 10) *πολυποίκιλον εἴρηκεν τὴν σοφίαν τοῦ θεοῦ, πολυμερῶς καὶ πολυτρόπως διὰ τέχνης, δι' ἐπιστήμης, διὰ πίστεως, διὰ προφητείας τὴν ἑαυτῆς ἐνδεικνυμένην δύναμιν εἰς τὴν ἡμετέραν εὐεργεσίαν.* Und kurz darauf: *Μία μὲν οὖν τῆς ἀληθείας ὁδός, ἀλλ' εἰς αὐτὴν καθάπερ εἰς ἀέναον ποταμὸν ἐκρέουσι τὰ ῥεῖθρα ἄλλα ἄλλοθεν.* 7) Bekämpft auch von Augustin de civ. dei. Lib. XXI. p. 26. 8) Opp. de la R. T. IV. p. 454: *Οὐ γὰρ φύσις αἰτία δικαιοσύνης, ἀλλὰ λόγος, ὃν περιεδεξάμεθα, ὁ κατασκευάζων δικαίους.*

von einer doppelten Stufe des (subj.) Heiles[9]), deren erste der Glaube sei als Anerkennung und Contemplation, die andere aber die Werkvollkommenheit, wie denn schon Clemens zur Vollendung (Realisirung) des Heils die Werke mitgefodert hatte. Nur eine äußere Ordnung waren die allmälig entstandenen und zu Anfange des 4. Jahrh. kirchlich sanctionirten Bedingungsstufen der Wiederaufnahme in die Kirchengemeinschaft, **status poenitentiae** oder *σταθμοί;* indessen sollten sie doch innere Vorgänge repräsentiren oder bewirken, und scheinen nicht ohne Einfluß auf die Lehrweise über die Bekehrung geblieben zu sein. Es ist wahrscheinlich, daß es von dieser kirchlichen Praxis ausgegangen ist, was wir z. B. bei Johannes von Damaskus finden[10]), daß die Bußthränen als Äquivalent für die Taufe betrachtet wurden, welche eigentlich allein Wiedergeburt und Sündenvergebung bewirke. Vor ihm blieb noch lange die alexandrinische Ansicht von der Unbestimmbarkeit der besondern Heilswege geltend „Vielartig," sagt Cyrill von Jerusalem[11]), „ist das Finden des ewigen Lebens, denn der liebreiche Herr hat nicht eine oder eine zweite, sondern viele Thüren zum Eingange ins ewige Leben eröffnet." Mit größerer Anschließung an biblische Ausdrücke sprach hierüber Cyrill von Alexandrien[12]) in jenem Werke, dessen Aufgabe es war, das Entstehen des frommen Lebens im Menschengeiste anzugeben: „über den Gottesdienst im Geiste und in der Wahrheit," und worin er zuerst vom Falle und der Knechtschaft unter der Sünde, zugleich aber von Berufung und Bekehrung handelt, dann von der Heiligung durch Christum als einzigem Wege, dem Tode aus der Sünde zu entfliehen, hernach aber ins Einzelne von der geistlichen Tapferkeit ꝛc. Allein man findet in diesem Werke nicht den Versuch einer Construction der genannten Lebensstände, sondern fast nur Allegorien aus dem A. Test. dafür und einen Versuch, die Frage zu beantworten, warum Gott nun nicht vom Anfange an und überall gradaus führe zur Heiligung durch den Glauben an Christus und die Rechtfertigung[13]).

Bei der phantastischen Ausbildung des Verständigen im Mittelalter kann die Rede so wenig auf Empfindungen und auf die innern religiösen sittlichen Vorgänge, welche nothwendig sind in der Heiligung, daß Melanchthon in der Ap. d. Conf. S. 71 sagen konnte: **proferant unum commentarium in Sententias (pontificii) ex tanto scriptorum agmine, qui de modo regenerationis dixerit.** Zumal da die Scholastik die Sinnesänderung (**poenitentia**) höchst äußerlich zu einer öffentlichen kirchlichen Handlung, zu einem Sacramente gemacht, und in Beweisung von Schmerz, Bekenntniß des Mundes und gute Werke gesetzt hatte. Im Streite darüber, ob nicht die Taufe nur die vorbereitende Gnade, also die Heiligung noch nicht ertheile, hatte Clemens V. im J. 1311 ausdrücklich erklärt, daß die Taufe auch die heiligende Gnade ertheile. Duns Scotus faßte zwar die Annahme der Gnade geistiger, und meinte, der Mensch könne sich auch dazu bereit und geschickt machen, wurde aber darin von den Thomisten und andern strengen Augustinianern überstimmt. Die praktisch mystische Richtung in der Theologie des Mittelalters foderte mehr vom Menschen. Freilich wurde von vielen vorherrschend die Contemplation zum seligen Leben empfohlen, es wurde der Stufengang zu seligen Empfindungen[14]), aber weniger zu heiliger Willenskraft gezeigt, und man gewöhnte sich, als werthvollstes Mittel und Zeichen der Sinnesänderung den Bußschmerz anzusehen, wie auch der heil. Bernhard die Sünderthränen bekanntlich Engelwein nennt. Selbstüberwindung und Reinigung wurde indessen auch zur Contemplation gefodert, bei welcher der Geist Gottes wirksam werde. Schriftgemäß unterscheidet noch Bernhard in der Wirksamkeit des heil. Geistes zur Heiligung eine negative und eine positive Seite, und in jeder nimmt er eine dreifache Thätigkeit an. Zur Ablenkung vom Bösen wirke der heil. Geist Reue (**compunctio**), Gebet um Vergebung (nach Röm. 8, 6 **supplicatio**) und die Vergebung selbst (**remissio**) nach Joh. 20, 23; zur Vollbringung des Guten dagegen bestehe seine Thätigkeit in Erinnerung des Gedächtnisses, in Erleuchtung der Vernunft und in Bewegung des Willens[15]). Doch daß er dies letztere nicht als ein Nacheinander dachte, zeigt sich schon darin, daß er mit Gedächtniß, Vernunft und Willen den ganzen Geist beschreiben wollte. Wie ferner die Beobachtung der Menschen, die noch unbekehrten Sinnes unter der Herrschaft der Welt stehen, verschiedene Zustände derselben zeigt, so unterschied auch Bernhard in Folge seiner Amtsführung und gemäß der h. Schrift mehre Zustände von solchen, die durch die Gnade Gottes angezogen und bekehrt werden. Er nennt deren fünf, die der Sache nach den spätern Stufen der Heilsordnung ziemlich genau entsprechen. Der erste Status ist der (**sub patre familias**), wo die erste Sehnsucht nach Gott und himmlischen Dingen aufgeht, der andere (**sub domino**), wo durch Furcht vor Strafe und Gericht Flucht der Welt und Bekehrung anfängt, ein dritter (**sub magistro et paedagogo**), wo der Christ seinen Herrn noch schulmeisterlich verehrt und noch der Milch bedarf; die geförderten Kinder Gottes (**sub patre**) in der Freiheit durch den Geist können harte Speise genießen; aber der höchste Stand ist der (**cum sponso**) der völligen Einigung des gereinigten Herzens mit Gott[16]). Um zu diesem Ziele zu führen, verlangten die spätern Mystiker eine unbegrenzte Negation aller Welt und Eigenheit.

9) Opp R. T. III. p. 84 nach Hieron. Übers.: Cum dupliciter constet salus credentium per agnitionem fidei et operum perfectionem, ratio fidei ... *primus* habeatur *salutis gradus*, secundo etc. 10) Barlaam et Jos. c. 11. 11) Cat. 18, 30. 12) Opp. ed. *Aub* (Lutet. 1638.) T. I.: *Περὶ τῆς ἐν πν. κ. ἀληθ. προςκ.* 13) l. l. Lib. I — VIII. und zwar Lib. III. p. 82. Von einem Stufengange des geistlichen Lebens nach Analogie des Stufenganges in der Erkenntniß ist p. 29 die Rede, und p. 31: *Πρόεισι γὰρ ὥςπερ δι᾽ ἀναβαθμοῦ ὁ νοῦς ἐπὶ τὸ ἔχον ἀρτίως ... πρόεισί τε καὶ ἀναφοιτᾷ πρὸς τὸ ἄμεινον φρονήσει, ἀνδρείᾳ πνευματικῇ.*

14) Guigo Carthusiensis schrieb eine Scala paradisi. Die einzelnen Sprossen sind: lectio, meditatio, oratio, contemplatio. 15) Serm. I. in Fest. Pent. Opp. ed. *Mab.* T. I. p. 113. 16) De div. sermo VIII. wobei zu bemerken, daß die unio mystica auch später noch desponsatio hieß *Holl.* Ex. III. p. 411.

Ein „Entsinken, Entwerden" fodert Heinrich Suso [17]), erklärt dies aber nicht als ein „Tödten der Natur, wobei alle Gebrechen leben bleiben," sondern als Reinigung und Überlassung an Gott („Gelassenheit"). Dann müsse folgen Schauen und Loben des Bildes Christi, Speculiren und Jubiliren und endlich Einkehr in Gott nach Joh. 17, 24. Diese dritte Stufe wurde nicht von Suso, aber von Ruysbroech [18]) als wesentliches Aufgehen in Gott (Vergottung) bezeichnet, was wiederum Gerson misbilligte. Der dreifache Weg findet sich in der Anordnung noch ebenso in der teutschen Theologie, aber auch ohne daß der Rechtfertigung durch den Glauben in der Wiedergeburt ein Platz in jener Ordnung angewiesen worden wäre.

Die Grundlehren der Reformatoren mußten daher mehrfach Einfluß haben auf das Denken über die Ordnung des Heils. Vorher ging der Weg zur Gerechtigkeit vor Gott durch einen Vernichtungsproceß oder durch heilige Werke, die im Ermangelungsfalle leider durch die Kirche ersetzt werden mußten, nun aber durch den bloßen Glauben. Da folglich Rechtfertigung nun nicht schon so viel hieß als Erneuerung, Heiligung, sondern nur die göttliche That der Lossprechung bezeichnete, so trat sie nun aus der Reihenfolge in der Aneignung des Heiles heraus und wurde als dessen objective Bedingung vorangestellt. Alle die einzelnen Vorgänge in der Entwickelung des christlichen Lebens nun wurden nach der heil. Schrift als Thätigkeiten des heil. Geistes beschrieben und ohne scharfe Abgrenzung oder weitere begriffliche Theilung meist in das vierfache gesetzt: Berufung, Erleuchtung, Heiligung durch den Glauben und Bewahrung [19]). Ebenso wenig fand dieser Gegenstand in Melanchthon's **Locis**, der Basis für die ganze erste Lutherische Dogmatik, eine weitere abgesonderte Ausführung. Nur im **loc de poenitentia** bezeichnet er den Hergang so: „Erstlich gehört dazu, zur Sinnesänderung **contritio** oder Reue und Schrecken vor Gottes Zorn über die Sünde, zum andern der Glaube an Christum; ob jemand dazu das dritte Stück setzen will, nämlich das christliche Leben, welches eine Frucht der Buße ist, soll mir auch nicht zuwider sein." Sehr zuwider war dies aber den streng Augustinisch Gesinnten, welche die Beimischung menschlicher Verdienstlichkeit und Mitarbeit in die göttlichen Thätigkeiten der Heilsaneignung bestritten. Und diese synergistischen Streitigkeiten hatten auf die Lehre von der Wiedergeburt den Einfluß, daß die Art derselben gegen eine dem Flacius entfallene Äußerung von substanzieller Verderbniß und substanzieller Neuschaffung des Menschen genauer bestimmt wurde als Wiederherstellung und progressive Stärkung der geistlich-sittlichen Kräfte. Auch die lebenvolle Auffassung Osiander's von der Rechtfertigung, da sie im Grunde auf der Vereinigung mit Christo und der Aneignung seiner wesentlichen Gerechtigkeit beruhte, hätte, wenn sie nicht gar bald einhellig verworfen worden wäre, eine großartigere Ausbildung der Heilsordnung erzeugen können und würde vor der spätern Zerstückelung durch die altlutherischen Dogmen bewahrt haben. Statt dessen wurde der Streit mit der Bestimmung abgeschlossen, daß der Mensch zur Herbeiführung von Bekehrung und Wiedergeburt „aus eigenen natürlichen Kräften so wenig etwas anfangen, wirken oder mitwirken könne, als ein Stein oder Klotz [20])." Mehr synergistisch dachte Gerhard, aber die Lehre von Wiedergeburt und Heiligung kommt bei ihm nur in dem Abschnitte vom heil. Geiste und dessen Werken vor, wozu er außer jenen beiden auch noch Antrieb zum Gebet, Trost und Versicherung der Gnade aufzählt. Calixt, der grade auf den Artikel von dem Heile in Christo seine größten Friedenshoffnungen baute, führte zuerst für die Aneignung des Heiles einen besondern Titel (*σωτηριοποιΐα*) in die Dogmatik ein, und setzte zu den früher schon gedachten Stufen nach dem Vorgange einer Stelle des großen Katechismus noch die dereinstige Verherrlichung (**glorificatio**) hinzu, was eine Zeit lang herrschend blieb.

Im Gegensatze zu der ins Lutherthum wieder eingedrungenen scholastischen Behandlung auch dieser Lehre faßte Spener wieder vorherrschend die Umgestaltung als Herzens- und Erfahrungssache und suchte den Weg zum Heile, wovon bisher meist nur das Positive als etwas von Außen Gegebenes zersetzt und kategorisirt worden war, seiner innern Folge nach als Thatsache und Entwickelung des frommen Bewußtseins genauer darzulegen und praktisch zu machen [21]). Mochten auch die Pietisten in der Folge sich weniger biblisch ausgedrückt haben, als Spener, und daher Widerspruch erregen mit ihrem Dringen auf Erfahrung verschiedener Fortschritte der Heiligung und mit ihrer Herabsetzung der Verstandesbildung und Erkenntniß im Vergleiche mit der Wiedergeburt und anderer religiösen Erfahrung — so waren es doch vielmehr einestheils die Mystiker und Quaker, andrerseits die Socinianer, welche die förmliche Ausbildung und Fixirung der kirchlichen Lehre von der Heilsordnung veranlaßten. Die Socinianer schienen die Wiedergeburt zu äußerlich zu bestimmen, indem sie dieselbe auf die Reformation des bisherigen Lebens nach den Vorschriften Jesu beschränkten, und die Vereinigung mit Gott dachten sie nur als hilfreich wirkende Gegenwart, wie schon ähnlich die tübinger Theologen in dem seit d. J. 1619 entstandenen Streite mit Feuerborn in Gießen und den sächsischen Theologen, welche das substanzielle Einwohnen Gottes in den Wiedergebore-

17) Starb zu Ulm im J. 1365. „Ein gelassener Mensch muß entbildet werden von der Creatur, gebildet werden mit Christo und überbildet in die Gottheit." Ausg. von Stip. S. 47. Über den letzten Stand: Wenn ein Stein in ein grundloses Wasser fiele, der müßte allezeit fallen, also soll der Mensch ein grundloses Verfallen und Versinken in Gott haben." S. 57. 18) St. 1381. Im B. **De ornatu spiritualium nuptiarum** heißt es gradezu, der Mensch **convertitur seu transformatur et absorbetur in esse divinum.** 19) **Cat. min. p. 372.** Etwas anders später **F. C. p. 667** und in einer noch andern Zusammenstellung **F. C. p. 662.**

20) **Form. conc.** p. 662 vom Zustande vor der Bekehrung, und p 666 über die Zeit nach der Wiedergeburt. 21) Einfache Erklärung der christl. Lehre ꝛc. (Erl. 1833.) handelt S. 282—292 ganz nach dem neuen Test. und dem kleinen Katechismus über Berufung, Erleuchtung, Erneuerung und Erhaltung. Von der Wiedergeburt ist noch besonders die Rede im Art. von der Taufe. S. 403 fg.

nen vertheidigten, behauptet hatten. Unter den Mystikern war schon in der vorhergehenden Zeit der Grund gelegt zur Ausbildung jenes dreifachen Standes, und dazu kamen jetzt nur neue Namen, wie der Stand der Erleuchtung nun auch der Stand der Beschaulichkeit oder des schmackhaften Glaubens hieß, oder neue Übertreibungen, wie denn der Stand der Vereinigung so sehr auf dem äußersten war, daß man auch von körperlicher Vereinigung redete. Als erste Vorbereitungsstufe dazu wurde neben der Reinigung als das Wichtigste dargestellt das stille Warten, Schweigen und Vergessen seiner selbst. So sprachen die Quaker[22]) von der Nothwendigkeit eines innern Seelensabbaths, ein dreifaches Schweigen hatte Molinos[23]) ausgebildet, und über den Nutzen dieses Schweigens hatte sich Weigel[24]) so vernehmen lassen: Möchte ich ein Klotz sein oder so viel wirken, als ein Klotz eine halbe Stunde, so würde ich ein Prophet und Apostel.

Durch die Schärfe des Gegensatzes zu jeder dieser beiden Betrachtungsweisen geriethen die gelehrten Lutherischen Dogmatiker auf eine allzuviel Distinction einführende und zuweilen mit peinlicher Strenge auftretende Bestimmung der Heilsordnung. Grade die Antesignanen in der Opposition gegen die Mystiker, Carpov und Hollaz, nahmen beide neun Stufen des Heils an[25]), von denen Hollaz versichert, daß sie sich grade wie die Stufen einer Leiter verhalten, ohne deren erste man nicht in die Höhe komme[26]); wogegen z. B. Breithaupt, und Mystiker, wie Tersteegen, mit größerer Einsicht in Gemüthszustände das Fließende derselben erkannten[27]). Die große Zahl der Stände wurde auch allmälig wieder vermindert, und das Herrschende ist die Bestimmung Danov's und Reinhard's auf fünf geblieben, die auch an Bedeutung sinken sollten.

Seitdem nämlich mit einer sehr ungründlichen Bibelerklärung und dem Ausscheiden des „Localen und Temporellen" der Inhalt der Lehre von Rechtfertigung, Versöhnung und Gnade, den objectiven Bedingungen des Heils in der Mitte des vorigen Jahrhunderts wo nicht kritisch zerstört, doch sehr verdünnt worden war, setzten sich auch die Wirkungen der aneignenden Gnade Gottes in einzelne Tugendbestrebungen des Menschen um und fielen nun in die Moral, sowie auch die meisten der bisher unterschiedenen Heilsbewirkungen sich darauf reducirten, daß Gott Gelegenheit und Unterricht gibt, gut und immer besser zu werden. So wurde insbesondere die Wiedergeburt entweder übergangen, oder in Vervollkommnungsstreben verwandelt, und als noch verdächtigeres incommensurableres Gut, die geheimnißvolle Vereinigung mit Gott auf eine sittliche Gleichheit im Willen (**conjunctio moralis**) beschränkt, wie von Morus, Wegscheider, oder ganz aufgegeben, wie von Ernesti und neuerlich von von Ammon, der in seiner Summa nur drei Grade annimmt.

Durch die Wiederaufnahme des positiven Christenthums in die Fülle des frommen Gemüths und durch die Belebung der Idee der kirchlichen Gemeinschaft wurde wie für die gesammte Theologie, so auch für Heiligung innerhalb jener Gemeinschaft wieder mehr Inhalt und Leben gewonnen. Schleiermacher[28]) entwickelte auch hier frei von den bisherigen Bestimmungen und mit streng zusammenhängendem Denken das Entstehen eines neuen, religiösen Lebens im Einzelnen aus dem Wesen der Erlösung. Nämlich „die Befreiung des im natürlichen Menschen unterdrückten Gottesbewußtseins und die Erlangung einer religiösen Persönlichkeit macht das Wesen der Erlösung aus." Das neue Leben ist also bedingt durch die Vereinigung mit Christo. Der Act dieser Vereinigung (Wiedergeburt) muß nun „zum Behufe der genauern Betrachtung" unterschieden werden von dem Zustande des fortwährenden Vereintseins (Heiligung). Die Wiedergeburt aber schließt eine göttliche Thätigkeit ein, die Sündenvergebung (Rechtfertigung) und eine Veränderung im Menschen (Bekehrung) nämlich Buße und Glauben, d. i. Aneignung der Unsündlichkeit und Seligkeit Christi. Auch auf ethischem Gebiete fand diese Lehre eine freie und gründliche Behandlung, welche weder die innern Lebensvorgänge in ein äußeres Besserwerden zu setzen, und eine Zusammenstellung von Tugenden und Pflichten zu geben sich begnügte, noch auf der andern Seite die durch die Methodisten in England gefoderte Bußzerknirschung zur alleinigen Foderung an alle Heilsbedürftigen erhob. So behandelt Schwarz in seinem Hausbuche zuerst das innere Leben des Christen, und anhebend von Gnadenruf und Wiedergeburt, und von dem „Aufleben, der Reue und dem Glaubenssieg" als Stücke der Sinnesänderung nimmt er die verschiedenen möglichen Momente in der weitern Bildung des christlichen Bewußtseins in Betrachtung[29]). Mehr wieder zusammengefaßt wurde die Darlegung von der Heilsaneignung in der Vereinigung der Moral mit der Dogmatik durch Nitzsch. Mit Verwerfung der förmlichen psychologischen Eintheilung des Gnadenwerks wird die Erleuchtung als Grundlage für jeden Anfang und jeden Act des werdenden Gnadenlebens betrachtet, und daher nicht abgesondert, die Berufung dagegen, als erste Vermittelung der Gnadenwirkung und Anregung der freien Empfänglichkeit des Men-

---

22) Vergl. Walch Religionsstreit. ꝛc. 1. Th. S. 611 fg. Die Annahme ihres „innern Lichtes" schien den Werth des Glaubens zu vermindern. 23) Via s. manuductio ad vitam spirit. c. 17. ed. Rom. 1763. p 146, wo ein silentium verborum, desideriorum und cogitationum gefodert wird. 24) Postille 1611. 2. Th. S. 229, womit zu vergl. S. 86: Gib dich nach deinem Gebet oftmals in ein Silentium — laß dich Gott ganz und gar — komm in ein Vergessen deiner selbst. 25) *Hollaz*, Examen theol. acroam. nach der Ausg. v. J. 1735. S. 229 des 3. Theiles: Berufung, Erleuchtung, Bekehrung, Wiedergeburt, Rechtfertigung, mystische Einigung, Erneuerung, Bewahrung, Verherrlichung, als Thätigkeiten der anwendenden Gnade. Carpov stimmt in der Ordnung nur bei den ersten beiden Stufen, und setzt an das Ende nicht die Verherrlichung, sondern die Heiligung. 26) P. III. p. 228. 27) *Breith.* Institt. de cred. T. II. p. 19: Non ac si inter se reapse differant, sed prout diversis respectibus singularem meditationem adsciscunt. Und ähnlich Tersteegen, Geistl. Blumeng. (zuerst 1751) 13. Aufl. S. 396: „Es darf eine demüthige Seele nicht viel über solchen Unterschied der Stände scrupuliren; alle niedrigen Stände haben etwas Ähnliches mit mehr erhabenen."

28) Schleiermacher, Der christl. Glaube. 2. Bd. (Berl. 1822.) S. 309—382. 29) Christl. Ethik. 2. Th. (Heidelberg 1830.) S. 15—112.

schen, wird vorangestellt der Wiedergeburt aus dem Geiste, welche in der Einheit der Rechtfertigung und der Bekehrung des Sünders besteht und zur nothwendigen Folge die Heiligung des Lebens durch die Gemeinschaft mit dem Erlöser hat [30]).

So sehen wir allerdings die frühere Bestimmung der Heilsordnung in ihrem durch die Lutherische Scholastik entstandenen Detail von allen Richtungen der neuern Theologie verlassen, doch so, daß sich eine das christliche Leben noch tiefer und vielseitiger auffassende Entwickelung der Heilsstände als Momente des werdenden christlichen Bewußtseins oder der religiösen Persönlichkeit geltend zu machen anfängt.

3. Kirchlich-dogmatische Lehre. Indem wir nun die Kirchenlehre von der Heilsordnung geben in ihrer dogmatischen Ausbildung, folgen wir derjenigen Art und Bestimmung, welche seit Reinhard in den dogmatischen Lehrbüchern gewöhnlich geworden ist, und nach welcher der Heilsstufen fünf angenommen werden. Jede derselben konnte einerseits als ein Gnadenwerk Gottes, andererseits als ein Zustand im Menschen angesehen werden, und die erste Betrachtungsweise war die vorherrschende. 1) Berufung ist diejenige Handlung des heil. Geistes, wodurch die Menschen eingeladen werden zu den durch Christus erworbenen und durch den Glauben vermittelten Heilswohlthaten. Als Zustand im Menschen gedacht: das Hören und Aufnehmen des göttlichen Worts. Die Eintheilung der Berufung in eine mittelbare und auf gewöhnliche Weise durch Wort und Sacrament geschehende, und in eine unmittelbare, wie die des Paulus war, welche letztere Art von den Rationalisten geläugnet wurde, wird von den Neuern überhaupt für nichtig erklärt. Eine andere Theilung geht den Umfang an; man unterscheidet danach eine uneigentliche, die Berufung aller Menschen überhaupt, und eine eigentliche, besondere durch das Christenthum. Diese mußte gegen mancherlei Irrthümer genauer beschrieben werden: als ernstlich von Gott gemeint, als wirksam und zulänglich, als widerstehlich aber doch unausweichlich, besonders aber als universal; dies Letzte namentlich gegen die Calvinisten. — Auf die Annahme des durch das Wort Gottes kommenden Rufes folgt nun die durch dasselbige Wort Gottes geschehende 2) Erleuchtung, d. i. die Wirkung des heil. Geistes, wodurch der Mensch zur Erkenntniß der heilsamen Lehre der christlichen Religion geführt wird. Auch hier wurde eine unmittelbare (übernatürliche) nur für die Zeiten der Apostel angenommen, für alle folgenden Zeiten die durchs Wort Gottes vermittelte; was man besonders gegen das übernatürliche innere Licht der Mystiker und Quaker zu vertheidigen hatte [31]). Nur vorübergehend war die vom Quell der Erleuchtung ausgehende Unterscheidung in gesetzliche Erleuchtung und in evangelische. An die Erkenntniß auch des eigenen Selbst knüpft sich die Reue, welche als Theil gehört zur 3) Umkehr, Bekehrung (poenitentia oder conversio). Sie ist die Handlung des heil. Geistes, nach der er ernsten Schmerz über die Sünde im Einzelnen erregt und durch das Evangelium den wahren Glauben an Christus entzündet, sodaß er Vergebung der Sünden erlangt. In diesem umfassendern Sinne ist conversio gleichviel mit Wiedergeburt (regeneratio) [32]) und wird mithin in das Zwiefache zerlegt [33]): Reue (contritio), d. i. erschrockenes Gewissen durch den Zorn Gottes über die Sünde, gebrochenes Herz, Abscheu vor der Sünde — und Glaube, d. i. hingegebener und thätiger Sinn für das Verdienst Christi zu unserer Erlösung. Nach der ältern Begriffsbestimmung besteht der Glaube in historischer Kenntniß, Zustimmung und Vertrauen, wozu Chemnitz noch als viertes Element Verlangen nach Gnade hinzustellt.

Nähere Bestimmungen über Bekehrung oder Wiedergeburt entstanden in Folge alter und neuer Streitigkeiten, die aus übergroßer Strenge oder aus leichter Betrachtungsweise davon entstanden waren. Im Ganzen siegte die mildere Ansicht. Die Wiedergeburt, sagt unsere Kirche gegen die Wiedertäufer und Calvinisten, ist zwar verlierbar, aber wieder erreichbar, dies gegen die Novatianer und Socinianer. Sie ist nothwendig aber bei den Erwachsenen [34]) successiv — gegen die Methodisten und Pietisten auch mehre Orthodoxe [35]). Endlich sie ist gültig vor Gott auch ohne Werkheiligkeit — gegen die kathol. Genugthuungslehre, und daher auch spät am Ende des Lebens noch heilbringend — gegen die Terministen, die ein Gnadenziel in jedem Leben annahmen, über welchem hinaus keine Möglichkeit der Umkehr mehr liege. 4) Heiligung (sanctificatio) oder Erneuerung (renovatio) schafft der heil. Geist im Wiedergeborenen, indem er ein ernstes Streben nach gottwohlgefälliger Tugend erregt [36]). Man unterschied mehre Grade darin. Doch auf Erden werde die Heiligkeit nie eine vollendete — gegen Katholiken, Arminianer und Mystiker, welche mit Berufung auf die Stellen der Johanneischen Briefe vollkommene Heiligung vom Wiedergeborenen foderten. Sie sei aber nicht Grund, sondern Folge der Rechtfertigung — gegen den katholischen Semipelagianismus. 5) Geheimnißvolle Einigung mit der Gottheit (unio mystica) nannte man die geistige, aber wesenhafte Verbindung des Gerechtfertigten und Geheiligten mit dem dreieinigen Gotte, ebenfalls ein Werk des heil. Geistes; geheimnißvoll wegen Eph. 5, 32. Diese Vereinigung des Menschen mit Gott wurde genauer bestimmt als eine besondere (specialis), gegen Katholiken

30) System der christl. Lehre. (Bonn 1831.) S. 182 fg. Die Ordnung des Heils. 1) Berufung. S. 183—190. 2) Wiedergeburt. S. 190—198. 3) Heiligung. S. 198—229. 31) *Holl.* Ex. T. III. p. 258 nach Form. Conc. Schon Chemnitz wollte die ganze Unterscheidung nicht; keine christl. Erleuchtung sei blos natürlich.

32) In den symbolischen Büchern bald unterschieden Form. Conc. p. 662, bald identificirt p. 681. Auch sehr viele Dogmatiker unterscheiden die Wiedergeburt als den göttlichen Act der bloßen Glaubensertheilung. 33) So schon Conf. A. p. 12 und Ap. Conf. p. 165. 34) Für die Kinder nahm Hollaz eine momentane Wiedergeburt an in der Taufe. 35) z. B. Dannhauer, Calov, Quenstädt dachten die Wiedergeburt als einen Moment. 36) A. Conf. p. 68. Eine engere und eine weitere Definition gibt Hollaz, der die renovatio erst auf justificatio und unio mystica folgen läßt.

und Socinianer, die nur eine allgemeine Gegenwart wollten, wie alle Menschen in Gott leben, weben und sind, und als eine wirkliche (substantialis)[37]), nicht essentialis, wie die Weigelianer sagten, oder gar corporalis, was auch in den Ausdrücken der Mystiker vorkam. Ferner ist jene Gegenwart nicht ein bloßes Beistehen (sie ist nicht παραστατική), sondern gegenseitiges Einwohnen herbeiführend (περιχωρητική), endlich wirksam und gnadenreich für den Menschen. Sie hieß auch desponsatio nach dem in der Bibel gebrauchten Bilde von der Ehe für die höchste religiöse Vereinigung. Die neuern Beschränkungen vergl. oben in der Geschichte. Allerdings ist insonderheit das zuletzt genannte Bild in den kirchlichen Liedern der Brüdergemeinde und sonst viel gemisbraucht worden.

4. Beurtheilung der kirchlich-dogmatischen Lehre. Anzuerkennen ist fürs Erste die Beziehung der Heilsstände auf göttliche Causalität; der heil. Geist bringt auch die Heilsaneignung hervor, denn aus sich selbst kann der Mensch das religiöse Leben weder anfangen noch vollbringen[38]). Christus, von dem der heil. Geist auf uns ausgeht, ist das Ziel unseres Weges, denn er ist das Leben, aber derselbe Christus nennt sich auch den Weg, Joh. 14, 6. Von dem Wege zum Leben nun heißt es Matth. 7, 14, er ist schmal, dennoch ist von einer genauern Absteckung desselben im N. Test. nichts zu finden. Auch die Paulinische οἰκονομία χάριτος Eph. 3, 2 ist nicht Zumessung im bestimmten Quantum, sondern Ertheilung der Gnade überhaupt.

Wenn nun auch die in der kirchlichen Lehre für die einzelnen Stufen oder Stände des Heils gebrauchten Bezeichnungen aus dem neuen Test. entnommen sind (κλῆσις 1 Kor. 1, 26. Eph. 1, 18. 4, 1. 4 Phil. 3, 14. Röm. 11, 29; φωτισμός 2 Kor. 4, 4. 6. Eph. 1, 18; ἐπιστροφή oft Apostelgesch. 15, 3; μετάνοια Matth. 3, 18. Apostelgesch. 11, 18; παλιγγενεσία Tit. 3, 15; γεννηθῆναι ἄνωθεν Joh. 3, 3. 7; ἁγιασμός 2 Theſſ. 2, 13. 1 Petr. 1, 2. 1 Kor. 1, 30; μονὴν ποιεῖν Joh. 14, 23, vergl. Eph. 5, 32; ναός θεοῦ 1 Kor. 3, 16 u. öfter), dennoch ist weder grade diese Auswahl, noch grade diese Ordnung dessen, womit das anfangende und fortgehende Heil in einzelnen Menschen bezeichnet wird, im neuen Test. irgendwo an die Hand gegeben. Man hat zwar in den Makarismen der Bergpredigt einen Stufengang finden wollen von Gemüthszuständen, die zur Annahme des Heils zu durchgehen seien; allein einen Zusammenhang darin auch zugegeben, so liegt doch darin nicht, daß jeder alle jene Zustände durchzumachen habe, vielmehr sollen vielerlei Menschen eingeladen und schon im Voraus selig gepriesen werden, und dann ist da nicht vom Fortgange, sondern nur von einer ersten Stufe des subjectiven Heils die Rede, der geistlichen Armuth; endlich würde grade dieser in der dogmatisch-kirchlichen Wegweisung fehlen, oder erst mit dem zur Bekehrung nothwendigen Gebrochensein des Herzens zusammenfallen. Was die Auswahl betrifft, so hätte man noch mehr Ausdrücke hier einreihen können, wie dies auch von vielen ältern Dogmatikern mit Berufung auf Schriftworte geschehen ist — oder auch das Ganze vereinfachen können; man hätte nur nicht bildliche Ausdrücke zusammenstellen sollen, denen verschiedene Anschauungen zum Grunde liegen, die also schon darum keine Fortsetzung oder Stufenfolge geben können, wie Licht und Geburt, und Licht und Ruf. Eher hätte man diejenigen Bilder zusammenstellen können, welche auf derselben Vergleichung beruhen, namentlich die, welche von den Stufen des leiblichen physischen Lebens genommen sind, wie das der heil. Bernhard that; vergl. oben in der Geschichte. Überhaupt hätte man nicht sollen Johanneische und Paulinische Heilsordnung durcheinanderbringen und mit einander versetzen. Ebenso wenig läßt sich die Eintheilung psychologisch begreifen und rechtfertigen. Vermöge der Einheit des Geistes kann weder im Menschen eine Seite der Apperception aufgethan und thätig sein, ohne die andere mit in dasselbe Verhältniß zu setzen — Ohr und Auge des Geistes werden zugleich berührt; noch kann im Worte Gottes, durch welches der heil. Geist wirkt, ein Donnerruf in die Seele des Sünders ergehen, ohne sie zugleich zu durchleuchten, oder ein milder gearteter Zug sich ankündigen, ohne daß das Innere davon angeglänzt und klar würde. Aus ähnlichem Grunde muß diejenige Auskunft als unstatthaft verlassen werden, wonach zwar nicht eine feste Regel für die Fortbildung der gesammten Lebensorgane und Lebenskeime behauptet werden, eine Reihenfolge einiger der kirchlichen Heilsstufen aber doch insofern Statt finden soll, daß damit bezeichnet würde, wie eins nach dem andern der drei Hauptvermögen des menschlichen Geistes zur Heiligung durchdringe. So soll der Erkenntnißseite die Erleuchtung angehören, der Gefühlsseite die Verbindung mit der Gottheit, der Willensseite die Heiligung, bald öffne sich die eine und bald die andere Seite zuerst, und durchdringe dann die übrigen[39]). Dagegen ist dies beides, daß einmal eine solche Beschränkung, wenn man auch nur an das vorherrschende denken wollte, höchstens der Erleuchtung gelten könnte, wiewol Licht und Erleuchtung bei Johannes und sonst im N. Test. auch mehr als den Verstand angehen; entschieden aber kommt die unio dem Willen in gleichem Maße zu, als der Empfindung, und entschieden meint die Heiligung von Anfang an den ganzen Menschen. Das andere aber, was dagegen ist, hat sich schon längst geltend gemacht, daß überhaupt jene Eintheilung des menschlichen Geistes in drei Hauptvermögen nicht dazu dient, Erscheinungen im Gesammtleben des Geistes, wie Entwickelung und Steigerung seiner Kraft, welche eine einige ist, zu analysiren und zu verdeutlichen. Festzuhalten wird von diesem Erklärungsversuche nur die allgemeine Bemerkung sein, daß die im wahren Christen nothwendige Gestaltung des Christus in uns, sich nach der subjectiven Beschaffenheit des Einzelnen

37) So auch schon Luther ad psalm. LI: Habitat Spir. S. vere in credentibus, non solum per dona sed quoad substantiam. Neque hic dona sua dat, ut ipse alibi sit, aut dormiat. 38) Vergl. Schleiermacher, Christl. Glaube. 2. Th. S. 347.

39) So *Breith.* inst. de cred. p. 136: Illuminatio magis intellectum, regeneratio magis voluntatem respicit. Neuerlich noch Steudel, Dogmatik. S. 379.

modificirt, und daß also ein und derselbige Typus nicht für alle zu fodern ist. Und zwar wird sich die Heilsaneignung verschieden gestalten theils nach der vorherrschenden natürlichen Art, Temperament, Charakter ɩc., theils nach dem Grade der Störung des natürlichen Gottesbewußtseins und resp. nach dem Grade des natürlichen Verderbens, wiewol auch so noch Factoren übrig bleiben, die nur mit Überschauung vom Ganzen eines vielfach verschlungenen Einzellebens und des Weltlebens überhaupt in ihrer Function hervortreten können: unerforschlich sind seine Wege, Röm. 11, 33.

Sonach ist zwar als Hauptmoment im Werden des christlichen Bewußtseins die Änderung des ganzen Menschen zu betrachten, welche das N. Test. als Wiedergeburt von Allen fodert, und worunter es die Anfänge von Buße und Glauben begreift. „Es sei denn, daß Jemand von Neuem geboren werde, so kann er nicht in das Himmelreich kommen," sagt Christus zu einem Manne, von dem es wahrscheinlich ist, daß er durch die Strenge in der Gesetzesbeobachtung von sündlichen Ausbrüchen und somit von den größern Graden der Verderbtheit frei blieb; und jene Foderung ist an sich so allgemein ausgesprochen, daß darüber kein Zweifel sein kann; auch bei solchen, welche schon leidlich gut sind, wird eine totale Lebensumbildung nothwendig. Zweierlei ist dabei nur zu ermitteln: Gibt es vorher zu durchgehende Annäherungsstufen, oder in welchem Verhältnisse steht die Wiedergeburt zu Berufung und Erleuchtung? Und dann: Ist die Wiedergeburt selbst und die Bekehrung in ihrer wahren Form ein allmäliger Vorgang oder ein plötzlicher, und wenigstens innerhalb eines bestimmten Zeitraums fühlbarer? — Was die sogenannten beiden ersten Heilsstufen betrifft, so kann die Berufung, gedacht als Act Gottes, danach er Allen die Gnade bestimmte und seinerseits an Alle gelangen läßt, nicht schon in die Reihe der Lebensbildung im Menschen gesetzt werden, sondern gehört in die objective Seite der Gnade zu den Heilsbeschlüssen Gottes. Wird sie aber als Zustand im Menschen aufgefaßt, als das erste Bekanntwerden und Berührtwerden mit dem Heilswillen Gottes, so ist es entweder bloßes Hören, und dann noch nicht Anfang der Heilsaneignung, oder es schließt ein Empfänglichwerden und eine Annahme ein, und dann ist es schon wesentlich dasselbe was Wiedergeburt: es ist ein Anfang der Durchdringung von einem andern Lebenselemente und andererseits der Anfang des Umsturzes des alten Lebens. So war in der Anrede, die Nathanael in Verwunderung setzte, ebenso sehr als in der Berufung des Paulus auf dem Wege nach Damaskus das Neue schon geboren. Wirklich wird auch das Wort Berufung 2 Pet. 1, 10 rein subjectiv gebraucht vom entstandenen Gnadenbewußtsein [40]. Soll nun ferner Erleuchtung blos Ertheilung des zum Christenthume nöthigen Unterrichts sein, so gibt das an sich noch keine Potenz des religiös-sittlichen Bewußtseins und ist keine Heilsaneignung; ist sie aber die Genesis oder Gennesis des Glaubens und Friedens durch das Wort Gottes, so ist sie nicht verschieden von der Wiedergeburt und von jeder Steigerung des Heiligungssinnes und Heiligungserfolges [41]) denn es geht dabei immer von Glauben zu Glauben, Röm. 1, 17. Es ergibt sich also die gründliche Auffassung von Licht und Erleuchtung im N. Test., zumal Hebr. 6, 4 u. 10, 32, verbietet auch die Erleuchtung von den Anfängen des Heils in der Wiedergeburt abzusondern. Und so muß auch von der gewöhnlich erst nach Wiedergeburt und Heiligung gesetzten Vereinigung mit der Gottheit schon in der Wiedergeburt eine, wenn auch geringere, Potenz sein, sonst könnte sie gar nicht zu Stande kommen [42]). Wenn nun aber Berufung und Erleuchtung wesentlich schon Coefficienten der Wiedergeburt selbst sind, so reducirt sich die uns beschäftigende Frage nach der Heilsordnung vornehmlich auf die Frage, wie die Wiedergeburt entstehe, zugleich aber scheint sie durch die Aufnahme jener Anfänge zu sehr zu einem langen Werden ausgedehnt, wogegen von Alters her die Behauptung steht, die Wiedergeburt sei, wie die physische Geburt, ein Moment, sie sei das göttliche Werk eines bestimmten Zeitpunktes, einer Epoche im Leben, die allerdings viele wiedergeborene Christen in ihrem Leben angegeben haben. Darum sind aber plötzliche Bekehrungen, die oftmals keine Früchte getragen, wenn auch nicht selten bleibende Heiligung gewirkt haben, nicht als Norm für Umwandlung überhaupt aufzustellen; noch ist zu verlangen, wie es die Calvinisten pflegen, daß Jeder über seine Wiedergeburt eine bestimmte Zeit müsse angeben können, da christliche Zustände auch unbewußt vorhanden sein können [43]), wenn auch von der andern Seite nicht gemeint werden darf, bei christlicher Erziehung bedürfe es nur der Vervollkommnung, nicht der Umwandlung. Das Richtige liegt schon in der neutestamentlichen Ausprägung der Heilsordnung, welche wir nothwendig auch noch jetzt von Christo ausgehend denken müssen, sodaß die der Apostel als Vorbild gelten darf. Aufgewachsen im Schooße frommer Freundschaft, bewahrt durch das Gesetz und geführt noch vom letzten Propheten, tritt ein Johannes in die Gemeinschaft des Erlösers, und wenn auch nicht ohne Buße vom Täufer entlassen, wuchs er doch allmälig von Glauben zu Glauben und von Klarheit zu Klarheit ohne große Brüche im Leben mit seinem Meister. In der Schule Gamaliel's dagegen sog sich ein Paulus erst voll von Gegensatz und Widerspruch wider das Christliche, und trieb sich von einem dagegen unternommenen Vernichtungsacte zu dem andern, bis er in einem Moment auf die innigste unmittelbarste Weise vom Herrn der Geister ergriffen, auf einmal innehielt und dem entgegengesetzten Lebenstriebe folgte. Und durch die ganze Geschichte zeigt sich dieser doppelte

40) So findet die Berufung auch in der Darstellung der Heilsaneignung durch Schleiermacher keine abgesonderte Stellung.

41) Vergl. Nitzsch, Syst. S. 183: „Jeder Act der heiligenden Gnade muß wiederum ein Act der Erleuchtung sein. 42) Schleiermacher. „Das neue Leben ist bedingt durch die Vereinigung mit Christo. 43) Schleiermacher II. S. 337: „Verlangen, — der Wendepunkt müsse auch im Bewußtsein so streng geschieden erscheinen, daß jeder Christ Zeit und Stunde desselben anzugeben vermöge, das heißt nur willkürlich Vorschriften ersinnen für die göttliche Gnade, und kann keine andere Folge haben, als die Gemüther zu verwirren." Vergl. auch Nitzsch, Syst. S. 196.

Typus. Einen Justinus, Clemens, Origenes, Gregor von Nazianz, Chrysostomus, sehen wir auf dem Johanneischen Wege zum neuen Leben hindurchdringen, in der Reihe der Paulus ähnlichen stehen Augustin, Cyprian, Franziskus, Tauler, Whitfield rc. [44]).

Wie verschieden nun auch innerhalb der beiden Hauptrichtungen und Arten die einzelnen Wege bleiben, dadurch die Christen Christen werden, „immer ist es ein Neugeborenwerden. Einmal muß die innere Schöpfung vor sich gehen, es sei nun urplötzlich, wie mit jenem Worte: es werde Licht, oder es geschehe allmälig, indem der Keim des ewigen Lebens in das Bewußtsein heraufwächst, wie im Frühlinge die Erde sich erneuert, immer ist es die Gotteskraft, und ohne sie ist keiner noch in das Reich Gottes eingetreten" [45]). (*Dieterich.*)

ORIS *Risso* (**Mollusca**). Eine Gasteropodengattung, welche Risso (**hist. nat. de l'Europ. mérid. IV**) aufgestellt hat; sie scheint viel Verwandtschaft mit **Limax** zu haben. Der Körper ist länglich, der Mantel fleischig und geht kaum über den Fuß hinaus, die vier Tentakeln sind ziemlich gleich, der Mund ist mit Kiefern versehen. Von der einzigen Art **Ferrussaci** wird a. a. O. folgende Beschreibung geliefert: Der Körper ist etwas cylindrisch, weich, breit, vorn etwas gestutzt, hinten in eine Spitze verlängert, mit einem fleischigen, ganz glatten, halb durchscheinenden Mantel bedeckt, der kaum über den Fuß hinausreicht und wenn sich der Kopf zurückzieht, diesen bedeckt; der letztere ist an seinem Ende zwischen dem Rande der Spitze und des Mantels mit einem runden Luftloche versehen, welches das Thier nach Willkür öffnet und schließt. Der Mund ist mit zwei festen Platten versehen, welche eine dunkelbraune Farbe haben und fast den Kiefern der Argonauten gleichen und zur Hälfte mit einer dünnen Haut bedeckt sind, welche man als die Lippen betrachtet. Der Schlund ist muskulös und der Magen kurz und häutig; die Tentakeln sind dunkel, fast gleich groß, an der Zahl vier, oben am vordern Theile des Rückens wenig von einander getrennt aufsitzend. Der Beobachter sah sie nie ganz von dem Thiere einziehen, wie dies die Schnecken thun. Die Augen sind sehr klein gegen die Wurzel der vordern Tentakeln liegend. Etwas unter diesen letztern an der rechten Seite findet sich eine Öffnung für die Kiemen und andern innern Eingeweide(?), aus welcher auch ein fleischiger weißer Tentakel vortritt, welcher wol ein Geschlechtsorgan ist. Der obere Theil, welcher den Rücken bildet, ist sanft gewölbt und nußbraun gefärbt, die Seiten ziehen in das Gelbe und der sehr lange Fuß ist weißlichgelb mit einem dunkeln Rande, die Länge beträgt 38, die Breite 8 Millemetres. Das Thier findet sich im Frühjahre und Sommer in mäßigen schlammigen Tiefen. (**D.** *Thon.*)

ORKNEYINGA SAGA, Sage (Geschichte) der **Orkneyingar**, der Bewohner von Orkney, heißt ein isländisches Geschichtswerk, das noch in der Blüthe der isländischen Geschichtschreibung geschrieben ist. Die Sprache ist noch rein und kraftvoll und die Behandlung des Stoffes in gutem Geschmacke. Sein hauptsächlicher Inhalt sind die ausführlichen Lebensbeschreibungen einiger Jarlar von Orkney, so des Jarls Thorfinn's und seiner Söhne im 11., des heiligen Magnus und seines Mörders Hakon, und des Jarls Rögnwalld und Swein Asleifsson's des berühmten Gegners der Jarlar im 12. Jahrh. Von den Begebenheiten, welche dazwischen fallen, werden nur kurze Nachrichten gegeben. So auch von den Begebenheiten, welche sich nach dem Tode Swein Asleifsson's ereignen. Dieser hatte auch, da er wegen eines Todtschlags vom Jarl Pal (Paul) geächtet war, wegen seiner Kämpfe mit den Jarlen reichen Stoff zur Geschichte gegeben. Die Geschichterzählung, wiewol sich kurz fassend, wird dann fortgeführt bis zur Verbrennung des habsüchtigen Bischofes Adam von Katanes 1222 und der Rache, die deshalb der König von Schottland Alexander, nimmt. Mit dem Schlusse der Orkneyinga-Saga verlischt ein herrliches Licht für die Orkneyische Geschichte, hauptsächlich in Beziehung auf die Jarlar. Der Verfasser hebt hier ihre Geschichte genealogisch mit dem rein sagenhaften norwegischen Helden, mit dem Fornjot (dem alten Riesen) und dessen Urenkel Thorri und Urenkelkind Gor, dem Bruder Thor's, an, und führt ihr Geschlecht in die geschichtlichen Zeiten herab, und ihre Geschichte von dem Jarl Rögnwalld von Mäst, dem Harالld der Haarschöne auf seiner siegreichen Heerfahrt im Westen die Orkneys gab [1]), bis zum Jarl Harالld, Maddad's Sohn, der im J. 1206 starb. Die Reihe dieser Jarlar ist aber folgende:

1) Rögnwalld, Eistein's Glumra's Sohn, behält die Orkneys nicht, sondern gibt sie sogleich seinem Bruder Sigurd, Eystein's Glumra's Sohn, und deshalb wird Sigurd als der erste Jarl von Orkney aufgeführt. Dieser wird von Harالld dem Haarschönen zum Jarl gemacht, schließt Genossenschaft mit Thorir dem Rothen, heert in Schottland und eignet sich Katanes und Sudrland bis Eckjalsbaki (Ochilsberg) zu, erschlägt den schottischen Thane Melbrigdi, bindet sein Haupt an den Steigbügel. Ein reibender Zahn desselben zieht seinem Fuße eine Schwulst, und diese dem Jarl den Tod zu. Dann regiert die Lande 2) Guthorm, Sigurd's Sohn, ein Jahr und stirbt kinderlos. Nach seinem Tode setzen sich in die Lande viele Wikingar (Seeräuber), Dänen und Nordmannen [2]). 3) Hallad, Rögnwalld's Sohn, wird von seinem Vater, dem Jarl von Mäst, als Jarl nach den Orkneys gesendet, kann aber die Eylande vor den Wikingen nicht vertheidigen, wälzt sich deshalb aus dem Jarlsitze (d. h. legt die Jarlswürde feierlich nieder) und nimmt Hauld's Recht [3]), und kehrt nach Norwegen zu-

44) Viele Geschichten als Beleg hierzu enthält: Reitz, Historie der Wiedergebornen, und Tersteegen, Lebensbeschreibungen heiliger Seelen. Mit Beurtheilung: Neander's Denkwürdigkeiten, und Schwarz, Sittenlehre. 2. Th. S. 26—34. 45) Schwarz a. a. O. S. 35.

1) Vergl. F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 1. Bd. S. 198. Nach *Schoening*, Chronologia ad historiam Snorri Filii, illustrandam pertinens im 1. Th. S. LII der gr. Ausg. der Heimskringla setzt Harالld's Heerfahrt nach den Orkneys ins Jahr 888. 2) Vergl. F. Wachter a. a. O. S. 199, 200. 3) Ebend. S. 211.

rück. 4) Einar, Torf-Einar genannt, Rögnwald's Sohn, aber von einer Mutter aus Sklavengeschlecht, unternimmt eine Fahrt nach den Orkneys, erschlägt in einem Seetreffen die Wikingen Thorir Treskegg und Kalfr Skrufa, und macht sich zum Jarl. Vor Halfdan Halegg, dem Sohne Haralld's des Haarschönen, muß Einar aus den Eylanden entfliehen, kommt aber im Herbste zurück, und besiegt ihn in einer Schlacht, fängt ihn am andern Tage und schneidet ihm den blutigen Adler, und nimmt die Orkneyar wieder, wie er sie zuvor gehabt. König Haralld fährt[4]) mit gewaltiger Heeresmacht nach den Orkneyar'n. Jarl Einar zieht sich hinüber auf Katanes. Durch Unterhandlungen kommt die Sache dahin, daß Jarl Einar die Sache auf den Spruch des Königs Haralld stellt. Dieser verurtheilt den Jarl und Orkneyingar (Bewohner von Orkney) zur Zahlung von 60,000 Mark Goldes. Einar übernimmt für die Orkneyingar die Zahlung der Schuld allein. Dafür verpfänden sie ihm ihre Odale (freien Erbbesitzungen) und die Jarlar haben auf den Orkneys die Odale, bis Sigurd Lödwisson die Odale zurückgibt[5]). Einar wird des Königs Harallds Mann und nimmt die Lande vom Könige zu Lehn, doch soll er keine Schatzungen davon zahlen, weil damals dort großer Schaden durch Verheerung der Wikingen ist. Jarl Einar herrscht lange über die Orkneyar, und wird durch Krankheit todt. 5) Arnkell und Erlendr und Thorfinnr Hausakliufr, Söhne Torf-Einar's, Jarlar von Orkney, nach ihres Vaters Tode. Aber in ihren Tagen kommt von Norwegen Eirikr Blodör (Blutaxt), und werden da die Jarlar ihm gehorsamschuldig (heerfolgepflichtig, zinspflichtig), lydskylldir (s. F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 1. Bd. S. 237). Arnkell und Erlendr werden von König Erich Blutaxt mit aus den Orkneys auf die Raubfahrt nach England genommen. Erich wagt sich zu weit in das Land hinein, und fällt in einer blutigen Schlacht und die Jarlar mit ihm[6]). 6) Thorfidr (Thorfinn) Hausakliúfr (Schädelspalter), Sohn Torf-Einar's, Jarl von Orkney, verliert die Herrschaft, als Erich's Söhne sich die Orkneyar unterwerfen und die Schatzungen davon nehmen. Als diese aber bei dem Unfrieden zwischen dem Könige Hakon dem Guten von Dänemark und dem Könige Harallд Gormsson von Dänemark, ihre Fahrt nach Dänemark rüsten, erhält Thorfinn's Sohn, Arnfidr (Arnfinn), die Schwester der Eirikssöhne, zur Gemahlin, und dann setzt sich Jarl Thorfidr wieder zu den Orkneyar, als die Eirikssöhne fort fahren[7]). Thorfidr ist lange Jarl in Orkneyar, ist großer Häuptling und kriegerisch, stirbt an Krankheit und hinterläßt fünf Söhne: a) Arnfidr (Arfinnr), b) Hawardr Arsael, c) Ljótr, d) Skuli und e) Lödver (Ludwig). Ihre Mutter ist Grelaud, die Tochter des Jarls Dungad von Katanes, und Grelaud's Mutter Groa, die Tochter Thorstein's Raudi's. 7) Arnfidr (Arnfinn), Thorfinn's Sohn, Jarl von Orkney, wird auf Veranstaltung seiner Gemahlin Ragnhild, der Tochter des Königs Erich Blutaxt, in Myrkol auf Katanes erschlagen. 8) Haward Arsael, Thorfinn's Sohn, Jarl von Orkney, heirathet die Gattin und Mörderin seines Bruders und folgt ihm im Jarlthume, ist ein guter Häuptling, d. h. regiert die Eylande gut. Unter ihm herrscht fruchtbare Zeit und Überfluß an Fülle der Erzeugnisse des Landes und der See, und er erhält den Beinamen des Glücklichen durch fruchtbare Zeit[8]). Haward's Schwestersohn, der Wiking Einar Klining, läßt sich von Ragnhilden zur Erschlagung seines Oheims bethören, schließt mit ihr einen Vertrag, sie zu heirathen und in dem Jarlthume zu folgen. Haward fällt in der Schlacht gegen seinen Neffen, an dem Orte, der davon den Namen Havardzteigur[9]) erhielt. Einar Klining wird von allen verabscheut, und selbst von Ragnhild, die sich nicht zur Genossin der Unthat machen will. Sie reizt einen andern Schwestersohn Haward's, Namens Einar Hardkiopt, zur Rache. Dieser erschlägt seinen gleichnamigen Vetter meuchlerisch, um von Ragnhild das Jarlthum zu erhalten. Aber diese heirathet Liot, und so erhält dieser das Jarlthum und wird ein großer Häuptling. Er läßt nach dem Rathe Ragnhild's Einar'n Hardkiopt erschlagen. 9) Liot und Skuli, Thorfinn's Söhne, Jarlar von Orkney, aber im Kampfe mit einander. Skuli hat sich nämlich von dem Schottenkönige den Jarlnamen verleihen lassen und bekriegt nun seinen Bruder, wird in der Schlacht geschlagen und flüchtet nach Katanes. Mit Hilfe der Schotten bringt er wieder ein großes Heer zusammen. In Dalir auf Katanes wird eine gewaltige Schlacht geschlagen, Liot, Anfangs durch die Schotten hart bedrängt, siegt über sie durch seine Feldherrngaben. Jarl Skuli versucht Alles, die Seinigen von der Flucht zurückzuhalten, fällt aber endlich im dichtesten Haufen der Feinde kämpfend. Der Sieger Liot unterwirft sich Katanes und behauptet es. Nun Aufflammung des Krieges zwischen den Schotten und Liot, dem größten Heermann. Endlich greift der schottische Graf Magbragd mit überlegener Heeresmacht Lioten in den skider Sümpfen, im Bezirke Katanes, an. Aber der tapfere Liot siegt, stirbt jedoch wenige Tage darauf an einer erhaltenen Wunde. Ihm folgt im Jarlthume sein Bruder. 10) Hlödwer, Thorfinn's Sohn, wird auch für einen thatkräftigen und ruhmreichen Fürsten gehalten und ein großer Häuptling genannt, aber seine Thaten nicht berichtet (unter Hlödwer oder einem seiner vorhergehenden Brüder wird jedoch die Herrschaft der Jarlar wieder eine Zeit lang unterbrochen, indem die Witwe des Königs Erich Blutaxt und ihre Söhne vor dem Jarl Hakon weichen müssen, und einige Zeit auf den Orkneys sich aufhalten)[10]). Mit Audna, der Tochter des Königs Hiar-

4) Nach Schöning im J. 895. 5) S. F. Wachter a. a. O. S. 215—220 und den Art. Einar, Jarl von Orkney, denn dieser Jarl, der auch ein berühmter Skalde ist, verdient die Widmung eines eigenen Artikels. 6) S. Heimskringla, S. Hakonar Goda Cap. 4. Nach Schöning fielen Erich und die Jarlar Arnkell und Erlend im J. 952. 7) Vergl. Heimskringla, Sage Hakon des Guten. Cap. 4, 10.

8) Nämlich Arsael, s. F. Wachter a. a. O. I. S. 28. 9) Haward's niedere Wiese oder Haward's Landstrich. 10) Die Heimskringla sagt nämlich in der Sage von Olaf Tryggvason, Cap. 16, bei F. Wachter 2. Bd. S. 190, von Gunnhilld und ihren Söhnen: fahren zuerst zu den Orkneyar, und verweilen sich

wal von Irland, zeugt Jarl Hlödwer (Ludwig) seinen Nachfolger 11) Sigurd den Dicken, Hlödwer's Sohn. Dieser ist außer seinem Sohne Thorfinn der ausgezeichnetste der Jarlar von Orkney als Kriegsheld und an Macht. Sein Reich umfaßte außer Katanes noch die besten Landschaften Schottlands, nämlich Roß, Morav, Sudrland und Dalör. Jedes Jahr sendet er seine Flotte und seine Truppen auf Plünderung nach den Häbuken (die er auch zur Entrichtung jährlicher Schatzung zwingt)[11]), und nach Schottland und Irland. Von dem schottischen Grafen Finnleik wird er an einem bestimmten Tage zur Schlacht in dem skider Sumpfe auf Katanes gefodert, oder um die für die Alterthumskunde wichtige Redensart beizubehalten, Finnleikr haselte (d. h. steckte mit Haselpfählen ab) dem Jarl Sigurd Gefild (völl) auf Skidamyri auf Katanes, und benannte einen Tag zur Schlacht. Um sein Heer so stark und willig als möglich zu machen, gibt Hlödwer den Bonden, die sich mit der Übermacht zu schlagen nicht geneigt sind, die Odale zurück, und siegt in der härtesten Schlacht, in welcher sieben Schotten auf einen Mann Sigurd's kommen. Die Bonden, welche in dieser Schlacht ihre Odale herrlich verdienten, hatten sie jedoch nicht ohne lästige Bedingungen zurückerhalten, welche weiter unten erhellen werden. Von Olaf Tryggvason wird der Jarl gefangen genommen und er und sein Volk zur Annahme des Christenthums gezwungen[12]), schwört ihm den Eid der Treue, wird sein Mann, und gibt ihm seinen Sohn Hwälp oder Hund zu Geisel, den Olaf mit nach Norwegen nimmt, Hwälp stirbt nach einigen Jahren, und seitdem leistet Jarl Sigurd Digri dem Könige Olaf keine Gehorsamschuldigkeit (lýdskyllda) mehr. Er heirathet die Tochter des Schottenkönigs Malkolm, und ihr Sohn ist Thorfinnr. Aber die ältern Söhne des Jarls Sigurd sind Sumarlidi, Brusi und Einar Rangmudur (Schiefmund). Vier oder fünf Winter nach dem Fall Olaf's Tryggvason's (gest. 1000) fährt Jarl Sigurd nach Irland, setzt aber seine ältern Söhne zu Beherrschung der Lande. Thorfinn sendet er zu seinem Muttervater, dem Schottenkönige. Sigurd zieht dem Sigtrygg Silkiskegg, der seinen Vater, den König Brian von Irland, bekriegt, zu Hilfe, indem ihm Sigtrygg, wenn Brian fällt, dessen Gemahlin zur Frau und sein Reich verspricht. In der Schlacht, die Brian's Schlacht heißt, thut Sigurd Wunder der Tapferkeit. Aber er fällt durch einen Pfeilschuß[13]) und der Sieg geht für Sigtrygg fast verloren. Aber Brian fällt. Als man in den Orkneyar den Tod Sigurd's Digvi's hört, da werden seine Söhne zu Jarlen genommen. 12) Sumarlidi Brusi und Einar, Sigurd's Söhne, theilen die Lande in drei Theile unter sich. Ihr Halbbruder Thorfinnr Sigurdarson ist damals fünf Winter alt, als sein Vater fällt. Jetzt gibt der Schottenkönig seinem Blutsfreunde Katanes und Sudurland und Jarlsnamen. Thorfinnr wächst schnell heran, und wird ein geiziger, harter, grimmer und in die Zukunft schauender Mann. Dessen gedenkt Arnor Jarlaskalld (Skalde der Jarlar):

> Vollkommen läßt sich (an), das Land zu beschützen
> Geisttapfer und zu suchen[14])
> Jünger[15]), als Einar's Bruder
> Kein Mensch unter der Wolken-Halle.

Die Brüder Einar und Brusi sind sich ungleich, dieser sanft, beliebt und friedfertig, jener streng, unbeliebt, habsüchtig und ein großer Heermann, wie sein Vater. Nach dem bald erfolgenden Tode des ältesten Bruders Sumalidi verlangt Thorfidr seinen Theil in den Orkneyar. Aber Einar antwortet, daß Thorfinnr hätte Katanes und Sudrland, das Reich, das früher ihr Vater Jarl Sigurd gehabt hatte, und daß das viel größer wäre als der dritte Theil von den Orkneyar. Der nicht habsüchtige Brusi jedoch willigt in die Theilung für seine Hand, und begnügt sich mit dem Drittheile. Da nimmt Einar unter sich zwei Theile der Eylande, wird ein mächtiger Mann, und begibt sich in den Sommern auf Raubfahrten, und entbietet dazu viele Mannschaft aus den Eylanden. Den Bonden wird diese Arbeit leidig. Aber der Jarl achtet keine Gesetze, und in seinem Reiche wird theure Zeit. Aber in Brusi's Theile ist Fülle an nährenden Erzeugnissen und Ruhe, und er darum bei den Bonden beliebt. Die Bonden thun auf den Thingen (Gerichtsversammlungen) dem Jarl Einar Vorstellungen durch Thorkell, Amundi's Sohn. Aber der Jarl gibt kein Gehör und Thorkell flieht, um des Jarls Zorn zu entgehen, hinüber nach Katanes und wird der Pfleger des Jarls Thorfinn's und deshalb genannt Thorkell Fostri. Auch mehre andere mächtige Männer fliehen vor der Gewalt des Jarls Eirik ihre Odale und hinüber zum Jarl Thorfinn und anderwärts hin. 13) Brusi, Einar und Thorfinn, Sigurd's Söhne, Jarlar von Orkney. Als Thorfinn erwachsen, verlangt er von Einar den dritten Theil der Eylande. Einar will sein Reich nicht vermindern. Da fährt Thorfinn mit Heeresmacht in die Eylande. Brusi stiftet einen Vergleich, durch welchen Thorfinn einen Drittheil erhält. Brusi und Einar legen ihre Theile zusammen, aber so, daß Einar allein darüber herrschen soll. Stirbt der eine Bruder, soll der überlebende ihre Lande erhalten. Unbillig dünkte dieser Vergleich, da Brusi einen Sohn Rögn-

---

dort eine Zeit lang (um hrid); dort waren zuvor Jarlar, Söhne Thorfinn's Schädelspalters, Lödwer und Arnwidr, Liotr und Skuli. Vergl. die Sage von König Olaf dem Heiligen. Cap. 99.

11) S. hierüber die Nials-Saga und *Torfaeus*, Orcades. p. 28, 29. 12) S. das Nähere in der Heimskringla, Sage von Olaf Tryggvason Cap. 52, bei F. Wachter 2. Bd. S. 280, 281. 13) Sigurd's wird in dem berühmten Walkyriengesange gedacht in der Nials-Saga Cap. 158 und bei *Bartholin*, Antiq. p. 617, bei Torfäus S. 36—38, bei Gräter, Nordische Blumen. S. 272—277. Die den Jarl betreffende Strophe lautet:

> Die Leute werden
> über die Lande walten,
> Die äußere Vorgebirge
> Ehmals bewohnten,
> Ich sage, daß dem mächtigen König
> Beschlossen der Tod,
> Nun ist vor den Spitzen
> Der Jarlmann gesunken.

14) Anzugreifen, zu erobern. 15) Öri, jünger, rascher, hurtiger, freigebiger, aber es wird von ihm vorher berichtet, daß er geizig gewesen; nach anderer Lesart aeri, früher, jünger.

wald hatte, aber Einar sohnlos war. Der Jarl Thorfinnr setzt seine Mannen zur Bewachung seines Drittels in den Eylanden, er selbst weilt meistentheils auf Katanes. Einar aber die meisten Sommer auf Heerung in Irland, Schottland und Bretland (Wallis). Einen Sommer schlägt sich Jarl Einar mit dem Irenkönige Konofogor, wird aber sieglos und erleidet großen Verlust. Einen andern Sommer nimmt er Eyvinden Uvarhorn, einen Freund des Königs Olaf des Heiligen von Norwegen, der von Irland nach Norwegen zurückfahren will, gefangen und läßt ihn tödten. Dieses erfährt der König Olaf. Der Jarl Thorfinnr sendet seinen Pflegevater Thorkell nach den Orkneyar, um seine Schatzungen zusammen zu heischen. Aber Thorkell muß vor dem Jarl Einar wieder hinüber nach Katanes entweichen, und Thorfinnr sendet ihn nach Norwegen zum König Olaf den Heiligen. Der König gewinnt Thorkell'n als Feind des Jarls Einar sogleich lieb, ladet den Jarl Thorfinn zu einer Zusammenkunft ein, und der Jarl begibt sich zu ihm nach Norwegen, und findet gute Aufnahme. Vom Könige wohl ausgerüstet, kehren im Herbste Thorfinnr und Thorkell nach den Orkneyar zurück. Jarl Brusi stiftet zwischen seinen Brüdern, Einar und Thorfinn, Vergleich, und in den Vergleich wird Thorkell geschlossen, und dieses ist in dem Vergleiche, daß jeder des andern Schmaus besuchen soll. Thorkell bewirthet zuerst den Jarl Einar in Sandwik. Darauf soll Thorkell mit dem Jarl zum Schmause fahren, wird aber durch seine ausgesandten Kundschafter benachrichtigt, daß Bewaffnete am Wege liegen, und erschlägt den Jarl Einar (im J. 1020). Thorkell eilt zum Könige nach Norwegen und wird auf das Herrlichste empfangen. 14) Brusi und Thorfinn, Sigurd's Söhne, Jarlar von Orkney. Nach des Jarls Einar's Untergange nimmt Jarl Brusi unter sich den Theil der Lande, den er gehabt hat, zu Folge jenes Vertrags, den Einar und Brusi geschlossen. Jarl Thorfinn jedoch verlangt die Hälfte der Lande. Da dieser zum Schutze seinen Muttervater, den Schottenkönig, hat, reist Brusi mit seinem zehnjährigen Sohne Rögnwald (im J. 1021) zu König Olaf dem Heiligen von Norwegen. Dieser fodert von ihm, daß er sein Mann werde, wie die Jarlar von Haralld dem Haarschönen das Land zu Lehn gehabt, wie sie Erik Blodör gehorsamschuldig (**lydskyldir**) gewesen, und wie Sigurd, Brusi's Vater, der Mann Olaf's Tryggvason's geworden. Um des Königs Olaf des Heiligen Beistand zu erhalten, muß da der Jarl sich und sein Reich in des Königs Gewalt geben und Königsmann werden. Als Thorfinn von der Freundschaft hört, in die sein Bruder bei dem Könige von Norwegen gekommen, eilt er auch zu ihm. Aber er kommt zu spät, da der König und Brusi schon ihren Vergleich geschlossen. Der König verlangt von Thorfinn, daß er sein Mann werde, und droht im andern Falle den Mann über die Eylande zu setzen, den er will. Thorfinn erbittet sich Bedenkzeit und will in sein Reich einstweilen zurück, sieht aber endlich keinen andern Ausweg, als des Königs Mann zu werden. Doch entgeht dem Könige nicht, daß Thorfinn noch auf den Schutz des Schottenkönigs vertraut. Er schlägt daher diesen Weg ein. Er hält Thing, verkündigt, daß er das Eigenthum über alle Orkneyar und Hjatland erhalten, gibt Brusi'n in Lehn einen Drittheil der Lande, aber den andern Drittheil Thorfinn, sowie sie haben früher gehabt. Aber den Drittheil, den ihr Bruder Einar Schiefmund gehabt, läßt er fallen in seinen Gard, d. h. theilt ihn seinem Fiscus zu, für das, daß Einar ihr Bruder seinen Hirdmann[16]) und theuren **Félagsmann**[17]) Eywind Urarhorn erschlagen. Auch verlangt der König, daß die Jarlar Vergleich machen mit Thorkell Fostri Amundason, wegen Erschlagung ihres Bruders Einar, und behält sich vor, den Richterspruch zu fällen. Der König urtheilt für Jarl Einar so gleiche Bußen, wie für drei Lendamenn (Lehnbarone), aber für die Schuld des Erschlagenen sollte ein Drittheil der Strafgelder niederfallen. Obgleich der König Thorkelln seine Eigen (Alode) und den Aufenthalt in den Orkneyar zuerkannt hat, traut er doch Thorfinn nicht, und sucht seine Gnade durch einen Kniefall zu gewinnen. Der Jarl verschiebt den Strafspruch auf künftig, und Thorkell macht sich zu seinem Reisegefährten. Thorfinn eilt aus Norwegen hinweg, und er und der König sehen sich nie wieder. Brusi bleibt noch in Norwegen, und als er scheidet, gibt er ihm zwei Theile der Orkneyar zur Beherrschung; Brusi's Sohn, Rögnwald, bleibt bei dem Könige in Norwegen zurück. Als die Brüder nach Westen kommen, nimmt Brusi zwei Theile der Lande zur Beherrschung, und Thorfinn den Drittheil. Thorfinn ist lange auf Katanes oder Schottland, und setzt Mannen über die Eylande. Brusi hat da allein die Landwehr über die Eylande. Aber in dieser Zeit wird das Land sehr durch Raub beschädigt, indem Dänen und Nordmannen sehr in der Westrwiking (auf Raubfahrt im Westen) heeren, und da oft in die Eylande kommen, wenn sie nach Westen oder von Westen zurückfahren, und auf den Eylanden **Nesnám** (Raub auf den Vorgebirgen) nehmen. Jarl Brusi redet deshalb seinen Bruder Thorfinn an, daß er hatte keine Ausrüstung für die Eylande und Hjalltland (Shetland), aber hatte Schatzungen und Zinsen von seinem Theile. Da bietet Jarl Thorfinnr an, daß er haben will zwei Theile der Lande, aber Brusi soll haben den Drittheil, und wird Jarl Thorfinn da allein haben alle Landwehr, wie er. So erhält, doch nicht gleich, sondern erst nachher, als König Knut sich Norwegen unterworfen hat, und König Olaf daraus vertrieben ist (also nach dem Jahre 1028), Jarl Thorfinnr zwei Theile, und Brusi zwei. Jarl Thorfinnr ist ein großer Heermann und der berühmteste der Jarlar in Orkneyar gewesen. Er eignet sich zu Hjaltland, Orkneyar und Sudreyar (Hä-buden), hat auch großes Reich auf Schottland und Irland. Das sang Arnor Jarlaskalld:

Dem Ringbestreiter[18]) mußte gehorchen
Ein Heer[19]); von den Thursa-Scheren[20])

16) Leibwächter, einen des Hofgesindes. 17) Mit dem er Félag, Gütergemeinschaft, geschlossen. 18) Der Feind der Ringe (Geldringe) ist der freigebige Fürst, der sie zerbricht und das Geld vertheilt. 19) Eine Menge. 20) Frá Thursaskeriom, Nom. Thursa-sker, Riesenscheren (Klippen).

Rechtes sag' ich — jedes Volk deuchte
Thorfinn's bis nach Dyflinn [21]).

Nach dem Tode des Schottenkönigs Malkolm [22]) fodert sein Nachfolger Karl, Hund's Sohn [23]), von Katanes und andern Landschaften seines Reichs Schatzung. Thorfinn will sich das, was er von seinem Muttervater zu Lehn erhalten, nicht schmälern und belasten lassen; daher Krieg. König Karl macht seinen Schwestersohn Moddan [24]) zum Jarl über Katanes. Dieser fällt in Sudrland ein und bringt Kriegsvolk zusammen. Thorfinn sammelt ansehnliche Heeresmacht in Katanes, Thorkell führt viel Truppen aus den Orkneys zu. Die Schotten ziehen sich zurück. Thorfinn verheert viele Landschaften Schottlands, und unterwirft sich Roß und Sudrland, und geht dann nach Katanes zurück, und steht in Dunglasbå. Der Schottenkönig sendet durch das Land ein großes Heer unter dem Jarl Moddan nach Katanes, und der König selbst zieht mit einer Flotte heran und vereinigt sich mit Moddan. Thorfinn zieht sich auf die Orkneyar hinüber nach Sandwik, und landet mit der Flotte an dem Vorgebirge Dyrnes, und läßt durch Thorkell Truppen sammeln. Brusi sitzt während dieses Kriegslärms unbeweglich in dem Nordtheile der Inseln, den er hatte. Thorkell kann so schnell nicht zu Thorfinn stoßen. Dieser, obgleich von der Übermacht des Königs bedroht, schämt sich, seine Flotte zu verlassen, greift unerwartet den König mit dem muthigsten Ungestüm an, und treibt ihn in die Flucht, vereinigt sich dann mit Thorkell, und verfolgt den König von Neuem bis zu dem Breidafiörd, dem Meerbusen Schottlands, und plündert die Küsten Schottlands. Einen Theil der Truppen schickt er nach Thorsa, der Stadt auf Katanes, wo der Jarl Moddan sich mit großer Heeresmacht befindet. Thorkell kommt unerwartet in der Nacht nach Thorsa, legt Feuer an das Haus, wo der Jarl Moddan schläft. Dieser springt aus dem obern Theile herab und kommt durch das Schwert um. Thorkell bringt neue Truppen in Sudrland und Roß zusammen, und führt sie nach Murray zum Jarl Thorfinn. Während sie hier einige Zeit verweilen, führt König Karl ein großes Heer, das er unterdessen zusammengebracht, heran. In der Schlacht auf dem Vorgebirge Thorsnes, im Süden von Båfiord, hat Thorfinn mit der Übermacht zu kämpfen. Er ficht in der ersten Schlachtreihe und erringt den Sieg. König Karl flieht oder nach Andern wird erschlagen. Thorfinn richtet unter den Flüchtigen ein großes Blutbad an, plündert das Land, und unterwirft sich einen großen Theil von Schottland, nämlich bis Fif. Die Gelegenheit, daß Thorkell mit einem Theile der Truppen anderswohin gesendet ist, benutzen die Schotten zu einem Aufstande. Thorfinn ruft seine Truppen zurück und rächt schrecklich den Abfall der Schotten. Dann kehrt er in den Norden zurück zur Flotte, bringt die Landschaften, die er durchzieht, zum Gehorsam, und überwintert, wie er pflegte, auf Katanes, während er die Sommer auf Raubfahrten zubringt. Die schottischen Geschichtschreiber, die aber auch Thorfinn nicht kennen, führen den König Karl nicht auf. Aber es ist nicht wahrscheinlich, daß die Isländer sich geirrt und den Heerführer für den König genommen haben sollten. Der Isländer Arnor Jarlaskalld wohnte der Heerfahrt selbst bei. Er war der Skalde Thorfinn's und sein erster Hirdmann, saß seinem Hochsitze zunächst, er verfaßte sechs Lieder, die noch vorhanden sind, und trug sie öffentlich vor. Sehr richtig bemerkt Snorri Sturleson in Beziehung auf die gleichzeitigen geschichtlichen Lieder, oder die Lieder, die vor den Häuptlingen selbst und ihren Söhnen gesungen wurden: Wir nahmen alles das für wahr, was in diesen Gesängen sich findet von ihren Fahrten oder Schlachten. Aber das ist Weise der Skalden, zu loben den am meisten, vor welchem sie sind, aber keiner würde das wagen, zu sagen ihm selbst die Werke von ihm, von denen alle, die sie hörten, wüßten, daß sie loses Zeug wären und Erdichtung, und so auch er selbst, das wäre da Hohn, aber kein Lob [25]). Auch würde Arnor Jarlaskalld sich selbst lächerlich gemacht haben, wenn er den feindlichen Heerführer für den König genommen hätte. Man muß daher annehmen, entweder König Karl habe sich auf den Thron von Schottland gewaltsam gesetzt, habe nur wenige Monate geherrscht und sei deshalb nicht unter die Könige von Schottland gezählt worden, oder wahrscheinlicher, König Karl war nicht Hauptkönig in Schottland; denn es war damals in Schottland ähnlich, wie in Irland, wo es mehre Königreiche gab. Daß es aber in Schottland wirklich damals mehre Könige gab, erhellt aus Folgendem: Die Gesandten des Königs Knut berichteten dem Skalden Sighwat unter anderm: War das nun vor Kurzem, daß zu ihm (Knut) kamen zwei Könige von Norden her von Schottland, von Fif, und gab er ihnen auf seinen Zorn, und alle die Lande, die sie hatten gehabt zuvor, und dazu große Freundgaben; und Sighwat verewigte dieses durch eine Strophe [26]). Der Abt Bromton von Jornal erzählt: König Knut kam von Rom zurück, unterwarf sich den König Malkolm von Schottland, der sich gegen ihn empört hatte, und nahm zwei andere Könige, Melbeche und Jermar, seiner Herrschaft. Ein ähnlicher Landschaftskönig, muß man annehmen, war jener Karl, mit dem Thorfinn kriegte, und die schottische Geschichte, welche Thorfinn nicht einmal kennt, erhält durch das, was die Orkneyinga-Saga erzählt, einen wichtigen Zuwachs, nämlich im Betreff des Wesentlichen der Thaten der Jarlar von Orkney in Schottland. Die Nebenumstände, in deren Darstellung die Orkneyinga-Saga nicht selten ausführlich und anschaulich ist, gehören natürlich mehr der Sage, als der Geschichte an. 15) Thorfinn, Sigurd's Sohn, alleiniger Jarl von Orkney. Brusi stirbt in den Tagen Knut's des

---

21) Dublin. 22) Buchanan setzt Malkolm's II. Tod ins Jahr 1033. 23) So nach den Isländern. Nach Buchanan folgt Donald oder Duncan, ein Enkel Malkolm's. Marianus Scotus (bei *Pistorius*, Scriptt. ed. *Struve*. T. I) sagt zum J. 1034: Moecolius, König der Schotten, starb. Donchad, der Sohn seiner Tochter, folgt ihm, fünf Jahre. 24) Nach anderer Lesart Mutatan.

25) s. F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. I. Bd. S. CXXXIX, CXL. S. 6, 7. 26) s. Heimskringla, Sage von Olaf dem Heiligen. Cap. 140.

Mächtigen, kurz nach dem Falle des Königs Olaf des Heiligen[27]). Da nimmt unter sich alle Eylande sein Bruder Thorfinn. Aber noch lebt seines Bruders Sohn, Rögnwald Brusason. Der hoffnungsvolle Knabe hatte an Olaf's des Heiligen Hofe eine seiner würdige Erziehung erhalten. Dann war er seines königlichen Pflegers Leidens- und Reisegefährte, als dieser aus Norwegen entweichen mußte, und reiste mit ihm durch Wermaland und Neriki, und dann zu Schiffe mit ihm nach Gardariki zum Könige (Großfürsten) Jarazleif (Jarislav) (im J. 1029). Mit dem König Olaf kehrt er im J. 1030 zurück und schlägt den 29. Juli 1030 die Schlacht von Stiklastadir mit. In ihr fällt König Olaf, und sein Bruder Haralldr Sigurdarson, 15 Winter alt, wird verwundet. Rögnwaldr Brusason bringt ihn in der Nacht nach der Schlacht zu einem Bonden, und Haralldr wird hier geheilt. Mit ihm reiset Rögnwald im Herbste von Jamtaland nach Schweden, überwintert hier und fährt dann nach Gardariki (Rußland) zu König Jarazleif. Dessen gedenkt Arnor Jarlaskalld, daß Rögnwaldr Brusason war lange seitdem Landvarnarmadr (Landwehrmann, Befehlshaber der Truppen zur Vertheidigung des Landes) in Gardariki, und hatte dort viele Schlachten, nämlich zehn, wie der Skalde in der Strophe singt. Die Norweger bereuen, daß sie sich ihres Königs entledigt haben, und senden (im J. 1034) eine Gesandtschaft nach Gardariki, um Olaf's Sohn, Magnus, nach Norwegen einzuladen. Dabei ist Kalfr Arnason, einer der Hauptempörer, der auch dem König Olaf die tödtliche Wunde beigebracht. Rögnwaldr will ihn sogleich erschlagen, wird aber von **Einar Thambarskelfi** (s. d. Art.) belehrt, daß Kalfr aus Reue über das Vergangene jetzt erscheine, um Magnus Olafsson in der Norweger Namen auf den väterlichen Thron zu rufen. Rögnwald läßt sich erbitten, und ist der Gesandtschaft beförderlich, den jungen König Magnus von Holmgard, wo er bei König Jarazleif erzogen wird, nach Norwegen zu bringen, und begleitet ihn selbst dahin. Hier erfährt er, daß sein Vater gestorben, und sein Vaterbruder Thorfinnr Sigurdarson allein über die Orkneyar herrscht. Da sendet (im J. 1035) König Magnus den Jarl Rögnwald nach den Orkneyar, und gebietet, daß er sollte annehmen seine Vaterverlassenschaft. 16) Thorfinnr Sigurdarson und Rögnwaldr Brusason, Jarlar von Orkney. Thorfinnr läßt Rögnwald'en haben den Drittheil der Lande, sowie sein Vater Brusi am Todestage gehabt hatte. Aber Rögnwaldr glaubte, zwei Theile zu besitzen, sowie Olaf der Heilige gab Brusi'n, seinem Vater, und Brusi gehabt hatte, so lange Olaf der Heilige lebte. Dieses ist der Anfang der Streitigkeiten zwischen den Blutsfreunden. Thorfinn ist zu jener Zeit in Fehde mit den Häbuden, bedarf der Hilfe, und bewilligt deshalb seinem Neffen zwei Drittheile der Inseln. Dieser zieht ihm auch im Frühjahre darauf mit allen Truppen zu Hilfe, und dann mit ihm nach Irland, den Häbuden und dem schottischen Meerbusen. Die letzte Schlacht schlagen sie im Watzfiörd und siegen. Arnor Jarlaskalld feiert diesen Sieg in einem noch vorhandenen Gedichte. Einige Jahre bringen so die Brüder in Einigkeit hin. Während einen Sommer Thorfinn in Schottland und den Häbuden heert, fehlt es den Truppen an Nahrungsmitteln, und er sendet Scharen zur Herbeischaffung nach England. Diese aber werden von den Engländern vernichtet. Den Frühling darauf zieht Thorfinn aus Katanes, Schottland, verschiedenen Landschaften Irlands und aus allen Inseln der Häbuden ein gewaltiges Heer zusammen, ruft auch seinen Bruder Rögnwald mit möglichst vielen Truppen und möglichst großer Flotte herbei. Damals herrscht über England Hordaknut, ist abwesend und in Dänemark. Die Anführer der englischen Landwehr schlagen eine Schlacht. Thorfinn siegt, und bringt den größten Theil des Sommers zu, indem er das größte Heerwerk verrichtet, und England weit und breit verheert. Außer mehren kleinen Gefechten schlägt er zwei Schlachten, siegt und kehrt mit Beute beladen heim. Arnor Jarlaskalld's Weisen dienen zur Bestätigung des in Orkneyinga-Saga Erzählten. Kalfr Arnason, Vormund des Königs Magnus Olafsson, verdächtig der Erschlagung des Königs Olaf des Heiligen, wählt, Gefahr fürchtend, eine freiwillige Verbannung. Seine Güter werden confiscirt (im J. 1043). Er begibt sich zu seinem Schwager, dem Jarl Thorfinn, denn Thorfinn hat zur Gemahlin Ingibiörg, Jarla-Modur (Mutter der Jarlar), Tochter Finn's Arnason's. Er bringt großes Gefolge an Dienern und Kriegern mit, und die Hilfsmittel des Jarls reichen nicht gut aus, sie zu unterhalten. Er fodert daher im J. 1056 das zweite Drittel der Orkney's von Rögnwald durch eine Gesandtschaft zurück. Rögnwald antwortet: Er habe es von König Magnus erhalten, es zu bewachen, nicht zu veräußern, und werde es nur auf Befehl des Königs herausgeben. Da sammelte Thorfinnr ein Heer in Schottland und in den Häbuden. Rögnwald beräth sich mit seinen Freunden. Aber sie sind dem Kampfe abgeneigt. Er reiset daher nach Norwegen zum Könige Magnus und erhält Hilfstruppen, verstärkt sich dann auf Shetland, setzt auf die Orkneys hinüber, und benachrichtigt Kalfen vom Versprechen des Königs, daß er dessen Gnade und seine vom Könige eingezogenen Benutzungen in Norwegen wieder erhalten sollte, wenn er Rögnwald'en beistehen würde. Mit großer Heeresmacht schifft Thorfinnr gegen die Orkneys, und Rögnwaldr gegen Katanes. Im Petlandsfiörd treffen sie sich. Die Seeschlacht erhebt sich. Kalfr Arnason macht mit seinen Schiffen den parteilosen Zuschauer. Lange bleibt der Sieg unentschieden. Aber endlich hat Rögnwaldr den Sieg fast errungen. Da greift ihn auch Kalf Arnason, der dem Versprechen des Königs nicht trauet, an, und nach dem gewaltigsten Kampfe, dessen Einzelnheiten die Orkneyinga-Saga im Betreffe des damaligen Seeschlachtenwesens sehr lehrreich beschreibt, muß Rögnwald endlich fliehen. Von der Beschreibung der Schlacht durch den Jarlaskallden

27) Olaf der Heilige stirbt im J. 1030. S. auch in Beziehung auf die Zeitangaben, von 1020 und 1021, wo die Jarlar von Orkney nach Norwegen reisten, die Chronologia historiae Olavi Sancti Norwegiae Regis in der Sammlung: Scripta historica Islandorum de rebus gestis veterum Borealium. Vol. V. p. 352, 356.

Arnor, der ihr selbst beiwohnte, ist ein Bruchstück auf uns gekommen. Rögnwaldr begibt sich nach Norwegen zum Könige Magnus. Thorfinnr zwingt auch die, welche dem Rögnwald durch Eidschwur der Treue verbunden waren, ihm den Eid der Treue zu leisten. Den Jarl Rögnwald, der sich in Norwegen nicht halten läßt, will der König weder mit Truppen noch einer Flotte unterstützen. Da aber Thorfinnr als Herr so vieler Eylande und schottischer Landschaften und durch den Beistand seines Schwagers stärker ist, will er des Königs Truppen nicht wieder der Gefahr aussetzen, sondern nimmt nur ein einziges Schiff mit den auserlesensten Kriegern an. In Hialltland erfährt er, daß sein Vaterbruder in Orkneys auf Hrossey überwintere, und nur wenig Kriegsvolk bei sich habe. Hier überfällt ihn des Nachts unerwartet Rögnwald, läßt das Haus anzünden, in welchem sein Vaterbruder schmauset, und läßt Niemanden heraus, als Weiber und Sklaven. Schon steht alles in Flammen, als Thorfinn unten einige Breter losbricht, und seine Gattin auf den Armen hinausträgt; Rauch und Finsterniß umhüllen ihn, und Niemand weiß, daß Jarl Thorfinnr entkommen ist. Er findet einen Kahn und rudert auf ein Vorgebirge. Rögnwald unterwirft sich alle Eylande, sendet nach Kataneß und den Hädbuden, und eignet sich all das Reich zu, das Thorfinnr hatte. Niemand verweigert Gehorsam, denn Niemand weiß, daß Thorfinnr dem Tode entgangen ist. Unterdessen hält sich Thorfinnr auf Katanes verborgen. Beim Annahen des Julfestes begibt sich Rögnwald mit großem Gefolge nach Klein-Papey, um Malz zum Bierbrauen nach Hause zu bringen. Das Haus, in welchem er den Abend zubringt, umringt Thorfinn mit einer Schar Bewaffneter. Alle erhalten Erlaubniß herauszugehen, nur des Jarls Hirdmenn (Hofgesinde) nicht. Dann wird das Haus angezündet. Während viele herausgehen, steht ein Mann im Linnenkleide an der Thüre. Jarl Thorfinnr gebietet, daß man dem Diakonus die Hände reiche. Er stützt mit den Armen sich auf das Holz, das man zum Anzünden dahin gebracht, schwingt sich darüber hinweg, durchbricht die Menge der Umstehenden und verschwindet im Dunkel der Nacht. Thorfinnr läßt ihn verfolgen. Thorkell Fostri durchforscht die Seeküste. Ein Hündchen bellt, das Rögnwald im Busen trägt. Er wird erreicht. Thorkell befiehlt seiner Umgebung, daß sie ihn erschlagen soll. Alle weigern sich. Da thut es Thorkell selbst und wird so Mörder zweier Jarlar, nämlich früher des Jarls Einar und jetzt (im J. 1046) Rögnwald's, des Brudersssohns Einar's. Rögnwald ward von dem Volke sehr beweint, denn er übertraf alle Jarlar an Tugenden und Schönheit. Auch den König Magnus schmerzt sein Tod sehr. 17) Thorfinnr Sigurdarson, wieder alleiniger Jarl von Orkney. Nach Norwegen kommt um diese Zeit (im J. 1045) Haralldr Sigurdarson aus Rußland zurück, und erhält (im J. 1046) von seinem Neffen Magnus halb Norwegen. Mit vereinter Macht wollen sie (im J. 1047) nach Dänemark übersetzen. Widrige Winde halten sie im Hafen von Lüster Seloë. Da kommt zu ihnen unerwartet Jarl Thorfinnr, legt an das Schiff des Königs Magnus, sagt, daß er gekommen, um ihm im Kriege zu dienen. Da gibt der König seinen Zorn gegen den Jarl auf, und heißt ihn der Heerfahrt beiwohnen. Der Jarl gewinnt des Königs Gnade und Wohlgefallen so, daß dieser ihn an den Berathungen Theil haben läßt. Während sie lange in demselben Hafen liegen, fodert ein Hirdmenn des Königs vom Jarl Thorfinn Buße für seinen Bruder, den der Jarl nebst andern Hirdmenn des Königs in Kyrkiuvogr hatte erschlagen lassen. Der Jarl antwortet, er lasse Niemanden ohne Grund umbringen, und zahle deshalb keine Buße. Sie wechseln weiter Worte, und der Jarl äußert unbedachtsam, er habe damals auch ihn erschlagen sollen, damit er ihn hier nicht bei den Königen anklagen könne. Da läßt der König Magnus Zorn blicken, und als den Tag darauf die Flotte ausläuft, segelt der Jarl nach den Orkneys zurück und nimmt an der Heerfahrt gegen Dänemark nicht Theil. Aber bald darauf (den 25. Oct. 1047) stirbt König Magnus, und Thorfinnr wird von der Furcht vor der großen Macht des Königs Magnus befreit. Den König Haralld Sigurdarson läßt er durch eine Gesandtschaft um ein Freundschaftsbündniß bitten, wird von ihm nach Norwegen eingeladen, findet ihn in Hordaland, und wird freudig und ehrenvoll empfangen und beim Weggehen beschenkt. Er fährt dann nach Dänemark, wird vom Könige Swein in Aalborg bewirthet, und macht hier zuerst kund, daß er, um Ablaß seiner Sünden zu erhalten, nach Rom wallfahrten will, kommt nach Saxland [28]), und wird vom Kaiser Heinrich dem Schwarzen wohl aufgenommen und reichlich, namentlich mit Pferden zur Reise beschenkt. In Rom erhält Thorfinnr die vollkommenste Vergebung aller Sünden. Als er heimgekehrt, thut der vormals große Heermann keine Raubfahrt mehr, wendet seinen Geist auf gute Verwaltung des Landes, gibt nützliche Gesetze, und baut an dem Hauptsitze im Byrgisherad (der Landschaft von Byrgir) eine herrliche Domkirche, und hier wird zuerst der bischöfliche Sitz auf den Orkneys gegründet. Seine weitläufigen Landschaften, von denen neun Grafschaften allein in Schottland lagen, behauptet der mächtigste aller Jarlar von Orkney bis an sein Ende. Er nahm das Jarlthum fünf Winter alt, und herrschte mehr als 60 [29]) Winter, und ward durch Krankheit todt in den letzten Zeiten des Königs Haralld Sigurdarson. 18) Pal und Erlend, Thorfinn's Söhne, Jarlar von Orkney, sind so einträchtig zusammen, daß sie das Jarlthum ungetheilt haben und die Einkünfte gemeinschaftlich beziehen. Pal (Paulus) als der

28) Saxland hieß bei den Isländern Teutschland überhaupt und reichte bis an die Donau; s. F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 1. Bd. S. CLXXXI. 29) So nach Snorri Sturleson, Sage Olaf's des Heiligen. Cap. 109 (gr. Ausg. der Heimskringla. 2. Th. S. 161. Ausg. von Peringskiold 1. Th. S. 551. Fornmanna-Sögur 4. Bd. S. 230). Nach der Orkneyinga-Saga selbst regierte Thorfinnr 70 Jahre. Aber beides, vorzüglich letzteres, ist nach der Berechnung des Torfäus (Orcades p. 65) zu viel. Nach ihr starb sein Vater im J. 1004, wo Thorfinn fünf Jahre alt war. Torfäus folgt daher der dänischen Übersetzung der Heimskringla von Claußon, nach welcher Thorfinnr 50 Jahre regiert, und er scheint dem Torfäus im J. 1064 gestorben.

Ältere, steht mit Ansehen vor. Ihre Mutter heirathet den Schottenkönig Malkolm III. König Haralld Hardradi segelt, als er (im J. 1066) gegen England zieht, nach den Orkneys, und nimmt von da großes Kriegsvolk und die Jarlar Pal und Erlend mit. Er landet in England an dem Orte Cliveland, erobert Skardeborg (Skarborough), schlägt die Engländer am Vorgebirge Hellornes (Holdernes), fährt dann in den Humber und die Ouse, landet und schlägt (den 20. Sept.) die englischen Jarlar Morchar und Walthiof, legt dann an die Brücke von Stanford (Battlebridge) und hält mit den Bürgern von York eine Versammlung. Gegen den König Harallo, Godwin's Sohn, von England rüstet er sich (den 25. Sept.) zur Schlacht, und läßt zur Bewachung der Schiffe seinen Sohn Olaf, Pal und Erlend, die Jarlar der Orkneyingar, und Eystein Orri, den Sohn Thorbergs Arnason's, zurück. Es wird die härteste Schlacht geschlagen und Harallor Hardradi Sigurdarson fällt, Eystein Orri kommt dazu mit dem Kriegsvolke, das ihm folgte, und die Schlacht wird auf das Härteste erneuert und heißt Orra-hvid, Orri's Gewitter. Doch sind die Nordmannen ermüdet, da sie von den Schiffen hierher gelaufen sind, werfen im Zorne die Panzer ab, und viele fallen. Doch erlaubt König Harallo, Godwin's Sohn, Olafen, dem Sohne des Königs Harallo und den Jarlen heimzuziehen. Bei ihnen überwintert Olaf auf den Orkneys. Zu jener Zeit findet das beste Verhältniß zwischen Norwegen und den Orkneys statt, da die Mütter der Könige und der Jarlar Geschwisterkind sind. Auch die Eintracht unter den Jarlen selbst dauert lange Zeit, bis ihre Söhne heranwachsen. Pal, Thorfinn's Sohn, hat zur Gemahlinn die Tochter des Jarls Hakon, des Sohnes Iwar. Dieses letzten Gemahlin war Ragnhild, die Tochter des Königs Magnus des Guten von Norwegen, und ward durch ihn Mutter Erik's Lamb's, des Königs von Dänemark. Von der Tochter Hakon's, des Sohnes Iwar's, der Urenkelin Königs Olaf's des Heiligen, hat Jarl Pal diese Kinder: Hakon, der ihm nachmals im Jarlthume folgte, Thora'n, die nachmalige Gemahlin Holdor's, eines edeln Norwegers, welcher der Sohn Bryniulf's des Kameeles und Hirdmann des Königs Olaf des Heiligen war, und der mit ihr den andern Bryniulf zeugte, der Giriden, Dag's Tochter, heirathete. Pal's zweite Tochter ist Ingirid, die Einar Worsakrus zur Frau nahm, und die dritte Herbiörg. Sie ist Mutter Sigrid's und Ingibiörg's Ragna's. Diese Letztere ist Gemahlin Sigurd's von Westnes und ihre Kinder Hakon Pick und Bryniulf. Sigrid's, der Tochter Herbiörg's, Kinder sind Hakon Barn (das Kind) und Herbiorg, die Kolbein Hruga (Haufe) hatte. Pal's vierte Tochter ist Ragnhild, und ihr Sohn Benedictus (Enkelin von ihm ist Ingiobiorg, Urenkel Erling der Archidiakonus), und ihre Tochter Bergliot, die Haward, Gumar's Sohn, hatte, und ihre Söhne Magnus, Hakon Klo, Dufniall und Thorstein. Alle diese aus dem Geschlechte der Jarlar bilden das Geschlecht der Großmänner von Orkney und gehören zu dieser Geschichte. Sie sind dem Jarl Pal entsprossen. Erlend hat zur Gemahlin die Tochter Sumarlidi's. Sumarlidi's Vater ist Upsak, Upsak's Mutter Thordis, und diese die Tochter eines edeln Isländers, Hall's von Sida. Hall's von Sida Mutter war Thordis, der Vater Thordis' war Aussur Kelisselg, der Sohn Hraullaug's, des Bruders des Jarls Torf-Einar von Orkney (diese Familie, welche von Island Zweige nach Orkneyar sandte, blühte in Island sehr, und zählte drei Bischöfe und unter ihnen den heiligen Jon, Bischof von Holar, den Urenkel Hall's von Sida). Jarl Erlend und Thora, Sumarlidi's Tochter, hatten diese Söhne: Erling und Magnus, der nachmals heilig gesprochen und von den Bewohnern Orkneys, so lange sie katholisch waren, als Schutzpatron der Eylande verehrt ward, und diese Töchter: Gunhild und Cäcilia, mit der Isach den Endrid und Koli zeugte. Des Jarls Erlend dritte, aber uneheliche, Tochter ist Jatvor, ihr Sohn Bergur. Hakon, Pal's Sohn, betrachtet, da er aus königlichem Geschlecht entsprossen und Enkel des Königs Magnus ist, sich höher als Erlingen, den Sohn seines Vaterbruders. Erling aber will nicht dulden, daß Hakon ihm vorgezogen wird. Der gemäßigste von ihnen ist Magnus. Die Zwietracht zwischen Hakon und Erling wächst so, daß keiner mehr vor dem andern sich sicher hält. Die Jarlar halten eine Zusammenkunft, den Zwist zu schlichten, werden aber selbst uneinig, da jeder seine Söhne zu sehr begünstigt. Den Orkneyingern fällt dieses sehr beschwerlich, und sie bewirken eine Zusammenkunft beider auf Hrossey. Hier theilen sie die Eylande zu gleichen Theilen, auf die Weise, wie es in den Tagen ihres Vaters und ihrer Vaterbrüder gewesen. Diese Verträge bestehen, so lange Hakon, Pal's Sohn, mit Raubfahrten beschäftigt und abwesend ist. Dann aber wird er grimmiger, und fängt an, die Diener seines Vaterbruders und seiner Vettern zu unterdrücken. Daher neue Zwistigkeiten unter den Jarlen, und selbst gegenseitige Einfälle. Haward, Gunnar's Sohn, versammelt zur Abwehrung des Unheils die ersten Männer. Erling aber will von keinem Vergleiche hören, wenn nicht der Feind des Friedens, Hakon, die Eylande verlasse. Hierzu läßt sich auch Hakon von seinen Freunden erbitten, da er im Auslande Ruhm zu erwerben hofft. Er schifft nach Norwegen und weilt hier kurze Zeit bei König Olaf dem Kirren in den letzten Jahren seiner Regierung, dann reiset er zum König Ingi, Stenkel's Sohne, von Schweden. Hakon's mütterlicher Großvater Hakon, Iwar's Sohn, lebte dort noch in gutem Andenken. Er hatte, als er von König Harallo Hardradi von Norwegen verbannt war, vom König Ingi von Schweden die reichen Landschaften Westur-Gautland und Wermaland zu Lehn erhalten, und war bei dem Könige und dem Volke sehr beliebt gewesen. Jetzt trugen seine Freunde und Verwandten diese Liebe auf seinen Enkel Hakon, Pal's Sohn, über, und Hakon empfahl sich dem Könige und allen Hirdmännern (dem Hofgesinde) sehr. Aber bald ward er von der Sehnsucht nach Rückkehr in sein Vaterland ergriffen. In Schweden war damals das Christenthum kürzlich eingeführt, und noch viele heidnische Gebräuche, namentlich Zauberei und Weissage. König Ingi selbst, der sie mit Strenge vernichten wollte, hatte nach Gautland entweichen müssen,

und die Schweden hatten seinen Schwager Swein zur Wiederherstellung der Opfer zum Könige gemacht, und der ward deshalb Blot-Sweinn (Opfer-Sweinn) genannt. Ingi hatte ihn jedoch unerwartet überfallen und das Reich wieder gewonnen, und rechten Glauben und heilige Sitten eingeführt. Daher leben die Weissager in Furcht vor ihm. Doch bewegt Hakon einen solchen, der bei den Schmäusen über Witterung und anderes solches zu weissagen pflegte, ihm sein Schicksal zu offenbaren. Dieser weissagte ihm, daß er lange leben, allein sein Land beherrschen, auch seine Nachkommen darüber walten, er sich mit einem Verbrechen beflecken und im Norden sterben werde. Von dem Weissager geht Hakon zu dem Könige Ingi zurück, nimmt kurz darauf Urlaub, und begibt sich zu dem Könige Magnus Barfuß von Norwegen. Hier erfährt er, daß in Orkney die Söhne des Jarls Erlend Alles vermögen, und sein Vater, des Reiches sicher, sich bei ihrer Verwaltung beruhigt, und das Volk sich des Friedens erfreut. Er fürchtet daher, daß ihn seine Vettern vom Reiche ausschließen, und sucht deshalb den König Magnus auf seine Seite zu ziehen. Dieser unternimmt auch den gewaltigsten Seezug nach Westen (im J. 1098), schifft zuerst zu den Orkneyar, fängt die Jarlar Pal und Erlend, und sendet beide nach Norwegen, und setzt seinen achtjährigen Sohn Sigurd zum Häuptling über die Orkneyingar und gibt ihm eine Genossenschaft Rathgeber. Die Söhne der Jarlar Hakon, Erling und Magnus nimmt er unter sein Kriegsvolk, und sie müssen ihm folgen. Dann verheert er die Sudreyar (Hebriden) und verfolgt seinen Seezug weiter nach Westen. In der Schlacht auf Anglsey fällt Erling, der Sohn des Jarls Erlend (so nach der Orkneyinga-Saga, nach Snorri Sturleson wird Erling nebst dem Könige Magnus erst im J. 1103 den 24. Aug. in Irland erschlagen). Nach der Schlacht auf Anglsey macht der König Magnus den Sohn des Jarls Erlend, Magnus, zum Schüsselknaben (d. h. er muß bei Tische die Speisen herbeitragen). Zwar hat er in der Schlacht ohne Panzer und Helm und sonstige feste Bedeckung den dichtesten Hagel der Geschosse ausgehalten und ist wie durch ein Wunder entkommen. Aber er hat sich der Schlacht entzogen und deshalb verachtet ihn der König. Sich dem Unwillen des Königs zu entziehen, flieht er des Nachts, und kommt endlich zum Könige von Schottland, ist theils bei ihm, theils bei einem Bischofe in England, verbannt von der Heimath bis zum Tode des Königs Magnus. Nach Unterwerfung der Hebriden und Anglsey's greift der König von Norwegen Schottland an, aber der Schottenkönig Malkolm schließt einen Vergleich. Magnus überwintert auf den Hebriden. Kali stirbt an den in der Schlacht von Anglsey erhaltenen Wunden. Der König schifft im Frühlinge (1099) auf die Orkneys, und hört hier, daß denselben Winter die Jarlar an Krankheit gestorben, Erlend in Nidaros, Pal in Bergen. Des Jarl Erlend's Tochter, Gunhilld, gibt er Koli, Kali's Sohne zum Ersatz, daß sein Vater umgekommen, und als Mitgift Odale in den Orkneys. Er folgt dem Könige mit seiner Gattin nach Norwegen und ihre Kinder sind der Sohn Kali und die Tochter Ingirid. Nach Snorri Sturleson[30]) gibt (im J. 1099) König Magnus seinem Sohne Sigurd Königsnamen, und setzt ihn über Orkneyar und Sudreyar (Hebriden), und gibt ihn in die Hände Hakonen, Pal's Sohne, seinem Blutsfreunde. Als König Magnus neun Winter König über Norwegen gewesen (also im J. 1102), unternimmt er wieder einen Seezug nach Westen, fährt zu den Orkneyar, und nimmt von dort mit sich die Söhne des Jarls Erlend's, Magnus und Erling. Dann segelt er zu den Sudreyar, und als er liegt bei Schottland, da läuft Magnus Erlendsson in der Nacht vom Schiffe des Königs, und kam weiter in die Hird (an den Hof) des Schottenkönigs. König Magnus steuert nach Irland, zu ihm stößt dort König Myriatak von Connact. Sie gewinnen viel vom Lande Dyflin (Dublin) und Dyflinar-Skiri (die Grafschaft von Dublin); den nächsten Frühling und Sommer (im J. 1103) haben sie viele Schlachten und unterwerfen den größten Theil von Uladstir (Ullon). Im August wird Magnus, als er bei Uladstir liegt und mit dem größten Theile seines Kriegsvolkes von den Schiffen auf das Land steigt, um auf das Schlachtvieh zu warten, das ihm seine Mannen vom Könige Myriatak bringen sollen, von einem Iren-Heere plötzlich angegriffen. In dieser Schlacht (im J. 1103) fällt Erlingr, der Sohn des Jarls Erlend, mit dem Könige Magnus. Das Kriegsvolk, das aus Irland entrinnt, kommt nach den Orkneys. So nach Snorri Sturleson. Nach der Orkneyinga-Saga war Magnus Erlendsson früher entflohen, und Erlingr Erlendsson früher gefallen. 19) Hakon, Pal's Sohn, Jarl von Orkney. Nach des Königs Magnus Tode sind Könige von Norwegen seine drei Söhne; Hakon, Pal's Sohn, war seinem Vater in alle Schlachten gefolgt, hatte auch, wie das Lied auf ihn bezeugt, der Heerfahrt nach Gautland beigewohnt. Ein (oder zwei) Winter nach dem Falle des Königs Magnus Barfuß (also im J. 1104 oder 1105) kommt von den Orkneyar Hakon, Sohn des Jarls Pal. Die Könige geben ihm Jarlthum, und die Verwaltung (yfirsókn)[31]), sowie die Jarlar hatten früher gehabt vor ihm, Jarl Pal sein Vater und Erlendr, sein Vaterbruder. Während Hakon über die Eylande herrschte, kam Magnus im Vertrauen auf seine Blutsverwandtschaft und Schwägerschaften mit den mächtigsten Geschlechtern und auf die Liebe aller Bonden, die ihn alle in sein Vatererbe setzen wollen, von Schottland nach den Orkneys, und verlangt die Hälfte des Reichs der Eylande. Jarl Hakon zieht Truppen zusammen und will ihn vom Vatererbe ausschließen. Durch Vermittelung der Bonden jedoch willigt Hakon ein, ihm die Hälfte der Eylande zu geben, wenn er es von den Königen von Norwegen erlangen könne. 20) Hakon, Pal's Sohn, und Magnus, Erlend's Sohn, Jarlar von Orkney. Magnus reiset nach Norwegen und erhält vom Könige Eystein (Sigurd ist damals auf der

30) Heimskringla, Sage von Magnus Barfuß. Cap. 12, 21, 27. 31) Vergl. Snorri Sturleson, Heimskringla, Sage von Sigurd dem Jerusalemfahrer, Cap. 3, yfirsókn bedeutet wörtlich: Obersuchung; s. F. Wachter a. a. O. 1. Bd. S. 162.

Kreuzfahrt) Jarlsnamen und die Verwaltung der Hälfte der Eylande. Als er heimkehrt, wird er selbst auch von Hakon günstig empfangen. Die Vettern leben einträchtig und die Eylande haben guten Frieden, und Fülle an ernährenden Erzeugnissen. Beide Vettern erschlagen, wie ein von ihnen handelndes Lied besingt, Dufnialn, der ihnen im dritten Grade verwandt ist, aber aus unebenbürtigem Blute stammt, in der Schlacht, und einen andern, einen Edeln, der ihren Gütern feindlich ist, Namens Thorbiorn, im Hialtland's (Shetlands) Meerbusen Borgarfiörd. Auch mehres Andere führen sie gemeinschaftlich aus. Aber im Verlaufe der Zeiten werden die Vettern durch Verleumder gegen einander erbittert. Der herrschsüchtige Hakon, von Neid erfüllt, daß Magnus wegen der Reinheit seiner Sitten mehr geliebt wird, leiht den Verleumdern zuerst sein Ohr. Unter seinen Hirdmenn werden besonders zwei genannt, Sigurd, der ungleiche Bruder des frommen und rechtschaffenen Thorstein's, eines Hirdmanns des Jarls Magnus, und Sighwat Socki. Sie verleumden den Jarl Magnus bei seinem Vetter Hakon, bis dieser Truppen zusammenzieht, und auch jener sich in Vertheidigungszustand setzen muß. Nach der **Saga hins helga Magnusar Eyia Jarls**, welche sich im Anhange der Ausgabe der Orkneyinga-Saga findet, geht Magnus nach England zum Könige Heinrich I., Wilhelm's des Eroberers Sohne, lebt hier mit großem Gefolge auf Kosten des Königs ein ganzes Jahr, und landet dann mit dem von ihm erhaltenen Beistand auf den Orkneys, um seinen Theil, den Hakon, während er abwesend war, nebst Katanes inne gehabt, durch Waffengewalt wieder zu gewinnen. Durch Vermittelung der gegenseitigen Freunde wird aber einige Jahre Friede, bis durch erneute Verleumdung neue Zwietracht zur Ergreifung der Waffen führt. Auf Rossey, wo die Thingstätte der Orkneyingar ist, stehen beide Theile in Schlachtordnung gegen einander. Die ersten Männer vermitteln jedoch einen Vergleich, der beschworen wird, zur Zeit der großen Fasten. Kurz darauf bricht jedoch wieder Zwietracht aus. Die Freundschaft wieder herzustellen, ladet Hakon den Magnus zu einer Unterredung ein. Hierzu wird Eigilsey und die Osterzeit bestimmt. Als Jarl Magnus nach Eigilsey steuert, schlägt bei windlosem Meere plötzlich eine Woge über das Schiff, das der Jarl steuert. Man hält es für ein übles Vorzeichen, und der Jarl weissagt aus ihm seinen Tod durch Hakon's Hinterlist. Aber vergebens bitten ihn seine Begleiter umzukehren. Er stellt alles in Gottes Hand. Hakon erscheint später auf Eigilsey mit vielen Schiffen und einer Heerschar. Magnus übernachtet in der Kirche. Am Morgen darauf sucht ihn Hakon darin. Magnus ist nicht mehr da [32]), sondern bei Seite gegangen. Als man auf ihn losgeht, stellt er sich freiwillig dar. Hakon und seine Heerschar gehen mit gezückten Schwertern zu ihm, der sich auf die Knie geworfen. Er erbietet sich, für sich und Hakon nach Rom oder Jerusalem eine Bußfahrt zu thun, und nie wieder auf die Orkneys zurückzukehren. Aber dieses wird verworfen. Dann bittet er, daß Hakon ihn zu gemeinsamen Freunden nach Schottland bringen und dort in Haft halten lassen sollte. Auch dieses wird verworfen. Um Hakon's Schuld zu mildern, fodert Magnus ihn auf, ihn verstümmeln und in Haft halten, aber nicht umbringen zu lassen. Hakon ist hiermit zufrieden. Aber die ersten Männer verabscheuen die Marterung, und verlangen, daß einer der beiden Jarlar sogleich sterben solle. Da befiehlt Hakon, daß der Fahnenträger Ufrig den Jarl Magnus erschlagen soll. Aber dieser weigert sich. Durch Drohungen wird des Jarls Hakon's Koch zur Übernahme des Scharfrichteramtes geschreckt. Jarl Magnus beichtet und betet für seine Feinde, spricht seinem Mörder Muth ein, und empfängt mit der größten Standhaftigkeit den Todesstreich im J. 1091 [33]). Zugleich regierten Magnus und Hakon die Orkneyar sieben Jahre. Des Jarls Mutter Thora hatte beide Jarlar zum Schmause geladen. Hakon begibt sich dahin, obgleich mit dem Blute des Sohnes benetzt. Durch die Mäßigung und Frömmigkeit der Mutter wird er jedoch erweicht, und gestattet, daß des Magnus Leiche begraben wird, wo sie will. Magnus wird auf Hrossey bei der von Jarl Thorfinn erbauten Domkirche begraben. Nun häufige Wunder, welche Bischof Wilhelm Anfangs nicht glaubt, bis ihn die offenbarsten Beweise dazu nöthigen. Er schreibt sie nun in ein besonderes Buch. So erhalten auch die Orkneyar ihren eigenthümlichen Heiligen. 21) Hakon, Pal's Sohn, wieder alleiniger Jarl von Orkney; nach Pal's Tode läßt sich Hakon alle den Eid der Treue schwören, die zu dem Reiche des Jarls Magnus gehört hatten. Die Hauptfreunde des Magnus, von denen Hakon glaubte, daß sie ihm besonders Widerstand geleistet, werden sehr gedrückt. Wenige Jahre darauf wallfahrtet Hakon nach Rom, und von da nach Jerusalem, badet sich im Jordan und bringt viele Reliquien heim. Er ist nun ein Mann des Friedens, bessert die Gesetze, mildert die Lasten, und alle Großmänner und das Volk wünschen ihm ein langes Leben. Nach langem Frieden und Früchten des Friedens stirbt [34]) er an einer Krankheit. Er hat zwei Söhne, Harald den Wohlredenden von seiner Geliebten, Helga, der Tochter des berühmten und reichen Maddan von Dalir auf Katanes, mit der er auch Ingibiorg, die Gemahlin des Königs der Hebriden, Olaf Bitling und Margaretha'n zeugte, und von einem andern Weibe Pal den Schweigsamen. Die Brüder Hakon und Pal leben von Jugend auf in Zwietracht. 22) Hakon und Pal, Hakon's Söhne, Jarlar von Orkney; die Zwietracht zwingt die Brüder zur Theilung des Reiches, und hierdurch werden auch die ersten Männer der Eylande in Parteien getrennt. Die Eylande werden zu gleichen Theilen getheilt, und die Macht der Brüder ist gleich. Aber doch ist Ha-

32) Nach der **Saga hins helga Magnusar** wird Magnus mit Gewalt aus der Kirche gezogen.

33) Nämlich nach der Orkneyinga-Saga. Robert, der Verfasser der Sage Magnus des Heiligen, setzt das Jahr 1104. Torfäus, Orcades, S. 54–86, prüft beide Angaben, und kommt zu dem Jahre 1110. Der Todestag des Magnus ist der 16. April. 34) Wann, ist nicht bekannt, und nur so viel, daß er noch nach 1103 und sein Sohn Pal bis zum J. 1136 herrschte.

kon mächtiger, denn er hat vom Schottenkönige Katanes zu Lehn. Hier weilt er oft, auch bisweilen in Schottland, denn dort hat er viele Blutsfreunde. Während er auf Sudreyar (den Hebriden) weilt, kommt zu ihm jener ausgezeichnete **Sigurdr, Slembi-diákn** (s. d. Art.), und begleitet ihn nach den Orkneys. Zu sich nimmt Jarl Hakon auch seine Tante, Maddan's Tochter, Namens Frakaurk, Witwe Liot Niding's und seine Muhme Audlid, Tochter Thorleif's, des Sohnes Maddan's, Witwe Eirik Streita's, Mutter Eirik Slagbellir's. Allen diesen gefällt Sigurdr **Slembi-diákn** sehr, aber am meisten dem Jarl Hakon. Von des Jarls Pal's Rathgebern sind die ausgezeichnetsten Sigurd von Westnes, Gemahl Ingibiorg Ragna's (mit anderm Beinamen Tigna's, der Würdigen) und Thorkell, Sumarlidi's Sohn, des Jarls Magnus Blutsfreund. Thorkell war beständig im Hause des Jarls Pal und erhielt deshalb den Beinamen Fostri (Pfleger), sodaß die Geschichte von Orkney zwei Thorkell Fostri hat, jener, welcher den Urgroßvater, den Jarl Thorfinn, erzog, und diesen, den Pfleger des Jarls Pal. Thorkell Fostri II. war dem Jarl Hakon und seinen Freunden verdächtig, als wenn er erbittert durch den Mord des Jarls Magnus des Heiligen, seines Blutsfreundes, Zwistigkeiten unter den Jarlen säe, um an den Söhnen zu rächen, was der Vater verbrochen. Jarl Hakon läßt ihn mit Rath und Hilfe Sigurd's **Slembi-diákn** erschlagen. Jarl Pal rüstet sich. Die Bonden legen sich dazwischen, aber Pal will von keinem Vergleiche hören, wenn nicht alle, die sich zur Erschlagung Thorkell Fostri's vereinigt, verbannt würden. In den Jarl Hakon wird so lange mit Bitten gedrungen, bis er einwilligt, und Sigurd **Slembi-diákn** und Alle, welchen Jarl Pal die größte Schuld beimaß, werden verbannt. Wie man übereingekommen, soll zum Weihnachtfeste Hakon seinen Bruder Pal bewirthen, findet seine Mutter und seine Mutterschwester Frakaurk mit Kleidernähen beschäftigt, fragt, für wen jenes herrliche weiße Kleid bestimmt sei, und erhält zur Antwort, für seinen Bruder, will es aber selbst und zieht es trotz aller Bitten und Warnungen seiner Mutter, Helga, daß es ihm den Tod bringen werde, doch an, empfindet schreckliche Schmerzen und stirbt kurz darauf. 23) Pal, Hakon's Sohn, alleiniger Jarl von Orkney. Er urtheilt, daß man ihm durch das arglistige Geschenk nach dem Leben getrachtet, und verbannt Hakon's Mutter und Mutterschwester als Zauberinnen nebst der ganzen Familie aus den Eylanden. Sie gehen zuerst nach Katanes und dann weiter nach Schottland, zu den Gütern, von denen Frakaurk viele dort hatte. Dort blieb nebst Helga auch ihre und des Jarl Hakon's Tochter, Margaretha. In Frakaurk's Pflege wurden auch erzogen Erlend, der Sohn des Jarls Hakon des Wohlredenden, ein Enkel Helga's; ferner der Enkel Thorleif's, der Schwester Frakaurk's, Sohn Audlid's und Eirik Streita's, Namens Eirik Slagbellir, auch Frakaurk's Enkel, Sohn ihrer Tochter Steinvor (auch Steney's) und Thorliot's von Rekavik, Aulver Rosta geheißen, endlich auch Frakaurk's Urenkel, Enkel Steinvor's, Sohn von Steinvor's Tochter Gudrun, und Thorstein Hauld, dem Sohne Firansmunn's. Alle diese vier wurden ausgezeichnete Männer, und eigneten sich alle das Recht[35]) auf das Reich der Eylande zu (ein unbestrittenes Recht hatte jedoch nur Erlend, Hakon's Sohn). Die Orkneyinga-Saga gibt nun ein Verzeichniß der Großmänner, welche damals auf Orkney gelebt, und wo sie gewohnt haben. Koli, Kali's Sohn aber, der Schwager des Jarls Magnus des Heiligen, lebte auf seinem väterlichen Gute auf Agdir in Norwegen. Sein Sohn ist Rögnwald Kali, jener gute Skalde und auch in andern Künsten erfahrne Mann. In einem seiner Lieder, die auf uns gekommen sind, gibt er seine neun Künste (**ithrotir**) an, das Schachspiel, die Runen, die Bücher, die Schmiedekünste (**smidir**), das Schreiten auf Schneeschrittschuhen (**skidom**), das Schießen (mit dem Bogen), das Rudern, das Saitenspiel (**harpskatt**) und die Dichtkunst (**bragur**). Meist lebte er bei seinem Blutsfreunde Solmund, einem der Großmänner des norwegischen Reiches, der ein herrliches Gut in Ostagdir hatte. Funfzehn Jahre alt schloß Kali Genossenschaft mit Kaufleuten, und fuhr nach England in die Stadt Grimsbå, einen großen Handelsort. Hier lernt er einen Mann kennen, der sich Gilli-Krist nennt, und ihm im Geheimen eröffnet, daß er ein Sohn des Königs Magnus Barfuß von einer Frau auf den Hebriden sei. Beide geloben sich, wenn sie sich künftig wieder treffen, beizustehen. Kali fährt nach Agdir zurück, und schifft bald darauf nach Bergen, wo er sein noch vorhandenes Lied auf dieser Fahrt und seinen Aufenthalt in Grimsbå macht. In Bergen ist ein großer Zusammenfluß von Kaufleuten. Kali geht herrlich ausgestattet einher, wird von allen hochgeschätzt wegen seiner Gaben und seiner Geburt. Mit Jon von Sogn schließt er insbesondere enge Freundschaft. Nach Beendigung der Geschäfte geht Kali nach Agdir in seine väterliche Heimath. Den größten Theil des Winters bringt er jährlich bei Solmund, die Sommer auf Kauffahrten zu. Bei einer Fahrt nach Thrandheim wird er von ungünstigen Winden auf Dollsey zurückgehalten. Hier gelüstet es ihn, die verborgenen Schätze in der deshalb berühmten Höhle in Besitz zu nehmen. Er und seine Begleiter stoßen in der Höhle auf große Schwierigkeiten. Über den See, der quer durch die Höhle geht, wagten nur allein Kali und Haward, der Diener Solmund's, die sich mit einem Seile an einander gebunden, zu schwimmen. Kali hielt einen Brand in der Hand und hatte Feuerzeug zwischen seine Schultern gebunden. Aber auf jenem Theile der Höhle sind viele holperige Stellen und hindernde Felsen, undurchdringliche Finsterniß, brechenerregende Dämpfe, und nur mit Mühe wird Licht angezündet. Abgeschreckt dringen sie nicht weiter vor, errichten ein Denkmal und der Gewinn ist das schöne Lied, das wir noch von Kali auf dieses kühne Unternehmen haben. In Bergen trifft Kali

35) Wie drei von ihnen ihre Ansprüche begründet, gibt die Orkneyinga-Saga nicht an. Vergl. Torfäus Orcades, der auch nicht weiß, wie ihr Recht beschaffen gewesen, da drei von ihnen dem Maddan von Dalir auf Katanes entsprossen. Maddan's Vorfahren werden nicht angegeben.

seinen alten Freund Jon, Peter's Sohn, von Bergen wieder. Diesen begleitet Bryniolf, der angesehene Mann. Zwischen Bryniolf und Kali's Begleiter Haward entsteht Zwist. Haward schlägt Bryniolfen, daß er ohnmächtig wird. Kali sendet Hawarden nach Süden zu dem Presbyter Richard auf Alwidra. Bryniolf läßt Hawarden verfolgen und erschlagen. Jon stellt die Sache auf Kali's Spruch. Als dieser heimkehrt, ist sein Vater Koli nicht zufrieden, daß er nicht erst Solmunden befragt. Auf Koli's Rath sendet Solmund des erschlagenen Haward's Bruder Hallward nach Sogn, daß er Rache an Jon nehme, mit Hilfe von Jon's Nachbar, einem Freunde Koli's. Dieser Nachbar Jon's, Namens Uni, ist Jon's Feind, da er von ihm bedrückt wird. Überdies sendet ihn Koli durch Hallward zugleich Geld, und bietet ihm an, ihn bei sich aufzunehmen. Von Uni's Rathschlägen unterstützt, erschlägt Hallward meuchlerisch Bryniolfen. Jon, erbittert, begibt sich, um Solmunden anzugreifen, nach Ostagdir. Aber Koli und Solmund stärker an Mannschaft, als er, siegen im Treffen. Jon wird so verwundet, daß er Zeit seines Lebens hinkt. Im folgenden Sommer läßt er zwei von Koli's Blutsfreunden, Kunar und Aslak, erschlagen. Der König Sigurd, der Jerusalemfahrer, läßt, um die Streitigkeiten zu heben, die streitenden Theile vor sich kommen, und alles wird auf des Königs Spruch gestellt. Dieser gebietet ihnen Freunde zu sein, und zu Befestignng der Freundschaft erhält Jon Koli's Tochter, Kali's Schwester Ingirid zur Frau. 24) Pal, Hakon's Sohn, und Rögnwald Kali, Koli's Sohn, Jarlar von Orkney. Kali, Koli's Sohn, erhält vom Könige Sigurd Jarlsnamen, und die Hälfte der Orkneyar, die sein Mutterbruder Magnus der Heilige gehabt hat, zu Lehen, und dazu den Namen Rögnwald, entlehnt von Rögnwald Brusason, denn seine Mutter sagte, daß Rögnwald Bruson der schönste und vollendetste der Jarlar von Orkney gewesen, und hielt das für ein Vorzeichen von Glück. Der König Sigurd der Jerusalemfahrer stirbt (den 26. März 1130). Magnus, sein Sohn, wird sogleich in Oslo zum Könige über das ganze Land genommen. Auf dem Thinge zu Tunsberg Harallдr Gilli. Dieser ist jener Gilli-Krist, mit dem Kali auf seiner Fahrt nach England in Grimsbá Freundschaft geschlossen. Er war darauf (im J. 1126) mit seiner Mutter nach Norwegen gekommen zu seinem Bruder, dem Jerusalemfahrer, und war gerichtlich zu erhärten, daß er dessen Bruder sei, über neun glühende Pflugeisen (Pflugscharen) gegangen. Zuvor mußte er jedoch dem Rechte auf Norwegen entsagen, hielt aber nach seines Bruders Tode den Eid für erzwungen. Durch die Großmänner des Reichs wird zwischen Magnus und Harallд ein Vertrag geschlossen und jeder erhält die Hälfte des Reiches. Drei Jahre vergehen unter gegenseitigem Argwohn und Furcht. Dem Könige Magnus sind die Freunde Sigurd's verhaßt, und insbesondere Koli und sein Sohn Kali, Sigurd's ergebenste Anhänger. Magnus widerruft daher Kali's Jarlsnamen um den Lehnsitz der Hälfte der Orkneyar, die ihm sein Vater Sigurd der Jerusalemfahrer ertheilt hat. Im vierten Jahre kam es zum Kriege und die Könige schlugen (den 9. Aug. 1134) die Schlacht von **Fyrisleif** (s. d. Art.). Unter den Großen, welche in Harallд's Heere hervorragten, waren Rögnwald Kali und Solmund. Aber Magnus siegte, und Harallд Gilli floh nach Dänemark. Magnus herrscht nun allein über Norwegen. Aber Harallд kommt mit Heeresmacht zurück, fängt am Anfange des Jahres 1135 den König Magnus in Bergen, herrscht nun allein, und bestätigt im nächsten Frühjahre (1135) Rögnwalden den Jarlsnamen und die Hälfte des lehnbaren Jarlthums von Orkney. Da sendet Koli eine Botschaft dahin, um vom Jarl Pal die Hälfte der Eylande sich freundlich zu erbitten, bei abschlägiger Antwort aber, nach Schottland zu Frakaurk und Aulver Rosta zu gehen, und ihnen die Hälfte des Reichs anzubieten, wenn sie einen Bund zur Vertreibung des Jarls Pal mit vereinten Kräften eingehen wollten. Jarl Pal will von einem Verwandten in entfernterm Grade des Erbes sich nicht berauben lassen. Die Botschafter schließen daher mit Frakaurk einen Bund, und der Plan des Feldzugs im nächsten Jahre wird verabredet. Jarl Rögnwald schifft zu festgesetzter Zeit nach Hialtland, kann aber hier von Frakaurk nichts durch Kundschafter erfahren, legt bei widrigen Winden seine Schiffe in den Alasund, und wird von Hialtlands Bonden freundlich bewirthet. Unterdessen ist Frakaurk mit Beginnen des Frühlings nach den Hebriden gefahren, kann aber nicht mehr als eilf Schiffe mit niedrigen Borden sich verschaffen. Sie befehligt Aulver Rosta, der zum Jarl bestimmt ist, wenn das Unternehmen glückt. In der Mitte des Sommers wird, wie bestimmt ist, die Flotte bei gelindem Winde nach den Orkneys geführt, um sich mit Rögnwald zu verbinden. Jarl Pal erfährt, daß Frakaurk auf den Hebriden, und Rögnwald auf Hialtland sind. Er will zuerst mit Rögnwald schlagen, bevor sich mit diesem die Sudreyar (Hebriden) vereinigen. Als er von Rolfsey abfahren will, erscheinen im Süden von Petlandsfiord zehn oder zwölf Langschiffe. Jarl Pal rüstet sich zur Schlacht. Aulver Rosta greift ungestüm des Jarls Hauptschiff an. Aber der Wiking Swein Briostreip, der das Schiff befehligte, wirft Aulvern wieder aus dem Schiffe. Die Seeschlacht geht für Frakaurk verloren. Jarl Pal eilt den Tag darauf nach Hialtland, und kommt so unerwartet, daß er alle Schiffe Rögnwald's in seine Gewalt bekommt. Den andern Tag erscheint Rögnwald mit den Bonden am Strande und fodert den Jarl Pal zu einer Landschlacht heraus. Aber Pal wagt nicht zu landen, und fodert den Jarl Rögnwald zu einer Schiffschlacht heraus. So viel Schiffe sind aber nicht auf Hialtland, und Jarl Pal begibt sich mit den genommenen Schiffen Rögnwald's nach den Orkneyar zurück. Rögnwald bringt im Herbste seine Truppen auf Kaufmannsschiffen nach Norwegen zurück. Jarl Pal ordnet auf den Orkneyar Feuerzeichen durch Anbrennung von Scheiterhaufen so an, daß kein Feind sich nähern kann, ohne daß die Bewohner die Waffen ergriffen haben. Olaf von Gareksey hat sich auf Katanes befestigt. Durch einen nächtlichen Überfall verbrennt ihn Aulver Rosta in Dungalsbá. Sein Bruder Swein, Asleif's Sohn, verwundet auf dem Schmause, den Jarl Pal zu Weihnachten gibt, Swein Briostreip

tödtlich, kommt mit Hilfe des Bischofes Wilhelm auf die Hebriden, wird vom Jarl Pal geächtet, sucht sich, da der Krieg mit Rögnwald droht, so viele Freunde als möglich zu machen, indem er auf den Eylanden herumreiset. Auf Rinarsey räth ihm Ragna, Swein, Asleif's Sohn, zu begnadigen. Er verwirft dies jedoch als seiner unwürdig, da Swein schuldig ist. Im Frühlinge unternimmt Jarl Rögnwald, von dem Könige Haralld und seinen Freunden unterstützt, einen neuen Seezug gegen Orkney, und landet auf Hialtland. Koli führt darauf mehre kleine Schiffe in die Nähe von Orkney, gibt ihnen, indem er den Mastbaum immer höher ziehen läßt, den Anschein von großen Kriegsschiffen, und kehrt, nachdem er die Feuerzeichen angezündet sieht und Heerlauf auf den Orkney erregt hat, nach Hialtland zurück. Uni schifft nach Fridarey, und sagt, daß er ein Norweger sei, der auf Hialtland ein Weib genommen, und von den Räubern Rögnwald's geplündert worden sei. Dagfinn, Laudver's Sohn, der den Scheiterhaufen auf Fridarey angezündet hat, wird von den Bonden darum angegangen, daß er vergebens Heerlauf und Kosten verursacht hat, und schiebt die Schuld auf Thorstein, Ragna's Sohn, der den Scheiterhaufen auf Rinarsey angezündet, diesem seien die andern alle gefolgt. Im Streite darüber verwundet Thorstein Dagfinnen tödtlich, und dieses ist der Anfang eines Gefechtes, welches die Blutsfreunde beider auf Rossey schlagen. Der Jarl bringt die Streitenden aus einander. Die Besorgung des Feuerzeichens auf Fridarey wird Eiriken übertragen. In seine Dienste hat sich Uni begeben. Er muß Fische trocknen, und begießt, so oft er allein ist, den Scheiterhaufen mit Wasser. Rögnwald landet mit der ganzen Flotte in Westurey, und kein Feuerzeichen ist gegeben worden; denn Eirik reiset, als die Schiffe ins Angesicht von Fridarey kamen, zum Jarl, und schickt Boten zu Uni'n, daß er den Scheiterhaufen anzünden soll. Uni aber läßt sich nirgends sehen, und ist geflohen. Vergebens versucht man den Scheiterhaufen zum Brennen zu bringen. Durch die unerwartete Ankunft sind die Bewohner von Westurey so in Schrecken gerathen, daß sie sich nicht zu rathen wissen. Kugi und Helgi, welche das meiste Ansehen haben, schwören dem Jarl Rögnwald den Eid der Treue und die Übrigen folgen ihrem Beispiele. Am folgenden Sonntage wohnt Rögnwald dem Gottesdienste bei. Er steht bei der Kirche und sieht 16 unbewaffnete Menschen mit abgeschornem Haar einhergehen. Die Norweger fragen, über die Tracht erstaunt, wer sie sind, und der Jarl wird zu einem Spottliede aus dem Stegereife veranlaßt, das noch vorhanden ist. Nach dem Sonntage werden auch die Nachbarn zu Ablegung des Eides der Treue gebracht. Des Jarls Leibwächter bemerken aber nächtliche Zusammenkünfte auf Westurey, und züchtigen die Einwohner. Kugi als Haupt wird in Fesseln gelegt, erhärtet aber seine Unschuld durch Zeugen. Der Jarl mahnt ihn durch eine Weise aus dem Stegreife vom Verrath ab, läßt ihn aus den Fesseln nehmen, und erneuert mit den Bewohnern von Westurey das Bündniß. Jarl Pal hält auf Rossey eine Berathung. Ein Theil räth zur Theilung der Eylande, der andere, das Waffenglück zu versuchen. Rögnwald hat bei dieser Zusammenkunft einen Kundschafter, und als dieser die einzelnen Rathschläge berichtet, bringt sie der Jarl in ein Gedicht. Rögnwald läßt durch den Bischof einen Waffenstillstand auf zwei Wochen vermitteln, und Rögnwald geht nach Rossey, Pal nach Rolfsey. Die Blutsfreunde des geächteten Swein's, des Sohnes Asleif's, verbrennen das Gut des ertrunkenen Walthiof's, des Bruders Swein's, das Jarl Pal Thorkel Flettir'n gegeben, und gehen zum Jarl Rögnwald über. Auch noch durch den Übertritt vieler anderer mächtigen Männer wird Rögnwald verstärkt, und er entläßt seinen Schwager Jon, Solmund und Aslak, und viele Andere, die ihm von Norwegen gefolgt sind, nach Hause. Mit Beginnen des Frühlinges hatte sich Swein, Asleif's Sohn, von den Hebriden nach Schottland zu seinen Freunden begeben, und weilte bei dem Jarl Maddad von Atjoklar, der Margaretha'n, die Tochter des Jarls Hakon, des Sohnes Pal, geheirathet hatte. Als er von den Parteiungen auf den Orkneys hört, begibt er sich nach Thorsa auf Katanes, und erhält vom Jarl Ottar Frakaurk's Bruder, für seinen erschlagenen Vater, und verspricht, daß er sich bemühen wolle, daß Erlend, der Sohn Haralld des Wohlredenden, in seine Vaterverlassenschaft wieder eingesetzt werden solle. Von Katanes fährt Swein hinüber nach Rossey, überfällt und fängt den Jarl Pal, und bringt ihn hinüber nach Jöklar zum Jarl Maddad. Damit die Orkneyingar ihn nicht wieder verlangen sollen, reiset Swein nach den Orkneys zurück und sagt, daß Jarl Pal geblendet worden. Nach anderer Erzählung läßt Margaretha ihren Bruder durch Swein wirklich blenden und dann im Gefängnisse umbringen. Der Verfasser der Orkneyinga-Saga weiß nicht, was wahrer sei, nur das wußten Alle, daß er niemals nach den Orkneys zurückgekehrt sei, auch in Schottland kein öffentliches Amt verwaltet habe. Als die Bewohner des Jarls beraubt sind, gehen viele zu Rögnwald über, und Sigurd von Westnes, Bryniolf und Hakon Pike weigern sich, bis Swein alles berichtet hat. 25) Rögnwald, Koli's Sohn, alleiniger Jarl von Orkney, wird von Allen dazu angenommen, da nicht mehr zu hoffen ist, daß Jarl Pal zurückkehren werde. Es wird nun unternommen, dem heiligen Magnus eine Kirche zu bauen. Koli leitet alles, und zeichnet selbst den Riß. Damit der Jarl die Kosten bestreiten konnte, wird das bisher bestehende harte Gesetz aufgehoben, daß die Jarlar in den Odalen eines jeden Gestorbenen nachfolgten, und die Erben sie wieder von den Jarlen einlöseten, und Jedem freigestellt, dieses Recht loszukaufen. Alle ergriffen dieses begierig, und gaben für ein Pflugland eine Mark. Da kommt hinlänglich Geld für die Kirche zusammen, und sie wird herrlich erbaut. Als Rögnwald zwei Jahre über die Orkneyar geherrscht, erscheint Bischof Jon von Jöklar als Gesandter des Jarls Maddad und seiner Gemahlin Margaretha, der Tochter des Jarls Hakon, des Sohnes Pal's, und verlangt für deren Sohn Haralld den Theil des Jarlsthums, den Jarl Pal, Hakon's Sohn, gehabt hat, denn so seien sie mit Swein, Asleif's Sohne, übereingekommen. Swein bezeuget dieses, und Jarl Rögnwald willigt in die Thei-

lung. 26) Rögnwald, Koli's Sohn, und Haralld, Maddad's Sohn, Jarlar von Orkney. Haralld, Maddad's Sohn, wird auf die Orkneys gebracht. Sein Vormund ist Jarl Rögnwald und sein Pfleger Thorbiörn Klerk. Dieser heirathet Ingirid, die Tochter Olaf's, die Schwester Swein's. Letzterer erhält vom Jarl Rögnwald Beistand, um seinen Vater an Frakaurk und Aulver Rosta rächen zu können, schlägt Aulver'n Rosta'n, und verbrennt Frakaurk'en, und verheert Theile Schottland's. Das Jahr darauf sendet ihn der Jarl Rögnwald nach den Hebriden, um Holdboden gegen den Briten Hauld, der Raub getrieben, beizustehen. Hauld hat unter andern den Großmann Andreas erschlagen. Swein verlobt sich mit dessen reicher Witwe, und verheert mit Holdbod Bretland (Wallis). Unter Swein dient der Isländer Eirik, und verewigt diese Raubfahrt durch Verse. Während Thorbiörn Klerk in Schottland weilt, läßt er zwei erschlagen, die Swein'en zur Verbrennung des Hauses Frakaurk's und ihrer selbst beigestanden. Swein, hierüber erbittert, geht, als er von der Raubfahrt kommt, nicht zum Jarl, der mit Thorbiörn Klerk innig verbunden ist. Da reiset der Jarl selbst nach Gareksey und stellt die alte Freundschaft zwischen Swein und Thorbiörn wieder her. Der Jarl Rögnwald nimmt den Isländer Hall, den Sohn Thorarin Breidmag's, an seinen Hof, und beide, der Jarl und der Isländer, sammeln theils, theils verfassen sie allerlei Lieder, und nennen sie Schlüssel der Weisen oder Versmaße (also ein ähnliches Werk, wie der Hattalykill des Snorri Sturleson; s. F. Wachter, Einleitung zur Heimskringla. 1. Bd. S. XCVI fg. u. S. CI). Um sich an Holdbod wegen seiner Untreue zu rächen, unternimmt Swein, von Jarl Rögnwald unterstützt, eine Heerfahrt gegen die Hebriden. Thorbiörn, bei Theilung der Beute beeinträchtigt, verstößt aus Rache seine Gemahlin Ingerid, Swein's Schwester. Während Swein auf den Hebriden raubte, hatte er die Gesetzsagemannsstelle von Dungalsbä, die ihm Jarl Rögnwald gegeben, Margath'en, dem Sohne Grim's, anvertraut. Dieser erlaubt sich Bedrückungen. Die Bedrückten finden Schutz bei Haralld. Diesen erschlägt Margath, und flieht zu Swein. Asleif's Sohn, Swein, befestigt sich in der Lambaburg. Swein, Margath's Sohn, bewegt den Jarl zu einem Rachezuge, und belagert Swein, den Sohn Asleif's in Lambaburg. Dieser entkommt mit Margath zum Schottenkönige, plündert unterwegs ein Kloster. Der Schottenkönig macht den Schaden auf seine Kosten wieder gut, und stiftet Versöhnung zwischen dem Jarl Swein und dem Schottenkönig. In Norwegen regieren Eystein Ingi und Sigurd Bronch. Ersterer erhält von einigen seiner Großmänner den Rath ertheilt, daß er den Jarl Rögnwald, den alten Freund seines Vaters, Sigurd Gilli's, für sich zu gewinnen suchen und nach Norwegen einladen lassen solle. Jarl Rögnwald reiset auch dahin und nimmt den Jarl Haralld, der im J. 1133 geboren war und damals in seinem zwölften Jahre stand, mit. Durch die Gespräche mit Endrid Ungi, der eben von Constantinopel zurückkam, und erzählte, wie es in Griechenland und in Morgenland stand, ward Jarl Rögnwald bewogen, eine Heerfahrt dahin zu thun. Gleiches beschlossen viele Norweger. Als Wegweiser wird Eindridi gewählt. Unter den Führern der Schiffe ist Jon, des Jarls Rögnwald Schwager. Der Jarl, reichlich vom Könige und seinen Freunden beschenkt, geht nach den Orkneys zurück, leidet bei Hialtland Schiffbruch, rettet sich aber mit allen Schiffgenossen glücklich. Groß ist des Jarls Muth in Gefahren, und großmüthig bei Ertragung erlittenen Schadens, und auch dieses Unglück gibt seiner Geistesgegenwart Gelegenheit zu einem Liede aus dem Stegreife[36]). Als er im Herbste nach den Orkneys zurückgekommen, nahm er an seinen Hof zwei Dichter, zwei Shetländer, einen Skalden von Profession, Namens Armod, und einen andern, der auch ein geschickter Dichter war, Odd den Kleinen, Glum's Sohn. Zu Weihnachten beschenkt der Jarl Armod'en mit einem Spieße mit goldenen Buckeln, trägt dabei ein Lied vor, und der Skalde antwortet aus dem Stegreife mit einem nicht minder künstlichen Liede. Der Jarl versuchte den Skalden auch noch weiter, und das schöne Lied des Jarls und das nicht minder schöne des Skalden sind auf uns gekommen. Im Frühjahre darauf begibt sich der Jarl Rögnwald wieder nach Bergen, und fährt dann mit seinen Begleitern nach den Orkneys. Der stolze Eindridi Ungi verletzt dabei den Vertrag und fährt auf zwei Schiffen mit vergoldeten Drachen, Schiffen, welche nur der Jarl haben sollte. Stolz fliegt Eindridi vor der langsam segelnden Flotte des Jarls vorüber und voraus, zerbricht aber sein schönstes Schiff bei Hialtland. Der Jarl kommt glücklich nach den Orkneys. Der herrsch- und habsüchtige Norweger Arni Spitulangur, ein Schiffgenosse Erling's, des Sohnes Kyrpinga-Orms, mishandelt einen Bonden Swein's, des Sohnes Asleif's, statt ihm das Schuldige zu bezahlen. Darüber erschlägt Swein Arni'n. Der Jarl zahlt Arni's Blutsfreunden die Buße aus seinen Mitteln, so auch vergleicht er auf seine Kosten die vielen Beschädigungen, welche die Norweger und Orkneyingar diesen Winter einander

---

36) Wir geben nämlich an, wie wir es finden, bemerken aber ausdrücklich, daß sich die isländischen Geschichtschreiber aller Wahrscheinlichkeit nach die Freiheit nehmen, den Dichtern, wenn sie sprechen, ihre Gedichte so in den Mund zu legen, als wenn sie dieselben aus dem Stegreife (augenblicklich bei jener Gelegenheit) gemacht hätten. So große Fertigkeit auch die Skalden, und namentlich unser liederreicher Rögnwald, hatten, so ist es doch nicht glaublich, daß sie alle diese Weisen sollten augenblicklich, als sich Gelegenheit dazu darbot, gemacht haben. Von herrlichem Eindrucke ist es allerdings, wenn Rögnwald auch selbst bei dem Schiffbruche augenblicklich gemachte Verse vorträgt. Wir können es daher den Erzählern nicht verargen, wenn sie die Liederstellen auf diese schönere Art anbringen, als wenn sie sagten, nachher hat der Jarl dieses Lied auf diesen Vorfall gemacht. Da die Isländer wissen mußten, was es mit diesem Anbringen der Liederstellen für eine Bewandniß hatte, so ist es auch nicht einmal als eine große Entstellung der Wahrheit anzusehen. Die Hauptsache blieb dabei immer, daß der Geschichtschreiber darauf sah, daß die Lieder wirklich von dem verfaßt waren, dem er sie, als sie augenblicklich vortragend, in den Mund legte (vergl. F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 1. Bd. S. CLII, CLIII). Auch waren die Skalden keineswegs unerfahren, Lieder aus dem Stegreife zu machen, und mußten dieses bei vielen Gelegenheiten thun. Um so natürlicher machte es sich dann, daß man ihnen auch andere ihrer Lieder, als von ihnen extemporisirt, in den Mund legt.

zufügten. Im Frühlinge (1152) ernennt Rögnwald seinen Blutsfreund, den Jarl Harralld, zum Reichsverweser, und tritt die Kreuzfahrt an. Als sie vor Nordimbraland vor der Mündung des Flusses Hvein (Tweed) vorüberfahren, singt der Skalde Armod eine Weise, die noch vorhanden ist. In Narbona wird der Jarl von dem Fräulein Ermengerd, einer Erbtochter, die, da ihr Vater kürzlich gestorben, jetzt als Graf herrscht, herrlich bewirthet. Man räth ihm, das Mädchen zu heirathen und seinen Sitz dort zu nehmen. Doch er will seine Wallfahrt erst vollbringen. Die herrliche Jungfrau gibt dann, als die Kreuzfahrer das Meer wieder durchmessen, Stoff zu drei schönen Liedern, das erste singt der Jarl, das zweite Armod, das dritte Odd. In Galicia überwintert der Jarl. Die Bewohner werden von dem kühnen Gudfreier bedrückt. Der Jarl belagert seine Burg, steckt sie in Brand, singt dabei ein Lied zur Erinnerung an Ermengerd, und erobert das Schloß. Eindridi bezeigt sich dabei treulos, namentlich in Beziehung auf die Leute. Von da ziehen sie weiter nach dem jenseitigen Spanien, schlagen sich oft mit den Mauren, vorzüglich gibt ein Ort, der großen Widerstand leistet, aber doch genommen wird, dem Jarl Veranlassung zu einem Liede zum Andenken an Ermengerd. So auch als bei einem Sturme der Jarl ein Trostlied singt. Sie fahren durch den Niörfasund (die gaditanische Straße; s. F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 1. Bd. S. 11), und auch hierbei feiert Odd das Andenken an Ermengerd durch ein Lied. Eindridi trennt sich von des Jarls Gesellschaft, und fährt nach Sicilien, der Jarl dagegen an den Küsten Serklands (Afrika's) hin, und der liederreiche Jarl verewigt auch dieses. Von Serklands Küsten kommen sie dann in Sardiniens Nähe, und haben eine siegreiche Schlacht mit einem Dromond [37]) (großem Kriegsschiffe), auf welchem Sarazenen und auch Mauren sind, und nehmen ihn. Der Jarl verewigt dieses durch Verse. Erling erhält in der Schlacht eine Wunde und seitdem den Beinamen Skacki (Krumme). In Afrika, wo sie Markt halten, wollen sie den Gefangenen verkaufen, finden aber keinen Käufer und entlassen ihn ohne Lösegeld. Er erscheint als ein afrikanischer Fürst wieder, nimmt aber keine Rache an ihnen. Dann schiffen sie nach Kreta, bestehen ein großes Gewitter, und Armod bringt dieses durch ein Lied auf die Nachwelt. Prächtig ist ihr Einzug in Akursborg [38]), und Thorbiörn Schwarze feiert ihn in einem Liede. Aber bald verstummt der Sänger, eine ansteckende Krankheit bricht auf der Flotte aus und rafft auch ihn hin. Sie wallfahrten an alle heilige Orte und baden sich im Jordan. Der Jarl und sein Stiefvater Siegmund Aungul schwimmen über den Strom und schmücken sich dort nach Art der Palmar (Pilger) mit Zweigen. Hierüber singt der Jarl zwei Lieder und Siegmund zwei. Auch ist eine Weise von dem Jarl übrig, die er sang, als er aus dem heiligen Lande gegangen war. Auf der Fahrt nach Miklagard (Constantinopel) kommt er zu der Stadt Imbol [39]), und weilt hier lange. Sein Schwager Jon findet hier einen unbekannten Tod, indem er erschlagen wird, man weiß nicht wie. Dann fahren sie an das Vorgebirge Aegisnes (Vorgebirge im ägäischen Meere), und von da nach Miklagard. Hier prächtiger Einzug und gütiger Empfang vom Kaiser Manuel Komnenus, obgleich Eindridi aus Neid den Jarl verkleinert. Hier bringt der Jarl einen großen Theil des Winters zu, fährt dann nach Dyraksborg [40]), und setzt nach Apulien hinüber. Hier lassen der Jarl und der Bischof und Erling die Schiffe und den größten Theil der Krieger zurück, kaufen Rosse und reiten nach Rom, von da auf dem kürzesten Landwege nach Dänemark und von da schiffen sie nach Norwegen. So berühmt dünkte diese Kreuzfahrt, daß Jeder seitdem mehr geehrt ward, als vorher. Während der Jarl Rögnwald auf der Fahrt nach dem gelobten Lande Ruhm und wir Lieder gewinnen, thut König Eystein von Norwegen (im J. 1153) eine Fahrt nach Westen und segelt zuerst nach Katanes, hört, daß Jarl Harralld Maddadar-son in der Thórs-a [41]) ist, legt sogleich dahin mit drei Kleinschuten [42]) und kommt unerwartet. Der Jarl hat ein Schiff mit dreißig Ruderbänken und nahe an 80 Mann, aber sie sind auf einen Angriff nicht vorbereitet. Der König fängt den Jarl und er löset sich aus mit drei Mark Goldes [43]). Der König verfolgt dann weiter seine Raubfahrt nach Schottland und England. Maddad, der Vater des Jarl Harralld, stirbt (um das J. 1153). Harralld's Mutter, eine Frau von großem Verstande, geht auf die Orkneyar. Nach dem Tode des Jarl Ottar weilt Erlend, der Sohn des Jarl Harralld's des Wohlredenden, meistentheils in Thorsa, ist manchmal auf den Hebriden, befindet sich auch auf Raubfahrten, ist durch herrliche Gaben ausgezeichnet und bei seinen Hirdmenn und Kriegern, deren er eine große Schar um sich hat, sehr beliebt. Während der Jarl Rögnwald auf der Jerusalemsfahrt ist, erhält Erlend vom Könige Melkolf von Schottland Jarlwürde und die Hälfte von Katanes mit dem Rechte zu Lehn, wie sein Vater Harralld sie als Lehn der Schottenkönige gehabt hat. Hierauf setzt er mit Heeresmacht nach den Orkneyar hinüber und verlangt vom Jarl Harralld sein Erbtheil. Jarl Harralld hat sich wohl befestigt und verweigert es. Die ersten Männer suchen einen Vergleich zu stiften und dringen darauf, Harralld solle die Hälfte der Eylande abtreten. Auch dieses verweigert Jarl Harralld. Es wird Waffenstillstand auf ein Jahr geschlossen. Zwischen dem Jarl Harralld und Swein, dem Sohne Asleif's, entsteht Feindschaft, denn der Jarl ächtet Swein's Bruder Gunni, Olaf's Sohn, weil dieser mit des Jarls Mutter Margaretha Umgang gepflogen und Kinder gezeugt. Swein sendet seinen Bruder nach Liod-

37) Aus *Dromo*; *Dromones* wird im Mittelalter die größte Art Kriegsschiffe genannt. (s. d. Art.). 38) Der berühmte Ort, der im Teutschen des Mittelalters Akkers heißt, ist St. Johann von Acra, Akka, Akkon, das alte Ptolemais. Torfäus, Orcades S. 126 versteht unter Akursborg Ascalon.

39) Torfäus vermuthet, daß sie auf die Insel Imbros im ägäischen Meere verschlagen worden seien. 40) Dyrrachium, Durazzo. 41) Ein Fluß, jetzt Thurso genannt, in Katanes, der sich in den Petlandsfiördur (fretum Picticum), jetzt Thurso-bay geheißen, ergießt. 42) Smá-skutor, skuta, eine Art kleiner Schiffe. 43) Vergl. Heimskringla, Sage von Sigurd, Ingi und Eystein. Cap. 20.

hus zu seinem Freunde Liotholf, bei dem er selbst früher gewesen war, obwol er Liotholf's Sohn Fugl als Feind betrachtete, da er am Hofe des Jarl Harallb war. Als Erlend nach Norwegen reiset, geht Harallb nach Katanes und überwintert in Wik. Swein hatte damals seinen Sitz in Thraswik auf Katanes. In der letzten Woche der großen Fastenzeit plündert er in Petlandsfiörd das Fahrzeug, das die Schatzung des Jarls aus Hialtland bringt, setzt auf die Orkneyar hinüber, und nimmt Fugl'n, Liotholf's Sohn, der zum Jarl reiset, das Schiff und Klausi, dem Meier des Jarls Harallb, Gold, geht dann zum Schottenkönige Melkolm, der ihn reichlich beschenkt, wird hierauf, als er nach den Orkneyar fährt, von Anakol, der sich in Dyrnes befindet, mit Fugl auf einer Zusammenkunft auf Sandey verglichen. Anakol verheißt ihm auch, ihn mit dem Jarl Erlend zu versöhnen, obgleich die größte Feindschaft obwaltet, da Swein Frakaurk'en, die Schwester der Großmutter des Jarl Erlend, verbrannt hat. Swein und Anakol reisen nach Strionsey, wo Thorfinn, Bessi's Sohn, wohnt, der Ingigerd'en, Swein's Schwester, die Thorbiörn Klerk verstoßen, geheirathet hat. Nach Strionsey kommt Jarl Erlend auf seiner Rückkehr aus Norwegen. Anakol und Thorfinn suchen ihn zur Versöhnung mit Swein zu bewegen. Er will durchaus nicht sich mit dem wortbrüchigen Feinde seines Hauses vergleichen. Sie drohen, daß sie dem verbannten Swein auf die Orkneyar folgen werden. Um die Zahl seiner Gegner nicht zu mehren, versöhnt sich der Jarl Erlend mit Swein. Jetzt erst erzählt der Jarl, daß ihn König Eystein von Norwegen mit der Hälfte der Orkneyar beliehen, die Jarl Hakon besitzt. Swein räth, daß sie, bevor der Ruf sich hiervon verbreite, den Jarl Harallb angehen und fodern sollen, daß er, wie der König Eystein geboten, die Herrschaft aufgebe. Der Jarl Harallb, der so etwas nicht erwartet, liegt mit der Flotte bei Kiarekstadir, und wirft sich beim Anblicke des nahenden Schiffes in die Burg, und vertheidigt sich tapfer. Doch zwingen ihn die Belagerer zur Abtretung seines Theils der Orkneyar und zur Leistung des Eides, daß er ihn vom Jarl Harallb niemals zurückfodern will. Harallb begibt sich nach Katanes und von da weiter nach Schottland zu Freunden, von wenigen Orkneyingen begleitet. 27) Rögnwald, Koli's Sohn und Erlend, Hakon's Sohn, Jarlar der Orkneyar. Auf einem Althinge, oder der Versammlung der Bewohner aller Orkneyar, zeigt Erlend die Urkunden des König Eysteins vor, in welchen dieser ihn mit den Orkneyar beliehen hat. Swein und seine Freunde und Blutsfreunde führen seine Sache und alle Orkneyingar gehorchen ihm. Aber er verlangt auch daß, wenn Rögnwald zurückkehre, sie ihn von dem Theile, der ihm gehört, ausschließen sollen. Dawider setzen sich Alle. Swein ist dadurch nicht sicherer gemacht, bleibt beständig beim Jarl, warnt ihn vor Harallb und bewegt ihn, Weihnachten nicht zu feiern, sondern jede Nacht auf den Schiffen zu schlafen. Auch thut Harallb zur Weihnachtszeit einen Einfall in die Orkneyar, und erschlägt auch zwei Begleiter des Jarl Erlend, und fängt mehre und darunter Arnfinn, den Bruder Anakol's. Benedikt und Eirik verlangen als Lösegeld für Thorfinn das Schiff, das ihnen Jarl Erlend von Kiarakstadir genommen. Anakol widerräth es dem Jarl, da man Thorfinn'en wohlfeiler befreien könne. Dinstags vor den großen Fasten thut Eirik eine listig angelegte Fahrt nach Thraswik auf Katanes, fängt Eirik'en, und Thorfinn wird gegen Eirik'en durch Tausch ausgelöset. Im Frühlinge thut Jarl Harallb eine Fahrt nach Hialtland, um Erling Ungi zu erschlagen, der Harallb's Mutter, da dieser in eine Heirath nicht eingewilligt, nach Hialtland gebracht und sich in Moseyarburg befestigt hatte. Harallb belagert es, kann es aber nicht aushungern. Da bittet Erling durch gemeinsame Freunde Harallden um seine Mutter. Dieser ist freundebedürftig, gibt ihm seine Mutter und geht mit ihm nach Norwegen. Hierdurch wird Jarl Erlend sicherer, und unternimmt mit Swein eine Raubfahrt an die östlichen Küsten Schottlands und nach Breidafiörd und von da nach Süden bis Berwick. Hier nimmt Swein ein großes Frachtschiff des berühmten Kaufmanns Knut des Reichen hinweg, fängt zugleich seine Gemahlin und fährt dann bis Bliholm. Knut gewinnt durch Geld die Bürger von Berwick zur Verfolgung der Feinde; Swein aber entzieht sich im Voraus der Gefahr durch Flucht. Von Mosey aus schickt Swein nach Edinburg zum Könige und benachrichtigt ihn, daß er Knut den Reichen ausgeplündert habe. Der König hat aber fälschlich gehört, daß Swein gefangen worden, und hat eben Reiter mit Geldsäcken abgesendet, um Swein auszulösen. Als er vernimmt, daß er nicht gefangen ist, schickt er ihm einen kostbaren Schild und andere Geschenke, und achtet Knut's Verlust nichts. Im Herbste kehrt Swein mit dem Jarl Erlend heim. Im Sommer ist Jarl Harallb nach Norwegen gekommen und Rögnwald auch mit Erling Skacki von der Jerusalemsfahrt nach Norwegen heimgekehrt und kommt von da gegen Weihnachten nach den Orkneyar zurück. Auf der Zusammenkunft den 22. Dec. wird die Übereinkunft getroffen, daß die Eylande unter Rögnwald und Erlend getheilt sein, jeder die Einkünfte für seinen Theil erhalten, sie aber mit vereinter Macht sich den Jarl Harallb und jeden andern, der sie angreift, abwehren sollen. Im Frühlinge begibt sich Jarl Erlend nach Hialtland, um Harallden zu empfangen, wenn er landete, und Rögnwald in die Stadt Thorsa auf Katanes, wo Harallb's größte Hoffnung auf Beistand von seinen Freunden und Blutsfreunden war. Jarl Erlend und Swein sind den größten Theil des Sommers auf Hialtland. Harallb hört davon nichts in Norwegen. Er fährt mit sieben Schiffen nach den Orkneys, aber drei werden durch Sturm verschlagen nach Hialtland und kommen in Erlend's Gewalt. Erlend, zu ohnmächtig beiden Widerstand zu leisten, beschließt sich mit Rögnwald zu vergleichen, fährt nach Thorsa und hört, daß Rögnwald, in Sudurland auf der Hochzeit seiner Tochter und Eirik's Slagbellir's ist. Als Erlend und Swein auf Hialtland von Harallb's Ankunft auf den Orkneys hören, eilen sie dahin. Durch einen Sturm werden sie getrennt und Swein nach Fridarey und der Jarl nach Sandey getrieben, wohin auch Swein zu ihm kommt. Als Rögnwald von der Ankunft

Harald's in Thorsa benachrichtigt wird, kehrt er dahin zurück. Eirik, Rögnwald's Schwiegersohn und Harald's Blutsfreund, gibt sich viel Mühe, einen Vergleich zwischen beiden zu vermitteln, und ihre frühern Verhältnisse zu einander sind die wichtigsten Gründe. Sie unterreden sich lange, und alles scheint einen Friedensvergleich zu versprechen. Aber den Morgen darauf erscheinen Harald's Truppen bewaffnet. Er versichert, daß kein Trug dahinter sei. Aber bald hört man außerhalb der Burg Schwertergeklirr, die Jarlar eilen heraus und erkennen Thorbiörn Klerk mit einer Heerschar, der Rögnwald's Hirdmenn angreift. Die Jarlar gebieten Frieden. Doch 13 Diener des Jarl Rögnwald's werden erschlagen, und er selbst auch verwundet. Ihre Freunde vermitteln, daß die Jarlar ihr altes Bündniß erneuern und neue Genossenschaft schließen. Die Jarlar setzten auf die Orkneyar hinüber. Erlend und Swein ziehen sich nach Katanes zurück und geben sich den Schein, als wenn sie nach den Hebriden und dort überwintern wollten. Auch läßt Swein diese Nachricht durch einen andern Swein auf den Orkneyar verbreiten. Zwar erkennt dieses Rögnwald als eine List und ermahnt in einem Hausthinge die Seinen um so mehr auf ihrer Hut zu sein. Erlend und Swein nehmen mit Beginn des Winters (nach nordischer Zeitrechnung) ihre Richtung nach Westen um Schottland. Nichtsdestoweniger wollen nun die Jarlar auf ihren Schiffen bei dem Vorgebirge Skalpeid (auf der Insel Pomona) Wache halten. Mit günstigem Winde eilen Erlend und Swein nach Wagaland auf den Orkneyar (den 24. Sept.) und überfallen bei stürmischer regnischer Nacht die Flotte der Jarlar Rögnwald und Harald. Mehre werden bei tapferem Widerstande, den sie leisten, erschlagen, und viele gefangen. Jarl Harald entkommt mit Mühe auf das Land. Alle vierzehn Schiffe, die sie haben, werden nebst allem Rüstzeuge und aller Ladung genommen. Jarl Rögnwald wollte diese Nacht auf seinem Hofe Osiara zubringen, wird aber auf dem Wege dahin in Knarrastadir von dem Isländer, dem guten Skalden Botolf Begla, bewogen, bei ihm zu übernachten. Botolf hält Wache. Nachdem Erlend und Swein das Treffen gewonnen und erfahren, daß Rögnwald nach Knarrastadir gegangen, senden sie Verfolger ab. Auf ihre Frage, ob Rögnwald da sei, verneint er es höflich und singt schöne Verse, die uns noch erfreuen, als wenn er dadurch anzeigte, wo Rögnwald wäre. Freudig eilen die Verfolger davon, ihres Fanges gewiß sich wähnend. Rögnwald eilt nach Osiora, wo auch Harald sich verborgen hält. Sie setzen dann nach Katanes hinüber. Gegen Swein's Rath legt der Jarl Erlend nicht an Wagaland, sondern nach Daminsey. Swein geht nach Sandwik zu seiner Blutsfreundin Sigrid, um einen Streit zwischen ihr und ihrem Nachbar zu schlichten, und ermahnt den Jarl, die Nacht auf dem Schiffe zuzubringen. Der Jarl thut es nicht, und Swein ermahnt ihn durch eine Botschaft. Der Jarl gehorcht. Die Jarlar Rögnwald und Harald thun unerwartet einen nächtlichen Überfall und der Jarl Erlend kommt im Gefechte um. 28) Rögnwald, Koli's und Harald Maddad's Sohn, Jarlar der Orkneyar. Nach des Jarl Erlend's Tode hält sich Swein in Schlupfwinkeln auf Rolfsey verborgen, bricht jedoch hervor, als er Thorfinn'en und dessen Sohn Augemud und seinen Schwager Erlend sich rühmen hört, wie sie den Jarl Erlend erschlagen haben, verwundet Erlenden tödtlich und bringt Thorfinn'en gefangen zu seinem Vaterbruder Helgi nach Thingwöllr. Jarl Rögnwald läßt ihn zum Weihnachtsfeste nach Kirkiuwögr einladen und verspricht ihm, ihn mit dem Jarl Harald zu versöhnen. Swein wird vom Jarl Rögnwald freundlich aufgenommen. Nach Weihnachten sucht der Jarl Rögnwald den Friedensvergleich zu stiften. Zuletzt wird Swein'en als Strafe auferlegt, jedem Jarl eine Mark Goldes zu zahlen, und ihm die Hälfte der Odale und ein herrliches Langschiff genommen. Rögnwald erläßt ihm das Strafgeld, das ihm zugesprochen ist. Harald will sein Recht verfolgen, fährt nach Gareksey und nimmt Getreide und anderes. Swein klagt Rögnwald'en den ihm von Harald zugefügten Schaden und über den Bruch des Vergleichs, und will nach Hause, um den Schaden zu schätzen. Rögnwald räth ihm vergebens ab. Er fährt nach Gareksey und zündet Fackeln an, den Jarl mit dem Hause zu verbrennen. Sein Begleiter Swein ermahnt ihn jedoch, seine Gemahlin und Tochter zu schonen, und erst zu sehen, ob der Jarl im Hause sei. Der Jarl ist auf einem andern Eylande auf der Hasenjagd [44]). Aber Swein's Gattin, des Jarls Blutfreundin, entdeckt nicht, wo er ist. Swein muß sich da mit den Waffen begnügen, die die Diener abliefern, entläßt diese jedoch unbeschädigt. Der Jarl erklärt den Vertrag für gebrochen, und verfolgt Swein'en auf die Insel Hellerisey. Swein verbirgt sich in eine Höhle, deren Eingang von der Fluth bedeckt wird. Da der Jarl ihn nicht findet, geht er auf andere Eylande ihn zu suchen. Nach dem Eintritte der Ebbe flieht Swein nach Sandey, wo ihn sein Nachbar Bard heimlich aufnimmt. Denselben Abend herbergt bei Bard des Jarl Harald's Meier, Jon Wäng. Dieser schmäht auf Swein und den Jarl Erlend. Da bricht Swein aus seinem Versteck mit den Waffen hervor. Jon entkommt jedoch durch Flucht. Am Morgen darauf fährt Swein auf einem Fahrzeuge Bard's nach Bardswik, und verbirgt sich bisweilen in einer Höhle, bisweilen in einem Hofe und schläft des Nachts auf dem Boote. Auf Rinarsey landet eines Morgens Jarl Rögnwald bei Swein's Boote. Swein greift den Jarl Hirdmenn an und springt mit den Seinen in das Boot. Der Jarl ruft ihn mit aufgehobenem Schilde als Friedenszeichen zurück. Mitten in der Unterredung sehen sie ein Schiff sich nähern, welches den Jarl Harald von Katanes nach Wagaland führt. Rögnwald räth Swein'en nach Katanes zu fahren. Der Jarl wendet sich nach Rossey, Swein nach Straunsey. Jarl Harald verfolgt ihn. Swein verläßt das Fahrzeug und geht auf die Insel. Der Jarl Harald fürchtet einen Hinterhalt und geht

44) Noch im 16. Jahrh. soll es auf Hoy weiße und graue Hasen gegeben haben. Seit langer Zeit jedoch findet sich kein Hase auf den Orkneyar mehr, aber desto reichlicher die den Hasen zwar verwandten, aber feindlichen Kaninchen; s. E. M. Arndt, Nebenstunden. S. 205.

nicht näher. Amund Hanf's Sohn, ein Freund des Jarls und der Vaterbruder der Stiefsöhne Swein's, stiftet einen Vergleich zwischen dem Jarl und Swein. Ein Sturm hält beide auf demselben Eilande zurück, und auf Amund's Veranstalten schlafen beide in einem Bette. Von da geht der Jarl nach den Orkneyar, Swein nach Katanes. Durch Erzählung Anderer hört er, daß der Jarl das Bündniß für zu niedrig erachtet; auch er hält es nicht hoch und plündert zwei Brüder Jon Wäng's, Namens Peter Bunn und Blank. Nach Ostern fährt Swein von den Hebriden, wohin er sich begeben, mit 60 Begleitern nach den Orkneyar, landet auf Rolfsey, fängt Hakon Karl, der dem Jarl Haralld folgte, als Jarl Erlend fiel, und erpreßt von ihm drei Mark Goldes als Lösegeld; hierauf begibt er sich nach Rossey und sieht hier sein Schiff, das man von ihm als Strafgeld erpreßt. Von ihm hat Jarl Rögnwald auf jedem Borde zwei Breter hinwegnehmen lassen, weil er es weder annehmen noch verkaufen wollte. Bei dem Jarl Rögnwald bringt er im Birgisherred auf Rossey den größten Theil des Frühlings zu. Bei Erwähnung des Schiffes, sagt der Jarl, auf seinen Befehl seien die Breter ausgeschnitten worden, damit es Swein nicht nehmen und auf ihm die Eylande befehden könne. Zu Pfingsten kommt Jarl Haralld von Hialtland nach den Orkneyar zurück. Jarl Rögnwald vermittelt, daß am Freitage nach dem Pfingstfeste in der Kirche des heil. Magnus der Vertrag zwischen dem Jarl Haralld und Swein erneuert wird. Rögnwald schenkt das Schiff, das ihm von dem Strafgelde Swein's zugefallen, dem Jarl Haralld. Alles Übrige wird Swein'en zurückgegeben. Swein wird vom Jarl Haralld zum Schmause geladen und auf dem Schmause schenkt Thorbiörn ihm kostbare Kleider, solche, die ihm im Winter abgenommen worden waren. Jarl Haralld gibt ihm auch das Schiff und alle Odale wieder. Die drei Großmänner Swein, Thorbiörn und Eirik unternehmen eine Fahrt nach den Hebriden und weiter nach Westen bis zu den Syllingar (Sorlingues, Scillyinseln) und gewinnen im Hafen der heiligen Maria (St. Mary) einen großen Sieg am Tage des heil. Columbus und kommen mit großem Heerfange (Beute) nach den Orkneyar zurück. Seit den Verträgen mit Swein wohnten die Jarlar stets freundschaftlich zusammen, und Rögnwald leitete das Ganze. Jetzt nimmt Jarl Haralld Thorbiörn Klerk'en zum Rathgeber an. Swein ist Rögnwald'en ergeben und geht nach Gareksey, wo er von der Beute und den Einkünften eine große Schar Krieger unterhält, mit der er in den Sommern auf Raub zu fahren pflegt. Thorbiörn wird berüchtigt, daß er die Eintracht unter den Jarlen wankend gemacht, und artet bald in Rögnwald's offenen Feind aus. Der Grund ist dieser: Thorarin, ein beständiger Diener und Freund des Jarls Rögnwald, wird bei einem Streite beim Trinken von Thorkell, einem Freunde und Begleiter Thorbiörn Klerk's, verwundet. Thorkell, von Thorarin's Genossen verfolgt, flieht zu Thorbiörn, und beide halten vom obern Stock den Angriff aus. Die herbeieilenden Jarlar bringen die Kämpfenden aus einander. Thorbiörn weigert sich die Sache auf den Spruch des Jarls Rögnwald zu stellen, und setzt ihnen wegen der Verfolgung mit einem Proceß zu. Thorarin, wieder genesen, schlägt Thorkell'n, als er zur Kirche geht, flieht in die Kirche und hält sich hier als an einer Freistätte sicher, wird aber von Thorbiörn und seinen Begleitern angegriffen. Rögnwald eilt von einer Schar umgeben herbei, und hindert Thorkell'n an Aufbrechung der Kirchthüre. Thorkell geht nach Katanes, häuft seine Verbrechen durch Mordthaten und Schändungen, fährt dann in den Hafen von Skapeid, verwundet durch einen nächtlichen Überfall Thorarin tödtlich in Kirkiuwögr, wird deshalb vom Jarl Rögnwald verbannt, geht nach Katanes und dann zum Könige Melkolf von Schottland. Odran Gilli, ein Edler an des Königs Hofe, muß wegen Todtschlags fliehen, wird von den Jarlen von Orkneyar aufgenommen, und über ihre Höfe in Katanes gesetzt. Über dieses Amt entsteht Zwietracht zwischen ihm und dem Kataneser Helgi, einem großen Freunde des Jarls Rögnwald. Odran Gilli erschlägt ihn, flieht in die westlichen Buchten von Schottland, und wird von dem Fürsten Sumarlidi Hölld, welcher über Dalir in Schottlands Fiörd waltet, aufgenommen. Jarl Rögnwald bittet Sweinen, der sich zu einer Raubfahrt gerüstet, bei sich findender Gelegenheit an Odran Rache zu nehmen. Swein erschlägt[45]) Sumarlidi Hölld'en in einem heftigen Seetreffen. Odran, der ein Schiff in Sumarlidi's Flotte führte, aber der Schlacht nicht beiwohnte, da er Soldaten zu holen abgeschickt war, wird von Swein im Myrkafiörd nebst 50 der Seinen erschlagen. Die Jarlar pflegten jährlich nach Katanes und von da auf die Gebirge zur Jagd der Gemsen und Rennthiere sich zu begeben. Thorbiörn Rögnwald hält sich heimlich bei seinen Freunden in Katanes auf. Die Jarlar hören in Thorsa durch ein dunkles Gerücht, daß Thorbiörn dort im Hinterhalte liege. Sie umgeben sich daher mit einer Schar Bewaffneter. Als sie des Abends in der Herberge am Herde sitzen, nieset Jarl Rögnwald heftig, und Jarl Haralld versetzt: Ein lautes Niesen[46]), Blutsfreund! Den Morgen darauf reitet Jarl Rögnwald mit wenigen Mann voraus in das Obere des Thales. Bei einem hochgelegenen und nur durch enge Fußsteige zugänglichen Hause verweilt ihn Hoskuld durch Fragen. Als Thorbiörn des Jarls Stimme hört, ergreift er, der darin verborgen ist, die Waffen, stürzt heraus, verwundet den Jarl schwer am Kinne und haut zugleich Asolf'en die Hand ab, die dieser, um ihn abzuhalten, entgegenstreckt. Stephan bringt dem Jarl eine andere Wunde mit dem Spieße bei und die dritte wieder Thorbiörn, der aber in demselben Augenblicke von Jomar durch einen Spießstoß in den Schenkel und einen Dolchstich in den Unterleib zum Weichen gebracht wird. Er zieht sich hinter einen Sumpf zurück, wird durch Geschosse angegriffen und bittet den Jarl Haralld um Schonung.

45) Nach dem Chronicon Manniae, das im übrigen ziemlich mit der Orkneyinga-Saga übereinstimmt, zu schließen, erschlug Swein Herergaidel den Kleinkönig von Argila, den Buchananus (Lib. VII) Than von Argathelia nennt, nicht, sondern brachte ihm blos eine große Niederlage bei (vergl. *Torfaeus*, Orcades. p. 139, 140. 46) Über das Niesen als weissagendes Vorzeichen vergl. 3. Sect. 4. Thl. S. 354.

Magnus, Haward's Gunnar's Sohn, der Rathgeber der Jarlar, stellt dem Jarl Haralld vor, wie Schonung unthunlich sei, und geht mit seinen Brüdern von dem Jarl hinweg, um eine Stelle zum Übergange über den Sumpf zu suchen. Da läuft Thorbiörn zu dem Jarl Haralld und fällt ihm zu Füßen. Der Jarl heißt ihn hinweggehen und sich wahren. Magnus verfolgt Thorbiörn, und der Jarl ruft ihm zu: hüte dich! Ich werde dich nicht beschützen und mit den Meinigen kämpfen. Thorbiörn flieht mit seinen Begleitern in eine leere Sommerhütte, und vertheidigt sich in ihr tapfer, bis die Hütte unter den Flammen, die Magnus angezündet, zusammenfällt. Sie müssen herausgehen und werden Alle erschlagen. Dann bringt Magnus die Leiche des erschlagenen Jarls Rögnwald nach Thorsa. Der Tag seiner Ermordung ist der 22. Aug. 1158. Swein's Weissagung von der Undankbarkeit gegen den Jarl Rögnwald wird erfüllt. Rögnwald's Leiche wird auf den Orkneyar in der Kirche der heiligen Maria begraben. Viele und große Wunder geschehen an seinem Grabe. Da bewilligt der Papst im J. 1192 die Heiligsprechung des Jarls Rögnwald, und sein Leichnam wird vom Bischofe Biarni gehoben. Bis auf diesen Tag sieht man, wie der Verfasser der Orkneyinga-Saga sagt, sein Blut noch an dem Felsen, den es benetzte, so frisch und klar, als wenn es kürzlich geflossen. Doch Jarl Rögnwald bedurfte der Wunder nicht zur Erhaltung seines Andenkens. Nicht blos auf den Orkneyarn, auch anderwärts ließ er große Sehnsucht zurück, da er vielen gefrommt hatte. Seine Freigebigkeit, seine Mäßigung und seine andern Tugenden lebten im Gedächtnisse der ihn Überlebenden. Seine Lieder aber haben ihm den Nachruhm für alle Zeiten gesichert. Er hinterließ eine einzige Tochter, Ingerid, die Gemahlin Eirik's Slagbellir's. Ihre Söhne waren Haralld Ungi, Magnus Mangi und Rögnwald, und ihre Töchter Ingibiörg, Elia und Ragnhilld. 29) Haralld, Maddad's Sohn, alleiniger Jarl der Orkneyar. Nach Rögnwald's Tode eignet er das Reich aller Eylande sich allein zu. Von seiner Gemahlin Affreka hat er die Söhne Heinrich und Hakon, und die Töchter Helena und Margaretha. Harallden pflegte von Kindesbeinen an Swein, und nahm ihn, sobald es das Alter erlaubte, jeden Sommer mit auf die Wiking (Seeraubfahrt), und unterließ nichts, was seinen Pflegling in den Augen seiner Zeitgenossen verherrlichen konnte. Swein pflegte jeden Winter auf Gareksey zuzubringen, half dann im Frühlinge das Feld bestellen, fuhr nach Beendigung der Saatzeit in die Wiking nach den Hebriden und nach Irland, kam in der Mitte des Sommers zurück, ließ das Getreide ernten und trieb dann wieder bis zum Winter Seeraub. Berühmt ist unter den andern Raubfahrten, die Swein im Frühlinge unternahm, folgende: Er plündert die Hebriden, fährt bis zur Insel Maun (Mona), raubt dann in Irland, und nimmt bei Dyflin (Dublin) zwei mit kostbaren Stoffen beladene Schiffe, die von England kommen. Als er sich den Orkneyarn wieder nähert, geben die an die Segel genähten Tücher den Schein von scharlachenen Segeln. Daher nennt er diese Fahrt die purpurne. Zu dem herrlichen Schmause, auf welchem der geraubte Wein und Meth reichlich fließen, ladet er auch den Jarl Haralld. Bei dem Gespräche über seine Thaten räth ihm der Jarl, sich künftig des Seeraubes zu enthalten, da die Wikingen auf der Wiking umzukommen pflegten, wenn sie nicht bei Zeiten abständen. Swein sagt, daß er altere und die Wiking unterlassen werde, aber zu seinen andern Raubfahrten noch eine Fahrt im Herbste hinzufügen müsse, die dieser Fahrt im Frühlinge nicht nachstehe. Kurz darauf fährt Swein mit sieben großen Langschiffen auf die Wiking, und nimmt Hakon, des Jarls Sohn, mit. Durch Überraschung erobert er Dublin und gewinnt große Beute. Die Vorgesetzten, die er alle gefangen, verheißen eidlich großes Lösegeld, und daß sie Besatzung aufnehmen wollen. Am Abend geht Swein auf die Schiffe zurück und will den Morgen darauf wiederkommen und das Lösegeld und die Geiseln in Empfang nehmen, und Besatzung in die Stadt legen. Den Dublinern dünkt die Ertragung des Jochs der Orkneyingar unerträglich, sie machen des Nachts Gräben innerhalb der Thore und hie und da auf den Gassen, und bedecken sie mit Holz und Streu. Des Morgens darauf zieht Swein bewaffnet in die Stadt, wird von den Bürgern in die Thore geführt, und fällt mit den Seinen in die Gräben. Da eilen die Dubliner bewaffnet herbei, und erschlagen sie. Zuletzt fällt Swein und empfiehlt sich dem Schirme des heiligen Rögnwald. Dieser[47]) hat auch längst, wie die Orkneyinga-Saga weiter oben erzählt hat, vorausgesehen, wie es mit dem Wiking Swein kommen werde. Swein ward von den Nordmannen als der größte Mann von den im Westen Lebenden betrachtet, die keine Reiche gehabt. Swein's Söhne, Olaf und Andreas, theilten sich in seine Hinterlassenschaft. Andreas hatte zur Frau Frida, die Tochter Kolbein Ruga's, die von väterlicher Seite eine Schwester des Bischofes Biarni von Orkneyar war, folgte dem Bischofe Wilhelm dem andern, und war ein ausgezeichneter Freund des Jarls Haralld. Nach Alfrek's Tode heirathete Jarl Haralld Hwarflöd, die Tochter des Jarls von Murray; ihre Söhne waren Thorfinnr, David und Jon, ihre Töchter Gunnhilld, Herborg und Langlif. 30) Haralld, Maddad's Sohn, und Haralld, Eirik's Sohn, Jarlar von Orkneyar. Haralld, der Sohn Eirik's Slagbellir's, Enkel des Jarl Rögnwald's, reiset mit seinen Brüdern nach Norwegen zum Könige Magnus, dem Sohne Erling's Skaki's, des Jerusalemsfahrtsgenossen des Jarls Rögnwald's, und erhält von ihm den Theil der Eylande, den sein Großvater gehabt hatte. Harallden begleitete aus Norwegen der thatkühne Jüngling Sigurd Murt, der Sohn Iwar Gali's, der mit dem Jarl Erling in

47) Rögnwald als der Heilige weissagt, wie es dem Wiking Swein ergehen werde. Zunächst vor seinem Tode warnt ihn auch Jarl Haralld. Aber dieses ist nicht so wichtig, weil Haralld kein Heiliger ist. Da die Isländer die Geschichte durch sagenhafte Gestaltung so tragisch als möglich machen, ähnlich wie die Sagen bei Herodot erscheinen, so war auch die Warnung durch den Jarl Haralld erfoderlich, weil die Voraussagung des Endes Swein's durch den heiligen Rögnwald schon längst vorher geschehen war, und von den Hörern oder Lesern vergessen sein konnte.

Nidaros gefallen war. Harald's Bruder Magnus Ungi blieb in Norwegen beim Könige zurück, und ward nachmals mit ihm in Sogn erschlagen. Jarl Haralld der Jüngere, wie er zum Unterschiede des Jarls Haralld, des Sohnes Maddad's, genannt wird, fährt nach Hialtland und von da nach Katanes, geht zum Könige Wilhelm von Schottland, und erhält von ihm die Hälfte von Katanes, die sein Großvater gehabt hatte. Dann zieht er in Katanes Truppen zusammen. Zu ihm kommt Lisolf, der Gemahl Ragnhilld's, und wird von ihm zum Anführer des größten Theiles des Kriegsvolkes gemacht. Dann fodert er durch Abschickung eines Gesandten an Haralld den Ältern, daß er die Verfügungen der Könige als gültig anerkennen solle. Haralld der Ältere entgegnet, daß er sein Reich unter keiner Bedingung vermindern werde, und sammelt ein gewaltiges Heer. Haralld der Jüngere sendet auf Kundschaft Lisolf'en hinüber auf Orkneyar. Dieser kommt mit der Nachricht zurück, daß Haralld des Ältern Heer dem ihrigen an Zahl weit überlegen, und räth zum augenblicklichen Rückzuge nach Thorsa; dorthin würden so viele zusammenströmen, daß man ein hinlänglich starkes Heer erhalte. Diesen heilsamen Rath vereitelt Sigurd Murt, indem er Lisolf'en Furcht vorwirft. Wenige Stunden darauf landet Haralld der Ältere. Anführer des Heeres Haralld's des Jüngern sind Sigurd Murt und Lisolf. Von den beiden feindlichen Heeren wird mit gleicher Heftigkeit die Schlacht geschlagen, bis Sigurd Murt auf das Tapferste kämpfend fällt. Durch seinen Fall läßt sich Lisolf nicht schrecken, und greift nur noch heftiger an. Aber auch er findet den Heldentod. Nun Flucht der Übrigen! Haralld der Jüngere fällt todt an einem Graben nieder, wo Torf gegraben wird. Sogleich in derselben Nacht wird, wo sein Blut floß, ein helles Licht gesehen. Daher wird er für heilig gehalten[48]). Über seinem Grabe wird, wo er gefallen, nachher eine Kirche erbaut. Unzählige Wunder thut er, und zeigt an, daß er nach den Orkneyarn hinüber gebracht sein will zu seinen Blutsfreunden, dem heiligen Magnus und dem heiligen Rögnwald. 31) Haralld, Maddad's Sohn, alleiniger Jarl von Orkneyar. Nach der Schlacht unterwirft sich Jarl Haralld der Ältere ganz Katanes, und geht nach den Orkneyarn zurück. Der König Wilhelm von Schottland ergrimmt, und sendet zu dem berühmtesten Wiking seiner Zeit, der nach Art der alten berühmtesten Seekönige drei Jahre ununterbrochen auf den Schiffen gewesen, und niemals geschlafen hatte unter rußigen Balken[49]) (d. h. in einem Hause). Dieser ist Rögnwald, König von Sudreyar (Hebriden), der Sohn Gudrod's. Gudrod war der Sohn des Königs Olaf Bitling von Sudreyar und Ingibiörg's, der Tochter des Jarls Hakon, des Sohnes Pal's. Rögnwald zieht auf Geheiß des Schottenkönigs ein gewaltiges Heer aus den Hebriden und Irland und anderwärts zusammen, und legt unter sich ganz Katanes, weilt eine Zeit lang hier, ordnet alles und setzt darüber drei, nämlich Mani'n, den Sohn Olaf's, Rafn, den Oberrichter des Landes und Hlisolf'en Alli'n. Unterdessen sitzt Jarl Haralld ruhig zu Hause. Aber nach Rögnwald's Abzuge schickt Haralld einen Mann mit geheimen Befehlen nach Katanes, damit er, wenn er könnte, alle, oder wenigstens einen der Voigte erschlagen sollte. Rafn entgeht der Gefahr, indem in seiner Gegenwart der Ausgesandte den Muth verliert. Aber Hlisolf'en verwundet er tödtlich und kehrt nach den Orkneyarn zurück. Alsbald landet Jarl Haralld in Thorsa mit großem Heere. Der Bischof geht aus der Stadt entgegen. Der Jarl läßt ihm die Zunge ausschneiden und ihn blenden. Die Stadt ergibt sich sogleich. Ein Theil der Bürger erhält Züchtigungen, ein anderer muß Geldstrafen zahlen, jeder nach dem Maße seines Vergehens. Die sechs Statthalter von Katanes fliehen zum Könige, und alle ihre beweglichen und unbeweglichen Güter confiscirt Jarl Haralld. König Wilhelm von Schottland läßt für die sechs Voigte in ganz Schottland Kriegsvolk zusammenbringen. Das ganze Heer ward nach Eysteinsdal, das Thal, wo Katanes und Sudurland zusammenstoßen, geführt. Haralld, noch in Katanes, bringt 60 Hundert (nämlich Großhundert) Mann zusammen, aber dieses ist nur eine Schar gegen der Schotten Heer. Daher werden Gesandte mit Friedensanträgen an den Schottenkönig geschickt. Dieser verlangt, daß ein Viertel von allem Pening[50]) in ganz Katanes an den königlichen Fiscus fallen solle, mit Ausnahme der Güter derjenigen, die zu ihm geflohen. Der Jarl beräth sich mit den Katanesern, und sie bewilligen, da sie zu schwach zum Kampfe sind, dem Schottenkönige das Viertel von der Eign[51]) (dem Eigen). Haralld erhält nun ganz Katanes als Lehn mit dem Rechte, wie es der Schottenkönig Haralld dem Jüngern bewilligt hatte. Als dieses Kriegsunwetter bevorgestanden, war Thorfinn, der Sohn des Jarls, der dem Schottenkönige zu Geisel gegeben war, geblendet worden. Swerrir, der Sohn Sigurd's Bronch's, erschlägt den König Magnus von Norwegen (den 15. Jun. 1184) in der Seeschlacht von Sogn, und eignet sich ganz Norwegen zu[52]). Des Königs Magnus' Sohn Sigurd verbindet sich (im J. 1192) mit Hallkell Jonsson und Olaf Jarlsmagr (Jarlsschwager) gegen den König Swerrir, geht nach den Orkneyarn zum Jarl Haralld. So auch Olafr Jarlsmagr. Sie bitten den Jarl Haralld um Beistand gegen den König Swerrir. Der Jarl unterstützt sie, und eine Fülle Orkneyingar und Hialtar fährt mit Sigurd nach Norwegen. Sie kommen unerwartet nach Tunsberg, erschlagen Jon, den Schwestersohn des Königs Swerrir, und viele Birkibeinar, wie die Partei Swerrir's hieß. Sigurd wird auf einem Thinge zum Könige genommen. Dieser **Flokkr** (Partei) wird Eyjar Skeggiar

48) Also ein Irrlicht gibt dem Jarl Haralld den Heiligenschein. 49) Vergl. F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 1. Bd. S. 89.

50) Nominativ Peningr (Pfening), Geld, Münze, wie auch das mitteldeutsche Pfenning, aber auch Vieh, und jedes nützliche Ding überhaupt, also das Viertel von allen beweglichen Gütern. 51) Eign, Possessio, insbesondere Grundbesitz (vergl. F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 1. Bd. S. 17. 52) Vergl. Buchananus (Lib. VII) unter König Wilhelm von Schottland. Er setzt es ins Jahr 1199, erzählt es aber etwas anders (vergl. *Torfaeus*, Orcades. p. 147).

genannt. Sie unterwerfen sich dann Oslo und die Wik. Aber Swerrir siegt (im J. 1194) in der Schiffschlacht von Florowagr (Meerbusen bei Bergen). Sigurd, Magnus' Sohn, fällt und der größte Theil der Eyjar Skeggiar mit ihm. Des Königs Swerrir's Vorhaben ist, mit Kriegsvolk in die Orkneyar zu ziehen, und den Orkneyingen die Trugräthe zu vergelten. Jarl Haralld und Bischof und alle die besten Männer von den Orkneyar reisen nach Norwegen zum Könige Swerrir. In Kristzkirkiogardr wird ein Thing gehalten, und der König hält einen Vortrag, in welchem er unter andern ihnen vorwirft, daß viel aus den Orkneyarn gehen, und auf Irland oder Schottland heeren, und die Kaufleute berauben, und alles dieses gegen den Willen des Königs. Der Jarl fällt dem Könige zu Füßen. Der König hält ihnen aber weiter vor, welches große Heerwerk sie in Norwegen durch Errichtung der Partei der Eyjars Skeggiar erregt. Da aber der Jarl selbst gekommen und Reue bezeigt, begnadigt der König den Jarl, und läßt über die Vergleichsbedingungen eine Urkunde ausfertigen. Auch ließ er aufschreiben alle die Grundstücke (jardir) und Eigen (Eignir) in Orkneyar und Hialtland, die gefallen waren in des Königs Gard (Fiscus), und die Männer gehabt hatten, die geblieben waren in Flóruvogr. Er legte dreier Winter Lösung (setzte drei Jahre Frist zur Einlösung), daß die Blutsfreunde der Todten sollten gelöst haben mit Gelde die Grundstücke; aber wären sie nicht eingelöset, sollte alles fallen in des Königs Gard (Fiscus). König Swerrir nahm unter sich ganz Hialtland zu Schatzungen und Zinsen[53]) (at sköttom oc skyldom). Er setzte den Jarl Hakon über Orkneyar mit dem Vertrage (med theim skildaga), daß der König sollte haben die volle Hälfte des Strafgeldes[54]), und setzte Voigte (súslo-men) darüber. Beim Scheiden schwor Jarl Hakon dem Könige Eide[55]). Der König setzte seinen Voigt Arni Lòrja dem Jarl in Orkneyar bei. Nicht wagte Jarl Haralld dem Könige zu widersprechen, so lange König Swerrir lebte. Aber sogleich nach dem Tode des Königs (gest. d. 9. März 1202) ließ er Arni Lòrja erschlagen und legte unter sich von Neuem Orkneyar und Hialtland mit allen Schatzungen und Zinsen, sowie er hatte zuvor gehabt. Jarl Haralld starb zwei Jahre darauf, nachdem Ingi König in Norwegen gewesen war[56]) (also im J. 1204). Nachdem waren Jarlar in Orkneyar seine Söhne Jon und David. Sein Sohn Heinrich erhielt die Landschaft Roß in Schottland. Während Biarni Bischof von Orkneyar war, thut sein Brudersohn, Thorkell Rostung, der Sohn Kolkin's, eine Kauffahrt nach Island, überwintert in Borg, wo der berühmte Snorri Sturleson Bezirksvorsteher ist, und lebt mit Snorri größtentheils in Zwist, namentlich über eine große Masse Mehl. Der Kaufmann wollte selbst den Preis setzen, Snorri sagte, daß dieses die Bezirksgesetze nicht erlauben, nach welchen es dem Bezirksvorsteher obliege, den Preis fremder Waaren festzusetzen. Der Kaufmann verhehlt den Unwillen über die erlittene Beeinträchtigung den Winter hindurch, erschlägt aber im Frühlinge den Diakonus Gudmund, der hauptsächlich Snorri'n zu jener Beeinträchtigung angereizt. Snorri und seine Brüder halten nun mit dem Kaufmanne ein Schifftreffen, konnten aber nichts ausrichten. Nach langem Herumirren auf dem Weltmeere wird Thorkell Rostung gegen den Herbst nach Island in den Hafen von Eyrabakki zurückgetrieben, und überwintert in Oddi bei Sámund Jonsson, der ihn zu Gunsten des Bischofes Biarni aufnimmt, da er sein und seines Vaters Freund war. Snorri Sturleson sendet drei Meuchelmörder gegen den Kaufmann ab, aber alle werden entdeckt, bevor sie die Unthat verüben können[57]). Sámund Jonsson war der mächtigste und edelste aller Isländer, nämlich Urenkel des Königs Magnus Barfuß von Norwegen, hatte kein eheliches Weib, bat da um Langalif, die Tochter Jarls der Orkneyingar, Haralld's, des Sohnes Maddad's. Der Jarl willigt ein, aber nur unter der Bedingung, daß Sámund zu ihm komme, und die Hochzeit auf den Orkneyarn feire. Aber Sámund mag sich dessen nicht unterziehen, aus seinem Lande zu gehen. 32) Jon und David, Jarlar von Orkneyar. Während die Bürgerkriege in Norwegen wütheten, behaupteten die Jarlar Jon und David ihr Land und behielten Hialtland nebst den Einkünften für sich, eigneten sich auch die Hälfte der orkneyischen Strafgelder, die dem Könige gehörten, zu. Aber als die Kriegführenden in Norwegen sich verglichen, sandten sie den Bischof Biarni nach Norwegen. Er fand den König Ingi und den Jarl Haralld in Bergen, und machte sich mit dem Auftrage der Jarlar bekannt, daß sie begehrten sich mit ihnen zu vergleichen und erhielt für die Jarlar von dem Könige und dem norwegischen Jarl sicheres Geleite, daß die Jarlar von Orkneyar sollten nach Norwegen kommen. Den Sommer, als die Winkingar nach Westen über Meer zogen, nachdem die Könige sich verglichen, fuhren des Königs Voigte (syslumen) mit ihnen nach den Orkneyarn und Hialtland. Den Sommer darauf kamen die Jarlar zugleich mit dem Bischofe nach Norwegen, um sich mit dem Könige und dem Jarl zu vergleichen, und setzten die ganze Sache in des Königs und des Jarls Selbstspruch. Sie verurtheilten sie dazu, zu erlegen ein großes Strafgeld; überdies mußten sie ihnen Geiseln geben und Treue und Gehorsam schwören. Aber zuletzt machte der König Ingi sie zu seinen Jarlen über Orkneyar und Hialtland mit dem Vertrage, der gehalten ward bis zu ihrem Todestage[58]). So nach der Saga Inga Bardasonar. Nach der Orkneyinga-Saga hin-

53) Grundzinsen, nämlich die Abgabe, welche die entrichten mußten, die Land geliehen erhalten hatten (s. F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 1. Bd. S. 160. 54) Sakeyrir, Sachgeld, nämlich das Geld, das bei Straffachen an die Gerichte gezahlt werden mußte. 55) Vergl. Swerrirs Saga cap. 119, 124, 125 im 4. Bde. der großen Ausg. der Heimskringla. S. 206, 207, 219—221. Fornmanna-Sögur. 8. Bd. S. 231 fg. u. 298 fg. 56) Vergl. Saga Inga Bardarssonar in der großen Ausg. der Heimskringla, 4. Bd. S. 421. Fornmanna-Sögur. 9. Bd. S. 193.

57) Vergl. F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 1. Bd. Einleitung S. XIX, XX. 58) Saga Inga Bardasonar in der gr. Ausg. der Heimskringla. 4. Th. S. 421, 422. Fornmanna-Sögur. 9. Bd. S. 193, 194.

gegen kam Hialtland (Shetland), seitdem es Jarl Harald, Maddad's Sohn, verlor, niemals wieder unter die Herrschaft der Jarlar von Orkneyar. Bis zum Tode Harald's, des Sohnes Maddad's, liefert die Orkneyinga-Saga eine fortlaufende Geschichte. Dann erzählt sie die Begebenheiten kürzer und schließt mit der Verbrennung des Bischofs Adam von Katanes und der Rache, die der Schottenkönig deshalb nahm. Bischof Adam ist nämlich ungemein streng in Eintreibung der Zehnten. Doch warf man die Schuld auf seinen Kämmerer, einen Mönch. Es war der Gebrauch aufgekommen, daß wer 20 Kühe hatte, ebenso viel Mark Butter oder eine Spanne als Zehnten zahlte. Der Bischof setzt dieses aber auch auf den Besitz von 15, dann von 12, endlich von 10 Kühen. Die Bauern klagen darüber bei dem Jarl Jon (David war im J. 1217 gestorben). Der Jarl will sich in den Streit nicht mischen, sagt jedoch, daß Niemand über sein Vermögen in Anspruch genommen werden könne. In Hakyrkia (Hochkirchen) in Thorsdalir befindet sich der Bischof und bei ihm Rafn, der oberste Richter des Landes, und nicht weit davon der Jarl. Die Bauern halten oben auf dem Berge Thing. Rafn ermahnt den Bischof, von den Federungen nachzulassen, und warnt zugleich. Der Bischof tröstet ihn, das unerfahrene Volk werde sich diesen Zaum selbst anlegen. Der Jarl wird als Friedensvermittler in Anspruch genommen, weigert sich aber. Da gehen die Bauern in eine Heerschar geordnet auf den Hof des Bischofes los. Rafn ermahnt den Bischof wieder, sogleich einen heilsamen Rathschluß zu fassen. Sie trinken im Oberstocke. Als die Bauern kommen, will jener verhaßte Mönch zu ihnen herausgehen, wird aber sogleich erschlagen. Der Bischof sendet Rafn mit Vergleichesantrag zu den Bauern. Die Weisen freuen sich, aber die von der Leidenschaft Verblendeten ergreifen den Bischof, sobald er zur Abschließung des Friedens herauskommt, bringen ihn in ein kleines Haus und zünden das Haus [59]) an. So verliert der Bischof das Leben. Der damalige König Alexander II. (nach dem Verfasser Sohn Wilhelm's des Heiligen) übt strenge Strafen gegen die Thäter durch Erschlagung, Abschneidung der Glieder [60]), Confiscirung der Güter und Ächtung und Verbannung. Dieser Grausamkeit, sagt der Verfasser, können sich die Leute noch erinnern. Aus dieser Äußerung nimmt man nicht mit Unrecht den Grund zur Verwerfung der Annahme des Torfäus [61]), daß die Sage zu König Swerrir's Zeit abgefaßt sei; denn ein 30 Jahr oder ein Menschenalter habe doch wol nach einer Begebenheit verfließen müssen, ehe man habe darauf kommen können zu bemerken, daß man sich derselben noch erinnern könne [62]). Überdies wird Snorri Sturleson S. 116 aufgeführt. Swerrir starb aber im J. 1202 und Snorri's Schwiegervater Bersi der Reiche im nämlichen Jahre, worauf Snorri nach Borg zog [63]). Wenn der Herausgeber der Orkneyinga-Saga sie für älter als die Heimskringla hält, so kann dieses nur von einem Theile der Orkneyinga-Saga verstanden werden. Snorri Sturleson führt nämlich in der Sage Olaf's des Heiligen Cap. 109, wo er von den Jarln Brusi und Thorfinn handelt, die Jarla-Sögor an. Das nämliche Citat findet sich auch in der Orkneyinga-Saga selbst S. 28 und der ganze Anfang derselben, welcher 14 Quartseiten lang ist, stimmt mit Snorri Sturleson in der Sage Olaf's des Heiligen Cap. 99—109 (Heimskringla Ausg. von Peringskiold 1. Th. S. 530—551, große Ausgabe derselben 2. Th. S. 144—161) Wort für Wort überein. Die Annahme, daß Snorri Sturleson aus der Orkneyinga-Saga diese Episode entlehnt habe, ist unstatthaft, da Snorri Sturleson als der Ältere erscheint. Aber auch dieses findet man nicht wahrscheinlich, daß der Verfasser der Orkneyinga-Saga Snorri'n ausgeschrieben habe, wenn man den Zusammenhang vergleiche, in welchem die Geschichte der Orkaden bei beiden stehe. Bei Snorri mache dies Stück eine ganze Episode aus, die mit einer Art von Vorrede und Schluß von den Übrigen getrennt sei. In der Orkneyinga-Saga wäre dagegen dieser Theil der Erzählung ungetrennt mit dem Ganzen verbunden. Man schließt daraus, daß dieses Stück, welches nach einer kurzen Einleitung nur die Geschichte des Jarl Thorfinn betrifft, zu Thorfinn Jarls Saga gehöre, welche Snorri theilweise abschrieb, der Verfasser der Saga aber ganz benutzte [64]). Aber die Art und Weise, wie das Citat angebracht ist, macht es wahrscheinlicher, daß Snorri die Stelle verfaßte. Snorri mußte zu seiner Episode allerdings eine Einleitung und einen Schluß haben. Der Verfasser der Orkneyinga-Saga, als er dieses Stück, wie wir vermuthen, aus Snorri's Geschichtswerke entlehnte, brauchte die Einleitung und Vorrede nicht, denn sein Zweck war ja die Geschichte der Orkneyinga-Saga darzustellen, und so erscheint bei ihm ungetrennt, was bei Snorri als getrennt sich darstellt. Man könnte vielleicht annehmen, jener Abschnitt sei in das Snorri'sche Geschichtswerk erst später eingefügt worden, denn er findet sich nicht in dem Pergamentcoder der Heimskringla, den Torfäus Jofraskinna [65]) nennt und nicht in dem Flateyar-Coder. Aber auf der andern Seite haben ihn die meisten Handschriften der Heimskringla, sowie auch die Codices, die blos die Sage Olaf's des Heiligen enthalten [66]). Auch zeigt diese Einschaltung mehr Sorgfalt, als die Abschreiber anzuwenden pflegten, wenn sie in die Handschriften,

59) Vergl. die Stelle aus dem schottischen Chronikon bei *Torfaeus*, Orcades p. 155. Nach ihr wird der Bischof a Comite loci also vom Jarl in einen brennenden Ofen geworfen. Aber die Erzählung der Orkneyinga-Saga ist weit wahrscheinlicher. 60) Nach dem schottischen Chronikon läßt der König die Thäter und die, die in die That gewilligt, entmannen, damit die Verbrecher keine Erben zeugen können, und es sind Bullen des Papstes Cölestin IV. vorhanden, in welchen er dem Könige dafür Dank sagt und ihn belobt, daß er die Kirche auf eine so ausgezeichnete Weise gerächt hat, und der dem Martyrio benachbarte Ort heißt Testiculorum collis. 61) Torfäus in der unpaginirten Vorrede zu den Orcades.

62) P. E. Müller, Sagaenbibliothek des skandinavischen Alterthums in Auszügen. Aus der dänischen Handschrift übersetzt von D. K. Lachmann S. 170. 63) s. F. Wachter, Snorri Sturleson's Leben in der Einleitung zur Übersetzung der Heimskringla. 1. Bd. S. XVIII. 64) Müller S. 140. 65) Vergl. F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 1. Bd. S. CLXXI. 66) S. Fornmanna-Sögur 4. Bd. S. 212—230.

welche sie abschrieben, etwas einschoben; denn hier hätte der Abschreiber die kurze Darstellung des Verhältnisses der Jarlar zum Könige, die auch die Jofraskinna hat, und die Hinweisungen, durch welche das Vorhergehende mit dem Folgenden (Cap. 103, 110, 112, 117) verbunden ist, hinzuzufügen gehabt. Auch ist die ganze Erzählung glaubwürdig und wichtig genug, daß sie aufgenommen wurde, und enthält klug ausgeführte Unterhandlungen, bei welchen Snorri Sturleson gern zu verweilen pflegt. Daher ist wahrscheinlich, daß Snorri selbst dieses Stück aus den Jarla Sögor genommen [67]) und für seinen Zweck bearbeitet hat, und auch nicht unwahrscheinlich, daß die schöne würdevolle Darstellung der Verfasser der Orkneyinga-Saga aus dem Snorri'schen Geschichtswerke wörtlich entlehnt hat. Der Verfasser der Orkneyinga-Saga scheint nicht im Besitze aller sich auf die Orkneyingar bezüglichen Sagen in ihrer Ausdehnung gewesen zu sein, denn S. 4 sagt er, es gebe weitläufige Sagen von dem ältesten der Söhne des Jarl Thorfinn. Diese Bemerkung auch scheint der Verfasser nicht selbst gemacht, sondern irgendwo anders her genommen zu haben, denn er würde sonst, da Umständlichkeit sein Zweck ist, jene weitläufigen Sagen besser benutzt haben. Bei Snorri dagegen, der die Geschichte der norwegischen Könige zum Zwecke hatte, macht es sich weit geeigneter, wenn er sagt, Sage Olaf's des Heiligen Cap. 99 (2. Th. S. 145, große Ausg. der Heimskringla): Jarl Thorsidr ward krankheittodt; nach ihm beherrschten die Lande seine Söhne, und sind große Erzählungen (miklar frásagnir) von ihnen. In der Sage von Magnus dem Guten Cap. 37 (3. Th. S. 50 der gr. Ausg. der Heimskringla) sagt Snorri Sturleson: Jarl Rögnwald meinte, daß ihm gehören zwei Theile der Lande, sowie Olafr der Heilige verheißen hatte seinem Vater, und Brusi hatte seine Tage über. Dieses wurden die Anfänge der Streitigkeiten zu dem Streite der Blutsfreunde, und ist von dem lange Sage [laung [68]) Saga): „hatten sie eine große Schlacht in Petlandsfiörd." Der Verfasser der Orkneyinga-Saga handelt umständlich von jenen Streitigkeiten und der Schlacht in Petlandsfiörd, sodaß ungewiß bleibt, ob Snorri Sturleson auch hier eine weitläufigere Jarla-Saga vor sich hatte, als der Verfasser der Orkneyinga-Saga. Auf jeden Fall aber lehrt die Hindeutung Snorri Sturleson's auf die lange Saga, daß der Verfasser der Orkneyinga-Saga nicht etwa selbst die Orkneyinga-Saga in ihrer Umständlichkeit geschaffen hat, sondern daß die Geschichte der Jarl der Orkneyingar auf Island mit Liebe gepflegt war, als er selbst das auf uns gekommene Geschichtswerk zusammentrug. In Islands Landnamabok 4. Th. Cap. 8 [69]) heißt es vom Jarl Einar (Torf-Einar): Nachdem fuhr Einar nach Westen und legte unter sich die Eylande, sowie gesagt wird in seiner Saga (í sögu hanns). Dieses läßt mit vieler Wahrscheinlichkeit entweder ein besonderes Sagenwerk über den Jarl Einar, der auch als Skalde berühmt war, voraussetzen und vermuthen, daß Snorri Sturleson, dem so viele Sögor zu Gebote standen, das, was er über Torf-Einar berichtet, aus diesem Sagenwerke geschöpft hat [70]); oder auch daß die Sage Einar's einen Theil der Jarlar Sögor ausmachte, wenigstens überblickte Snorri Sturleson, schon als er die Geschichte Einar's im Auszuge gab, auch die Geschichten der folgenden Jarlar, denn er schließt seinen Abschnitt über Einar: Das war lange nachher auf den Orkneyarn, daß die Jarlar hatten alle Odale, bis dahin, daß Sigurd Lödwisson die Odale zurückgab. In der skaltholter Ausgabe der Saga von Olaf Tryggvason (1. Th. Cap. 178 fg.) wird verschiedenes von Torf-Einar erzählt, wovon man weder bei Snorri, noch in der Orkneyinga-Saga etwas findet, sodaß dieses aus einer Sage von Einar genommen zu sein scheint [71]), wenn nämlich dieses nicht spätere Erfindung ist. Daß Snorri es nicht hat, kann nichts ausmachen, da dieser nicht alle Sögor in ihrer Vollständigkeit aufnehmen wollte, sondern nur das aus ihnen nahm, was seinem Zwecke entsprach [72]). Ist es nicht spätere Erfindung, so ist es ein Beweis, daß dem Verfasser der Orkneyinga-Saga nicht alle die Sögor, welche die Jarlar der Orkneyingar betrafen, in ihrer Vollständigkeit zu Gebote standen, oder auch, was minder wahrscheinlich ist, daß er sie nicht alle in ihrer Umständlichkeit geben wollte. Doch kann auch seine Absicht gewesen sein, die Geschichte der ersten Jarlar der Orkneyingar nur kurz als Einleitung anzudeuten, da hierüber schon ein vollständiges Geschichtswerk vorhanden, nämlich die **Saga Orkneyinga Jarla.** Es sagt nämlich der Verfasser der großen Olaf's Saga (**Fornmanna-Sögur T. I. c. 97. p. 196**): führen ihre Händel so, daß der Jarl (Einar) nahm Halfdann Halegg vom Leben, wie gesagt wird in der Sage (Geschichte) der Jarlar der Orkneyingar (**í sögu Orkneyinga jarla**). Die Jarlasögor werden im Flateyer Codex zweimal angeführt **Col. 764** bei Gelegenheit von Thorfinn's Streit mit Rögnwald und **Col. 490** bei Olaf des Heiligen Prophezeihung aus einer Ahnung von Rögnwalld's Tode. Beide Stellen finden sich in der Orkneyinga-Saga, die erstere S. 64—66, die andere S. 74. Unter dem Namen Jarlasögor wird daher entweder eine der Hauptquellen der Orkneyinga-Saga, oder auch diese selbst verstanden. Daraus, daß S. 130 als Bürge die Nachrichten von des Jarl Magnus Ermordung ein Mann (nämlich ein Holdbod von Sudreyar [den Hebriden] ein dem Magnus theurer Hirdmann) erwähnt wird, der dabei war und von dem dennoch wie von einem Zeitgenossen des Verfassers gesprochen wird, schließt man, daß eine ältere Sage vom Jarl Magnus ausgeschrieben sein muß [73]). Wir selbst möchten auf dieses Zeugniß nichts ge-

67) Vergl. P. E. Müller, Undersögelse om Snorros Kilder og Trovärdighed. Disquisitio de Snorronis Fontibus et Auctoritate im 6. Bd. der gr. Ausg. der Heimskringla. S. 295. 68) In der Sage Olaf's des Heiligen, welche als besonderes Geschichtswerk aus der Heimskringla genommen ist (f. F. Wachter a. a. O. 1. Bd. S. CIX—CXV) steht Cap. 552 (Fornmanna-Sögur 5. Bd. S. 141) mikil saga, große Saga (Geschichte). 69) S. 303 der kopenhagener Ausg. vom J. 1774.

70) S. Snorri Sturleson in der Sage Haralld's des Haarschönen Cap. 27 bei F. Wachter 1. Bd. S. 210—212. Cap. 31, 32. S. 215—220. 71) Müller, Sagaenbibliothek S. 171. 72) S. F. Wachter a. a. O. 1. Bd. S. CXXIII fg. 73) Müller, Sagaenbibliothek S. 171, 172.

ben, da die Erzählung von der Ermordung des heiligen Magnus so ziemlich wunderbar gehalten ist, und bei solchen legendenartigen Erzählungen es gewöhnlich war, daß man, um die Sache glaubwürdig zu machen, einen Augenzeugen erfand [74]). Doch wollen wir nicht grade unserm Verfasser diese Erfindung zuschreiben, sondern glauben, er fand diesen Holdbold als Augenzeugen in der Sage, die sich von des Jarl Magnus Ermordung gebildet hatte. Auch muß man gestehen, daß die sagenhafte Erzählung gar nicht ins Lächerliche und Abgeschmackte fällt, wie viele andere Legenden des Mittelalters, da die isländischen Geschichtschreiber auch selbst bei legendenartigen Erzählungen eine gewisse Würde behaupten. Der geschichtliche Werth der Orkneyinga-Saga ist dem Umfange des Stoffes nach von großem Werthe, indem sie die Geschichte jener Eilande und der ihr benachbarten Küste eine große Reihe Jahre hindurch kennen lehrt. Doch ist natürlich nur das Hauptsächliche als geschichtlich zu nehmen. In unserer Angabe des Inhalts haben wir hier und da bemerklich gemacht, wie die Nebenumstände zum Zwecke schöner Darstellung erfunden und gestaltet erscheinen. Doch spiegelt sich auch in dieser Gestaltung [75]) der Geist der Nordmannen herrlich ab, und auch von dieser Seite hat die Orkneyinga-Saga wie die besten Sögor ihren hohen geschichtlichen Werth, ähnlich, wie wir den Geist der ältern Griechen am besten aus der Gestaltung der Sagen kennen lernen, die uns Herodot aufbewahrt hat und die man gewöhnlich für wirkliche Geschichte nimmt. Daß die Hauptsachen in der Orkneyinga-Saga geschichtlich sind, läßt sich mit Sicherheit aus dem Verkehre schließen, in welchem die Isländer mit den Orkneyingen standen, da Isländer nicht nur nach den Orkneyar'n kamen, sondern sich auch selbst welche auf ihnen niederließen, und auch unter den Skalden der Jarlar Isländer waren. Viele der Hauptereignisse, welche die Orkneyinga-Saga erzählt, sind auch durch die gleichzeitigen geschichtlichen Lieder verbürgt. Mit der Zeitrechnung liegt freilich die Orkneyinga-Saga nicht selten im Argen, und ist, wie Torfäus durch Vergleichung zeigt und durch andere Vergleichung hervorgeht, mit den Angaben der schottischen, irischen und englischen Geschichtschreiber nicht selten im Widerspruch. Aber deshalb ist ein Ereigniß noch nicht als erdichtet anzunehmen, weil es in eine falsche Zeit gesetzt und an unrichtige Namen geknüpft wird. Die Lieder bewahrten nämlich die Hauptereignisse auf, aber die, welche ihren Inhalt bei geschichtlichen Darstellungen in ungebundener Rede zu Grunde legten, mußten nicht selten in Verlegenheit sein, wenn sie dem Ereignisse seine richtige Stelle in der Zeitfolge anweisen mußten. Verstöße waren da, weil sich die genaue Zeitbestimmung aus den geschichtlichen Liedern nur selten abnehmen läßt, unvermeidlich. Das Geschichtswerk, welches zum Theil auf Liedern berühmter gleichzeitiger Skalden gebaut ist, nämlich auf viele von Arnor Jarlaskalld und dem Jarl Rögnwald, und einzelne von Hall Thorarin, Botolf Belga, Eirik und Odd, ist auch, da es zugleich gleichsam eine Blumenlese von diesen Liedern gibt, in Beziehung auf Kunst von ähnlichem Werthe, wie die Heimskringla, wiewol natürlich die Lieder der Heimskringla die in der Orkneyinga-Saga an Zahl und Wichtigkeit bei weitem überwiegen. Außer den Liedern und Liederstellen der Skalden, die der Verfasser mittheilt, und die wir genannt haben, beruft er sich S. 118 auf die Drapa auf Hakon Palsson und S. 122 auf die Gesänge von Magnus dem Heiligen und des Jarls Hakon Thaten. Das herrliche Geschichtswerk ist mit lateinischer Übersetzung auf Suhm's Kosten von J. Jonäus herausgegeben unter dem Titel: **Orkneyinga Saga sive Historia Orcadensium a prima Orcadum per Norvegos occupatione ad exitum seculi duodecimi. Accedit Saga hins helga Magnusar Eyia Jarls sive vita Sancti Magni insularum comitis. Ex MSS. Legati Arna-Magnaeani cum versione latina, lectionum varietate et indicibus, chronologico, reali et philologico edidit** *Jonas Jonaeus Isl.* **(Hafniae 1780.) Sumtibus** *P. J. Suhmii.* **p. 543 in 4. praeter indicem et praefationem.** Einige Bruchstücke davon findet man mit lateinischer Übersetzung gedruckt in den von James Johnstone herausgegebenen **Antiquitates Celto-Scandicae.** Noch bevor die Orkneyinga-Saga herausgegeben war, verbreitete sie doch schon Licht durch die sorgfältige handschriftliche Benutzung von Torfäus: **Orcades seu Rerum Orcadensium Historiae Libri tres, quorum primus insularum situm numerumque, Comitum, Procerum, incolarumque origines, familias, gesta et vicissitudines, a primis Monarchiae Norvegicae incunabulis ad annum MCCXXII. Continuâ fere serie exhibet etc. (Hafniae 1715. in Fol.)** Das erste Buch vom dritten Capitel an bis zu Ende des Buches S. 10—115 enthält hauptsächlich Auszüge und zum Theil Übersetzung der Orkneyinga-Saga; dabei ist ihr Inhalt mit der Heimskringla und andern nordischen Geschichtswerken, sowie auch mit den Angaben der schottischen Geschichtschreiber verglichen. Mit dem Ende der Orkneyinga-Saga endet auch bei Torfäus die fortlaufende Geschichte der Orkneyar. (*Ferdinand Wachter.*)

ORMAWI, d. i. der aus Ormîja gebürtige. Ormîja aber ist eine große und alte Stadt in Adherbeidschan, nur drei oder vier Meilen von dem See gleichen Namens entfernt. Aus ihr gingen einige bedeutende arabische Schriftsteller hervor, von denen vier die nennenswerthesten sind:

1) **Mahmûd Ben Abi Bekr Ormawi**, der Richter, mit dem Ehrenamen **Sirâdsch-ed-din**, d. i. Leuchte der Religion. Die literarische Hauptbeschäftigung dieses Mannes bestand in philosophischen, auf das bürgerliche und kanonische Recht der Muhammedaner bezüglichen Forschungen. Alle seine uns hinterlassenen Werke liefern hierin den Beweis; dabei aber konnte natürlich auch, weil es auf die ersten Grundsätze ankam, die Polemik nicht völlig aus dem Spiele bleiben. So schrieb er: a) Fragen über die Principien des Rechts unter dem Titel: Tractat,

74) s. F. Wachter, Geschichte Sachsens. 3. Bd. S. 278. Die Oddische Olaf's Saga Tryggvasonar Cap. 70 im 10. Bd. der **Fornmanna-Sögur** S. 365—367. 75) Vergl. die 47. Anm. S. 410.

Beispiele der gegenseitigen Einwürfe enthaltend (**Risâlet fi emthilet el-teârodh**). b) Aufsätze über die theologisch-juristische Polemik (**Resâil fi ilm el-dschadl**). c) Ein Auszug aus dem **Mahsûl** des berühmten Fachr-ed-din Razi über die Grundlehren des Rechts Ormawi verfaßte ihn auf Bitten Anderer, aber so, daß er durch eigene Zusätze, während er auf der einen Seite abkürzte, das Werk auf der andern vermehrte. Er überschrieb es selbst **Tehsîl** und es fand dasselbe große Aufnahme, sodaß es überall hin verbreitet wurde. Sein bedeutendstes Werk aber ist unstreitig das über die Logik und Philosophie, betitelt: **Tewâli el-anwâr**, d. i. Aufgänge der Lichter. Es zerfällt in zwei Haupttheile 1) über die Logik und 2) über die Philosophie. Letzterer Theil behandelt wiederum in vier Abschnitten die allgemeinen Dinge, das Wesen derselben, die Zufälligkeiten und die Ontologie oder Metaphysik. Später beschäftigten sich viele Gelehrte mit dem Erklären, Abkürzen und Glossiren desselben — und endlich e) über denselben Gegenstand das Werk **Menâhidsch**, d. i. die Wege. Mahmûd starb 682 (1283—1284), sodaß die Angabe des Jahres 672 (in **Not. et Extr.** X, 6. Anm. 4) unstreitig falsch ist.

2) **Safi-ed-din Mahmûd Ben Abi Bekr Ormawi**, der mit dem Vorhergehenden nicht verwechselt werden darf, beschäftigte sich mit der Traditionslehre und Linguistik. Seine über diese beiden Wissenschaften uns bekannt gewordenen Werke sind folgende drei: a) Ein Auszug des Commentars über die Sunna von dem Linguistiker Imam Hosein Ben Mesûd Beghewi, der im J. 516 (1122—1123) starb. b) Eine neue Recension oder wol nur Recognition des linguistischen Werkes **El-Mohkim we El-Mohît El-Atzam**, von Abu'lhasan Ali Ben Ismail, gewöhnlich Ibn Sejjida genannt, der im J. 458 (1066) starb. Das Werk ist von bedeutendem Umfange und handelt von den verschiedenen Arten der Sprache. c) Ein Anhang oder Fortsetzung zu dem Werke, das der Scheich und Imam Abu'lseâdât Mobârek Dschezeri gewöhnlich Ibn-elathêr genannt und im J. 606 (1209—1210) gestorben, über die ungewöhnlichen Ausdrücke in den Traditionen unter dem Titel Endpunkt (**Nihâjet**) schrieb. Das Grundwerk umfaßt mehre Bände. Ormawi, der sich erst zu Ormija aufhielt, sich aber später nach Karafa zwischen Kahira und dem Berge Mokattam zurückzog, starb im J. 723 (1324).

3) Der Richter **Muhammed Ben Hosein Ormawi**, ehrenvoll **Tâdsch-ed-dîn**, d. i. die Krone der Religion, beigenannt, verfertigte, wie sein oben unter 1) genannter Namensvetter, ebenfalls einen Auszug zu dem **Mahsûl** des **Râzi** unter dem Titel **Hâsil**, scheint aber auch, da die Arbeit großen Beifall fand und Mahmûd Ormawi sie gleichfalls benutzte, durch neue Zusätze und geschickte Einrichtung dem Original zu Hilfe gekommen zu sein. Er starb im J. 626 (1228—1229), mithin früher als seine beiden Vorgänger.

4) **Abu'lhasan Ali Ben-elhosein Ormawi**, der im J. 757 (1356) starb, hat einen Commentar zu des Imam Fachr-ed-dîn Râzi Werk über die Grundlehren des Rechts, **Meâlim**, d. i. die Wegweiser, betitelt, hinterlassen. — Aus den Arbeiten der unter 1), 3) und 4) angegebenen Männer scheint die Richtung der Gelehrten von Ormija zu philosophischen, aber von ihrem Glaubenssystem ganz abhängigen Speculationen wenigstens in jenem Jahrhunderte, während dessen Dauer sie blühten, hervorzugehen.

(*Gustav Flügel.*)

ORMR IVARSSON Konongs-bródir, (Königsbruder), war der Sohn der Königin Ingirid von Iwar Sneis (wurde geboren im J. 1145) [1]), ward ein Mann schön von Ansehen und ein großer Häuptling [2]). Als einen großen Kriegshelden zeigte er sich in der Schlacht von Oslo, die König Hakon Herdhibreidhr von Norwegen mit dem andern Könige dieses Landes Ingi Harallds-son den 3. Febr. 1161 schlug. Der König Ingi von einem großen Theile der Seinen verlassen fiel, als es Tag geworden, und der Angriff bei seiner Fahne war. Aber Ormr, sein Bruder, hielt die Schlacht aufrecht. Viel Volk floh hinauf in die Stadt. Ormr ging zwei Mal in die Stadt, seitdem der König gefallen war, und trieb das Kriegsvolk zur Schlacht an, und beide Male ging er hinauf und hielt die Schlacht aufrecht. Da ergriffen Hakon's Mannen den Arm der Schlachtordnung an, welchen Simon Skalpr befehligte, dieser aber und Hallwardr Hitir fielen. Ormr gewann großen Ruhm. Doch auch er mußte endlich die Flucht ergreifen. Er hatte zuvor in diesem Winter sich verlobt mit Ragna, der Tochter Nikolas' Masi's, die gehabt hatte König Eystein Harallds-son, und sollte gehen zum Brautkaufe (Hochzeit) den Sonntag nachher. Ormr floh ostwärts nach Schweden zu Magnus, seinem Bruder, der dort König war, und dessen Bruder Rögnwalldr war da Jarl. Sie waren Söhne Ingirid's und Heinrich Hallti's, und dieser der Sohn Swein's, des Sohnes Swein's, des Dänenkönigs. Im J. 1162 finden wir Ormr'n bei Erling'en Skaki'n, dem Vater des Königs Magnus, und Ormr ist der erste, der mit seinem Schiffe absegelt, als Erling's Flotte sich mit König Hakon schlagen soll. Es geschah dieses in der Schlacht der Insel Seck gegenüber. Erling siegte, Hakon fiel [3]). Olafr, der Sohn Gudbrand's Skafaug's und Maria's, der Tochter des Königs Eystein Magnuson, ward auf Antrieb seines Pflegers Sigurd Agnhött's von den Uppländingern im Winter des Jahres 1166 zum Könige genommen. Jarl Erling wachte den Sommer über auf Schiffen. In Oslo, wo er Weihnachten feierte, hörte er durch seine Späher, daß jene Gegenpartei oben im Lande sei, er ging daher selbst hinauf an das Land, um sie zu suchen, und mit ihm Ormr Konongsbrodir. Als sie zu den Wänirsee in Schweden kamen, nahmen sie alle Schiffe auf dem

---

1) Chronologia rerum, maxime Norvegicarum, quas continet Tomus tertius Historiae Snorrii, Sturlae filii, ab initiis Magni Boni ad exordium imperii Sverreri progrediens im 3. Bd. der gr. Ausg. der Heimskringla. S. 361. 2) *Snorri Sturleson*, Sagan af Sigurdi, Inga ok Eysteini, Haralldzsonom c. 16, im 3. Th. der gr. Ausg. der Heimskringla. S. 352. Saga Inga Haralldssonar c. 16, in den Fornmanna-Sögur 7. Bd. S. 230. 3) *Snorri Sturleson*, Saga af Hákoni Herdabreid c. 16. p. 400. c. 18. p. 403. Saga Hákonar Herdhabreids in den Fornmanna-Sögur 7. Th. Cap. 17. S. 275. Cap. 19. S. 277. Cap. 20. S. 278. Cap. 26. S. 287.

See, und setzten über denselben, werden, während sie den 2. Febr. 1167 auf dem Hofe Reydhjökul übernachteten, von Olaf zur Zeit der Frühmette den 3. Febr. überfallen. Ormr wird in dem Kampfe von Reydhjökul schwer verwundet, so auch Jarl Erling, und sie entkommen mit Mühe auf die Schiffe. König Magnus Erlingsson fuhr im Herbste 1176 mit seinem Kriegsvolke in die Wik, und Ormr Konongsbrodir mit ihm. Als sie Weihnachten 1176 in Tunsberg feierten, erfuhren sie, daß die Birkibeinar oben auf Re wären. Dahin zogen der König und Ormr mit ihrem Kriegsvolke, schlugen sich mit den Birkibeinar'n und siegten. König Eystein floh aus der Schlacht und ward von einem Bauer erschlagen. Die Leiche ward zum Könige Magnus nach Rames gebracht, wo er und Ormr sich in einer Stube wärmten. In ihr saß auch ein Birkibeinar, den sie nicht bemerkt hatten. Als dieser die Leiche seines Häuptlings sah, suchte er den König Magnus mit der Axt zu erschlagen, konnte ihn aber nur verwunden. Hierauf schwang er die Axt auf Ormr, der auf der Bank lag, und zielte nach den Schienbeinen. Aber als Ormr sah, daß der Mann ihn erschlagen wollte, warf er die Füße schnell über sein Haupt, und der Hieb ging in die Bank, und die Axt stand fest darin. So ward Ormr gerettet, und der Birkibeinar von den Übrigen erschlagen[4]). Zum Anführer der Birkibeinar ward in Wermaland den 6. März 1177 Swerrir und von ihnen den 13. März zum Könige genommen, so auch im Sommer von den Thrándir'n. Swerrir unterwarf sich auch Hadaland und verglich sich mit den Bonden, die ihn hatten erschlagen wollen. Aber die Versöhnung war nur dem Scheine nach, denn die Bonden schmerzte die große Geldstrafe, die ihnen der König auferlegte. Sie sandten daher an Ormr, der damals in der Wik auf den Schiffen war, daß er, wenn er könnte, aus der Wik gegen den König ziehen sollte; sie selbst versprachen den König anzugreifen, wenn er hinweg wollte. Hierauf ließ Ormr großes Kriegsvolk sammeln, und große Schiffe aus dem See Tyrvi ziehen, und gedachte dann hinauf nach Rönd gegen den König Swerrir zu fahren. Dieser war vor Rönd auf den Schiffen. Da ward die Blokade so geordnet, daß 15 Schiffe in Miörs auf Heidmörk lagen. Dieses hörte König Swerrir, und faßte diesen Rathschluß. Er stellte sich, als wenn er hinaus gegen Ormr fahren wollte, sandte alle seine Spähér dahin, traf geheime Anstalten, ließ seine Schiffe von dem See Rönd nach dem See Miörs auf Walzen über das Land ziehen, überraschte die Lendir Menn (Lehnbarone) des Königs Magnus, die auf dem See Miörs Wache hielten, und schlug sie. Die Birkibeinar siegten auch im Treffen von Sastadir über Hallwardr und andere Lendir Menn (Lehnbarone), und die aus der unglücklichen Schlacht entkamen, flohen zu Ormr. Als Swerrir nach Wermaland gezogen, sandten König Magnus und Jarl Erlingr Ormr Konungsbrodir in die Upplönd, daß er sie vertheidige, wenn Swerrir von Wermaland aus, dahin bringen wollte. Als nach der unglücklichen Schlacht der Birkibeinar gegen die Nidroser die Birkibeinar in die Wik kamen, brachen König Magnus und Ormr Konungsbrodir auf, sie zu suchen. Aber sie entwichen, da sie weit geringer an Zahl waren, als das Kriegsvolk des Königs Magnus. Als die Birkibeinar über die Brücke über die Hirta gegangen, führte Swerrir, der Kundschaft hatte, das Heer in einige Sümpfe unfern der Brücke. König Magnus und Ormr Konungsbrodir kamen an die Brücke, und König Magnus ließ sogleich seine Fahne über die Brücke tragen, und folgte selbst dahin, so auch Ormr. Als sie und ein Theil des Kriegsvolks über die Brücke gekommen waren, stürzten die Birkibeinar herbei. Scharfe, aber keine lange Schlacht begann. Viel Kriegsvolk des Königs Magnus fiel, und er selbst floh zurück über die Brücke, auch so Ormr, und beide wund. Darauf schossen beide Heere eine Zeit lang gegen einander über den Fluß und schieden dann. König Magnus zog nach Tunsberg zu seinen Schiffen zurück. Als König Swerrir im Frühlinge 1179 von Norden nach Stad segelte, kamen ihnen dort entgegen König Magnus, Jarl Erling, Erzbischof Eystein, Ormr Konungsbrodir und viele Lendir Menn. Vor dieser gewaltigen Kriegsmacht suchte Swerrir auf das Meer hinaus zu kommen. König Magnus verfolgte ihn; aber ein großer Nebel entzog die feindliche Flotte seinem Gesichte. Erzbischof Eystein und Ormr und andere Lendir Menn wurden nach Bergen gesandt, um dort das Land zu vertheidigen, während der Jarl mit dem Könige nach Norden fuhr. Die Könige schlugen sich den 19. Jun. 1179. Jarl Erling fiel. König Magnus kam zu Ormr nach Bergen. Dieser war auch im Frühlinge 1180 nach dem Könige Magnus und dem Erzbischofe Eystein der erste in dem nach Thrandheim fahrenden gewaltigen Heere, von welchem das Lied singt[5]):

(Es) folgten dem Herrscher
Die Rygir und Hördar,
Die Filar und Sygnir,
Wie der Firdar Kriegsvolk,
Die Mârir alle,
Die Raumdälschen Männer,
Der Erzbischof,
Alle Thranda-Lög[6]).

Doch gewann Swerrir den 20. Mai 1180 die Schlacht von Ilowallir[7]). König Magnus brachte den nächsten Winter in Dänemark bei König Walldemar, seinem Blutsfreunde, zu. Er hatte alle seine Mannen in Voigteien[8]) (als Voigte) durch die Wik, und nahm von da die Schatzungen und Zinsen[9]). Ormr Konungsbrodir war am öftersten in der Wik und einige andere Lendir Menn[10]), aber ein Theil in Dänemark bei König Magnus. Sie

4) *Snorri Sturleson*, Saga af Magnusi Erlingssyni c. 5. p. 417. c. 31. p. 447. c. 33. p. 449. c. 42. p. 457. Saga Magnúss Erlingssonar in den Fornmanna-Sögur 7. Bd. Cap. 22. S. 316. Cap. 24. S. 318. Cap. 33. S. 324, 325.

5) Sverris Saga c. 16 im 4. Th. der gr. Ausg. der Heimskringla, der aber nun blos den Titel führt: Noregs Konunga Sögor. Norske Kongers Historie. Historia Regum Norvegicorum, quam curarunt *B. Thorlacius* et *E. Chr. Werlauf*. T. IV. (Havniae 1813.) p. 30, 31. c. 17. p. 32. c. 25. p. 44. c. 29. p. 53. c. 30. p. 54, 55. c. 32. p. 57, 58. c. 39. p. 72. c. 44. p. 77. 6) Ganz Thrándalög, öll Thraendalög, alle (d. h. die ganzen) Gebiete der Thrándir. 7) Sverris Saga c. 50. p. 90. 8) í syslum; sysla, Geschäft, Geschäftsbezirk, Voigtei. 9) Skylldir, die Gelder für die verpachteten königlichen Grundstücke. 10) Wört-

hatten Alle viele Mannschaft. Aber als es mit der langen Fasten sich zu Ende neigte, begab sich Ormr mit seinem Kriegsvolke nach Süden dem Könige Magnus entgegen. König Swerrir brachte den Winter in Bergen zu. Vor der Schlacht bei Nordnes im Sommer 1181 betrachtete König Magnus die Birkibeinar wegen ihrer geringen Zahl als verloren, und befahl die Schiffe so dicht an den Olafssund zur Schlacht anzulegen, als sie Raum hatten, und die feindlichen Schiffe durch diesen Kampf der Mannschaft zu entblößen, die Skuten (Schnellschiffe) und leichten Schiffe aber rings um die feindlichen Schiffe zu stellen, damit keins entkommen könnte. Ormr dagegen sagte, daß die Birkibeinar harten Widerstand leisten würden, ungeachtet sie gering an Zahl seien, und rieth deshalb, die kleinern Schiffe der Feinde zuerst anzugreifen, und der Mannschaft zu entblößen. Die größern Schiffe würden dann, wenn sie auch hinweg zu rudern suchen würden, ihren Händen nicht entkommen. Der König aber befolgte Ormr's heilsamen Rath nicht. Ormr hatte das Schiff, das die Grágás hieß, und lag mit ihm dem Schiffe des Königs zunächst. Es ward die heftigste Schlacht geschlagen, und Niemand wußte, wohin der Sieg sich neigen würde. Der König ging den Birkibeinar'n so nahe, das er mit einem Fuße hinaus auf den Bord lief, und mit dem Schwerte einen der Feinde erreichen wollte. Die Birkibeinar erkannten ihn an Waffen und Kleidern, und führten dicht ihre Waffen auf ihn. Ein Mann stieß das Schwert auf ihn und durchbohrte ihm das Fußgelenk. Der König wandte sich schnell und wollte entgehen, glitt mit dem andern Fuße auf der blutigen Diele aus, und fiel auf den Rücken. Da riefen die Birkibeinar den Siegesruf. Ormr fragte seine Mannen, was dieser Ruf bedeute. Da sagte ein Mann laut: Dort fiel nun König Magnus. Ormr sprach: Da sind die Lande nun getheilt, zerhauet die Taue [11]), und rudert hinweg so angestrengt als möglich. So thaten sie. Demnächst floh Asbjörn Jonsson, und dann Einer nach dem Andern. So war die Flucht der Heklungar, und die Birkibeinar siegten mit geringem Verlust. Ormr Konungsbrodir landete da drüben in Grasdal, da er ein großes und schwer zu ruderndes Schiff hatte, ging dort hinauf und alle seine Mannen. Die Birkibeinar nahmen das Schiff und alles, was darauf war. Ein Theil verfolgte Ormr'en hinauf auf den Berg. Ormr war schwergängig und zwei Mann führten ihn. Aber als die Birkibeinar ihn hart verfolgten, da riß er seinen dicken Geldbeutel von sich, mit dem er umgürtet war, und ließ das Silber herniederrinnen. Die von den Birkibeinarn, die ihm zunächst waren, lasen das Silber auf, und verweilten sich dadurch eine Zeit lang. Aber Ormr entkam hinauf auf den Berg, und die Birkibeinar standen von der Verfolgung ab. Als im J. 1182 König Magnus sein Kriegsvolk theilte, und den größten Theil ostwärts in die Wik gegen den König Swerrir sandte, stand diesem Kriege Ormr Konungsbrodir vor. Er kam in die Wik mit großem Kriegsvolke. Hierauf fuhr er nach Tunsberg, und sie lagen stets auf den Schiffen, fuhren manchmal südwärts über die Folld, manchmal nordwärts auf Agdir oder Westfolld, und ergriffen beide Parteien Leute von der andern, wenn sie Gelegenheit dazu hatten. Doch fuhren die Heklungar nicht nach Oslo. Unter den Lendir Menn, welche in der Osterwoche und nachher 1185 bei dem Könige Magnus in Konungshella drei Wochen sich befanden, war Ormr Konungsbrodir der erste. Von Konungshella begaben sie sich nach Tunsberg. Als sie von hier nach Bergen fuhren, hatte Ormr Konungsbrodir wieder das nächste Schiff nach dem Könige, das Schiff, das Skjaldmey (Schildmädchen) hieß. In Bergen erschlugen sie die Birkibeinar, fuhren dann nordwärts gegen den König Swerrir. Die Rede, welche König Magnus zu den Anordnungen der großen Seeschlacht, welche den 15. Jul. 1183 in Sogn statt hatte, hielt, begann: Die großen Kaufschiffe, die wir haben, und mit denen man wenig rudern kann, die soll man fügen (zusammenbinden) zwischen unser Schiff und das Schiff Ormr's, und sollen wir fahren zu den großen Schiffen (der Feinde) und sie zusammen befestigen [12]), und würde ich das wollen, daß sie nicht eher von einander gelöset würden, bis die einen von beiden der ganzen Mannschaft entblößt wären ꝛc. Ormr dagegen sagte nach der Rede des Königs: Das wäre mein Rath, Herr! daß wir zuerst legten an die kleinern Schiffe, und wird dort werden kleiner Widerstand. Aber das große Schiff, glaube ich, wird uns werden schwer gewonnen, so lange sie haben genug Kriegsvolk und Schiffe von den andern Schiffen zu ihrem Beistande. Der König antwortet: Mir dünkt, daß alle die Schiffe gewonnen seien, wenn das große gewonnen ist. Nun ward so gethan, wie der König wollte, wurden da zusammengefügt die vier Schiffe, welche die größten waren. Asbjörn Jonsson legte sein Schiff an Orm's Schiff und ließ es damit zusammenfügen. Nun ward die härteste Schlacht geschlagen. Die Birkibeinar siegten; die vier größten Schiffe der Heklungar sanken unter der Menschenmenge und darunter Ormr's Schiff. König Magnus und mit ihm Ormr Konungsbrodir und viele andere Häuptlinge kamen um. So auch Iwar Steig, der Sohn Ormr's. Jeden Tag fuhren viele Menschen mit Booten, die Leichen zu suchen. Eines Tags ward Ormr's Leiche gefunden. Seine Freunde brachten sie südwärts nach Bergen, und hierauf die Wikveriar (Bewohner der Wik) ostwärts nach Oslo, und er ward in der Hallwardskirche in die Steinwand bei dem Könige Ingi, seinem Bruder, und dem Könige Sigurd Jorsalafari (Jerusalemsfahrer) gelegt [13]). (*Ferd. Wachter.*)

lich: belehnte Mannen, Lehnbarone, Lehnhäuptlinge, auch in der Bedeutung von Praetores.

11) Die Schiffe wurden nämlich bei Seeschlachten an einander gebunden, vergl. die folgende Note.

12) Bei Seeschlachten fügte man nämlich nicht nur seine eignen Schiffe an einander, sondern band auch die Schiffe des Feindes an seine Schiffe fest, damit man sich schlagen konnte, als wenn es zu Lande wäre. Snorri Sturleson sagt: Das war damals Sittengewohnheit, wenn man auf Schiffen sich schlug, daß (man) sollte die Schiffe an einander fügen (at tengia skylldi skipin), und sich schlagen auf den Steven (um stafna, auf den Vordertheilen). S. das Weitere bei F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 1. Bd. S. 172. 2. Bd. S. 261, 265.

13) Sverris Saga c. 53. p. 97. c. 56. p. 100. c. 57. p. 101, 102. c. 62. p. 114. c. 66.

ORMS SAGA, Storolfssonar ok Asbiarnar Pruda, Saga Orms, des Sohnes Storolf's und Asbjörn's Prudi's (des Artigen). Sie beginnt: Hängr hieß ein Mann, Sohn Ketil's, des Jarls der Naumdäler, aber die Mutter des Jarls Ketil's hieß Hrafnhildr, Tochter Ketil's Häng's aus Hrafnista. Hängr war ein angesehener Mann; er kam in Misvergleich (Zwiespalt) mit König Haralld Dofrafrostri wegen Erschlagung der Söhne Hildirid's, und deshalb wich er aus dem Lande. Weiter wird hierauf erzählt, wie er nach Island segelt und sich dort niederläßt. Gleiches, wiewol nicht mit denselben Worten, berichtet die **Landnámabók Islands bygdar. T. V. c. 3. p. 328, 329.** Nur erzählt sie umständlicher, wie Ketell Hängr, denn dieses ist sein vollständiger Name, mit König Haralld dem Haarschönen, denn dieser König wird von ihr genannt, Fehde hat, und Harák und Hrárek, die Söhne Hilldirid's, verbrennt. Beide, die Orm's Saga und die Landnamabok, zählen dann, nachdem sie angegeben, was für Land Hängr in Island in Besitz genommen, seine Söhne auf. Storolfr war nach der Egil's Saga, welche auch von Häng's Händeln in seinem Vaterlande, Norwegen, und seiner Niederlassung in Island, S. 98—101 der Ausg. von 1809 handelt, Häng's erster Sohn, nach der Landnamabok dritter, nach der Orm's Saga fünfter Sohn. Letztere sagt von ihm: Storolfr war aller Menschen stärkster, und das war aller Menschen Rede, daß er wäre nicht **einhamr**; er war ein kundiger (**fródr**, vielwissender Mann) und vielweise (**margvíss**, vielwissend, d. h. vorzüglich in Beziehung auf Wahrsage), er ward von dem genannt vielkönnig (**fjölkunnigr**, d. h. man sagte von ihm, daß er zauberkundig sei). **Einhamr** wird auch weiter unten gebraucht Cap. 3. S. 207: **Dúfthakr var mikill ok mjök tryldr, suâ at hann var eigi einhamr**, Dufthak war groß und sehr getröllt (d. h. kam einem **Tröll**, einem mächtigen Wesen, Riesen, sehr nahe), sodaß er war nicht **einhamr**. Dieses kommt vom **hamr** (Hemd), d. h. Haut, Gestalt. Ein **eigi einhamr** (nicht einhemdiger) ist, wer durch Zauberei mehre Gestalten annehmen kann, wie die Götter und **Tröll** (zaubermächtige Wesen). Storolf's Urgroßvater von mütterlicher Seite hieß **Hallbiörn Hálftröll** (Halbtröll, also ein halbes zaubermächtiges Wesen oder ein Riese in der Bedeutung des heidnischen Glaubens). Da Orm's mütterlicher Ältervater Halbtröll hieß und man von seinem Vater Storolf einstimmig sagt, daß er **eigi einhamr** wäre, d. h. mehre Gestalten annehmen könne, so glaubte man natürlich auch, daß Orm's Stärke nicht reiner Menschennatur entspränge, sondern daß dabei seine Zauberkraft im Spiele sei. Aber der spätere Sagenerzähler war zu christlich gesinnt, als daß er dieses Orm dem Starken zuschreiben sollte. Er schildert den Vater als zaubermächtig, und erzählt dann die Proben der übermenschlichen Stärke, die Orm gegeben haben soll. Er läßt des Contrastes wegen, damit Orm's Stärke desto mehr Bewunderung errege, ihn **einhamr** sein, während sein starker Vater nicht **einhamr** ist. Aber vorzüglich, weil der Verfasser das Christenthum triumphiren lassen will, muß Ormr, obwol er von einem Vater ist, der nicht **einhamr** war, **einhamr** sein. Er schreibt daher seine Stärke nicht der Zaubermacht zu, sondern sagt blos von Orm: Er ward zeitig beides groß und stark, und wohl in Künsten ausgerüstet (**at í thróttum búinn**), indem er, da, als er sieben Winter war, den stärksten Menschen an Stärke und allen Künsten gleichwog (**samvaegdhi hann hinum staerkstum mönnum um afl ok allar í thróttir**). Doch ward er von seinem Vater nicht sehr geliebt, weil er ihm ungehorsam war und nicht arbeiten wollte, während sein Vater auf Arbeit sehr viel hielt. Zwölf Winter war er alt, als ihn sein Vater antrieb, beim Heueinbringen zu helfen. Aber Ormr wirft den Wagen und das Pferd empor auf das Heu, und sein Vater fällt von dem Heue herab so schwer, daß ihm drei Rippen zerbrochen werden. Ein anderes Mal soll Orm Heu mähen helfen. Die Sichel, die man ihm gibt, zerbricht er als unbrauchbar, schmiedet sich von zehn Pfund Eisen eine Sichel und mäht acht Morgen Landes, aber als die Dienstweiber das Heu rechen wollen, geht es nicht los, denn Ormr hat alle Hügel mit abgehauen; und die Wiesen allein sind schlicht (eben) von Storolfshvoll, und (es) wird genannt Verwünschungsniederung (**ákvaedis teigr**) zwischen jedem Schwaden (**milli hverra múga**); Merkmale von diesem allen sieht (man) bis diesen Tag. Ormr soll nämlich die Erdhügel mit in die Schwaden gehauen haben, und daher zwischen jedem Schwaden ein niederer Wiesenstrich entstanden sein. Das Heumähen ist auf dem steinigen und hügeligen Island bekanntlich sehr mühsam. Als Ormr 18 Winter alt ist, fehlt es bei einem strengen Winter seinem Vater an Heu. Dufthak in Holt hat solches, und kann davon entbehren, will aber Niemandem welches davon überlassen. Ormr, von seinem Vater abgesandt, um Heu von Dufthak zu erhandeln, dringt hart in ihn. Da bewilligt Dufthak ihm seine Bürde, d. h. so viel er tragen kann. Seinen Vater dünkt das wenig. Aber Ormr trägt, indem er das Heu mit Seilen zusammenbindet, die beiden ganzen Heuhaufen, die Dufthak hat, auf einmal fort, und Orm's ganzer Heuschuppen wird davon voll. Hierauf sind Vater und Sohn besser in Freundschaft mit einander. Als Ormr Zwanziger an Alter ist, legt er auf einem vielmännigen Althinge neue Proben seiner Stärke ab. Thoralfr, Skolmsson, sein Blutsfreund, biegt sechs ungewöhnlich große Hufeisen kerzengerade. Orm biegt auf einmal alle vier Hufeisen, wie sie vorher gewesen waren. Denselben Tag hebt Melkolfr, der die Kraft von sechs Männern (**6 karla afl**, sechs Männerstärke) hat, einen zwei Tonnen haltenden Kochkessel, der mit Sand bis oben gefüllt ist, mit einer Hand, Thoralf mit zwei Fingern und Ormr mit dem kleinsten Finger empor. Die Orm's Saga erzählt dann weiter, daß allen Menschen Großes und die Stärkeproben Orm's gedeucht, und daß er nachher noch mehr gethan, als er älter geworden, und schließt das vierte Capitel:

p. 120. c. 83. p. 147. c. 86. p. 151. c. 89. p. 158, 159. c. 92. p. 165. c. 93. p. 166. c. 95. p. 168. c. 96. p. 170. Fornmanna-Sögur 8. Bd. S. 45, 47, 64, 77, 79, 94, 109, 137, 141, 142, 160, 168, 207, 209, 218, 220, 227, 228, 231, 233. **Saga Guttorms Konúngs Sigurdarsonar**, Fornmanna-Sög. 9. Bd. S. 84, 85. gr. Ausg. der Heimskringla 5. Bd. S. 389.

Und deshalb ist das aller Menschen Rede, seiner Freunde und seiner Unfreunde, daß er sei der stärkste Mann gewesen auf Island in alter und neuer Zeit, der, der einhamr gewesen ist. Die Gretti's Saga spielt auf die Proben von Stärke an, welche hier im vierten Capitel der Orm's Saga umständlich erzählt werden, wenn sie (Cap. 4) bemerkt: Aber das ist der meisten Menschen Meinung, daß Grettir gewesen ist der stärkste der Hierlandsmänner (hèrlandsmanna), seitdem die, Ormr und Thoralfs, legten ab Stärkeversuche (aflraunir, d. h. keine Proben von Stärke mehr ablegten). Die Abfassung der Gretti's Saga fällt gegen das Ende oder in den Anfang des 14. Jahrh. Es heißt nämlich in ihr (Cap. 51): Der Spieß, den Grettir vermißte, fand sich nicht lange nachher zur Zeit derer, die jetzt leben. Er fand sich in des Oberrichters Sturla Thordarson's Zeitalter in dem Sumpfe, welcher der Spießsumpf genannt wird. Sturla Thordarson, der berühmte Neffe Snorri Sturleson's, verschied im J. 1284. Am Ende der Gretti's Saga wird gesagt: Sturla Thordarson hat gesagt, daß Niemand friedlos gewesen ist, wie Grettir, weil erstlich der gescheiteste unter Allen, zweitens am längsten friedlos, drittens am besten Spuke verjagen konnte, und viertens der einzige Isländer war, der in Constantinopel gerächt wurde. Die Gretti's Saga muß mithin, sowie wir sie jetzt haben, am Ende des 13. oder im Anfange des 14. Jahrh. verfaßt sein [1]). Um diese Zeit also muß die Saga, wie Orm und Thoralf ihre Stärke versuchen, schon allgemein bekannt gewesen sein, da der Verfasser der Gretti's Saga sich auf sie als eine geschichtliche Wahrheit berufen kann. Das fünfte Capitel der Orm's Saga führt uns von Island nach Dänemark hinüber. Wirwill hieß ein Mann, er hatte zu gebieten über ein Dorf (thorp, auch kleine Stadt, Flecken), dort wo (es) auf Wendilskagi heißt. Er und Weseti in Borgundarholm (Bornholm) waren Brüder. Wirwill war ein beweibter Mann und hatte einen Sohn von seinem Weibe, der Asbjörn genannt wird; er ward zeitig groß und schön, und wohl in Künsten ausgerüstet (vel at í thróttum búinn), er war höflicher (kurteisari, nachdem Teutsch des Mittelalters hovescher, hübscher) als jeder Mensch, von dem ward er genannt **Asbjörn prúdi** (Elegans). Zu jener Zeit war es Gewohnheit, daß die Weiber über Land fuhren (reisten), die **Völvur** [2]) genannt wurden, und sagten den Menschen ihre Schicksale (forlög sin), den Gang der Fruchtbarkeit (áferdh) und andere solche Stücke, welche die Menschen wissen wollten. Diese Schar kam auch zum Bonden Wirwill. Am Abende ward die **Völva** um ihre Vorausschauungen (Weissagungen) befragt (frétt at forspám sínum). Aber sie sagte, daß Wirwill würde dort bis zum Alter wohnen und dünken ein nützer Bonde, aber dem jungen Menschen, der dort bei dir sitzt, Bonde! ist gut [3]) zu hören seine Schicksale (sín forlög), indem er weit fahren wird, und dünken dort der größte Mann, da, wo er am meisten ist, und thun vieles zu Berühmtheitswerken, und werden altertodt, wenn er nicht kommt auf Nordmári in Noreg, oder nordwärts von da in das Land. Das meine ich, sagte Asbjörn, daß ich sei dort nicht näher dem Tode (feigari) als hier. — Du wirst walten über dem, was du meinst, sagt die **Völva**, und ward ihr da ein Lied auf dem Munde:

Obschon du läßt
Über die breite See
Den Windhengst [4]) rennen,
Und weit dich schlägst;
Nahe wirst liegen
Im Norden vor Mári
Du vom Tod entstellt.
Am besten ist zu schweigen.

Asbjörn reiste, sobald es sein Alter erlaubte, in verschiedene Länder, und lernte so die Sitten anderer Menschen kennen, und ward sehr geschätzt von allen Häuptlingen. Seine Mutter stammte aus Norwegen von Hördaland und Nordmári, gekommen vom Geschlechte Bifru-Kari's; Asbjörn saß lange dort bei seinen Mutterverwandten, sehr geschätzt wegen seiner Künste und Fertigkeiten. Als Ormr Storolfsson im Dreißigsalter, fährt aus Island auf Özor's Hörzki's (des Hördischen) Schiffe. Özor hatte einen Hof auf Hördaland, und Ormr saß bei ihm den Winter über. Damals war Asbjörn Prudi auf Hördaland. Ormr und Asbjörn kommen oft zusammen, versuchen viele Künste und waren in allen denen gleich, bei denen sie ihre Stärke nicht versuchten, denn da war Ormr viel stärker. Ihre Freundschaft gedieh so, daß sie **Fóstbraedhralag** (Pflegebrüderbündniß) mit einander schlossen nach alter Sitte, daß Jeder sollte den andern rächen [5]), der, welcher länger lebte [6]), wenn Jener würde waffentodt. Aber im Frühlinge sprach Asbjörn mit Orm, daß er fahren wollte nordwärts auf Mári zu seinen Blutsfreunden Eywind Snak (Schlange) und Bergthor Bestil (Brachse): „es ist mir auch Neugierde (forvitni) darauf," sagte er, „zu wissen, ob sogleich fällt das Leben aus mir, wenn ich dahin komme, wie die arme (elende) **Völva** sagte." Ormr zeigt sich zu dieser Fahrt bereit, sagt aber: ihm dünke, daß Asbjörn nicht darüber streiten könne, indem zum Gnüge viel der Art Menschen wüßten, als sie gewesen war. Sie fahren nach Mári, und werden von

1) Vergl. P. E. Müller, Sagaenbibliothek des nordischen Alterthums. Aus der dänischen Handschrift übersetzt von D. K. Lachmann. S. 193. 2) Über Völvur, weissagekundige Zauberinnen, s. den Art. Orakel bei den Germanen, 3. Sect. 4. Th. S. 340—346. 3) d. h. der Bauer Wirwill braucht eigentlich sein Schicksal nicht zu wissen, denn er wird auf seinem Hofe wohnen bis zum Alter, aber gut ist, wenn der junge Mann hört, was ihn betreffen wird, wenn er nach Nordmári in Norwegen kommt. 4) Das Schiff. 5) Blutrache lag den Blutsfreunden ob. Der Blutsfreundschaft gleich wurde aber auch die Pflegebrüderschaft gerechnet. Wer aber nicht des Andern wirklicher Pflegebruder war, aber das Bündniß der Pflegebrüderschaft mit Jemand schloß, mußte dann auch, wie ein wirklicher Blutsfreund oder ein wirklicher Pflegebruder, den Tod dessen rächen, mit dem er Pflegebrüderschaft geschlossen hatte. Mehres s. im Art. Fóstbraedralag. 6) Der Zusatz ist nicht müßig. Die Fóstbraedir unternahmen gewöhnlich gemeinschaftliche Raubfahrten, hatten sie ein unglückliches Treffen, und fiel ein Fóstbrodir, so fiel gewöhnlich der andere auch, indem er den Kampf nicht aufgab, um seinen Fóstbrodir auf der Stelle zu rächen. Der Verfasser der Orm's Saga berücksichtigt aber durch seinen Zusatz schon den Fall, daß Asbjörn erschlagen ward, als sein Fóstbrodir nicht bei ihm war.

Eywind und Bergthor allwohl aufgenommen, denn diese sind Asbjörn's Geschwisterkinder (**syskina synir, consobrini**). Dieses war in der letzten Zeit des Jarls Hakon von Hladir. In Mári erfährt Asbjörn, daß zwei Eylande lagen nördlich vor dem Lande, und jedes hieß Sandhey (Schafeyland) und über das äußere Eyland herrschte der Riese (**jötun**), der Brusi hieß. Er war ein großes **Tröll** (schädliches zaubermächtiges Wesen) und Menschenesser (**mann-aeta**), und die Menschen glaubten, daß er niemals würde von menschlichen Männern (**af mennskum mönnum**) überwunden werden, so viele auch wären. Aber mit seiner Mutter war noch mislicher umzugehen, denn das war eine kohlschwarze Katze, und so groß, wie die Opferrinder (**blótnaut**) am größten werden; keine Vortheile hatten die Menschen vom Lande aus keinem der Eylande vor diesen schädlichen Wesen (**fyrir thessum meinvaettum**)[7]. Asbjörn hatte Lust zu fahren zu den Eylanden, aber Ormr rieth von der Fahrt ab. Sie segelten im Sommer nach Dänemark, und saßen den Winter über bei Wirwill. Im Frühlinge fuhren sie mit fünf Schiffen auf Heerung (**í hernat**) und weit durch die Eylande, und hatten Sieg und Vortheil, wohin sie kamen. Da wurden keine andern Männer berühmter in der Wiking (Raubfahrt) als sie. Als der Sommer vorgerückt war, heerten sie in Gautland (Götaland in Schweden). Hier herrschte der Jarl Herrödr. Sie hatten viele Schlachten und erlangten die Gewalt über das Land, und saßen dort den dritten Winter. Als sie einst tranken, da sang Asbjörn eine Weise (im Drottmált) dieses Inhalts. Mir sagte (die **Völva**) auf Seid[8], und sang um das lange, daß ich mit todtnahem Fuße (**á feigum faeti**) führe nordwärts auf Mári. Nichts wußte die **Völva**. Sein werde ich noch bei Menschen froh in Gautavalld (dem Reiche der Gautar). Sehr schmal werden ihre Weissagungen (**spár**). Im Frühlinge fuhren Ormr und Asbjörn nach Dänemark, und dann nach Norwegen, und waren dort den vierten Winter bei Özór Hörzki. Im Frühlinge wollte Asbjörn auf Heerung, und Ormr nach Island, und sie schieden sich, doch in Freundschaft. Ormr segelt mit Özór Hörzki nach Island, hört die Zeitungen, daß der Greis Storolfr, sein Vater, war gestorben in seinen und Dufthak's Händeln[9]. Er war da wenigen Menschen harmtodt (d. h. wenig Menschen trauerten um seinen Tod). Da fuhr Ormr heim auf Storolfshwol, setzte dort Bú (Bau, d. h. landwirthschaftliche Haushaltung) zusammen, und wohnte dort lange, nachdem er gerächt hatte Storolf, seinen Vater, nachdem, wie gesagt wird in der **Skrá** der Isländer (**í Islendinga skrá**, in der kurzen Schrift von den Isländern). Kurz darauf, als Ormr und Asbjörn sich geschieden hatten, gelüstete es Asbjörn nordwärts in die **Saudeyar** (Schafeylande). Er fährt dahin mit 23 Mann und legt an das äußere Saudey an, und sie schlagen ihr Zelt auf. Am Morgen darauf geht Asbjörn bewaffnet in das Land hinauf. Während seiner Abwesenheit kommt in die Zeltthüre eine fürchterliche kohlschwarze Katze. Feuer scheint aus ihren Nasenlöchern und ihrem Munde zu brennen. Die Katze ergreift Einen nach dem Andern und zerreißt zu Tode mit Klauen und Zähnen 20 Mann. Drei entkamen auf das Schiff und fuhren hinweg. Asbjörn gelangt in die Höhle Brusi's. Es wird ihm schwarz vor den Augen, er wird in die Luft geschwungen und hart niedergeschlagen. Er bemerkt den Jötun (Riesen) Brusi. Dieser kündigt ihm an, daß er hier das Leben lassen solle mit so großen Harmqualen, daß das Andere abhalten solle, ihn heimzusuchen mit Unfrieden. Der Riese entkleidet ihn. Asbjörn sieht einen großen Balken quer durch die Höhle gehen, und ein großes Loch mitten in dem Balken. Eine große Eisensäule stand nicht weit vor dem Balken. Der Riese sagt, nun solle das geprüft werden, ob Asbjörn etwas Härteres (Tapfreres) vermöchte, als andere Menschen. Asbjörn thut eine passende Antwort, und singt dann diese Weise: Niemand mag seiner Kunst vertrauen, niemals ist er so stark noch groß im Gemüthe. So gebricht jedem an der Todestagzeit Herz und Kraft, wenn das Heil (Glück) aufhört. Hierauf öffnete Brusi den Unterleib an Asbjörn und erfaßte das Ende seiner Därme, und band es um die Eisensäule, und führte Asbjörn im Kreise herum, und seine Gedärme wickelten sich so bis zum Ende heraus. Da sang Asbjörn diese Weisen in der gleichen Zeit:

Gesagt wird das meiner Mutter,
Sie wird dem Sohne nicht kämmen
Die begraste Scholl[10]) im Sommer
Die Schwanweiße in Danmörk.
Ich hatte ihr verheißen,
Daß ich heimkommen würde;
Nun wird auf des Sennigen[11]) Seite
Des Schwerts Schneide gezogen werden.

Dieses ist die erste Strophe von Asbjörn's Schwanengesang im Drottmált, den die Orm's Saga ganz enthält. Es folgen nach den von uns hier mitgetheilten sieben Strophen, von denen jede als erste Zeile hat: **Annat var thá er inní**, anderes war damals, als — (ich) erzähle (es); dann wird gesungen, wie es anders war, so in der zweiten Strophe: Anderes war damals, als — (ich) erzähl' (es) wir bierfroh saßen, und auf Schnellschiffen (**á fleyskipi**) fuhren den Fjörd von Hördaland: (wir) tranken Meth, und sprachen viele Worte zusammen vordem. Nun bin

7) Über die meinvaettir s. den Art. Ovaettir. 8) Die wichtigste wirksamste Art Zauberei s. F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis übersetzt und erläutert. 1. Bd. S. 23, 24, 34—44, 65, 87, 227, 228. 2. Bd. S. 307, 308. 9) Wie diese Händel Storolf's Tod herbeiführen, läßt sich aus der Landnamabók schließen, welche Stelle wir weiter unten betrachten werden.

10) Svardharládh. *Svördhr*, (Genitiv *svardhar*) terra viridis, graminosa, cespes; *lád*, solum fertile, terra graminosa, fruchtbare, grasbewachsene Erde. Unter dem svardharládh verstehen die Übersetzer des Todesgesanges Asbjörn's das Haupt, und daß vom Kämmen die Rede ist, muß diese Auslegungsart als die richtige erscheinen lassen. Doch ist dann das á sumri, im Sommer, müßig. Unter der fruchtbaren Erde des grünen Rasen kann aber auch der Grabhügel verstanden werden, und kemba (kämmen) stände dann dichterisch für in Ordnung halten, und der Sinn wäre: Meine Mutter wird im Sommer meinen Grabhügel nicht zierlich halten, d. h. ich werde keinen Grabhügel haben. 11) Segg á sidhu in prosaischer Wortstellung á segg-sidhu; Nom. seggr, dichterische Bezeichnung für Mann, worauf die Übersetzung segge durch Senniger beruht, s. bei F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 1. Bd. S. 13.

ich allein in die gedrungenen Engen der Riesen gegangen. In der dritten Strophe singt er, wie Storolf's Sohn und er mit den Langschiffen an den Eyrasund legten, in der vierten, wie Ormr in Hilldur's Sturme (der Schlacht) auf Geitir's Rosse (dem Schiffe) manche Leiche dem Wolfe gab, in der fünften, wie er der Schar Hiebe reichte mit der scharfen Zunge Herjan's (Odhin's, d. h. mit dem Schwerte) südwärts in den Scharen der Elf (Gotalf), und Ormr oft schoß, und am meisten Midjung's tapfere Schwäger (oder Söhne magár) lagen, in der sechsten und siebenten, wie anderes war damals, als sie alle zusammen waren und auf der See fuhren, und macht dabei 22 Männer namhaft (also mit Orm und Asbiörn 24), in der achten, wie es damals anders gewesen, als sie sich beim Ziehen des Schwertes allwenig sparten, und wie Ormr immer ihr Anführer war, und das Lied schließt mit dieser Strophe:

Ormr würde
Unschön [12]) werden,
Wenn er auf diese Qual
Könnte schauen,
Und grimmiglich
Vergelten dem Thussen [13])
Unsre Behandlung
Gewiß, wenn er nahte.

Das Lied, welches im Ganzen aus 19 Strophen besteht, hat davon sieben Strophen mit Stef oder Kehrzeilen, und es ist eine Drapa. Aber das Drottmált ist nicht regelmäßig durchgeführt, indem die sechste, siebente und neunte in jeder Zeile nur zwei Hebungen, und die übrigen Strophen drei Hebungen haben. Auch in den Strophen von drei Hebungen sind die halben und ganzen Anreime [14]) nicht regelmäßig durchgeführt. Nach Mittheilung des Liedes bemerkt die Orm's Saga: Hierauf ließ Asbjörn sein Leben mit großem Muthe und Heldenschaft. Die drei Männer, welche den Klauen der schwarzen Katze entgangen waren, sagten aus, daß sie meinten Asbjörn würde todt sein, und fuhren mit Kaufleuten nach Dänemark. Nun wurden diese Zeitungen weit gehört und dünkten groß. Damals war geworden Häuptlingewechsel, Jarl Hakon todt, aber Olaf Tryggvason in das Land gekommen, und gebot Allen rechten Glauben [15]). Ormr Storolfsson hörte in Island die Fahrt und den Tod Asbjörn's, und er deuchte ihm großer Schade. Es gefiel ihm da nicht länger auf Island, und er fuhr nach Norwegen, und saß den Winter über in Thrandheim. Damals hatte Olaf drei Winter über Norwegen geherrscht. Im Frühlinge fuhr Ormr mit so viel Mann als Asbjörn (also mit 23) nach Saudey. Sie lagen die Nacht in dem Zelte, das sie auf dem kleinern Saudey aufschlugen. Die Saga bemerkt, nachdem sie dieses erzählt: Das sagen die Menschen, daß Ormr wäre primsignirt (**primsigndr, prima signatione initiatus**) in Dänemark, und habe gechristnet sich auf Island. Die Bemerkung ist der Schlüssel zu der Saga. Asbjörn, der kein Christ war, konnte die beiden **Tröll** nicht besiegen, auch kann es Ormr durch seine Stärke nicht, sondern nur durch sein Christsein. Um dieses desto besser hervorzuheben, muß Ormr auch blos **einhamr** sein. Eine Saga in echt heidnischem Geiste hätte die **Tröll** besiegen lassen durch einen, der wie Orm's Vater **hamramr** (durch Annehmung anderer Gestalt) stark war. Als Ormr eingeschlafen war, sah er (im Traume) ein großes, rasches, schönes Weib in das Zelt gehen, und Stätte bei Orm's Lager nehmen. Der Inhalt ihrer an Ormr gerichteten Worte ist dieser. Sie heißt Menglödh, ist Tochter Ofolans von Norden aus Ofolansfiörd, und dem Vater nach Geschwisterkind mit Brusi, aber sie hatte eine menschliche Mutter (**mennska módhur**), aber seine Mutter ist die kohlschwarze Katze, die bei ihm dort in der Höhle ist. Obgleich Menglödh und Brusi verwandt sind, sind sie doch nicht einander an Gemüthsart gleich. Er beherrscht das äußere Eyland, und das ist sichtbar besser. Er gewährt ihr schwere Nachbarschaft, sodaß sie denkt, sie werde davon gehen müssen. Sie weiß Orm's Gewerbe, daß er seinen Fostbrodir Asbjörn rächen will. Sie hebt auch die ganze Saga an, und sagt vom Lebenslasse Asbjörn's, und sang so alle die Weisen, die er gesungen hatte. Der Sagenerzähler bemerkt dieses, um der Frage zu begegnen, wie man habe Asbjörn's Todesart und sein Schwanenlied wissen können, da Niemand sonst dieses wissen konnte, als Brusi und seine Verwandten, mit denen aber keine menschliche Person Umgang haben konnte. Menglödh dünkt sich nicht vorauszusehen, was mehr vermöge, die Tröllschaft (**tröllskapr**) Brusi's und seiner Mutter, oder Orm's Glück (**hamíngia**). Doch fürchtet Brusi keinen Menschen, außer Ormen allein. Daher hat er Gegenvorkehrung getroffen, wenn Orm dahin käme. Er hat einen solchen Felsen in die Thüre der Höhle gebracht, daß nichts in die Höhle zu kommen vermag, so lange der Felsen dort steht. Ungeachtet Ormr stark ist, so hat er doch keine Stärke gegen Brusi, noch auch den Felsen hinwegzubringen. Menglödh gibt ihm daher Handschuhe, und ihnen folgt die Natur (**náttúra**) [16]), daß dem niemals Mangel an Kraft wird, der sie an den Händen hat. Überwindet Ormr Brusi'n, so soll Ersterer Menglödh'en Saudey in die Gewalt geben. Menglödh wird Orm'en beistehen, da er ihr theuer ist, doch werden sie einander nicht genießen aus Ursache des Glaubens Orm's (dieser ist nämlich ein Christ, und daher werden Menglödh und Asbjörn sich scheuen, einander zu umarmen). Das Weib verschwindet. Ormr erwacht, und die Handschuhe (**Glófinar**) sind dort, und er erinnerte sich aller Weisen (des ganzen letzten Liedes Asbjörn's). Ormr schifft zu dem Eylande [17]), und geht an das Land empor, kommt zur Höhle, zieht die Handschuhe an, die er von Menglödh erhalten hat, und bringt den Felsen aus der Thür fort und dünkt sich da den größten

12) Ófrinn, unschön, unfreundlich, d. h. er würde die Stirn runzeln. 13) Riesen. 14) S. über dieselben F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 2. Bd. S. VI—XXIII. 15) S. das Nähere hierüber bei dems. 2. Bd. S. 276—292, 294—318.

16) Dieser Ausdruck ist aus dem Lateinischen in die isländische Sprache übergegangen und findet sich im ältesten Nordisch, das auf uns gekommen, nicht. 17) Nämlich von dem kleinern zu dem größern Saudey. Asbjörn war unvorsichtiger sogleich auf dem größern Eyland gelandet, wo Brusi und seine Mutter wohnten.

Kraftversuch gezeigt zu haben. Als er in die Höhle hineingekommen ist, legt er ein **Málajárn** [18]) (**ferrum characteribus notatum**) in die Thüre. Er schießt drei Pfeile auf die Katze. Aber diese fängt sie mit dem Maule auf und beißet sie entzwei, schlägt ihre Klauen in Ormr bis auf die Knochen, und will ihn ins Antlitz beißen. Ormr verzweifelt an seiner Rettung, und verheißt Gotte selbst und dem heiligen Petrus dem Apostel nach Rom zu gehen, wenn er die Katze und ihren Sohn Brusi überwinde. Hierauf findet Ormr, daß die Kraft der Katze sich mindert, und zerbricht ihr das Rückgrath. Als Ormr sich dem großen Balken genähert, der quer durch die Höhle geht, kommt ein dickes und langes spitziges Eisen durch den Balken [19]) heraus. Ormr biegt aber den eisernen Spieß seitwärts, sodaß er fest im Balken hängt, und Brusi ihn nicht zurückziehen kann. Brusi wundert sich, sieht über den Balken. Ormr faßt Brusi's Bart, wickelt ihn um seine Hand, und reißt dem Riesen die ganze Bartstätte, das Kinn, die beiden Kinnbacken und die Wangenfüllen bis zu den Ohren aus, sodaß hier das Fleisch bis zu den Gebeinen herabgeht. Ormr springt über den Balken, und die beiden ringen, bis Storolf's Sohn den Riesen an den Balken drängt, und ihm den Rücken zerbricht. Der Riese bemerkt, wie sein Geist ihm sogleich gesagt, als von Ormr er gehört, daß dieser ihm werde zu schaffen machen, Ormr werde ihm nun das Haupt abhauen, doch habe er Asbjörn sehr gepeinigt, da er aus ihm alle Därme gewickelt, doch habe er sich nicht ergeben, bevor er gestorben. Ormr antwortet, daß Brusi es spüren werde, daß er einen so gleichtapfern Mann gepeinigt, zieht den Sax (das kurze Schwert, den Dolch) und ritzt den Blutadler (**blodörn**) [20]) auf dem Rücken ihm, und schneidet alle Rippen von dem Rückgrate, und zieht dort heraus die Lunge. So ließ Brusi sein Leben mit kleiner Heldenschaft. Ormr verbrennt beide Brusi'n und die Katze zu Asche (wol aus keinem andern Grunde, als daß sie nicht noch nach ihrem Tode schaden sollen. Vergl. den Art. **Olafr Geirstadaalfr Nr. 1** hier in diesen Nachträgen). Ormr nimmt aus der Höhle zwei Kisten Gold und Silber mit sich fort. Das übrige Geldeswerthe, sowie auch die Eylande, gibt er in die Gewalt Menglödh's, und sie schieden mit großer Freundschaft. Ormr bringt den Winter darauf in Thrandheim zu. Im Sommer tritt er seine Romfahrt an, und sie verläuft gut. Von Süden kommt er nach Dänemark im Herbste nach der Schlacht von **Svöldr** [21]), fuhr nach Norwegen zum Jarl Eirik und überwintert bei ihm auf Hladir. Bei einem Gespräche über die Schlacht von **Svöldr** äußert Ormr, daß der lange Ormr (Schlange, wie Olaf Tryggvason's Schiff hieß) würde langsamer überwunden worden sein, wenn er bei den andern Kämpen des Königs gewesen wäre. Dieses ward dem Jarl hinterbracht. Der Jarl foderte Orm'en zu dem Versuche auf, daß er allein auf dem Schiffe sein und ihn 15 **Skeidar** (lange Schnellschiffe) angreifen sollten. So wird gethan. Ormr hat keine Waffen als einen dicken, 13 Ellen langen Hebebaum [22]). Aber so wird gesagt, drückt sich die Orm's Saga aus, daß in kurzer Zeit Ormr hätte geschlagen sieben **Skeidar** in die Tiefe, gelähmt und zerbrochen. Hierauf bat der Jarl, daß 60 Mannen Orm'en auf weitem Felde angreifen sollten. Ormr hatte keine Waffe als den Hebebaum, schwang aber diesen so im Kreise um sich herum, daß ihm Niemand näher zu kommen wagte. Zu einer andern Zeit besuchte Ormr seine Bekanntschaft, auf dem Wege kam er nach Gimsar, und Einar war daheim, aber in der Kirche, aber sein Bogen außen vor der Kirchthüre. Ormr legte einen Pfeil auf den Strang, und zog ihn die Spitze (in das Horn) vor, und ließ so den Pfeil in dem Bogen stehen. Jarl Eirik reiste zu Schmäusen ostwärts durch die Wik. Ormr war bei ihm. Sie kamen dahin, wo der lange Ormr (Schlange, Olaf Tryggvason's Schiff) aufgehauen war. Dort lag der Segelbaum (Mastbaum). Der Jarl bat die Mannen, zu prüfen, wie viele bedürften darunter zu gehen, bevor er geachselt (auf die Schultern gehoben) würde. Orm'en ordnete er unter die Mitte des Baumes; 60 Mann faßten den Baum, hierauf bat der Jarl seine Mannen, sich hinwegzuziehen an jedem Ende. So ward gethan, bis Ormr allein unter dem Baume stand. Da ging er mit ihm drei Fuß, und legte ihn hierauf nieder. Die Menschen sagen, daß Ormr würde ausgebrauset (seine Kräfte verloren) haben [23]) seitdem und zuvor. Er war bei dem Jarl einige Winter, fuhr hierauf hinaus nach Island, und setzte sich in das Bú (die landwirthschaftliche Haushaltung) zu Storolfshwol, und dünkte immer der größte Mann, und ward altertodt, und hielt wohl seinen Glauben. Die Saga ist voll unglaublicher Begebenheiten. Man hält sie deshalb und aus andern Gründen für ein Erzeugniß des 14. Jahrh. [24]). Doch sind geschichtliche Personen nicht nur Hängr, sondern auch Storolf und sein Sohn Orm. Doch erzählt Islands Landnamabok nur dieses. Ufthakr in Ufthaksholt war der Freigelassene der Brüder Hilldir und Hallgeir. Er war sehr hüllenstark (d. h. übernatürlich stark) [25]). Auch so war Storolfr Hängsson, er wohnte damals zu Hwal. Damals stritten sie um Weiden. Das

---

18) über die Zauberkraft des **Málajarn** vergl. die **Hervarar-saga**. Die Bedeutungen des Wortes **Mál** hat gesammelt und betrachtet *Rafn*, **Krakas Maal**. (Kopenh. 1828) p. 91—95, und hierzu noch Egilsson in den Anmerkungen zu seiner Übersetzung der Orm's Saga in den **Scripta historica Islandorum Vol. III.** p. 218, die Stellen aus der Heimskringla und andern **Sögor** gesammelt, wo **málaspiót** vorkommt. 19) Der Sagenerzähler hat schon früher bemerkt, Cap. 7. S. 217, wo er erzählt, was Asbjörn in der Höhle des Riesen sieht, daß mitten in dem Balken ein großes Loch ist. 20) über das Schneiden des blutigen Adlers s. F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 1. Bd. S. 216. 21) Im J. 1000, in welcher Schlacht König Olaf Tryggvason sein Leben ließ.

22) **Berlings ás**, wörtlich Träglingsbalken, Träglingsstange. Vergl. das schwedische **Barling, vectis, quo aliquid portatur**, und **Balling in Lex. Dan. ed. curante Societate. T. I. (Havn. 1793.)** 23) **Muni valla samr odbit hafa**, würde wallsam geworden sein; von (**ek**) **vall**, ich walle, walle heraus, koche, verkoche, brause auf. 24) So P. E. Müller, Sagaenbibliothek des skandinavischen Alterthums. Aus der dänischen Handschrift übersetzt von D. K. Lachmann. (Berlin 1816.) S. 262, in der dänischen Ausgabe 1. Th. S. 353, 354. 25) **Hamramr miók**, wörtlich hemden-

sahen Menschen, welche Geister sehen konnten[26]), nahe um den Abend, beim Sinken des Tages, daß ein großer Bär ging von Hwal, aber ein Stier von Dufthakshollt, und trafen sich auf Storolfsvöllr, und gingen zornig sich an, aber der Bär vermochte mehr. Am Morgen ward das gesehen, daß ein Thal war dort zurück, wo sie sich getroffen hatten, als wenn wäre umgewendet die Erde, und heißt es nun Ölldugröf. Sie waren beide nieder und lagen im Bette. Weiter wird in Islands Landnamabok gesagt: Storolfr war der dritte Sohn Hängs, seine Kinder waren die: Orm der Starke (**Ormr hinn Sterki**) &c. Es wird dann weiter Storolf's Nachkommenschaft aufgeführt. Zur Frau hatte Orm der Starke Thorun, die Tochter Thorkell's Bundinfoti's, der auf Häng's Rath das Land um den Berg Thrihyrning in Besitz genommen, und auch wie Storolf sehr hüllenstark (**hamramr miök**) war[27]). Aus allen diesen läßt sich schließen, daß wenn auch die letzte Gestaltung und Erweiterung der Orm's Saga aus dem 14. Jahrh. herrührt, doch die Grundlage älter ist. Denn daraus, daß die Islands Landnamabok Orm'en blos den Beinamen des Starken gibt, und nicht erzählt, wodurch er ihn erhalten, läßt sich nicht schließen, daß zur Zeit ihrer Abfassung keine Sage von Orm dem Starken vorhanden gewesen, denn sie will ja nicht alle Sagen erzählen, und hat meistentheils nur die Besitznehmer Islands und ihre Söhne im Auge, und gibt von ihren übrigen Nachkommen selten mehr als die bloßen Namen. Aber daß die Orm's Saga dennoch, obgleich sie auf ältern Sagen zu ruhen scheint, mehr die Absicht hat, eine wundervolle Erzählung, als eine wirkliche Lebensbeschreibung zu liefern, geht daraus hervor, daß sie nicht erwähnt, daß Orm Thorun zur Frau gehabt. Eingewebte Lieder sind in den meisten Sögor von der größten Wichtigkeit, weil sie gewöhnlich älter und unwandelbarer als die Saga waren, und zur Beglaubigung[28]) von deren Inhalt dienten. Aber Asbjörn's Prudi's Todtengesang ist nach Arne Magnäus' Meinung schwerlich älter als die Saga selbst[29]). Wir können dieses nur von ihrer jetzigen Gestaltung verstehen. Ormr der Starke wird schwerlich bei seinen sagenliebenden Landsleuten ohne Saga geblieben sein. Nicht blos in der Orm's Saga, und in der Landnamabok wird er Ormr der Starke genannt, sondern auch in der Egil's Saga[30]). Sie erzählt S. 98—100 die Geschichte Häng's, und sagt dann: Storolfr hieß der Sohn Häng's; er hatte den Hügel (**hvalinn**) und **Stórólfsvöll** (Storolf's Feld). Sein Sohn war Ormr der Starke. Die Orm's Saga, wie wir sie jetzt haben, will aber nicht Orm's ganze Geschichte erzählen, sondern nur die Proben seiner Stärke, und hört dann auf, wo die Kraft Orm's geschwunden. Ja! sie erzählt nicht einmal umständlich, wie Ormr seinen Vater an Dufthak gerächt, sondern verweiset dabei auf die **Islendinga-Skrá**. Es läßt sich hieraus schließen, daß Ormr bei Vollführung dieser Rache keinen Beweis seiner außerordentlichen Stärke zu geben hatte, oder auch, daß dem Verfasser der letzten Gestaltung der Orm's Saga die umständliche Darstellung jener Vollführung der Vaterrache seinem Zwecke nicht gemäß war. Er liebt Orm's Vater nicht, weil dieser **hramhamr** und kein Christ war. In der ursprünglichen Orm's Saga war dieser auch sicher **hramhamr**, da er von einem Vater stammte, der dieses war, sowie Storolf's Urgroßvater von mütterlicher Seite als ein Halbtröll gegolten hatte. Da aber der Verfasser der neuen Gestaltung nicht Zauberstärke durch größere Zauberstärke besiegt wissen wollte, sondern durch die Macht des Christenglaubens, so darf Ormr nicht, wie sein Vater **hramhamr**, sondern muß **einhamr** sein. Auch andere Gründe sind, warum wir eine ursprüngliche Orm's Saga annehmen. Ormr erhält von Menglödh Handschuhe (**glófar**), die so beschaffen waren, daß, wer sie an den Händen hatte, niemals Mangel an Kraft empfand. Diese Handschuhe waren also auch zur Besiegung der schwarzen Katze hinreichend, und Ormr hatte eigentlich kein christliches Gelübde nöthig. Menglödh sagt zu Ormr: Würde das so, daß du überwindest Brusi'n, da wollte ich, daß du gibst Saudey in die Gewalt mir, aber ich werde eher sein dir im Gesinde (**í sinni**, in deinem Gefolge, zu deinem Beistande), indem du mir bist wohl in Gunst, obschon wir können nicht genießen uns aus Ursachen deines Glaubens. Wie kommt Menglödh dazu, dieses dem schlafenden Orm zu sagen, der ihr keinen Antrag macht? Nach unserer Meinung nicht anders, als dadurch: In der ursprünglichen Saga erschien Menglödh Orm'en nicht blos im Traume, sondern sie kam zu ihm, oder er zu ihr, als er auf dem mindern Saudey gelandet war. Hier trat er mit der schönen stattlich gekleideten Menglödh in das Verhältniß, in welches Othin sich mit der Gunnlöd und Helgi Thorissonar mit der Ingibiörg setzte. Diese Riesentöchter waren dankbar, Othin erhielt von Gunnlöd den Dichtermeth[31]), Helgi Thorissonar von Ingibiörg zwei Kisten Gold[32]) und Silber und Ormr von Menglödh die zauberkräftigen Handschuhe. Aber der Verfasser der neuern Gestaltung konnte, da er Orm'en christlich halten wollte, sein und Menglödh's Liebesverhältniß nicht brauchen, läßt daher Menglödh'en Orm'en blos im Traume erscheinen, und widerlegt zugleich auf jene feine Weise die Sage, als habe Menglödh Orm'en aus Dankbarkeit für seine Liebeserzeigung beigestanden, indem er Menglödh'en als Hinderniß dieses in den Mund legt, daß Ormr ein Christ sei. Da sie außer den Handschuhen auch noch verheißt ihm beizustehen, so läßt sich schließen, daß sie nach der ursprünglichen Saga ihm auch wirklich Beistand ge-

---

stark, nämlich einer der stark ist, indem er durch Zauberei eine Thierhülle oder andere Hülle, einen Ham (Nominat. **hamr**) annimmt.

26) **Ófreskir menn**, das wichtige Wort **ófreskr** haben wir im Artikel **Ovaettir** erklärt. 27) **Islands Landnámabók**, kopenhagener Ausgabe S. 330, 334, 338. 28) s. F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 1. Bd. S. 10. 2. Bd. S. III—IV, 276, 277. 29) s. Suhm, Historie af Danmark. 3. Th. S. 294. 30) S. 101 der kopenhagener Ausgabe von 1809. Über die Egil's Saga s. den Art.

31) S. den Art. **Othin**. 3. Sect. 7. Bd. 32) S. **Tháttr Helga Thorissonar** in den **Fornmanna-Sögur** 3. Th. S. 136. **Particula de Helgio, Thoreris filio, Scripta historica Islandorum. Vol. III. p. 139.**

leistet, und namentlich aus den Klauen der Zauberkatze ihn habe retten helfen. Die Worte, welche Menglödh an den träumenden Orm richtet, sprach sie, wie sich schließen läßt, in der ursprünglichen Saga zu dem wachenden Helden. Die Liederstellen hat der Verfasser der letzten Gestaltung der Orm's Saga schwerlich selbst verfaßt So sagt Asbjörn in der Weise Cap. 6. S. 215: **Sagdhi mèr á seidhi**, sagt mir auf Seidh. Aber die **Völva** weissaget in der Saga in jetziger Gestalt ohne Anwendung des **Seidhs**. Man müßte denn sich durch die Annahme zu helfen suchen, **seidhr** stehe hier für Zauberei und Weissage überhaupt. Doch schließen wir sicherer, nach der ursprünglichen Orm's Saga habe eine erzürnte **Seidhkona** dem Asbjörn wirklich jenes Schicksal angezaubert. Auch Asbjörn's Schwanenlied kann recht gut aus dem 13. Jahrh., wenn nicht aus dem 12. sein. Dieses Lied, sowie die übrigen Strophen, und die Saga mit ihnen sind gedruckt, und letztere betitelt **Thattur**[33]) **Orms Storolfs sonar** im Anhange zum 2. Bd. der Saga **thess Haloflega Herra Olafs Tryggvasonar Noregs Kongs**. (Skaltholt 1690 in 4.) S. 5—34, und in der Ausgabe der großen Olaf's Saga Tryggvasonar in den von der königlichen Gesellschaft für nordische Alterthumskunde herausgegebenen **Fornmanna-Sögur**. 3. Bd. S. 204—228, und Dänisch übersetzt von Rafn im 3. Bd. der **Oldnordiske Sagaer** und lateinisch von Biörn Egilsson im **Vol. III.** der **Scripta historica Islandorum**. p. 201—228[34]). (*Ferdinand Wachter*.)

ORNITHICHNITES (Paläozoologie), (von Ὄρνις und ἴχνος = Vogelfährte), nennt Hitchcock *) die von ihm größtentheils entdeckten und wenigstens zuerst beschriebenen Eindrücke von Vögelfußtapfen. Da dergleichen anderwärts noch nicht beobachtet worden, so müssen wir uns fast beschränken, einen Auszug aus seiner Abhandlung zu geben.

A. Gebirgsart. Alle fünf bis jetzt bekannten Fundorte liegen im Connecticut-Thale in Massachusetts, und zwar im Gebiete des New red Sandstone, zum Theile weit aus einander. Sie sind a) ein Bruch nicht eine halbe engl. Meile von genanntem Flusse und nicht 100′ über seinem Spiegel, unter welchen die Schichten mit 5° östlich einschießen, im südwestlichen Theile von Montague; b) ein anderes zu Horse Race bei der Stadt Gill am nördlichen Ufer des Flusses, drei Meilen über den Turners-Fällen, 8—9 Meilen nördlich vom vorigen; die Schichten fallen mit 30° südlich unter das Flußbette ein; c) ein Bruch an der Ostseite des Mount-Tom im südöstlichen Theile der Stadt Northampton, über 30 Meilen südlich von vorigem; der Schichtenfall ist unter einem Winkel von 10° ostwärts, und die Eindrücke finden sich theils in einem röthlichen, glimmerreichen Sandsteinschiefer (dem red marl der Geologen?), theils in einem grauen glimmerigen Sandsteine, theils endlich in einem sehr harten thonigen Sandsteine, welche Gesteins-Varietäten alle in unregelmäßiger Wechsellagerung mit einander begriffen sind; d) ein harter grauer Schiefer aus dem Canale in Süd-Hadley, welche Grafschaft an der Ostseite des Connecticut dem Mount-Tom gegenüber liegt; e) ein grober Gritstein am Mount-Holyoke im nördlichen Theile von Süd Hadley. Wahrscheinlich werden in der Folge noch viele Entdeckungen der Art auch an andern Fundorten gemacht werden, da derselbe New red Sandstone (Kohlensandstein, rothes Todtliegendes) eine ununterbrochene Erstreckung von 60—70 Meilen südwärts vom Tomberge besitzt, und von New Haven aus über 100 Meilen weit längs dem Connecticut bis zur Nordgrenze von Massachusetts mit einer Breitenausdehnung von 8—24 Meilen fortsetzt. Sein herrschendes Fallen ist unter einem Winkel von 5—30° östlich, sodaß seine ältesten Schichten nur längs der Westseite des Thales zu Tage kommen, von einigen Geologen jedoch als Old red Sandstone angesprochen werden. Die Fußspuren aber kommen nur in den jüngsten Gliedern der Formation, 600—700 Fuß unter ihrer obersten Grenze, vor, welche Glieder aus mannichfaltigen Wechsellagerungen von schieferigen Sandsteinen, rothem und grauem Conglomerat-Sandsteine, sehr groben Conglomeraten, Schiefern, rothen Mergeln und Stinkkalk bestehen, und von Grünsandstein und jungen Tertiärbildungen überlagert werden. Diese würden der geognostischen Bestimmung zwar einen weiten Spielraum gestatten, aber nicht nur sprechen die lithologische Beschaffenheit des Gesteines, sondern auch die organischen Einschlüsse für die angeführte Bestimmung des Verfassers. In ersterer Rücksicht ist der Mineralgehalt der Formation an Gyps und Kupfer anzuführen, obschon das Steinsalz in dieser Gegend mangelt Die organischen Fossilreste aber bestehen, außer einer colossalen **Gorgonia** (**G. Jacksoni** *H.*) von 4′ Breite und über 18′ Länge zu West Springfield, hauptsächlich in Fischabdrücken aus dem Geschlechte **Palaeothrissum**, wie in Teutschland, Frankreich und England, welche in Sunderland sogar nur eine Meile von einer der reichsten Fundstellen der Vogelspuren und in der Fortsetzung der nämlichen Gesteinsschichten gefunden werden, welche auch diese einschließen. Wir sind in Anführung der Thatsachen, welche das hohe geologische Alter dieser Eindrücke außer Zweifel setzen, ausführlich gewesen, weil bis jetzt keinerlei unzweifelhafte Vogelreste tiefer als in tertiären Bildungen bekannt geworden waren, und daher manche Zweifel über das Alter des Gesteines erhoben werden dürften.

B. Beziehungen zwischen den Eindrücken und dem Gesteine. Sämmtliche Fußspuren sind von Oben concav in dem Gesteine, beschränken sich aber, einzeln betrachtet, nicht auf eine einfache Gesteinsfläche; sondern, da der Sandstein mehr oder weniger dünnschieferig ist, so ist auch jeder Eindruck gleich Anfangs in mehren

33) Abtheilung, Abschnitt; nämlich, weil sie in die zweite Recension der gr. Olaf's Saga Tryggvasonar mit aufgenommen ist, doch hat sie mit Olaf's Geschichte nur einen losen Zusammenhang und ist als eine eigene besondere Saga für sich zu betrachten. 34) Herausgegeben und übersetzt ist die Orm's Saga nach dem Flateyer Codex und neun andern Handschriften. S. das Nähere hierüber im 3. Bande der Fornmanna-Sögur S. 8 und im 1. Theile der Scr. hist. Isl. p. XXII.

*) *Hitchcock Silliman's* American Journal of Science 1836. XXIX. p. 307—340, mit drei Tafeln.

unter einander liegenden Schiefern bemerkbar geworden, und haben auch die später darüber gelagerten Schiefer wieder den Eindruck nachgeahmt, indem sie den Vertiefungen der Fläche folgten, auf die sie sich absetzten. Je weiter sich aber die Schiefer über oder unter der ursprünglichen Oberfläche entfernen, desto flacher, undeutlicher begrenzt und kleiner werden sie, indem zuletzt, in einer Entfernung von 2 bis 4 Zollen, nur noch die tiefsten Stellen des jedesmaligen Eindruckes angedeutet bleiben. Doch lassen sich diese Andeutungen durch eine größere Dicke von Gesteinsschiefern hindurch aufwärts verfolgen, als abwärts; und man kann nicht an jedem Abdrucke leicht erkennen, ob es der der ursprünglichen Oberfläche sei, oder eine nahe darüber oder darunter befindliche Nachbildung. Manchmal sind die Ausfüllungen der ursprünglichen Eindrücke, aus feinerm Sande und Schlamme bestehend, durch ein besonderes Cement härter geworden, ohne eine schieferige Beschaffenheit zu erlangen, und dann zeigen diese Hochreliefs, die Form des Fußes unmittelbar nachahmend, dessen Bildung viel vollständiger, als die Eindrücke, weil an diesen sich die schieferigen Einfassungen beim Brechen der Steine immer mehr oder weniger absplittern, und somit nur dem untern Theile des Eindruckes entsprechend bleiben. Zuweilen sind die Eindrücke auch ausgefüllt worden, ehe neue Sand- und Schlammschichten sich auf die übrige Oberfläche des Gesteines absetzten, wo denn die auf diese letztere unmittelbar folgenden Schiefer selbst nicht mitgebogen sind. Auch ist noch der Beachtuug würdig, daß einerseits diese Spuren, der Schwere der Vögel ungeachtet, nirgends Zeichen des Gleitens bei verschiedener Richtung über die selbst bis zu einem Winkel von 30° abschüssigen Flächen wahrnehmen lassen, und die Aufrichtung der Schichten daher später erfolgt sein muß; — andererseits aber zeigen sich die Einbiegungen der später aufgelagerten Schiefer bald vor, bald hinter, bald neben den unmittelbaren Eindrücken, was über die Bildungsweise dieser letztern einiges Licht zu verbreiten scheint. Diese Eindrücke konnten nämlich der Natur der Sache nach nicht tief unter Wasser gebildet werden, sind aber wol auch nicht auf trocknem Lande, sondern im Schlamme entweder unmittelbar neben dem Wasser in einem davon noch durchweichten Boden, oder wahrscheinlicher an seicht überschwemmten Stellen entstanden. Auf trocknem Lande würde der Wind wol die Eindrücke wieder zugeweht und der Regen sie zugeschwemmt oder die Strömung des wiederansteigenden Wassers sie zerstört haben, ehe dieses sie mit neuen Schichten bedecken konnte; in keinem Falle aber würde sich so die Verschiebung der Nachbildungen der Eindrücke in später gebildeten Schichten nach verschiedenen Richtungen hin erklären lassen. Diese wird man nur begreifen unter der Voraussetzung, daß der Vogel im seichten Wasser auf einer Schlammschichte gegangen, welche bereits so viel Festigkeit besessen, daß er solche nur niederdrücken, nicht aber durchtreten konnte; und daß über dieser andere entstanden, welche in einem noch halb suspendirten Zustande jene Eindrücke nachahmten, aber, ehe sie fester wurden, durch leichte Bewegung des Wassers noch etwas verschoben werden konnten.

C. Ornithologische Untersuchung der Eindrücke. Im Allgemeinen. Diese Eindrücke erscheinen in größerer Anzahl und in fast gleichbleibenden Abständen hinter einander ganze Reihen bildend. Abwechselnd sind sie von einem rechten und einem linken Fuße gebildet worden (wie ihre Stellung etwas rechts oder links von der Mittellinie ihres Weges erkennen läßt), ohne von noch einem dritten und vierten Fuße jemals Spuren bemerken zu lassen. Aber auch einzeln genommen kann man die Fährten des rechten und des linken Fußes unterscheiden, indem die Richtung der Vorderzehen etwas auswärts, die des Hinterzehens einwärts und die Concavität des längern und etwas gebogenen Mittelzehens ebenfalls einwärts geht, und, wo der Hinterzehen fehlt, die Ferse auf der äußern Seite etwas mehr vorsteht. Manche Fährtenreihen durchkreuzen sich, andere mit einander von gleicher Art gehen einige Fuß aus einander auf weitere Strecken parallel neben einander hin. Hitchcock hat diese Fußspuren mit denen einiger lebenden Vögel, die er im Schlamme oder Schnee gefunden, verglichen, und sie scheinen ihm mit denen der hühnerartigen und Sumpfvögel am meisten Ähnlichkeit zu haben; doch sind einige dieser vorweltlichen Fährten größer, als die aller lebend bekannten Vögel; bei gleicher Größe haben sie meistens eine größere Schrittweite, die aber je nach der Schnelligkeit, womit der Vogel gelaufen, etwas veränderlich ist, und mehre Arten zeigen eine so eigenthümliche Bildung, wie man sie bei unsern lebenden Vögeln nicht finden würde; wie denn nicht zu verwundern steht, daß die Thiere auch dieser Classe in einer so frühen Erdperiode auffallende Abweichungen von den jetzigen darbieten. Von andern Thieren als Vögeln aber kann man sie unmöglich herleiten. Die Nägel sind selbst bei derselben Art nicht immer deutlich zu erkennen, zumal da sich diese leicht etwas tiefer in den Boden eindrücken konnten, als die dicken Zehen selbst, und sie daher nicht immer vollständig in derselben Abschieferungsfläche liegen. Auch erscheinen die Nägel um soweniger deutlich unterschieden, je spitzer die Zehen nach Vorn zulaufen.

Im Besondern unterscheidet Hitchcock wenigstens sieben Arten solcher Vogelfährten in zwei Geschlechtern, welche Arten und Geschlechter aber nach seiner Meinung ebenso vielen Geschlechtern oder Familien und Unterordnungen oder Ordnungen von Vögeln entsprechen könnten.

I. Pachydactyli: Fährten mit kurzen dicken, gleichbreit bleibenden Zehen.

1) O. giganteus (t. I, II. f. 21) nur mit drei Vorderzehen ohne Hinterzehen, ohne die Nägel 15 Zoll engl. und mit diesen 16—17 Zoll lang; Schrittweite vom rechten zum linken Fuße 4—6 Fuß; Dicke eines Zehens 1¼ Zoll, Breite 2 Zoll; der Innenzehen mit zwei, der Mittelzehen mit drei Verdickungen oder Gliederungen. Am Mount Tom häufig.

2) O. tuberosus (t. II. f. 2 u. 5) ebenfalls nur dreizehig, 7—8 Zoll lang, auf der Unterseite mit mehren Ballen versehen, Klauen zuweilen deutlich von 1—1½ Zoll Länge. Gliederungen wie bei vorigem. Schrittweite 24—33 Zoll. Mit vorigem zu Horse Race. Stellt die vorige Art im Kleinen dar, doch ragen die Zehen etwas

mehr aus einander und die Mittelzehe ist verhältnißmäßig kürzer. Mittelstufen kommen nicht vor. Eine Varietät, **O. tuberosus dubius**, ist derselben Form ganz ähnlich, nur noch kleiner, 4 Zoll lang, mit 12 Zoll Schrittweite.

II. **Leptodactyli**: Fährten mit schlanken, zugespitzten Zehen.

3) **O. ingens** mit drei schmalen, langzugespitzten Vorderzehen, welche von der Ferse an (so weit diese nämlich auftritt) 15—16 Zoll Länge haben, ohne kenntliche Klauen. Hinter der Ferse ist ein Anhang im Eindrucke sichtbar von 8—9 Zoll Länge und einigen Zollen Breite, welcher von einem hinten am Fuße gestandenen Federbüschel herzurühren scheint. Die ganze Spur besitzt daher 2, und die Schrittweite gegen 6 Fuß Länge. Der Schlamm war rings um den Eindruck etwas in die Höhe getrieben worden, wie es der Stein noch jetzt zeigt. Von Horse Race. Die Varietät **O. ingens minor** ist nur 12 Zolle lang bei nur 42—45 Zoll Schrittweite. Der Federanhang ist nur schwach eingedrückt. Ebendaher.

4) **O. diversus** mit drei Vorderzehen, welche von der Ferse an 2—6 Zoll lang sind. Er besitzt dahinter, wie der vorige, einen Federbüschel und hat eine Schrittweite von 8—21 Zoll, was auf eine Bildung durch verschiedene Vogelarten hindeutet, unter welchen jedoch nur zwei noch näher bezeichnet werden. Im Ganzen ist diese Art 50 Mal so häufig vorgekommen, als die vorige. Die eine Varietät ist **O. diversus clarus** (f. 10, 16, 17, 23, 24), deren Fuß ohne den Federbüschel 4—6 Zoll Länge und etwas mehr genäherte und zugespitzte Zehen besitzt, wovon der innere kürzer als der äußere ist; der Federbüschel ist deutlich, 2—3 Zoll lang, die Ferse knotig, die Schrittweite 18—25 Zoll. An den zwei erst genannten Fundorten und, wie es scheint, auch an den zwei folgenden. Die andere Varietät, **O. diversus platydactylus**, ist kleiner, bis zur Spitze des Mittelzehens nur 2—3 Zoll lang, und verdickt sich sehr gegen das Ende hin; der Federbüschel ist gewöhnlich deutlich und groß, die Schrittweite 6—8 Zoll, mit dem Federbüschel mißt sie bis zu 6 Zoll; doch zeigen die Ausmessungen noch mancherlei Verschiedenheiten. Die Schrittweite beträgt bis 10 Zoll. Von Horse Race, Mount Tom und Sud Hadley.

5) **O. tetradactylus** ist die einzige Art mit einem Hinterzehen. Die Vorderzehen sind schlanker als bei vorigen, 2½—3½ Zoll lang; der Hinterzehen steht unter fast rechtem Winkel nach Innen und hängt nicht unmittelbar mit der Ferse zusammen, was auf eine höhere Einlenkung hindeutet. Die Schrittweite scheint 10—12 Zoll zu betragen. Kein Federbüschel. Zu Horse Race. Kleine Abänderungen in der Länge der Zehen, der Höhe der Anheftung des Hinterzehens, der auf härterm Boden gänzlich unausgedrückt blieb, und des Winkels seiner Divergenz deuten auf Vögel verschiedener Arten und selbst Geschlechter hin.

6) **O. palmatus** (f. 15) hat alle vier Zehen nach Vorn gerichtet, doch ohne alle Schwimmhaut dazwischen. Die Ferse ist breit, die zwei äußern und die zwei innern Zehen sind näher beisammen als die zwei mitteln längsten; am kürzesten ist der innere Zehen. Länge 2½—3 Zoll. Schrittweite 8 Zoll.

7) **O. minimus** (f. 9) hat wieder nur drei fast gleich lange und sehr breite Zehen, ohne Hinterzehen und Federbüschel, ½—1½ Zoll Länge und 3—5 Zoll Schrittweite, und dürfte daher noch von mehren Arten abstammen. Zu Horse Race.

Keiner dieser Fußabdrücke zeigt die Spur irgend einer Art von Schwimm- oder von Spannhaut; die Zehen scheinen bis an ihre Basis vollständig gespalten zu sein; doch könnte eine nur kurze Verwachsung zweier Zehen im Abdrucke undeutlich geblieben sein. Solche verwachsene Zehen kommen jetzt (außer beim Straußen) nur bei der Ordnung der Hockvögel, gewöhnlich **Passeres** genannt, vor, bei denen aber die große hier durchaus herrschende Schrittweite nie gefunden werden kann, weshalb jene auch nicht einmal wahrscheinlich sind. Eine Spannhaut besitzen viele Raub-, Sumpf- und hühnerartige Vögel; gespaltene Zehen aber, wie wir sie hier abgedrückt sehen, andere Raub-, Hühner-, Sumpf- und die Laufvögel; den weiten Schritt nur die Sumpf- und Laufvögel; den hochgestellten Hinterzehen viele Sumpf- (und Schwimm-) Vögel; des Hinterzehens ermangeln gänzlich einige Sumpf- und die Laufvögel. Der Analogie nach dürften wir daher die Vögel, wovon jene Fußspuren herrühren, nur in diesen zwei letzten Ordnungen aufsuchen; aber einige dieser Fährten sind noch größer, als bei den größten der lebenden Vögel; der Schritt scheint im Allgemeinen weiter als bei diesen; der Federbüschel an der Ferse ist bei diesen nicht nur ohne Beispiel, da die Befiederung der Lauf- und Sumpfvögel insbesondere immer schon über dem obern Tarsusgelenke aufhört, sondern scheint mit der Lebens- und Bewegungsweise dieser Vögel sogar ganz unverträglich, und endlich kennen wir außer den Mauerschwalben und dem Geschlechte **Colius** unter den Hockvögeln keinen Fall, wo alle vier Zehen ohne Schwimmhaut nach Vorn gekehrt wären; und selbst bei den Rudervögeln ist der nach Innen umgebogene Hinterzehen stets nur sehr kurz. Was jedoch das Verhältniß der Länge der Zehen zur Höhe der Beine und das der Schrittweite zur Größe des ganzen Vogels anbelangt, so ist solches keinesweges so bestimmt, daß man daraus die Folgerungen ziehen könnte, welche Hitchcock zieht und zwar ohne im erstern Falle zugleich auf die Dicke der Zehen Rücksicht zu nehmen. Nach seinen Zusammenstellungen nämlich haben **O. diversus** und das Haushuhn (unter den hühnerartigen) einen gleich langen Fuß von 3 Zoll, aber eine Schrittweite jener von 10—12, dieses nur von 6—7 Zollen; — **O. diversus pladytactylus** und **Ardea Canadensis** (unter den Sumpfvögeln) haben ebenfalls einen gleich langen Fuß von 3 Zollen, aber eine Schrittweite jener von 8, dieser immer nur von 6 Zollen; so ist auch die Schrittweite der kleinen amerikanischen Schnepfe geringer als bei dem mit ihr in der Größe am meisten übereinkommenden Ornithichniten. Wir führen dagegen den Flamingo an, dessen mit einer Schwimmhaut versehene Füße nur die Größe wie bei vielen Enten besitzen, dessen Beine aber an verhältnißmäßiger Länge die aller Sumpfvögel mit Ausnahme von **Himantopus** übertreffen. — **O. giganteus** und **O. ingens** haben 16—17 Zoll lange Füße, der afrikanische Strauß aber bei 8 Fuß Höhe und

100 Pfund Schwere nur solche von 10 Zoll Länge, worauf Hitchcock auf ein wenigstens doppeltes Gewicht schließt. Aber die Zehen des Straußes sind verhältnißmäßig sehr kurz und dabei dick und kräftig, nur zwei im Ganzen; O. giganteus hat deren drei, vielleicht verhältnißmäßig längere und die von O. ingens sind viel schmächtiger. Unsere Reiher und Wasserhühner geben Beispiele von sehr langen (aber auch dünnen) Zehen bei verhältnißmäßig kleinem Rumpfe, jene bei langen, diese bei kurzen Beinen. Wir glauben daher, daß Hitchcock's Schätzung der Größe und Schwere der zwei angedeuteten Vögel zu stark sein könne, wenigstens ist seine Folgerung keine nothwendige. Was das Federbüschel anbelangt so kommt unter den lebenden wilden Vögeln nichts Ähnliches vor; nur einige Raub- und Hühnervögel (auch einige Schwalben) haben bis auf die Zehen befiederte Füße, aber kurze Beine, wenn wir etwa den hoch-, aber nacktbeinigen **Gypogeranus** unter den erstern ausnehmen; aber keiner jener Vögel besitzt etwas, was dem langen hinten hinaus ragenden Federbüschel würde verglichen werden können. Wir dürften daher zu folgenden Schlüssen gelangen. Alle diese Fußspuren oder doch die Mehrzahl derselben rühren von Sumpfvögeln (kaum auch von Laufvögeln) her. **O. giganteus** und **O. ingens** deuten auf Vögel größer als irgend eine noch lebende Art. **O. giganteus, O. nodosus, O. minimus** stimmen in der Form mit den Füßen der dreizehigen, **O. tetradactylus** mit denen der vierzehigen Sumpfvögel wohl überein, abgesehen von den etwas längern Beinen. **O. ingens** und **O. diversus** weichen durch ihre Federbüschel, **O. palmatus** durch seine vier langen vorgekehrten Zehen, bei ihren übrigen Verwandtschaftsbeziehungen, von Allem ab, was die noch lebend vorkommenden Vögel wahrnehmen lassen. Fast sollte man schließen, die Bevölkerung von Massachusetts an Vögeln sei schon damals viel reichlicher gewesen, als jetzt, da man gegenwärtig daselbst nicht mehr als 50 Sumpfvögelarten aus 20 Geschlechtern kennt, von denen man Mühe haben würde, die Fußspuren — auch nur von drei Arten, im Schlamme der Gewässer aufzufinden.

(*H. G. Bronn.*)

ORNITHOPARCHUS (Andreas, M.), ein Ostfranke aus Meiningen, schrieb im Anfange des zweiten Viertels des 16. Jahrh. ein für seine Zeiten wichtiges Werk: **Musicae activae Micrologus, libris IV. digestus, omnibus Musicae studiosis non tam utilis quam necessarius. Excussum est hoc opus: denuo castigatum: recognitumque: Lipsiae in aedibus Valentini Schumanni: calcographi solertissimi: Mense Aprili, anni virginei partus undevigesimi supra sesquimillesimum.** 12 Bogen in 4. Walther gibt noch zwei Ausgaben an, 1533 und 1535 in Cöln, wozu Schacht in s. Bibl. mus. von 1687 noch eine dritte zu Cöln 1540 in 8. beifügt. Forkel rechnet das Buch zu den gründlichsten und besten seiner Zeit dem Inhalte nach, obgleich von Andern versichert wird, das Latein desselben sei nicht eben sonderlich. Aus des Schriftstellers wiederholten Bitten an seine Gönner, sein Lehrbuch wider den Neid und die Afterkritik der Eiteln und Unwissenden zu schützen, schließt man, es habe Anfangs viele Gegner gefunden. Aus den schnell auf einander folgenden Auflagen ergibt sich deutlich, daß sein Werk bald allgemeinen Beifall gefunden haben müsse. Es hielt sich auch lange, denn nach 74 Jahren übersetzte es ein englischer Lautenist, John Dowland, in die englische Sprache (London 1609 nach Hawkins). Forkel schreibt dem Ornithoparchus nicht nur klare Begriffe, sondern auch Witz zu und führt in seiner allgemeinen musik. Literatur den Inhalt aller Capitel der vier Bücher an. Das erste Buch handelt von der Kunst des Gesanges und zwar nach der alten **Solvization**, wie er es nennt. Das zweite erklärt die Mensuralmusik oder die taktmäßige mit ihren gebräuchlichen Zeichen. Das dritte spricht von den Kirchenaccenten, z. B. vom Accent der Episteln, der Evangelien und den prophetischen Abschnitten. Das vierte handelt kurz von den Grundsätzen des Contrapunktes. Das Werk entstand aus öffentlichen Vorlesungen, die der Verfasser zu Tübingen, Heidelberg und Metz gehalten hatte. Da er den Zeiten des **Tinctoris** nahe stand, konnte er leicht alle Schriften desselben besitzen, was sich auch aus ähnlichen Erklärungen zu ergeben scheint. So erklärte er den Kanon als eine imaginaire Regel (**imaginaria praeceptio**), welche diejenige Stimme der Melodie, die nicht niedergeschrieben ist, aus der mit Noten aufgezeichneten nimmt. Oder es ist eine Regel, fährt er fort, welche scharfsinnig die Geheimnisse des Gesanges entdeckt. Daraus schließt Forkel, daß man schon Räthselkanons gehabt habe, worauf er auch die Worte bezieht: **Canonibus utimur subtilitatis, brevitatis ac tentationis causa.** Für den Nichtkundigen ist aber jeder Kanon ein Räthsel, das man in jenen Zeiten durch Geheimthuerei noch recht geflissentlich zum Räthsel machte. Vielleicht und sehr wahrscheinlich lag in diesem Geheimhalten, in der Ehre des Könnens, was Andern unbegreiflich war, die Hauptlockung, grade in diese Gegenstände mit allem Fleiß und Scharfsinn sich zu werfen und das Höchste der Tonkunst darin zu suchen. Man brachte nicht blos Kanones im Einklange wie früher hervor, sondern auch schon in Eintritten anderer Intervalle. So bringt Ornithoparchus einen Kanon in der Unterquinte, der in seiner Zweistimmigkeit noch kein Meisterstück, aber doch besser ist, als mancher frühere im Einklange. Forkel theilt ihn, wie folgt, mit und setzt die Unterschrift **Canon. Bassus ex Tenore in Diapente post tempus unum.** (S. d. musik. Beil.) (*G. W. Fink.*)

Ornithotichnites, s. **Ornithichnites.**

ORTHOCERATITES. Der Verf. sieht sich genöthigt, da die Untersuchungen über diesen Gegenstand noch nicht zu der Reife gediehen sind, um sie zu einem Abschlusse zu bringen, deshalb auf die Artikel **Lituites** und **Spirula** zu verweisen. (*H. G. Bronn.*)

OSIRUSA *Risso* (**Crustacea**). Gattung der Isopoden, zu den Cymothoaden gehörig. Der Körper lang, vorn und hinten verschmälert zugerundet, der Kopf fünfeckig, vorn spitzig, die Augen sehr groß, rund gewölbt, aus einander stehend, netzartig, die Fühler kegelförmig gleich groß, aus vielen Gliedern zusammengesetzt, der Thorax siebengliederig von den 14 Füßen sind die drei vordern

Paare kurz, die vier hintern länger, gleich groß, das letzte Hinterleibsglied ist dreieckig mit zugerundeter Spitze, die Anhängsel sind blätterig spitzig, die äußern etwas breiter. Nur eine Art, O. pelagniana. Der Körper schön grau, glatt, glänzend, undurchsichtig, alle Thoraxsegmente seitlich ausgefurcht, einen Rand bildend, Augen, Fühler und Füße grau, die Länge 19 Millimeter. Im Frühjahre und Sommer bei Nizza zwischen Algen. (D. *Thon*.)

OSMEROIDES (Paläozoologie), Agassiz *) gründete dieses Geschlecht für einige fossile Fische der Kreide, welche vordem als Salmonen und Clupeen gegolten, sich jedoch von letztern durch den Mangel der Sternalrippen an der Bauchkante, durch längere Wirbelbeine und durch schlankere, schmächtigere Flossenstrahlen unterscheiden. Sie nähern sich am meisten den Geschlechtern **Osmerus** und **Mallotus** bei den Salmoneen, welche Agassiz mit der Cuvier'schen Clupeenfamilie zur Familie der Halecoiden verbindet. Die bis jetzt angegebenen Arten sind:

A. Aus der Kreide von Lewes in Sussex

1) **Osmerus Lewesiensis** *Ag.* (**Salmo Lewesiensis** *Mantell.* **Geol. of Sussex pl. 40. f. 1., pl. 33, f. 12;** Schuppen **pl. 34. f. 1, 2; Geology of the South Easth of England 1833. p. 139 cum icone et p. 377**.)

B. Aus den problematischen Schiefern in Glaris, welche Agassiz ebenfalls am besten mit der Kreide zu verbinden glaubt.

2) **Clupea Scheuchzeri** *de Blainv.* (Versteinerte Fische, übersetzt von Krüger 18. ? *Scheuchz.* **Pisc. querelae t. II.** ? Knorr Verstein. I Taf. 21, unten.

3) **Clupea elongata** *Blainv.* 19. (Knorr Verstein. Taf 21. Fig. 1). (*H. G. Bronn.*)

OSOBNICA auch **OSSOBNICA**, ein dem Grafen Vincenz von Poninsky gehöriges Gut in der Mitte des jasloer Kreises des Königreichs Galizien, im Werbbezirke des Linien-Infanterie-Regiments Nr. 12, mit einem eigenen Wirthschaftsamte, während das Justizamt von dem jasloer Magistrat verwaltet wird und dem Dorfe gleiches Namens. Das letztere liegt zwischen den Dörfern Lazy, Nieglowice, Radosce und Pagorzma, in einer offenen hügeligen Gegend, ungefähr ¾ österr. Straßenmeilen südwestlich von der Kreisstadt, wird von einem sich am rechten Ufer in die Ropa ergießenden Bache durchflossen und hat eine zum zmigroder Dekanat des przemysler Bisthums des lateinischen Ritus gehörige Pfarre und Kirche, welche unter dem Patronat des Herrschaftsbesitzers stehen und von einem Priester versorgt werden. Die Einwohner, unter welchen sich, nach dem Diöcesan-Schematismus für das J. 1834: 2338 Katholiken und 16 Juden befinden, treiben Ackerbau und Viehzucht. (*G. F. Schreiner.*)

OSTERSTEIN, der Osterstein im Blankenburgischen, wird, da sein Name an die Ostar erinnert, als ein Denkmal des Dienstes der Göttin Ostar gehalten. Er ist 18 Fuß hoch und 40 Fuß breit, und mit eingehauenen Löchern versehen. Das hier im J. 1781 gefundene Mauerwerk beträgt 30 Fuß im Umkreise und ist in der Mitte hohl. Diese Höhlung hält man für den Standort des Altars *). (*Ferdinand Wachter.*)

OTAVIA *Risso* (**Mollusca**), eine Gasteropoden-Gattung von Risso (**Hist. nat. de l'Europ. mérid. IV**) gegründet, bei Mencke (**Synopsis Molluscorum ed. 2**) der Abtheilung von **Monodonta** mit gerader Spindel entsprechend. Risso gibt als Kennzeichen an: Die Schale fest, kegelförmig, die Naht tief, die Mündung fast viereckig, der Mundsaum rechts, links und vorn vollkommen, gekerbt; der Nabel sehr tief.

1) **O. corallina** (*Risso* **l. c. f. 54**). Die Schale glatt, glänzend, mit fünf Windungen, von denen die beiden an der Spitze warzenförmig, mit Längslinien, welche aus kleinen Körnern bestehen, die dritte Windung ist mit drei erhabenen Reifen versehen, zwischen denen Querlinien stehen, welche auf diese Weise ein Netz bilden. Die Schale ist ganz corallenroth in das Braune ziehend, die Länge ist acht Millimeter; es findet sich diese Art bei Nizza das ganze Jahr hindurch in den Meerestiefen, wo die Corallen wachsen; sie erscheint aber auch außerdem halb fossil, ja sogar gefärbt in den dortigen Kalklagern.

2) **O. Pharaonis.** Die Schale fest, fast eiförmig kegelförmig, die sieben Windungen sind auf der rechten Seite mit Warzen versehen, die Mündung ist gezähnelt, der Nabel streifig und faltig. Diese Art findet sich an genannten Orten halb fossil und ist 20 Linien lang. (D. *Thon.*)

OTAJJA (عطية), d. i. das Geschenkchen, Beiname mehrer arabischer Schriftsteller mit dem Vorsatze Ibn, der Sohn. So heißt außer Olwan (vergl. 3. Sect. 3. Bd. S. 110, wo statt Atijet Otajja zu lesen ist): 1) **Abu Muhammed Abdallah Ibn Otajja** aus Damaskus, der im J. 383 (993) starb, und Verfasser eines Commentars zum Koran ist. Er heißt gewöhnlich der Ältere.

2) **Abu Bekr Muhammed Ben Abd-el-hacc Ibn Otajja**, der jüngere, aus Granada, gab ebenfalls einen Commentar zum Koran heraus unter dem Titel: El-Moharret El-Wedschîz. Abu Hajjân zieht diesen allen andern vor. Er starb im J. 546 (1151—52), oder nach Andern vier Jahre früher. (*Gustav Flügel.*)

OTEROPHESA *Leach* (**Crustacea**). Von Risso unter den Pöcilopoden aufgeführte Gattung (*Risso*, **hist. nat. de l'Europ. mérid. V**). Länglich rundlich, vorn schmäler, hinten breiter, Fühler sechsgliederig, Hinterleib schmal mit blätterigen Platten bedeckt, der Schwanz in zwei kurze Fäden endigend. O. imbricata, führt ihren Namen von den deckenartigen Schuppen, welche an der Basis der Schale sitzen und den Bauch bedecken; der Körper ist lederartig glatt, gelbgrün, die Schale bildet ein langes, kegelförmiges Schild, das vorn abgestutzt, hinten breiter und zugerundet ist, am Rande fein gezähnelt

*) Agassiz im Jahrbuche für Mineralogie 1834. S. 304, 305. *Agassiz*, **Recherches sur les poissons fossiles; Feuilleton p. 55, note.**

*) Stübner, Denkwürdigkeiten des Fürstenthums Blankenburg und Walkenrieth. 1. Bd. S. 193. Klemm, Handbuch der germanischen Alterthumskunde. S. 293, 294.

und in der Mitte mit einer braunen Linie gezeichnet ist. Die zwei vordern Füße sind kurz, die zwei hintern breit und platt, alle haben zwei gebogene rostfarbene Krallen; der Hinterleib ist schmal und besteht aus vier fast runden Segmenten an jeder Seite mit drei blattähnlichen Anhängseln versehen, die zwei Fäden am Ende sind platt, lebt parasitisch im Frühjahre und Herbste bei Nizza auf **Carcharias ferox**, und wird 14 Millimeter lang. (D. *Thon.*)

OTHAR (Sagengeschichte), Ebbo's Sohn, ist berühmt wegen seiner Abenteuer mit der schönen Sigrid, des Dänenkönigs Siwald's Tochter. Sie ward von einer Schar Freier umlagert, aber so züchtig war sie, daß sie nicht dahin zu bringen zu sein schien, einen von ihnen anzusehen. Othar, entweder auf seine Großthaten, oder auf seine Artigkeit und Beredsamkeit vertrauend, brannte nach Erlangung des schönen Mädchens, vermochte es aber nicht zu bewegen, daß sie ihn anschaute. Mit gleich schlechtem Erfolge bewarb sich darum auch ein Riese. Er stellte daher eine Frau an, welche in Sigrid's Dienste trat, und sie einst weit von Hause hinweglockte. Hierauf fiel der Riese sie an, und führte sie in Bergschluchten. Nach Andern nahm er selbst, denn Riesen waren zaubermächtige Wesen, Frauengestalt an, und führte durch List das Mädchen hinweg. Als Othar dieses hörte, zog er aus, die Jungfrau in den Gebirgen aufzusuchen. Er fand sie, erschlug den Riesen, und führte sie hinweg. Er versuchte nun wieder alle Künste, um sie zu bewegen, ihn anzusehen, vermochte es aber nicht. Ihr Unziemliches anzuthun wagte er nicht, da sie hochgeboren war. Sie irrte nun wieder durch Einöden, und kam zu der Hütte eines Riesenweibes. Diese machte sie zur Ziegenhirtin. Othar verschaffte ihr von Neuem die Freiheit. Hierauf richtet Othar ein Lied an Sigrid, welches in einer lateinischen Bearbeitung bei Saxo Grammaticus sich findet. Vergebens waren Othar's Worte an Sigrid. Voll Kummers bestieg er die Schiffe. Sigrid irrte wieder umher. Durch Zufall kam sie zu Ebbo's Wohnung, war entblößt und abgemagert. Doch erkannte Othar's Mutter in ihr eine Jungfrau von edler Abkunft und empfing und hielt sie ehrenvoll bei sich. Othar hielt, um Sigrid's Gesinnung zu erforschen, eine Scheinhochzeit mit einem andern Frauenbilde, und Sigrid mußte, als er das Lager bestieg, die Fackel halten. Sie brannte herab der Hand nahe. Doch standhaft hielt sie Sigrid. Endlich sagte Othar, sie sollte ihre Hand vor dem Feuer bewahren. Jetzt blickte sie ihn mit freundlichen Augen an, und er gab die verstellte Heirath auf und bestieg mit Sigrid das Ehebett. Othar ward nachmals von Sigrid's Vater, dem Dänenkönige Sigwald, ergriffen und dieser wollte ihn als vermeintlichen Entehrer seiner Tochter hängen lassen. Aber Sigrid erzählte die Geschichte ihrer Entführung durch den Riesen, und bewirkte, daß Othar des Königs Gnade erhielt, und selbst auch dieses, daß der König Othar's Schwester heirathete. Nachher hielten Sigwald und Rögnwald mit den auserlesensten Kriegern auf Seeland eine dreitägige Schlacht. Sie dauerte bereits drei Tage. Viele sanken in den Tod, und noch schwankte ungewiß der Sieg. Da stürzte sich Othar in die dichtesten Schlachtreihen, erschlug Rögnwald'en und gewann den Dänen einen plötzlichen Sieg.

(*Ferdinand Wachter.*)

OTIS *Linné* (**Aves**). Eine Vogelgattung, welche Linné unter die hühnerartigen rechnete, die jedoch Cuvier wegen der Nacktheit der Unterschenkel und des innern Baues mit den Stelzvögeln verbunden hat. Die hierher gehörigen Vögel bilden übrigens den Übergang von der einen Abtheilung zur andern, indem sie den plumpen Körper mit den erstern, die langen Beine mit den letztern überein haben. Ihre Kennzeichen sind folgende: Der Schnabel ist höchstens von der Länge des Kopfes, gerade, kegelförmig, seitlich zusammengedrückt, der Oberkiefer ist an der Spitze etwas gewölbt, reicht über der untern und bedeckt dessen Schneiden, die Nasenlöcher sind eiförmig, liegen gegen die Mitte des Schnabels, sind einander genähert und offen, die Füße sind lang, über dem Knie nackt und haben drei Zehen nach Vorn, an der Wurzel mit einer kleinen Spannhaut vereinigt und keinen Daumen, die Flügel sind mittelgroß und die dritte Schwungfeder die längste. Im Allgemeinen sind alle Arten massig und mehr zum Laufe, als zum Fluge geeignet, obwol sie auch sehr gut fliegen können. Sie leben meistens in Ebenen, die wenig bewachsen sind und mehre gern auf angebautem Lande. Ihre Nahrung besteht in Körnern, Kräutern und Insecten. Sie leben in Polygamie, gleich den hühnerartigen Vögeln, meist in zahlreichen Gesellschaften zusammen, die Männchen aber verlassen nach der Paarung die Weibchen, welche ihre wenig zahlreichen Eier nur in eine in die Erde gescharrte Grube legen. Die Jungen laufen gleich nach dem Auskriechen mit der Mutter. Es scheint, daß die Trappen sich zweimal des Jahres mausern, und die Männchen zeichnen sich meistens durch einen besondern Federschmuck aus. Alle Arten leben in der alten Welt und bis jetzt ward noch keine Art in der neuen entdeckt.

1) **O. tarda** *Linné* (*Gmelin.* **Linné Syst. 1, 2. p. 722. n. 1. Outarde** *Buffon.* **des Ois II, 1. t. 1.** *Ed. de Deux* **p. III. 5. t. 5.** Übersetzung von Martini IV, 5 mit einer Figur. **Great Bustard.** *Latham.* **Synops. II, 2. p. 796.** Bechst. Übers. **IV, 751. n. 1.** Frisch Vögel. Taf. 106 Weibchen. Suppl. Nr. 106 Männchen. Meyer's Thiere. **I, 19.** Taf. **18, 19.** Bechstein's ornith. Taschenb. S. **245. n. 1.** v. Wildungen's Neujahrgesch. 1796. S. 73. Taf. 5 Männchen. Naumann's Vögel. **II.** S. **1.** Taf. **1. Fig. 1.** Männchen. Goeze, Europ. Fauna. **V, 2.** S. **432. n. 1.** Donndorf's zoolog. Beiträge. **II, 2.** S. **1.** Trappe, gemeiner Trappe, Ackertrappe, Trappgans). Unter den europäischen Vögeln ist er einer der größten; denn die Männchen sind immer 4 Fuß lang, $6\frac{1}{4}$ Fuß breit und wiegen im Herbste, wenn sie fett sind, 24—30 Pfund. Der Schwanz ist 11 Zoll lang und die Flügel bedecken zusammengelegt zwei Drittheile desselben. Der Schnabel ist bis zur Stirne $3\frac{1}{4}$ Zoll lang, stark und graubraun, nur oben gewölbt und etwas übergebogen, sonst gerade; die Nasenlöcher sind groß, eirund und liegen an der Seite, und bis zu denselben ist der Schnabel mit Federn be-

deckt; der Augenstern ist rothgelb; das Ohr groß, ½ Zoll im Durchmesser und mit beweglichen feinen buschigen weißgrauen Federchen besetzt; unter der zugespitzten knorpeligen und gefranzten Zunge findet sich die Öffnung zu einem fußlangen Sacke, der neben dem Schlunde wegliegt. Er faßt sieben Pfund Wasser. Die Füße sind schmutziggrau, geschuppt, sehr stark, der nackte Theil der Schenkel 11 Linien, die Beine 6 Zoll hoch und die Mittelzehe 3½ Zoll lang, die Nägel flach, stumpf eirund, groß, wenig gebogen und hornfarbig.

Der Kopf hat zur Seite an den Wangen und hinter den Ohren und oben über den Augen nach dem Nacken zu weißgraue buschige Federn, und ist, sowie der Nacken und Unterhals, hellaschgrau (an sehr Alten ist auch der Vorderhals ganz weiß); der Augenkreis und die Seiten des Halses sind weiß; der Oberhals und ein breiter Kragen, der den hintern Theil des Halses bis zur Brust umgibt, schön rothbraun, an den Seiten mit schwarzen Wellenlinien und vorn aschgrau gefleckt; der übrige Oberleib rostroth, mit dichter, schwarzer, wellenförmiger Zeichnung, die sich sehr schön ausnimmt; die obern Deckfedern des Schwanzes sind mittelmäßig lang, rothbraun, mit schwarzen Querlinien; an beiden Seiten des Unterkiefers hängen acht Zoll lange, schmale, faserige, weißliche Bartfedern, die sich nach den Seiten fächerförmig ausbreiten; hinter denselben sind die Seiten des Halses fast kahl; um den Anfang der Brust läuft eine aschgraue Binde; Brust, Bauch, Schenkel, die Deckfedern der Unterflügel und die vordern Deckfedern der Oberflügel sind weiß, graulich überlaufen; die untern Deckfedern des Schwanzes sind mittelmäßig lang und weiß; die zehn ersten Schwungfedern sind schwarz, die sieben folgenden weiß, die zwei folgenden weiß, aber gegen die Spitze schwärzlich und röthlich gelb gefleckt, die übrigen weißrostgelb, schwarz und rostbraun bandirt; der Rücken der Flügel oder die Schulterfedern und hintern Deckfedern sind rostgelb, schwarz und rostbraun dicht gewellt, und werden von einer weißgrauen Binde umfaßt; die 20 Schwanzfedern sind rostroth, mit einzelnen schwarzen Querstreifen und dergleichen Flecken und breiten gelblichweißen Spitzen. Die Spitzen der Kiele und alle Flaumfedern sind schön rosenroth.

Das Weibchen ist weit kleiner als das Männchen, hat keinen Bart am Kinne, Kehle und Seiten des Kopfes sind braun, der Unterhals aschgrau, der Kopf und Oberhals aber einfarbig mit dunklem Rücken, doch nicht von so lebhafter gelbrother Farbe und nicht so egal in die Quere gestreift als beim Männchen; die Flügelränder sind schwarz. Alte Weibchen werden oft den Männchen ähnlich, nur fehlt ihnen immer der Bart. Auch gibt es Varietäten mit weniger oder mehr weißen Flecken, ja ganz weiße sollen sich auch finden.

Vom innern Baue ist außer jenem gedachten Sacke noch Folgendes merkwürdig: Der eigentliche Kropf fehlt, allein der enge Schlund erweitert und verdichtet sich etwas, ehe er in den Magen geht und hat daselbst eine große Menge konischer Drüsen. Der Magen ist 4 Zoll lang und 3 Zoll breit, ist aber nicht so fleischig wie bei den Hühnerarten; doch ist das innere gelbe Häutchen dick und hart, runzlig und faltig. Seine reibende Kraft muß sehr stark sein, denn er schleift nicht nur nußgroße Steine, sondern auch Münzen glatt. Die französischen Zergliederer fanden in einem Trappen 90 Kupfermünzen, deren erhabenes Gepräge abgeschliffen, aber nicht abgefressen war. Die Därme sind 4 Fuß lang, ohne die beiden Blinddärme, von denen jeder ebenfalls ungefähr einen Fuß mißt. Letztere liegen ungefähr 1 Zoll weit vom After. Einen Zoll vor dem After verengert sich der Darm und dehnt sich dann wie ein Beutel aus, der so groß wie ein Ei ist und die Harngänge enthält. Gegen die Mitte dieses Beutels ist ein kleines Loch befindlich, welches in einen Sack führt, den man gewöhnlich den Fabriciusbeutel, von seinem Entdecker Fabricius Aquapendente, nennt. Dieser Sack ist 2 Zoll lang und 3 Linien bei seinem Anfange breit, wo er ein Wenig schmäler wird, als gegen das Ende. Über dem Loche, welches aus der Mitte der Tasche in einen Sack geht, befindet sich eine Falte von dem inwendigen Häutchen der Tasche, welche zur Klappe dienen kann. Die Leber ist sehr groß und der rechte Lappen mißt oft 5 Zoll. Sie ist fest und roth. Die Gallenblase ist groß und eirund, und hängt unter dem rechten Lappen. Der Gallengang ist bald kurz, bald lang. Die Milz ist reichlich und braunroth in Gestalt und Wesen, wie die Niere der Landthiere. Die Gekrösedrüse ist hart und blaßroth, und hat einen oder zwei Gänge.

Der große Trappe ist ein sehr scheuer, furchtsamer und vorsichtiger Vogel. Er stutzt bei jeder neuen Erscheinung, fürchtet immer von allen Seiten Gefahr und sucht sich durch die Flucht zu retten. Hierzu bedient er sich, wenn ihm sein Feind schon zu nahe ist, nicht sowol seiner Flügel, denn er fliegt sehr schwer auf, als seiner Füße, vermittels welcher er (und mit Hilfe der ausgebreiteten Flügel) so geschwind laufen kann, daß es einem Windhunde schwer fällt, ihn einzuholen. Die größte Furcht äußert er gegen die Hunde, und flieht sogleich, wenn er von Weitem einen gewahr wird. Dies hat ihn vermuthlich die Erfahrung gelehrt, daß man Jagd- und Windhunde auf ihn abzurichten pflegt, um ihn im Laufen zu fangen. Im Gegentheile schreibt man ihm eine besondere Zuneigung gegen Pferde zu, indem er dieselben nahe an sich gehen läßt, allein vielleicht ist dies wieder eine Erfahrung, die er so oft machen kann, daß nämlich Pferde und Reiter, die er immer im Felde um sich sieht, ihn nie verfolgt haben. Daß er so außerordentlich selten, schwer und nur kurze Strecken fliegen soll, ist nur insofern gegründet, daß er im Sommer nicht leicht auffliegt; im Herbste und Winter aber erhebt er sich nicht nur leicht, sondern auch oft sehr hoch und macht in einem Zuge Reisen von etlichen Meilen.

Daß ihn der Hund zuweilen erhascht, ohne daß er sich durch seine Flügel retten kann, kommt daher, weil er als ein schwerer Vogel allemal einen Anlauf nehmen muß, um sich in die Höhe zu schwingen, unterdessen aber ist der weit geschwindere Hund hinter ihm und läßt ihm nicht so viel Zeit, um diesen Ansatz zum Fluge nehmen zu können, und er muß sich also durch die Flucht mit den Füßen zu retten suchen. Man hört keine Stimme von ihm,

außer ein dumpfes Knurren und Brummen im Zorne und zur Zeit der Paarung. Er ist in Europa und Asien, von Griechenland bis Schweden und von Syrien bis zum nördlichen Rußland zu Hause. In Thüringen und den ebenen Gegenden des übrigen Teutschlands ist er sehr gewöhnlich. Er lebt gesellig und Truppen von 6—60 bleiben bis zur Zeit der Paarung (Falzzeit) zusammen. Alsdann beißen die Männchen einander ab und jeder sucht sich zum Besitzer von zwei bis sechs Hennen zu machen. Sie gehen immer in geringer Entfernung auf dem Felde herum, und da man bemerkt haben will, daß die Entferntesten den Kopf beständig in die Höhe strecken, so sagt man, daß sie wie die wilden Gänse Wachen ausstellten. Allein, ob sie es gleich nöthiger als jene hätten, so schreibt man ihnen doch diese Vorsicht mit Unrecht zu; denn ein aufmerksamer Beobachter wird bald entdecken, daß die von dem Trupp entfernten eben nicht wachsamer sind, als diejenigen, die sich in der Mitte desselben aufhalten. In Thüringen, wo sie so häufig sind, hat man zu solchen Beobachtungen, besonders im Herbste, Winter und Frühlinge, wenn die Felder leer sind, sodaß man ihre Truppen von Weitem sehen kann, immer Gelegenheit.

Man hält sie gewöhnlich für Zugvögel und in den nördlichen Gegenden, z. B. in Schweden, mögen sie es auch sein, in Teutschland aber sind sie es nicht; denn da findet man sie zu allen Jahreszeiten, auch in den strengsten Wintern. Freilich ziehen sie sich bei allzugroßer und lange anhaltender Kälte und besonders bei sehr tiefem Schnee etwas südlicher; sie bleiben aber nicht lange aus und sind daher höchstens unter die Strichvögel zu rechnen. Diejenigen Heerden, welche im Herbste in Holland ankommen und den Winter daselbst zubringen, sind vielleicht Trappen aus Schweden und andern nördlichen Gegenden. Sie bewohnen mehrentheils die ebenen, trockenen, niedrig liegenden Feldgegenden, doch findet man sie auch in bergigen, nur müssen sie von aller Waldung entblößt sein. So trifft man sie z. B. in Thüringen mehr in solchen Feldern an, die ganz eben sind, als in gebirgigen. In England und Ungern sollen sie besonders die sumpfigen Felder besuchen.

Die Nahrung der Trappen besteht aus Kräutern, allerhand Getreide und Gesäme (sogar Schierlingssamen), aus Kohl und Kopfkrautblättern, Mohrrüben, aus allerhand Insecten und Regenwürmern, im Winter vorzüglich aus grüner Saat, besonders Winterrübsaatblättern, auch wol aus Baumrinde. Zur Beförderung der Verdauung braucht er kleine Kieselsteinchen, er verschluckt auch wol in dieser Absicht Stückchen Metall, ja Geld, das er auf den Äckern findet. Daß er in der Freiheit kleine Vögel, Lerchen, auch Mäuse, Maulwürfe und dergl., fresse, ist deswegen unwahrscheinlich, weil er es nur in der Gefangenschaft mehr aus Frevel, sowie die Haushühner, als aus Hunger thut. Gezähmt frißt er mit den Hühnern.

Er lebt in der Polygamie und zu Ende des Märzes und Anfange des Aprils, wenn jedes Männchen sich sein Weibchen aussucht, gibt es oft blutige Kriege. Sie sträuben dabei Kopf- und Bartfedern, bilden mit dem Schwanze ein Rad, wie die Truthähne und beißen und springen gewaltig gegen einander. Der Stärkere erhält von dem Gemeintruppe immer mehr Weibchen als der Schwächere, er trennt sich, wenn er ihrer genug hat, und tritt eins nach dem andern mit eben den Grimassen, die der Truthahn zu machen pflegt. Jedes befruchtete Weibchen entfernt sich nach und nach, scharrt sich, wo es sein kann, ins Haferfeld ein Loch in die Erde, und legt seine zwei bis drei blaßbraunen, ins Olivengrüne schielenden und mit ungleichen kleinen und großen bald schmutzigrothen, bald lederfarbenen Flecken besetzten Eier, welche die Größe der Gänseeier haben. Wenn es brütet, welches 28 Tage dauert, so legt es einige Gras- und Strohhalme um sich. Man darf die Eier nicht berühren, sonst verläßt sie die Henne, weil sie vermöge ihres äußerst feinen Geruchs die Ausdünstungen der Finger wittert. Daß sie sie aber unter ihren Flügeln von einem Orte zum andern trage, wenn sie dieselben nicht sicher glaube, ist noch nicht constatirt. Die Jungen laufen sogleich, wenn sie ausgekrochen sind, mit der Mutter davon; sehen aber den Vater nicht eher, als zur Herbstzeit, wenn die Felder leer sind und sich die Familien wieder zu größern Truppen vereinigen. Alsdann kennen sie ihn aber nicht; denn sowie er ein Weibchen nach dem andern befruchtet hat, verläßt es ihn und er irrt alsdann während der Brütezeit verlassen und einsam umher. Wenn das Weibchen während des Brütens von Menschen oder Hunden aufgejagt wird, so sucht es dieselben dadurch vom Neste zu entfernen, daß es sie sehr nahe ankommen läßt und sie immer von einer Strecke zur andern mit der Hoffnung des Ergreifens täuscht. Kommt man ihm gar zu unvermuthet auf den Hals, oder will man ihm die Jungen wegnehmen, so widersetzt es sich auch wol gegen seine sonstige Furchtsamkeit, sträubt die Federn und fliegt auf seinen Feind los. In Ungern sollen sie, wie die Sumpfvögel, ins Rohr und Schilf nisten. Es bedarf diese Behauptung aber wahrscheinlich noch einer nähern Untersuchung und man vermengt vielleicht diesen Vogel mit dem Kraniche. Man kann die Jungen wie die jungen Haushühner aufziehen und zu dem Hausgeflügel gewöhnen. Die Hähne bekommen erst nach dem ersten Mausern die Bartfedern und sehen im ersten Jahre dem Weibchen sehr ähnlich. Die Iltisse gehen den Eiern und Jungen nach, auch allerhand Falken und der weibliche Hühnerhabicht stoßen auf die jungen Trappen, an die Alten wagt sich nur der Adler. Man findet auch eine gelbliche Laus auf ihnen.

Da die Trappen sehr scharf äugen, vernehmen und wittern, auch überhaupt sehr scheu sind, so hält es schwer ihnen Abbruch zu thun. Nur im August wird man in einzelnen Haferstücken diesen Zweck mit dem Hühnerhunde erreichen, indem er entweder die Jungen, welche dann noch nicht gut fliegen können, wenn er rasch ist, fängt, oder wenn sie sich drücken, davor steht, wie vor Hühnern. Sie schießen sich zu dieser Zeit sehr leicht und Schrot Nr. 3 ist zur Ladung stark genug. Späterhin, wenn sie völlig flugbar, sind und mit den Alten vereinigt, in Zügen zu 50—60 Stück auf den Saat- und Möhrenfeldern stehen, ist es bei großer Vorsicht zuweilen möglich, sich mit gutem Winde in einem Graben, oder hinter Wällen

und dichten Zäunen bis auf Büchsenschußweite, auch wol nahe genug heranzuschleichen, um von einer mit Posten oder Schrot Nr. 0 geladenen Flinte Gebrauch machen zu können. Nur selten und an Orten, wo sie nicht gestört werden, halten sie vor dem Schießpferde aus, wenn man gleich von Weitem her so neben demselben geht, daß man dadurch bedeckt ist. Öfter gelingt es anzukommen, wenn man auf einem mit grünem Reisig behängten Bauerwagen in gutem Winde hinanfährt. Sonst hat man sich auch der Karrenbüchse bedient; eines aus neun Läufen, wovon drei auf den Fleck, drei etwas höher und drei etwas tiefer gerichtet sind, und welche durch den Abdruck eines Schlosses auf einmal entzündet werden, bestehenden und in einem Schafte vereinigten Gewehrs. Man legte es auf die Leitern eines auf vorbeschriebene Art eingerichteten Wagens und unterstützte es durch eine im Boden eingelassene bewegliche Gabel, setzte sich recht gut bedeckt auf den Wagen, richtete beim Anfahren das Gewehr und konnte mit Kugeln 150 bis 200 Schritte, mit Posten aber 100 Schritte weit schießen. Nur mußte man beim Anhalten der Pferde gleich schußfertig sein. Wenn man den Backen an der Karrenbüchse anlegen wollte, durfte man am Schafte nicht vorfallen, sondern mußte sie recht rückwärts an die Schulter anziehen, um den durch die Explosion des neunfachen Schusses bewirkten Stoß zu vermindern. Wahr ist es, daß man mit einem solchen Schusse, wenn er gelang, viel ausrichtete; aber selten konnte man dem Gewehre die gehörige Richtung geben. Daher kommt es, daß in neuern Zeiten von diesem Gewehre kein Gebrauch gemacht wird.

Wenn es stark geregnet oder geglatteist hat, brauchen die Trappen viel Zeit und laufen weit, ehe sie sich erheben können. Hat man dann ein rasches Schießpferd, so nähert man sich nach und nach mit gutem Seitenwinde, bis sie zu laufen anfangen; dann wirft man sich im vollen Laufe so vor, daß die Trappen in den Unterwind kommen (welcher, indem er ihnen in die Federn geht, das Auffliegen noch mehr verhindert) jagt hinan und schießt, sobald man nahe genug ist. Ein Schuß streckt oft mehre nieder, weil sie bei dieser Gelegenheit mehr zusammen als aus einander laufen. Auch von guten Windhunden werden sie unter diesen Umständen, ehe sie auffliegen können, eingeholt und gefangen. Man kann ihnen auch mit Parforcepferden beikommen. Mit denselben reitet man so geschwind als möglich auf sie zu und zwar über dem Winde, weil sie gegen den Wind ihrer Schwere wegen aufstehen und lange Zeit brauchen, ehe sie in die Höhe kommen. Sobald als sie schußrecht sind, sucht man sie zu erlegen. Es sind aber dazu sehr gut abgerichtete Pferde nöthig. Um Strasburg fängt man sie, wenn alles mit Schnee bedeckt ist, mit einem Schlaggarne, dessen Zugleine die Länge eines Ackers hat. Man lockt sie durch ausgestopfte Bälge von Trappen herbei, zwischen welchen man Kohlköpfe in die Erde steckt. Auch in Mardereisen, es mögen nun Tellereisen oder Schwanenhälse sein, kann man sie fangen. Man gräbt das Eisen ein und befestigt es mit einem Pflocke an die Erde; auf das Eisen bindet man das Herz von einer Braunkohlstaude und zwar so, daß die Trappen keine Veränderung des Ortes bemerken. Wenn man es da anbringt, wo sie sich immer aufhalten, so kann man auf einen sichern Fang rechnen.

Da sie Abends und Morgens gewöhnlich denselben Zug nehmen, so kömmt es hauptsächlich darauf an, diesen genau zu beobachten, sich dann an einem schicklichen Ort gut zu verbergen und sie zu erwarten. Bei starkem Nebel und im Winter fliegen sie tief und so wenig schnell, daß ein leidlicher Schütze mit groben Schroten auf jeden Schuß einen erlegen kann. Oft kommt man, wo sie häufig sind, an einem Morgen oder Abende zwei- oder dreimal zum Schusse, auch verändern sie den Zug deshalb in der Folge nicht leicht. Die Verkleidung als Bauer, oder noch besser als Bäuerin, ist ihnen, vorzüglich wenn man einen Korb auf den Rücken nimmt, das Gewehr verbirgt und sich mit gutem Winde von der Seite unmerklich immer mehr nähert, am allerwenigsten verdächtig. Läßt man sich nicht durch die Hitze übereilen, zu weit zu schießen, so kann man mit der Doppelflinte viel auf einmal ausrichten. Endlich schießt man sie in Thüringen in einigen Gegenden, wo sie sehr zahlreich sind, auf folgende Art: Man merkt sich nämlich den Stand, wo sie sich des Nachts befinden. Dahin schleicht man sich des Nachts mit einer Laterne, die man unter einem schwarzen Tuchmantel nebst der Flinte verbirgt. Sobald man an den Ort kommt, wo der erste steht, öffnet man den Mantel, setzt die Laterne hin, die Trappen werden geblendet, bleiben betäubt stehen und man kann mehr als einen auf einmal erlegen.

Nutzen. Das Fleisch der jungen Trappen ist zart, leicht verdaulich und eine Delicatesse, das der Alten ist härter und schwarz. Man muß es in Essig einige Tage liegen, im Winter tüchtig durchfrieren lassen, wenn es genießbar werden soll, dann ist es aber auch in Pasteten oder gedämpft, gekocht und kalt in Scheibchen geschnitten mit Butterbrod zur Biersuppe gegessen recht schmackhaft. Es hat fast überall das Ansehen von Rindfleisch, nur auf der Brust findet man einen Theil desselben dem Hühnerfleische ähnlich. Die Spulen braucht man zum Schreiben und die Fischer bedienen sich auch ihrer gern zu den Angeln, weil sie glauben, daß die Fische die kleinen schwarzen Flecken auf den Schäften für Fliegen ansehen und daher desto besser anbeißen. Man kann auch die Trappen zum Vergnügen unter dem übrigen Federvieh auf dem Hofe herumlaufen lassen. Ihr Schade, den sie an den Feldfrüchten thun, ist nur da von einigem Belang, wo sie in Menge sind und in der nassen Jahreszeit die Saat zertreten, oder zur Weizensaat und Weizenernte stark einfallen.

2) **O. Tetrao** (**Otis Tetrao** *Gmel. Linn.* **Syst. I, 2. p. 723. n. 3. La petite Outarde ou Cane-Petière.** *Buff.* **des Ois. II, p. 40. Pl. enl. 25.** Männchen, 10. Weibchen. *Ed. de Deuxp.* **III, 45. t. I. f. 2.** Übers. von Martini IV, 48. f. 80, 81. **Little Bustard** *Latham* **Synops. II, 2. p. 799. n. 2.** Bechst. Übersetz. **IV, 703.** Goeze Fauna **V, 2.** S. **422. n. 2.** Bechstein, Ornith. Taschenb. S. 246. n. 3. Donndorf a. a. O. S. 6 n 3. Der kleine Trappe, Zwerg-,

Triel- und Grieltrappe, Trappenzwerg). Der Oberleib ist rothgelblich schwärzlich gestrichelt mit kleinen unregelmäßigen Linien in die Quere gestreift, Kopf und Hals glatt, am Männchen der Kopf mit einem doppelten weißen Halsband, am Weibchen der Hals von der Farbe des Rückens. Der kleine Trappe hat ungefähr die Größe eines gemeinen Fasanes oder einer großen Haushenne. Er mißt nach pariser Maß fast 1½ Fuß in die Länge und fast 3 Fuß in die Breite. Die Flügel erstrecken sich über drei Viertheile des Schwanzes und das Gewicht ist zwei Pfund. Der Schnabel ist 16 Linien lang, hühnerartig und graubraun; die Füße und Klauen geschuppt und grau; der nackte Theil der Schenkel 1 Zoll hoch und die Mittelzehe 1½ Zoll lang. Der Kopf hat gerade die Gestalt des Hühnerkopfes; der Oberkopf ist schwarz mit rostfarbenen Strichen; die Schläfe, das Kinn und die Kehle sind röthlichweiß mit kleinen schwärzlichen Flecken; der Hals schwarz mit einem doppelten kleinen weißen Halsbande; der Rücken, die Schultern und Deckfedern der Flügel rothgelb, dunkelbraun oder schwärzlich gestrichelt und mit kleinen irregulairen Linien in die Quere gestreift; die Brust, der Bauch und die äußern Ränder der Flügel weiß; die vordern Schwungfedern an den Spitzen schwarz, am Grunde weiß, die Kanten weiß, die hintern Schwungfedern ganz weiß; von den 18 Schwanzfedern die vier mittlern brandfarbig, die übrigen weiß, alle mit schwärzlichen irregulairen Querflecken bezeichnet. Alle Dunen sind rosenfarbig. Das Weibchen ist kleiner, hat keine weißen Halsbänder, sondern der Hals ist mit der Farbe des Rückens bezeichnet; die Brust röthlichweiß, schwarz gestreift; Bauch und Flügel ausgenommen ganz rostfarbig und schwarz gefleckt; es ist schöner als das Männchen, weil die schwärzliche Zeichnung auf den Obertheilen viel feiner als bei diesem ist.

Er ist listig und scheu. Wenn er irgend Gefahr von weitem vermuthet, so fliegt er zwei bis dreihundert Schritte weit schnell, aber nahe an der Erde hin, und läuft alsdann so schnell, daß kein Mensch im Stande ist, ihn einzuholen.

Dieser Trappe ist in engere Grenzen eingeschlossen, als der große. Er bewohnt die südlichen Theile von Europa, vorzüglich Frankreich, Spanien, Sardinien und die südlichen und südwestlichen Ebenen von Rußland, besonders in Sibirien. In Teutschland ist er nicht selten in Österreich, in den übrigen nördlichen Theilen von Europa aber, sowie in Schweden, eine große Seltenheit.

Er wandert im Herbste und zwar in unzähligen Scharen, und man bemerkt alsdann schon keinen Unterschied; so vollkommen haben sie sich ausgefedert. Im März bis zur Mitte des Aprils ist er wieder an seinem Wohnorte, welches steinige und unfruchtbare Felder, Lucerne- und Kleeäcker sind. Doch nimmt er nur in nördlichen Gegenden diese Wanderungen vor, in südlichen, z. B. in Sardinien, bleibt er das ganze Jahr hindurch.

In seinen Nahrungsmitteln hat er die größte Ähnlichkeit mit einem großen Trappen. Er frißt Ameisen, Käfer und andere Insekten, grüne Saat, Sämereien, Getreidekörner, Kohl und Kraut, besonders im Frühjahre die zartesten Blätter des Hasenkohls.

Im März und April paaren sie sich und der Hahn schreit alsdann des Nachts sehr oft und laut: Prut! Prut! Sie leben in der Polygamie und ein alter Hahn sucht sich oft durch seine Stärke sechs und mehre Weibchen zu verschaffen und Herr von einem ganzen Umkreise zu werden.

Die Männchen sind außerordentlich hitzig und der Sammelplatz, wo sie sich um die Hennen streiten und alsdann auch zum Paaren zusammenkommen, ist oft wie eine Tenne zusammengetreten.

Die Henne legt drei bis fünf schöne glänzendgrüne Eier in eine aufgescharrte Höhle auf die Äcker, und führt die im Mai schon ausgekrochenen Jungen alsdann wie eine Haushenne im Getreide herum. Diese können im August schon fliegen und drücken sich bei Gefahr so fest an die Erde an, daß man sie mit den Händen fassen kann. Dies thun fast alle Hühnerarten, auch die Sumpfvögel, und alle Vögel, die von den Alten ausgeführt werden, ehe sie fliegen können.

Sie haben mit den großen Trappen nicht nur gleiche Feinde, sondern auch noch mehre unter den Raubthieren und Raubvögeln. Auswendig werden sie auch zuweilen von weißlichen Läusen und inwendig von Madenwürmern geplagt.

Die Hähne werden in Frankreich in Schlingen gefangen und durch ein ausgestopftes Weibchen herbeigelockt, dessen Geschrei man künstlich nachahmt. Man jagt sie auch mit Raubvögeln. Es hält aber überhaupt schwer ihnen beizukommen, weil sie beständig auf Anhöhen in Haferfeldern, niemals aber, wie man sagt, in Roggen und Weizen auf ihrer Hut zu sein pflegen.

Ihr Fleisch ist wohlschmeckender, als von einem Birkhuhn, sieht aber schwarz aus. Ebenso sind die Eier von vortrefflichem Geschmacke. Sie sollen zuweilen auf den Feldern, wo sie ihre Nahrung nehmen, Schaden thun.

3) **Otis Houbara** (der Kragentrappe). Von diesem Vogel liefert Meyer folgende Beschreibung genau nach der Natur, da die andern mehr oder wenig unvollständig. Länge 24½ pariser Zoll. Breite 4 Fuß, Schwere 3⅛ Pfund. Schnabel vom Mundwinkel bis zur Spitze 2¼ Zoll, von der Stirn bis zur Spitze 1 Zoll 5 Linien, hornfarbig, an den Seiten, sowie der größte Theil des Unterschnabels, graubläulich; der Augenstern bleichgelb, der Augenliderrand schwarzgrau; die Füße grünlichgrau; der Lauf 4 Zoll lang; das Kahle des Schenkels 2 Zoll lang. Der Kopf hellrostfarbig mit sehr vielen feinen schwarzbraunen Punkten, die Mitte des Scheitels mit einem fein zerschlissenen Federbusche, dessen Federn über 1½ Zoll lang sind, größtentheils weiß mit schwarzer Spitze, die hintersten weiß mit rostfarbiger, schwarzbrauner bespritzter Spitze; Kehle, Wangen und Ohrengegend schmuzigweiß, beide letztere mit feinen haarähnlichen Federn besetzt; der Vorderhals weißgrau, schwarzbraun bespritzt, der untere Theil zunächst der Brust mit langen rein hellaschgrauen Federn besetzt; die Mitte des Hinterhalses von dem Nacken bis zum Rücken federlos und nur mit feinem bräunlichweißen Flaum besetzt; die Brust, Seiten, untere Flügeldeckfedern, Schenkel und Bauch schmuzigweiß, die langen

Afterfedern zur Seite gelblichweiß mit schwarzbraunen Querbinden; an den Seiten des Halses zerschlissene 3 bis $3\frac{1}{2}$ Zoll lange schwankende, schwarze Federn von welchen einige der kleinsten weiße Spitzen haben; Oberrücken, Schulterfedern, Unterrücken, Flügeldecken und hintere Schwungfedern hellrostfarbig, schwarzbraun bespritzt und punktirt, sehr viele dieser Federn mit einem schwarzbraunen gezackten Fleck; die vordersten Flügeldecken weiß und schwarz gewellt, und die ganz vorderste Reihe derselben mit reinweißem Spitzenfleck und unter diesem mit einem schwarzen Querbande, die hintern Schwungfedern mit drei bis vier graubraunen zickzackförmigen Querbändern; die fünf vordersten großen Schwungfedern an der Wurzelhälfte weiß, an der Endhälfte schwarzbraun, welches letztere sich auf der äußern Fahne weiter heraufzieht und in Rostgelb verläuft; die zweite Ordnung der Schwungfedern schwarzbraun mit rostgelben und schwarzbraun gezackten Enden und weißen Spitzen, die 6. bis 10. Schwungfeder schwarzbraun mit weißer Spitze, die 6. bis 9. von der Wurzel bis zur Hälfte ihrer Länge auf der äußern Fahne schön rosenroth mit braunen Spritzflecken, die Wurzelhälfte der innern Fahne nicht sichtbar, aber bei der 6. Schwungfeder zeigt sich auf der äußern Fahne ein Zoll langer weißer und braun bespritzter Fleck. Der aus 22 Federn bestehende zugerundete Schwanz rostfarbig, die Seitenfedern abnehmend blässer, alle Federn schwarzbraun bespritzt und punktirt, mit drei bläulichgrauen gezackten breiten Querbinden und weißer Spitze, die obern Schwanzdecken ebenso gezeichnet, nur heller von Farbe; auf der untern Seite des Schwanzes ist die Farbe der gezackten Querbinden schwarzbraun; die kleinen Deckfedern des Daumengelenks weiß mit einem schwarzen Fleck. Die zweite Schwungfeder ist die längste. In seinem Magen fanden sich meistens Insecten, vorzüglich **Chrysomela hottentota** und einige Pflanzentheile, in den Gedärmen ein **Hematoideum** und in den Lungen ein **Strongylus**. Die Samenstränge sah man deutlich, allein keine Spur der Hoden, weshalb ich glaube, daß es ein nicht ganz altes Männchen ist, welches sich im Jahre entweder ganz früh oder gar nicht begattet hatte.

Abgebildet findet man den Kragentrappen in Jaquin's Beiträgen (S. 24. Nr. 18. t. 9) unter dem Namen **Psophia undulata**; bei Shaw (p. 252. f. 1 und p. 255. f. 2) unter dem Namen **Raud**; in Bechstein's ornithologischem Taschenbuche (1. Thl. S. 247) und in Neumann's Nachträgen der Naturgeschichte der Land- und Wasservögel (3. Hft. t. 21). Sämmtliche Abbildungen stellen nur das Männchen dar. Das Weibchen ist weder bis jetzt beschrieben, noch abgebildet. Außer daß ihm der Federbusch und Halskragen mangeln wird, mag es wol in der Farbenzeichnung nicht viel vom Männchen verschieden sein.

Bruch fügt Folgendes hinzu: **Houbara** ist in denjenigen Gegenden, welche als die Heimath des Kragentrappen aufgeführt werden, der generische Name aller Trappen. Seine wahre Heimath wird dadurch unsicher, ich möchte aber wol behaupten, daß er in Teutschland häufiger vorkommt, als man glaubt, daß er öfter in die Küche, als in ein Naturaliencabinet wandert, wie dieses wenigstens in den Rheingegenden gewöhnlich mit seinem Verwandten, **otis tetrao**, und überhaupt mit den eßbaren Vögeln zu geschehen pflegt.

4) **O. nuba Mus. Francof.** (Rüppell, Atlas zur Reise. Vögel. t. 1). Höhe in aufrechter Stellung 1 Fuß 10 Zoll 2 Linien, Länge vom Scheitel bis zum Schwanzende 2 Fuß 3 Zoll, Höhe des Tarsus 4 Zoll 2 Linien, Länge des Schnabels von der Stirnwurzel bis zu der Spitze 1 Zoll 10 Linien. Schnabel hellgelb, an der Spitze hornfarben; Scheitel hellbraun, schwarz getüpfelt. Iris gelb; über den Augen ein breites schwarzes Band, das von der Schnabelwurzel ausgeht und am Hinterhaupte mit dem von der entgegengesetzten Seite zusammentrifft. Wangen weiß; Hals bläulich aschgrau. Über der weiß und schwarz gewellten Brust ragt ein braunrother Kragen hervor, dessen drei Zoll lange Federn an der Spitze zerschlissen und abgestumpft und von den blauen des Halses beinahe bedeckt sind. Der ganze Oberkörper ist hellbraun mit glänzend schwarzen in kleinen Winkeln zusammenlaufenden Streifen und Punkten übersäet. Der Unterleib ist weiß, an den Weichen schwarz getüpfelt. Die Schwungfedern sind an der Wurzel weiß, von der Mitte an glänzendschwarz, und werden von den über sie hinausragenden großen Flügeldeckfedern ganz überdeckt. Der lange schmal zugerundete Schwanz, dessen Federn an der Wurzel weiß sind, ist hellgraubraun und mit schwarzen gewellten Linien durchzogen. Die Füße sind hellgelb. Das Weibchen ist von dem Männchen, wie es hier beschrieben, durch eine schlankere Gestalt, einen weißen Streifen, der über dem Auge unter dem schwarzen hinzieht, und einen viel kleinern Halskragen unterschieden. Rüppell hat dieses ausgezeichnet schöne Trappenpaar in den Nilgegenden oberhalb Kurgos aufgefunden. Über dessen Lebensweise kann nichts berichtet werden. Sie mag wol die der übrigen Trappen sein. Der Nubatrappe ist ein Vogel der Wüste und gehört den tropischen Gegenden Nordafrika's an.

5) **O. Arabs** *Linné* (Rüppell, Atlas a. a. O. t. 16. Lohongtrappe). Länge von dem Scheitel bis zum Schwanzende 2 Fuß 10 Zoll, Schnabellänge von dem Mundwinkel bis zur Spitze 3 Zoll 6 Linien, Flügellänge 1 Fuß 11 Zoll, Länge des Tarsus 7 Zoll. Der Scheitel des Lohongs ist grau, fein schwarz gewellt. Ein schwarzer Zügel geht von der Stirn über den Augen hinweg zum Hinterhaupte, und bildet daselbst mit den verlängerten Kopffedern einen starken, schwarzen Schopf, der in die Höhe gerichtet werden kann. Über dem Auge ein weißer Fleck und um dasselbe herum ein nackter fleischrother Kreis. Wangen, Kinn und ganzer Hals grau, letzterer dicht bedeckt mit sehr langen zerschlissenen Federn, welche mit schwarzbraunen, eine Linie breiten gezackten Querstreifen durchwirkt sind. Der Rücken und die sehr langen Flügeldeckfedern leuchtend rothbraun mit feinen, schwarzen Wellenlinien, die in schiefer Richtung von Oben nach Unten zu dem Schafte stehen. Kleine Flügeldeckfedern mit größern und kleinen weißen Enden. Die drei ersten Schwungfedern schwarz, die folgenden an der in-

nern Fahne mit großen, weißen, theilweise mit violettbraun marmorirten Flecken und ganz weißen Enden. Schwanzfedern, wie der Rücken, mit einem weißen breiten Bande in der Mitte, an der ersten Hälfte schwarzbraun. Unterleib und Schienen blaßroth-gelblich. Füße, Iris und Schnabel weißgelb, letzterer an der Spitze hornfarbig. Das Weibchen hat dieselben Abzeichnungen wie das Männchen, ist aber kleiner und in allen Verhältnissen schlanker, bei weniger lebhaften Farben.

Ein ausgewachsenes Paar dieses Trappen hat Rüppell bei seinem Aufenthalte in Kortofen eingesammelt. Lebt paarweise in den Steppen. In seinem Magen wurden Insektenreste gefunden. Der Lohong kommt auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung ebenfalls nicht sehr häufig vor und heißt bei den Colonisten der wilde Pauw. Eine ungenügende Abbildung des Lohongs befindet sich in Seligmann's Sammlung verschiedener ausländischer Vögel (nach Catesby und Edwards) (Nürnberg 1749. 1. Th. t. XXIII). Die beschreibenden Darstellungen von Brisson, Buffon und Linné scheinen nach dieser unvollständigen Abbildung gefertigt zu sein.

6) **O. torquata** *Cuvier.* (Galérie du Mus. d'hist. nat. à Paris. *Lesson.* Traité d'Ornithologie. p. 528). Am Männchen Kehle weiß, Wangen rostroth, Stirn und Vorderhals schwarz, Unterhaupt aschgrau, hinten auf dem Oberhalse ein schwarzer Streif, Rücken rostroth, mit braunen welligen Linien, Hals grau, die Seiten der Brust rostroth, Bauch und Seiten weiß; untere Flügeldeckfedern rostroth, Flügel und Schnabel gelblich. Am Weibchen ist die Kehle weiß, am Vorderhalse kein schwarzer Kragen; Gefieder rostroth mit schwarzen Wellenlinien; Bauch weiß, roströthlich überlaufen. Vom Cap der guten Hoffnung.

7) **O. afra** *Latham* (Synops. t. 77). Oben schwärzlichbraun, unregelmäßig rostroth gestreift und gestrichelt, der Scheitel braun, mit weißen Streifen und Strichen, an jeder Seite des Kopfes ein breiter, weißer Streif und ein dergleichen Fleck auf dem Ohre; die Schwungfedern der ersten Ordnung schwarz, weniger lang, als die der zweiten, welche, eine weiße Binde, nach der ganzen Flügellänge laufen; Hals und untere Theile schwärzlich, auf jenem ein halbes weißes Halsband; am Beine ein weißer Ring. Schnabel schwärzlich, Füße gelb, Krallen schwarz. Länge 27 Zoll. Das Weibchen hat nur kleine weiße Linien auf dem schwarzen Kopfe und Halse, kein Halsband und keine Ohrenflecken. Vaterland Vorgebirge der guten Hoffnung.

8) **O. gularis** *Cuvier.* (Galérie l. c. *Less.* ib.) Schnabel hornartig, Tarsen gelblich, Kehle weiß mit rostrothen und schwarzen Wellen, am Vorderhalse zwei Reihen schwarzer Längsstriche, Bauch gelblich. Ward von Pondichery gesendet.

9) **O. bengalensis** *Latham.* (*Belanger* Voyage aux indes or. pl. 10. *Edwards* Glan. 250). Lesson (l. c. 529) gibt als Kennzeichen an: Am Männchen die Kehle weißlich, Kopf, Hals und Rücken rostroth mit Braun gewellt; der ganze Unterkörper, von der Brust an, tiefschwarz; Flügel rein weiß, Schwanz schwarz, mit weißer Spitze. Weibchen: Rostroth, schwarz gewellt, die Kehle weiß. Drapiez (Dictionnaire class. XII, 539) weicht ab und ist vielleicht junger Vogel. Obere Theile rothgelb, braun und schwarzbunt; Scheitel des Kopfes, Hals, untere Theile schwarz, um den Hals unterm Kopfe und um die Augen rostrothgelb; auf der Brust eine breite Binde von der Farbe des Rückens, Schwungfedern weiß und schwarzbunt, mit tiefgrauen Spitzen, Steuerfedern weiß, braun und schwarzbunt; Schnabel und Füße braun. 24 Zoll lang. Weibchen heller, Kopf, Hals und Bauch ziemlich rein hell aschfarben. Vaterland Indien.

10) **O. himalayanus** *Vigors.* (Philosoph. Magazine 1831). **Niger alis albis; dorso medio scapularibusque pallide rufo brunneoque variegatis; dorso imo pallido rufo undulatim sparso; cristae collique plumis anterioribus et posterioribus confertis elongatis.** Vom Himalaya.

11) **O. nigriceps** *Vigors.* (l. c.) **Corpore supra pallide badio, rufobrunneo graciliter undulato; collo, maculis parcis alarum, abdomineque albis; capite cristato, tectricibus alarum exterioribus, remigibus, notaque grande pectorali nigris.** Länge 4 (engl.) Fuß, Höhe 4½ Fuß. Indien.

Es sind noch mehre Arten einzeln aufgeführt, welche noch genauere Beschreibung erheischen, als **O. ferox** (Isis XXVII, 814). **O. afroïdes.** (ib.) **O. Vigorsii.** (ib.) **O. Kori** (ib. 823). **O. Denhami** (Zoolog. Journ. III, 453). **O. himalayanus** (ib. 809). (D. *Thon.*)

OTITES *Latreille* (Insecta). Zweiflüglergattung aus Macquart's Familie **Psilomydae**, von Meigen zu den Muscides gerechnet. Sie fällt mehr oder weniger mit folgenden zusammen: **Sciomyza** *Meigen. Fallen.* **Ortalis,** *Meigen.* **Supplement. Dyctya** *Fabricius.* **Oscinis,** *Latreille.* **Genera. Musca** *Panzer.* **Blainvillia, Myoris, Heramya** *Robineau Desvoidy.* Die Kennzeichen sind folgende: Der Kopf ist ziemlich groß, das Gesicht ein Wenig gewölbt, gekielt mit 2 Grübchen, die Stirn ist vorspringend, stumpfplatt, das zweite Glied der Fühler ist kegelförmig, etwas länglich, das dritte eiförmig von der Länge des zweiten, der Griffel nackt. Typus der Gattung ist: **O. formosa** (**Otites elegans.** *Lat.* t. 14, 383. **Oscinis,** *Lat.* Gen. 4, 351. **Blainvillia formosa.** *Rob. D.* nr. 1. **Musca id.** *Panz.* 59, t. 21. **Ortalis gangraenosa.** *Meig.* Suppl. nr. 22. **Dictya id.** *Fab.* S. Antl. nr. 13. **Scatophaga ruficeps,** *Fab.* S. Antl. nr. 24). Fünf bis sechs Linien lang, aschgrau, Kopf und Fühler safrangelb, Thorax mit unregelmäßigen schwarzen Binden, Hinterleib glänzendschwarz, mit aschgrauen Querbinden, die Füße rothgelb, die Tarsen schwarz, die Flügel bräunlich mit schwarzen Flecken am Ende der Adern und auf den Queradern. Findet sich im Frühjahre auf den Blüthen des Weißdorns in Teutschland und Frankreich. (D. *Thon.*)

OTOPHIS (Amphibia). Eine von Bonaparte aus Anguis fragweise gesonderte Schlangengattung in dessen systematischer Aufzählung der Wirbelthiere (Isis 1833)

ohne Charakteristik aufgeführt. Als Vaterland ist Dalmatien angegeben, wobei es unentschieden bleibt, welches Thier gemeint ist. (D. *Thon.*)

OTTAR BIRTINGR, war ein Bauernsohn (Bôndason) aus dem Thrandheimischen, schwarz an Haar und Haut, weshalb er den Zunamen Birtingr [1]) (Glänzling, Weißling) erhielt, klein von Wuchs, ward aber durch seine Höflichkeit, Raschheit, Kühnheit und Kurzweiligkeit empfohlen. Er war einer von den Kerzenknaben [2]) des Königs Sigurd's Jorsalafari von Norwegen, und hatte den Dienst an einem Pfingstfesttage, als sich Folgendes ereignete, was ihm eine glänzende Laufbahn eröffnete. König Sigurd Jerusalemsfahrer war einer der ausgezeichneten Regenten, hatte aber im Verlaufe der Zeit solche Anwandlungen von Gemüthsbewegungen, daß er seiner Sinne nicht mächtig war. Wie die Sage erzählt, saß er bei dem großen Schmause eines Pfingstfestes misgelaunt bei Tische, und Niemand wagte ihn anzureden. Da nahm er ein kostbares ganz mit goldenen Buchstaben geschriebenes Buch und sagte, zwei Dinge haben ihm die besten gedeucht, als er in das Land kam, dieses Buch und die Königin, aber nun dünke ihm eins schlechter als das andere, das Buch ihm das schlechteste aller Dinge, und die Königin so gefährlich, daß ihr ein Geishorn auf dem Haupte stehe. Das Buch warf er in das Feuer, das auf dem Boden der Halle brannte, und der Königin gab er einen Backenstreich bei dem Auge. Ottar sprang zu, nahm das Buch aus dem Feuer, hielt es auf, und richtete Worte an den König, deren Inhalt kürzlich dieser ist: Ungleich seien die Tage, große Freude sei gewesen, als der König in großer Herrlichkeit gekommen, jetzt seien über sie, die damals sich so gefreut, Trauertage gekommen, da der König harmvoll und krank sei. Zuletzt rieth er ihm, sich zuvörderst mit der Königin zu versöhnen, und dann seine Häuptlinge, Freunde und Dienstmannen zu beruhigen. Der König überhäufte den Kerzenknaben mit Scheltworten, warf ihm vorzüglich seine niedere Geburt vor, sprang dann auf, zog das Schwert mit beiden Händen, und ließ sich an, als wenn er ihn erhauen wollte. Ottar stand still und rührte sich nicht, wie wenn er ganz furchtlos wäre. Der König schlug ihn mit dem flachen Schwerte auf die Schultern, und setzte sich wieder auf den Hochsitz, schwieg eine Zeit lang, ward ruhiger, und hielt dann eine Rede an die Versammelten, wie er als unsinniger Mann in die Halle gekommen, erzählte weiter, was vorgefallen, und wie er Ottar'n nicht erschlagen, weil er aus seinem muthvollen Benehmen seine Unschuld erkannt. Zuletzt erhob er, um ihn, den er nun am meisten liebe, zu belohnen, den Kerti-svein (Kerzenknaben) zum **Lendr Madr** [3]) (Lehnshäuptling) und zwar zu dem ausgezeichnetsten aller seiner Lendir Menn. Ottar ward seitdem ein berühmter Mann in Norwegen, und der Ausgezeichnetste von vielen guten und schätzbaren Stücken. Zu seinen schönen geistigen Gaben erhielt er vom Könige Güter und Höfe. Auf diese Weise belohnte er auch andere geringe Diener, wenn sie ihn wieder zur Vernunft brachten [4]). Aber Ottar allein hat sich einen berühmten Namen gemacht, weil ihn seine ausgezeichneten Gaben in den Stand setzten, eine glänzende Rolle zu spielen. Er ward ein großer Häuptling. Unter denen, welche bewirkten, daß Ingi im J. 1136 auf dem Borgarthing zum Könige genommen ward, war Ottar der erste. Ingi, Sohn des Königs Haralld, stand damals im zweiten Jahre, und Ottar war eine seiner größten Stützen. Des jungen Königs Bruder Sigurd Bronch, der nur zwei Jahre älter war, ward von den Thrändirn zum Könige genommen. Ottar ward dieser beiden Könige Stiefvater, indem er nach dem Falle ihres Vaters Haralld's Gilli's, ihre Mutter, die Königin Ingirid, heirathete. Sigurd Slembir bekriegte beide Könige, deren Vater er erschlagen hatte. Unthätig saß Sigurd in Thrandheim. Deshalb sandte im J. 1139 Ingi, der in der Wik das Land vertheidigte und mehre Schlachten hielt, Botschaft und Brief an seinen Bruder, und foderte ihn auf mit größtmöglichem Heere zu ihm zu kommen; außerdem werde er ihn selbst bekriegen. Der Brief war zugleich an Ottar Birting und die andern Lendir Menn, und an das ganze Volk gerichtet. Da sprach Ottar auf dem Thinge zuerst, entschuldigte Ingi's harte Worte durch die dringenden Umstände, und fodert den König Sigurd und Alle auf, zu König Ingi zu ziehen und ihm beizustehen. Sie thaten so und zogen in die Wik. Im nämlichen Herbste schlugen beide Könige den 13. Nov. 1139 die große Seeschlacht von Holmingra (in Nordagdir) gegen Magnus den Blinden und Sigurd Slembir. Magnus fiel; Slembir ward gefangen. Ungeachtet Ottar so auch dem Könige Sigurd Bronch die größten Dienste leistete, so war dieser doch kein großer Freund Ottar's, denn er meinte, daß Ottar in allen Stücken des Königs Ingi Partei hielte. Ottar ward auf dem Handelsplatze (Kaupángr, hier Nidaros) an einem Abende, als er zur Messe ging, von einem einzigen Mann erschlagen. Als er das Schwert sausen hörte, glaubte er, es sei ein Schneeball, den die Kinder zum Spiele würfen, und schwang seine Hand und seinen Stock entgegen. Ottar fiel von dem Hiebe. Sein Sohn Alfr Raudi, der in den Kirchhof gegangen war, verfolgte den fliehenden Mörder seines Vaters und erschlug ihn. Ottar's Blutsfreunde und seine andern Freunde schrieben seine Ermordung der Veranstaltung des Königs

1) Birtingr bedeutet a) eine Art Forellen mit lichter Farbe; b) eine Person oder Sache von lichter oder weißlicher Farbe (persona vel res albicans) von Birta, Licht, Schein, Glanz. Er hieß also Weißling, weil er nicht völlig weiß wie die andern Norweger war, oder der Name war ihm wahrscheinlicher ironisch gegeben. Wenn es von ihm heißt: „Aber schwarz an Haar und Haut (hörund), deshalb deuchte ihm Zuname (auk-nefni) gegeben, als er ward Birtingr genannt," so muß das auk-nefni (Vermehr-Name, cognomen) in übler Bedeutung genommen werden. Auch sind in der That die meisten aufgelegten Namen nicht als Ehren-, sondern als Spottnamen gegeben. 2) Einn af kertisveinom, Nom. Sing. kertisveinn, kertissveinn, Kerzenknabe, Lichthalter.

3) Belehnten Mann, d. h. Lehnshäuptling, satrapa feudatarius. 4) Snorri Sturleson, Heimskringla, Saga af Sigurdi Jorsalafara. c. 27. gr. Ausg. 3. Th. S. 273—276. Ausg. von Peringskiold 2. Th. S. 265—267. Saga Sigurdhar Jórsalafara c. 42. p. 156—159 in den Fornmanna-Sögur stimmt im Wesentlichsten mit Snorri Sturleson überein.

Sigurd zu, denn dieser war damals auf dem Kaufplatze (Nidaros). Die Bändor setzten dem Könige hart zu. Dieser sah sich genöthigt, gerichtliches Pfand zu geben, daß er seine Unschuld durch das Tragen des heißen Eisens erhärten wolle. Der König ging darauf südwärts aus, und diese Reinigung ward niemals vollführt [5]).

(*Ferdinand Wachter.*)

OUDENAERDE (**Robert van**) oder auch **Audenard**, wie sich der hier anzuführende Künstler selbst schrieb, während er sich in Watelet's des **Arts: Auden-Aerd**, auf seinen Kupferstichen oft: **Auden-Aard** geschrieben findet, war geboren zu Gent 1663, gestorben ebendaselbst 1713. Als seine frühern Meister in der Malerei nennt man Miechop und Jan van Clef(?). Um sich in seiner Kunst mehr zu vervollkommnen, begab er sich im J. 1685 nach Rom, wo der berühmte Carlo Maratti sein Lehrer wurde, in dessen Schule er sich 15 Jahre lang im Kupferstechen und Malen übte. Maratti bemerkte an ihm großes Talent und zugleich eine Neigung zur Kupferstechkunst, deren Ausbildung er ihm daher besonders empfahl. Oudenaerde benutzte diesen Wink, und widmete sich neben der Malerei eifrig der Kupferstechkunst, wo er in der Manier des Jakob Frey arbeitete. Vornehmlich wußte der Künstler in seinen Blättern die Radirnadel und das Ätzen mit sehr glücklichem Erfolge neben der Vollendung mit dem Grabstichel anzuwenden und dadurch, sowie sein Mitschüler Jakob Frey, eine außerordentliche Weichheit mit Kraft verbunden hervorzubringen. Er erwarb sich hierbei noch das große Verdienst, daß in seinen Blättern eine sehr malerische feine Behandlung hervortrat, wodurch sich das Kalte des Grabstichels verliert, und der Geist mehr als die reine Mechanik obwaltet; der Künstler nähert sich hierdurch den herrlichen Werken von Gerh. Audran und Nicolas Donigny, welche immer als die Hauptmeister in dieser Art genannt werden müssen. Der Künstler hatte sehr vieles nach Pietro da Cortona, An. Carracci, Domenichino, Andr. Proccacini, das Meiste aber nach seinem Lehrer Carlo Maratti *) gearbeitet. Auch stach er mehre Bildnisse, sowie eine große Zahl derselben zu dem Medaillenwerke des Cardinal Barbarigo, auch zu Rossi's großem Antikwerke mehre Statuen.

Der Triumph des Jul. Cäsar nach der bekannten Composition des Mantegna ehemals im Palaste Gonzaga zu Mantua, wovon Mantegna einzelne Blätter stach und Andrea Andreani die trefflichen Holzschnitte in Clairobscur lieferte, ist ebenfalls von ihm in 10 Bl. mit Titel sehr gut gestochen worden. Nach seinen eigenen Zeichnungen sind von ihm gestochen der Einzug der Königin Christina von Schweden in Rom, sowie deren Leichenbegängniß.

Wenn Watelet zuweilen Oudenaerde's Arbeit mit der C. Bloemart's vergleicht, so ist das nicht ganz richtig, da letzterer Meister mehr einen glänzenden Grabstichel führt.

(*Frenzel.*)

Im Anfange war das Verhältniß mit Maratti dadurch getrübt worden, daß sich Oudenaerde ohne Wissen desselben seine Heirath der heiligen Jungfrau, die er noch malte, zu stechen erlaubte; das Blatt verbreitete sich schnell in Rom, worüber Maratti so aufgebracht wurde, daß er Oudenaerde aus seinem Atelier fortjagte. Diese harte Behandlung brachte den jungen Mann zur Verzweiflung, sechs Wochen lang rührte er weder Punktirnadel noch Pinsel an; eine solche Reue versöhnte Marati und es that ihm leid, sich so streng gezeigt zu haben. Als er ihm eines Tags begegnete und Oudenaerde ihm sagte, daß er die Malerei und Kupferstecherkunst ganz aufzugeben entschlossen sei, redete er ihm ernstlich den Gedanken aus, empfahl ihm vielmehr beide Künste zu treiben und nur nichts als Kupferstiche zu publiciren; seitdem blieben Meister und Schüler innig verbunden. Oudenaerde hatte auch die alten Sprachen mit Erfolg betrieben und sein Talent für lateinische Verse war so bekannt, daß er zu dem oben erwähnten großen Medaillenwerke, in welchem der Cardinal Barbarigo viele Bildnisse seines Geschlechts mit Sinnbildern durch ihn in Kupfer stechen ließ, auch die lateinischen Verse machte, welche ein jedes zur Unterschrift erhielt. An diesem Werke, das auch 175 Platten enthielt, hat der Künstler 22 Jahre gearbeitet; beendigt wurde es erst nach dem Tode des Künstlers und des Cardinals, dessen Familie es im J. 1762 zu Padua publiciren ließ, unter dem Titel: **Numismata virorum illustrium ex gente Barbariga. Vol. I. Fol.** — Der Cardinal, der an Oudenaerde großes Gefallen hatte, hatte ihm auch den Vorschlag gemacht, in den geistlichen Stand zu treten und ihm auf den Fall seine Protection und Beförderung zugesagt. So verführerisch auch dieser Vorschlag für Oudenaerde war, so wollte er doch nach einer Abwesenheit von 37 Jahren erst sein Vaterland wieder besuchen. Bei seiner Ankunft in Gent erhielt er den schmeichelhaftesten Empfang, war jedoch schon im Begriffe nach Italien zurückzukehren, als er die Nachricht vom Tode seines Gönners und Beschützers erhielt und, dadurch von allen Verpflichtungen frei geworden, ließ er sich in seiner Vaterstadt nieder, wo er unermüdlich bis an seinen Tod arbeitete; ebenso ausgezeichnet als Portrait- wie als Historienmaler konnte er kaum allen Aufträgen genügen, die man ihm machte; ein großer Theil der Kirchen Gents wurde mit seinen Gemälden geschmückt; berühmt ist besonders sein Meisterwerk, „die Erscheinung des heiligen Petrus," großes Altargemälde in der Karthäuserkirche. Er starb den 3. Jun. 1743.

(*H.*)

OXYBELIS *Wagler* (**Amphibia**). Eine aus

5) *Snorri Sturleson*, Sagan af Sigurdi, Inga, oc Eysteini, Haralldssonom. c. 1. p. 328. c. 9, 10. p. 343, 344. c. 14, 15. p. 351, 352. c. 21. p. 360. Ausg. von Peringskiold 2. Th. S. 314, 328, 336, 337. Sagan af Hakoni Herdebreid. c. 9. gr. Ausg. S. 388. Sagan af Magnusi Erlingsyni c. 27. p. 447. Dazu zu vergleichen in Fornmanna-Sögur 7. Bd. Saga Inga konungs Haraldssonar oc braedra hans. c. 1. p. 207. c. 10. p. 220—222. c. 12. p. 225. c. 15. p. 229. c. 15, 16. p. 229, 230. c. 21. p. 238. Saga Hákonar Herdhibreidhs. c. 12. p. 268. Saga Magnúss Erlingssonar. c. 17. p. 311. Saga Sigurthar Slembidjácus c. 5. p. 334. c. 8. p. 347, 348. Agrip af Noregs konunga sögum c. 52, im 10. Bande der Fornmanna-Sögur S. 419.

*) Der Tod der heil. Jungfrau und die Marter des heil. Blasius, beide nach Carlo Maratti, sind vorzügliche Hauptblätter.

Coluber gesonderte Schlangengattung (Wagler, System der Amphibien. S. 183), von welcher die Kennzeichen folgendermaßen angegeben sind: **Caput gracillimum, longissimum, tetragono-lanceolatum, rostro longissimo, maxillae apice supra mandibulam multum producto, pupilla rotunda; nares in cantho rostrali distincto in medio scutelli longissimi sitae, scutum rostrale inferum; scutum loreum nullum, ejus loco latus deflexum scuti frondalis secundi, scutum oculare anterius 1; scuta ocularia posteriora 2; truncus longissimus, gracillimus, flagelliformis, scutis gastraei ac caudae rotundatis, squamis notaei laevibus.** Zu dieser Gattung zählt Wagler nur eine einzige Art. **Dryinus aeneus.** *Wagl.* (**Serp. bras. p. 12. t. 3. Coluber acuminatus** *Neuwied.* Beiträge und Abbildung zur Naturgeschichte Brasiliens. **Dryinus auratus**).

Der Prinz von Neuwied gibt a. a. O. folgende Beschreibung dieser Schlange. Der Kopf äußerst schmal von den Augen an in eine sehr zusammengedrückte schmale lange Schnauze verlängert, welche zugespitzt und vorn ein Wenig abgerundet ist. Der Unterkiefer um eine Linie kürzer als der obere, die Nasenlöcher an der Seite der Schnauzenspitze klein, rund, die Augen groß und lebhaft, der Schnitt des Mundes vor dem Auge etwas aufwärts aufgebuchtet, die Zunge lang und gespalten, die Kieferzähne ziemlich stark und lang, etwas rückwärts gekrümmt, die Gaumenzähne kleiner. Der Hals äußerst dünn und schlank, der Körper schlank und sehr lang, etwas zusammengedrückt, der Schwanz sehr fein und dünn, peitschenförmig am Ende mit einer kleinen Hornspitze. Der Kopf ist mit großen, sämmtlich sehr schmalen verlängerten Schildern bedeckt, das Rüsselschild ist sehr klein, blos an der vordern senkrechten Spitze der Schnauzenspitze oben abgerundet, unten ausgeschnitten, die Schnauzenschilde sind lang, schmal, länglich viereckig, vorn etwas schmäler als hinten, beinahe vier Mal so lang als breit, die Stirnschilder sind länger und breiter als die vorhergehenden, hinten mit einem Bogen aufwärts steigend, vor dem Auge mit einem Ausschnitt und mit einem Bogen bis auf die Randschilder des Oberkiefers herabsteigend, zwischen dem Stirnschild und dem Auge steht ein kleineres vorderes Augenschild, das Wirbelschild ist sehr lang und schmal lanzettförmig, sechseckig, vorn breiter als oben, die Augenbraunschilder sind schmal, lang, hinten breiter als vorn, die Hinterhauptschilder an den Seiten buchtig, oben beide einen stumpf einziehenden Winkel bildend, in welchem zwei Schuppen stehen. Der Rand des Oberkiefers an jeder Seite hinter dem Rückenschilde mit eilf Tafeln belegt, der Unterkieferrand hinter den Nebenschilden an jeder Seite mit sieben bis acht Tafeln, das Lippenschild klein, breit dreieckig, die Nebenschilder breit und lang, die vordern Rinnenschilder klein, schmal rhomboidal, die hintern Rinnenschilder noch ein Mal so lang, schmal, gänzlich von einander getrennt und sehr aus einander weichend. Die Seiten des Hinterkopfes mit großen Schuppen belegt, der Körper mit glatten, ziemlich großen, völlig rhomboidalen, ziemlich spitzwinkeligen Schuppen bedeckt; am Halse sind sie lanzettförmig, schmal, und stehen etwa in 16 bis 17 Längsreihen, an der Mitte des Rumpfes stehen sie in 17 und an der Schwanzwurzel in neun Längsreihen; an den vordern Theilen des Thieres sind sie mehr länglich, an den hintern mehr breit, die Schwanzschuppen sind breit sechseckig, die 197 Bauchschilder sind breit, an den Seiten schief gedeckt, Schwanzschilderpaare sind 144 vorhanden. Der einfache After ist mit zwei Schuppen bedeckt. Die Iris ist nach Oben gelb, der Rand des Mundes, die Unterkinnlade und Kehle an beiden Kiefern hellgelblich weiß, von der Nasenspitze zieht sich durch das Auge nach dem Hinterkopfe hin ein dunkler Streif, der die weiße Mundfarbe begrenzt. Die Grundfarbe des ganzen übrigen Thieres ist hellblaßgrau-bräunlich, kaum merklich dunkler gewölkt, abwechselnd zu beiden Seiten des Rückens laufen sehr einzeln und weit von einander entfernt unregelmäßige, sehr kleine schwarze Fleckchen oder oft nur feine kurze schwarze Striche, welche auf dem Schwanze noch seltener werden, wo nur alle drei bis vier Zoll ein solches kleines Pünktchen steht. Am Halse bemerkt man ebenfalls sehr feine blaßgelblichgraue kleine Striche, da wo die Schuppen sich von einander begeben, der Bauch von einer etwas mehr graubraunröthlichen Mischung, äußerst schwach graulich marmorirt, an den Seiten röthlich, weiß punktirt, der Afterschild an jeder Seite mit einem runden schwarzen Fleckchen, die Kehle in der Mitte etwas gelblich gefärbt. Die ganze Länge 3 Fuß und etwas über 10 Zoll, die Länge des Schwanzes 17 Zoll, der Breitendurchmesser des Körpers in der Mitte 6 Linien.

Diese Natter ist schnell und gewandt, besteigt die Bäume und Gesträuche und ruht daselbst aus. Sie kommt besonders in der Gegend des Flusses Espirito Santo vor. Alle bräunlich gefärbte Theile dieser Schlange behalten in Spiritus ihre Farbe, die grünlichen und gelblichen verblassen.

Wagler vereinigt mit dieser Schlange **Dryinus auratus** (Bell., Zoolog. Journ. 1825. S. 329. t. 12), von der es a. a. O. heißt: **Dr. griseo-flavescens aureo pallide nitens, albido nigroque punctulatus, rostro subobtuso. Scuta abdominalia 196. Scutella subcaudalia 160. Habitat in Mexico.**

Der Oberkiefer springt eine Linie über den untern vor; der Rüssel gerade und ziemlich stumpf, die neun Kopfschilder erstrecken sich weiter nach Hinten, als bei den andern; Bauchschilder 2 Linien lang, kaum 3 breit, Schwanz sehr schlank, etwas viereckig, Ende spitzig. Obertheil des Kopfes grau, eine schwarze Linie läuft von den Nasenlöchern rückwärts über den untern Theil des Auges bis etwa ½ Zoll unter dem Kopfe; dazwischen und dem Munde ist der Raum ganz weiß. Ganze Länge 4 Fuß 9 Zoll. Schwanzlänge 2 Fuß. Bauchbreite 4 Linien. Steht **Dryinus aeneus** *Spix* sehr nahe, weicht aber in der Farbe, größerer Dünnheit und dem stumpfen, fast abgestutzten Rüssel davon ab. (D. *Thon.*)

OXYRRHOPUS (**Amphibia**) (System der Amphibien). Eine von Wagler aus Coluber gesonderte Schlangengattung, als deren Kennzeichen folgende angegeben werden: **Caput subdistinctum, oblongum, subdepres-**

sum rostro longulo obtuso-acuminato; nares margine scutelli posteriore; scuta superciliaria antice angustata triangularia; scutum loreum et oculare anterius 1; scuta ocularia posteriora 2; oculi a rostri apice multum amoto circulares pupilla subelliptica, verticali, profunde siti, truncus elongatus, compressiusculus, abdomine rotundato; cauda longula, teres, gracilis; squamae lanceolato-rhombae, imbricatim positae, laevissimae, supra et paullo ante caudae basin ut plurimum reliquis majores, polygonae (America).

Species: Coluber petalarius *Linn.* (Mus. Ad. fr. 1. p. 35. t. 6. f. 2. Col. Pethola *Lacépède.* Überſ. 4. S. 26. t. 3. f. 2). Coluber annulatus *Linn.* (Mus. Ad. fr. 1. p. 34. t. 8. f. 2. *Seba.* 1. t. 54. f. 4. Merrem, Beitr. 1. S. 42. t. 11). (D. *Thon.*)

OZODICERA (Insecta). Eine von Macquart (Diptères. 1, 92) aus Tipula geſonderte Dipterengattung mit folgenden Kennzeichen: Die Palpenglieder faſt von gleicher Länge, die Fühler gekämmt, 13gliederig, das vierte und die fünf folgenden Glieder mit ſechs langen und ſtarken, an der Wurzel entſpringenden, nach Unten gerichteten Zähnen, die Flügel ausgebreitet mit fünf hintern Zellen, das zweite aufſitzend.

Es iſt nur eine Art angegeben. O. ochracea (Tipula pectinata. *Wied.* Dipt. exot. I. 1. 24. nr. 4). Acht Linien lang, ockerfarben, der Rüſſel mit einer dunklen Binde, die Fühler braun mit roſtfarbener Wurzel, die Binden des Thorax durch gelbliche Linien getrennt, die Seiten gelb mit weißem Schiller und ockergelben Flecken, die Flügel gelblich mit dunklerm Randmale. Vaterland das ſüdliche Amerika. (D. *Thon.*)

Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Dritte Section.

O — Z.

Achter Theil. Zweite Abtheilung.

P — PACHNAMUNIS.

P.

P als Laut. Sein Verhältniß zu andern Lauten ist ein doppeltes; nämlich, seinem Genus nach eine Muta, gehört es, wie die Sanskritgrammatik sich ausdrückt, zu den dumpfen (sanskr. aghôsha), harten oder stoßenden Lauten, sodaß es in dieser Beziehung mit k (c, q), t und dem palatalen sanskr. tsh homogen ist; dem Organe nach aber fällt es unter die Classe der Lippen-Buchstaben, welche somit ihm, wie es selbst jenen, homorgan sind. Nach beiden Richtungen der Lautverwandtschaft hin kann nun, was überhaupt von allen Buchstaben gilt, auch P Veränderungen eingehen, und durch homogene sowol als homorgane Laute vertreten werden, wie seinerseits sich selbst an deren Stelle setzen; diese Möglichkeit aber verläuft sich keineswegs in eine unbegrenzte Willkür, sondern wird fast immer von sehr bestimmten Gesetzen mundartlichen Lautwechsels oder besonderer Umstände in Schranken gehalten.

In ersterer Beziehung findet sich nun p mit k (c, q), sanskr. tsh, nicht so leicht nachweislich mit frei stehendem t, wechselnd. Eine der wesentlichen Lautunterscheidungen von den kymrischen (den Sprachen in Wales und in der Niederbretagne) und eigentlich keltischen Idiomen (irisch und gälisch) beruht darauf, daß jene häufig in parallelen Wörtern ein p setzen, wo diese k haben[1]), z. B. welsch mâb, bbret. mab oder map, aber ir. und gäl. mac (Sohn); selbst in Lehnwörtern, wie ir. liocard (leopardus), gäl. corcur (purpura). Hieraus folgt, daß das transalpinische Wort *petoritum*, wie Gellius B. XV. mit Recht bemerkt, nicht halb griechisch ist; es ist vielmehr einem kymrischen Idiom entnommen, da vier, welsch peduar, bbret. péder (wie äol. πέτορες), dagegen im Gäl. ceithir, ir. ceathair lautet[2]). Eben dies gilt von *pempedula* (pentaphyllon *Isid.* Origg. p. 548. ed. *Lindem.*) gleich welsch pumnalen, von pump, bbret. pemp (πέμπε) gleich gäl. cùig, Erse kuig (quinque) mit welsch dail (Blatt), dessen d sich zu n umgestaltete. Ferner von Alpis *Pennina* (nicht von den Poeni) und *Apennini* montes, wenn es von welsch pen, bbret. penn m. (Kopf, Gipfel ꝛc.) gleich gäl., ir. ceann, und nicht vielmehr von ir. pinn (Gipfel eines Hügels) herkommt. Dagegen stammt *culcita* höchst wahrscheinlich aus einer echt keltischen Sprache im engern Sinne, da nämlich im Gäl. die obsolete Form colcach, colcaidh f. (Bett), auch colc (Eidergans) vorkommt, aber welsch plyw dem Ir. klùyv und gäl. clùimh (Federdaune) gegenübersteht. Auch oskische Wörter gab es mit p statt q, wie pirpit bei Festus statt quidquid. Statt des ursprünglichen K in dem Pronominalstamme KO nach ionischer Mundart, der dem sanskr. ka, lat. quo, goth. hva entspricht, haben andere griechische Mundarten das deteriorirte *ΠΟ*, z. B. ποῦ statt κοῦ ꝛc. Dem sanskr. pak-ta von der Wurzel patsh entsprechen, lat. *coc-tus*, griech. πεπ-τός von coquere, πέσσειν statt πέπτειν; ferner dem sanskr. pantsha und der Ordinalform in den Vedas pantsha-tha[3]), lat. *quinque* und *quintus* (statt quinctus, vergl. Quinctilis), griech. πέμπε (goth. fimf) und πέντε, aber als Ordinale nur mit π, πέμπ-τος; also das lat. und griech. grade mit umgekehrtem Lautwechsel. Statt tshatwâri (4) im Sanskr. lat. *quatuor*, osk. angeblich petora, griech. πίσυρα, τέτορα, τέτταρα, τέσσερα, goth. fidvôr, althochteutsch vior, unser jetziges vier, mit Ausstoß der Dentalis, wie im BBret. pévar, péoar, puar neben péder (s. oben); woraus mit der unumstößlichsten Sicherheit folgt, daß p zuweilen auch an die Stelle des sanskr. zwar homogenen, aber sonst sehr unähnlichen Palatallautes tsh (gleich engl. ch) getreten sei, man müßte denn diesen hier erst aus k entsprungen annehmen, in welchem Falle sich aber nicht so leicht erklärte, warum in jenen Wörtern auch τ und q an der Stelle des tsh erscheinen. Nicht unähnlicher Weise hat sowol die Consonantengruppe pl als cl im Span. und Portug. ein gleicher Wechsel, nämlich dort dafür ll (sprich lj) oder mundartlich x und j (ungefähr wie teutsches ch), hier ch (gesprochen tsh), z. B. span. llamar, jamar, xamar, portug. chamar (clamare); span. llaga, xaga, portug. chaga (plaga, Schlag) betroffen[4]), wie in mehren teutschen Mundarten cht und ft wechseln, und im Prakrit tshh (die aspirirte Palatalsurda) für ps sich findet[5]).

Das lateinische (auch das slaw. und lith.) P ist fast

1) *Prichard*, On the eastern origin of the Celtic nations p. 46 sq. 2) Pott's etym. Forsch. II. S. 103, wo auch die Nachweisungen über den zweiten Theil des Wortes (Rad; jener Wagen hatte nämlich vier Räder. *Isid.* Origg. p. 631) zu finden sind.

3) *Eug. Burnouf*, Yaçna. I. p 508. 4) Diez, Roman. Sprachen. I. S. 209. 5) *Hoefer*, De Prakrita dialecto. p. 111.

immer ein ursprüngliches, d. h. sanskritischem p entsprechend, mit Ausnahme des Falles in der Assimilation, wie **scriptus**, **lapsus** etc., wo es andere Labiale vertritt; überdies hat es sich im Lateinischen nur selten eine Vertauschung mit andern Lauten gefallen lassen. Eine kritische Beleuchtung der gewöhnlich zum Beweise seines Wechsels, z. B. von K. L. Schneider [6]) angeführten Beispiele, lehrt, daß diese Beispiele entweder ganz verwerflich sind, oder doch nicht das beweisen, was sie beweisen sollen. *Lupus* stammt vom sanskr. lup (rauben, zerreißen), dagegen *λύκος*, dessen etymologisch-mythologische Beziehung zu dem Dämmerlichte eine durchaus willkürliche und falsche ist, könnte freilich entweder der, mit lup gleichbedeutenden, kürzern sanskr. Wurzel lû zufallen, sodaß k zum Suffix zu schlagen wäre, oder selbst, unter Voraussetzung des Wegfalls eines Digamma, mit sanskr. wrĭkas, lith. wilkas (Wolf) stimmen; lat. vulpes und goth. vulfs (lupus) erklären sich aus lup mit den Präfixen wi oder awa. Ebenso wenig ist die Wurzelgemeinschaft von *sepes* und *σηκός* erwiesen; *quispiam* würde man mit Unrecht für eine blos mundartlich von quisquam verschiedene Form halten, da es aus quis-pe + jam (pe, wie in nempe, quippe) besteht; *lepus* und *λεπόρις* lassen sich, da zwischen p und *γ* nicht die leiseste Verwandtschaft besteht, nicht leicht mit *λαγώς* vermitteln; das *κ*, **c** in *ὄκταλλος*, lat. **oculus**, sanskr. **akshi** (Auge); und in *jecur*, sanskr. **jakrĭt**, ist ursprünglicher als die Labialis in *ὀφθαλμός*, *ἧπαρ*. *Equus*, woher Epona, schließt sich viel enger dem sanskr. **açwa**, d. h. qv statt çw, an, als griech. *ἴκκος* und *ἵππος*, die durch Assimilation, jenes durch Vorwiegen des gutturalen, dieses durch das des labialen Lautes entstanden, wie das zend. **açpa** lehrt, worin, wie dies im Zend zu geschehen pflegt [7]), durch das dumpfe ç das gleichfalls dumpfe p statt des tönenden w herangezogen wurde. Bei *sequi* = *ἕπεσθαι* und *linquere* = *λείπειν* fragt sich sehr, ob q oder *π* ursprünglicher sei; im lith. sekti (folgen), liêkti (lassen, bleiben) zeigt sich die Gutt., während althocht. pi-lîpu (relinquor, maneo) besser zu *λείπειν* stimmt. Dieser Unterschied greift auch im Althocht. einlivi (11), zuelivî (12) und lith. wienolika (11), dwylika (12), aber auch trylika (13) etc. durch. Bopp [8]) hält das zweite Compositionsglied für Entstellung aus sanskr. daça (10), allein, so sehr man auch die äußerst scharfsinnige Unterstützung seiner Ansicht anerkennen muß, erregt doch eben jene Einstimmigkeit und daneben wieder jener Zwiespalt (rücksichtlich der Lab. und Gutt.) zwischen dem Germ. und Lith. in jenen Zahlen, verbunden mit der Schwierigkeit, daß beide Sprachen sich in beiden Consonanten einen ihnen, wo nicht ganz mangelnden, doch höchst befremdlichen Lautübergang zusammt dem ebenfalls ungeläufigen des i statt **a** hätten gefallen lassen müssen, dagegen noch immer gerechtes Bedenken, und ich pflichte daher der Meinung Grimm's und Ruhig's [9]) bei, daß darin Abkömmlinge der zuletzt erwähnten Wörter enthalten seien. Lith. **liêkas** bedeutet: ungleich, was übers Paar ist; in dem obigen Falle: was über die sehr natürlich zu Grunde gelegte Zahl 10 hinaus ist, 10 *καὶ τὰ λοιπά* (von *λείπειν*); welcher Überschuß dann aber näher (wie in *δώδεκα*, *τρισκαίδεκα*) numerisch bestimmt wird, umgekehrt, wie man das Drunter oder Minus durch *ἑνὸς δέοντος* ꝛc. ausdrückt. Lat. *spa-tium* (von *σπᾶν*; also eigentlich Strecke) kann mit *στάδιον* und äol. *σπάδιον* höchstens unter Voraussetzung, daß auch diese von *σπᾶν* und nicht *στῆναι* stammen, verwandt sein, aber ist jedenfalls kein Lehnwort, und mindestens rücksichtlich des Suff. völlig verschieden. Die wirkliche Wurzelidentität des äol. *σπαλείς* statt *σταλείς* scheint durch sanskr. **sthal**: teutsch stellen ꝛc. gesichert.

Der Wechsel der zweiten Art, nämlich p mit andern Labialen, ist, wie an sich natürlicher, so auch bei weitem häufiger; und es scheint angemessen, hier die wichtigsten Laute dieser Classe, welche in den Sprachen sich finden, bemerklich zu machen. In der dumpfen Reihe stehen p, ph, *φ*, f nebst pf, auch das zusammengesetzte *ψ*, in der tönenden b, bh, w oder v (abgesehen von dem teutschen v = f), nebst dem Lippennasale m, und dem Lippenvocale u, zu dem sich auch die Diphthonge âu und ô, sammt dem griech. *Υ* (û) und *Ο* ꝛc., gesellen. Diese Laute besitzt aber schwerlich irgend eine Sprache vollständig. **P** fehlt z. B. dem Arabischen, weshalb der Perser sich erst durch diakritische, zum Charakter für **b** gesetzte Punkte ein Schriftzeichen für p, welches der arabischen Schrift abging, schaffen mußte; in erborgten Wörtern setzt der Araber für p unter andern f, wie **Farss** (Persien), **fil**, Elefant (s. **pîlu**). Das sanskr. ph scheint ein sehr gewaltsamer Laut zu sein, da er fast nur in Wörtern, die ein Zerplatzen, Schwellen und Strotzen bezeichnen, vorkommt; seine Aussprache soll mehr getrennt, nämlich p-h, sein. Er ist daher nicht mit f, noch auch mit dem als sehr milde und vom lat. f verschieden beschriebenen *φ*, welche beide etymologisch dem sanskr. bh entsprechen, lautlich eins. Parallele Wörter zu solchen mit ph im Sanskr. sind in andern Sprachen sparsam. Das ph im Lat. war dieser Sprache eigentlich fremd und nur in Lehnwörtern üblich; das ph in ältern teutschen Mundarten scheint nichts als blos graphische Varietät von f oder pf. **Pf** ist ein arger, wol wirklich nicht einfacher Mislaut, der sich in keiner andern indo-germanischen Sprache, als im Teutschen, und zwar nur in hochteutschen Mundarten, findet. **F** (d. i. der dumpfe Laut zu w, wie teutsch ch zu h) fehlt im Sanskr., Griech., sowie in den slawischen Sprachen, eingerechnet die lithauische und lettische, ferner im Finnischen und Esthnischen von Vorn herein gänzlich, und nur in einzelnen Lehnwörtern hat man es hier beibehalten. Dagegen blüht sein Gebrauch im Zend. und Pers., in der lat. und ihren Töchtersprachen, in germanischen und neukeltischen Sprachen. Das Lat. und Span. haben oft h statt f. **B** wechselt, schon im Sanskr., oft mit w; im Bengalischen werden beide durch einen völlig gleichen, im Dewanagari und in der Kyrilliza durch einen blos

6) Lat. Gramm. I. S. 320 fg. 7) Bopp, Vergl. Gramm. §. 50. 8) Vergl. Gramm. S. 447 fg., vergl. Graff im Sprachsch. 9) Mielcke, Lith. Gramm. S. 52. Dessen Lex. S. 146.

diakritisch unterschiedenen Schriftcharakter ausgedrückt; im Neugriechischen wird β wie w gesprochen, und im Spanischen herrscht in dieser Beziehung großes Schwanken. Das sanskr. bh (welchem dem Laute nach vermuthlich das altsächsische bh und das althochteutsche v nahe kamen) ist in den Prakritsprachen häufig zu bloßem h entstellt worden, während Griechen und Lateiner es in das dumpfe φ und f (zuweilen h) verwandelten, Perser, Slawen und Gothen aber an seinem Kerne festhielten, d. h. durch unaspirirtes b ersetzten. **W** und **v**, d. i. der **tönende** Laut zu f, für den es auch jetzt in manchen teutschen Wörtern, z. B. Vater, geschrieben wird, variiren sehr in der Aussprache und auch in der Art, diesen Laut graphisch darzustellen. Das Zend[10]) hat drei Schriftzeichen für v, deren zwei wenigstens wirklich lautverschieden sein möchten; das eine ist eine graphische Doppelung von u, wie w (woher sein engl. Name) von v, das im Römischen graphisch von u nicht unterschieden wurde. Das engl. w mit seinem vollen, ein schnellgesprochenes u vorschlagendem Laute ist sehr merklich vom Teutschen abweichend. Das **äolische** Digamma hatte im Allgemeinen gewiß die Aussprache von v, weshalb dann die Lateiner jenes Zeichen für den correspondirenden dumpfen Laut (F) verwendeten; doch scheint es, als habe seine Aussprache zum Theil der des Ital. gu am nächsten gestanden, was sein Wechsel mit dem eigentlichen Gamma anzudeuten scheint. **M** möchte nicht leicht einer Sprache fehlen.

P in romanischen Sprachen bleibt anlautend gewöhnlich unverändert, während es inlautend sich gern der Milderung zu b und, namentlich im Franz., zu v hingab. Wechsel mit f ist seltener, mit Ausnahme des Auslautes im Franz. Bemerkenswerth ist hier noch der Übergang des p (unstreitig durch b und v hindurch) zu u[11]), welcher sich auch im Prakrit[12]) findet; z. B. span. cautivo (captivus), prakr. ô (a-u) statt awa aus apa (Lat. ab).

In den **germanischen** Sprachen, namentlich jedoch im Althochteutschen, herrscht eine große Verschiedenheit in der Wahl von Labialen, sodaß hier nur auf die Untersuchungen von J. Grimm[13]), Bopp[14]) und Graff[15]) verwiesen werden kann. In Betreff des p ist zu bemerken, daß die Gesetze der Lautverschiebung, welche den Fortgang von organischem B zu goth. P und altht. F erwarten ließen, hier ganz fehlschlagen, ja eigentlich teutsche Wörter mit dem Anlaut, aht. Ph (vielleicht eben wegen nicht sehr häufigen Vorkommens von b im Sanskr., welches dazu noch oft mit w wechselt) im Grunde mangeln und nur derartige Lehnwörter vorkommen, wie goth. pund, aht. phunt (pondo), phorta (porta), phlanza (planta), mittelhocht. pfaerit, Pferd (paraveredus) 2c. Regelrecht wird in **unverwandten** Wörtern sanskr., griech., lat., lith., d. h. ursprüngliches p im Goth. durch f, im Aht. durch b, v; und sanskr. bh (griech. φ, lat. f), goth. durch b, aht. durch p vertreten.

P und Assimilation. P liebt, wie alle Labiale, die ihm verwandten Vocale u, o in seiner Nähe, sodaß diese oft in solcher Stellung aus andern Vocalen hervorgingen, z. B. sanskr. putshha statt des organisch richtigern pitshha (cauda). Ferner assimilirt es sich oft andern Consonanten, oder diese ihm, z. B. ὄμματα und ὄππατα (vergl. ὄπωπα), wo ππ und μμ nicht gradehin wechseln, sondern für π-μ durch eine verschiedenartige Assimilation stehen. So findet sich im Prakrit z. B. attâ und appâ für sanskr. âtman (Seele), also die Doppellaute für tm; im Ossetischen zuppar für sanskr. tshatwâri (4) und in teutschen Mundarten[16]) eppes, ettis statt etwas, folglich für tw; im Griech. ἴκκος und ἵππος statt s. açwa, also für çw; wie im Zend. und Lat. bis statt sanskr. dwis, d. h. b für w wegen der voraufgehenden Media, die dann selbst schwindet. Ferner vermitteln p, f gern den Übergang von m zu t, s, wie im Lat. sumptus, hiemps, im Franz. dompter (domitare), selbst mittellat. temptare, engl. tempt (tentare), wie im Teutschen: **Ankunft**, **Vernunft** (von kommen, nehmen).

P nach Gebrauch und Bedeutung. Während P in vielen Präfixen und Präpositionen der **indogermanischen** Sprachen erscheint, haben es dieselben, mit Ausnahme der sanskr. Causativa und einiger anderer sehr zweifelhaften Fälle, vom Gebrauche in Pronominen (πο im Griech. ist blos aus κο entstellt) und vielleicht eben darum auch in Suffixen ausgeschlossen. Es ist dies um so merkwürdiger, weil sich die Labialen überhaupt, mit Ausnahme von m, u, w (v), bh und noch im Lith. Lett., Slaw., Germ. und Lat. b (das aber dann öfters für andere Labiale, namentlich bh, zu stehen scheint), nur verhältnißmäßig selten dem Geschäfte der Abbiegung und Ableitung in dem gedachten Sprachstamme unterzogen haben. Eine Menge Wörter für: **Vater**, **Mutter** enthalten p, b, m oder Dentale, meist mit a, welches vorzugsweise der Vocal heißen könnte, und am gewöhnlichsten reduplicirt, wie **Papa**, pappas, **Mama**, tata, oder geminirt wie abba, und zwar pflegen die härtern Laute mehr für den Vater-, das weichere m für den Mutternamen verwendet zu werden, wiewol auch m in dem erstern vorkommt, und nicht, wie fälschlich behauptet worden ist, sich nur auf den zweiten einschränkt. Da oft die entlegensten und allerverschiedensten Sprachen in den Älternnamen große Übereinstimmung zeigen, hat man diesen Umstand zum vermeintlichen Beweise einer frühern Identität sämmtlicher Sprachen des Erdbodens und ihres Hervorgehens aus einer einzigen Ursprache misbraucht, während er nur beweist, wie sich beim Kinde solche leicht aussprechbare Laute wie m, b, p am natürlichsten, gleichsam interjectionell, zur Herbeirufung und Benennung seiner Ältern ganz vorzüglich eignen. Auch lieben Ausdrücke der Speise und des Ernährens diesen

10) **Bopp**, Vergl. Gramm §. 45. und *Burnouf*, Yaçna. T. I. 11) **Diez**, Gramm. der Rom. Spr. I. S. 177 fg. 12) *Hoefer*, l. l. p. 63 sq. 13) Teutsche Gramm.; besonders I. S. 126 fg. 585. 14) Vergl. Gramm. S. 74 fg. 79 fg. 15) Sprachschatz I. S. VIII fg.

16) **Grimm**, Gramm. III. S. 58.

Laut; z. B. **pappare, pascere**, im Sanskr. **pâ** (**conservare, tueri**) ꝛc. Die Ähnlichkeit des *Π* mit einem Galgen hat zu dem Scherzworte: **I ad Graecum Pi** (geh an den Galgen) Anlaß gegeben; in ähnlicher Weise, wie **Tau** für Kreuz gebraucht wurde.

ΠΙ oder *Φ* ist im Koptischen der bestimmte Artikel für Wörter männlichen Geschlechts im Singular, und wird diesen präfigirt; daher sind diese Buchstaben oft, wie das arabische **al**, in solchen Wörtern geblieben, welche aus dem Altägyptischen in fremde Sprachen übergingen, z. B. Pharao (der König), d. i. *OYPO* (**rex**) mit *ΠΙ* oder *Φ* (*Scholtz*. **Lex. Aeg.-Lat. p.** 70).

(*A. F. Pott.*)

P in den Semitischen Sprachen. Auch in diesen Sprachen scheiden sich, wie in den indisch-europäischen, die drei festern Mitlaute, die sogenannten Mutä, zuvörderst je in einen stärkern und schwächern Laut nach dem Schema:

p k t = פ כ ת
b g d = ב ג ד

Im Hebräischen selbst nun haben nach der traditionellen Aussprache, wie sie im Laufe der ersten sechs Jahrhunderte nach Christus fixirt worden, diese sechs Mutä oft einen weichern gehauchten Laut angenommen, in dem bestimmten Falle nämlich, wo sie in unmittelbarer Folge sich an einen voraufgehenden Vocal anschließen, dessen weicherer Natur sie sich in ihrer Art assimiliren, sodaß das hauchende Wesen des Vocals ihrem Laute eine Aspiration mittheilt. Dem Laute nach wird dann das hebräische **p** dem griechischen *φ* ähnlich, etwa **ph** (verschieden von **f** und dem **p** näher als dieses), z. B. יָפוּחַ, **japhuah**, יִפְתַּר, **jiphtar**, לָפֶה, **laphe**, לְפָנִים, **lĕphanim** (in Betreff des letzten Beispiels ist zu bemerken, daß auch der flüchtigste Vocalhauch, das lautbare Schwa, jene erweichende Kraft auf das **p** ausübt). Dagegen bleibt der härtere nicht aspirirte Laut des **p**, wenn es außer dem Bereiche jenes vocalischen Einflusses steht, also in unmittelbarer Folge auf einen Consonanten, wie in מִשְׁפָּט, **mischpat**, und im Anfange eines Wortes, womit die Rede überhaupt beginnt oder nach einem Ruhepunkte von Neuem anhebt, oder selbst nach vocalischem Ausgang eines voraufgehenden Wortes, wenn die syntaktische Verbindung nicht so eng ist, daß der Vocal im Auslaute sich beim Sprechen oder Lesen unmittelbar und ohne Hiatus an das mit פ anfangende Wort anschließen könnte. Auch fehlt die Aspiration immer dann, wenn nach grammatischer Analogie das פ einer Schärfung oder Verdoppelung unterworfen ist, welche dann jenen weichern Laut ausschließt, z. B. in מַפָּל, **mappal**. Wie übrigens diese geschärfte Aussprache von den Grammatikern durch einen Punkt im Buchstaben (das sogenannte **Dagesch forte**) bezeichnet wird, so auch die solcher Schärfung ähnliche Härte des Lautes, wie umgekehrt der weichere Laut oder die Negation der Schärfe sowol als der Härte gleichmäßig durch die horizontale Linie **Raphe** über dem betreffenden Buchstaben angedeutet wird. Man hat nun gestritten, ob diese Lautunterschiede wirklich schon beim Leben der Sprache bestanden, oder ob sie nur einem spätern verderbten Zustande der überlieferten Pronuntiation angehören, oder ob sie gar eine willkürliche und pedantische Erfindung jener spätern Grammatiker seien. Für die Richtigkeit der Sache haben besonders Alb. Schultens, L. de Dieu und Gesenius gestritten, während sie von Cappellus, Jahn, Melch. Hartmann, Hasse, Vater, Ewald [1]) und Roorda [2]) mehr oder weniger in Zweifel gezogen wurde. Letztere beriefen sich mit einigem Scheine auf das Arabische. Hier ist nämlich der betreffende Laut immer **f**, im Alphabete findet sich gar kein **p**, und wo dieses etwa in ausländischen Wörtern auszudrücken war, da setzten die Araber, immer ungenau, entweder ihr **f** oder ihr **b**, z. B. **Eflaton** für *Πλάτων*, **Isfahan** oder **Isbahan** für **Ispahan**, **Kubt** für *Αἴγυπτος*, **Betros** für *Πέτρος*. Grade ebenso verfuhren im ähnlichen Falle die Habessinier, so jedoch, daß sie in späterer Zeit für das **p** zwei neue Zeichen in ihr Alphabet aufnahmen, zuerst ein sehr hartes, **P'ait** genannt (nach Analogie von **T'ait**), welches sich zum **b** verhielt, wie das harte Semitische **k'** (ק) zum gelindern **k** (כ) und wie **t'** (ט) zu **t** (ת), dann noch ein zweites Zeichen für das europäische **p** [3]). So haben ferner die Perser, Türken und andere Völker, seit sie der arabischen Schrift sich bedienten, das **p** ihrer Sprachen durch eine neue Modification der Figur des arabischen **b** (ب) bezeichnet, weil sie im Arabischen selbst diesen Laut nicht vorfanden. Auch die Juden von der Sekte der Karäer, wenigstens die in Constantinopel wohnenden, sollen das hebräische פ beständig nur wie **f** lesen [4]). Aber alles dies hat gegen den oben beschriebenen Wechsel des **p** und **ph** im Althebräischen keine beweisende Kraft. Denn das durchgreifende **f** im Arabischen und Habessinischen ist sicher dialektische Differenz, so gut wie Pferd oder Ferd und Perd. Die Karäer aber haben sich wol im Verlaufe der Zeit durch das Arabische zu ihrer Aussprache bestimmen lassen. — Wir können die Sache an diesem Orte nicht vollständig abhandeln [5]), und möchten nur das noch zu bedenken geben, daß jener Unterschied der aspirirten und nichtaspirirten Aussprache der hebräischen Mutä allem Anscheine nach in der ältesten Zeit noch nicht so bedeutend gewesen, wie bei den neuern Juden, sodaß beim Leben der Sprache eine besondere Bezeichnung dieses Unterschiedes gar nicht Bedürfniß war. So sprechen auch wir z. B. in dem Worte **beben** das erste **b** härter, das zweite dagegen weicher und gehaucht aus, ohne daß wir irgend eine Bezeichnung dieses Unterschiedes in der Schrift vermissen. Man betrachte so noch den Laut des **b** in **Bruder**, **bange**, **Bank** und ähnlichen im Verhältnisse zu dem **b**, welches zwischen zwei Vocalen steht, in **leben**, **laben**, **loben**, **lieben** ꝛc.; ferner die Schreibart **sivi** für **sibi**, **haveto** für **habeto**, **videvatur** für **videbatur**, **Tuuero** für **Tubero**, dagegen **ferbuit**

1) Ewald, Krit. Gramm. der hebr. Sprache. (Leipz. 1827.) S. 8 fg. In der später erschienenen kürzern Grammatik hat sich dieser Gelehrte der andern Ansicht wieder genähert. Man s. deren 2. Aufl. §. 103. 2) *Roorda*, Gramm. hebr. §. 24. 3) S. *Ludolfi* gramm. aethiop. ed. 2. p. 7. 4) *Norberg*, De lingua Sabaeorum. p. 21. 5) S. besonders noch *Alb. Schultens*, Institutiones ad fundam. ling. hebr. ed. 2. p. 77 und Gesenius, Lehrgeb. der hebr. Spr. S. 20 fg.

für fervuit, wo das v zu b verstärkt ist durch Einfluß des vorangehenden Consonanten. Und so wird die etwas verschiedene Aussprache der beiden פ in פִּרְיָה nicht viel auffallender erscheinen als bei den beiden b in dem lateinischen bibitur. Die stärkste Gewähr aber für die Sache liegt in der vollkommenen Analogie der syrischen Sprache, welche ganz denselben Unterschied anerkennt und später in der Schrift durch diakritische Zeichen (Kuschoi und Ruchoch) feststellt[6]). Die Hebräer hatten also, wie die Aramäer, allerdings in ihrer Sprache den Laut p, und er wurde nur durch Einfluß eines unmittelbar vorhergehenden Vocals weicher und gehaucht, dem ph oder φ ähnlich, während im Arabischen und Äthiopischen dieser Laut frühzeitig aller Orten wie f gesprochen wurde. Der verwandtschaftliche Wechsel des p mit den übrigen Labialen b, m, auch v findet sich in den Semitischen Sprachen ebenso häufig als anderwärts und bedarf hier keiner beweisenden Beispiele. *(E. Rödiger.)*

II. P als Schrift- und Zahlzeichen. Daß D ursprünglich das Zeichen auch für P gewesen sei, ist eine wenig glaubliche Voraussetzung des Dionys von Halik. (A. R. I, 68), die er aus der Inschrift *ΔΕΝΑΣ* folgert, welche er an uralten trojanischen Götterbildern in einem Tempel in der Nähe des Forums will gefunden haben und **Penas** erklären zu müssen glaubt. P, das lateinische, ist aus dem griechischen *Γ* entstanden, wofür *Π* die jüngere Form ist; auf den ältern römischen Consular- und Familienmünzen finden sich noch für P die Formen *Γ* und *Γ* (s. *Eckhel.* D. N. V, 72). In der **columna Naniana** findet sich die von den Grammatikern als uralt bezeugte Schreibung *ΠΗ* für *Φ*, die gleichwol den ältesten attischen fremd ist; vergl. *Boeckh.* ad C. I. Gr. nr. 3. Als Zahlzeichen bedeutet auf den ältern griechischen Urkunden in der Unzialschrift *Γ* 5, *Γ* 50, *Γ* oder *Γ* 500, *Γ* 5000, *Γ* 5 Talente, *Γ* 50 Talente; auf spätern Urkunden ist *Π* 16, von welcher Bezeichnungsweise sich schon Spuren vor dem Komiker Aristophanes finden, die aber zur Zeit der Ptolemäer die gewöhnliche geworden sein muß; noch häufiger ist seit den Alexandrinischen Zeiten $\overline{\Pi}$ und seit dem Gebrauche der Cursivschrift π' für 80, π für 80,000. Bei den Römern war $\overline{\mathrm{P}}$ 40,000. In der Buchhalterei **P** = 15 Thaler, **p** = 15 Groschen.

III. P als Abbreviatur 1) bei den Römern in Urkunden am häufigsten **Publius (Publia), Pedes, Passus, Pater, praetor, pontifex, Pupillus, Posuit**, aber auch **pactum, Pallas, pax, patria, pecunia, perpetuo, pessima, pius, poena, possessio, pridie, primus, principes, provincia, publicus, Puella, puer**; $\overline{\mathrm{P}}$ **prae, praepes**, Ᵽ ist **per**, P⁹ **pax**, ꝓ **pro**, ꝗ **pupilla**, *Γ* **primus etc.** 2) Auf Münzen a) auf griechischen bedeutet *Π*: **Palicae, Panegyriotae**, *Πανορμιτῶν, Παρθικός, πατὴρ, πατρίδος, Παφίων, Πέρτιναξ, Πεῖος* oder *Πίος, Πιερίας, Πολέμωνος, πόλις, Πομπωνίου, Πόντου, Πρύβλιος* ꝛc., *προς, προστάγματι, πρύτανις* oder *πρώτη* (*ος* ꝛc.). b) Auf römischen: **Pacensis, Palaestina, Parthicus, pater** (**ri** ꝛc.), **Patrensis, pecunia** (z. B. **PL pecunia Lugdunensis, PP pecunia publica**), **percussa** (z. B. **AQ P. Aquileiae percussa**), **POST percussa Ostiae, Perpetuus** (**i** ꝛc.), **Pius** (**i** ꝛc.), **Pietas, plebes, pontifex, populi** (**o** ꝛc.), **post, posuit, posuerunt, potestate, Publius, praetor, primus** (**a** ꝛc.), **princeps** (**principi** ꝛc.), **pro, propraetore, provincia** (**ae** ꝛc.), **publicus** (**a** ꝛc.), **PAC pacator, P. C. pactum conventum** oder **pecunia constituta, P. K. pridie Kalendas, P. N. pridie Nonas, P. D. publice dedit, P. F. publice fecit** oder **Pius Felix, P. M. pontifex maximus, P. P. pater patriae, patres** oder **pius perpetuus, P. R. populus Romanus, praetor.** Vergl. *Corsini* **Not. Graec. p. 51.** *Sertor. Ursat.* **de not. Romanor. p. 345.** *Rasche* **Lexic. univ. Rei nummar. III, 2. p. 290 sq.** c) Auf neuern Münzen die Münzstätte Dijon. 3) Auf den teutschen Universitäten ist **P. P. professor publicus**, im gemeinen Leben vertritt p oder pp namentlich auf Briefen die Stelle der Titulatur, P. S. ist Post Scriptum oder Nachschrift; in Urkunden ist **P. publicatum**; auf Wechseln: **protest, protestirt**; in der Handlung **per** und **pro**, z. B. **p. c. pro cento**, wird auch **per cent** oder **procent** gesprochen, oder es bedeutet **per centner**; **P** bedeutet auch preußisch, z. B. **P. C.** Preußisch Courant; beim Citiren ist **p. pagina**; in der Musik ist **p. piano, p. p. pianissimo**; auf Visitenkarten und Briefen ist **p. pour, p. p. c. pour prendre congé**; oder **p par**, z. B. **p. a. par amitié, p. c. par couvert, par complaisance.** Auf den Recepten der Ärzte ist **P. pugillus, pugillatim**, so viel, als man zwischen drei Fingern nehmen kann, **P. Ae. partes aequales**, gleiche Theile. Bei den Juristen bezeichnet **P** Pandekten, **P. P. praemissis praemittendis.** *(H.)*

PAAL (Seewesen), bei den Holländern Bezeichnung für Anker-Boye, d. h. für dasjenige Stück Holz, Kork, Tonne, was der Schiffer auf dem Wasser schwimmen läßt, um die Stelle anzudeuten, wo der Anker (s. d. Art.) liegt. *(H.)*

PAALA, auf der Peutinger'schen Tafel der Name eines Flusses in **Gallia Cisalpina**, vielleicht verdorben für **Savena**, welcher durch Bologna fließt (Mannert, Geogr. IX. S. 111). *(H.)*

Paaletti, s. **Minimen**.

Paaling, s. **Aal**.

PAALZOW (**Christian Ludwig**), wurde geboren im J. 1753 zur Osterburg in der Altmark. Er studirte zu Halle die Rechte und widmete sich sodann der praktischen Laufbahn der Rechtsgelehrten, trat aber dabei schon früh als Schriftsteller auf. Seine ersten Versuche sind weniger selbständige Arbeiten als Übersetzungen, namentlich aus dem Französischen. Späterhin trat er jedoch selbständiger auf und verbreitete sich über die verschiedenartigsten Materien, wie sich aus dem weiterhin anzuführenden Verzeichnisse seiner sehr zahlreichen Schriften ergibt. Von seinen Lebensverhältnissen ist wenig zur allgemeinen Kunde gekommen. Nur so viel läßt sich ermitteln, daß er

6) S. z. B. *Hoffmann.* **gramm. syr. §. 18.** und besonders Ewald's Abhandlungen zur orientalischen Literatur. 1. Th. S. 82 fg.

im J. 1787 Criminalrath bei dem kurmärkischen Kammergericht zu Berlin, 1798 Kriegs- und Domainenrath, endlich zweiter Justitiar und Kammerfiscal zu Marienwerder geworden. Seine verschiedenartigen zahlreichen Schriften, die wir hier nach der Reihefolge der Jahre, in denen sie erschienen, anführen wollen, sind folgende: Berühmte Rechtshändel bei verschiedenen Parlamentern in Frankreich; aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet, 6 Theile (Berlin 1777—1781). Die Anmerkungen beziehen sich hauptsächlich auf das in Teutschland geltende gemeine Recht. Linguet's interessanteste Rechtshändel; aus dem Französischen übersetzt (Leipzig 1778). Die allgemeine teutsche Bibliothek. 38. Bd. 2. St. S. 431 lobt diese Übersetzung als eine dem Sinn wie dem Geiste des Originals nach gelungene. Voltaire's Commentar über den Geist der Gesetze des Montesquieu. Aus dem Französischen mit Anmerkungen (Berlin 1780). Politische und gelehrte Anekdoten unserer Zeiten, 4 Bde. (Potsdam 1780—1783). Versuch über die Gesetze (Breslau 1781). Die juristische Literatur für das Jahr 1781. S. 443—49 nennt dieses Werk „ein unglückliches Gemisch unphilosophischer und unjuristischer Sätze, und einen Zusammentrag unzusammenhängender Gemeinwörter." Diese Recension mag die Veranlassung sein, daß dem ersten Theile dieses Werkes kein zweiter gefolgt ist. Magazin der Gesetzgebung, 2 Bde. (Liegnitz 1780). Hierocles (Halle 1785). Merkwürdige Rechtsfälle (Halle 1789). Compendium juris criminalis Romano-Germanico-forensis (Halle 1789). Geschichte der menschlichen Ausartungen und Verschlimmerungen durch das gesellschaftliche Leben (Altona 1795). Die Juden (Berlin 1799). Geschichte der religiösen Grausamkeit (Mainz 1800). Magazin der Rechtsgelehrsamkeit. 7 Bde. (Berlin 1801). Handbuch für praktische Rechtsgelehrte, 2 Bde. (Berlin 1802. 2. Aufl. ebend. 1810). Beiträge zur juristischen Praxis. 2 Bde. (Berlin 1804). Commentar über die Criminalordnung für die preußischen Staaten. 2 Thle. (Berlin 1807). Kriegs- und Friedensrechte der Franzosen (Berlin 1815. 2. Aufl. 1821). Berichtigungen dazu (Berlin 1816. 2. Aufl. 1821). Über teutsche Gesetzbücher und den Inquisitionsproceß, ingleichen über das öffentliche gerichtliche Verfahren und über die Geschwornengerichte; Polemik des 16. Jahrh. (Dessau 1822). (*v. Madai.*)

PAAMI MERO (Geographie), große Handelsstadt in Hinterindien, im birmanischen Reiche am Fluß Irawaddy, mit 40,000 Einwohnern. (*H.*)

PAAMYLES, ein priapartiger Gott bei den Ägyptern, dessen der jüngere Komiker Kratin in seinem Stücke *Γίγαντες* gedenkt. Diese Form mit doppeltem *α*, *Πααμύλης*, haben aber meines Wissens nur Hesychius u. d. W. und Kratin beim Hesychius, alle Andere haben nur ein *α*, auch Photius i. W.; nach Plutarch haben die Ägypter ein den griechischen Phallephorien entsprechendes Fest Pamylia dem Pamyles zu Ehren begangen, welcher die Geburt des großen Königs Osiris verkündet und deshalb diesen Gott zur Erziehung erhalten; an diesem Feste wurde das Bild des Pamyles mit dreifachen Schamtheilen (also eine Art Triphales) herumgetragen (vergl. *Plutarch.* de Is. et Os. c. 12 u. c. 36. *Herodot*, II, 48. (*H.*)

PAAPE (Adriaan de), ein holländischer Maler, welcher in der Manier des Gerh. Dow malte und dessen Werke wenig vorkommen, ebenso wie von seinen weitern Lebensverhältnissen wenig oder nichts bekannt ist. In der Tolling'schen Gemäldesammlung in Amsterdam, welche im J. 1768 daselbst verkauft wurde, befand sich ein Gemälde, „das Innere eines Kaufmanngewölbes" mit vielen Figuren und Beiwerken vorstellend, welches alles sehr zart und mit vieler Kunst ausgeführt war. Auch war von ihm ein anderes bedeutendes Gemälde in dem berühmten Winkler'schen Gemäldecabinet zu Leipzig *).

Sein Bildniß war von ihm selbst gemalt in der schönen v. d. Mark'schen Sammlung von Künstlerbildnissen zu Leyden **). (*Frenzel.*)

PAAR, PAR, PAIRE, je zwei von Natur oder durch den Gebrauch zusammengehörige oder zufällig zusammen verbundene Gegenstände gleicher oder ähnlicher Art, bei den Thieren also besonders ein männliches und weibliches, und daher **Paaren**, zwei Dinge mit einander verbinden, ganz besonders zwei Thiere verschiedenen Geschlechts an einander gewöhnen und zusammenleben lassen, auch so viel als Begatten; man spricht aber nicht blos von einem Paar Schuh, Handschuh, Stiefeln, Strümpfe, sondern auch von zwei rein zufällig verbundenen Gegenständen, wie von ein Paar Thalern ꝛc., sodaß Paar fast ein Synonymum von zwei, und daher wieder von grader Zahl (z. B. beim Spiel Paar oder Unpaar) wird; ja minder genau heißt Paar so viel als einige, wenige. (*H.*)

PAAR, zwei kleine Flüsse im Königreiche Baiern, von denen einer die große, der andere die kleine Paar genannt wird. Die große Paar entsteht aus einem Abflusse des emminger Großweihers, im Vereine mit mehren Moosquellen bei Kaltenberg und Hausen, im bairischen Landgerichte Landsberg; fließt von Süden nach Nordosten durch den bairischen Isar-, Oberdonau- und Regenkreis, und mündet unterhalb Ingolstadt in die Donau. Die kleine Paar hat ihren Ursprung bei Wolfskehl, im bairischen Landgerichte Aichach; fließt von Süden nach Norden, und wird unterhalb Niederschönfeld von der Donau verschlungen. (*Eisenmann.*)

PAAR, fürstliches und gräfliches Haus des österreichischen Kaiserthums, ist ursprünglich in der Landschaft Bergamasco zu Hause, und daselbst unter dem Namen Belliboni oder Belidori von Casnio bekannt gewesen. Den Namen Paar soll es empfangen haben von einer Besitzung Parre, unweit des rechten Serioufers und des Städtchens Clusone, die Kaiser Friedrich I. im J. 1170 einem Belliboni verlieh. Marcus Belliboni, Herr von Casnio und Parre, war der Vater von Peter, der Großvater von Bernhard, der Urgroßvater von Zeninus. Dieser, ein Zeitgenosse der Kaiser Friedrich III. und Maximilian I., wurde von ihnen verschiedentlich in mailändi-

---

*) Van Eijnden und v. der Willigen sagen irrig in der Winkler'schen Sammlung in Dresden. **) *van Eijnden* und *v. Willigen* Geschiedenis der vaderlandsche Schilderkunst.

schen Angelegenheiten gebraucht, und in seiner Ehe mit Anna von Borella ein Vater von mehren Kindern, worunter die Söhne Peter und Mundinus; 1) Peter, zweier anderer Peter, Vater und Großvater, war der Urgroßvater jenes Freiherrn Julius von Paar, der als Kaiser Ferdinand's II. Rath, Kämmerer und Hofkammerpräsident in der Steiermark, auch als Pfandinhaber der steierischen Herrschaft Wolkenstein vorkommt. Dieses Sohn, Julius Rupert Graf von Paar, hinterließ eine einzige Tochter, Maria Anna, die an den Freiherrn Rudolf von Talmberg verheirathet wurde. 2) Mundinus, des heil. röm. Reichs Freiherr von Paar, war mit Franziska Borromea de Castellis de Gandino verheirathet, und Vater jenes Martin, der in Ungern die ersten Posten anlegte, und als oberster Postmeister zu Presburg starb. Martin's Söhne, Peter, Joseph, Mundinus und Johann Baptist, erhielten von Kaiser Ferdinand I. im J. 1559 die Bestätigung aller ihnen von Kaiser Maximilian I. und von König Ludwig II. von Ungern verliehenen Rechte und Privilegien, sammt einer Wappenverbesserung; in der darüber ausgefertigten Urkunde rühmt der Kaiser besonders, daß Peter Freiherr von Paar dem Kaiser Karl V. in Bezug auf das Postwesen große, nicht selten lebensgefährliche, Dienste geleistet habe, daher auch mit allem Rechte das oberste Postmeisteramt in den Niederlanden bekleide. Johann Baptist, des Erzherzogs Karl oberster Hof- und zugleich der innerösterreichischen Lande Erblandpostmeister, erkaufte die Herrschaft Hartberg, in dem gratzer Kreise der Steiermark, und starb im J. 1592, aus der ersten Ehe, mit Afra Sidonia von Haym, die Söhne Johann Friedrich, Rudolf und Johann Christoph, aus der zweiten Ehe mit Demuth von Gleinitz, den einzigen Vespasian hinterlassend. Dieser Freiherr von Paar zu Hartberg und Krottenstein, des Erzherzog und Teutschmeister Karl's Kämmerer, auch k. k. Oberstwachtmeister über 500 Pferde, hatte aus seiner Ehe mit Franziska de Quiroga die Söhne Jakob und Franz Ernst, die aber beide unbeerbt blieben. Johann Friedrich war kaiserlicher Rath, Kämmerer, Erbland- und Obersthofpostmeister in Innerösterreich, Hauptmann zu Fiume und Burggraf zu Gratz, hinterließ aber nur eine Tochter aus seiner Ehe mit Katharina Benigna von Haunsberg. Rudolf, Malteserritter seit dem J. 1594, Comthur zu Fürstenfeld und Möttling, erwarb sich, zunächst durch seltene Gewandtheit in ritterlichen Übungen, die Gunst des Erzherzogs Ferdinand. Er wurde dessen Rath und Kämmerer, auch, nachdem der alte Georg Ruprecht von Herberstein sich auf seine Güter zurückgezogen, Oberststallmeister, mißbrauchte jedoch in Stolz und Übermuth des Fürsten herzliche Zuneigung, daß ihm der Hof untersagt werden mußte. Ferdinand war aber keineswegs unversöhnlich, und dem gefallenen Günstling mußte das Generalat in Kroatien und an den karlstädtischen Grenzen (um 1620) als eine höchst ehrenvolle Versorgung erscheinen. Rudolf, als General von Kroatien der 20., nicht der 21., wie Valvasor, fälschlich den Grafen Adam von Trautmannsdorf ihm vorschiebend, rechnet, Rudolf wurde auch nach Heinreich's von Logau Ableben im J. 1626 zum Prior des böhmischen malteser Großpriorats in Strakonitz erwählt, und er hat zuerst den Namen eines Großpriors angenommen. Er starb aber zu Karlstadt im J. 1627, bevor er von der neuen Würde hatte Besitz nehmen können. Johann Christoph endlich, der jüngste von des Johann Baptist und der Afra Sidonia von Haym Söhnen, Kaiser Ferdinand's II. Rath und Kämmerer, erkaufte am 24. Oct. 1622 von Johann Jakob von Magni, um 15,000 Gulden und sechs Kutschpferde, das Obersthofpostmeisteramt, und erhielt im J. 1623 die Bestätigung aller Privilegien, sowie am 4. Sept. 1624 aus der österreichischen Kanzlei für sich und seine männliche Nachkommenschaft die Belehnung mit dem obersten Hofpostmeisteramte in Ungern, Österreich und Böhmen, und dessen incorporirten Provinzen (Schlesien allein ausgenommen). Im J. 1629 erhielt er auch noch das innerösterreichische Obersthof- und Erblandpostmeisteramt, welches zwar schon 60 Jahre bei der Familie gewesen, und im J. 1630 wurde ihm vom Kaiser Ferdinand II. als römischem Kaiser und Erbherrn der Erblande ein Begnadigungsbrief, des Inhalts, daß über die im J. 1624 ertheilte Belehnung allezeit der älteste die Belehnung nehmen, und sich oberster Erbpostmeister nennen solle, während die jüngern Söhne sich mit dem Titel eines Erbpostmeisters begnügen müssen. Am 1. Oct. 1636 erließ Johann Christoph Freiherr (der ihm verliehenen gräflichen Würde hat er sich nicht bedient), den Bürgern der Stadt Hartberg die auf kaiserliche Resolution vom J. 1528 wegen verübten Ungehorsams als Strafe auferlegte Abgabe des zehnten Pfennigs von ihren Häusern auf „ganz ewig weitter den gehorsamb gespürt und anderer Herrn fürbitt, so woll Ihr unnd Irer Armen Weib unnd Khünder untertheniges Supplicieren, Anlangen unnd Bitten, zu aufnembung Ihr, dero nachkhombling und Erben angesehen hab." In demselben Jahre folgte er dem Kaiser zu dem Kurfürstentage nach Regensburg, und hier verlangte er kraft des Hofpostamtes die Einsammlung und Austheilung aller sowol an die kaiserlichen Minister und das kaiserliche Gefolge, als auch fremden Gesandten gehöriger Briefe, und die davon fallenden Emolumente. Taxis konnte und wollte dieses nicht gestatten, sah darin vielmehr einen Eingriff in das Reichsgeneralpostmeisteramt. Beide Theile recurrirten an den Reichshofrath, und auf ein von demselben erstattetes Gutachten erließ der Kaiser dahin ein Decret: „daß die Fertigung der Correspondenz und Austheilung der Briefe, so zu der kaiserlichen Hofstatt anlangen, wie auch an die Personen, so dem kaiserlichen Hof nachfolgen, dem alten Herkommen nach, wie auch des Generalpostmeisters eigenem deswegen gegebenen Revers gemäß, dem kaiserlichen Hofpostamt zustehen und verbleiben, und Taxis oder der allhier (zu Regensburg) angesetzte Postmeister sich hinführo mit Annehmung und Austheilung derselben Briefe weiters, als was die hiesigen Bürger und Kaufleute betrifft, nicht anmaßen, auch bei jedesmal ankommenden Posten und Estafetten die Felleisen und Paquets, wie sichs gebühret, zur kaiserlichen Reichskanzlei, dem Reichshofpostamt versperrt und uneröffnet, damit sie daselbst eröffnet werden, sammt deren gebräuchlichen Correspondenzen un-

verzüglich überliefern und zustellen solle." In der Ehe mit Katharina, des Freiherrn Andreas von Herbersdorf Tochter, hatte Johann Christoph mehre Kinder, doch kommt nur der Sohn Karl, des heil. röm. Reichs Graf von Paar, Freiherr von Hartberg und Krottenstein, in Betracht. Karl, der Kaiser Ferdinand's III. und Leopold's I. Kämmerer, auch oberster Reichshof- und der kaiserlichen Erbkönigreiche und Lande Generalerbpostmeister, vermählte sich mit Franzisca Polyxena von Schwanberg, der einzigen Tochter von Johann Wilhelm von Schwanberg, dem letzten Manne seines uralten und mächtigen Geschlechtes, und von Johanna Trcžka von Lippa, der Schwester des zu Eger im J. 1634 ermordeten Adam Erdmann Trcžka. In ihrem Namen machen die Fürsten von Paar Anspruch nicht nur an die confiscirten Güter des Hauses Schwanberg, sondern auch an das in Folge alter Erbverbrüderungen und des von Peter Wok von Rosenberg, am Freitage nach St. Georgen 1610 errichteten Testaments an die von Schwanberg verfallene Eigenthum des großen Rosenberg'schen Hauses*). Mit dem Hause Taxis hatte Karl wegen des Hofpostamtes große Streitigkeiten. Schon im J. 1641 hatte Taxis dem Reichshofrathe eine Klage übergeben, worin gebeten wurde, dem von Paar bei 1000 Dukaten Strafe anzubefehlen, daß er für sich selbst und durch seine unterhabende Officiers Taxis in seinen Postgerechtigkeiten und Freiheiten nicht turbiren, sich in der Stadt Regensburg oder anderer Orten im Reiche, wo sich die kaiserliche Hofstatt befinde, des Postwesens weder in Aufnehmen oder in Austheilung der Briefe, wie bisher gewaltthätig geschehen, nicht anmaße, sondern auch allen bisher gewaltthätig entzogenen Genuß, zu 4000 Fl. sammt den andern Kosten ersetze. Im gleichen Sinne erstattete das kurfürstliche Collegium am 12. Jun. 1641 ein Gutachten an den Kaiser, aber gleichwol wurde Paar im J. 1656 von der angestellten Klage entbunden. Nun bat aber Graf Karl, daß, weil Taxis unter dem Vorwande, daß sein Lehenbrief nur aus der österreichischen Kanzlei wäre, allerhand Schwierigkeiten erhebe, zu Abschneidung weiterer Verdrüßlichkeiten über sein kaiserliches Obersthofpostmeisteramt, ihm ein Lehenbrief aus der Reichskanzlei ertheilt werden möge. Diesem Gesuche wurde am 9. Nov. 1656 gewillfahret, und heißt es in dem Lehenbriefe: „daß uns unser Obristreichshof- auch unserer Erbkönigreiche und Landen Generalespostmeister ... vorgestellet, daß sein Geschlecht von vielen Jahren her nicht allein die Posten in unsern Erbkönigreichen und Landen, sondern auch bey unserm kaiserlichen Hoffstaat nicht weniger auf allen vorfallenden Reisen auch außer unser Erbkönigreiche und Landen im Reich und sonsten, sowohl als in unsern ordinari Residenzien unser kais. obristes Reichshofpostamt verwaltet ..... und obwohlen er der Hoffnung geleben thäte, er würde bei dem obersten Reichshofpostamt ohne Eintrag gelassen werden, so habe doch Taxis bisher ihm allerhand Disput erwecket .... Das haben wir angesehen, und ihm das kaiserliche Obristreichshofpostamt nun hinführo zu einem Mannlehen von neuem gnädigst angesetzt, verwilligt und wollen, ... daß er besagtes kaiserl. obristes Reichshofpostamt als ein männliches Reichsregal- und Lehen innhaben, nutzen, niessen und gebrauchen, bei unserer kaiserlichen Hofstatt an allen Orten und Enden, wo selbige in- oder außerhalb unserer Erbkönigreiche und Landen sich in unserer oder unserer Vollmächtigen Anwesenheit befinden wird, die Correspondenzien fertigen, die Briefe sammlen und austheilen, und die davon gefallene Emolumenta einziehen ... solle ..." Der Sieg des gräflich Paar'schen Hauses schien hiermit entschieden. Allein nach Absterben Kaiser Ferdinand's III. wendete Taxis sich abermals an das kurfürstliche Collegium, und dieses bei der frühern Ansicht verharrend, rückte in Kaiser Leopold's I. Wahlcapitulation, dem Taxis'schen Postrechte zum Besten, den Art. 35 ein, welcher zwar den Reichshofrath nicht hinderte, dem Grafen von P. die Belehnung auf die vorige Art zu ertheilen, von der andern Seite aber doch so viel bewirkte, daß der Kaiser, unter kurmainzischer Vermittelung, zwischen den streitenden Parteien einen Vergleich zu Stande zu bringen suchte. Dieser Vergleich, vom 12. Febr. 1661, bestimmte, daß die Einsammlung und Spedirung der Briefe des Kaisers und der zu seinem Hofstaate gehörigen Personen, während der persönlichen Anwesenheit des Kaisers auf Reichs- und Wahltagen durch Paar, die Bestellung der übrigen Briefe, ingleichen die Fertigung der Correspondenzen, Post- und Stundenzettel durch Taxis besorgt werden solle. Das Porto der von beiden Theilen zu besorgenden Briefe sollte zwischen ihnen getheilt, die Post zu Passau, als zum Reiche gehörig, von Paar an Taxis abgetreten werden. Der Graf von P. starb aber, ohne daß er diesen Vergleich unterzeichnet hätte, mit Hinterlassung der Söhne Karl Joseph und Joseph Ignatius. Der jüngere, Joseph Ignatius, Graf von P., k. k. wirklicher Geheimrath (seit 1709) und Kämmerer, war des Kaisers Joseph I. Obersküchenmeister, nachmals Oberstjägermeister, und der Kaiserin Wilhelmina Amalia Obersthofmeister, empfing 1731 den Orden des goldenen Vließes, und starb im J. 1735, weltberühmt als ein Reiter ohne Gleichen. Seine Gemahlin, Maria Anna Franziska, Gräfin von Waldstein, hatte ihm den einzigen Sohn Guido Joseph geboren, der am 30. Nov. 1751 das Zeitliche gesegnete. Karl Joseph, des Grafen Karl älterer Sohn, des heil. röm. Reichs Graf von Paar, Freiherr auf Hartberg und Krottenstein, Herr der Herrschaft Fürstenfeld, k. k. wirklicher Geheimrath und Kämmerer, oberster Reichshof- und dero Erbkönigreiche und Lande Generalerbpostmeister, Ritter des goldenen Vließes (seit 1712), war den 20. Mai 1654 geboren. Am 26. Jun. 1702 erhielt er einen Entscheid des Reichshofraths, der ihm die Feldposten, worin Taxis ihn zu stören suchte, manutenirte, jedoch daß wegen der von

*) Vergl. Kurzer Extract und Facti species derjenigen von der Hoch- und Wohlgebornen Frauen Franzicka Bolerina, verwittibten Gräfin von Paar, gebornen Freyin von Schwaneberg, auf die gesammte Rosenbergische Fideicommiß-Güther formirenden Prätension, worinnen nur die Hauptursachen, wegen welcher sie ihre Intention zu erlangen gedenket, begriffen und succincte angeführet, hingegen Fiscalischer Seiten gründlich abgelehnet worden, verfasset von Felix Rod v. Prosecze, und gedruckt zu Wien im J. 1697. Fol.

den Taxis'schen Bedienten dem Feldpostamte mit Unkosten zu führenden, den kaiserlichen Hof, auch andere Kur- und Fürsten betreffenden Correspondenzien ein billig mäßiger Vergleich versucht werden solle. Seines Erbamtes wegen empfing er den Kaiser Karl VI. bei der Landung in Italien, gleichwie er denselben zur Krönung nach Frankfurt führte; Dienste, die jedoch nicht hinreichend befunden wurden, um ihm den vollen Genuß des Erbamtes zu sichern; denn er mußte im J. 1722 die Verwaltung der Posten an die Hofkammer abgeben, und sich mit dem Titel und einer ewigen Rente von 80,000 Gulden begnügen. Er starb den 12. Mai 1725, aus seiner Ehe mit Maria Renata Gräfin von Sternberg die Söhne Johann Adam und Johann Leopold hinterlassend. Johann Adam, geb. den 7. Nov. 1680, war seit dem Mai 1704 wirklicher Reichshofrath, nachmals auch k. k. Kämmerer und Geheimrath, vermählte sich den 6. August 1703 mit Maria Josepha Antonia Gräfin von Öttingen-Spielberg und starb den 2. Mai 1737. Seine Witwe, Obersthofmeisterin der verwitweten Kaiserin Elisabeth, erhielt, nach der Gräfin Fuchs Absterben, im August 1754 die nämliche Stelle bei der Kaiserin Maria Theresia, blieb deren einzige Umgebung, nachdem die Kaiserin, jetzt ebenfalls Witwe, alle ihre Hof- und Staatsdamen der jungen Kaiserin überlassen hatte, und starb den 22. März 1771, im 86. Lebensjahre. Einige Jahre vorher hatte sie, Alters halber, ihre Würde niedergelegt. Johann Adam's jüngerer Bruder, Johann Leopold, geb. 1693, k. k. Kämmerer seit 1716, wirklicher Geheimrath seit 1740, vermählte sich den 2. Jun. 1715 mit Maria Theresia Gräfin von Sternberg, folgte seinem Bruder in der Würde eines obersten Reichshof- und Generalerblandpostmeisters, wie er denn auch im J. 1737 die Belehnung in Gemäßheit des im J. 1656 gegebenen Lehenbriefs empfing, und starb den 25. Jun. 1741. Seine Witwe, in zweiter Ehe, seit 1742, an den Grafen Johann Daniel von Gastheim verheirathet, bewohnte die ihr eigenthümliche Herrschaft Smiržicz, in dem königgrätzer Kreise von Böhmen, und starb daselbst den 29. März 1761. Sein einziger Sohn, Wenceslaus Joseph Johann, geb. den 7. Aug. 1719, k. k. wirklicher Geheimrath, Kämmerer und oberster Reichshof- und Generalerblandpostmeister, meldete sich, nach Absterben Kaiser Karl's VI., bei dem Reichsvicariat um die Belehnung, wurde aber am 24. Nov. 1741 dahin beschieden: „**Publicatur resolutio serenissimorum Imperii Vicariorum**, in deren Conformität der Graf von P. mit der seines Orts auf das kaiserliche Hofpostamt angesuchten Belehnung ein für allemal abgewiesen sei." Dagegen erhielt Taxis von dem Vicariat die Belehnung, und es ward ihm bei der Reise Kaisers Karl VII. nach Frankfurt zur Krönung die Bedienung übertragen. Überhaupt hielt man, seitdem die Kaiserwürde von dem Hause Österreich abgekommen war, das Paar'sche Hofpostamt für erloschen, und in dem Diplom, worin Karl VII. das Taxis'sche Lehen zu einem Thronlehen erhob (1744), wird Taxis Erbgeneral- und Obersthofpostmeister genannt. Diese für Paar so nachtheilige Gestaltung der Dinge blieb unter Franz I. unverändert. Franz übertrug selbst die Postbedienung auf seiner Reise von Hanau nach Frankfurt und von da zurück nach Ulm dem Fürsten von Taxis, indessen erhielt doch Paar aus der Reichshofkanzlei ein **Decretum salvatorium**. Bei der Wahl Joseph's II. machte der Graf, in der Absicht, die Bedienung des Hofes auf der Reise nach Frankfurt zu erlangen, seinen Anspruch wieder rege; es wurde aber nach vorläufiger Berathung der Reichshof-, der Hof- und Staats-, und der böhmischen Hofkanzlei demselben an Hand gegeben, sich an das kurfürstl. Collegium zu wenden. Taxis erhielt die Bedienung des kaiserlichen Hofes, und Paar, wie im J. 1745, ein **Decretum salvatorium**. Der Graf überreichte hierauf dem Kurcollegio ein Memorial, worin er seine Gerechtsame aus der Belehnung von 1656, aus den ältern **judicatis**, und aus dem Vergleiche von 1661 zu behaupten suchte. Gegen die kaiserlichen Wahlcapitulationen wendete er ein, daß er dabei nicht gehört worden sei, schließlich bat er, ihn und seine Familie bei der im J. 1656 empfangenen Reichsbelehnung, und dieses Reichslehen selbst **in utili et honorifico** bei seinem **Esse** zu erhalten. Es ward aber dieses Gesuch an die Behörde verwiesen, in der Wahlcapitulation selbst blieb die Stelle, wie sie 1742 abgefaßt worden, und des Grafen Gesuch um die Belehnung (1766) fand bei dem Reichshofrathe keine Resolution. In diesem Zustande verharrte die Angelegenheit, als dem Grafen, oder seit Kurzem Fürsten, von Paar, der Auftrag wurde, die Erzherzogin Marie Antoinette nach Frankreich zu geleiten. Dieser Auftrag bestimmte ihn zu einer doppelten Bittschrift an den Reichshofrath; in der einen bat er um Beförderung der bereits 1766 nachgesuchten Belehnung, in der andern bat er, daß ihm, als oberstem Reichshofpostmeister, die amtliche Bedienung der Erzherzogin übertragen werden möge. Der Reichshofrath erstattete hierauf ein sehr ausführliches Gutachten an den Kaiser, welches dieser genehmigte, und worauf am 25. April 1770 folgendes Conclusum erging: „von Paar Herr Fürst **puncto investiturae et turbationis in exercitio juris postarum, publicatur resolutio Caesarea**: Ihro Kaiserliche Majestät haben gehorsamstes Reichshofrathsgutachten allergnädigst approbirt, dem zufolge hat des Herrn Fürsten von Paar **pro investitura ad normam de 1656** gestelltes und übriges davon abhangendes Gesuch nicht statt." Es scheint nicht, als wenn der Fürst gegen dieses Gutachten, welches sein Reichshofpostamt, im absoluten Widerspruche zu frühern Verfügungen des Reichshofrathes vernichtete, irgend ein Rechtsmittel eingewendet habe, wol aber befand er sich in der Erzherzogin Gefolge, als diese (April bis Mai 1770) die verhängnißvolle Reise nach Strasburg antrat. Die Reise, deren Ausgang so tragisch, glich einem Triumphzuge; von Ulm bis Freiburg berührte sie die eigends für den Gebrauch der Erzherzogin erbaute Dauphine- oder Devotionsstraße. Auf der Rheininsel bei Kehl, bei dem 26 Jahre später der österreichischen Monarchie so viel Unheil bereitenden Kehl, in einem in der Eile gezimmerten Hause, wurde die Übergabe und die Verabschiedung des mitgebrachten Hofstaates bewerkstelligt, „wobei sich die zärtlichsten Regungen in den beiderseitigen

Gemüthern spüren ließen." Die Fürstin von Paar, Antonia Gräfin Eßterhazy (vermählt den 17. April 1743), mußte, als der Dauphine Oberſthofmeiſterin, sie bis Versailles begleiten, starb aber auf der Rückreise, zu Nussan, in der Schweiz, den 12. März 1771. Der Fürst überlebte sie ganzer 21 Jahre, und starb den 4. Jul. 1792. Er war bei der Creation des St. Stephanordens, 6. Mai 1764, in die Zahl der Commandeurs, deren vorläufig nur acht, nebst vier Großkreuzen und sechs Rittern, aufgenommen worden, erhielt aber später das Großkreuz. Am 5. Aug. 1769 erhielt er für sich und seine männliche Nachkommenschaft die reichsfürstliche Würde, die jedoch auf den jedesmaligen Regierer des Hauses beschränkt ist. Die von der Mutter ererbte sehr schöne Herrschaft Smiržicz verkaufte er um 787,000 Gulden an die Hofkammer; es blieb ihm aber Werschowitz, eins der schönsten Güter des kauržimer Kreises, dann Hochweſely und Großgeritz, bidschower Kreises. Seine Tochter, Maria Theresia, geb. den 3. Mai 1746, wurde den 9. Mai 1765 an den Grafen Johann Joseph von Bucquoy verheirathet, und starb als Witwe, den 12. April 1803. Der Sohn, Wenceslaus, geb. den 27. Jan. 1744, succedirte dem Vater als des heil. röm. Reichs Fürst von Paar, Freiherr auf Hartberg und Krottenstein, Herr der Herrschaften Hartberg, Stein (gratzer Kreises), Bechin, Kardasch-Rżeczicz, Pluhowy-Zdiar (alle drei taborer Kreises), Zdechowicz (chrudimer Kreises), Groß-Gerżicz und Hohen-Wesely, und als Oberstreichshof- und Generalerblandpostmeister, vermählte sich den 17. Jan. 1768 mit Maria Antonia, des Fürsten Johann Karl von Liechtenstein Tochter (sie starb den 28. Mai 1813), verkaufte Werschowitz, und starb den 22. Nov. 1812. Der älteste seiner Söhne, der Graf Wenceslaus, geb. den 18. Jan. 1770, k. k. Kämmerer und Grenadierhauptmann bei Terzi, war in dem Gefechte bei St. Giacomo, den 30. April 1800, gefallen; es succedirte demnach im Erbamte und Majorat der andere Sohn, Karl, geb. den 15. Jun. 1773. Dieser, k. k. Geheimrath, Kämmerer und Generalmajor, Inhaber des 1814 neu errichteten lombardischen Infanterieregiments Nr. 43, des Maria Theresia- und des preußischen rothen Adlerordens erster Classe Ritter, hatte in seiner Ehe mit der Gräfin Maria Aloysia Guidobaldina von Cavriani, verm. den 4. Febr. 1805, sechs Kinder, und starb den 30. Dec. 1819. Sein ältester Sohn, der heutige Fürst, auch Oberſthof- und Generalerblandpostmeister, Karl, ist den 6. Jan. 1806 geboren. — In der neuern Zeit soll die Postrente von 80,000 Fl. um baare 900,000 Fl. an die Hofkammer verkauft worden sein. (*v. Stramberg.*)

PAARDEBERG, engl. **Horse Mountain**. Dieses Gebirge, welches die nordwestliche Fortsetzung des Paarlgebirges bildet, liegt im Bezirke Drakenstein im südlichen Afrika (Vorgebirge der guten Hoffnung), und verdankt seinen Namen der großen Menge wilder Pferde oder Zebras, die sich ehemals hier aufhielten. Das Hauptproduct der hier befindlichen Maierhöfe ist Weizen, welcher, wenn gut gedüngt oder gehörig Brache gehalten wird, einen 15—20fältigen Ertrag gibt. Gerste und Hülsenfrüchte werden ebenfalls gebaut, Pferde und Rindvieh hält man jedoch nur für den nothwendigen Wirthschaftsbedarf. (*Fischer.*)

PAARHÖLZER nennt man bei dem Schiffbaue die Inhölzer, Rippen und andere Stücke eines Schiffes, welche zwei und zwei einander gleich sind und paarweise anwachsen und abnehmen, sowie sie sich von den Haupttheilen entfernen. (*Pfeil.*)

PAARHÜHNER werden im Frühjahre die einzelnen Paare Rebhühner genannt, welche sich von dem Volke getrennt haben, ehe sie noch anfangen zu brüten. (*Pfeil.*)

PÁARI, PÁRY, ein großes, dem Fürsten Paul Eßterhazy gehöriges Dorf, im dombovárer Gerichtsstuhle der tolner Gespanschaft, im Kreise jenseit der Donau Niederungerns, nicht fern vom rechten Ufer des sumpfigen Koppányflusses in ebener Gegend zwischen Wäldern gelegen, den Dörfern Kosba und Birod benachbart, mit einer zum fünfkirchner Bisthume gehörigen katholischen Pfarre und Kirche, 101 Häusern und 804 teutschen Einwohnern, welche, mit Ausnahme von sieben Juden, sich sämmtlich zur katholischen Kirche bekennen, sehr guten rothen Wein erzeugen und auch trefflichen Tabak bauen. (*G. F. Schreiner.*)

PAARIG nennt man in der anatomischen Terminologie solche Theile, welche doppelt vorhanden sind; so besteht z. B. der Schädel aus einfachen oder unpaaren Knochen, wie dem Rieth- und Keilbeine, und aus paarigen, wie den Scheitel- und Schläfenbeinen; ebenso sind Lungen, Nieren, Nebennieren, Hoden, Eierstöcke rc. paarige Organe; Hirn, Herz, Magen, Därme, Leber, Milz, Bauchspeicheldrüse, Fruchthälter rc. unpaare. Da nun bei den höhern Organismen und auch bei vielen niedern Thieren sowol in der äußern Form als in der Vertheilung der Glieder und Eingeweide eine symmetrische Anordnung statt hat, und zwar in der Art, daß zwischen den beiden seitlichen Hälften dieser Thiere die größte Übereinstimmung besteht, so bemerkt man auch, daß die paarigen Theile gewöhnlich auf die beiden seitlichen Hälften vertheilt sind und meist durch die unpaarigen, welche die Mittellinie einnehmen, von einander getrennt werden. Vorherrschend ist die paarige Stellung der Theile bei den activen und passiven Bewegungsorganen, also den Knochen, Bändern und Muskeln; dann finden wir sie in beschränkterer Ausdehnung bei dem Gefäß- und Nervensystem, welche beide da, wo sie mit den Bewegungsorganen zusammentreffen, gleichfalls paarig erscheinen; ferner sehen wir die edlern Sinnesorgane doppelt vorhanden. Auch unter den Harn- und Geschlechtswerkzeugen sind einige paarig, und im geringsten Grade findet die paarige Vertheilung bei den Bestandtheilen der Verdauungswerkzeuge statt. (*D'Alton.*)

PAARLOTH nennt man ein bei dem Aalfange in manchen Gegenden gebräuchliches Werkzeug, welches aus einem auf beiden Seiten mit Ösen versehenen Bleistücke besteht, an welchem man die Angelschnur, sowie den Köder, befestigt. Vergl. den Art. **Nachtschnur**. (*Fischer.*)

PAASDORF auch **PASDORF**, 1) eine der Gräfin von Gallenberg und der Gräfin von Harsch gehörige Fideicommißherrschaft im V. u. M.-B. des Erzherzog-

thums Österreich unter der Ens, von der Zaya und dem Taschlbache bewässert, ist reich an Wein und Getreide. 2) Ein zur Herrschaft gleiches Namens gehöriges, am rechten Ufer des Taschlbaches, an dem von Stockerau nach Wilfersdorf führenden Verbindungswege, in hügeliger Gegend, zwischen Langendorf und Lanzendorf liegendes Dorf im Viertel unter dem Mannhartsberge Niederösterreichs, mit einer eigenen alten Pfarre (Dekanat an der March) des Erzbisthums Wien, einer katholischen Kirche, Schule, einem Herrschaftsschlosse, 168 Häusern und 1051 Einwohnern, welche sich vom Feld- und Weinbaue ernähren. Die Pfarre, welche von einem Priester besorgt wird, steht unter dem Patronatsrechte des Barnabiten-Collegiums zu Mistelbach, von dem es ungefähr ½ Stunden entfernt ist. Das Dorf ist von den Poststationen Wilfersdorf und Gaunersdorf fast gleich weit entfernt. Den Werbbezirk hat das Linieninfanterieregiment Nr. 4. (*G. F. Schreiner.*)

PAATWERK, ein Ausdruck, der in Schleswig für eine besondere Art von lebendiger Hecke gebraucht wird, welche man in den teutschen Provinzen Dänemarks häufig anlegt, um die Servitute der Forstdistricte gegen Menschen und Hausthiere zu schützen. Zur Anlegung eines solchen Paatwerks zieht man zwei ziemlich tiefe und breite parallel laufende Gräben und häuft die aus ihnen gestochene Erde so auf, daß sie einen Wall bildet. Diesen bepflanzt man mit Dornen und sich dicht haltenden, zu Buschholz geeigneten Holzarten, um eine lebendige Hecke zu erhalten. Um diese jedoch noch mehr zu verdichten, werden die längern Zweige zur Erde gebogen, und wenn sie stark sind, eingeknickt, um sie als Senker in den Boden zu befestigen und die dann wieder in die Höhe schießenden Zweige in einander verflechten zu können. Wenn ein solches Paatwerk dicht bleiben soll, muß das zu alt werdende Holz gehauen werden, um wieder neue Ausschläge zu erhalten *). (*Pfeil.*)

PAAW (Peter), berühmt als Physiker und Anatom, wurde im J. 1564 zu Amsterdam geboren. Schon im 16. Jahre hatte er seine Schulbildung so weit vollendet, daß er die leydener Universität beziehen konnte, wo er vier Jahre lang medicinische Vorlesungen besuchte. Um sich weiter auszubilden, ging er darauf nach Paris und von da, nach einem kurzen Aufenthalte in Dänemark, nach Rostock, wo er 23 Jahre alt sich den Doctorhut wahrscheinlich durch die beiden unten in der Note unter 1 und 2 angegebenen Schriften erwarb. Der anatomische Ruf des Fabricius von Aquapendente zog ihn jetzt nach Padua und der Ernst und Eifer, mit welchem er dessen Unterricht benutzte, wobei ihm sein treues Gedächtniß sehr zu statten kam, machten ihn bald zu einem der würdigsten Schüler dieses Mannes. Dies bewog die Universität Leyden, ihm, nach seiner Rückkehr aus Italien, eine medicinische Professur zu übertragen, welcher er so vorstand, daß er sich die Liebe und Achtung seiner Collegen, wie die des Publicums, in gleich hohem Grade erwarb. Er starb allgemein bedauert im J. 1617. Anatomie und Botanik waren seine Lieblingswissenschaften, und Leyden verdankt ihm die Anlegung seines botanischen Gartens *). (*Fischer.*)

*) Die Behandlung dieser Hecken findet man umständlich beschrieben in Klauprecht's Sylvania (Aschaffenburg 1826.) 1. Heft. S. 55.

PABAR, ein neu bevölkertes, eine Stunde südwestlich von dem Markte Topolcza entferntes, zwischen Lesencze-Tomai und Lesencze Istvánd liegendes Prädium im szalader Comitat im Kreise jenseit der Donau Niederungerns. Es ist nach Lesencze-Tomai eingepfarrt, wird durch einen in den Plattensee sich ergießenden Bach bewässert, reich an Waldungen und sehr fruchtbar. (*G. F. Schreiner.*)

PABAY, eine der Hebriden, zur schottischen Grafschaft Taze gehörig. (*H.*)

PABLIA, auf der Peutinger'schen Tafel Name eines Flusses in Etrurien, heute Paglia, der bei Orbieto in den Clanis fällt. (Mannert IX, 406.) (*H.*)

PABLO (S.), 1) See in dem ehemals zur Provinz Quito, jetzt zu Colombia gehörigen District Otavalo, welcher 3 Leagues lang und gegen ½ League breit ist. Zahllose Wasservögel halten sich auf ihm auf, doch sollen sich nur wenige oder gar keine Fische in ihm finden. Durch seinen Abfluß verstärkt er den Rio Blanco. 2) Dorf in der colombischen Provinz Chocò mit Goldbergwerken am rechten Ufer des S. Juan. 3) Dorf in dem colombischen Departement Ecuador, welches starken Handel mit Prenadillafischen treibt. 4) Kleines zu den Perleninseln gehöriges Eiland vor dem Hafen von Panama. — 5) Mehre Städte oder Dörfer dieses Namens finden sich auch in Mexiko und den übrigen amerikanischen Reichen. (*Fischer.*)

PABOON, afrikanische Insel im Gambiaflusse, welche eine Länge von neun engl. Meilen hat und zum Königreiche Yani gehört. (*Fischer.*)

PABOU, Stadt in Canada an der Nordküste der Chaleurbai, liegt 22 engl. Meilen südwestlich von Goopecap und hat 1200 Einwohner. (*Fischer.*)

PABROCIUS DE GLOGOL (oder **Pabrocki** oder **Paorozky**) mit dem Vornamen **Bartholomäus**, ein polnischer Edelmann, geb. im J. 1550, gest. im Anfange des 17. Jahrh., welcher sich mit der Genealogie der adeligen Familien slawischen Volksstammes fleißig beschäftigte und darüber in polnischer und böhmischer Sprache mehre Schriften verfaßt hat; zuerst **Nidus virtutum** über die polnischen, dann den **Dialogus viatoris Silesiam transeun-**

*) Er hinterließ folgende Schriften: 1) Tractatus de Exercitiis, Lacticiniis et Bellariis. (Rost.). 2) Notae in Galenum de cibis boni et mali succi. (Ibid.) 3) Hortus publicus Academiae Lugduno-Batavae, ejus Ichnographia, descriptio et usus etc. (Lugd. Bat. 1601.) 4) Primitiae Anatomicae de humani corporis ossibus. (Ibid. 1615.) 5) Succenturiatus Anatomicus, continens commentaria in Hippocratem de capitis vulneribus. Additae sunt annotationes in aliquot capita libri octavi *C. Celsi.* (Ibid. 1616.) 6) Notae et Commentarii in Epitomen Anatomicam *Andreae Vesalii.* (Ibid. 1616.) Nach seinem Tode erschienen 7) De Valvula Intestini epistolae duae. (Oppenheim. 1619) zugleich mit der ersten Centurie der Briefe des Fabricius Hildanus. 8) De Peste tractatus cum *Henrici Florentii* additamentis. (Lugd. Bat. 1636.) 9) Anatomicae observationes selectiores. (Hafniae 1657.) Außerdem sind von ihm noch mehre handschriftliche Werke und Abhandlungen vorhanden. Vergl. Eloy, Dict. Hist. de la Méd. ancienne et moderne (Mons. 1778).

tis cum hospite Silesio, über die schlesischen mit den polnischen verwandten slawischen Familien, darauf sein Speculum marchionatus Moraviae, über die ältesten Geschlechter Mährens; im J. 1593 kam er nach Böhmen und brachte hier nach mehrjährigen Untersuchungen, bei denen ihm der Freiherr Johann Zbinko von Hasenburg hilfreich zur Seite stand, seine Stemmatographia Bohemiae, welche er Diadochon nannte, zu Stande, an der man jedoch manche chronologische Irrthümer und Auslassungen zu tadeln gehabt hat. Manche genealogische Schriften liegen von ihm noch ungedruckt in Handschriften, wie Paralipomena genealogiarum Slavicarum über einige russische Familien und ein Chronicon Borussiae. (*H.*)

Pabst etc., s. **Papst etc.**

PABSTDORF, PABSDORF, Grenzdorf im ehemaligen halberstädtischen Amte Schlanstädt, jetzt zum preuß. Regierungsbezirke Magdeburg gehörig, zählt 137 Häuser und 890 Einwohner. Der größere Theil desselben mit der Kirche gehört zu Braunschweig, der kleinere mit dem Rittergute zu Preußen. (*Fischer.*)

PABU St., Gemeindedorf im franz. Departement Finistère (Bretagne), Canton Ploudalmezeau, Bezirk Brest, ist 4½ Lieues von dieser Stadt entfernt und hat eine Succursalkirche und 1185 Einwohner. Ein anderes Dorf dieses Namens mit 913 Einwohnern liegt ¼ Lieue von Guingamp entfernt, im Departement der Nordküsten. (Nach Barbichon.) (*Fischer.*)

PABULATORES, Futtersucher, wurden im 3. Jahrh. diejenigen Anachoreten genannt, welche ihre Frömmigkeit so weit getrieben hatten, daß sie völlig nackt und bloß, nur mit einem kleinen Schurz umwunden, in Wäldern und Wüsteneien herumstrichen und den Thieren gleich von Allem lebten, was sie auftreiben konnten. Die meisten lebten allein von rohen Kräutern und Wurzeln; ihre Gestalt war gewöhnlich abscheulich verwildert. (*G. W. Fink.*)

PABUS, ein persisches Compositum, aus pā, Fuß, und būs (richtiger būsz mit geschärftem S-Laute), Kuß, also Fußkuß. Bekanntlich im ganzen Orient ein Zeichen hoher Ehrerbietung. (*W. Schott.*)

PAC, in der Aussprache **Pacz**, eins der ältesten und ansehnlichsten Geschlechter Lithauens, welches, eine Seltenheit beinahe für eine Familie dieser Art, seine Herkunft nicht von den Jagellonen herleitet. Johann Pac hat die Bestätigung des Statutum Lithuanicum unterfertigt. Georg, Castellan zu Polozk, war ein Zeitgenosse des Großfürsten Alexander von Lithauen. Georg Pac vertheidigte im J. 1500 Smolensk mit großer Unerschrockenheit gegen die Moskowiter, wobei ihn jedoch Nikolaus Sollohub getreulich unterstützte. Stanislaus Pac, der Großtruchseß von Lithauen, und zugleich Statthalter der Woiwodschaft Witepsk, sah die ihm anvertraute Provinz, insbesondere die Grenzfestung Jeseritschka, durch die raschen Fortschritte der Moskowiter bedroht (1564). In Eile sammelte er das Aufgebot der Provinz, und es gelang ihm, mit Inbegriff seiner Haustruppen, eine Schar von 2000 leichten Reitern aufzubringen. Damit that er einen Angriff auf den Feind, der 13,000 Mann stark, noch mit der Belagerung von Jeseritschka beschäftigt war. Der Moskowiter Centrum ward durchbrochen, ihr Geschütz erobert, die beiden Flügel aber, die kaum berührt, zogen sich in Ordnung zurück. Auch sie sollen ihrer Brüder Geschick theilen, und Stanislaus verfolgt sie mit wilder Hast. Es kommt zu einem zweiten Treffen und vollendet wird die Niederlage der Moskowiter. 8000 von ihnen bleiben auf dem Platze, die übrigen zerstreuen sich nach allen Seiten hin, ihre Flucht durch die überall herumgestreuten Waffen bezeichnend. Gefangene wurden nur wenige eingebracht, dafür aber reiche Beuten an Fahnen, Bombarden und anderm Kriegsgeräthe. Dieses geschah am St. Margarethentage 1564. Auch in den folgenden Jahren blieb Stanislaus den Moskowitern ein sehr gefürchteter Feind. Zu Anfange Decembers 1566 eroberte er eine Veste Sitnum, die wir zwar nicht näher zu bezeichnen wissen, und gleich darauf um den 13. des nämlichen Monats besiegte er auf einem Streifzuge gegen Wielisz des Großfürsten praetoriam cohortem majore parte ex nobilibus aulae illius lectam (die Bojarensöhne). Im Januar 1567 beunruhigte er durch Raub und Brand die Gebiete von Wielisz, Uswiatice und Biala, daß der Großfürst sich genöthigt sah, den Peter Golowin cum praetorio selectae nobilitatis equitatu gegen ihn auszusenden; Golowin erlitt aber eine schmähliche Niederlage, büßte seine ganze Mannschaft ein, und wurde selbst zum Gefangenen gemacht.

Des Stanislaus Bruder Paul, Castellan von Witepsk, hatte einen Sohn Johann, der als Mundschenk von Lithauen vorkommt. Nikolaus Pac, Bischof zu Kiew, wo er noch im J. 1569 fungirte, war im Herzen und noch vollständiger als sein Amtsbruder Georg Pietkowicz, der Bischof von Samogitien, der Lutherischen Lehre zugethan; der Verstellung müde, warf er zuletzt Inful und Hirtenstab von sich, um fortan unter den weltlichen Senatoren Platz zu nehmen. Stephan, Unterschatzmeister von Lithauen, und Christoph finden sich unter den Unterschriften des Wahlinstrumentes von König Wladislaw IV., jener als Landbote von Wilna, dieser als Landbote von Troki. Als Großkanzler von Lithauen war der nämliche Christoph einer der getreuesten Anhänger von König Michael und durch ihn wurden auch die meisten der lithauischen Beamten in der gleichen Stimmung erhalten. Zuletzt ließ sich Christoph aber durch die französischen Praktiken gewinnen, und er war im Begriffe für Michael's Absetzung, für die Wahl des Herzogs von Longueville zu stimmen, als des französischen Prinzen Tod die ganze Lage der Dinge umwandelte. Im J. 1674 gründete Christoph 1½ Meilen von Kowno, an der Wilia, im dichten Walde, das Camaldulenserkloster Mons Pacis, auf dessen Bau er acht Tonnen Goldes verwendete und wo er auch sammt seiner Gemahlin beerdigt wurde. Von seinen vielen Starosteien wissen wir doch nur Cesenice zu nennen. Michael Pac, der Woiwode von Wilna und lithauische Großfeldherr, zeigte sich in der Schlacht bei Choczim im J. 1673 als Sobiesky's würdiger Nebenbuhler. Um die nämliche Zeit kommt Nikolaus Stephan als

Woiwode von Troki und im J. 1700 Michael Kasimir als Castellan von Polozk und Starost von Wasilkowitz vor. Peter Pac, Starost von Wileycz, Consiliarius der lithauischen Conföderation, aus dem District von Lida, unterschreibt der dziekow'schen Conföderation Manifestation d. d. Königsberg, 30. Jul. 1735, gleichwie auch von Joseph Pac, Starosten von Cheydani, **Residens ad Latus regium,** aus dem District von Brzesc-Litewsky geschieht. Ignatius Pac, lithauischer Untertruchseß seit 1761, und Tribunals-Marschall, unterzeichnet als Hoftruchseß von Lithauen und Landbote von Wilna die warschauer Manifestation vom 7. Mai 1764, wodurch ein Theil der Senatoren und Landboten unter dem Vorwande, daß die Freiheit der Berathschlagung durch die Anwesenheit russischer Truppen gestört sei, sich von dem Conventionsreichstage absonderte, wogegen Anton Michael Pac, Großnotarius von Lithauen am 16. Mai 1764 die Generalconföderation unterzeichnet. Großnotarius war Anton Michael seit dem Februar 1750, auch Starost von Borzian. Er starb zu Jezrice. Seine Gemahlin Theresia, Prinzessin Radzivil, verm. am 14. Februar 1745, erhielt den 14. Sept. 1750 den Sternkreuzorden und wurde Mutter eines einzigen Sohnes. Michael Pac, Starost von Ziolow, Landbote von Wilna, unterzeichnete den Staatsvertrag von 1767, die Rechte der Dissidenten betreffend, trat jedoch später an die Spitze einer der lithauischen Conföderationen. Seine Zänkereien mit dem Fürsten Sapieha und dem jungen Horain, die ebenfalls als die Häupter unabhängiger Conföderationen zu handeln begehrten, wurden jedoch der gemeinen Sache sehr nachtheilig, und nach einer Reihe von zwecklosen Raubzügen blieb den Häuptern nichts übrig, als nach Preußen zu entfliehen und Truppen und Bundesgenossen und das mishandelte Schamaiten der Willkür der Russen zu überlassen. Gleichwol fand Pac nochmals Leute, die geneigt seinem Panner zu folgen; er vereinigte sich mit dem Fürsten Sapieha und den Pulawski, und lieferte am 13. Sept. 1769 das Treffen bei Orchowek in Rothreußen. Die Conföderirten hatten sich sehr vortheilhaft zwischen Wäldern und Morästen aufgestellt und hielten vier Stunden lang des russischen Brigadier, Alexander Suwarow, Angriffe mit Standhaftigkeit aus. Zum Weichen genöthigt, weniger durch der Feinde Tapferkeit, als durch das böse Beispiel einiger Ausreißer — ein Fürst Radzivil, dem ein Pferd unter dem Leibe erschossen worden, warf sich schnell auf ein anderes und jagte davon mit solchem Ungestüm, daß er sogar auf die Conföderirten, die ihn aufhalten wollten, Feuer gab — zogen sie sich in Ordnung und ohne bedeutenden Verlust zurück. Als sie aber am folgenden Morgen vor Maieiow (in dem Chelmschen) anlangten, und eben einen Bach, der sie noch von der Stadt trennte, überschreiten wollten, überfiel sie der von einer andern Seite anrückende russische Oberst von Rönne, und diesesmal erlitten sie eine vollständige Niederlage. Von 2000 blieben kaum noch 500 Mann unter sieben Marschällen übrig, die kümmerlich über die Karpathen nach Ungern entkamen. Pac blieb jedoch nicht lange in Unthätigkeit, er kehrte nach Polen zurück, es gelang ihm, sich als General-Conföderationsmarschall von Lithauen anerkennen zu lassen, und in dieser Eigenschaft unterzeichnete er am 7. Nov. 1769 zu Biala an der schlesischen Grenze die Vereinigung der beiden General-Conföderationen von Polen und von Lithauen, gleichwie die verschiedenen im Namen der Conföderirten erlassenen Manifestationen. Merkwürdiger jedoch als alle die Manifeste ist das von Pac allein an sämmtliche Gerichtshöfe erlassene Universale, Febr. 1770, worin mit Scharfsinn und Unparteilichkeit die Gebrechen der Verfassung, die Beschwerden der Nation und die Mittel der Abhilfe entwickelt sind. Diese Mittel konnten aber nicht von einem einzelnen Manne ausgehen, und die Angelegenheiten der Conföderirten geriethen mehr und mehr in Verfall. Nach dem Mordversuche auf den König erklärte der k. k. Hof, in einer an den General-Conföderationsmarschall von Lithauen, Grafen von Pac, gerichteten Declaration vom 28. Nov. 1771, daß Pulawski auf immer des Schutzes und der freien Zuflucht, wie sie bisher jeder Pole in den österreichischen Staaten gefunden, verlustig sein solle, und da vor dem abscheulichen Unternehmen auf die geheiligte Person des Königs von Polen ein Manifest circulirt hätte, in welchem auf die feierlichste Weise zu dem mislungenen Königsmorde eingeladen worden, so begehrte der kaiserliche Hof, daß von den Urhebern dieses Manifestes, sowie von allen, die einigen Antheil daran genommen, ein Gegenmanifest erlassen werde, worin sie die verabscheungswürdige Einladung nicht allein widerrufen, sondern auch Gründe anführen würden, welche hinreichend, den entsetzlichen Gedanken eines dergleichen Verbrechens aus allen Gemüthern auf ewig zu verbannen. Würde dieser Foderung genüget, so sollten diejenigen Personen, denen obgedachtes Manifest aufgebürdet worden, des allerhöchsten Schutzes in den österreichischen Staaten ferner genießen können. Auf diese Declaration erfolgte der General-Conföderationscommission Manifest vom 4. Dec. 1771, worin es unter andern heißt: „Wir protestiren auch vor der ganzen Welt, daß in den Worten der öffentlichen Acte, gegeben in dem Lager von Koniecza, nämlich, und was den aufgedrungenen Stanislaus Poniatowski, Usurpator und Tyrannen, betrifft, wann er sich annoch behaupten, eine Partei formiren und noch mehr die Nation in Verwirrung setzen wollte, so geben wir nicht allein unsere Einwilligung dazu, sondern wir machen uns auch noch dazu verbindlich und befehlen aus Liebe zum allgemeinen Besten, ihn und seine Anhänger durch öffentliche oder heimliche Gewalt (*par la force ouverte ou secrète*) zu verfolgen, ohne die mindeste Rücksicht für ihr Leben, wir nicht gesucht haben, den lasterhaften Arm der Meuchelmörder zu bewaffnen, sondern nur den Verfechtern der Religion und gesetzlichen Freiheit neuen Muth einzuflößen rc." Hierauf erging (12. Dec. 1771) von Seiten des Fürsten Kaunitz ein neues Schreiben an den Grafen Pac, worin ihm angekündigt ward, daß Ihre kais. Maj. mit Vergnügen die gänzliche Widerrufung der Stelle Dero Manifests vom 9. Aug. 1770, als welche zu dem Königsmorde einzuladen schien, gefun-

den habe. „Da auch Ihre kais. Maj. fest entschlossen sind, bei dem einmal angenommenen Neutralitätssystem so lange zu beharren, als demselben nichts zuwider geschieht, so können Sie und alle Ihre Mitbürger, die ihr Betragen diesem gemäß einrichten, sich sichere Rechnung machen, daß sie die Wirkungen von Dero hohem Wohlwollen in den kais. Staaten zu genießen haben sollen." Wenige Tage vorher, d. d. Biala, 9. Dec. 1771, hatte Pac in einem neuen Manifest abermals das Interregnum verkündigt, und damit in Warschau solches Aufsehen erregt, daß jetzt ernstlich davon gehandelt wurde, einen Gesandten an den kaiserlichen Hof abzusenden. Hiervon unterrichtet, schrieb Pac an den Fürsten Kaunitz: „er habe vernommen, daß Stanislaus Poniatowski einen Gesandten nach Wien schicken wolle; nun sei aber der polnische Thron für ledig erklärt und die polnische Republik bestehe nur in der Generalconföderation, weßhalb man sich mit der Hoffnung schmeichle, daß der kais. Hof keinen Minister als den der Conföderation annehmen werde." Allein die Ansichten hatten sich, seit der Gedanke an eine Theilung erwacht war, umgewandelt, und Kaunitz erwiderte ganz kurz, der König von Polen sei von allen christlichen Mächten anerkannt, und was die Generalconföderation betreffe, so wisse man in Wien nicht einmal, daß eine solche in Polen vorkomme. Weil auch die österreichischen und preußischen Truppen sich immer weiter ausbreiteten, den engen Raum, in dem sich die Conföderirten noch bewegen konnten, immer mehr beschränkten, that Pac mit den Woiwoden von Posen und Rawa im Mai 1772 eine Reise nach Wien, um dort bei den bevorstehenden Friedensunterhandlungen einige vortheilhafte Bedingungen für die Conföderation zu erhalten. Allein Kaunitz gab ihm gleich bei seiner Ankunft zu verstehen, daß man ihm und seinen Gefährten als Privatpersonen alle Ehre und Achtung erweisen werde, nur als Abgeordnete der Conföderation könne man sie nicht annehmen. Es wurde zugleich verlangt, daß in dem Grod zu Oswiecin die Erklärung von der Erledigung des Thrones förmlich widerrufen werde. Pac verließ alsbald Wien, ohne eine Antwort zu geben, und factisch wurde die Conföderation durch die Fortschritte der fremden Truppen aufgehoben, wenn gleich viele der Häupter der Conföderation, darunter auch Pac zu Landshut in Baiern, noch immer ein Schattenbild von ihr darzustellen trachteten. Pac, der Unterpanierträger von Lithauen, war nächst dem Großfähndrich Stanislaus Rzewuski der vornehmste Rathgeber des Fürsten Radzivil und versäumte keine Mittel, denselben in der Widersetzlichkeit gegen König Stanislaus und den russischen Einfluß zu erhalten. — Auch in den spätern Kämpfen um die Unabhängigkeit und das Dasein von Polen glänzt, wie wenige andere, der Name **Pac**. Eine der bedeutendsten Besitzungen des Geschlechtes ist die Herrschaft Dowspuda und Masurki, östlich von Grodno, in dessen Nähe auch eine zweite Pac'sche Herrschaft, Raczken, zu suchen. (*v. Stramberg.*)

PACAEUS, PACE, PAICE, PACEY (Richard), geb. in der Diöcese von Worchester im J. 1482, gest. in Stepney in der Nähe von London 1532, nachdem er kaum sein 50. Jahr erreicht hatte, zeigte von frühester Kindheit an so glückliche Anlagen, daß sich sein Bischof Langton für seine Erziehung interessirte und die Kosten seines Universitätsstudiums bestritt. Von Oxford begab er sich zum Behufe des Studiums des öffentlichen, bürgerlichen und kanonischen Rechts nach der für diese Gegenstände damals berühmtesten Universität Europa's, nach Padua. Bei seiner Rückkehr nach England schloß er sich an den Erzbischof von York, den Cardinal Bambridge, an, durch dessen Vermittelung er an den Hof kam, wo er die Stelle eines Staatssecretairs und nach und nach verschiedene kirchliche Pfründen erhielt; er wurde hinter einander Kanonikus von York, Archidiakonus von Dorset, Dechant von Exeter und zuletzt Dechant an der St. Paulskirche von London. Seine classische Bildung und allgemein philologische Gelehrsamkeit erwarben ihm die Freundschaft mehrer seiner bedeutendsten Zeitgenossen, wie des Kanzlers Morus, eines Erasmus, der ihn **utriusque litteraturae callentissimus** nennt. König Heinrich VIII. übertrug ihm verschiedene auswärtige Missionen nach der Schweiz, Rom und im J. 1522 nach Venedig, wo er einer wichtigen Verhandlung zwischen dem Kaiser und dem Könige von Frankreich beiwohnen sollte. Sein Betragen entsprach dem Vertrauen seines Herrn, aber indem er sich das Interesse des Kaisers zu Herzen nahm und dadurch die ehrgeizigen Absichten des Cardinal Wolsey auf das Papstthum beeinträchtigte, zog er sich die Eifersucht und den Haß dieses Prälaten zu. Wolsey ließ, um seine Mission zu vereiteln, ihm die für ihn bestimmten Gelder nicht zukommen, sodaß er sich in die größte Verlegenheit versetzt fand. Die Häkeleien des Cardinals ärgerten ihn in einem solchen Grade, daß er darüber krank wurde und sich außer Stande fühlte, seine Mission fortzusetzen. Bei seiner Rückkehr nach England fuhr der Cardinal fort, ihn zu verfolgen, und wußte namentlich den König dergestalt gegen ihn einzunehmen, daß er in den Tower gesperrt wurde, aus dem er erst nach zweijähriger Gefangenschaft entlassen ward. Seine Ungnade zog ihm eine Geisteskrankheit zu, von der er nie ganz geheilt wurde. Er zog sich nach Stepney in der Nähe von London zurück, woselbst er auch gestorben ist. Er war zum Hofmanne zu freimüthig, obgleich er in den Zeiten seiner Gunst niemals dieselbe zum Nachtheile seiner Feinde benutzt hatte; aber er galt für einen ebenso vorzüglichen Staatsmann, dem die politischen Interessen seines und anderer Höfe genau bekannt wären, als für einen guten Gelehrten. Man hat von ihm folgende Schriften: 1) **De fructu, qui ex doctrina percipitur.** (Basil. 1517. 4.) 2) **Oratio de pace et foedere inter Angl. et Franc. regg.** 3) **Praefatio in ecclesiast. recogn. ad hebraicam veritatem et collat. cum translatione 70 interpretum.** 4) **De lapsu hebraicorum interpretum.** 5) In englischer Sprache eine Abhandlung gegen die Heirath mit der Königin Katharina, wo er sich über das Benehmen des Königs Heinrich VIII. mit großer Zurückhaltung äußert. 6) **Sexdecim orationes ad principes.** 7) **Exemplum literarum ad regem Henricum VIII.** (1536). 8) **Carmina diversa.** 9) **Epistolas ad Erasmum, Leium etc.** 10) Lateinische Übersetzung von zweien Abhandlun=

gen Plutarch's de utilitate ex inimicis capienda und de modo audiendi, von einigen englischen Predigten des Joh. Fisher, der Abhandlung über den Tod des Apollonius von Tyana, der Vorrede des Simplicius ꝛc. 11) Eine Biographie des Philosophen Demonax ꝛc. *(H.)*

PACAI, PACAËS oder Guabas, werden in Quito und Chile mehre Arten von Inga genannt, welche Hülsenfrüchte tragen, deren Samen in einem süßen, eßbaren Breie liegen. Hierher gehören namentlich Ing. Feuillaei *Candolle* (Prodr. II. p. 433. I. reticulata *Spreng.* Syst. veg. Pacai *Feuillée* Obs. III, 2. p. 27. t. 19) und Ing. insignis *Kunth* (*Humboldt*, *Bonpland* et *K.* Nov. gen. et sp. VI. p. 290. Mimos. p. 43. t. 13). *(A. Sprengel.)*

PACAJES, Regierungsdistrict oder Gobierno des Departamento la Paz, Republik Bolivia, ehedem Provinz der unter die Audiencia von Charcas gehörigen Intendantschaft la Paz. Die Grenzen sind nach Ms.Karten vom J. 1826 folgende: Von der Ausmündung des Rio Desaguadero aus dem See von Titicaca, oder vielmehr seines südlichen Beckens, der Laguna de Unamarca in südwestlicher Richtung bis zum 17° Br., wo der Fluß Queullies gekreuzt wird; von da in südlicher, nur wenig nach Osten abweichender Richtung über den Rio Maure setzend, zieht sie entlang der Schneide der westlichen Cordillera bis 20° 30′ Br.; von diesem Puncte Ostnordost bis in die Quellengegend des Rio Soropalca (Rio Pancocha) eines Confluenten des Pilcomayo; dann in nordnordwestlicher Richtung etwas westlich von der Laguna del Desaguadero, an welchen Fluß sich die Grenze etwas südlich vom 18° Br. anschließt; sie kreuzt denselben unter 18° Br. und läuft dann ziemlich gerade nach Norden bis wieder zum Ufer des Sees Unamarca, den sie östlich von Tiahuanaco erreicht. Die benachbarten Länder sind: im Norden und Westen die peruanischen Departamentos Chucuito, Arica und Tarapaca; im Süden die bolivische Provinz Atacama (Provincia litoral); im Südosten das Departamento Potosí; im Osten die Provinz Sicasica; im Nordosten das Stadtgebiet (cercado) der Hauptstadt la Paz und im Norden die von den Peruanern in Anspruch genommene Laguna de Unamarca. Zu Folge dieser Grenzen stellt sich der Flächeninhalt des Gobierno de Pacajes auf 2200 geogr. □M., ohne das Gebiet der Hauptstadt, welches als abgesondertes Glied des Departements anzusehen ist, wo jedoch die Regierung (der Präfect und der oberste Gerichtshof) residiren. Die Provinz Pacajes liegt um Weniges niedriger als die Hochebene des Titicacasees, dessen Ufer Pentland 3900 Metres über dem großen Ocean fand, und insofern dürfte als die Höhe des Thals von Pacajes 3600 Metres als mittlere Höhe anzunehmen sein. Die auf der bolivischen Seite des westlichen Andenzuges liegenden Dörfer sind nothwendig weit höher; ein Beispiel gibt das auf der Grenze von Pacajes gegen das Departement Arica gelegene Posthaus am Rio Maure, nach Pentland 4196 Metres über dem Meere. Aus der Angabe dieser bedeutenden Erhöhung über dem Meere ergibt sich, daß das Klima nichts weniger als angenehm oder mild sein könne, denn die Nähe zweier beschneieter Gebirgsketten, in welchen sich Riesen wie der Tacora erheben, würde allein genügen die Atmosphäre sehr zu erkälten. Der Boden ist von geringer Fruchtbarkeit, und erlaubt nur an bestimmten Orten den Anbau von europäischen Cerealien, die jedoch (nach Pentland) bis auf 2189 Toisen Höhe möglich ist. Erdäpfel sind die vorzüglichsten Gegenstände der Cultur und gedeihen unter allen andern Nutzpflanzen am besten. Die geringe Wärme des Klima's schließt übrigens jede Art von tropischer Cultur aus. Nur erst in den schnell nach Osten absinkenden Thälern von la Paz werden Zuckerrohr und ähnliche Pflanzen angetroffen. Die Vegetation ist überhaupt ebenso wenig reich als auf andern Plateaus der Cordillera. Bäume kommen fast gar nicht vor und selbst das Strauchwerk ist nur klein und unvermögend dem drückenden Holzmangel abzuhelfen, den der Bewohner leidet und der ein großes Hinderniß der Cultur und Civilisation ist. Der größere Theil der Bodenfläche der Provinz ist mit Gras und niedrigen Alpenpflanzen bedeckt und daher besonders zu dem gewöhnlichen Industriezweige der peruanischen Indianer, der Viehzucht, namentlich der Haltung von Schafen, geschickt. Man hat es verstanden, die Alpacas, Vicuñas und Vizcachas zu zähmen und besitzt von ihnen große Heerden. Das Vicuñahaar wird in Bolivien sehr kunstreich zu Hüten verarbeitet, die Käse und das gesalzene, mittels der Kälte ausgetrocknete Schaffleisch (Chalona) wird nach dem Küstenlande in Menge abgesetzt und nicht minder nach Cochabamba. Im Austausch erhalten die Bewohner aus den erstern Gegenden europäische Waaren, Branntwein ꝛc., aus der letztern Mais, Mehl, tropische Producte. Die Einwohner sind der Mehrzahl nach Indianer von dem Stamme der Pacasas, welchen schon die spanischen Eroberer dieser Gegend (Alonso de Mendoza, Begründer der Stadt la Paz 1548) im Besitze bedeutender Bildung fanden. Wie groß ihre Zahl sei, läßt sich nicht genau sagen, indessen dürfte sie sich auf 40,000 Seelen belaufen, wenn anders der Indianer Bolivia's dieselbe Kopfsteuer zahlt wie in Niederperu. Nach einem amtlichen Document [1]) machte im J. 1831 die Steuer der Indianer der Provinz Pacajes die Summe von jährlich 64,151 spanischen Thalern aus. Die weiße Einwohnerschaft ist ohne Zweifel ebenso wie in andern Gegenden Bolivia's sehr unbedeutend. Die Provincialregierung liegt in den Händen eines Gouverneurs, welcher 1832 einen Gehalt von 2966 sp. Thlrn. bezog. Ehedem war die oberste Instanz der Corregidor, welcher (nach Alcedo) jährlich 96,505 sp. Thlr. erhobene Kopfgelder und 772 sp. Thlr. Alcabala einzusenden hatte, sodaß entweder jetzt die Bevölkerung geringer, oder die Abgaben sehr vermindert sein müssen. Von den einstigen Reichthümern, namentlich den Silbergruben von Berenguela, wo im 16. Jahrh. 700 Erzadern gleichzeitig bearbeitet worden sein sollen, findet sich jetzt keine weitere Spur als Ruinen der alten, lange verlassenen Orte der spanischen Minenbesitzer. Zu Ulloa's Zeiten [2])

1) Presupuesto de los gastos de la republica de Bolivia para el anno de 1832. Chuquisaca 1832. 2) *Ulloa* Viage. L. I. c. 14. §. 367.

trieb man noch einen Handel mit blättrigem Talk (**Jaspos blancos de Verenguela**), den man in Niederperu statt Fensterglases anwendete. In Folge des directen Handels mit Europa findet dieses Mineral jetzt keinen Absatz. — Handelsstraßen besitzt Pacajes drei: von Iquique an der Küste über Tarapaca, Carangas, Urinoca, Caroma nach Potosi, zusammen nach dem peruanischen Postberichte 134 Leguas; von Tacna über Tacora und Cajas nach Oruro (90 Leguas); von Tacna nach la Paz. — Hauptstadt ist der Flecken Carahuará, ungefähr in der Mitte der Provinz gelegen; alle übrigen Orte sind nur kleine Indianerdörfer. — Wichtig ist der Übergangspunkt des Desaguadero, an seinem Ausflusse aus dem See, als Grenzstation und Ort, wo in den neuesten Zeiten Bolivier und Peruaner sich mehrfache Gefechte lieferten. Die Verbindung stellt die berühmte vom fünften Inca Capac Yupangui erfundene Hängebrücke her [3]. Die von diesem begonnene Eroberung von Pacajes vollendete der sechste Inca Mayta Capac. Die Spanier eroberten diese Provinz in den Jahren 1548—1550. (*E. Poeppig.*)

PACAMARES. 1) Ein indischer Volksstamm, welcher am Amazonenflusse in Brasilien nomadisirt. 2) Irthümliche Benennung der colombischen Provinz Jaen de Bracamoros. (s. d. Art.) (*Fischer.*)

PACANOW, polnisches Städtchen, 13 Meilen von Krakau. (*H.*)

PACARET, PAXARETE, PAJARETE, die beste Sorte des Xereswein (von Xeres de la Frontera in Andalusien), welche den Namen von Paxarete, einem den Hieronymitermönchen gehörigen Weinberge, hat. Er ist süß und von sehr feinem Geschmacke, wird viel über Cadiz und San Lucar de Barrameda nach England und Nordamerika ausgeführt. (*Karmarsch.*)

PACARIUS (Decimus), ist der Held einer kleinen Nebenscene in dem großen und blutigen Kampfe, den Otho und Vitellius um die römische Herrschaft kämpften. Er war ohne Zweifel ein heftiger, leidenschaftlicher Mann, leicht hingerissen zu unbesonnenem Handeln, und wo er Widerstand fand, selbst blutige Strenge nicht scheuend, um seinen energischen Willen durchzusetzen. Von seiner Familie, seinem frühern Leben ist nichts bekannt; selbst sein Name scheint sich unter den Römern nicht weiter zu finden. Zu der Zeit seiner Katastrophe war er Procurator der Insel Corsica; ob von Galba oder von Nero dazu ernannt, wird nicht überliefert; jedoch läßt sich das Erstere vermuthen aus der feindlichen Stellung, die er gegen Otho annahm. Dieser hatte, da der Krieg mit Vitellius entschieden war, eine starke und wohlbemannte Flotte ausgesandt (*Tac.* Hist. I. c. 87), welche an den Küsten von Oberitalien bis an die Seealpen durch Plünderung und Mord weit und breit allgemeines Schrecken verbreitet hatte, und der es auch gelungen war, im narbonensischen Gallien zu landen; hier war es zu einer Landschlacht gekommen und die Othonianer hatten den Sieg über die Vitellianer davon getragen (*Tac.* Hist. II. c. 12—15). War es ihnen nun auch nicht möglich, die ganze Provinz zu besetzen, so hatten sie doch an der Küste von Ligurien eine Position eingenommen, von wo aus sie das südliche Gallien und westliche Italien sammt dem dazwischenliegenden Meere und den Inseln ohne Widerstand beherrschten. In diesem Bereich also war ein Auflehnen gegen Otho kaum denkbar. Dennoch wagte es D. Pacarius, und wenn sein Unternehmen unter so mislichen Umständen gelang, konnte er sich freilich wol auf einigen Ruhm und glänzenden Lohn von Vitellius Hoffnung machen; jedoch gibt Tacitus allein den Haß gegen Otho als Beweggrund an; und auch dieser konnte hinreichen, dem Bedenken keinen Raum zu geben, daß bei der isolirten Lage von Corsica, fern von dem Schauplatze des Krieges und durch Otho's Macht von aller Verbindung mit Vitellius abgeschnitten, der Sieg höchst unwahrscheinlich war, und daß er, wenn er auch errungen würde, doch auf die Entscheidung des großen Kampfes zwischen den Hauptmächten ohne allen Einfluß bleiben mußte, da der Besitz von Corsica nach keiner Seite hin den Ausschlag geben konnte. Obenein hatte Pacarius nicht einmal die Stimmung der Corsen in Erwägung gezogen; oder, wenn er sie kannte, war es um so unbesonnener, auch sie besiegen zu wollen. Als sein Entschluß gefaßt war, berief er die vornehmsten Römer und Corsen zu einer Berathung. Was alle dachten, sprachen zwei Männer aus, Claudius Phirricus, Trierarch der dort stationirten liburnischen Schiffe, und Quintius Certus, ein römischer Ritter; beide ließ Pacarius sogleich hinrichten. Dadurch erschreckt schworen die anwesenden Corsen ohne Verzug dem Kaiser Vitellius Treue, und von ihrer Furcht mit angesteckt, und ohne Einsicht in die Lage der öffentlichen Angelegenheiten, folgte ihrem Beispiele die übrige Masse der Corsen. Ohne Zweifel betrieb nun Pacarius das Weitere mit gleicher Heftigkeit; er hob Truppen aus, übte sie in den Waffen und wendete im Dienste alle die Strenge an, welche er bei einem nahe bevorstehenden Kampfe für nöthig halten mochte. Aber den Corsen waren solche Beschwerden ebenso ungewohnt als verhaßt, und um so augenscheinlicher mußte ihnen die Nutzlosigkeit und Gefahr des ganzen Unternehmens sein. Schnell und allgemein verbreitete sich das Misvergnügen, doch wagte man es nicht, sich mit offener Gewalt gegen Pacarius aufzulehnen; man wartete auf eine günstige Gelegenheit zu einem versteckten Überfall, und diese fand sich bald. Als einst Pacarius, verlassen von der gewöhnlichen Umgebung seiner Anhänger, nur mit wenigen Begleitern unbewaffnet im Bade war, wurde er sammt diesen umgebracht. Die Mörder machten sich sogleich auf und überbrachten dem Otho selbst die Häupter der Getödteten; aber sie fanden weder bei ihm den erwarteten Lohn, noch später bei Vitellius die nach dessen Siege zu besorgende Strafe, glücklich genug vergessen zu werden unter dem Drange größerer Ereignisse (*Tac.* Hist. II. c. 16). (*F. Haase.*)

Pacas, s. Cavia.

PACASMAYO, Fluß, von geringer Größe, welcher die Provinz Lambayeque (Depart. Truxillo) im nördlichen Peru durchströmt, an seiner Mündung eine durch

3) *Ulloa*, Ibid. §. 873. *Garcil.* Comm. real. I. L. II. c. 4 et c. 7.

die Punta Pacasmayu wenig geschützte Rhede bildet und nicht schiffbar ist. In der Regenzeit großen Anschwellungen unterworfen und dann den Reisenden sehr gefährlich trocknet er während der Sommermonate theils ein, theils wird sein Wasser zur Befruchtung der Ländereien mit solcher Sparsamkeit verwendet, daß wenig oder nichts von demselben den Ocean erreicht. Er entspringt unter 6° 50′ aus mehren kleinen Seen der Cordillera und erhält einen Zufluß aus der Sierra von Caxamarca, den Rio de la Magdalena. Seine Mündung befindet sich in 7° 13′ südl. Br. (*E. Poeppig.*)

PACATA, römischer Frauenname. (*H.*)

Pacatiana, s. Phrygien.

PACATIANUS (Ovinius), war im J. 1085 d. St., 332 n. Chr. G. Consul mit Mäcilius Hilarianus. Es finden sich aber auch die Formen *Πακατανός* und Pacatinus (s. *Gothofred.* Chronolog. Theodos. cod. p. XXXIII. ed. *Ritt.*). Vielleicht eine Person mit dem Pacatianus, welcher im J. 319 unter Constantin Vicarius von Britannien, und mit dem, welcher 334 praefectus praetorio von Italien war (*Gothofred.* Prosopogr. Theodos. codic. VI, 2. p. 72 ed. *Ritt.*). — Auf unzweifelhaft echten Münzen im pariser, toulouser, wiener u. a. Museen findet sich ein sonst nicht bekannter Name eines römischen Kaisers IMP. TI. CL.*) MAR. PACATIANVS. AVG. oder auch IMP. TI. CL. MAR. PACATIANVS P. F. AVG.; das Haupt mit Strahlen umgeben, mit dem Paludamentum bekleidet, auf dem Revers bald eine sitzende weibliche Figur mit Patera und doppeltem Füllhorn und der Legende CONCORDIA MILITVM, bald eine stehende weibliche Figur, die zwei Fähnchen hält und die Legende FIDES MILITVM, bald eine sitzende weibliche Figur, die in der Rechten ein Steuerruder, in der Linken ein Füllhorn hält, zu den Füßen ein Rad mit der Legende FORTVNA REDVX, bald endlich eine stehende weibliche Figur, die in der Rechten einen Olivenzweig, in der Linken eine Lanze hat, mit der Legende PAX AETERNA. Wer nun dieser Kaiser Pacatianus gewesen sei, welcher Zeit er angehört habe, darüber gibt's nur Vermuthungen; die eine des französischen Jesuiten P. Chamillard stützt sich darauf, daß diese Münzen nur im südlichen Frankreich gefunden worden waren, und nimmt daher an, daß er am Ende der Regierungszeit des Kaisers Philippus 249 in diesem Theile Galliens als Augustus ausgerufen, seine Empörung aber sehr bald vom Nachfolger des Philippus, dem Kaiser Decius, überwältigt worden wäre. Diese Ansicht mußte aufgegeben werden, seitdem man grade aus österreichischen Ländern viel häufiger diese Münzen fand; Eckhel (H. N. V. Vol. VII. p. 338 sq) erklärt sich daher für die Ansicht der Gelehrten, welche die kurze Herrschaft des Pacatianus nach Pannonien und Mösien verlegen und das MAR Marinus lesen. (*H.*)

PACATUS, ist ein römischer Eigenname, und heißt eigentlich: der Befriedigte, der Ruhige, wie im Griechischen Irenäus, im Teutschen Friedrich. Zur Zeit der Republik scheint dieser Name nicht in Gebrauch gewesen zu sein; in spätern Inschriften kommt er öfter vor; so ist ein M. Pacatus bei Gruter (Inscriptt. p. DCVIII, 1). Eine Grabschrift auf einen Soldaten Pacatus ist bei Muratori (Nov. thes. vett. inscriptt. T. II. p. DCCCXXXIX, 3. Ibid. p. DCIV.) und bei Gruter (p. CCL.), in einem Verzeichnisse der Regionen und vici der Stadt mit ihren Curatoren und Denunciatoren befindet sich auch ein P. Pacatus L. L. Successus in der 13. Region im vicus mundiciei, der bei Gruter L. Pacatus heißt. Ferner wird bei Muratori (T. III. p. MDXXXIX, 1) ein Freigelassener L. Pacatus erwähnt und in einer griechisch-christlichen Inschrift (T. IV. p. MCMXXI, 7) ist eine Pacata. Bekannt ist:

1) **Latinus Pacatus Drepanius** †), einer von den lateinischen Panegyrikern. Die Nachrichten über ihn sind sehr ungenügend und bestehen etwa in Folgendem. Er war nicht aus Sicilien gebürtig, wie man etwa aus dem Namen Drepanius vermuthen könnte, sondern aus Gallien; „mein Gallien," sagt er in seinem Panegyrikus (c. 24) und etwas genauer gibt er seine Heimath (c. 2) an, er sei „aus dem äußersten Winkel Galliens, wo das Gestade des Oceans die sinkende Sonne aufnimmt und wo mit dem aufhörenden Lande das verbündete Meer sich mischt." Darum ist die Annahme nicht unwahrscheinlich, daß er aus Burdigala war, oder daß er wenigstens dort seine Bildung empfangen hatte, lebte und wirkte. Bestätigt wird dies dadurch, daß er ein genauer Freund und wahrscheinlich auch ein Schüler des Ausonius war, von dem es nicht zweifelhaft ist, daß er dort geboren ist, gelebt und gelehrt hat. Dagegen haben Scaliger und Joh. Scheffer behauptet, Pacatus sei aus dem Stamme der Nitiobriger, welche in Aquitanien wohnten, und der Erstere sagte noch bestimmter, er sei aus Aginnum, der Hauptstadt der Nitiobriger; sie stützen sich hierbei auf eine sehr deutliche Äußerung des Sidonius (Epist. VIII, 12). Die eigene Angabe des Pacatus läßt sich mit dieser Annahme sehr wohl vereinigen; auch bezeichnet ihn Sidonius nicht als Rhetor, sondern als Dichter, grade wie es auch Ausonius thut in den nachher zu erwähnenden Stellen, und so wird man Scaliger's Meinung wol für höchst wahrscheinlich halten müssen, wenngleich noch ein kleines chronologisches Bedenken übrig bleibt. Nach den schwankenden Andeutungen über die Lebenszeit des Pacatus läßt sich im Allgemeinen nur so viel mit Grund behaupten, daß er in der zweiten Hälfte des 4. Jahrh. n. Chr. Geb., mehr nach dem Ende hin und noch darüber hinaus, gelebt hat. Er war nämlich, wie es scheint, ein Schüler des Ausonius, obgleich sich dies nur daraus schließen läßt, daß ihn dieser einmal filius nennt in der Überschrift der letzten unter den praefatiunculis. Nun war aber Ausonius im J. 379, als er Consul wurde, schon in sehr hohem Alter, sodaß er in der Dankrede an den Kaiser Gratian, seinen Schüler, sagen konnte, sein Ende stehe so nahe bevor, daß der Kaiser mit seiner Dankbarkeit demselben habe zuvorkommen wollen. In demselben Jahre

*) Unrichtig ist die Angabe T. JVL. u. FL. JVL.

†) Vergl. den Art. Drepanius.

schrieb Ausonius seinen **Ludus Sapientum**, in dessen Überschrift er sich Consul nennt, und widmete ihn seinem Freunde Pacatus, den er bei dieser Gelegenheit mit dem Titel Proconsul belegt. Welche Bewandtniß es mit dieser proconsularischen Würde hatte, läßt sich zwar nicht wissen, indessen ist doch klar, daß Pacatus damals nicht mehr sehr jung sein konnte; es kommt dazu, daß Ausonius seine Schriften mit großer Bescheidenheit dem Urtheile desselben unterwirft, und ihm überhaupt bedeutendes Lob spendet. In der schon erwähnten **praefatiuncula** sagte er, er habe an dem Pacatus einen nicht weniger gelehrten und gütigen Gönner, als Catull an Cornelius Nepos gehabt habe; Pacatus sei ihm theurer als alle die Seinigen, und die Musen schätzten ihn höher als alle übrigen Dichter zusammengenommen, mit alleiniger Ausnahme des Virgilius; wenn der Beifall desselben seinen Versen zu Theil würde, so habe er keines Andern Urtheil zu fürchten. Ähnliches sagt er auch in der Zueignung des **ludus Sapientum**, wo er namentlich seine unbedingte Unterwerfung unter das Urtheil des Pacatus noch stärker ausspricht. Ebenso redet er ihn sehr ehrenvoll an in dem Briefe vor dem **Technopaegnion**, und am Ende dieses Gedichts nennt er ihn einen **bonus doctus facilis vir.** Unter diesen Umständen möchte man geneigt sein, den Pacatus dem Ausonius an Alter möglichst nahe zu stellen; jedoch ist es an sich nicht unglaublich, daß ein etwa 60jähriger Mann sich gegen einen vielleicht kaum 30jährigen ausgezeichneten Schüler so äußert, wie es Ausonius gegen Pacatus thut, und den Abstand zwischen beiden möglichst groß anzunehmen nöthigt eine Stelle des Sidonius (Epist. VIII, 11). In diesem Briefe theilt er seinem Freunde Lupus ein Gedicht aus früherer Zeit mit, das sich auf gemeinschaftliche poetische Studien mit dem Rhetor und Dichter Lampridius bezieht; vergleichen wir Epist. IX, 13, wo ebenfalls ein solches Gedicht mitgetheilt wird, so wird es nicht weit gefehlt sein, wenn wir annehmen, daß beide Briefe ungefähr in derselben Zeit geschrieben sind, nur IX, 13 etwas später, da darin der Tod des Lampridius, der VIII, 11 gemeldet ist, gar nicht erwähnt und also ohne Zweifel als bekannt vorausgesetzt wird, wie auch in Epist. IX, 15, welcher Brief sich auf IX, 13 bezieht, Lampridius bei der Aufzählung lebender Dichter und Rhetoren nicht genannt wird. Nun ist aber Epist. IX, 13 etwa um 480 geschrieben, nämlich 20 Jahre nach einer Berührung des Lampridius mit dem Kaiser Majorian, der 457—461 regierte, wenn also VIII, 11 gegen dieselbe Zeit geschrieben ist, so möchte es nicht unwahrscheinlich sein, wenn man die Lebenszeit des Pacatus bis um die Mitte des 5. Jahrh. ausdehnte; Sidonius sagt nämlich seinem Freunde Lupus die Schmeichelei, daß er den Nitiobrigern den Drepanius und den Vesunnikern den Anthedius ersetze, welche beide als Dichter genannt werden im Gegensatze gegen die Lehrer der Beredsamkeit; ist es nun auch nicht nöthig, hier an unmittelbare Vorgänger des Lupus zu denken, so dürfen sie doch auch nicht allzuweit von demselben entfernt sein, und so scheint es sich mit allen obigen Andeutungen wol zu vereinigen, wenn wir die Lebenszeit des Pacatus von etwa 354 bis um 430 annehmen. Dabei darf jedoch nicht unerwähnt bleiben, daß er nirgends als Rhetor und Verfasser des Panegyrikus genannt wird, den wir noch unter seinem Namen haben, sondern nur als Dichter, und daß mithin die Identität der Person nur auf einer Vermuthung beruht, welcher nichts Erhebliches entgegensteht. Die drei an einen Pacatus gerichteten Briefe des Symmachus (lib. VIII, 12. IX, 61 und 64) sind, wie so viele dieses Scribenten, leer und nichtssagend, sodaß sich schwerlich die Meinung des P. Fr. Chifflet begründen läßt, welcher hier einen jüngern Pacatus verstehen wollte; es ist wenigstens kein chronologischer Grund gegen den Panegyriker; und andere bietet der Inhalt der Briefe nicht dar. Im J. 389, also nach der oben dargelegten Berechnung etwa im 35. Lebensjahre, und zehn Jahre, nachdem ihn Ausonius Proconsul titulirt hatte, kam Pacatus aus Gallien nach Rom, um den Sieg des Theodosius über den Maximus durch die Rede zu feiern, welche das einzige noch übrige von seinen Werken ist; er that dies im Beisein des Senats am 1. Sept. jenes Jahres, wahrscheinlich von seinen Mitbürgern als Gesandter geschickt, um in ihrem Namen dem Kaiser Glück zu wünschen, jedoch sagt er selbst nur, er sei gekommen, um den Kaiser zu sehen und anzubeten; zum öffentlichen Reden habe ihn Niemand genöthigt, sodaß sein Lob vollkommen frei sei. Übrigens ist bekannt, daß das Studium römischer Beredsamkeit damals in Gallien sehr eifrig betrieben wurde, und grade die vorgebliche Bescheidenheit gallischer Rhetoren, mit der sie ihre erlernte Beredsamkeit der angebornen der Römer unterordnen, dennoch sie aber gern vor diesen glänzen lassen, gibt zu erkennen, daß sie sich eben nicht für geringer hielten. Pacatus äußert diese Bescheidenheit im Anfange seines Panegyrikus etwa ebenso, wie der ungenannte Verfasser (wahrscheinlich Nazarius) des Panegyrikus auf Constantin. Gegen das Ende äußert er seinen Vorsatz, nach Gallien wieder zurückzukehren, und daß er dies gethan hat, daß er als Rhetor und besonders als Dichter hochgeachtet unter den Nitiobrigern bis an seinen Tod gelebt hat, ergibt sich aus der angeführten Stelle des Sidonius. Zu diesen kümmerlichen Nachrichten über sein Leben ist nur noch die Frage zu fügen, ob er ein Christ gewesen ist oder nicht. Joh. Scheffer bejahte dies deshalb, weil er c. 21 die Sitte erwähnt, beim Eintritt in große Städte zuerst die heiligen Gebäude und der höchsten Gottheit geweihten Tempel, dann die Marktplätze, Gymnasien &c. zu besuchen. Indessen dies war auch Sitte der Heiden, welche zu diesem Zwecke ihre Ciceroni hatten, Exegeten und Periegeten. Wahrscheinlicher ist es, daß Pacatus kein Christ war; er würde sonst gewiß bei verschiedenen Gelegenheiten sich deutlicher als solchen erklärt haben; aber wo er auf religiöse Dinge kommt, bedient er sich, wie sich diese Erscheinung auch bei andern Rhetoren findet, allgemeiner und unbestimmter Ausdrücke, und spricht von der höchsten Gottheit im Singular, gewiß nur, um dem christlichen Kaiser gegenüber nicht durch schroffheidnische Äußerungen Anstoß zu geben, und nur etwas zu sagen, was sich Heiden und Christen gleich sehr gefallen

lassen konnten, während die wirklichen Christen sich in der Regel weit entschiedener und zelotischer zu erkennen gaben. Darum scheint uns die Unentschiedenheit an sich schon ein Beweis für das Heidenthum zu sein; jedoch finden sich auch noch einzelne Stellen, welche man nicht füglich einem Christen in den Mund legen kann, wie c. 18, wo er das Gedächtniß des Kaisers preist und ihn fragt, ob ihm etwa eine göttliche Kraft diene, die, was er rede, aufschreibe, und ihn daran wieder erinnere, sowie man sage, daß neben dem Gott, dem Theilnehmer der Majestät des Kaisers, die Schicksale (fata) mit Schreibtafeln stehen. Daß hier Jupiter und die Parzen gemeint sind, ist offenbar, und ist von den Auslegern mit Stellen aus heidnischen Schriftstellern dargethan. So finden sich noch andere Spuren heidnischen Glaubens, z. B. c. 39 und in Bezug auf die Mißbilligung der Verfolgung der Priscillianisten in c. 29 hat auch schon Schröckh (in der Kirchengesch. 11. Bd. S. 342) den Pacatus für einen Heiden gehalten.

Der Panegyrikus, welcher uns von Pacatus noch erhalten ist, gehört allerdings zu den bessern Stücken der Sammlung dieser Art von Arbeiten, welche auf uns gekommen sind; jedoch gingen die ältern Philologen ohne Zweifel viel zu weit in ihrem Lobe, wenn sie den Pacatus dem jüngern Plinius, ja selbst dem Cicero, an die Seite zu stellen kein Bedenken trugen. Es ist schwer, den Grund dieser übertriebenen Verehrung zu entdecken; indessen da einmal Scaliger, dessen Urtheile zuweilen etwas launenhaft waren, erklärt hatte, der Panegyrikus sei göttlich, so ist es weniger zu verwundern, wenn eine ganze Reihe von Nachbetern dem Pacatus ebenso glänzende Zeugnisse ausstellte. Warum man ihn dem Eumenius Nazarius und vollends dem zweiten Mamertinus vorziehen sollte, dessen Dankrede an den Julian uns die beste unter den panegyrischen Reden zu sein scheint, wüßten wir nicht zu sagen. Die Composition seiner Rede verdient kein sonderliches Lob; die Anordnung der Theile ist nicht hervorgegangen aus dem lebhaften Auffassen des Gegenwärtigen, wie es dem Redner gebührt, sondern wie in einem epischen Gedichte oder in einer historischen Darstellung ist das Einzelne nur an einander gereiht, wie an einen langen Faden, zwar ohne schroffe Übergänge und ohne Lücken, aber auch ohne sich zu gesonderten Massen zu gruppiren und dem Ganzen anziehende Gestalt und schönes Ebenmaß zu geben. Man könnte freilich sagen, es sei ungerecht, einen solchen Maßstab anzulegen bei einem Schriftsteller so untergeordneter Art; indessen wenn wir auch den Pacatus nicht für den ausgezeichnetsten unter den Panegyrikern halten, so glauben wir doch im Allgemeinen, daß man diese Schriftsteller in der Regel viel tiefer stellt, als sie es verdienen, und daß ein solcher Maßstab auf sie wohl anzuwenden ist. Die ihnen gemeinschaftlichen Fehler, durch den Geist der Zeit und durch ihre Nationalität bedingt, trägt natürlich auch Pacatus. Die rhetorisirende Darstellung, welche mit dem silbernen Zeitalter begann, und alle Stylgattungen ergriff, mußte zumal auf dem ihr vorzugsweise eigenthümlichen Felde der Beredsamkeit nach immer neuen Reizmitteln suchen, wenn sie bei der Ärmlichkeit des Stoffs, den ein kleinliches Leben darbot, und bei der Schlaffheit der durch keine allgemeinern, tiefern Anregungen bewegten Gemüther noch einigen Eindruck machen wollte; daher alle die buhlerischen Zierden der Rede, die pikanten Vergleichungen, kühnen Übertragungen, spitzigen Gegensätze, die poetischen Blümchen, die archaistischen Kraftausdrücke, die prunkenden Neuerungen in Wort- und Satzbildung; alles dies nicht ohne Geist und oft mit überraschendem Witze, sodaß man es nur bedauern kann, so schöne Talente in eine so beschränkte Sphäre gebannt zu sehen. Sucht man hier nach dem Ausgezeichneten, so ist man versucht, grade das Übermaß für das Maß zu halten; denn eben wo einmal ein einfacher, reiner Geschmack als das richtige Maß nicht mehr vorhanden ist, da übertreibt das größte Talent am meisten, und es gilt für Geistesarmuth, wenn Jemand nicht alle Vorgänger überbietet. Wenden wir dies auf Pacatus an, so ist zunächst zu bemerken, daß er keineswegs durch eine besondere Originalität von den übrigen Panegyrikern getrennt ist, sondern die große Ähnlichkeit, welche sie alle haben, theilt auch er; zwar läßt sich an ihm eine gewisse ruhigere Haltung nicht leugnen, die für eine Annäherung an bessere antike Muster gelten könnte, wenn es nicht klar wäre, daß dies nicht eine Folge bewußten Strebens, sondern nur ein Mangel an schöpferischer Kraft ist; denn Pacatus wollte dieselben Künsteleien anwenden, wie seine Zeitgenossen und Muster, und er hat es gethan, so weit er es vermochte. Dies geht sehr deutlich hervor aus den mehr oder weniger freien Nachahmungen, aus der Benutzung und weitern Ausbildung des von Andern Erfundenen. Seine Muster waren besonders der zweite Mamertinus, Nazarius und Eumenius, aus denen sich ziemlich viele Parallelen nachweisen lassen in Beschreibungen von Schlachten, von festlichem Empfang und Volksfreude, in übertriebenen Schimpfreden auf einen gemordeten Kaiser 2c. Um nur Einiges anzuführen, vergleiche man die bis zum Aberglauben übertriebene Schilderung der Schnelligkeit des Theodosius im Kriege (c. 39) mit Nazarius (in *Constantin.* c. 14 und 15) und Mamertin (Genethl. Max. c. 8 et 9). Das Lob der einfachen Lebensweise des Theodosius und die Schilderung des Luxus Anderer ist zum Theil mit denselben Worten entlehnt aus Mamertin (grat. act. ad Julian. c. 11), ebendaher (aus c. 28, 4) ist der Ausdruck, den Pacatus (c. 20, 2) hat, daß Jemand durch des Kaisers Kuß geheiligt wird. So ist ferner der Lobspruch auf des Theodosius kampflustiges Heer (c. 35, 2), daß es fürchte, gefürchtet zu werden, entnommen aus Nazarius (c. 18), und dieser Ausdruck hat später auch dem Claudian gefallen (in Stilic. I, 340) und dem Sidonius (Epist. I, 2). Noch auffallender ist es, daß c. 36, 1 die Worte: **at ubi impulsa acies fronsque laxata et fiducia in pedes versa est**, und c. 35, 3 der Ausdruck: **qua visus agi poterat** sich genau so wieder finden bei Nazarius (c. 28). Ebenso ist (c. 34, 4) die Beschreibung eines Flusses, der sich nur mit Mühe durch die Masse der Leichen hindurch arbeitet (eluctari) aus Nazarius (c. 30). Daß ferner (c. 45, 4) Theodosius

wegen seiner milden Behandlung der Besiegten, **ipsius victoriae victor** genannt wird, könnte zwar aus dem ältern Declamator entlehnt sein, welcher die or. **pro Marcello** verfaßt hat; wo es in derselben Beziehung heißt (c. 4): **ipsam victoriam vicisse videris**; indessen mochte dem Pacatus wol eher die Stelle des Panegyrikus (in *Constantin.* c. 21, 2) gegenwärtig sein: **At iste victor non modo hostium, sed etiam victoriae suae,** denn wenigstens hat er die Stelle über die Weichlichkeit der Orientalen ebendaselbst (c. 24, 1) ohne Zweifel vor Augen gehabt, als er (c. 33, 4) über denselben Gegenstand sprach; und ebenso verhält es sich mit der schon oben erwähnten bescheidenen Unterordnung der gallischen Redner unter die römischen, wovon beide im Prolog sprechen. Auch aus dem Panegyrikus des Eumenius auf den Constantius hat Pacatus Manches zu seinem Zwecke verwendet; man vergleiche z. B. c. 16, 2. 16, 4 und c. 19 mit Pacatus c. 38, 1. 36, 2. 37. Bei diesem Verzeichnisse von Nachahmungen ist nur das Bedeutendste ausgehoben; manches Andere ließe sich noch hinzufügen, doch genüge ein Beispiel, worin sich die Spitzfindigkeit des Pacatus auf eine merkwürdige Weise zeigt. Zuvor aber bemerken wir im Allgemeinen, daß bei den Panegyrikern die nicht selten zu Vergleichungen, Hyperbeln und anderm Zierathe angewendeten Beispiele aus der ältern Geschichte nur eine Art von Staffage bilden, etwa wie bei uns die alte Mythologie; denn das innere Fortwirken solcher Beispiele und ihr wahres Leben in dem Herzen und Bewußtsein des Volkes war längst abgestorben, und hatte zumal bei Galliern nie tiefe Wurzel schlagen können; daher werden oft die herrlichsten Thaten, die großartigsten Charaktere des Alterthums auf eine gemüthlose Weise erniedrigt, um Stoff zu einer rhetorischen Künstelei herzugeben. Man darf, wenn man billig sein will, nicht vergessen, daß dies eine Folge der Nationalität und der armseligen Zeit ist, um nicht unwillig zu werden über die demüthige Art, in der Pacatus den letzten Republikaner Brutus sich vor den Herrschertugenden des Theodosius beugen läßt; ähnlich verhält es sich mit dem Folgenden: Mamertin (grat. act. c. 24) schildert die große Liebe des Senates und Volkes zu Julian, und wo er auf die Soldaten kommt, sagt er, es würden aus dem Alterthume etwa zwei oder drei Paare von Freunden gerühmt; aber Julian werde von jedem einzelnen Soldaten, welches Ranges er auch sei, mehr geliebt, als je Einer von einem Freunde geliebt sei. Diese Hyperbel ist freilich gewaltig, indessen ist sie doch nicht ungeschickt und verzerrt oder gezwungen; hören wir nun aber, wie Pacatus (c. 17) dieselbe Vergleichung angewendet hat; er will die Freundschaft des Theodosius preisen, der das Consulat nicht seinen Söhnen, sondern seinen Freunden verliehen hatte; auch er erwähnt die gerühmten Freundschaften des Alterthums und führt sie namentlich an; dann mäkelt er an ihnen herum, bis er seine Hyperbel zu Stande hat; er gibt zu verstehen, daß sie erlogen seien oder von den Dichtern bedeutend ausgeschmückt; wolle man aber auch daran glauben, so könne man doch nicht mehr thun (**num praestare credendo plus possumus?**) als annehmen, daß jene Freunde auf das Wohl ihrer Freunde mehr als auf ihr eigenes bedacht gewesen wären; nun ziehe man aber schon von Natur seine Kinder sich selbst vor; darum sei derjenige doch über alle Muster erhaben, der seine Freunde nicht nur sich selbst vorziehe, sondern auch denen, die er von Natur sich selbst vorzieht.

Der erwähnten guten Meinung früherer Philologen über den Pacatus hat er es zu danken, daß sich auf ihn vorzugsweise die Aufmerksamkeit wendete. Freilich ist sein Text deshalb noch nicht eben besser constituirt als der der übrigen Panegyriker, von denen eine neue kritische Ausgabe sehr zu wünschen ist, da bis jetzt weder die Handschriften genau verglichen, noch die ältesten Ausgaben gehörig benutzt und ihrem Werthe nach beurtheilt sind. Noch weniger hat man den eigenthümlichen Styl dieser Schriftsteller zum Gegenstande eingehender Forschung und zusammenhangender Darstellung gemacht; dagegen ist manches Brauchbare für historische und grammatische Interpretation geleistet. Besondere Ausgaben des Pacatus gibt es von Joh. Scheffer (**cum notis philologicis politicisque. Holmiae ex offic. Janssoniana** 1651. 8.), wovon eine neue Auflage (**auctior et emendatior Upsal.** 1668. 8.) erschienen ist. Weit besser und besonders reich an Nachweisungen über grammatische und antiquarische Einzelnheiten ist die Ausgabe von Joh. Arntzen (**Amstelod. ap. vid. et fil. S. Schouten** 1753. 4.). Außer den Anmerkungen zum Pacatus von Franc. Balduinus (welche **Paris.** 1570. 4.) und denen von Chr. Gottl. Schwarz (welche **Altorf.** 1727. 4.) besonders erschienen sind, nebst den von Kasp. Barth in den Adversarien niedergelegten, befinden sich in dieser Ausgabe in einem besondern Anhange auch die Bemerkungen von Th. Wopkens. Später hat C. Fr. Müller darzuthun versucht, daß Pacatus sich den Panegyrikus des Plinius zum Muster genommen habe in der Abhandlung: **de Pacati Panegyrico ad Pliniani exemplum formato (Viteberg.** 1785. 4.). Endlich gibt es auch noch zwei französische Übersetzungen, von Flor. Chrétien (Paris 1609. 8.) und von N. Andry (Paris 1687. 12.). (*F. Haase.*)

2) Der alexandrinische Grammatiker **Minucius Pacatus,** bekannter unter seinem griechischen Namen **Irenaeus,** war ein Schüler des von Hephästion und seinem Scholiasten, von Priscian u. a. citirten Metriker Heliodor, welcher ein metrisches Handbuch verfaßt hat; Suidas, der über Irenäus zwei Artikel hat, unter *Εἰρηναῖος* und *Πάκατος*, führt von ihm folgende Schriften an: 1) *Περὶ τῆς Ἀθηναίων προπομπίας.* 2) *Περὶ τῆς Ἀλεξανδρέων διαλέκτου ὅτι ἐστὶν ἐκ τῆς Ἀτθίδος βιβλία ζ'.* Diese Schrift über den alexandrinischen Dialekt citirt das Etymol. M. unter *πυδαρίζειν.* 3) *Ἀττικῶν ὀνομάτων βιβλία γ'*, und 4) *Ἀττικῆς συνηθείας τῆς ἐν λέξει καὶ προσῳδίᾳ κατὰ στοιχεῖον βιβλία γ'.* Diese letztere Schrift ist es, welche theils Sokrates (Hist. eccles. III, 7) unter dem Titel: *Εἰρηναῖος ὁ Γραμματικὸς ἐν τῷ κατὰ στοιχεῖον Ἀττικιστῇ καὶ βάρβαρον ἀποκαλεῖ τὴν λέξιν* citirt, theils das Etymol. M. in *κομψός* andeutet, *οὕτως Εἰρηναῖος ὁ Ἀττικιστὴς ἐν τῷ κατὰ στοιχεῖον*, und auf sie bezieht sich auch der Scholiast zu Aristoph. Wesp. 895

(935) *κλέπτον δὲ βαρέως Ἀττικοὶ καθὰ καὶ Εἰρηναῖός φησιν.* 5) *Κανόνες Ἑλληνισμοῦ βιβλίον ά.* 6) *Περὶ Ἀττικισμοῦ βιβλίον ά.* 7) *Καὶ ἄλλα πολλά.* — Unter *Πάκατος* wird Nr. 2, unter dem Titel *περὶ τ. Ἀ. δ. ἢ περὶ ἑλληνισμοῦ βιβλία ζ'* genannt, und bemerkt, daß es die alphabetische Ordnung beobachte, Nr. 1, 3 und 5 fehlen, dafür wird *περὶ ἰδιωμάτων τῆς Ἀττικῆς καὶ τῆς Δωρίδος διαλέκτου* erwähnt; zu dem vielen andern, was Irenäus geschrieben, gehört auch sein in unsern Scholien fast nur mit Tadel genannter Commentar zu Apollonius Rhodius, wovon das erste Buch in den Scholien zu I, 1299 citirt wird; daß er Kritik neben Exegese umfaßt habe, zeigen dieselben zu II, 127. *(H.)*

Der Name **Pacatus** ist wegen seiner Bedeutung öfter von Schriftstellern benutzt worden, welche damit ihre friedliche Gesinnung andeuten, ihren wahren Namen aber verschweigen wollten. Namentlich hat dies der gelehrte Jesuit Harduin gethan, der sich in ähnlichem Sinne auch hinter dem Namen Eumenius versteckte. Auch schrieb Joh. Nik. Pechlin unter dem Namen **Venantius Pacatus** das Buch: **Solitudo, seu querela de tempore (Hamburg. 1704)** (s. d. Art. **Pechlin**). Endlich wird noch ein Buch angeführt von **Pacatus Servius** und **Sigefried Pitiscus** (nach Andern **Priscus**): **Germaniae antiquae et novae contentio singularis (1676. 12.)**, worüber uns nähere Nachweisungen mangeln. *(F. Haase.)*

PACAUDIÈRE (la), Marktflecken im franz. Loiredepartement und Hauptort des gleichnamigen Cantons im Bezirke Roanne, liegt, 6 Lieues von dieser Stadt und 95 Lieues von Paris entfernt, an der diese Orte verbindenden Heerstraße, ist der Sitz eines Friedensgerichts, einer Gensd'armeriebrigade, eines Etappenamtes und hat eine Brief- und eine Pferdepost, eine Pfarrkirche, 316 Häuser und 1634 Einwohner, welche sechs Jahrmärkte unterhalten. — Der Canton la Pacaudière enthält in acht Gemeinden 8115 Einwohner. (Nach Expilly und Barbichon.) *(Fischer.)*

PACAXÁ, PACAJAZ, PACAYAZ, Fluß des nördlichen Brasiliens. Er entspringt in dem noch völlig unbekannten Lande, zwischen den großen Strömen Tocantins und Xingu, ungefähr unter 4° südl. Breite, nimmt den Iriuanná auf und fällt gegenüber dem Dorfe Breves auf Marajó, zwischen den Flecken Oeiras und Portel in den labyrinthischen Archipel, der durch die Mündung des Rio Annapú und den Canal Tagipurú gebildet wird. Sein Wasser ist hell und kühl, das Bett von großer Tiefe, im untern Theile sehr breit, weiter oben aber häufig von Klippen unterbrochen. Die Bewohner der nächstgelegenen Flecken unternehmen auf ihm gelegentliche Züge in das unbewohnte Innere, um Nelkenzimmt, Tonkabohnen zc. zu sammeln und rechnen von der Mündung bis zur Verbindung des Iriuanná vier Tagereisen. — Die in den höhern Gegenden dieses Flusses lebenden gleichnamigen Indianer leben ebenso wie die benachbarten Tacunhapés, Jacundás und Annapús in einer Art von Halbcivilisation, indem sie mit den besuchenden Brasiliern gern Handel treiben, allein nie ihre Wälder verlassen und nie Pará besuchen. *(E. Poeppig.)*

PACAYA, feuerspeiender Berg in Mittelamerika und zwar in dem Departement Sacatepeques, nahe bei der ehemaligen Hauptstadt des Landes, Guatemala la vieja, gelegen. Er ist noch nicht barometrisch gemessen, erreicht zwar die Schneelinie nicht, mag aber 9—10,000′ hoch sein. Seine Thätigkeit ist zu keiner Zeit lange unterbrochen geblieben, und die Anhäufungen von Laven an seinem Fuße beweisen sein Alter. Um den Krater her stehen drei hohe und steile Spitzen, im Westen von ihm liegen der berühmte **Volcan de agua**, dessen Wasserauswürfe im J. 1541 die Stadt Guatemala zum ersten Male zerstörten, und der **Volcan de fuego**, mit welchem der Pacaya gemeinschaftliche Ausbrüche macht, die zu vielen Malen (in d. J. 1565, 1575, 1576, 1581, 1582, 1607, 1650, 1651, 1664, 1668, 1671, 1677, 1732, 1737, 1773) die ehemalige Hauptstadt und die Umgegend im fürchterlichsten Grade verheerten. (*D. Domingo Juarros*, **Hist. of Guatemala transl. by** *J. Baily.* [**Lond.** 1823.]) *(E. Poeppig.)*

Paccanaristen, s. **Ligorianer.**

PACCHIAROTTI (Gasparo), einer der berühmtesten Kastraten der größten Sängerzeit Italiens, geboren zu Rom um das J. 1740. Damals nahm man in Italien es mit der Schule der Sänger höchst genau und bildete die Stimme mit allem Ernst. Auch Pacchiarotti hatte die beste Schule gemacht, mit Anstrengung, so weit sie der Sänger ohne Nachtheil treiben darf, und mit Ausdauer, welche die langsam und sicher vorwärtsschreitenden Gesanglehrer jener Meisterzeit durchaus foderten. Von seiner natürlichen Stimme sind die verschiedenartigsten Beschreibungen vorhanden. Einige schreiben ihr Ungleichheit der Töne, besonders in manchen Tönen ein unangenehmes Näseln zu, was die Gesangmethode jener Zeit nur um so höher stellen würde, denn davon war in der Folge nicht das Geringste übrig geblieben, es wäre denn in der ersten Darstellung eines Gesangswerkes, wo seine natürliche Furchtsamkeit ihn befangen und seine sorgliche Rücksicht auf jede Kleinigkeit ihn zerstreut machte. Wenn aber etliche Lobredner der Schulen jener Zeit so weit gegangen sind, daß sie behaupteten, alle große Wirkungen seines Gesanges habe er einzig und allein der Kunst, der Natur hingegen wenig oder gar nicht zu danken: so widerspricht diese Übertreibung den zuverlässigsten Nachrichten über diesen Sänger zu offenbar, sodaß wir nicht im Geringsten nöthig haben, uns zur Widerlegung jene allgemeinen Erfahrungen zu Hilfe zu nehmen. Der Umfang seiner Stimme war so groß, daß er vom großen B des Basses an bis in das zweimal gestrichene reichte, also drei volle Octaven in seiner Gewalt hatte. Öffentlich machte er jedoch nie von den äußersten Enden dieses Umfanges Gebrauch. Der natürliche Klang war gleichfalls anziehend und voll, dem Wesen eines schönen Altes sich nähernd. Auch hatte ihm die Natur eine leicht erregbare Empfindung und viel Feuer verliehen. Dies Alles hatte die Kunst außerordentlich veredelt und den Gebrauch aller Vortheile so gesichert, daß er mit Freiheit darüber gebieten und seines Sieges gewiß sein konnte. Ein einziger ausgehaltener Ton vermochte die Hörer schon zu entzücken.

Mit dem feinsten Geschmacke, der stets eine Folge guter Bildung ist, verband er den genauesten Ausdruck der Empfindungen, sodaß sein Gesang eine Sprache der Affecten genannt wurde; das Feuer seiner Darstellungen riß alle Hörer mit sich fort und dennoch wußte er im höchsten Enthusiasmus die Linie genau zu halten, wo die Schönheit nur zu leicht in Caricatur umschlägt. Seine theatralische Laufbahn fing er erst im J. 1770 in Palermo an mit so großem Antheil, daß er bald darauf als erster Sänger zu Neapel, Bologna, Mailand und Genua, endlich zu Turin und Lucca auftrat. Von hier aus folgte er im J. 1778 einem Rufe nach London, wo er so sehr bewundert wurde, daß man ihn hier für den ersten Sänger der Welt ansah und ihn mit Ruhm und Belohnung überhäufte. Die Engländer sagen von ihm, den sie Pacchierotti schreiben: Sein natürlicher Ton war lieblich, pathetisch und höchst interessant. Seine Ausführung war in den schwierigsten Gängen immer gleichförmig gut und seine Phantasie nahm im Gebiete der Verzierungen fast stets den höchsten Schwung, ohne jedoch die Grenzen des guten Geschmacks zu überschreiten und den wahren Ausdruck, die Seele des Gesanges, zu vernachlässigen. Sein Triller war bewundernswürdig; seine Ausschmückungen waren ihm eigenthümlich; kurz, bei fast allen Erfodernissen, die zu rühren und zu ergötzen nöthig sind, besaß er das feinste Gefühl und war ein Enthusiast in seiner Kunst. Dies währte so lange, bis die Mara in London sang, die als neue Erscheinung und groß, wie sie war, in sich selbst, ihn nicht im Besitze der höchsten Ehre ließ. Im J. 1785, so lange hatte er ununterbrochen in London geblüht, reiste er wieder nach seinem Vaterlande und nahm ein Vermögen von 20,000 Pf. St. mit. Zunächst begab er sich nach Venedig, wo sich eben sein Lieblingscomponist Bertoni aufhielt. Sein erster öffentlicher Gesang daselbst nach seiner Rückkehr bestand in der Partie des Requiem zu Ehren des Galuppi. Auch jetzt noch entzückte er seine Landsleute auf dem Theater bis zum J. 1790. So sehr ihm auch bei herannahendem Alter seine lange, dürre, unschöne Gestalt und sein häßliches Gesicht entgegen waren, sein Gesang machte Alles vergessen, sodaß Aller Herzen, selbst wider Willen, ihm zuflogen und bald in Wehmuth, bald in Zärtlichkeit zerschmelzen wollten. Ganz besonders wird der Vortrag seiner Recitative, unter diesen namentlich die pathetischen, unwiderstehlich genannt, daß sich die Hörer der Thränen nicht enthalten konnten. Ebenso meisterhaft verstand er auch die Compositionen alter Kirchenheroen würdig und dem heiligen Style völlig angemessen zu singen; selbst sein sehr treffendes Singen vom Blatte war ausdrucksvoll. Im J. 1790 begab er sich noch einmal nach London und ließ sich noch einmal öffentlich zu Händel's Gedächtnißfeier hören. Von jetzt an trat er zwar seltener in seinem Vaterlande auf, setzte sich doch aber erst im J. 1800 in Padua zur Ruhe, einer Stadt, die damals unter allen Nachbarstädten den Ruhm zu behaupten wußte, die besten Sänger und Instrumentalisten zu besitzen. Im J. 1817, als die Catalani in Venedig Concerte gab, gehörte er mit unter ihre Gegner. Sein Todesjahr ist uns unbekannt. *(G. W. Fink.)*

PACCHIAROTTO *) (Jacopo oder Giacomo), ein trefflicher Künstler der sienesischen Schule gegen Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrh. Er gehört nach Lanzi's Schuleneintheilung in die zweite Epoche jener berühmten Zweigschule der florentiner Meister und war ein Zeitgenosse und vielleicht Mitschüler des berühmten, durch edlen Styl sich auszeichnenden Antonio Razzi, genannt Sodoma. Bei einem Volksaufstande in Siena im J. 1535, wo man ihn der Theilnahme und sogar eines Mordes beschuldigte, sah er sich genöthigt Siena zu verlassen. Er begab sich, wie die alten Kunstschriftsteller sagen, nach Frankreich, woselbst er mit Rosso Rossi, welcher zu Fontainebleau mit Primatticcio arbeitete und da den Grund zu einer neuen Schule legte, gearbeitet haben soll. Es scheint hierüber ein Dunkel zu schweben, da sein Styl durchaus von dem des Rosso und Primatticcio sich so weit entfernt.

Pacchiarotto's Styl im Charakter der Zeichnung und des Ausdrucks neigte sich, wie auch Lanzi in seiner **Storia della pittura** sehr richtig bemerkt, mehr zur Schule des Pietro Perugino. Es herrscht darin zugleich etwas Zartes, Edles und ein herrliches, seelenvolles Ideal. Beweise davon sind in mehren ältern Freskogemälden zu Siena, besonders zu St. Cristoforo. Die schönen Fresken zu St. Catharina zeigen ihn als vortrefflichen Componisten und Zeichner, in dem sich Rafael's Geist schön ausspricht, besonders das Hauptgemälde mit der Darstellung der heil. Katharine, welche den Leichnam der heil. Agnese zu **Monte pulciano** besucht. Von oben genannten Gemälden in St. Cristoforo ist noch merkwürdig: Maria auf dem Throne, umgeben vom heil. Paulus und dem heil. Bernhard. Dann ist auch die Himmelfahrt in der Carmeliterkirche zu Siena in einzelnen Figuren ebenso werthvoll zu nennen. Von beiden Compositionen kann man sich eine Anschauung in der von Lasinio veranstalteten Ausgabe der **Pitture di Siena** verschaffen. Das erstere Blatt ist von Zignani, das zweite von Rossi gestochen. *(Frenzel.)*

PACCHIONI (Antonio), geboren zu Reggio im J. 1664, gestorben als Professor der Anatomie zu Rom im Jahre 1726. Unter Malpighi's Leitung übte er die Heilkunst seit 1689 in Rom, wurde einer der Ärzte am Hospital **della Consolazione** und prakticirte dann sechs Jahre lang in Tivoli. Darauf nach Rom zurückgekehrt trieb er, mit Lancisi eng verbunden, anatomische und physiologische Studien. Besonders aber zog ihn die Untersuchung des menschlichen Gehirns an und durch seine Arbeiten in dieser Richtung machte er seinen Namen berühmt und erwarb sich die Aufnahme in die kaiserliche Gesellschaft der Naturforscher und in die Akademien von Siena und Bologna. Er fand nämlich in der harten Hirnhaut nach dem Kochen derselben strahlenförmige Fasern, welche er für Muskelfasern hielt. Nun stellte er die **Dura mater**

*) Nach Baldinucci und Lanzi ist dieses sein wahrer Name, nach Vasari aber, der im Leben des Razzi oder Sodoma eines Girolamo del Pecchia gedenkt und ihn als Nebenbuhler des Sodoma aufstellt, sollte Letzterer der oben genannte Künstler sein.

als bewegendes Organ dem Herzen gegenüber. Das Gehirn werde durch die Fortsätze der harten Hirnhaut, die er als einen dreibäuchigen, mit vier Sehnen versehenen Muskel betrachtete, wie das Herz in vier Höhlen oder Kammern getheilt. Die harte Hirnhaut sei höchst reizbar und empfindlich und stehe in lockerer Verbindung mit dem Schädel, aber in festem Zusammenhange mit dem Gehirne. Dadurch sei sie befähigt, alle Nervenbewegungen im Körper zu leiten. Die Körperchen, welche er haufenweise innerhalb des Sinus longitudinalis, besonders an den Venenmündungen an der äußern Fläche der pia mater und die harte Hirnhaut nach Außen durchbohrend, entdeckte, hielt er für Saugaderdrüsen (sie wurden ihm zu Ehren Glandulae Pacchionii genannt) und behauptete, es werde aus ihnen eine Feuchtigkeit abgesondert, welche sich sowol zwischen die harte und Gefäßhaut, als auch zwischen diese und das Gehirn, ja selbst in die Gehirnhöhlen ergieße. Obwohl nun Pacchioni selbst in späterer Zeit das Unhaltbare dieser Theorie zum Theil eingestand, so wurde sie doch durch seinen Collegen, G. Baglivi (s. d. Art.), der sie für die seinige ausgab, durch D. Santorini und durch Fr. Hoffmann als wahr behauptet und weiter ausgeführt, besonders wol, weil sie den Lehren der iatromathematischen Schule zusagte. Jetzt hat sie kaum noch einen andern als einen historischen Werth. Übrigens zweifelten an der drüsigen Natur der Pacchioni'schen Körperchen schon Morgagni und Haller, mit mehr Bestimmtheit aber Vicq. d'Azyr und A. Portal, welcher Letztere sie für Fettzellen hielt. Die neuern Anatomen, namentlich Wenzel, Bichat und J. Fr. Meckel, betrachten diese Körperchen als krankhafte Hirnhautgranulationen.

Pacchioni hat folgende Schriften herausgegeben: **De durae meningis fabrica et usu.** (Rom. 1701.) **Dissertatio epistolaris de glandulis conglobatis durae meningis etc.** (Rom. 1705.) **Dissertationes binae ad** *Jo. Fantonum* **datae, illustrandis durae meningis et ejus glandularum structura atque usibus concinnatae.** (Rom. 1715.) **Dissertationes physico-anatomicae de dura meninge humana, novis experimentis et lucubrationibus auctae et illustratae.** (Rom. 1721.) Zusammen sind sie nach des Verfassers Tode erschienen unter dem Titel: *A. Pacchionii* opera omnia. (Rom. 1741. 4.) (Nach *Jourdan*, Art. Pacch. Biogr. médic., *Fournier-Pescay*, Art. Pacch. Biogr. univers., K. Sprengel, Gesch. der Arzneikunde. 3. Aufl. V, 1. S. 143, 153, 154, J. Fr. Meckel, Anatomie. III. S. 544, 545.) (*A. Sprengel.*)

PACCHIONI GLANDULAE. Pacchioni'sche Drüschen oder nach Bichat richtiger Hirngranulationen (granulationes cerebri) nennt man gewisse Körperchen oder Geschwülste, welche an den Hirnhäuten, meist unter der Schädeldecke, wahrgenommen werden. Sie finden sich am häufigsten und zuweilen von ansehnlicher Größe neben der großen Hirnsichel und unter den Scheitelbeinen. In ältern Subjecten sind diese Körperchen in der Regel häufiger und größer, bei ungebornen Kindern sind sie nicht beobachtet und ebenso wenig in Thierschädeln. Wo die Zahl dieser Granulationen und ihr Umfang bedeutend ist, hat man fast immer gefunden, daß die damit behafteten Subjecte öfters an Kopfkrankheiten gelitten und schließt aus allen diesen Umständen, daß die sogenannten Pacchioni'schen Drüschen eine krankhafte Bildung darstellen und von übermäßiger Anhäufung des Blutes in den Hirnhäuten und leichten Entzündungen derselben herrühren. Diese Meinung haben Portal, Wenzel, J. F. Meckel u. A. vorgetragen und schwerlich dürften neuere Ärzte noch an die ältere von Pacchioni behauptete wirklich drüsige Natur glauben. Die Körperchen, von welchen hier die Rede ist, sind theils klein, etwa von der Größe einer Linse, aber auch zuweilen größer als Haselnüsse, und in diesem Falle erzeugen sie immer Eindrücke an der innern Oberfläche der Schädelknochen, die ganz von derselben Gestalt sind und wodurch die Knochensubstanz an diesen Stellen sehr verdünnt wird. Solche Gruben oder Eindrücke pflegen auch, wie die Oberfläche der Erhöhungen, denen sie ihren Ursprung verdanken, rauh zu sein oder abermals kleinere Grübchen in sich zu schließen. Man kann daher aus dem Ansehen der sogenannten Glastafel der Schädelknochen erkennen, ob an den Hirnhäuten Pacchioni'sche Körperchen befindlich waren und von dem höckerigen Aussehen, sowie der wahrscheinlichen Ursache ihrer Entstehung, ist die Benennung Hirngranulationen entlehnt. Wenn man diese Granulationen durchschneidet, zeigt sich ihr Inneres durchaus homogen, ihre Farbe ist gelblich weiß und zuweilen durch Blut geröthet. Portal und Meckel nehmen die Gefäßhaut und deren Zellstoff als den Sitz derselben, oder doch den Ort an, wo sie entstehen, Pacchioni und F. H. Weber schreiben sie vorzugsweise der harten Hirnhaut zu. In der That findet man die größern und mehr entwickelten dieser Körperchen im genauesten Zusammenhange mit der dura mater, sieht aber zugleich, daß diese an solchen Stellen fest mit der pia mater verwachsen ist und sich unter und zwischen der letztern gallertartige gelbliche Ergüsse plastischer Lymphe befinden. Dadurch wird es wahrscheinlich, daß die Granulationen in der Gefäßhaut entspringen, durch ihr Wachsthum in die harte Haut dringen und beide Membranen gewissermaßen vereinigen. Ganz ähnliche kleine Tumoren, wie am äußern Umfange der Hirnhäute, sieht man nicht selten in dem Theile der Gefäßhaut, welcher die Adernetze bildet, vorzüglich in demjenigen, der sich in das absteigende Horn des Seitenventrikels steckt. Meist sind diese Geschwülste zugleich an der äußern und innern Ausbreitung der weichen Hirnhaut vorhanden. Also sowol auf der Oberfläche des Hirns, wie in den Hirnhöhlen. Meckel nimmt an, daß die am großen Sichelblutleiter sitzenden Granulationen auf der äußern Fläche der Gefäßhaut entstehen, die harte Hirnhaut durchbohren und in die Höhle des Sinus selbst eindringen, wo sie nur von der innersten Haut oder der tunica vasorum communis bedeckt werden. (*d'Alton.*)

PACCIOLI (Lucas), mit dem Zunamen de Burgo, von seinem Geburtsorte Borgo-San-Sepolcro in Toscana, ein Franziskanermönch des 15. Jahrh., der als mathematischer Schriftsteller und Lehrer zur Wiederbelebung seiner Wissenschaft kräftig mitwirkte, in welcher er durch Reisen im Orient seine Kenntnisse bereichert zu haben

scheint. Er lehrte die Mathematik im J. 1494 in Neapel und später in Mailand, wo er der Erste war, welcher den von Ludwig Sforza gestifteten Lehrstuhl der Mathematik einnahm. Seiner eigenen Angabe nach war er dort in den Jahren 1496—1499 zugleich mit Leonardo da Vinci und ging mit diesem zusammen von da nach Florenz. Später lehrte er auch in Rom und rühmt die ihm von Paul II. zu Theil gewordene Aufnahme. Endlich erklärte er im J. 1508 zu Venedig den Euklid, wo er sehr vornehme und zahlreiche Schüler hatte, deren er in seinen Werken erwähnt. Nach Briefen, welche Tiraboschi (**Storia della letteratura italiana. T. VI. P. I. p. 357**) anführt, soll Pacioli (so schreibt Tiraboschi den Namen) auch als gelehrter und beredter Theolog in und außerhalb Italien berühmt gewesen sein. Dies Wenige ist Alles, was wir von dem äußern Leben dieses Mannes wissen, der sich in seinen Schriften ebenso bescheiden, als für sein Zeitalter ausgezeichnet geschickt beweist. Das Jahr seines Todes ist so wenig bekannt als das seiner Geburt. Wir gehen über zur Angabe seiner Werke, wovon die beiden zuerst anzuführenden in einem mit venetianischen Idiotismen gemischten Italienisch geschrieben, ihre Titel aber so übermäßig lang sind, daß wir uns einige Abkürzung derselben erlauben zu dürfen glauben: 1) **Summa de arithmetica, geometria, proportioni e proportionalità etc.** (Venedig 1494 in Fol., neu aufgelegt ebendas. 1523.) Die erste Auflage hat Kästner in seiner Geschichte der Mathematik 1. Bd. S. 65—82 beschrieben; von der zweiten gibt Montucla (**Hist des Mathématiques nouv. édit. T. I. p. 550**) den ausführlichen Titel und eine kurze Übersicht des Inhalts. Beide Ausgaben, besonders die erste, sind literarische Seltenheiten. Das Werk besteht aus einem arithmetischen und einem geometrischen Theile, wovon besonders der arithmetische für uns historisches Interesse hat. Paccioli setzt darin sehr weitläufig die Regeln der Rechnenkunst aus einander, denen er einige von den Arabern gemachte Erfindungen beifügt, z. B. die sogenannte **Regula falsi simplex et duplex**, welche er die Regeln **Elkathaim** nennt. Er geht ferner sehr ins Detail der kaufmännischen Rechnenkunst ein und gibt, vielleicht zuerst, eine Anweisung zur doppelten Buchhaltung, sowie auch Nachrichten über Wechselrecht, über die zu seiner Zeit in Italien üblichen Maße und Gewichte &c. Sodann handelt er ausführlich von der Algebra, die er **arte maggiore** nennt, welchen Namen diese Wissenschaft auch nachher bei Cardan und andern spätern Schriftstellern führt. Paccioli's Kunstsprache und ganze Behandlungsweise der Algebra ist natürlich von der unsrigen sehr verschieden. Er kennt noch nicht unsere jetzigen algebraischen Zeichen, sondern kleidet alle seine Sätze und Regeln in Worte und schlecht lateinische **versus memoriales**, s. Montucla a. a. O. S. 590. Kästner a. a. O. S. 70, 71. Die unbekannte Größe in einer Gleichung nennt er **cosa**, daher die Algebra selbst eine Zeit lang den Namen der **regula coss** oder **ars cossae** führte (s. d. Art. **Coss**). Über die Gleichungen des zweiten Grades geht er nicht hinaus. Negative Wurzeln läßt er nicht gelten. 2) **Divina proportione, opera a tutti gl'ingegni perspicaci e curiosi necessaria etc.** (Venedig 1509. Fol. mit von Leonard da Vinci's Hand*) gestochenen Figuren, dem Herzoge von Mailand, Ludwig Sforza, zugeeignet.) Unter **divina proportione** versteht der Verfasser die Theilung einer geraden Linie nach stetiger Proportion (Eukl. Elem. B. 6. Erkl. 3 und Satz 30), die man auch Theilung nach dem äußern und mittlern Verhältnisse nennt. Er zählt 13 **effetti** oder Nutzanwendungen davon auf, besonders für die Baukunst, für Zeichnung der Capitalbuchstaben, perspectivische Darstellung der regulairen Körper &c. 3) **Libellus in tres partiales tractatus divisus quorumque corporum regularium et dependentium activae perscrutationis** (Venedig 1508. Fol.) handelt von den regulairen Polygonen und Körpern, von der Einschreibung letzterer in einander u. dergl., meistens nach algebraischer Auflösungsmethode, ohne daß jedoch hier schon, wie in neuern Werken der Art, geometrische Constructionen aus den algebraischen Formeln abgeleitet werden. 4) Eine lateinische Übersetzung von Euklid's Elementen, oder vielmehr eine Revision der Übersetzung des Campanus, mit Verbesserungen und Anmerkungen. (Venedig 1509. Fol.) 5) Eine italienische Übersetzung des Euklid, deren Paccioli selbst erwähnt, scheint nie gedruckt worden zu sein (Tiraboschi a. a. O. S. 359, 360). 6) Erwähnt Tiraboschi (ebendas.) einer Schrift über die Baukunst, welche Paccioli zugleich mit dem Werke Nr. 2 zu Mailand verfaßt haben soll. Übrigens haben Biographen und Bibliographen, verleitet durch die Verschiedenheit des Kloster- und Familiennamens unsers Paccioli's und durch die langen Titel seiner Werke, in Bezug auf ihn manche Irrthümer begangen, indem sie bald zwei verschiedene Personen aus demselben machen, bald Theile seiner Werke als für sich bestehende Schriften aufführen**). (*Gartz.*)

PACCO, PACCHE, PACHE, 1) ein 12,285 pariser Cubikzoll enthaltendes und vier preuß. Scheffeln und 7 Metzen gleichkommendes Getreidemaß, welches zu Casale im sard. Herzogthume Montferat gewöhnlich ist. 2) Ein kleiner See in der brasilischen Provinz Rio Grande de Norte. (*Fischer.*)

Paccuvius, s. **Pacuvius**.

PACE, 1) (engl.) der Schritt, als Längenmaß gebraucht, wird in England zu 5 Fuß gerechnet, beträgt daher 4,85515 rheinländische Fuß oder 1,5238 Meter. Dies ist der sogenannte geometrische Schritt (step). Der geographische Schritt enthält 73 Zoll englisch, 5,9071 rhein. Fuß oder 1,8539 Meter; ist mithin ein wenig größer als das **Fathom** (Klafter, Faden), welches 6 engl. Fuß, 5,82618 rhein. Fuß oder 1,82856 Meter mißt. 2) **Pace** heißt auch eine Art sehr schmackhafter französischer Butter, welche in Bretagne verfertigt und über Rennes in den Handel gebracht wird. 3) **Pace**, Spiel, s. **Pharao**. (*Karmarsch.*)

*) Tiraboschi a. a. O. S. 359. **) Gegen die ungerechte Beschuldigung Vasari's, daß Paccioli an Pietro della Francesca ein Plagiat begangen habe, wird Paccioli vertheidigt in einem **Commentario sopra la vita e le opere di Fra Luca Pacciolo dal Borgo** (s. **Giornale arcadico** 1835. Vol. 52 u. 54), welchen Aufsatz ich aber nur aus dem tübinger Kunstblatte 1836. Nr. 69 kenne.

PACE, Aven, oder Avempace, Aven Pas, alles drei höchst verstümmelte Formen eines und desselben Namens, des **Ibn Baddscheh** (إبن باجه), der vollständig **Abu Bekr Mohammed Ben Baddscheh**, der Andalusier aus Saragossa heißt und bei seinen Landsleuten unter dem Namen **Ibn-elsâig**, d. i. der Sohn des Goldschmieds, bekannt ist. Die spanischen Juden nannten ihn **Aben** oder **Aven Bageh**, und durch härtere Aussprache des **B** und **g** wurde dann leicht die Schreibweise **Aven Pace** (franz. **Pas**) vermittelt. Die Nachrichten über diesen in der philosophischen Welt nicht ganz namenlosen Mann fließen höchst spärlich, und von seinen nähern Lebensumständen weiß man selbst weniger, als von seinen literarischen Beschäftigungen und hinterlassenen Werken. Frühere einheimische Biographen kennen ihn und seine Arbeiten nicht aus eigener Anschauung, sondern nur aus kümmerlichen Citaten, wenn nicht noch andere Quellen aufgefunden werden. Er war Dichter, Arzt und Philosoph zugleich, allein nicht ein Philosoph, wie er den Muhammedanern gefiel, sondern der durch freies Nachdenken und selbständige Speculation sich über manche festgehaltene und festgeglaubte Ansicht seiner Zeit- und Glaubensgenossen erhob. Er war Spanier und wahrscheinlich zu Saragossa geboren, oder er muß doch wenigstens in früherer Zeit sich länger daselbst aufgehalten haben. Seine spätern Jahre brachte er am Hofe des Abu Bekr Jahja, eines Sohnes des bekannten Taschfin, zu, der, wie es heißt, zu Fes im Namen seines Vaters die Gouverneurstelle vertreten haben muß, aber bei dem gewaltsamen Tode des Vaters im J. 539 (1144—1145 Chr.) entweder selbst nicht mehr am Leben gewesen ist, oder doch ohne alle politische Geltung verschwunden war. Zwanzig Jahre soll er in der Umgebung jenes Mannes als Vezier gewesen sein, was beweist, daß er auch in den Geschäften der Staatsverwaltung erfahren und vorzüglich städtische Angelegenheiten wohl zu leiten verstand. An diesem Hofe (vergl. Wiener Manuscr. N. 105. S. 470 fg. und Casiri I, 178) war es, wo er die Ärzte durch Einmischung in ihre Kunst zum Hasse gegen sich auffoderte. Sie stellten ihm arglistig nach, und so fand er seinen Tod durch Gift im J. 533 (1138—1139). Dasselbe Jahr seines Todes nimmt auch Ibn Khallekân an, erzählt aber von seiner Vergiftung nichts, während Andere ihn fünf Jahre später oder acht Jahre früher umkommen lassen, nach welcher Auctorität aber, ist unbekannt. Übrigens mag auch der Charakter unsers Philosophen, obwol d'Herbelot ihn gradezu als den größten unter den Arabern bezeichnet, nicht ganz tadellos gewesen sein. So wird z. B. in jenem wiener Manuscript a. a. O. erzählt, daß, als ihn El-Fath Ben Isa Ibn Chakân, der ebenfalls im J. 533 einen gewaltsamen Tod fand (vergl. Ann. Mosl. III, 300), Behufs seiner von ihm herauszugebenden Dichteranthologie, die uns unter dem Titel „die goldenen Halsketten (Calâïd el-ickijân) bekannt geworden ist, schriftlich bat, ihm einige seiner Gedichte zur Aufnahme in sein Werk zukommen zu lassen, Ibn Bâddscheh ihn auf eine Weise bei der Nase herumführte, die jenen auf das Heftigste erbitterte. Daher ist nun auch Ibn Chakân, aus dem Ibn Khallekân geschöpft hat, eine sehr parteiische Quelle, und Ibn Khallekân, der sehr wohl seinen Gewährsmann kannte, bemerkt selbst, daß Ibn Chakân zu weit gegangen sei und alles Maß und Ziel in seiner Schilderung überschritten habe. Er wirft nämlich unserm Philosophen gradezu Hintansetzung des Koran vor und beschuldigt ihn der Gotteslästerung und der Verleugnung des wahren Muhammedanischen Glaubens. Ibn Khallekân führt überdies einige Verse von Ibn Bâddscheh an, bezweifelt aber zugleich, daß er Verfasser sei.

Was nun seine schriftstellerische Thätigkeit anlangt, so bewegte sie sich in astronomischen, mathematischen, geometrischen und philosophischen Forschungen von der Logik an. Leider aber sind die wenigsten seiner Schriften im Original auf uns gekommen, während ein größerer Theil in lateinischen, unstreitig sehr verdächtigen und unkritischen Übersetzungen uns bekannt geworden ist. Eine Originalstelle findet sich auch in der Vorrede des Ibn Tofeil zu seinem philosophischen Romane **Hai Ibn Joctzân**, und Pococke bemerkt in seinem Vorworte zu jenem Werke, daß Abu'lhasan Ali (p. 15) seine Schriften in einer Gesammtausgabe vereinigt habe, daß aber auch seines unerwarteten Todes wegen der größere Theil derselben unvollendet geblieben sei (vergl. *de Rossi* Diz. p. 45 unter Baghe). Nach dem Zeugnisse aller Berichterstatter war er ein scharfdenkender Kopf, was auch seine Beschäftigung mit der peripatetischen Schule beweist. Er commentirte mehre Schriften des Aristoteles, und im Escurial befindet sich unter Nr. 609 ein Commentar zu der unter dem Namen **Isagoge** bekannten Einleitung in die Logik des Farabi und noch fünf andere kleine philosophische Tractate verschiedenen Inhalts, deren Titel dort angegeben sind. Auch scheint er dieselben nach der Unterschrift in Sevilla vollendet zu haben. Die scholastischen Theologen benutzten ihn ebenfalls bei ihrem Streite zwischen den Realisten und Nominalisten, und daß ihn der heilige Thomas gekannt, bemerkt schon d'Herbelot. Unter den in lateinischer Übersetzung uns bekannt gewordenen Schriften hebt man vorzüglich folgende heraus: **Die Commentarii in Aristotelem, die Epistola solutionis** (wahrscheinlich der bei Kasiri angeführte Tractat **Tahlîl**, i. e. *ἀνάλυσις*, **quae de ratione solvendi argumenta exponit**); ferner **de anima, de vita solitaria**, und andere sollen sich unvollendet im Manuscript befinden. So die verschiedenen Angaben. Richtiger aber scheint die Annahme, daß die **Epistola solutionis** auch die erläuternde Aufschrift führt **de discessu seu abductione animae a rebus mundanis ad Deum**, als daß sie den oben erwähnten Zusatz „**quae de ratione solvendi argumenta exponit**" hat, weil dieser vielmehr auf das **Kitâb el-borhân** (*Cas.* l. l. 6°). hindeutet. (*Gustav Flügel.*)

Pace (Julius), s. **Pacius**.

Pace (Richard), s. **Pacaeus**.

PACE. Unter diesem Namen kommen vier Contrapunktisten des 16. Jahrh. vor, von deren Lebensumständen nichts Näheres aufbehalten worden ist. Von **Antonio** und **Pietro Pace** haben wir nicht einmal übrigge-

bliebene Werke aufzuweisen, wenigstens sind uns keine bekannt. Von Giov. Battista Pace sind einige Arbeiten in das de Antiquis Lib. I. a 2 voci de diversi Autori di Bari (Venedig 1585) eingerückt worden; von Vincenzo Pace wird folgendes gedrucktes Werk angeführt: Sacrorum concentuum, qui singulis, duabus, tribus, quatuor vocibus concinuntur auctore *Vincentio Pacio*, Assissensi in Cath. Eccl. Reatina musicae Praefecto una cum basso ad organum. (Romae 1617.) (*G. W. Fink.*)

PACECO, ein geringfügiges Städtchen der Intendantur und des Districtes von Trapani, im Val di Mazzara des Königreichs Sicilien, im westlichsten Theile der Insel, unweit der Stadt Trapani und dem Meere, da wo sich die mit der letztern nach Marsala und Castelvetrano führenden Straßen von einander scheiden, in getreidereicher Gegend gelegen (*G. F. Schreiner.*)

PACELLI (Asprilio), geb. zu Vasciano 1570, wurde Kleriker und trat als solcher und vorzüglicher Musiker im J. 1602 in Rom das Amt eines Kapellmeisters zu S. Maria Maggiore an. Seine Compositionen hatten ihn auch im Auslande berühmt gemacht. Er gehört unter die Meister jener Zeit, die sich nach herrschender Sitte auch im vielstimmigen Satze auszeichneten. Unter andern werden seine 16- und 20stimmigen Motetten angeführt, die er selbst, als er den Dienst an der vaticanischen Hauptkirche verließ, um die Stelle eines Kapellmeisters in Warschau, wohin er von Sigismund III., Könige von Polen, berufen worden war, anzutreten, zum Drucke beförderte, ehe er sein Vaterland verließ, was schon im J. 1603 geschah. Vom J. 1604—1608 ist in Frankfurt von seinen Compositionen Folgendes gedruckt worden: Cantiones sacrae 5, 6, 8, 10—20 voc. Psalmi et Motetti 8 voc. Cantiones sacrae 5, 6, 7—20 voc. Psalmi, Motetti et Magnificat 4 voc. Madrigali a 4 voc. Lib. I. Madrigali a 5 voc. Lib. II. Einige seiner Sätze sind aufgenommen worden in des *Fabio Constantini* Selectae Cantiones excellentissim. Autor. (Romae 1614.) Pitoni spricht in seinen Manuscriptheften: Er starb zu Warschau und wurde in der Johanniskirche begraben, wo sein Sarg mit seinem Marmorbilde der Kanzel gegenüber mit folgender Inschrift steht: D. O. M. Excellentiss. Viri Asprilii Pacelli itali de opido Vasciano Dioec. Narniens., qui professione musicus, eruditione, ingenio, inventionum delectabili varietate omnes ejus artis coaetaneos superavit, antiquiores aequavit, et serenissimi atque victoriosissimi principis D. D. Sigismundi III. Poloniae et Suecorum regis capellam musicam toto christiano orbe celeberrimam ultra viginti annos mira sollertia rexit, eadem sacra majestas regia ob fidelissima obsequia hoc benevolentiae monumentum poni jussit. Desiit die IV. Maji. An. D. MDCXXIII. anno aetatis LIII.

Pacelli, D. Antonio, ein Kirchencomponist in Venedig, unter die letzten Meister der alten Schule gehörend, wird vorzüglich wegen einer Cantate „Amor furente" 1723 belobt. (*G. W. Fink.*)

PACEM und **PACEM KÜSSEN** (eine bei der katholischen Messe übliche Ceremonie), s. **Pax, Firmelung.** — **Pacem** oder **Paix** heißt auch in Frankreich eine silberne oder vergoldete Münze, mit dem Bilde des Heilandes (oder auch eines Heiligen), die gemeinhin unten an das Paternoster gehängt wird. (*H.*)

PACENSIS COLONIA bedeutet 1) Pax Julia (heute Bega) in Portugal. 2) Forum Julii (heute Frejus) in Gallia Narbonensis. (*H.*)

PACERITZ auch **PATZERŽITZ**, ein zur gräflich Joseph Dessours-Walderode'schen Fideicommißherrschaft Groß-Rohosetz gehöriges großes Dorf im bunzlauer Kreise des Königreichs Böhmen, an der von Jungbunzlau (der Kreisstadt) nach Reichenberg und preußisch Schlesien führenden sogenannten reichenberger Haupt-, Post- und Commercialstraße zwischen den Dörfern Wohraženitz und Goldenstern, ¾ Stunden nordwestlich von dem Hauptorte der Herrschaft, am Fuße eines steilen gegen 1000 Klafter langen Berges gelegen, nach Jentschowitz (Vicariatsdistrict Reichenberg, Bisthum Leitmeritz) eingepfarrt, dem Werbbezirke des Linien-Infanterieregiments Nr. 36 zugewiesen, mit 45 Häusern und 307 teutschen und czechischen Einwohnern, welche nebst dem Tabaksbaue auch Obstbaumzucht treiben. In dem Kalksteine der Umgegend finden sich viele Schalen von Seemuscheln. (*G. F. Schreiner.*)

PACETTI (Vincenzo), gehört zu den bessern neuen italienischen Bildhauern. In der Biblioteca italiana. (Milano 1820.) T. XXI. p. 449 wird besonders das ausgezeichnete Talent gerühmt, mit welchem er alte schadhafte marmorne Bildwerke ergänzte. Der Ritter Pacetti starb im J. 1820 in Rom, seiner Vaterstadt, im 74. Jahre seines Alters. (*Graf Henckel v. Donnersmarck.*)

PACHACAMAC. Nach der Kosmogenie der alten Peruaner ist die Erde und Alles, was sich auf ihr befindet, aus dem Meere entstanden; überraschend ist die Zusammenstimmung der Ideen jenes Volkes mit den Theorien, die auf die schärfsten Untersuchungen gegründet, in unserer Zeit die Geschichte der Erdentstehung umfassen. Die geringen Überreste der religiösen Überlieferungen, wie sie durch die ältesten spanischen Geschichtschreiber auf uns gekommen sind, beweisen, daß die Begründer der peruanischen Theokratie vorzügliche Naturbeobachter gewesen sind. Die Sage wird am besten in den einfachen Worten des frühsten europäischen Erzählers, Gomara [1]) wiederzugeben sein, und lautet, wie folgt: „Im Anfange der Welt kam von der Seite nach Mitternacht ein Mann, der sich Con nannte. Er hatte keine Knochen, ging weit und schnell, kürzte seine Wege ab, indem er die Berge niedrig machte, und die Thäler erhöhte, wozu ihm sein Wille und sein Wort hinreichte, da er ein Sohn der Sonne war, wie er sagte. Er erfüllte die Erde mit Männern und Weibern, die er großzog und denen er viele Früchte und Brod gab und was sonst zum Leben nöthig ist. Allein aus Verdruß, den ihm Einige machten, verwandelte er bald darauf das gute Land, das er ihnen gegeben hatte, in trockne und unfruchtbare Sandwüsten, wie jene an der Küste es

1) *Gomara*, Hist. gen. de las Indias. (Anvers. 1555.) p. 168.

sind, und nahm ihnen den Regen, sodaß es nachher dort nie wieder geregnet hat. Aus Mitleiden ließ er ihnen die Flüsse, damit sie durch Bewässerung und Arbeit sich erhalten könnten. Da kam Pachacama dazwischen, der auch ein Sohn der Sonne und des Mondes war, so viel wie Weltenschöpfer bedeutet und den Con verjagte, seine Menschen aber in die Affen, die den Negern ähnlich sind [2]) und dort leben, verwandelte, worauf er Männer und Weiber von Neuem erschuf, sowie sie gegenwärtig sind, und sie mit allen Dingen versah, die sie jetzt besitzen. Aus Dankbarkeit für diese Wohlthaten nahmen sie ihn als ihren Gott an, behielten ihn als solchen und beteten ihn an in Pachacama, bis ihn die Christen von da vertrieben, worüber sie sich gar sehr verwunderten." Aus der Erzählung des höchst zuverlässigen Garcilasso [3]) geht hervor, daß der Cultus des Pachacamac zwar in Peru allgemein verbreitet gewesen sei, daß aber denselben keineswegs an allen Orten die Incas zuerst eingeführt haben. Unter den mildern und culturfähigern Volksstämmen auf der Westseite der Anden hatte die Überzeugung von dem Vorhandensein eines höchsten Wesens, welches Alles schuf und Alles erhält, zeitig Wurzel gefaßt. Nur die rohen Völker der östlichen Waldberge waren von je in der traurigen Barbarei befangen geblieben, die selbst dann das Aufblitzen eines hellern Bewußtseins verhindert, wenn alle Nebenumstände das Erwachen zu befördern scheinen. Nur unter diesen durch Geistesarmuth und Unempfindlichkeit, gleich ihren späten Nachkommen, bezeichneten Nationen waren die Incas gezwungen, die ersten Begriffe einer bessern Religion zu verbreiten. Die Bewohner der flachen Thäler in der Nähe der gegenwärtigen Hauptstadt Peru's hatten, von einem menschlichern Genius belebt, zeitig das Glück zu reinern Ansichten zu gelangen, denn sie beteten ein Wesen an, dem sie, wie schon aus gewissen Ceremonien hervorgeht, unbegreifliche Eigenschaften beilegten, das sie mit stillerer Ehrfurcht betrachteten als ihre übrigen, mehr nach dem Maßstabe menschlicher Gebrechlichkeit gebildeten Götter. Als die erobernden und civilisirenden Incas bis an die Ufer des Rimac vordrangen, fanden sie zu ihrem Staunen einen Cultus, der an philosophischen Ideen reicher war, als der ihrige, und durch Reinheit der Formen diesen weit übertraf. Die nördliche Hälfte Peru's erhielt den Glauben an ein einziges höchstes Wesen ebenso aus den Thälern von Chancay und Rimac, wie die südlichen Provinzen von Cuzco. Einfach, aber erhaben war die Ansicht jener Küstenindianer, die darum dem Pachacamac weder Tempel bauten noch Opfer brachten, weil er durch sein großartiges Wirken und seine Unsichtbarkeit seine Erhabenheit über ähnliche Äußerungen menschlichen Dankgefühles andeute. Nicht laut und vor dem Volke, sondern im Innern und der Einsamkeit sollte man zum Herrn des Weltalls beten, und sein Name durfte nicht ohne begleitende Zeichen der tiefsten Ehrfurcht, gewisse Bewegungen der Arme und des Kopfes, erwähnt werden. In späterer Zeit nahm diese einfache Verehrung ein sinnlicheres Gewand an, man baute dem Pachacamac einen großen Tempel und in einzelnen Gegenden begannen zu seiner Ehre Opfer von Thieren, endlich sogar von Menschen gewöhnlicher zu werden, ein Zeichen des Rückwärtsgehens von besserer Erkenntniß und höherer Sittigung, welches als eine traurige und unerklärliche Erscheinung in der Geschichte der amerikanischen Menschheit mehrfach vorkommt. Die Incas erschienen und ihr Einfluß auf die Wiedererweckung der sinkenden Völker äußerte sich in ähnlicher Weise, wie eine andere erlösende und heilbringende Kraft der frühesten Vorzeit, die in den Mythen der Amerikaner dunkel angedeutet, einmal und vielleicht auch bei mehren andern Gelegenheiten jene schnell entartende Menschheit von dem Abgrunde zurückzog, in welchen sie seit der Eroberung durch Europäer, ohne Hoffnung eines neuen Retters, von einem dunkeln Verhängnisse ergriffen, versunken ist. Der Cultus des Pachacamac war zum gemeinen Götzendienste geworden als Capac Yupangui, der Bruder und Heerführer des Inca Pachacutec, nach Eroberung einer Menge von Provinzen bis über den Fluß Chimu nach Norden vordrang. Cuysmancu, der Häuptling der Thäler von Pachacamac, Rimac, Chancay und Huaman, versuchte Widerstand zu leisten, nachdem er dem Vorschlage seines Gegners freiwillig die Oberherrlichkeit der Incas anzuerkennen und den Sonnendienst einzuführen von sich gewiesen hatte. Die Sonne, sagt er [4]), sei nur Geschöpf des Pachacamac, dem Alles seinen Ursprung danke und verdiene keine Verehrung; sie selbst besäßen so viele Götter, als sie nöthig hätten, und bedürften am wenigsten der Sonne als eines solchen, denn mehr als genügend wäre schon jetzt die Wärme in ihrem Lande; was aber das Reich der Incas anbeträfe, so möchte man sie verschonen, denn die Sitten ihrer Vorväter erschienen ihnen hinzureichen und wären ihnen lieb. Es kam jedoch nicht zum offenbaren Bruche, denn der Heerführer der Incas wurde durch die Entdeckung, daß die religiösen Begriffe der Yuncas, d. h. der Eingeborenen jener Gegend, mit denjenigen der peruanischen Theokratie übereinstimmten, zu der größten Nachsicht und Freundlichkeit vermocht. Die Bedingungen des endlich abgeschlossenen Friedens waren, daß neben der Verehrung des Pachacamac der Sonnendienst eingeführt werden, aber die erstere ganz in ihrer ehemaligen Reinheit geschehen solle; daß aus dem Tempel des obersten Gebieters alle andere Götzen verwiesen werden müßten, Menschenopfer aber unter keiner Bedingung geduldet werden könnten, insofern sie allen natürlichen Gesetzen entgegenliefen; daß zwar die Provinz künftig unter dem Befehle der Incas stehen solle, wogegen aber die letztern versprächen ein dort befindliches Orakel des Gottes Rimac hochzuhalten und ihren Unterthanen eine gleiche Achtung anzubefehlen. Von jener Zeit an erblühte der Cultus des Pachacamac von Neuem. Er verbreitete sich immer mehr über das Reich und ging nur erst unter, als mit dem Vordringen der spanischen Eroberer alle vorigen Einrichtungen aufgegeben werden mußten, und die Landesreligion für Götzendienst, ihre längere Befolgung für

2) Im Original Gatos, gesto de negros. Gato bedeutet in ältern Werken über Amerika, theilweise noch heute im Conversationstone der Amerikaner, irgend ein kleineres Säugthier der Wälder. 3) *Garcil.* com. real. L. VI. c. 31.

4) *Herrer.* D. V. L. VI. c. 12.

Verbrechen erklärt wurde. Über andere Nebenumstände und die Ceremonien bei der Anbetung jenes peruanischen Gottes schweigen die Geschichtschreiber. Nur so viel ist bekannt, daß die Priester nicht anders als über die Schultern blickend in den Tempel treten, und nie den Blick zu dem Symbol der höchsten Macht erheben durften, welches ihn schmückte.

Der größte und schönste Tempel dieses Gottes blieb immer der an der Küste unfern der Mündung des Flusses Rimac gelegene. Der Glaube der Peruaner und der Befehl der Incas hatte ihn nach und nach mit den größten Schätzen an Edelsteinen, Gold- und Silberzierathen versehen. Das Gebäude [5]) lag auf einem kleinen Hügel in der Mitte des sehr fruchtbaren Thales Pachacamac, reichte aber über die Seiten der Anhöhe bis in die Ebene hinab. Es bestand wie die meisten Bauwerke der Küstenindianer zwar nur aus großen Ziegelsteinen und nicht aus Quadern, wie die Riesenwerke der Anden, war aber mit großer Kunst und Festigkeit gebauet. Viele Thüren unterbrachen die weitgestreckten Mauern, deren innere Seite im Geschmacke des Landes reich verziert und gemalt war. Wohnungen für die Priester befanden sich in der Nähe dieses geheiligten Ortes, zu dem alljährlich Züge von Wallfahrern aus allen Gegenden Peru's sich begaben, und in dessen Nähe Niemand begraben werden konnte. Bei Gelegenheit der Aussöhnung zwischen Pedro de Alvarado und Francisco Pizarro wurde jener Tempel der Peruaner im J. 1534 geplündert, indem es sich darum handelte, die Begleiter des Alvarado auszuzahlen. Die erbeuteten Schätze sollen außerordentlich gewesen sein, obgleich die Peruaner aus Vorsicht schon gegen 80 Menschenladungen Gold und Silber entfernt oder verborgen hatten. Der Sage nach sollen allein die silbernen Nägel, die sich der Pilot Quintero von Pizarro erbeten hatte, und die ihm dieser, den Werth nicht ahnend, mit Lachen bewilligte, 40,000 Mark an Gewicht betragen haben. Durch diese Plünderungen und die bis in die neuesten Zeiten fortgesetzten Versuche der Schatzgräber ist jener merkwürdige Tempel so zerstört worden, daß jetzt nur noch unbedeutende Reste vorhanden sind. Er unterlag zeitig dem Schicksale, welches alle große Bauwerke der Peruaner betraf, und von Garcilasso an vielen Orten mit unverkennbarer Trauer erwähnt wird. Die Bevölkerung erlitt zugleich eine solche Verminderung, daß in den ersten 30 Jahren nach der Eroberung unter andern die Zahl der Einwohner vom Thale Huarcu allein von 30,000 auf 2000 gebracht wurde, ganze Landstriche aber verödet liegen blieben [6]). Zu Ulloa's Zeiten (1740) waren auch jene Reste einer ursprünglichen Volksmenge von vielleicht mehr als 100,000 Seelen in der Umgegend von Lima, auf zwei Kaziken und einige Indianer herabgesunken, die in der traurigsten Armuth lebten [7]). Gegenwärtig ist keine Spur dieser Ureinwohner vorhanden.

Der Flecken Pachacamac liegt vier Leguas südöstlich von Lima entfernt unter 12° 19′ südl. Br., gehört zum Stadtgebiete (Cercado) und daher zum Departamento Lima. Die Lage in der Nähe des vielbesuchten Seebades von Lurin, dem Hauptorte des Pfarrsprengels, sichert dem Flecken ein beträchtliches Einkommen, ein um so größerer Vortheil, als das Thal selbst keines der fruchtbarsten ist. Die Bewohner sind zum Theile Fischer und, wie überhaupt in den kleinern Orten Peru's, der Mehrzahl nach Farbige. Mit Ausnahme der noch sichtbaren Fundamente des alten Tempels enthält der jetzige Flecken keine Merkwürdigkeit, wird aber dennoch von den meisten Reisenden besucht. *(E. Poeppig.)*

5) *Garcil.* comm. real. L. VI. c. 29. fin. 6) Ibid. 7) *Ulloa* Rel. del viage. L. I. c. 3. §. 95.

PACHANA, heißt in Bengalen (wie Lindley [Nat. syst. p. 32] aus den Med. Trans. Soc. Calc. III. p. 298 anführt) eine von den Hinduärzten häufig gegen fieberhafte Krankheiten angewendete Abkochung der Wurzel des Stengels und der Blätter von der Gulanchapflanze (Menispermum cordifolium *Willdenow*, Cocculus cordifolius *Candolle*, Citamerdu *Rheede* Malab. VII. p. 39. t. 21). Der Stengel derselben Pflanze wird zu einem Extract — Palo — benutzt, welches gegen Urinbeschwerden und Gonorrhoe hilfreich sein soll. *(A. Sprengel.)*

PACHECO. Der Franzosen, Engländer und Niederländer Gebrauch, sich von ihren Herrschaften zu benennen, führt nicht selten auch sorgfältige Geschichtschreiber auf Abwege, da selbst Brüder hierdurch unkenntlich werden; die Spanier begnügen sich aber nicht mit solchen Besitztiteln, um der geringsten Veranlassung willen vertauschten sie den angeerbten Familiennamen gegen einen andern, der vornehmer, oder dem Besitzthume passender erscheint. Aus dieser Sitte müssen unübersehbare Verwirrungen entstehen, wie besonders der gegenwärtige Artikel nachweisen wird, indem er nicht nur von Pacheco, sondern auch von Acuña, Giron (in zwei Ausgaben), Cardenas, Portocarrero, Carillo, Peralta, Albuquerque, Cabrera, und doch immer nur von einer Familie zu handeln hat. Unter diesen verschiedenen Namen ist Acuña der angestammte, Pacheco der berühmteste; ein Umstand, der uns berechtigt, hier das ganze, unter Acuña nicht vorkommende Geschlecht nachzuführen. Der Stammvater, Gutierrez Pelaëz, soll, der gewöhnlichen Meinung nach, ein Gascogner gewesen sein, der den burgundischen Heinrich auf seinem Zuge nach Portugal begleitete, während Andere in ihm den Gutierrez wiederfinden wollen, mit dem der Graf Peter von Barcelos die Stammreihe des Hauses Silva beginnt. Nach dieser wäre Gutierrez ein Sohn des Ricco Hombre Pelayo Pelaëz, ein Enkel des Infanten Pelayo, Urenkel des Infanten Azuar, der hinwiederum ein Sohn von Froila II., dem Könige von Leon, Asturien und Galicien. Gutierrez Pelaëz, gleich dem Vater Ricco Hombre und Herr von Alvarete und Silva, hinterließ einen Sohn, Pelayo Gutierrez de Silva, dieses Sohn, Gomez Pelaëz de Silva, wurde der Ahnherr des großen Hauses Silva, während von einem jüngern, in der zweiten Ehe des Pelayo erzeugten Sohne von Ferdinand Paëz, das Geschlecht Acuña abstammt. Diesen Namen entlehnte Ferdinand von dem Orte Acuña alta, der ihm vom Könige Alfons I. von Portugal zum Geschenke gemacht worden. Einer von Ferdinand's Enkeln, Martin Laurentii (i. e. filius) de Acuña, stiftete eine Ne-

benlinie, die in der Person eines andern Martin Lorenzo de Acuña die Herrschaft Pombeiro, in der Correição de Coimbra der Provinz Beira erwarb. Dieses jüngern Martin Sohn, Johann Lorenzo de Acuña, Herr von Pombeiro, ist einigermaßen berühmt durch häusliches Misgeschick. Seine Gemahlin, die schöne Leonora Tellez de Meneses, fand Gnade vor den Augen Königs Ferdinand von Portugal, ließ sich, hiermit nicht zufrieden, scheiden, und endlich, insgeheim, dem Könige antrauen. Der betrogene Ehemann, um nicht ansehen zu müssen, was er nicht hindern, und auch selbst der große Aufruhr in Lissabon im J. 1371 nicht hintertreiben konnte, flüchtete nach Castilien, und unter dem Schutze Königs Heinrich II. wagte er es, eine philosophische Verachtung der ihm bereiteten Schmach an den Tag zu legen; er schmückte seinen Hut, statt mit Federn, mit vergoldeten Hörnern, an denen das Wappen von Portugal angebracht war. Nach des königlichen Ehebrechers Tode kehrte Johann in die Heimath zurück, und Pombeiro blieb viele Generationen hindurch bei seiner Nachkommenschaft, bis das Gut endlich durch Heirath an das Geschlecht von Castellobranco gelangte, und von König Johann IV. von Portugal zu Gunsten Peter's de Castellobranco y Acuña zu einer Grafschaft erhoben wurde. Des Ahnherrn der Nebenlinie in Pombeiro älterer Bruder, Vasco Lorenzo de Acuña, wurde der Urgroßvater von Martin Vazquez de Acuña, der mit Violanta Lopez, einer Tochter des Lopo Fernandez Pacheco, verheirathet, und Vater jenes Vasco III. Martinez de Acuña war, der als Herr von Taboa und Pinheiro (beide an dem Mondego, in der Correição de Viscu gelegen), von Angjea, bei Aveiro, und von Bemposto, in der Correição de Castellobranco, unter den Landherrn der Provinz Beira, während der Regierung der Könige Peter, Ferdinand und Johann I. eine bedeutende Rolle spielte. In dem Streite um die Erbfolge in Portugal war Vasco Martinez sammt seinen Söhnen Martin, Ägidius und Lopo unter den Großen, welche für die Königin von Castilien Partei nahmen (1384), die ihm von Seiten Castiliens gemachten Versprechungen blieben aber unerfüllt, und Vasco, der sein Vaterland zugleich von einem Bürgerkriege und von auswärtigen Feinden bedroht sah, brachte seine Neigungen der Vertheidigung des eigenen Herdes zum Opfer. Er und seine Partei huldigten dem Großmeister von Aviz, nachdem dieser am 6. April 1385 als König Johann I. ausgerufen worden, und Vasco zeigte sich als des wankenden Thrones standhafter Vertheidiger. Noch in dem nämlichen Jahre besiegte er, von Johann Fernandez Pacheco unterstützt, bei Troncoso eine bedeutende Abtheilung des castilianischen Heeres, und als Johann I. Abgesandter besprach er mit dem Herzog von Lancaster, in S. Jago, die Bedingungen des Bündnisses, welches die Streitkräfte der Engländer gegen Castilien richtete. Sonderlichen Lohn für seine Bemühungen scheint Vasco nicht empfangen zu haben, vielmehr waren seine Söhne unter den ersten Baronen, an welchen König Johann seine vornehmlich die Erniedrigung des Adels bezweckende Politik ausüben wollte. Martin Vazquez, der älteste dieser Söhne, mußte die Herrschaft Sul und andere Krongüter, gegen Empfang von 7000 doppelten Goldmaravedis zurückgeben (1394). In dem Verdrusse hierüber ging er in Begleitung seiner Brüder und des auf gleiche Weise behandelten Johann Fernandez Pacheco, im J. 1396 nach Castilien, um mit 100 Lanzen in König Heinrich's III. Dienste zu treten. Sie wurden reichlich belohnt, Martin selbst erhielt von dem Könige die Bestätigung des durch Heirath erworbenen Besitzes der Stadt Valencia, die zugleich zu einer Grafschaft erhoben wurde, sein Bruder Ägidius wurde mit den Städten Roa und Mansilla, ein anderer Bruder Lopo mit der Grafschaft Buendia belehnt. Von diesen drei Brüdern wird besonders gehandelt werden; außer ihnen hatte Vasco III. Martinez aber noch zwei andere Söhne aus der ersten Ehe mit Beatrix Lopez de Arbergaria, den Stephan Suarez und den Vasco Martinez, und aus der zweiten Ehe mit Theresia de Albuquerque, gleichfalls zwei Söhne, den Gonsalvo und Peter. Gonsalvo Vazquez de Acuña ward Bischof zu Guarda. Peter Vazquez gab den Namen Acuña auf, um statt dessen den mütterlichen Namen Albuquerque zu führen. Sein Enkel, Lopo de Albuquerque, des Königs Alfons V. von Portugal Oberkammerherr, unternahm im J. 1475, verkleidet, eine Reise nach Castilien, um die eigentlichen Gesinnungen des Erzbischofs von Toledo, des Marquez von Villena und anderer Misvergnügten, in Rücksicht einer Vermählung der Prinzessin Johanna mit dem Könige von Portugal zu erforschen, Verträge mit ihnen abzuschließen, und der einzelnen Herren Hilfsquellen kennen zu lernen, erhielt zur Belohnung der bei dieser Gelegenheit entwickelten Gewandtheit, bei dem wirklichen Ausbruche des Kriegs die Grafschaft Peñamacor in der Correição de Castellobranco, wurde aber in dem Gefechte bei Toro (1476), von den Castilianern zum Gefangenen gemacht. Acht Jahre später (1484) wird er als einer der Verschwörer genannt, welche die Krone von Portugal dem Herzoge von Viseu zudachten. Die Verschwörung wurde entdeckt und streng bestraft, Lopo aber rettete sich nach einem seiner Castelle, und seine Gemahlin, die eine Schwester des Cardinals Georg d'Acosta, veranlaßte, den Bedrohten zu retten, so ernstliche Bewegungen und Rüstungen in der Landschaft Beira, daß der König einen Bürgerkrieg besorgte. Ihm vorzubeugen ließ König Johann II die kühne Frau sammt Mann und Kindern frei nach Castilien abziehen. Lopo hatte zwei Brüder, den Heinrich und Peter, von welchen dieser in dem Kriege von 1475 die Vertheidigung der Grenze von Sabugal zu führen hatte, und 1484 als Theilnehmer von des Herzogs von Viseu Verschwörung enthauptet wurde; keiner dieser drei Albuquerque hinterließ dauernde Nachkommenschaft, dagegen erblühte in der Ehe der Eleonora de Albuquerque mit Johann de Gomide, dem Herrn von Villaverde, ein neues und zahlreiches Geschlecht des Namens von Albuquerque, welchem unter andern der große Besieger von Indien (el Grande Conquestador dell India) Alfons de Albuquerque (s. d. Art.) angehört. Vasco Martinez de Acuña, der drittgeborene von des Vasco III. Söhnen erster Ehe, gründete die Linie der Herren von Lanhoso, in der Correição de Guima-

rães, die aber bereits mit dessen Sohne, Martin Vazquez, erloschen zu sein scheint. Der zweitgeborene Sohn von Vasco III., Stephan Suarez de Acuña, Herr von Taboa, hinterließ zwei Söhne; der ältere, Vasco, setzte den Stamm der noch heutzutage nicht erloschenen Herren von Taboa fort, welchem insbesondere angehört Ludwig de Acuña, der Nestor der europäischen Diplomatie, von dem in dem Artikel Acunha die Rede gewesen. „Don Louis d'Acunha," so schreibt ein Zeitgenosse, „königl. portugiesischer gevollmächtigter Minister und Abgesandter am frantzösischen Hofe, starb den 9. Oct. 1749 zu Paris plötzlich im 105. Jahre seines Alters. Er ist auf 60 Jahre in Gesandtschafften gebraucht worden und hat den jetztregierenden König in Portugal, seinen Herrn, noch niemals gesehen, weil er nie in sein Vaterland zurückgekommen, seitdem er angefangen in königliche Dienste zu treten. Er hat sowol dem Friedenscongresse zu Ryswick, als dem zu Utrecht beigewohnt, und bis 1736 sich als gevollmächtigter Minister im Haag befunden. In diesem Jahre aber wurde er an den frantzösischen Hof gesendet, wo er bis an sein Ende in großem Ansehen gestanden. Ungeachtet seines Alters liebte er die Gesellschaften, und führte einen ziemlichen Staat, weil es ihm niemals an Gelde mangelte. Er hatte eine große Erfahrung in den politischen Sachen, und eine weitläufige Erkenntniß von dem verschiedenen Interesse der europäischen Puissancen. Ob ihn gleich der Posten, worinnen er stunde, und die Figur, die er in der Welt machte, nöthigten, in einer Zerstreuung des Gemüths zu leben, so war er doch auf alles, was vorging, sehr aufmerksam. Er schrieb alles, was während seiner Lebenszeit Wichtiges vorfiel, eigenhändig auf und bereicherte diese seine Nachrichten mit sehr curieusen Anmerkungen. Er ist bis an sein Ende munter und aufgeweckt geblieben, und hat in seinem 104. Jahre die Gesellschaften noch auf eben die Weise und mit ebenso guter Art besuchet, als er es im 50. Jahre thun können. Die Inquisition war mit ihm nicht recht zufrieden, weil man ihn vor einen halben Juden hielte; wie er denn auch eine Jüdin zur Kammerfrau hatte, die er aber auf deren Antrieb im heurigen Frühjahre von sich schaffen mußte. Sein Haus war der ordinaire Sammelplatz aller frembder Ministers und er wuste jedem mit einem sehr angenehmen Wesen zu begegnen." Sein Bruderssohn, Ludwig de Acuña, Kanonikus der Patriarchalkirche zu Lissabon, war von 1752—1756 portugiesischer Gesandter in London, kam am 4. Mai 1756 nach Lissabon zurück, und wurde noch am nämlichen Tage zum Staatssecretair in den Departements der auswärtigen Angelegenheiten und des Kriegs ernannt. Den hierdurch erlangten Einfluß benutzte er besonders zu Beföderung seiner Familie. Einer seiner Brüder, Joseph, erhielt im Oct. 1757 das Gouvernement Maranhao, ein anderer, und zwar der Majoratsherr, Don Antonio Alvarez de Acuña, Gouverneur von Mazagan, dann seit April 1753 Gouverneur und Generalcapitain von Angola, ging im J. 1759 als Gesandter nach Paris, und im Mai 1763 nach Brasilien, als Vicekönig und Gouverneur von Rio Janeiro. Im Sept. 1767 kam er von dannen zurück, um die Präsidentschaft des Rathes und das Departement der ultramarinischen Angelegenheiten zu übernehmen, und es scheint fast, als habe sich die Longävität des Oheims auf ihn vererbt, denn noch 1805 kommt Don Antonio Alvarez Graf de Acuña als Präsident des **Conselho ultramarino** vor. Für ihn wurde auch im Dec. 1759 Taboa zu einer Grafschaft gemacht. Sein naher Anverwandter war sicherlich Johann Cosmas de Acuña, Erzbischof von Evora und **Canonicus regularis** von S. Salvador zu Lissabon, geb. d. 20. Oct. 1715, der im Jan. 1770 Generalinquisitor, und am 5. Aug. 1770 von Clemens XIII. in die Zahl der Cardinäle aufgenommen wurde. — Der jüngere Sohn von Stephan Suarez de Acuña, Ägidius Comthur von Pinheiro, in dem Christorden, hatte einen Sohn, Ludwig de Acuña, den König Alfons V. mit der Herrschaft Sentar oder Assentar beschenkte. Neben Sentar besaß Ludwig's Sohn, Peter, auch Barreiro und Senhorim, beide in der Correição de Viseu. Peter's Sohn, Lopo, wurde zum Grafen, und dieses Sohn, Peter II., zum Marquez von Sentar creirt; Peter II., nachdem er lange in dem mailändischen Staate gedient, auch das Generalat von Ceuta bekleidet hatte, fiel als commandirender General in den Niederlanden, nicht ohne Ruhm, an dem blutigen Tage vor Senef, den 11. Aug. 1674, wo er die Nachhut des verbündeten Heeres befehligt hatte. Emanuela, die einzige Tochter seiner Ehe mit Franziska de la Cuëva y Henriquez, des dritten Marquez von Bedmar Tochter, vermählte sich im J. 1697 mit Melchior de la Cueva, dem vierten Marquez von Bedmar, ihrem Oheime, und hinterließ sterbend Sentar und die Grafschaft Villanueva ihrer einzigen Tochter, Maria Franziska de la Cueva. Ägidius Vazquez de Acuña, des Vasco III. vierter Sohn, bekleidete, nachdem er die Besitzungen in Castilien wieder aufgegeben hatte, unter der Regierung Königs Johann I. von Portugal, das Amt eines Großbannerträgers, besaß auch Celorico de Basto und Montelongo, in der Correicão de Guimarães, sowie Guillefray, und war mit Isabella, des Connétable Nuño Alvarez Pereyra Schwester, verheirathet. Sein Sohn oder Enkel, Ferdinand Vazquez de Acuña, **Ricco hombre** von Portugal, Herr von Guillefray, Celorico de Basto und Montelongo, befand sich unter den Geiseln, die im J. 1382 dem Könige von Castilien, als Bürgschaft für den Friedensvertrag überliefert wurden. Unter Ägid's fernerer Nachkommenschaft sind vornehmlich die Herren von Payo-Perez und von Gestaço zu merken. Das Majorat von Payo-Perez oder Payo de Pelle, in der Correição de Thomar, erheirathete Hieronymus de Acuña mit Maria de Meneses, und es war, gleichwie Barreiro, in der Correição de Setuval, ein Eigenthum von Emanuel de Acuña y Meneses, der als der Königin Maria Franziska von Savoyen (gest. 1683) Obersthofmeister vorkommt. Der Stammvater der Herren von Gestaço, Johann Tristan de Acuña, Herr von Gestaço und Penaguião, in der Correição de Porto, ging im J. 1514 an der Spitze einer zahlreichen und glänzenden Gesandtschaft nach Rom, um dem Papste von dem Fortgange des Christenthums und der portugiesischen Waffen

in Ostindien und Afrika Bericht zu erstatten, kostbare Geschenke, unter andern einen Elefanten und einen gezähmten Panther zu übergeben, und um die Erlaubniß, die Geistlichkeit besteuern zu dürfen, anzuhalten. Wirklich brachte Tristan eine Bewilligung zurück, die selbst des Königs Wünsche überstieg. In seiner Ehe mit Antonia Paëz hatte er die Söhne Nuño und Simon. Nuño de Acuña, Herr von Gestaço und Penaguião, hat sich durch seine Fahrten und Kriegszüge in Indien berühmt gemacht. Auf der Reise dahin, im J. 1529, plünderte und verbrannte er die Stadt Mombaza, gleichwie er auch eines Zwistes halber den Bezier des Königs von Ormus gefangen nahm, und ihn nach Europa schickte. Als Vicekönig von Indien unternahm er im J. 1531 einen Zug nach Diu, der aber mißglückte, weil zu viele Zeit mit der Wegnahme der benachbarten Insel Beth verloren wurde. Wenig abgeschreckt hierdurch ließ Nuño die Küsten des Meerbusens von Surate, sowie Malabar, mit Feuer und Schwert heimsuchen; Surate selbst, und viele minder bedeutende Städte wurden in die Asche gelegt und 27 reichbeladene Schiffe dem Samorin von Calicut genommen, der, um nur Frieden zu haben, den Portugiesen die Anlage einer Festung zu Chale, drei Meilen von Calicut, verstatten mußte. Im folgenden Jahre 1532 ließ Nuño Bassaim wegnehmen, und die Feste, aus der man 400 Kanonen entführte, zerstören; außerdem wurden alle Küstenstädte, von Bassaim bis Tarapur, in die Asche gelegt, Tana, Bandora, May und Bombay gezwungen, Tribut zu bezahlen. Nuño beschränkte sich aber nicht auf diese Raubzüge, er begann Antheil zu nehmen an den politischen Ereignissen und Verhandlungen der Halbinsel, schloß mit Humaioon, dem Großmogul, ein Bündniß, wodurch Bahadur, der König von Guzurate, solchergestalt beunruhigt wurde, daß er freiwillig Bassaim mit aller Zubehörung an Portugal abtrat, auch sich die gewaltsame Wegnahme von Daman stillschweigend gefallen ließ, sodann aber, als Guzurate beinahe den siegreichen Waffen des Großmoguls erliegen wollte, entsagte Nuño plötzlich den bisherigen Verbindungen, und leistete dem entmuthigten Bahadur mächtige Hilfe, wogegen er sich einzig das Recht, bei Diu eine Feste bauen zu dürfen, bedingte. Dieser Bau wurde unter des Vicekönigs unmittelbarer Aufsicht bewerkstelligt, und die Feste sodann mit 900 Portugiesen und 60 Stücken besetzt (1534); zwei Jahre später (1536) sahen die der Stadt Goa zunächst gelegenen Bezirke sich durch die von Azadachan, dem Feldherrn von Ibrahim Adelchan, auf der Küste von Concan angerichteten Verwüstungen veranlaßt, sich der portugiesischen Herrschaft zu unterwerfen. Die Siege, bei Margam und Ponda über Adelchan's Feldherren erfochten, die Erbauung der Feste Rachol, besiegelten die wichtige Erwerbung. Aber Bahadur, der König von Guzurate, war in seiner gegenwärtigen Sicherheit nicht weiter der von Nuño in dem Kriege mit den Mongolen empfangenen Hilfe eingedenk, sondern trachtete vielmehr, sich für immer der Portugiesen zu entledigen. Dieses Ziel zu erreichen, ließ er dem Vicekönige eine Zusammenkunft in Diu vorschlagen. Nuño kam zu Schiffe dahin, und empfing an Bord des Königs ersten Besuch. Obgleich von dem ganzen Anschlage unterrichtet, ließ er den Monarchen seine Barke ruhig wieder besteigen; Bahadur sollte in das Fort gelockt und dort verhaftet werden. Emanuel de Sousa, der Commandant, mußte zu dem Ende dem Könige in die Barke folgen, und sich die Ehre seines Besuches erbitten. Das Schifflein war in voller Bewegung, da näherte sich eine mit Portugiesen besetzte Schaluppe, und als diese einen Landsmann in des Königs Gefolge erblickten, erwachte in ihnen die Lust, die Fahrt mitzumachen. Die Hast, mit welcher sie die mohrische Barke zu ersteigen strebten, erregte indessen Bahadur's Besorgniß, und auf seinen Wink wurde Sousa getödtet. Diego de Mesquita, der in dem Kriege mit Humaioon die portugiesischen Hilfsvölker anführte, hatte den Wink verstanden, sprang hinzu, und verwundete den König, mußte aber Sousa's Schicksal theilen. In dem Handgemenge wurden noch vier andere Portugiesen und sieben Mohren erschlagen, und sein Ende schien noch nicht abzusehen, denn von beiden Seiten kamen immer neue Barken hinzu. Bahadur begab sich auf die Flucht, wurde aber durch einen Kanonenschuß, der drei seiner Ruderer tödtete, aufgehalten. Er dachte sich durch Schwimmen zu retten, fing aber an zu sinken, und verrieth sich durch sein Hilfsgeschrei. Tristan de Paya reichte ihm ein Ruder, das er auch ergriff, allein als man ihn an Bord zu ziehen strebte, schlug ein portugiesischer Soldat ihm die Hellebarde in das Gesicht, und Andere nahmen ihm vollends das Leben. Der Leichnam kam nicht weiter zum Vorschein, Acuña aber zog in Diu ein, und beruhigte durch seine Gegenwart und seine Anordnungen die erschreckten, zum Theil schon auf der Flucht begriffenen Einwohner. In dem Palast wurde für 200,000 Pardacos Werth an Gold und Silber gefunden. Der Hafen enthielt 160 Schiffe, darunter einige sehr große; Munition und Artillerie machten aber den wichtigsten Theil der Beute aus; unter den zahllosen metallenen Kanonen, der eisernen nicht zu gedenken, wurden drei Basilisken oder Feldschlangen von so ungeheurer Größe gefunden, daß der Vicekönig nicht umhin konnte, die eine, als eine Seltenheit, nach Europa zu verschicken, und es wäre möglich, daß dieses Stück von Diu noch heute in dem Castell S. Julião, am Eingange des Hafens von Lissabon, zu sehen. Indem er die Stadt ihrer Reichthümer beraubte, unterließ Nuño jedoch nicht den Muhammedanern freie Religionsübung, auch alle von Bahadur bewilligte Besoldungen und Gnadengelder zu bestätigen; seine Erwerbung sicher zu stellen, unternahm er es auch, sie mit dem fehlenden Trinkwasser zu versorgen. Zu dem Ende erbaute er Anfangs des Jahres 1538 die große Cisterne, von 25,000 Pipen Gehalt, und dieser Vorsicht war großentheils die Erhaltung der Festung, gegen die gewaltigen Anstrengungen der Türken, im J. 1539, zuzuschreiben, wiewol Nuño zugleich keines der Mittel verabsäumte, welche den Muth der Besatzung erhöhen und jene Belagerung zu der denkwürdigsten des Jahrhunderts machen konnten. Zu einem nicht minder glorreichen Entsatze hatte er bereits alle Anstalten getroffen, als der neue Vicekönig, Garcias de Noroña, in Indien anlangte (1539), und

hiermit seiner rühmlichen Thätigkeit, welcher Portugal auch noch die Unterwerfung der Molukken, die Entdeckung von Mindanao zu verdanken hatte, ein Ende machte. Des Vicekönigs Urenkel, Johann Nuñez de Acuña, Herr von Gestaço, wurde zum Grafen von S. Vicente da Beira, in der Correição von Castellobranco ernannt, hatte aber aus seiner Ehe mit Aloysia de Borbon, der Tochter des ersten Grafen von Arcos, nur eine einzige Tochter, die S. Vicente an ihren Gemahl, Michael Karl de Tavora, brachte. Des Vicekönigs jüngerer Bruder, Simon de Acuña, besaß die Comthurei von Torresvedras, in welcher er seinen Sohn Tristan zum Nachfolger hatte. Des Tristan's Sohn, Simon II. de Acuña y Ataide, war mit Agnes de Melo y Silva, der siebenten Frau von Povolide, in der Correição de Viseu verheirathet, und der Großvater von Ludwig und von Nuño de Acuña y Melo. Nuño, erster Graf von Pontebel und Herr von Pombal, in der Correição de Leiria, lebte in kinderloser Ehe mit Elvira de Villena. Sein Bruder Ludwig, neunter Herr von Povolide, hatte vier Kinder, von denen aber nur die Tochter, Maria de Alencastro, heirathete (den Karl de Noroña, den Herrn von Almada); von den drei Söhnen widmete der jüngste, Nuño, geb. den 7. Dec. 1665, sich der Kirche. Frühzeitig Collegialis zu St. Paul in der Universität von Coimbra, wurde er auch in die Zahl der königlichen Kapelläne aufgenommen, zum Bischofe von Tanger und zum Generalinquisitor von Portugal ernannt. Am 18. Mai 1712 ertheilte ihm Papst Clemens XI. die Cardinalswürde, welcher Innocentius XIII. den Priestertitel St. Anastasiae beifügte. Diesen Papst hatte Nuño bereits erwählen helfen; dafür wurde er von ihm zu mehren Congregationen, zu jener der Bischöfe und Regularen, der Kirchengebräuche, von dem Consistorium und de Propaganda fide gezogen. Er verließ Rom im J. 1722, nachdem er auf die Wiederherstellung seiner Titularkirche über 12,000 Scudi verwendet, sehr reiche Almosen und nicht minder reiche Geschenke gespendet, und überhaupt durch seinen Prunk großes Aufsehen erregt hatte. Auf der Heimreise besuchte er insbesondere den Gnadenort Loreto. Im J. 1724 kam er nochmals nach Rom, um dem Conclave für die Wahl Benedict's XIII. beizuwohnen; den spätern Conclaven beizuwohnen erlaubten ihm die zwischen Portugal und dem päpstlichen Stuhle schwebenden Irrungen nicht, wol aber erhielt er im Februar 1733 ein Breve von Clemens XII., worin er zum Legaten a Latere ernannt war, und zugleich den Auftrag erhielt, die Vermittelung zwischen beiden Höfen zu übernehmen. Der Hof von Lissabon wies jedoch das Breve, wegen verschiedener Aussetzungen, zurück, und die Versöhnung erfolgte späterhin ohne des Cardinals unmittelbares Zuthun. Dagegen gewann er als Generalinquisitor und Mitglied des Staatsrathes sehr großen Einfluß auf sämmtliche Angelegenheiten des Königreichs, und es blieb ihm derselbe bis zu König Joseph's Thronbesteigung. Nuño, von dem an auf die Angelegenheiten der Kirche beschränkt, überlebte diesen Wechsel nicht lange, und starb in der Nacht vom 14. zum 15. Dec. 1750. Ganz besonders wurde er von den Armen beklagt, die in ihm ihren größten Wohlthäter verloren.

Lopo Vazquez, des Vasco III. jüngster Sohn erster Ehe, besaß durch die Gnade des Königs von Castilien Buendia und Azannon, und erheirathete Paredes, Portilla und Valtablado mit Theresia Carrillo de Albornoz, der Schwester des auf dem Concilium zu Basel (1434) verstorbenen Cardinals Alfons Carrillo. Seiner Söhne waren vier, Peter de Acuña y Albornoz, Gomez Carrillo de Acuña, Alfons Carrillo de Albornoz und Lopo Vazquez de Acuña. Der jüngste, Lopo Vazquez, Herr von Azannon, Comthur von Merida, in dem Orden von S. Jago, wurde von seinem Bruder, dem Erzbischofe von Toledo, als Statthalter zu Huete, in der Provinz Cuenca, eingeführt. Er war aber nicht vermögend, die Stadt gegen die Angriffe eines königlichen Feldherrn, des Garcias Mendez de Badajoz, zu behaupten (1465); und zog sich darum in die Burg zurück, worin er alsbald belagert wurde. Er ließ den Erzbischof seine Lage wissen, und dieser schickte 800 Lanzen zum Entsatze. Garcias Mendez wurde bei Tarancon auf das Haupt geschlagen, und sogar, nachdem er in Huete Zuflucht gesucht, mit dem besten Theile seiner Mannschaft von den Bürgern, die sich für Lopo's Sache bewaffnet hatten, gefangen genommen. Von diesem Augenblicke an handelte Lopo als ein Erbherr von Huete, und wenngleich seines Vetters, des Marquez von Villena, Antrag (1475), daß die Stadt ihm zu Eigenthum verliehen, und hiermit die von König Heinrich IV. nicht in der gehörigen Form gemachte Schenkung bestätigt werde, ohne Folge blieb, so hieß er doch allgemein der Herzog von Huete, bis Johann de Robles und Rodrigo de Aquilar, im Einverständnisse mit einigen Bürgern, im Nov. 1476 in die Stadt eindrangen, und sie für die Krone zurücknahmen. Lopo hatte in seiner Ehe mit Maria de Mendoza, des Herrn von Cañete Tochter, zwei Söhne, von denen der ältere, Lopo Vazquez de Acuña, Herr von Azannon und Befehlshaber in Cazorla, sich durch die glänzende Vertheidigung von Quesada (1469) gegen der Mohren Angriffe nicht geringen Ruhm erwarb. Alfons Carrillo de Albornoz (nicht de Acuña, wie in der Biogr. univ.), der dritte von des ersten Herrn von Buendia Söhnen, widmete sich dem geistlichen Stande, und konnte daher bereits im J. 1443 seinem Oheime, dem Cardinal Albornoz, in dem Bisthume Siguenza folgen. Im J. 1446 wurde er auf den erzbischöflichen Stuhl von Toledo erhoben, und noch in demselben Jahre trat er seine kriegerische Laufbahn mit einem Unternehmen auf Torreia an; von dort aus beunruhigten die Aragonier durch stete Raubzüge die castilianischen Grenzen. Nach vergeblichen Anstrengungen mußte der Erzbischof jedoch die Belagerung aufheben. Unter König Heinrich IV. gelangte er zu unbegrenztem Einflusse auf die Angelegenheiten des Reichs, dessen Regierung er sogar, gemeinschaftlich mit Peter von Velasco, während des Feldzuges gegen die Mohren (1455) zu führen hatte (jeder der beiden Regenten empfing täglich 1000 Maravedi an Tafelgeld). Mit solchem Einflusse nicht zufrieden, suchte er denselben, durch Verbindungen mit dem Könige von Aragonien, immer weiter auszudehnen. Dieser Verbindungen halber mußte er in den verwickelten Unterhandlungen,

durch welche die zwischen beiden Kronen schwebenden Uneinigkeiten ausgeglichen werden sollten, die Feinde von Castilien in schimpflicher Weise begünstigen. Über solche Treulosigkeit empört, entzog Heinrich IV. dem Cardinal, wie dem Marquez von Villena, alles Vertrauen (1463). In jenen Zeiten pflegten aber verabschiedete Minister mit dem Degen Rechenschaft über ihre Verwaltung abzulegen, und dazu schickten der Cardinal und der Marquez sich an, indem sie ihre mächtigen Verwandten bewaffneten, und noch mächtigere Verbindungen mit mißvergnügten Großen eingingen. Hiermit beginnen demnach die Zerrüttungen, durch welche Heinrich IV. bis an sein Ende beunruhigt werden sollte. Der Erzbischof war es, der zuerst den Gedanken faßte, den König abzusetzen, diesen Gedanken in der Zusammenkunft zu Alcala de Henarez (1464) dem Marquez von Villena beibrachte, und ihm sodann, nachdem der Entwurf, den Monarchen zu St. Pedro de las Dueñas aufzuheben, fehlgeschlagen war, insoweit auch bei den übrigen Verschwornen Eingang verschaffte, daß in der Zusammenkunft zu Burgos beschlossen wurde, sich zum Vortheile des Infanten Don Alfons dem tyrannischen Verfahren des Königs zu widersetzen, und den der Prinzessin Johanna geleisteten Eid, da ihres angeblichen Vaters Unvermögen allzubekannt, als nicht geschworen anzusehen. Ein Bürgerkrieg schien solcher Entschlüsse unmittelbare Folge sein zu müssen, gleichwol ließ der König sich zu Unterhandlungen mit den Verbündeten herab, und es wurde der Zwist dem Ausspruche von Schiedsrichtern überwiesen. Die zwei von dem Könige ernannten Schiedsrichter, Don Pedro de Velasco und Gonzalo de Savedra, ließen sich von dem Marquez von Villena, der einer der von den Verbündeten aufgestellten Schiedsrichter, dergestalt blenden, daß sie einzig thaten, was er wollte. Ein solcher Einfluß schien, trotz aller Vetterschaft, dem Erzbischofe allzubedenklich und er zeigte sich nicht ungeneigt, für seine Person wenigstens sich mit dem Könige auszusöhnen. Er erbot sich gegen den Monarchen, ihm wider alle seine Feinde dienen zu wollen, und gegen Bestellung tüchtiger Sicherheit ihm alsbald seine Kriegsvölker zuzuführen. Der König, nicht zweifelnd an der Aufrichtigkeit des Vorschlages, mit dem sich auch der Amirante einverstanden erklärte, gab sein Wort, daß er dem Erzbischofe die Stadt Avila, sammt dem Thurme der Kathedralkirche, la Mota, und das Castell von Medina del campo, dem Amirante aber Val de Nebro und die Statthalterschaft von Valladolid geben wolle, und Erzbischof und Amirante schworen auf das Neue den Eid der Treue, und betheuerten in der feierlichsten Weise, daß sie nimmermehr den Dienst eines so gnädigen Gebieters verlassen wollten. Erschreckt durch des Erzbischofs Abfall schickte der Marquez von Villena seine Gemahlin an den Hof, um den König zu bethören; ihr Vortrag fand nicht den gehofften Eingang, aber es gelang der listigen Unterhändlerin, den Erzbischof zu beruhigen, und zu der Partei der Verbündeten zurückzuführen. Während er selbst den König in dem Entschlusse bestärkte, die Vorschläge des Marquez abzuweisen, hatte er einen Abgeordneten auf dem Congreß zu Plasencia, der mit großer Heftigkeit die Absetzung des Königs, als den einzigen möglichen Ausweg, selbst gegen Villena's Meinung durchsetzte. Dem Erzbischofe wurden Avila, la Mota und Medina del campo wirklich übergeben, er empfing auch aus dem Zahlamte 12,000 goldene Henriques, als Lehnung für 1400 Lanzen, statt aber, wie er es versprochen, bei der auf seinen Rath unternommenen Belagerung von Arevalo thätig zu sein, hielt er sich ruhig zu Ontiberos, und auf die wiederholte Einladung, sich doch endlich im Felde blicken zu lassen, erwiderte er mit beispielloser Unverschämtheit, er sei des Königs ungestümer Zudringlichkeit überdrüssig, und werde ihm bald zeigen, wer der rechte König von Castilien sei. Gleich darauf erfolgte zu Avila, in der Stadt, zu deren Besitze der Erzbischof auf so niederträchtige Weise gekommen war, die berüchtigte Scene der Absetzung Heinrich's IV.; der Erzbischof selbst bestieg mit andern Rebellen die Bühne, und nahm der Figur, die den König vorstellen sollte, die Krone vom Haupte (den 5. Jun. 1465). Er bemeisterte sich auch mit gewaffneter Hand der Stadt Peñaflor, und belagerte Simancas, wo indessen hartnäckiger Widerstand seiner wartete. Hier geschah es, daß Troßbuben aus Lumpen Etwas zusammensetzten, das den Erzbischof vorstellen sollte; unter 1000 Schmähungen wurde die Puppe vor die Stadt gebracht, und dazu gesungen: „Hier ist Simancas, Verräther Don Oppas, hier ist Simancas und nicht Peñaflor," dann endlich das Bild den Flammen übergeben. Weit entfernt, solche Beschimpfung ahnden zu können, sah sich der Erzbischof vielmehr genöthigt, bei Annäherung des königlichen Heeres die Belagerung aufzuheben; Avila wurde ihm durch Peter Arias entrissen, und er mußte aus Rom vernehmen, daß der heilige Vater vielmehr den König Heinrich, als den Infanten begünstige. Sich gegen eine so gefährliche Neigung zu verwahren, schickte er einen Vertrauten nach Rom, der beauftragt war, die Gutachten zweier großen Theologen, des Don Antonio de Alcala, des Bischofs von Ampurias, und des Pater Johann Lopez, auch die Erklärungen vieler berühmten Rechtsgelehrten, vorzulegen, welche sämmtlich der Meinung, daß des Königs Absetzung gerecht, erlaubt und gültig sei. Der Verbündeten Unglück im Felde auszugleichen, legte der Erzbischof dem Könige bei Arevalo einen Hinterhalt, als dieser von Valladolid nach Segovia zog, um den trüglichen Unterhandlungen von Coca beizuwohnen. In der Schlacht bei Olmedo (den 20. Aug. 1467) glänzte er an der Spitze seines Contingents, vom Kopfe bis zu den Füßen geharnischt, und darüber mit einem scharlachnen Meßgewande mit weißen Kreuzen bekleidet, durch die beharrlichste Tapferkeit, sodaß er von Seiten der Verbündeten der letzte von dem Schlachtfelde wich. Um der Partei den an diesem Tage erlittenen Verlust möglichst zu ersetzen, trat er mit dem Grafen von Alba de Tormes in Unterhandlung, und Puente del Arzobispo, als einstweiliger Besitz, der später mit Ciudad Rodrigo zu vertauschen, war der Preis, um welchen der Graf sich an den Erzbischof verkaufte. Letzterm gelang es auch nach dem Tode des Infanten Alfons, den König zu dem Tractat von Cerberos zu bewegen (1468), wodurch die Infantin Isa-

bella als vermuthliche Kronerbin anerkannt wurde. Was er hierdurch, seiner Tochter zum Nachtheile, bewilligte, mußte den König alsbald gereuen, allein der Erzbischof war nicht der Gemüthsart, daß eine solche Reue ihn beunruhigen konnte. Seine ganze Sorgfalt ging dahin, die Vermählung der Infantin Isabella mit dem Prinzen von Aragonien durchzusetzen, wobei er aber nicht nur mit einer mächtigen Partei in Castilien, sondern auch mit den Großen Aragoniens zu kämpfen hatte; Letztere fürchteten nämlich, mit allem Rechte, es würde durch diese Heirath Aragonien ein Anhängsel von Castilien werden. Des Erzbischofs Beharrlichkeit besiegte alle diese Hindernisse, auch sogar den drückenden Geldmangel des aragonischen Hofes, durch welchen der gute Wille des Königs Johann so lange gelähmt gewesen, und der Prinz Ferdinand erhob sich über Valencia nach Castilien. So nahe dem Ziele, fehlte doch nur wenig, und die ganze Verhandlung, so folgereich für Spaniens Zukunft, mußte abgebrochen werden. Der König von Frankreich ließ für seinen Bruder, den Herzog von Berry, die Hand der Infantin Isabella begehren; Isabella lehnte den Antrag ab, aber der Marquez von Villena und der Erzbischof von Sevilla, beide für die französische Heirath gestimmt, trafen Anstalten, die nicht nur die Willensfreiheit, sondern auch die persönliche Freiheit der Prinzessin zu bedrohen schienen. Furcht und Schrecken ergriff und zerstreute ihr Hofgesinde auf die Nachricht von der Annäherung der Reiterscharen des Erzbischofs von Sevilla, und die Bürgerschaft von Madrigal schien im mindesten nicht geneigt, das Recht der hilflosen Prinzessin zu verfechten. In solcher angstvollen Lage fand Isabella einen sichern Boten in einem Franziskanermönche, dem P. Alfons von Burgos; es gelang diesem, die Aufmerksamkeit der Späher zu täuschen, und mit der unerwarteten Botschaft den Erzbischof von Toledo in Alcala zu erreichen. Augenblicklich setzte Alfons sich mit 300 Lanzen in Bewegung, und noch an demselben Tage erreichte er Salamanca. Hier fand er den Geheimschreiber des Marquez von Villena, abgesendet, um ihn vom weitern Vorrücken, als zu bedenklich in Hinsicht seiner Folgen, abzuhalten; am fünften Tage erreichte er auf wunderlichen Umwegen, denn die Straßen waren sämmtlich verlegt, Cabeza de el Pezo, ganz nahe bei Madrigal, und die Prinzessin war gerettet. Der Bürgerkrieg entzündete sich mit erneuerter Lebhaftigkeit ob der ungeschickten Versuche Heinrich's IV., die Rechte seiner Tochter zu vertheidigen. Perales wurde von den Königlichen genommen und alsbald von dem Erzbischofe in Person belagert, und indem die Belagerung sich in die Länge zog, schien die Gelegenheit den Marquezen von Santillana und Villena nicht ungünstig, um Vergleichsvorschläge hören zu lassen. Sie boten dem Erzbischofe die Rückgabe der ihm entrissenen Festungen und eine Gebietsvergrößerung an, wenn er sich dem Könige unterwerfen wolle; es sollten auch seine beiden Söhne, Troilo Carrillo und Lopo Vazquez de Acuña, 3000 Vasallen und zwei Festen erhalten, allein nichts vermochte den Entschluß des Erzbischofs zu erschüttern. Während er sich gezwungen sah die Belagerung von Perales aufzuheben, erschien ein päpstliches Breve, worin ihm auferlegt wurde, unter den Gehorsam des Königs zurückzukehren, widrigenfalls ihm vor dem königlichen geheimen Rathe der Proceß gemacht werden sollte. Befehl und Drohung waren gleich wirkungslos, und der König, die durch das Breve ertheilte Vollmacht benutzend, erwirkte bei dem Domcapitel von Toledo die Ernennung von vier Capitularen, die beauftragt, die Untersuchung gegen den widerspenstigen Prälaten zu führen; weiter zu kommen erlaubte dem Könige seine Unentschlossenheit nicht, und es scheint darum sogar, als habe der Erzbischof ihm einen Dienst geleistet, als er drei der von dem Domcapitel ernannten Richter, die auf der Heimreise nach Toledo begriffen waren, aufheben ließ. Während Alfons so viele Gegenstände zugleich umfassen mußte, waren die Infantin und ihr Gemahl insofern seinen Händen entschlüpft, daß sie sich bewegen lassen, ihre Residenz in Medina de Riosecco bei dem Amirante aufzuschlagen. Nicht nur daß es ihnen hier an der geziemenden Bewirthung gebrach, sondern es hatte auch des fürstlichen Paares allzusichtbare Abhängigkeit von dem Amirante ihre Anhänger entmuthigt und die Zuneigung des Volkes merklich erkalten lassen (1471). Der Erzbischof schickte seinen Archidiakon, den Tello de Buendia, an die Fürsten ab, sie zu befragen, ob sie gesonnen seien, sich ihrer elenden Lage zu entziehen; in diesem Falle wolle er die Mittel dazu anschaffen. Die Fürsten erwiderten: vollkommen seien sie sich ihrer Verbindlichkeiten gegen den Erzbischof bewußt, in welchem sie die vornehmste Stütze ihres Glückes erkennten. Längst und höchlich hätten sie gewünscht, Medina de Riosecco zu verlassen, davon aber geschwiegen, aus Furcht der großen Unkosten, die sie durch den Wechsel des Aufenthaltes ihrem Freunde aufladen würden. Weil er aber selbst davon beginne, so würden sie ihm freudig folgen, nur möge er ihnen bis Dueñas entgegenkommen. Diese Antwort wurde dem Erzbischofe nach Alcala hinterbracht, und nach spanischer Sitte sofort in collegialische Berathung mit Freunden und Beamten gezogen. Der Graf von Paredes und sein Bruder waren der Meinung, daß der Erzbischof die Prinzen nicht länger in Medina lassen dürfe; zu Verminderung der Kosten möge er sie nach Paredes oder nach einer andern Feste bringen; die Unkosten dieses Aufenthaltes würde man ohne des Erzbischofs Zuthun bestreiten können. Des Prälaten Räthe behaupteten hingegen, ein solches Unternehmen sei ihrem Herrn nicht zuzumuthen; weit entfernt, den Aufwand der fürstlichen Hofhaltung bestreiten zu können, habe er nicht so viel Geld, als nöthig, um die zu dem Zuge unentbehrliche Truppenmacht aufzubringen, dafür aber Schulden die Menge. Aber der Erzbischof hatte seinen Entschluß gefaßt. Neue Anlehen gaben ihm die Mittel, 350 Lanzen, auserlesenes Volk, zusammenzubringen, und mit ihnen zog er nach Dueñas. Bei seiner Annäherung fand es der Amirante nicht gerathen, die fürstlichen Gäste wider ihren Willen zurückzuhalten, und Ferdinand und Isabella folgten dem Befreier nach Neucastilien, legten auch endlich, in dem ihnen von Andreas von Cabrera überlieferten Alcazar von Segovia den Grundstein zu einer freilich noch immer sehr gefahrvollen und zweifelhaften Herr-

schaft. In diesen Zeiten besonders hatten sie dem Erzbischofe vieles zu danken; alle Kunstgriffe ihrer Feinde wurden durch seine Klugheit errathen und hintertrieben, und sein Einfluß war es vornehmlich, welcher den König verhinderte, in dem Streite zwischen Tochter und Schwester die angemessene Entscheidung zu finden. Doch der Erzbischof war nicht nur ein eifriger, sondern auch zugleich ein gebieterischer Beschützer, und die Fürsten, den Fortgang ihrer Angelegenheiten wahrnehmend, schienen sich allmälig gegen das Joch seiner Launen sträuben und an seine Stelle den Cardinal Mendoza erheben zu wollen. Das Misvergnügen, so der Erzbischof hierüber empfand, spricht sich bereits sehr lebhaft in einem seiner Briefe an den König von Aragonien aus (1474), doch ließ er sich besänftigen, nachdem sein Unternehmen auf Canales, durch die von der Infantin empfangene Unterstützung, einen günstigen Ausgang gewonnen hatte. Als er aber nach König Heinrich's Tode nach Segovia kam, um die Infantin Isabella als die rechtmäßige Königin von Castilien und Leon, zu begrüßen, da versäumte man es, ihm in dem Palaste eine Wohnung anzuweisen. Empfindlich über diese Vernachlässigung horchte er mit Wohlgefallen den Einflüsterungen eines frommen Adepten, wie er dem Erzbischof erschien, oder aber eines verschmitzten Betrügers, wie die Welt ihn beurtheilte. Der Goldmacher Ferdinand de Alarcon bemühte sich besonders, die Eifersucht seines Herrn über den Cardinal Mendoza wach zu halten, und brachte ihn dahin, daß er, angeblich um den Umfang seines Einflusses kennen zu lernen, verschiedene Ämter foderte, die wirklich besetzt. Es wurde ihm, wie billig, von der Monarchin geantwortet, hierin könne ihm unmöglich willfahret werden, treue Diener ohne alle Veranlassung ihrer Ämter zu entsetzen, wäre eine schreiende Ungerechtigkeit, er möge sich dafür eine andere Gnade erbitten. Der Prälat hatte des Misvergnügens, welches er über diesen Bescheid empfand, kein Hehl, und wenn auch der König persönlich ihn heimsuchte, und alles mögliche geltend machte, ihn zu beruhigen, so verließ er gleichwol Segovia am 20. Jan. 1475, um nach Alcala de Henares zurückzukehren. Man schickte ihm zuerst den Herzog von Alba und den Grafen von Treviño, dann den Peter de Vaca nach; beide Botschafter mußten ihm die dringendsten Vorstellungen machen, in der größten Unterwürfigkeit um seine Rückkehr flehen; kalt erwiderte er, sein hohes Alter gestatte ihm nicht, an den wicht'gen und bedenklichen Angelegenheiten, mit welchen die Regierung zu thun haben werde, sich zu betheiligen, übrigens verlasse er den Hof, um ohne Unruhe zu leben und ungestört seinen geistlichen Verrichtungen sich widmen zu können. Aber er hatte sich bereits mit seinem Vetter, dem Marquez von Villena, verständigt, und gemeinschaftlich mit ihm den Plan entworfen, den König von Portugal mit der hinterlassenen Prinzessin Heinrich's IV. zu vermählen, und dieser die Thronfolge in Castilien zuzusichern. Andere Große verbanden sich mit ihnen zu gleichem Zwecke, und vielleicht zu spät erkannten die katholischen Könige die ganze Bedeutung des Fehlers, den sie sich gegen den Erzbischof zu Schulden kommen ließen. Ihn und seine mächtige Anverwandtschaft zu versöhnen, wurden Unterhandlungen mit dem Marquez von Villena eingeleitet; sie zerschlugen sich, weil man von beiden Seiten nur zu überlisten dachte; die Könige bestanden vor Allem auf der Auslieferung der Donna Johanna, der Marquez wollte sich nicht mit Versprechungen abfinden lassen, sondern begehrte Thaten zu sehen, namentlich daß dem Erzbischofe in Castilien 5000 Vasallen angewiesen würden. Gleich fruchtlos ergaben sich auch die mit dem Erzbischofe unmittelbar angeknüpften Unterhandlungen; sein Antwortschreiben, d. d. Uzeda, 16. April 1475, angefüllt mit bittern Klagen über die Könige, zeigt deutlich, daß er entschlossen, die mehrmals schon gehörte Drohung, „er werde die Königin Isabelle zwingen, den Spinnrocken wieder zu ergreifen, gleichwie er sie von demselben abgerufen," zu verwirklichen. Noch immer hegte die Monarchin den Wahn, daß es ihr selbst gelingen könnte, den Zürnenden zu entwaffnen. Von Lozoya aus ließ sie ihm entbieten, daß sie bei ihm zu Alcala zu speisen gedenke: „darauf möge sie nicht rechnen," wurde ihr höchst ungalant entgegnet, „wie sie zu dem einen Thore eingehe, werde der Erzbischof zu dem andern ausziehen." Den letzten Versuch, so große Hartnäckigkeit zu überwinden, machte der Connetable, von allen Freunden des Erzbischofs derjenige, für den er die meiste Rücksicht zu haben pflegte, allein auch Velasco kam an den Hof zurück, ohne das Mindeste ausgerichtet zu haben. Die Feindseligkeiten mußten demnach beginnen, und am 12. Mai 1475 wurde der König von Portugal von den verbündeten Herren in Plasencia prächtig empfangen, und alsbald als König, gleichwie die ihm zugedachte Braut als Königin, von Castilien ausgerufen. Weniger eilig war der Erzbischof dem fremden Monarchen seine Banderien zuzuführen, gleichwol behauptete er in der Schlacht bei Toro den alten Ruhm, und nur die Nachricht von der aufrührischen Neigung seiner Vasallen, und von ihrem Verlangen, sich unter der Königin Herrschaft zu begeben, konnte ihn bewegen, das Heer zu verlassen. Es gelang ihm, Alcala auf Umwegen zu erreichen, obgleich der Graf von Treviño bemüht gewesen, ihm den Paß zu verlegen. Abgeschnitten von aller Verbindung mit Portugal, gezwungen von dem versuchten Entsatze von Ucles abzustehen, verlassen von dem größten Theile der Verbündeten, zuletzt gar von Villena selbst, blieb sein Trotz ungebeugt. Nur aus Gnaden gleichsam war er zu bewegen, daß er dem Könige Ferdinand eine Zusammenkunft, die im Prado bei Madrid stattfinden sollte, bewilligte; es scheint aber, als habe er vielmehr die Absicht gehabt, bei dieser Gelegenheit den König aufzuheben, als sich mit ihm zu vertragen. Die Zusammenkunft unterblieb darum, und der Erzbischof machte den Versuch, die Stadt Toledo den Portugiesen zu überliefern; er mislang, dafür aber verübte die Besatzung von Alcala arge Feindseligkeiten auf allen von den Königlichen besetzten Punkten. Weil der König von Portugal selbst des unfruchtbaren Krieges müde werden wollte (1478), setzte der Erzbischof alle Mittel in Bewegung, um ihn zu einem neuen Zuge nach Castilien zu veranlassen, Talavera de la Reyna und selbst Alcala wollte er den Fremdlingen überliefern. Allein König Al=

fons hatte den Glauben und die Hoffnung verloren, und mit dem vergeblichen Bemühen, ihn zu erwecken, veranlaßte der Erzbischof die katholischen Könige zu noch stärkern Anstrengungen. Der Herzog von Villahermosa setzte sich in Madrid, mit einem Heerhaufen, der stark genug, um den Erzbischöflichen alles Streifen zu verwehren; den Stiftsinsassen wurde bei schwerer Strafe untersagt, dem Prälaten das Geringste von seinen Einkünften verabfolgen zu lassen, bei dem heiligen Stuhle die Ernennung eines Verwesers für das Erzbisthum beantragt. Solcher Ernst wirkte; zuerst suchte Ferdinand de Alarcon, der Liebling, nach Frankreich zu entkommen, ein Weg, der ihn aber an den Galgen statt in Sicherheit lieferte; dann sah sich auch der Erzbischof genöthigt, durch seinen Abgeordneten, den Archidiakon Tello de Buendia, Gnade suchen zu lassen. Sie wurde ihm nicht verweigert, nur mußte er, als Pfand künftiger Treue, alle seine Festungen ausliefern (1478). Der Welt überdrüssig und durch schwere Schulden geplagt, denn für die steten Kriege und die vielen alchymistischen Versuche waren selbst des Erzbisthums unermeßliche Einkünfte zu gering, verschloß sich Alfons in dem von ihm gestifteten Minoritenkloster St. Diego zu Alcala de Henares. Er starb daselbst den 1. Jun. 1482 (so heißt es in der Grabschrift, anderwärts wol 1. Jul.), und wurde in dem Presbyterium der Klosterkirche auf der Seite des Evangeliums beigesetzt. Aber nicht nur dieses Kloster, sondern auch die Stiftskirche in Alcala hat Alfons gegründet, bei letzterer auch einige Kanonikate gestiftet. Im J. 1473 hielt er zu Aranda ein Provincial-Concilium, dessen 29 Kanones am 5. Dec. desselben Jahres bekannt gemacht wurden, dann zu Alcala die berühmte Congregation in Betreff des Pater Osma, Professors der Theologie zu Salamanca. Des Osma Sätze gegen Beichte, Contrition, Indulgenzen, Gewalt des Papstes und der Kirche, wurden von der Congregation, zu der sich 52 Doctoren der Theologie oder Kanonisten eingefunden hatten, verdammt. Seltene Fähigkeiten, und noch seltenere Charakterfestigkeit wußte der Erzbischof, ein Sklave stürmischer Leidenschaften, mehrentheils nur zum Schaden seines Vaterlandes zu verwenden, das jedoch niemals vergessen sollte, daß die Vereinigung von Castilien und Aragonien zunächst durch ihn herbeigeführt wurde. Nicht gar ängstlich in seinen Sitten, hinterließ Alfons zwei natürliche Söhne, von denen bereits die Rede gewesen. Der ältere, Troilo Carrillo, stritt in dem Treffen bei Olmedo, an der Spitze einer Reiterschar von 350 Mann für die Verbündeten, und fand späterhin in dem Minoritenkloster zu Alcala, an des Vaters Seite, seine Ruhestätte. Aus einleuchtenden Gründen ließ jedoch der Cardinal Ximenez der Leiche eine andere Stelle anweisen. Troilo's Gemahlin, Johanna de Peralta, war des berühmten Connetable von Navarra, des Peter de Peralta, einzige Tochter und Erbin, und er hatte von ihr den Alfons de Peralta, der als Graf von Santistevan geraume Zeit das Amt eines Connetable von Navarra bekleidete, bis der König Johann von Albret ihn desselben zu Gunsten des Grafen von Lerin entsetzte. Castilianer von Geburt, scheint Alfons dem katholischen Könige in der Eroberung von Navarra wichtige Dienste geleistet zu haben, und er wurde dafür mit dem Marschallamte von Navarra, welches von Peter Navarro verwirkt worden, dann 1512 mit dem Titel eines Marquez von Falces, in der Merindad von Olite, belohnt. Aus seiner Ehe mit Anna de Velasco hinterließ er eine zahlreiche Nachkommenschaft, die Falces und Santistevan bis in das 17. Jahrh. besaß, dann wurden beide Herrschaften durch des Generalcapitains von Galicien des Gaston de Peralta einzige Tochter und Erbin Johanna in das Haus Croy (s. d. Art.) getragen.

Des Lopo Vazquez de Acuña, des ersten Herrn von Buendia, zweiter Sohn, Gomez Carrillo de Acuña, besaß Caracena, Mandayona und Jadraque. Ein Abkömmling von ihm, im fünften Grade, Ludwig Carrillo de Toledo, ließ Caracena zu einem Marquezado, Pinto zu einer Grafschaft erheben, und starb den 2. Febr. 1626, mit Hinterlassung von zwei Töchtern, von denen die ältere, Anna Carrillo de Toledo, sowol Caracena als Pinto in das Haus Benavides trug, durch ihre Vermählung mit Ludwig, dem vierten Marquez von Fromista. Gomez Carrillo de Acuña hatte aber außer dem Sohne Alfons Carrillo, der ihm in Caracena succedirte, auch noch einen jüngern Sohn, Peter de Acuña, der mit Eleonora de Zuniga verheirathet war, und ein Vater von fünf Kindern wurde. Ein Sohn, Diego de Acuña, zugenannt el gran Cortesano, blieb unverheirathet; ein anderer, und zwar der älteste, Peter de Acuña, lebte in kinderloser Ehe mit Philippa de Castro. Der jüngste endlich, Ferdinand de Acuña, Ritter des Ordens von Alcantara, ist weniger bekannt durch seine Kriegsdienste unter Karl's V. Fahnen, als durch seine poetischen Versuche. Sein erstes Werk war eine Übertragung, in castilianische Verse, von des *Olivier* de la Marche Chevalier délibéré (el Cavallero determinado), dem er ein ganzes Buch von seiner eigenen Arbeit beigefügt. Es fand diese Übersetzung (Antwerpen 1555, mit Abbildungen; selten) insbesondere des Kaisers Beifall. Ferdinand dichtete auch, im italienischen Sylbenmaße, Sonette, Stanzen und Hirtengedichte, und in allen findet sich die einfache Natürlichkeit des Gedankens durch die Zierlichkeit des Ausdruckes gehoben. Namentlich ist das Hirtengedicht Silvano reich an schönen Gedanken, und zugleich ein anmuthiges Bild des Landlebens. Nicht mindern Beifall fand die von Acuña gegebene Übersetzung des Ovid, insbesondere die Darstellung des Kampfes zwischen Ajax und Ulysses, um Achill's Waffen; diese Darstellung wurde um so mehr bewundert, weil sie in eilfsylbigen Versen, und folglich in einem Sylbenmaße, welches die Spanier, nach dem Genius ihrer Sprache, für das schwierigste hielten. Endlich hatte Acuña auch angefangen, eine Übersetzung von des Boyardo Gedichte, Orlando innamorato zu bearbeiten, und wurden die vier von ihm beigefügten Gesänge als des Originals vollkommen würdig befunden. Nach dem Tode des sechsten Grafen von Buendia hielt sich Ferdinand, als nächster Agnat, zu dessen Succession berufen; sie wurde ihm aber von des verstorbenen Grafen Schwester bestritten. Es kam zum Proceß, in dessen Verlaufe Ferdinand genöthigt wurde, eine Reise nach Granada zu unternehmen,

und hier fand er, bevor noch ein Urtheil von der königlichen Kanzlei erfolgen konnte, den Tod (1580). Er hinterließ keine Kinder aus seiner Ehe mit Johanna de Zuniga, sondern nur zwei Schwestern, von denen Katharina an Raimund von Taxis, Anna an Peter Fernandez de Villaroes, den Herrn von Villavindas, verheirathet war. Des Dichters Cavalero determinado erschien im J. 1573 zu Salamanca, in neuer Auflage, mit Abänderungen und Zusätzen, die das Original keineswegs entstellen. Nach seinem Tode wurden seine verschiedenen Dichtungen gesammelt und herausgegeben unter dem Titel: Varias poesias. (Salamanca 1591, 4.) Garcillasso de la Vega schätzte Acuña's Talent, und liebte ihn als seinen Freund. — Peter de Acuña y Albornoz, des ersten Herrn von Buendia erstgeborner Sohn, spielte eine nicht unbedeutende Rolle an dem Hofe Königs Johann II., sodaß er es unternehmen konnte, den in Ungnade gefallenen Connetable de Luna an denselben zurückzuführen (1441). Seine Umtriebe wurden jedoch entdeckt und mit kurzer Gefangenschaft in der Feste Dueñas, zwischen Valladolid und Palencia, bestraft. Später wurde die nämliche Feste Peter's Eigenthum, und sie hatte die Ehre, in ihren Mauern den Prinzen Ferdinand zu beherbergen, als dieser im J. 1474 die burgundische Gesandtschaft empfangen wollte. Peter fühlte sich durch die seinem Hause angethane Ehre ungemein geschmeichelt, wurde aber um so ungehaltener, als er vernahm, daß er sie einzig der Sparsamkeit des Amirante verdanke. Dieser hatte nämlich den Aufwand gescheuet, der erfoderlich, um neben des Prinzen Hofhaltung auch noch die fremde Gesandtschaft in Medina de Rioseco zu bewirthen. Peter ließ sich indessen besänftigen, nachdem Buendia im J. 1475 zu einer Grafschaft erhoben worden. Mit Agnes de Herrera, der Erbin von Ampudia, südwestlich von Palencia, erzeugte er die Söhne Lopo Vazquez, Peter, der Komthur von Malagon, in dem Orden von Calatrava, Alfons, den Erzbischof von Pamplona, Ferdinand und Ludwig. Ferdinand de Acuña, ein mannhafter Ritter, standhaft und fromm, wurde von den katholischen Königen auserſehen, um in Galicien, dem Lande, welches am meisten durch den langen Bürgerkrieg gelitten hatte, der bisherigen Gesetzlosigkeit eine Ende zu machen (1481). Er begann seine Wirksamkeit mit Abhaltung eines Landtages zu St. Jago, fand aber die Versammlung dermaßen eingeschüchtert durch die kleinen Tyrannen und die großen Räuberbanden, welche mit gleicher Frechheit die Provinz mishandelten, daß kaum eine Klage laut werden wollte. Indessen ließ sich Ferdinand durch dergleichen Zeichen nicht irren, und strenge Untersuchung wurde auf allen Punkten gegen die Zwingherren und Übelthäter eingeleitet. Zwei der größten Verbrecher, der Marschall Peter Pardo und Peter de Miranda, mußten mit dem Tode büßen, ungeachtet der großen Summen, die man für ihr Leben geboten, und diese Strenge wirkte so heilsam, daß mehr als 1500 Menschen, die sich einer Schuld bewußt, von selbst das Königreich verließen. Ermuntert durch diese ersten Erfolge, ließ Acuña in gar kurzer Zeit nicht weniger, als 46 Raubschlösser schleifen; Kirchen und Klöster, auch andere Eigenthümer, wurden in ihre Rechte wieder eingesetzt, die Einkünfte der Krone regelmäßig und ohne Bedrückung erhoben; die erlösete Provinz konnte sich einem Menschen vergleichen, der aus langer, todesähnlicher Schlafsucht erwachend, seines Lebens wieder froh werden darf. Ferdinand's ältester Bruder, Lopo Vazquez, succedirte dem Vater als zweiter Graf von Buendia, hatte jedoch durch den Aufstand der Gemeinheiten vieles zu leiden; die Bürger von Dueñas empörten sich gegen seine Herrschaft, und sein unruhiger Vetter Anton, der Bischof von Zamora [1]), nahm Ampudia weg.

1) Anton de Acuña y Ossorio, den wir in diese Note verweisen müssen, da es uns unmöglich ist, ihm seine rechte Stelle anzuweisen. Anton hatte sich der Kirche gewidmet, ging, um zu schnellerm Fortkommen zu gelangen, nach Rom, und ließ sich dort zu dem erledigten Bisthume Zamora ernennen. Er hatte kaum von demselben Besitz genommen, so erschien der Alcayde Ronquillo, abgesendet von dem Regentschaftsrathe, um einen Bischof auszuweisen, der ohne der Königin Zuthun ernannt worden (1507). Den Bischof kümmerte das wenig, er war eben beschäftigt, den Marquez von Villena für König Ferdinand's Dienst zu gewinnen, mithin eines mächtigen Schutzes versichert, er hatte aber für sich bereits Kriegsvölker versammelt, und ohne sich lange zu besinnen, ließ er den Alcayde greifen und nach der Feste Fermosella in Verwahrung bringen. Solche Gewaltthat zu bestrafen, rüsteten sich die Stadt Salamanca und der Herzog von Alba, aber bevor ihre Rüstungen beendigt, übernahm König Ferdinand, Namens seiner Tochter, die Regierung von Castilien und Anton wurde nicht nur als Bischof von Zamora anerkannt, sondern ging auch noch in dem nämlichen Jahre in des Königs Auftrage nach Italien, um dem Papste wegen der Einnahme von Bologna Glück zu wünschen. Im J. 1512 hatte er eine Gesandtschaft von höherer Bedeutung zu verrichten; im Auftrage des Papstes und des Königs Ferdinand sollte er den König von Navarra, Johann von Albret, dem Bündnisse mit Frankreich entziehen. Seine Reise über das Gebirge fiel aber mit dem Marsche einer französischen Armee, die dem Könige von Navarra zur Unterstützung anrückte, zusammen; dabei hatte er es versäumt, sich mit den nöthigen Geleitsbriefen zu versehen. Ohne Umstände wurde er von den Bearnern angehalten und dem französischen Heerführer überliefert. Dieser, der Herzog von Longueville, setzte ihn auf Lösegeld, und da Anton nicht sogleich bezahlen konnte, mußte er zwei Neffen als Geiseln zurücklassen, für seine Person aber die Rückreise über die Pyrenäen antreten. Zu Hause machte ihm der Einfluß, den der Graf von Alba de Aliste (unweit des Duero an der Grenze von Portugal) hergebrachter Weise in Zamora übte, nicht weniger Verdruß, und es ist kaum zu bezweifeln, daß dieser Verdruß den stolzen und ehrgeizigen Prälaten in die Reihen der Gemeinheit führte. In Zamora selbst fortwährend durch den Grafen bewacht, eilte er nach Tordesillas, sich der heiligen Junta anzuschließen, und ihr eine Verstärkung von 900 Mann zuzuführen, darunter waren 400 Geistliche, die sich auf den Ruf ihres Bischofs bewaffnet und 500 Soldaten von der Leibwache, die um ihn ihre Pflicht vergessen hatten. Die Junta lieh ihm noch einige andere Truppen und Geschütze, und eilig kehrte Anton an ihrer Spitze nach Zamora zurück, wo der Graf von Alba de Aliste jedoch seine Ankunft nicht erwarten wollte. Zamora trat der Junta bei und Stadt und Stift mußten sich gleich sehr anstrengen, um für ihren Bischof eine angemessene Streitmacht aufzubringen. Willig brachten sie ihre Opfer dar, denn der sechzigjährige Prälat gab allen ein Beispiel von Selbstverläugnung, Thätigkeit und kriegerischem Muthe. Auf diese Weise konnte er zuletzt eine Schar von 5000 Mann in das Feld führen, worunter 70 Lanzen und 1000 Fußgänger, die ihm besonders angehörten. Diese bedeutende Macht und des Anführers noch bedeutendere Persönlichkeit hätte die Junta bestimmen sollen, ihm den Oberbefehl des gesammten Heeres anzuvertrauen, der Versammlung erste Wahl fiel aber auf Pedro Giron, und nachmals auf Juan de Padilla, welchem letztern doch

In dem Majorat folgten ihm nach einander seine drei Söhne: der jüngste, Friedrich, hatte in seiner Ehe mit Maria de Acuña, der Tochter und Erbin von Peter, dem Herrn von Azannon, zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter. Der Sohn Johann de Acuña, sechster Graf von Buendia, lebte in kinderloser Ehe mit Franziska de Cordova; die Tochter, Maria, wurde an Johann de Padilla y Manrique, den Herrn des Hauses Padilla, Coruña und Caltannazor, verheirathet, und folgte dem Bruder als siebente Gräfin von Buendia, Dueñas und Ampudia (s. die Art. **Lara-Manrique, Lerma** und **Medina-Celi**). Das Allod Valle de Cerrato (so heißt ein ziemlich ausgedehntes Thal auf dem linken Ufer der Pisuerga, östlich von Palencia und Dueñas) hingegen vermacht der sechste Graf von Buendia seinem natürlichen Sohne, Johann de Acuña, den König Philipp III. im J. 1612 zum Marquez de Valle de Cerrato ernannte, auch mit dem Amte eines Großnotars von Leon, endlich

---

der Bischof und Gonzalo de Guzman als Rathgeber zur Seite gestellt waren. Anton ertrug den wiederholten Irrthum mit einer Ruhe, die von einem Manne seines Gepräges nur das Ergebniß gewaltiger Überzeugung oder gewaltigen Hasses sein konnte, und war fortwährend beflissen, der gemeinen Sache zu dienen. Er nahm Ampudia trotz des mannhaften Widerstandes, drang dann bis in die Nähe von Burgos vor, in der Hoffnung dort eine neue Empörung zu beleben, und plünderte, als er genöthigt, den Rückweg nach Valladolid anzutreten, Fuentes aus. In dem Lager bei Villabraxima empfing er den Besuch des Präsidenten der Kanzlei von Valladolid, der die gefährliche Sendung übernommen hatte, ihm die unausbleiblichen Folgen der Empörung darzustellen, und damit endigte, daß er in des Kaisers Namen die Rebellen die Waffen niederlegen hieß. Anton, überzeugt, daß er schon zu viel gethan habe, um je Begnadigung hoffen zu können, gab eine trotzige Antwort und legte auf der Straße nach Medina de Rioseco einen Hinterhalt, dem der Präsident nur mit der äußersten Anstrengung entgehen konnte. Bei dem Angriffe der Kaiserlichen auf Tordesillas war des Bischofs geistliche Schar die einzige, welche einen regelmäßigen und hartnäckigen Widerstand entgegensetzte. Einer dieser Priester tödtete nicht weniger als eilf Feinde, so oft er anlegte, gab er den Bedrohten den Segen, wozu das Kreuz mit dem tödtlichen Geschosse selbst gemacht wurde. Während die Macht der Rebellen sichtlich im Abnehmen begriffen, zeigte sich der Bischof von Zamora täglich furchtbarer durch wilde Räubereien oder durch Unternehmungen, die eines vollendeten Feldherrn würdig, und zu gleicher Zeit waren seine Boten auf allen Punkten des Reiches thätig, um neue Bewegungen hervorzurufen. Mitten in solchem Getümmel war er jedoch für Anfoderungen persönlichen Ehrgeizes keineswegs unzugänglich. Der Tod Wilhelm's von Croy zeigte ihm die Möglichkeit, das reiche Erzbisthum Toledo, sei es als Erzbischof, sei es als Verweser, zu besitzen, und diese Aussicht, nicht aber die Noth der von dem Prior der Johanniter, von Alvaro de Zuniga (nicht Anton de Toledo, wie ihn die Biogr. univ. nennt) hart bedrängten Toledaner führte ihn in ihre Mauern. Als Einleitung zu seinem Vorhaben sollte ihm eine glorreiche Waffenthat, der Entsatz von Ocaña, dienen, allein der Bischof holte sich statt ihrer am grünen Donnerstage 1521 eine schwere Niederlage. Er entkam nach Toledo, und seine Heimkehr, so verschieden sie von dem Auszuge, wirkte mit unwiderstehlicher Gewalt auf seine zahlreichen Anhänger. Sie führten ihn nach dem Dom, wo man eben die Tenebrae hielt (Charfreitag), riefen ihn daselbst zum Erzbischofe aus und nahmen eine tumultuarische Inthronisation vor, unter solchem Geschrei und Lärm, daß Domherren und Präbendaten ihre Andacht einstellten und die Flucht nahmen, wie es eben möglich. Am Ostertage zog Anton, der sich wenigstens als den Verweser des Erzstiftes ansah, mit 2000 Mann über Yepes und die Höhen von Magan (halbwegs Aranjuez aber im Norden des Tajo) nach dem Castell d'el Aguila, wo er aber mit Verlust abgewiesen wurde. Am 23. April ließ er die Domherren zu sich rufen, nachdem sie vorher durch einen neuen Tumult, Besetzung der Kirchenthüren und Verhaftung des Secretarius des Capitels in Schrecken gesetzt worden. Er hoffte sie durch Drohungen dahin zu bringen, daß sie ihn zum Erzbischofe wählten, sie widerstanden aber und mußten darum bis zum Abende des andern Tages eingesperrt bleiben, sodaß im Dom aller Gottesdienst aufhörte. An diesem Abende langte aber die Nachricht von des Padilla Niederlage und Hinrichtung (23—24. April) an, und schnell entließ Anton seine Gefangenen, um sich von Stunde an zum Abzuge zu rüsten. Die zusammengeraubten Schätze wurden verpackt und nach verschiedenen Richtungen hin versendet. Beruhigt in Ansehung ihrer, verließ auch der Bischof am Sonntage nach Christi Himmelfahrt die Stadt, die ihn so lange beherbergt hatte, des Willens nach Frankreich zu flüchten. Villa mediana, eine Meile von Logroño, hatte er erreicht, da wurde er von dem Alferez Perote erkannt, angehalten und nach Navarrete gebracht; hier hielt ihn der Herzog von Najera gefangen, bis ein kaiserlicher Befehl ihm das Schloß von Simancas zum Gefängnisse anwies. In Simancas wurde er mit vielen Rücksichten behandelt, doch langweilte ihn die Gefangenschaft und vielleicht noch mehr die beständige Gegenwart des Alcayde, der, wenn er den Gefangenen ja für einen Augenblick verließ, sich wenigstens durch seinen Sohn vertreten ließ. Einst war der Alcayde nach Hause gegangen, um zu Mittage zu essen, das benutzte Anton, um an die Stelle des Breviers, das er stets in einer leinenen Tasche am Arme trug, einen Ziegelstein von gleicher Form und Größe zu legen. Der Alkayde kam zurück und es entspann sich ein Gespräch, in welches sich dieser gar sehr vertiefte. In dem Augenblicke der höchsten Spannung that Anton einen herzhaften Griff in das vor ihm stehende Kohlenbecken; die glühende Asche, die er gefaßt, warf er dem Alcayde in die Augen, und zugleich versetzte er dem Geblendeten mit seiner Breviertasche einige gewaltige Schläge, die ihm den Kopf zerschmetterten. Sterbend sank der Alcayde zu Boden, aber sein Hilfegeschrei setzte das ganze Schloß in Bewegung. Anton hatte das Schloßthor noch nicht erreicht und schon war ihm der Sohn des Alcayde mit einigen Knechten nahe. Während er sich bemühte das verschlossene Thor zu zersprengen, erreichten ihn die Rächer; mit einer mächtigen Lanze, deren er sich bemeistert, setzte er sich zur Wehre, bis er der Übermacht erlag. Er wurde gefesselt, der Hergang aber an den Kaiser berichtet; statt der Antwort erschien der Großprofoß Ronquillo, abgeschickt, wie es heißt, um den begangenen Meuchelmord zu untersuchen. Statt dessen ließ Ronquillo den Mörder an einer Zinne aufhängen, oder nach einem andern Berichte vorher enthaupten (1526), und soll Karl V. über sein rasches Verfahren sehr ungehalten gewesen sein, obgleich eine päpstliche Bulle vom 27. März 1523 den Monarchen ermächtigt hatte, über das Verbrechen des Bischofs von Zamora, sowie anderer in die Rebellion verwickelten Geistlichen und Mönche, zu erkennen. Gonsalo Fernandez de Oviedo versichert hingegen, es habe Ronquillo nur des Kaisers Befehle vollstreckt. Von seinen Feinden selbst hat Anton das Lob großer Sittenreinigkeit empfangen. Den Kunstgriff mit dem steinernen Brevier mag sich Philipp's II. unglücklicher Sohn gemerkt haben, wenn es anders wahr, was Ludwig de Foix dem Geschichtschreiber de Rhou berichtete, daß er von Don Carlos den Auftrag empfangen hatte, ein Buch zu besorgen, das schwer genug, um mit einem Schlage einen Mann zu tödten. „Der Prinz wünsche," so erzählt de Foix, „ein solches Buch zu haben, nachdem er in den Jahrbüchern des Reichs gefunden, daß ein im Gefängnisse schmachtender Bischof einen Ziegelstein, von der Größe seines Breviers, mit Leder überziehen ließ, damit den Kerkermeister erschlug und sich auf diese Weise die Freiheit verschaffte." Ludwig de Foix ist aber, wie wir wissen, ein sehr arger Lügner, und so gut er, jener französische Maurer, Meister Ludwig, der bei dem Baue des Escorial verwendet worden, sich bei de Rhou als Baumeister des Prachtgebäudes einführen konnte, ebenso gut kann er das Mährchen von des Prinzen Don Carlos Brevier erfunden haben.

mit der Präsidentschaft des Rathes von Castilien begnadigte. Es ist das des Marchio de Valle, der, nach den Worten der Inschrift, des Erzbischofs Carrillo Monument in der Minoritenkirche zu Alcala errichten ließ. Er hatte in der Ehe mit Angela de Guzman einen Sohn und vier Töchter. Der Sohn, Diego de Acuña y Guzman, zweiter Marquez von Valle de Cerrato, Herr von Alcantarilla, Großnotar von Leon, hinterließ einzig eine natürliche Tochter, die ihn jedoch beerbte, und sich mit Melchior de Altamira de los Rios verheirathete.

Wir kehren zu dem ältesten Sohne von Vasco III. Martinez de Acuña zurück, zu jenem Martin Vazquez, der in Castilien ein neues Vaterland zu finden wußte. Martin war in erster Ehe mit Theresia, des Alfons Tellez Giron, des Herrn von Frechoso Tochter, in anderer Ehe mit Beatrix, einer Tochter des Infanten Johann von Portugal, verheirathet. Der Beatrix Mutter, Constantia, hatte, als König Heinrich's II. von Castilien natürliche Tochter, Valencia de Campos, in der Provinz Palencia, besessen: dieses Eigenthum vererbte sich auf ihre Tochter und in dem Rechte seiner Gemahlin erhielt Martin Titel und Würde eines Grafen von Valencia. Ein ausgezeichneter Krieger, leistete er den Königen von Castilien und insbesondere dem Infanten Ferdinand, als Regenten, während des Krieges mit Granada die wichtigsten Dienste. Aus seiner ersten Ehe hatte er einen Sohn, den Alfons Tellez Giron, den Herrn von Frechoso und Belmonte, und vier Töchter, aus der andern Ehe die Söhne Peter und Ferdinand de Acuña, dann eine Tochter. Der jüngere Sohn der zweiten Ehe, Ferdinand de Acuña, wurde mit der Herrschaft Pajares abgefunden; sein Enkel Johann de Acuña y Portocarrero, dritter Herr von Pajares, Statthalter von Roussillon, erheirathete mit Anna de Roxas (st. d. 15. Oct. 1580) die Herrschaft Requena in Neu-Castilien und dieses Urenkel Johann de Acuña, von Pajares sechster, von Requena neunter Herr, Comthur von Pozuelo, in dem Orden von Calatrava, wurde am 12. Nov. 1626 zum Vizconde von Requena, am 30. Sept. 1627 zum Vizconde von Barrio, später zum Grafen von Requena ernannt, und starb den 7. Jun. 1631. Sein älterer Sohn, der zweite Graf von Requena, starb unverehlicht, der jüngere, Diego Fernando de Acuña Roxas Vela y Carrillo, dritter Graf von Requena, achter Herr von Pajares, vermählte sich den 6. Mai 1668 mit Casparina Maria de Fonseca y Medrano, der dritten Marqueza von la Lapilla. Des ersten Herrn von Pajares älterer vollbürtiger Bruder, Peter de Acuña y Portugal, succedirte in der Grafschaft Valencia, und hinterließ sie seinem einzigen Sohne Johann, der im J. 1465 von König Heinrich IV. die Würde eines Herzogs von Valencia, sammt der Grafschaft Pravia und Gijon in Asturien erhielt; schon vorher war er mächtig genug gewesen, um dem Könige gegen die Aufrührer 100 Lanzen und 200 leichte Reiter zuführen zu können. Seine Anhänglichkeit für den König zog ihm die Feindschaft aller gegen denselben verbündeten Großen zu. Insbesondere machten die Grafen von Benavente und Luna, während des Waffenstillstandes im J. 1466 den Versuch, ihn zu Valencia selbst aufzuheben; die Stadt wurde erstiegen, der Herzog entkam aber nach dem Castel, und die wortbrüchigen Feinde mußten abziehen. Zuletzt wurde ihm seine Anhänglichkeit für Heinrich IV. doch verderblich: er glaubte sie nämlich für des Königs unglückliche Tochter nicht minder bewahren zu müssen und begünstigte darum der Portugiesen Einfall in Castilien. Darüber gerieth er in Wortwechsel mit seinem Schwager, mit Johann de Robles, der ihn auf der Burg zu Valencia heimgesucht hatte, sie standen auf einer hohen Zinne, da ergriff Robles unversehens den Herzog und stürzte ihn hinab in die Tiefe. Er war auf der Stelle des Todes (1475). Von den drei Söhnen seiner Ehe mit Theresia Henriquez, einer Tochter des Grafen Alfons von Alba de Aliste, erhielt der jüngste, Alfons Henriquez de Acuña, die Herrschaft Alcoëtas, der mittlere, Martin de Acuña Henriquez, die Herrschaft Matadion, der älteste, Heinrich de Acuña y Portugal, succedirte als vierter Graf von Valencia, den Herzogstitel hatte er nämlich aufgegeben. Ein Grenzstreit, vielleicht auch erblicher Haß, verwickelte ihn in Fehde mit dem Grafen von Luna, und das ganze Königreich Leon wurde durch diese Fehde zerrüttet, bis die katholischen Könige den Connétable und den Amirante gegen die Ruhestörer aussendeten. Beide wurden gefangen gesetzt, mußten ihren Streit durch die Gerichte entscheiden lassen, und dann noch den Bruch des Landfriedens durch eine Geldstrafe büßen (1481). Hierauf erst wurden sie freigegeben. In dem Kriege der Gemeinheit führte der Graf von Valencia dem königlichen Heere 1000 Fußgänger zu. Seine einzige Tochter, Aloysia de Acuña y Portugal trug die Grafschaft in das Haus Manrique, durch ihre Vermählung mit dem dritten Herzoge von Najera (s. d. Art.).

Des ersten Grafen von Valencia Sohn erster Ehe führte nicht den väterlichen Namen Acuña, sondern als Erbe der mütterlichen Herrschaft Frechoso den mütterlichen Namen Giron. Alfons Tellez Giron, so hieß demnach dieser Sohn, wurde in seiner Ehe mit Maria, des Herrn von Belmonte, des Johann Fernandez Pacheco [2]), Tochter,

2) Die Pacheco sind ein altes, in Portugal einheimisches Geschlecht. Als der eigentliche Stammvater wird angesehen Ferdinand Geremias, der in der Ehe mit Majora Soarez der Vater von Pajo Fernandez, der Großvater von Peter Paëz geworden. Dieses und der Theresia Ramirez Sohn, Roderich Perez de Ferreyra, war mit Theresia Perez de Cambra verheirathet, und hatte von ihr den Ferdinand Roiz Pacheco de Ferreyra, der im J. 1246 mit großem Muthe Celorico für König Sancho II. gegen dessen Bruder vertheidigte und mit Constantia Alonso de Cambra verheirathet war. Er wurde der Vater von Johann Fernandez Pacheco de Ferreyra, Gemahlin Stephania Lopez, und der Großvater von Lopo Fernandez Pacheco, der als portugiesischer Bevollmächtigter den Waffenstillstand von Merida (1337) unterhandelte, seinem Könige in die glorreiche Schlacht von Rio Salado (1340) folgte und die freudige Siegesbotschaft nach Rom trug. Lopo war in erster Ehe mit Maria Gomez Taveyra, in anderer Ehe mit Brasila Sanchez de Villalobos verheirathet. Aus der ersten Ehe kam eine Tochter Violanta, die wir als die Hausfrau von Martin Vazquez de Acuña, als die Mutter von Vasco III., kennen gelernt haben, dann ein Sohn, Diego Lopez Pacheco, Herr von Ferreyra, Daves, Penella ꝛc. Einer der Lieblinge von König Alfons IV. von Portugal war Diego bei dem Morde der Iñes

ein Vater von zwei Söhnen. Den jüngern, den Peter Giron, haben wir unter dem Art. Calatrava, seine Nachkommen unter dem Art. Ossuña abgehandelt. Der ältere, Johann Pacheco, denn er hatte den mütterlichen Namen angenommen, geb. 1410, kam als Page an den Hof des Prinzen Heinrich, und fand es nicht gar schwierig, über den schwachen Gebieter die Herrschaft zu erlangen. Er war noch Page, als er zum ersten Male den Prinzen bewog den Hof zu verlassen, und sich gegen den Willen seines königlichen Vaters nach Segovia zu begeben (1440). Mit der nämlichen Leichtigkeit wußte er aber auch den Prinzen umzustimmen, als dieser im Bunde mit dem Könige von Navarra und mehren Großen den König in Madrigal oder Tordesillas gefangen hielt (1443). Urplötzlich verließ der Prinz, weil es sein Liebling so wollte, unter dem Vorwande einer Jagd, die Stadt Tordesillas, um sich von Segovia aus mit dem Connétable von Luna zu verständigen und die Mittel zu Befreiung des Königs zu verabreden. Gleichwie aber der Prinz nur unter der Bedingung, daß ihm Jaën, Caceres, Ciudad Rodrigo und Logroño überlassen würden, sich für den Vater bewaffnen wollte, so mußten dem Lieblinge Villanueva de Barcarotta, Salvatierra und Salvaleon zugesagt werden. Des Prinzen Annäherung mit einem Heere verschaffte dem Vater Gelegenheit der Haft zu entrinnen, die Verbündeten erlitten bei Olmedo eine gänzliche Niederlage, aber König Johann II. zeigte keine Lust, den mit seinem Sohne eingegangenen unanständigen Vertrag zu erfüllen. Pacheco, ungehalten, seine Dienste und den an der Schlacht bei Olmedo genommenen Antheil unbelohnt zu sehen, vermochte den Prinzen noch einmal aufzusitzen, und sich nach Segovia zu wenden. Von hier aus unterhandelten die Ausreißer und belehrt durch die nächste Vergangenheit eilte der König den Prinzen zu befriedigen, während Pacheco mit einer der bedeutendsten Besitzungen im Reiche, mit dem Marquezado Villena, an den Grenzen von Valencia und bald darauf auch noch mit Barcarotta, Salvatierra, Salvaleon und Medellin beschenkt wurde (1445). Die nochmals zwischen Vater und Sohn ausbrechende Zwistigkeit mußte Pacheco in des Sohnes, gleichwie der Connétable in des Vaters Namen abthun; ihr Spruch wurde, nachdem sie sich vier andere Männer beigesellt, am 11. Mai 1446 verkündigt. Zu gleicher Zeit hatten aber die beiden Lieblinge sich drei ganzer Tage lang um ihres Privatinteresses willen gestritten, mit gesteigertem Hasse schieden sie von einander, um von Stunde an sich auf Tod und Leben, doch nur in finstern Ränken, zu befehden. Mehrmals schien der Sieg dem Connétable zu lächeln, zumal als Peter de Portocarrero, der nachmalige Graf von Medellin, dem Prinzen hinterbrachte, daß Villena zu seinem Verderben geheime Ränke schmiede. Der Angeklagte, auch durch andere Zeugnisse belastet, sollte in Verhaft genommen werden, verschanzte sich aber auf dem Domhofe zu Segovia, und erfüllte durch seine Reisige die ganze Stadt mit Unruhe und Schrecken. Endlich wurde ihm sicheres Geleite bewilligt, um nach einer seiner Besitzungen, nach Turuegano, zu gehen, das er aber vielmehr benutzte, um seinen Bruder in Toledo aufzusuchen (1450). Von hier aus fand er bald Gelegenheit sich zu rechtfertigen; schon im nächsten Jahre empfing er in Villena selbst des Prinzen Besuch und im J. 1453 wurde des Marquez Triumph durch Alvars de Luna Hinrichtung vervollständigt. Der König überlebte den treuen Diener nicht lange und die ungetheilte Herrschaft von Castilien schien demnach dem Günstlinge Heinrich's IV. beschieden. In den ersten Augenblicken wußte er sie mit Geschick und Klugheit zu üben, und es bildete sich ein Zustand, der einem regelmäßigen Regimente ziemlich ähnlich. Aber Kraft und Muth konnte Pacheco dem kindi-

---

de Castro mit Rath und That behilflich; darum ermahnte ihn der sterbende König nach Castilien zu flüchten und er rettete in Befolgung dieses Rathes sein Leben, während seine Mitschuldigen den grausamsten Tod erleiden mußten. Obgleich von König Heinrich II. von Castilien mit der Würde eines Ricco hombre und Groß-Notar bekleidet, konnte er doch die Sehnsucht nach dem Vaterlande nicht unterdrücken; er kehrte zu König Johann's I. Zeiten nach Portugal zurück und vertheidigte im J. 1384, von seinen Söhnen unterstützt, doch nicht eben glücklich, die Grenzfestung Almeida gegen die Castilianer. Seine Hausfrau, Johanna Vazquez de Perreyra, hatte ihm drei Söhne, Johann Fernandez, Lopo Fernandez und Ferdinand Lopez geboren. Ferdinand Lopez hinterließ eine einzige Tochter, Agnes, die an Stephan Soarez de Melo verheirathet wurde. Johann Fernandez Pacheco erwarb sich großen Ruhm in dem Kriege mit Castilien, was jedoch den König Johann I. nicht bewegen konnte, für ihn eine Ausnahme in dem allgemeinen System der Staatsverwaltung zu machen. Er mußte seine Herrschaft, die nachmalige Correição Pinhel in Beira, gegen eine Entschädigung von 8600 doppelten Gold-Maravedis, gleichwie sein Bruder Lopo um 1500 Gold-Maravedis die Herrschaft Monson abtreten. Voll des Verdrusses hierüber zogen Johann und Lopo Fernandez mit ihren Vettern den Acuña nach Castilien, wo Johann von König Heinrich III. die Herrschaft Belmonte in der Provinz Cuenca, nordöstlich von Toloso, erhielt. Er war mit Agnes, einer Tochter von Gonsalvo Tellez de Meneses, dem Grafen von Neyva verheirathet und hatte von ihr die einzige Tochter Maria, welche durch ihre Heirath mit Alfons Tellez Giron die Herrschaft Belmonte, sowie der Pacheco Namen und Wappen in das Haus Acuña trug. Lopo Fernandez, der an Isabella Alonso Valiente, eine Tochter von Martin, dem Herrn des Majorats von la Povoa, verheirathet war, und schon mit dem Vater nach Castilien gezogen war, hinterließ einen Sohn Stephan, dem Könige Heinrich II. von Castilien im J. 1369 die Herrschaft Cerralvo verlieh und der in der Ehe mit Johann Ruiz de las Varillas den Sohn Johann erzeugte. Dieses Johann Sohn, Stephan, dritter Herr von Cerralvo, war mit Agnes de Monroy verheirathet, hatte aber nur eine Tochter Maria, die an Alvaro Perez Osorio verheirathet, und durch welche Cerralvo und der Name Pacheco an die Osorio gekommen sind. Eine Seitenlinie der Pacheco von Cerralvo bestand aber noch längere Zeit und scheint derselben anzugehören Don Agustin Pacheco, General de bataglia, Gouverneur und Großamtmann von Dendermonde, dessen Witwe Maria Isabella des Marez, am 4. Dec. 1686 die Grafschaft Geest St. Remi unweit Judoigne in Brabant erkaufte und im J. 1713 das Pacheco-Stift zu Brüssel zu Gunsten armer Fräulein stiftete. Es waren aber auch viele Pacheco in Portugal zurückgeblieben, und diesem Reiche gehört vornehmlich an jener Duarte (Eduard) Pacheco, der als portugiesischer Befehlshaber in Indien in der Vertheidigung von Cochin gegen des Samorins Heer (1505) so romanhafte Thaten verrichtete und dafür bei seiner Rückkehr nach Lissabon unter des Königs Baldachin und zugleich mit ihm nach der Kirche getragen wurde, um dem Höchsten für so unglaubliche Erfolge zu danken. Gleich darauf aber ließ König Emanuel den Triumphator gefangen nehmen und elendiglich im Gefängnisse sterben.

schen, nur mit läppischen Vergnügungen beschäftigten Könige nicht einimpfen. Der Krieg mit Granada, ohne Noth unternommen, wurde ohne Ehre geführt, nur daß Pacheco sich das den Mohren entrissene Estepona schenken ließ, was den Großen ebenso sehr misfiel, wie die grenzenlose Herrschaft, die er sich über den König anmaßte. Schneidend äußerte sich dies Misfallen in dem zu Sevilla im J. 1456 angestellten Turnier, wo der Marquez und der Herzog von Medina Sidonia Platzhalter waren; der Schimpf verwandelte sich in Ernst, mehre Personen wurden getödtet und der König sah sich genöthigt, selbst herabzusteigen in die Bahn, um der Schlägerei ein Ende zu machen. Unter den Großen bildete sich ein mächtiges Bündniß, das sich der Person des Monarchen zu versichern und in dessen Namen zu regieren begehrte. Mit der Unterstützung seines Bruders und seiner Vettern hätte Pacheco leichtlich diesem Bündnisse widerstehen können, allein der König versagte ihm das Großmeisterthum von S. Jago, in der Absicht, damit einen neuen Liebling, den Michael Luc, zu beglücken, und das vergab ihm Villena nicht. Sich zu rächen, den König in Unterwürfigkeit zu erhalten, zu erzwingen, was Heinrich in seiner Schwachheit versagen zu müssen glaubte, zugleich aber der eifersüchtigen Großen sich zu erwehren, erfand Pacheco eine Art von Schaukelsystem, das ihm selbst zwar ersprießlich, doch dem Reiche unsägliches Wehe bereiten mußte. Zuerst benutzte er eine mit dem Hofe von Aragonien zu führende Unterhandlung, um sich für alle Fälle dessen Schutz zu sichern. Am 15. Nov. 1456 legte er in des aragonischen Abgesandten Hände einen förmlichen Treueid ab. Dann ließ er seinen Bruder, der Großmeister von Calatrava, mit dem er stets in einer für beide Brüder gleich vortheilhaften Eintracht lebte, dem Bündnisse der misvergnügten Herren beitreten; auf diese Weise wurde es ihm möglich, des Bundes Thätigkeit nach Wohlgefallen zu lähmen oder zu spornen. Ein so grober Kunstgriff konnte aber selbst den König Heinrich nicht blenden, und der Befehl wurde gegeben den Marquez zu verhaften. Er fand Mittel ihm auszuweichen, mied unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit den Palast, und während der Zeit, daß er für seine Sicherheit sorgte, gelang es ihm zugleich den Zorn des Königs zu entwaffnen. Sein zweideutiges oder vielmehr offenbar verrätherisches Benehmen [3]) in den Friedensunterhandlungen mit Aragonien (1463), nöthigte jedoch den König, ihn von aller Theilnahme an den Staatsangelegenheiten auszuschließen und alsbald trat Pacheco wie der Erzbischof von Toledo, zu der Partei der misvergnügten Herren über; um den Tractat mit ihnen abzuschließen, reisete er unter einer Verkleidung zu den Grafen von Plasencia und von Alba de Tormes. Sein Beginnen, seines Bruders Bewegungen und Umtriebe in Andalusien setzten den König in Schrecken, und in der Hoffnung, auf das Gemüth seines ehemaligen Günstlings wirken zu können, ließ Heinrich denselben zu einer Unterredung nach Madrid einladen. Der Marquez gehorchte nicht eher, als bis der Marquez von Santillana und Pedro de Velasco sich ihm als Geisel überliefert hatten, und wußte sodann mit der angebornen Fertigkeit seine Handlungsweise vor dem Monarchen zu rechtfertigen. Einzig aus Furcht vor dem Erzbischofe von Sevilla, der ihn um Ehre, Güter und Leben zu bringen trachte, habe er bei den Gegnern des Königs Sicherheit gesucht, und Heinrich fand sich so gerührt durch diesen Vortrag, daß er versprach den Erzbischof einzusperren und demnach unschädlich zu machen. Der Marquez nahm Abschied, um augenblicklich den Erzbischof von dem ihm zugedachten Schicksale zu unterrichten, und der Bedrohte, kaum noch so eifrig in des Königs Dienste, wurde genöthigt bei dem Grafen von Plasencia Zuflucht zu suchen, während die in Alcala versammelten Empörer den Entschluß faßten, den Infanten Alfons und seine Schwester Isabella aus des Königs Gewahrsam zu entführen, auch den Bertrand de la Cueva zu verhaften. Zu dem Ende zogen der Marquez, die Grafen von Benavente und Prades, der Sohn des Amirante und viele Andere nach Madrid, und es gelang ihnen, die scheinbar unbewaffnet, Einlaß zu erhalten; ihr Vorhaben wurde jedoch ruchtbar, der König verschloß sich mit seinen Geschwistern in dem Hauptthurme des Alcazar, die Bürgerschaft bewaffnete sich und die Verschwornen mußten ihr Unternehmen aufgeben. Sie zerstreuten sich, nur Villena hatte die Stirne vor den König zu treten und eine Rechtfertigung zu versuchen, wurde auch mit einem bloßen Verweise entlassen. Empfindlicher mochte ihm fallen, daß jetzt endlich das Großmeisterthum von S. Jago an Bertrand de la Cueva vergeben wurde; der Verdruß darüber scheint ihm den Gedanken erweckt zu haben, in Segovia mit Hilfe der Padilla den König und die Königin aufzuheben. Sie entgingen der beabsichtigten Verrätherei, und Villena, getrennt von seinen Verbündeten und seinen Reisigen, schien der wohlverdienten Strafe verfallen. Statt sie zu verhängen ließ Heinrich den Verbrecher nach dem Kloster von el Parral, so damals noch außerhalb der Stadt gelegen, entkommen, und gleich darauf ließ er sich eine Zusammenkunft, die in dem Kloster S. Pedro de las Dueñas stattfinden sollte, gefallen. Hier hatte Villena Anstalten getroffen, sich der Person des Monarchen zu bemeistern, in schwacher Begleitung nahte Heinrich sich dem Sammelplatze, als treue Unterthanen ihn von den Gefahren unterrichteten, die ihm bereitet; er entkam mit genauer Noth nach Segovia, die Verbündeten aber, in Verzweiflung, daß auch dieser Streich mislungen, stellten zu Burgos eine große Versammlung an, worin offener Widerstand gegen des Königs angebliche Tyrannei und die Anerkenntniß von des Infanten Alfons Successionsrechte beschlossen wurde (29. Sept. 1464). Gleichwol hörte Villena nicht auf mit dem Monarchen zu unterhandeln, und so unwiderstehlich war der von ihm geübte Zauber, daß der so vielfältig in Versuchung geführte König ihm abermals eine Unterredung zu Cabezon bewilligen mußte. Sie endigte mit einem Vergleiche, wonach der König dem Marquez seinen Bruder Alfons überliefern, diesen für seinen Erben und Nachfolger anerkennen lassen,

3) Unter andern nahm er von dem erwählten Schiedsrichter, von dem Könige von Frankreich, eine jährliche Pension von 12,000 Thalern an.

und zugleich den Bertrand de la Cueva bewegen wollte, auf das Großmeisterthum von S. Jago zu verzichten. Die Übergabe des Prinzen erfolgte in Sepulveda um Neujahr 1465 und sogar die Zukunft von Castilien war hiermit in des Marquez Hand gegeben. In seiner Absicht lag es jedoch so wenig, wie irgend früher, eine Entscheidung zwischen den streitenden Parteien herbeizuführen; mit großer Heftigkeit widersetzte er sich darum dem in der Versammlung zu Plasencia vorgebrachten Antrage, den König des Thrones zu entsetzen, und zugleich mußte seine Gemahlin, die staatskluge Maria Portocarrero, dem Hofe folgen und unablässig dem Monarchen zuflüstern: ihm sei ihr Eheherr gänzlich ergeben, und wenn er auch scheinbar sich den Misvergnügten anschließe, so geschehe dieses nur, um ihre Gesinnungen zu erforschen, und hiernach seinem Gebieter die zweckmäßigsten Rathschläge ertheilen zu können. So leicht es ihm hierin geworden, abermals den König zu berücken, so wenig konnte er die Empörer von ihren gewaltsamen Entschlüssen abwendig machen; die Ceremonie der Thronentsetzung wurde wirklich vorgenommen und Villena selbst bestieg die zu dem Ende errichtete Bühne, und nahm der den König vorstellenden Puppe den Scepter aus der Hand. Er glaubte nämlich durch diese Theilnahme an einem frevelhaften Gaukelspiele den ungünstigen Eindruck zu tilgen, den seine verspätete und unvollständige Verwendung für den König in dem Gemüthe seines Oheims, des Erzbischofs von Toledo, zurückgelassen hatte, fand sich aber getäuscht in seinen Berechnungen; eine neue List mußte darum aushelfen. Er stellte sich krank, empfing die Sterbesacramente, und ließ sein Testament aufnehmen, worin er Frau und Kinder dem Erzbischofe empfahl. Dieses scheinbare Zutrauen wirkte, und der Erzbischof ließ sich versöhnen. Eintracht war dem Hause um so nothwendiger, da eben jetzt die Zeit zu reifen schien, um den letzten Schritt für die Feststellung seiner Herrschaft zu wagen. Während Villena Peñafiel die Vermählung seiner ältesten Tochter Maria Pacheco mit Roderich Alfons Pimentel, dem vierten Grafen von Benavente, auf das Prachtvollste beging, hatte er für seinen Bruder eine Heirath von ganz anderer Bedeutung ausgedacht. Durch die glänzendsten Verheißungen wurde der König dahin gebracht, die Hand seiner Schwester Isabella dem Großmeister von Calatrava zuzusagen. Aber Peter Giron fand den Tod, wo er die Braut zu finden gehofft hatte und die endlosen Wirren erwuchsen zu förmlichem Bürgerkriege. Die Stadt Baëza, in der Villena Besatzung hielt, wäre ihm beinahe durch den Connétable de Luc entrissen worden; in Sepulveda wurden seine Leute von den Königlichen überwältigt, die Stadt Palma konnte er wol, keineswegs aber ihr Castell einnehmen, daß also das Waffenglück sich ziemlich ungünstig für ihn erwies. Aber Erfolge von ganz anderer Bedeutung waren seiner Gabe für Unterhandlung beschieden. Von dem Infanten Alfons, der zeither dem Namen nach das Großmeisterthum von S. Jago bekleidete, ließ er sich die Erlaubniß ertheilen, dasselbe für sich zu suchen, dann versammelte er die Dreizehner des Ordens, und diese, so abgeneigt sie ihm großentheils sein mochten, konnten nicht umhin, ihn zum Großmeister zu wählen (1467). Diese Angelegenheit hatte ihn verhindert an dem Treffen von Olmedo Antheil zu nehmen, er ersetzte aber diese Nachlässigkeit durch eine Verstärkung von 1200 Reitern, die er nach dem Treffen dem Infanten zuführte und noch vollständiger durch die Einnahme von Segovia. Einzig durch seine Verführungskunst herbeigeführt war sie ein Ereigniß von unübersehbarer Wichtigkeit, denn hier fiel auch die Infantin Isabella den Empörern in die Hände. An weitern Fortschritten durch des Königs Überlegenheit verhindert, suchte Villena abermals mit ihm zu unterhandeln, vorläufig nur um persönliche Angelegenheiten, und zum Erstaunen für Freund und Feind ertheilte ihm Heinrich IV. selbst nach einigen Conferenzen in der S. Michaelskirche zu Segovia den Orden und das Großmeisterthum von S. Jago (1467). Weniger Gedeihen wollte das ebenfalls in Vorschlag gebrachte Friedensgeschäft finden, ein Waffenstillstand war das Höchste, worüber man sich vereinigen konnte, für den Marquez immer noch vortheilhaft genug; denn ihm mußte der von den Königlichen bisher noch besetzte Alcazar von Segovia überliefert werden. Auf diese Weise von dem Glücke in allen seinen Unternehmungen begünstigt, gleich groß durch die Macht seines Hauses und seines Ordens, mußte eine Verbindung mit ihm selbst Königen wünschenswerth erscheinen. Der König von Aragonien schickte den Connétable von Navarra, den berühmten Peter de Peralta nach Castilien, um für seinen Sohn, den Infanten Ferdinand, die Hand von Beatrix Pacheco, der dritten Tochter des Marquez, zu begehren und um jeden Preis zu erlangen; damit aller Aufschub vermieden werde, war der Gesandte sogar mit einer Vollmacht des Prinzen versehen, um sich in dessen Namen mit der Braut zu verloben. Aber der Marquez, so geschmeichelt er sich durch den Antrag fühlte, hatte doch nicht den Muth auf ihn einzugehen, er fürchtete den Neid, der gnugsam ihn bedrängte, zu steigern, auch den Amirante zu beleidigen, von dem es bekannt, daß er den Infanten Ferdinand, seinen Enkel, mit der Infantin Isabelle zu verheirathen wünsche. Der Tod des Prinzen Alfons, von Vielen dem ihm von dem Marquez gereichten Gifte zugeschrieben, kündigte indessen wesentliche Veränderungen für Castilien an; die nächste war der Vertrag von Cebreros am 19. Sept. 1468, wodurch die verbündeten Herren unter den Gehorsam des Königs zurückkehrten, die Infantin Isabella als Kronerbin anerkannt wurde. Villena ließ sich diesen Vertrag gefallen, in der Hoffnung, er werde durch des Königs Vermittlung stets über die Hand der Kronerbin verfügen können; als diese Hoffnung sich zweifelhaft gestalten, die Vermählung der Infantin mit dem Prinzen von Aragonien immer wahrscheinlicher werden wollte, erwachten in Villena bedeutende Scrupel; ein großer Theil seines ungeheuern Besitzthums war aus den dem Könige von Aragonien entzogenen Domainen erwachsen; es konnte nicht fehlen, daß der Sohn sie bei der ersten günstigen Gelegenheit zurückfodern würde. Sich dagegen zu schützen, beschloß der Gefährdete, um jeden Preis das beabsichtigte Ehebündniß zu hintertreiben. Zu dem Ende hatte er in Villarejo eine Zusammenkunft mit dem Bischofe von Siguenza, der

als Stellvertreter seines Bruders, des Marquez von Santillana, erschien, mit dem Erzbischofe von Sevilla und mit dem Grafen von Plasencia, und da sie alle drei hierin mit dem Marquez gleiche Rücksichten zu nehmen hatten, so wurde alsbald beschlossen, daß man die Infantin Isabella an den König von Portugal, die Infantin Johanna, Heinrich's IV. Tochter, an den Prinzen Johann von Portugal verheirathen wolle. Für diese Doppelheirath war des Königs Einwilligung gleich bereit, die Königin aber, die vorläufig mit dem Könige von Portugal eine Zusammenkunft in Ocaña haben sollte, war nimmermehr dahin zu bringen; sie ahnete eine List, die mit ihrer und ihrer Tochter Entführung nach Portugal enden werde. Über der vergeblichen Bemühung, ihren Widerstand zu besiegen, verstrich eine kostbare Zeit und der Erzbischof von Toledo wußte das Zögern zu benutzen, um alles Einspruches ungeachtet die Vermählung der Prinzessin Isabella mit dem Infanten von Aragonien durchzusetzen (25. Oct. 1469). Dafür brachte Villena bei dem Könige von Frankreich eine Verbindung seines Bruders, des Herzogs von Berry, mit der Prinzessin Johanna, die in alle ihre Rechte wieder eingesetzt werden sollte, in Vorschlag; in dem Thale von Lozoya wurde Johanna am 20. Oct. 1470 als die rechtmäßige Kronerbin von Castilien und Leon ausgerufen und sofort mit dem Herzoge von Berry verlobt; allein des Politikers Glück scheint an Zeiten gebunden zu sein, wie jenes des Feldherrn und die launenhafte Macht wollte nach grade müde werden, dem Marquez in allen seinen Unternehmungen zur Seite zu stehen. Der Herzog von Berry entsagte der Braut und Villena war augenblicklich darauf beschränkt, durch Erwerbungen und Familienverbindungen seine persönliche Gewalt noch mehr zu befestigen. Escalona, nordwestlich von Toledo, ließ er sich gegen Auslieferung des Alcazars von Segovia, etwas später auch Sepulveda von dem Könige schenken; die Einwohner von Sepulveda waren aber niemals zu Anerkennung seiner Herrschaft zu bewegen, die auch, nach der Empörung der zu dem Staate von Villena gehörigen Stadt Alcaraz (1471) zu urtheilen, die mildeste nicht gewesen sein mag. Dagegen erwarb sich Villena eine mächtige Stütze durch die Vermählung seiner Tochter Beatrix mit Roderich Ponce de Leon, der in Rücksicht ihrer, von dem Könige mit der Stadt Cadiz als einem Marquezado begnadigt wurde, und in des Schwiegervaters Händen ein treffliches Gegengewicht für den in Andalusien vorherrschenden Herzog von Medina Sidonia werden sollte. Auch für die Prinzessin Johanna wußte Villena abermals einen Bräutigam in der Person eines Neffen des Königs von Aragonien, in dem Infanten Heinrich, auszumitteln, der zu dem Ende alsbald nach Castilien kam; allein nicht nur daß sein Anspruch auf eine große Zahl der von Villena besessenen Güter ebenso dringend als jener des Königs von Aragonien, so beleidigte er auch durch grenzenlosen Stolz den mächtigen Brautwerber, und schließlich von dem König um seine Meinung von jener Heirath befragt, wollte Villena sie unter den gegenwärtigen Umständen durchaus nicht mehr zulässig finden. Die Anhänger der Infantin Isabella, meinte er, seien allzu zahlreich und allzu mächtig, als daß man hoffen könne, ihr in dem Infanten Heinrich einen wirklichen Nebenbuhler entgegenzusetzen. Zweckmäßiger würde es sein, die Prinzessin Johanna an einen auswärtigen, mächtigen König zu verheirathen, vor allem aber müsse, um sich hierzu den Weg zu bahnen, ein Heer aufgebracht werden, welches stark genug sei, den Anhängern Isabellens zu trotzen. Hierzu würden die in dem Alcazar von Segovia aufbewahrten Schätze die Mittel geben; in ganz Castilien kenne er aber nur einen Ritter, dem die Bewahrung dieses Alcazars anvertraut werden könne, und dieser Ritter sei er selbst. Der letzte Punkt schien dem Könige, der vor kurzem erst den Alcazar von Madrid dem Marquez überliefern lassen, doch allzu bedenklich; seiner Unschlüssigkeit zu Hilfe zu kommen, erregte Villena mit Hilfe eines ihm gänzlich ergebenen Schöffen in Segovia einen Aufstand gegen die Neubekehrten. In der dadurch veranlaßten Verwirrung glaubte er sich des Alcazars bemeistern zu können, allein das Unternehmen scheiterte an des Andreas de Cabrera Wachsamkeit, gleichwie auch der zu gleichem Zwecke von dem Marquez in Toledo vorbereitete Aufstand ohne Resultat blieb. Sein Rath, für die Prinzessin Johanna einen König zu freien, hatte jedoch günstigere Aufnahme bei dem Monarchen gefunden, und darauf sich stützend, setzte Villena die niemals gänzlich abgebrochene Unterhandlung mit Portugal um so eifriger fort, während er zugleich auf alle Weise sich bemühte, den königlichen Vater zu einem entscheidenden Schritte zu Gunsten seiner Tochter zu vermögen. Er erhielt den Auftrag, die Infantin Isabella, den Prinzen, ihren Gemahl, und die Cabrera in Segovia aufzuheben, scheiterte aber zu wiederholten Malen an dem eisernen und bedachtsamen Andreas de Cabrera. Dagegen erwirkte er endlich bei dem Könige, daß dieser sich unter dem Vorwande einer Jagdlust nach den Grenzen von Portugal erhob; während Heinrich jagte, verhandelte Villena mit König Alfons zwischen Badajoz und Elvas. Es gelang ihm nicht, alle Bedenklichkeiten des portugiesischen Hofes zu heben, doch brachte er das Geschäft dem Abschlusse so nahe, daß er sich für berechtigt hielt, die ihm für den Fall des Gelingens zugesagte Belohnung zu fodern. Es war die Stadt Truxillo, die er begehrte, und mit ihrem Besitze wollte er auch noch das Großmeisterthum von Calatrava und Alcantara verbinden. Den Orden von Calatrava beherrschte er als seines Neffen Vormund, in dem Orden von Alcantara hatte der Großmeister Gomez de Solis eben die Zeitlichkeit verlassen, während dessen Gegner Alfons de Monroy in Banden lag. Von dem Orden selbst demnach keinen sonderlichen Widerstand erwartend, ließ Villena seinen natürlichen Sohn, den Alfons Pacheco, den Titel eines Großmeisters von Alcantara annehmen, auch durch ihn die Burg Zalamea und die übrigen festen Punkte von la Serena besetzen; er selbst, nachdem des Königs Bemühen, ihm Truxillo zu überliefern, unwirksam geblieben, legte sich vor die Stadt, um sie durch Unterhandlung oder Gewalt zu gewinnen. Von Santa Cruz aus bestürmte er den Gratian de Sessa, dem Truxillo anvertraut, mit den lockendsten Vorschlägen, bis dessen Standhaftigkeit erlag

Der Tag der Übergabe wurde festgesetzt, war aber noch nicht gekommen, als ein Halsgeschwür dem Marquez die Sprache und am 4. Oct. 1474 das Leben nahm. Sein Tod wurde verheimlicht bis nach der bewerkstelligten Übergabe von Truxillo, sodann die Leiche nach Segovia oder genauer nach dem Hieronymitenkloster S. Maria de el Parral abgeführt, um daselbst ihre Ruhestätte zu finden. Der Marquez von Villena ist eine der außerordentlichsten Erscheinungen in der Geschichte. Geboren, um zu herrschen, erhob er sich von Stufe zu Stufe, zuerst seines Fürsten Rathgeber wurde er bald dessen Gebieter und endlich dessen Tyrann. Ein durchdringender Verstand lieh ihm die Mittel, auch die verworrensten Angelegenheiten in allen ihren Verzweigungen auf der Stelle zu übersehen und zu beurtheilen. Nicht selten war ein Blick, eine Unterredung von wenigen Worten hinreichend, um ihn die verschlossensten Gemüther, die geheimnißvollsten Anschläge ergründen zu lassen. Mäßig in Genüssen und Leidenschaften, unter allen Umständen seiner mächtig, gab er niemals die geringste Blöße. Begierig Schätze zu sammeln, wußte er sie zu verwenden, wo es die Noth erfoderte. Niemand empfand seinen Verlust schmerzlicher als eben der König, dessen Regierung er so vielfältig beunruhigt hatte. Seine erste Gemahlin, Maria Portocarrero, Peter's des Herrn von Moguer und Villanueva de Varcarotta Tochter und Erbin, von der drei Söhne und sechs Töchter, starb im J. 1471 an einem Krebsschaden; in den letzten Augenblicken soll sie den Großmeister ermahnt haben, zu bedenken, wie viel er dem Könige verdanke und wie sehr er dessen Gnade misbrauche; sie soll ihn aufgefodert haben, der Unersättlichkeit und dem Ehrgeize, die ihn bei Gott und Menschen verhaßt machten, ein Ziel zu setzen und zurückzugeben, was er unrechtmäßiger Weise an sich gebracht habe, denn er würde bald vor dem letzten Gerichte erscheinen müssen. Man setzt hinzu, daß der Großmeister ihr für diese Ermahnung gedankt und versprochen habe sie nicht zu vergessen. Befremden mag es daher in etwas, daß Villena noch im nämlichen Jahre ein zweites, zwar großentheils durch politische Rücksichten herbeigeführtes Ehebündniß einging mit Maria de Velasco, einer Tochter des zweiten Grafen von Haro. Die Vermählung wurde mit großer Pracht bei des Großmeisters Neffen, bei dem Grafen von Ureña zu Peñafiel, gefeiert und mit einer einzigen Tochter gesegnet. Außerdem hatte der Großmeister mit Katharina de Ludenna vier natürliche Kinder, zwei Söhne und zwei Töchter. Der eine Sohn war jener Alfons Pacheco, Comthur von Villafranca, in dem Orden von Calatrava, dem der Vater den Titel eines Großmeisters von Alcantara zugedacht hatte. Die jüngere Tochter, Isabella Pacheco, heirathete den Groß-Adelantado von Castilien, den Peter Lopez de Padilla. Die ältere, Beatrix, oder aber Maria Pacheco, war in erster Ehe mit Roderich Portocarrero, dem ersten Grafen von Medellin, in anderer Ehe mit Alfons de Silva, dem zweiten Grafen von Cifuentes, verheirathet. Medellin, an der Guadiana oberhalb Merida, war ihr von dem Vater zum Brautschatze gegeben worden, und dieser Umstand erklärt es, daß sie auch als Portocarrero's Witwe seit 1464 dort so unumschränkt gebieten, die ganze Landschaft Estremadura viele Jahre lang beunruhigen und ihren eigenen einzigen Sohn gefangen halten konnte (s. d. Art. **Portocarrero**). Die ehelichen Kinder des Großmeisters, von dem wir noch zu erinnern haben, daß er um das Jahr 1469 zum Herzoge von Escalona ernannt worden, folgen also: 1) Diego Lopez Pacheco, zweiter Herzog von Escalona; 2) Peter Portocarrero; 3) Alfons Tellez Giron; 4) Maria Pacheco (den Namen Pacheco führten die Töchter alle), vermählte Gräfin von Benavente; 5) Katharina, vermählt an Alfons Fernandez de Cordova, den sechsten Herrn von Aguilar; 6) Beatrix, vermählte Marquesa von Cadiz; 7) Johanna, vermählt an Diego Fernandez de Cordova, den ersten Marquez von Comares; 8) Franziska, vermählt an Inigo Lopez de Mendoza, den zweiten Grafen von Tendilla und ersten Marquez von Mondejar, ihre an Johann de Padilla verheirathete, in dem Aufstande der Gemeinheiten so berühmt gewordene Tochter, Maria, kommt gewöhnlich auch in der **Biographie universelle** unter dem mütterlichen Namen Pacheco vor; 9) Maria, vermählt an Ferdinand Alvarez de Toledo, den zweiten Grafen von Oropesa; 10) Mencia Pacheco de Velasco, das Kind der andern Ehe, vermählt an Diego de Cardenas, den ersten Herzog von Maqueda.

Diego Lopez Pacheco, dem der Vater bereits im J. 1469 das Marquezado Villena abgetreten hatte, folgte demselben als zweiter Herzog von Escalona, sowie in dessen Reichthümern und dessen politischem Einflusse, denn des Königs blinde Zuneigung für den Vater hatte sich sogar auf ihn vererbt. Darum unterstützte Heinrich IV. aus allen seinen Kräften des Herzogs Bewerbung um das Großmeisterthum von S. Jago. Es scheint, auch diese Würde habe der Marquez noch vor seinem Tode zu des Sohnes Vortheil niedergelegt und zugleich die nöthigen Schritte gethan, um ihm solche von Rom aus bestätigen zu lassen. Gleichwol fand Diego nirgends im Orden Anhänger, es wurde vielmehr von den castilianischen Rittern der Graf von Paredes, von der Provinz Leon aber Alfons de Cardenas zum Großmeister erwählt. Von den Resultaten der zu Ucles vorgenommenen Wahl unterrichtet, ließ Diego den Grafen von Ossorno um eine Unterredung bitten, in der Hoffnung, durch dessen Vermittelung den Grafen von Paredes zu bewegen, daß er von seinem Anspruche an das Großmeisterthum abstehe. Ossorno, nur die Gelegenheit gewahrend, seinem Bruder einen Dienst zu leisten, bewilligte die verlangte Unterredung, heuchelte aber eine Krankheit, um nicht selbst zur bestimmten Stunde erscheinen zu müssen und ließ sich durch seine Frau vertreten. Diese hatte kaum den Herzog empfangen, als Bewaffnete hervorstürzten, ihn niederwarfen und nach der Feste Fuentidueña brachten. Der König, über diese verrätherische Handlung höchlich entrüstet, gebot die augenblickliche Freigebung des Gefangenen, Niemand hörte auf sein Gebot. Fortwährend siechend brach er auf, um unterstützt von den Kriegsvölkern, die ihm Lopo de Acuña, des Erzbischofs von Toledo Bruder, zugeführt, die Belagerung von Fuentidueña vorzunehmen. Der Widerstand war hartnäckig. Lopo de Acuña ließ die Gräfin von Ossorno,

die denselben leitete, zu einer Unterredung einladen und auf des Befehlshabers Wort wagte sie sich mit einem ihrer Söhne unter die feindlichen Scharen. Augenblicklich ließ Lopo Mutter und Sohn greifen und sie nach Huete in Verwahrung bringen. Über diese neue Treulosigkeit erhob sich noch größeres Geschrei, als um die erste; gleichwol führte sie zu einem Vertrage. Die Gefangenen wurden gegen einander ausgewechselt, der Herzog mußte aber noch Maderuolo an den Grafen von Ossorno abtreten, nachdem schon sein Vater diesen Platz dem Grafen versprochen hatte, als er um das Großmeisterthum von S. Jago buhlte, ohne jedoch sein Versprechen zu erfüllen. Von den Beschwerden des Winterfeldzuges erschöpft starb König Heinrich IV. in der Mitternacht des 12. Dec. 1474, und die Frage, ob Tochter oder Schwester ihm auf dem Throne zu folgen habe, mußte jetzt endlich in letzter Instanz entschieden werden. Beunruhigt durch die allgemeine Stimmung der Nation, brachte der Herzog die Prinzessin Johanna nach Escalona in Sicherheit (Ausgang Januar 1475). Sodann erneuerte er mit Lebhaftigkeit die Unterhandlungen in Portugal, er scheint sogar, um des Königs Alfons Unschlüssigkeit zu bestimmen, die Urschrift des Testaments des verstorbenen Monarchen, worin Johanna, als die rechtmäßige Tochter, zu der Erbschaft der Krone berufen war, nach Portugal geschickt zu haben. Diese Unterhandlungen und die Verbindungen, welche der Herzog gleichzeitig mit den mächtigsten Herren des Reiches einging, erregten die Besorgnisse der Königin Isabelle. Ein Vertrauter wurde an ihn abgesendet, um seine Wünsche zu vernehmen und ihm vorläufig einige Vortheile zu bieten. Trocken erwiderte Diego, wenn er und seine Verbündeten der Königin huldigen sollten, so müsse er vor allem zum Großmeister von S. Jago ernannt, ihm auch der Besitz aller Herrschaften, Ehrenstellen und Einkünfte, welche sein Vater innegehabt, bestätigt werden, außerdem müsse er über die Städte Alcaraz, Truxillo und Requena eine neue Verleihungsurkunde erhalten. Für seine beiden Brüder foderte er Bestätigung ihres Besitzes, sammt einer ansehnlichen Geldsumme, für den Erzbischof von Toledo 5000 Vasallen in Castilien, für den Lopo Vazquez de Acuña, außer andern Gnadenbezeugungen, eine neue Verleihung über Huete, für den Grafen von Plasencia feierliche Anerkennung seines Besitzes von Arevalo, für die Prinzessin Johanna eine ihrer Geburt angemessene Vermählung. Die Könige dagegen boten ihm die Bestätigung alles dessen, was sein Vater besessen, zusammt ihrer Verwendung bei dem heiligen Vater, um ihm das Großmeisterthum von S. Jago zu verschaffen; allein Diego, überzeugt, wie es scheint, von der rechtmäßigen Geburt der Prinzessin Johanna, hatte sich bereits zu weit mit Portugal eingelassen und sogar in Frankreich Hilfe gesucht [4]). Der Krieg nahm seinen Anfang, für den Herzog eigentlich mit der Empörung von Alcaraz; seine ganze Mannschaft hatte er zusammengezogen, um sich mit den Portugiesen zu vereinigen, jetzt mußte er noch des Erzbischofs, des Großmeisters von Calatrava und des Grafen von Ureña Völker an sich ziehen, um die empörten Unterthanen zu bekämpfen. Er fand sie indessen so wohl gerüstet, daß er es nicht wagen wollte, die Burg, in der Martin de Guzman standhaft eine Belagerung ausgehalten hatte, zu entsetzen, und nach ihrem Falle blieb ihm nichts übrig als seine Scharen in den Plätzen der Herrschaft Villena zu vertheilen, um dem ansteckenden Beispiele von Alcaraz seine Kraft zu benehmen. Statt eines Heeres hatte der Herzog nur eine schwache Bedeckung um sich, als er am 12. Mai 1475 in Plasencia den König von Portugal empfing, und kaum war die Ceremonie der Huldigung vollbracht, als des Grafen von Paredes und des Adelantado von Murcia Einfälle in die Staaten von Villena Diego's Rückkehr nach denselben nothwendig machten. Den furchtbaren Kriegern, die ihn hier bedrängten, war er jedoch keineswegs gewachsen; ein Einfall von Aragonien aus und die Empörung der Bürger von Villena raubten ihm vollends die Besinnung. In Utrel, Almansa, Iniesta, Hellin, Tovarra, Requena, alles Städte seines Gebietes, wurden die Königlichen mit Begeisterung aufgenommen, während auf einer andern Seite, in Truxillo, ein Aufruhr ausbrach, der den tapfern und getreuen Commandanten, Peter de Baëza, nöthigte sich in das Castell zurückzuziehen, gleichwie auch Ocaña für den Herzog verloren ging. Noch hielt sich die Burg zu Villena; auch sie mußte am 23. Jan. 1476 capituliren, worauf die Stadt, zur Belohnung der bewiesenen Treue, alsbald der Krone einverleibt wurde. Nachdem noch Madrid durch den Herzog von Infantado eingenommen, die von Diego eingelegte Besatzung auf die Vertheidigung des Alcazar beschränkt worden, wollte er nicht weiter der Waffen Glück versuchen. Schon unterhandelte er, unter des Cardinals Mendoza Vermittlung, mit den Königen, als ein neuer Verlust ihn zu einer letzten Anstrengung auffoderte. Die Stadt Ucles wurde durch den Grafen von Paredes eingenommen; das noch tapfer vertheidigte Schloß zu retten, erschien Escalona mit 4000 Reitern und 3000 Fußgängern Angesichts der Be-

4) In einer Denkschrift an Ludwig XI. (Mémoires de Cpmmiau, éd. de *Lenglet-Dufresnoy* III, 157) schildert der Herzog Marquez in folgender Weise der Verbündeten Kräfte:

Er selbst, le marquis de Vilenne, qui finera	3000 chevaux.
l'archevesque de Tolede	2000
le maistre de Calatrava	2000
l'evesque de Calatrava	2000
l'evesque de Bourges (Burgos)	300
le comte de Horoianne (Ureña)	300
Don Alfonse seigneur de Montalvan	200
Don Alfonse et Don Juan, fils bastards du feu marquis	400
Don Pierre de Portocarero, frère du marquis	400
la comtesse de Medellin, fille du feu marquis	400
la comtesse, mère de la femme du seigneur marquis	300
le Duc d'Arevalo	2000
le marquis de Cadix	1500
le Duc de Seville (Medina-Sidonia)	2000
Don Alfonse d'Aguilar	600
le comte de Feria	400
le roi de Portugal, 12,000 hommes à pied de trait et	4000

Le toût se monte à 20,000 hommes d'armes et genetaires et 12,000 gens de trait.

lagerer, zunächst in der Absicht, um Lebensmittel, Munition und grobes Geschütz in die Feste zu werfen. Diesen Theil der Aufgabe lösete er am 2. Mai 1476, die von Paredes angebotene Schlacht hatte er aber nicht den Muth anzunehmen. Nach mehrmaligem Ansetzen zog er sich auf Alcala de Henares zurück, und jetzt endlich, am 11. Sept. 1476, unterwarf er sich den von dem Cardinal Mendoza vorgeschriebenen Bedingungen. Er versprach, die gegenwärtige Regierung anzuerkennen, was auch seine Brüder binnen 30 Tagen thun sollten, wogegen ihm selbst, seinen Anverwandten und Freunden Erlaß aller Verbrechen und Mordthaten seit König Heinrich's Tode begangen und Wiedererstattung aller ihrer Güter und Ehrenämter zugesagt wurde. Die Alcazars von Truxillo und Madrid sollten binnen 50 Tagen zurückgegeben werden, und von den Orten, welche der Krone verbleiben, oder aber dem Herzoge angehören sollten, wurde ein genaues Verzeichniß aufgenommen. Aber Diego hatte den Krieg nicht zu führen gewußt, den Frieden wußte er ebenso wenig zu beobachten. Der Alcazar von Truxillo wurde nicht geräumt, die Königin mußte ihn beinahe mit Waffengewalt dem Peter de Baëza abdringen, was ihr den nicht unwillkommenen Vorwand lieh, viele dem Herzoge zuständige Plätze in Händen zu behalten. Ihren Vortheil verfolgend, gab sie dem Statthalter zu Villena die Weisung, auch noch Chinchilla wegzunehmen. Die belagerte Stadt wurde durch Diego's Annäherung gerettet, hiermit aber verfiel er immer tiefer in der Königin Ungnade. Eine bedeutende Macht unter des Georg Manrique und des Peter Ruiz de Alarcon Anführung wurde gegen ihn ausgesendet, um alle seine Besitzungen, zunächst Belmonte, Alarcon und Garci-Muñoz, alle drei in dem südlichen Theile der Provinz Cuenca, wegzunehmen. Gezwungen für seine Erhaltung zu streiten, rief Diego nochmals den Peter de Baëza zu Hilfe, und von dem ihm zum Standpunkte angewiesenen Alarcon aus führte dieser tapfere Degen mit ziemlichem Erfolge Krieg gegen die Königlichen, gleichwie auch des Herzogs Schloßhauptmann in Escalona that. Am heftigsten wüthete der Krieg in der Mancha, wo sogar der königliche Feldherr, der gepriesene Elegiendichter, Georg Manrique, in einem Scharmützel den Tod fand. Der Kampf wurde jedoch zu ungleich, und noch einmal mußte Diego um Gnade rufen. Der erste Empfang, als er es wagte, vor der Königin in Toledo zu erscheinen, war höchst stürmisch, und einzig der Verwendung des Cardinals Mendoza hatte er das Abkommen zu verdanken, welches er am 28. Januar 1480 zu Belmonte unterzeichnete; durch dasselbe mußte er für ewige Zeiten Villena, Almansa, Utrel, Albacete, Hellin, Tovarra, Yecla und Chinchilla, die ganze nordöstliche Hälfte des Königreichs Murcia, an die Krone abtreten. — Diego leistete sodann den Königen in dem Kriege mit Granada nützliche Dienste, wie namentlich in Unterdrückung eines bedenklichen Aufruhrs in dem den Muhammedanern bereits entrissenen Guadix, wofür er auch zum Statthalter für die dasige Gegend und für die gesammten Alpujarras ernannt wurde. In einem Scharmützel sah er einen seiner Diener im ungleichen Kampfe mit sechs Mohren begriffen; er eilte dem Gefährdeten zu Hilfe, erlegte der Barbaren zwei und jagte die vier andern in die Flucht, wiewol einer im Fliehen noch mit der Lanze ihm den rechten Arm durchbohrte. Der Arm war für immer verstümmelt, doch blieb er vermögend eine Lanze zu führen. Nach der Königin Isabella Ableben übergab der Reichstag von Toro die Regentschaft dem Könige Ferdinand, dagegen sträubten sich vornehmlich Diego und der Herzog von Najera. Sie ließen eine Einladung an den Erzherzog Philipp ergehen, worin sie ihn auffoderten, die Rechte seiner Gemahlin geltend zu machen und empfingen dagegen von dem Erzherzoge den Befehl, ihre Kriegsvölker zu seiner Unterstützung in Bereitschaft zu halten. Mit der wirklichen Überkunft des Erzherzogs nach Castilien verzog es sich aber bis zum April 1506, und kaum war seine Herrschaft anerkannt, als der Tod ihn abrief. Abermals sollte Diego gegen König Ferdinand's Macht und Staatsklugheit in die Schranken treten. Für jetzt hatte er dem Kaiser, als dem Großvater, die Regentschaft zugedacht, König Philipp's Witwe aber meinte er an den Infanten Alfons von Aragonien, der allein noch von dem Mannesstamme der Könige von Castilien übrig war, zu verheirathen. Den einen wie den andern Zweck vermochte er nicht zu erreichen, ebenso wenig konnte er, wie er sich vermessen, dem Könige von Portugal die Regentschaft zuwenden. Obgleich eine große Anzahl der mächtigsten Landherren ihm beipflichtete und zu Grijota ein förmliches, gegen den König Ferdinand gerichtetes Bündniß abschloß, obgleich Castilien in die gewaltigste Gährung gerieth und auf allen Punkten von kriegerischen Rüstungen wiederhallte, die Diego seinerseits mit besonderm Eifer betrieb, und zumal durch seine Verbindungen mit Portugal belebte, konnte er weder den allgemeinen noch den besondern Zweck — er hoffte bei dieser Gelegenheit die Staaten von Villena zurückzunehmen — erreichen, und am Ende mußte auch er mit König Ferdinand sich abfinden und als Ersatz für Villena die Gebiete von Seron und Monda, in dem Königreiche Granada, annehmen (1508). Von nun an war Diego weniger bedacht die Regierung anzufeinden, als vielmehr sich ihr, in welcher Form sie auch erscheine, wohlgefällig zu machen. Mit dem Regenten Ximenez insbesondere gelang es ihm damit so vollständig, daß er nicht nur bei demselben als Vermittler für seinen ernstlich bedrohten Vetter, den Grafen von Ureña, einschreiten, sondern auch für seinen ältern Sohn die Bestätigung des Grafentitels von S. Istevan de Gormaz erhalten konnte. Auch in dem Aufstande der Gemeinheit gab er der Regierung Beweise von Ergebenheit und Treue. Er starb den 6. Nov. 1529. Seine erste Gemahlin, Maria de Luna, des zweiten Grafen von S. Istevan de Gormaz Erbtochter, besaß nicht nur die sehr bedeutende Grafschaft S. Istevan de Gormaz, in der Nähe von Osma, sondern auch den Staat von Infantado; letztern mußte sie jedoch an König Heinrich IV. gegen Requena vertauschen. Sie starb frühzeitig, und der Herzog nahm eine zweite Frau, die ihn nicht lange überlebte; sie, Johanna Henriquez, des dritten Amirante von Castilien Tochter, starb den 26. April 1530. Der Sohn der ersten Ehe, Johann Pacheco de Luna,

dritter Graf von S. Istevan de Gormaz, war vor dem Vater unverehlicht gestorben, der Sohn der zweiten Ehe, Diego Lopez Pacheco, succedirte demnach als dritter Herzog von Escalona, als (Titular-) Marquez von Villena, und als vierter Graf von S. Istevan, erheirathete mit Aloysia Perez de Cabrera y Bobadilla das Marquezado Moya, in der Provinz Cuenca und starb den 7. Febr. 1556 [5]), sein Sohn, Franz Pacheco de Cabrera, vierter Herzog von Escalona, den 2. April 1574. Von dieses fünf Söhnen wurde der zweitgeborne, Franz Perez de Cabrera, mit dem Marquezado Moya abgefunden, welches zwar seine einzige Tochter, Aloysia Bernarda de Cabrera, alsbald wieder an die herzogliche Linie brachte, durch ihre Vermählung mit dem siebenten Herzoge von Escalona. Des Herzogs Franz ältester Sohn, Johann Fernandez Pacheco, fünfter Herzog von Escalona, war des goldenen Vließes Ritter, Gesandter bei dem römischen Hofe und Vicekönig von Sicilien, und starb im J. 1615, aus seiner Ehe mit Seraphina von Portugal, des sechsten Herzogs von Braganza Tochter, fünf Kinder hinterlassend. Der älteste Sohn, Philipp Johann Balthasar, sechster Herzog von Escalona, starb kinderlos, den 29. Dec. 1633 und es succedirte demselben sein Bruder Diego Lopez Pacheco, der im J. 1655 das Zeitliche gesegnete, nachdem er die Würde eines Vicekönigs von Mexico (1639) und von Navarra bekleidet hatte, und in erster Ehe mit seiner Cousine, der Marqueza von Moya, in anderer Ehe mit Johanna de Zuniga, einer Tochter des achten Herzogs von Bejar, verheirathet gewesen war. Dieses einziger Sohn anderer Ehe, Johann Emanuel Fernandez Pacheco Cabrera Bobadilla, achter Herzog von Escalona, Marquez von Villena und Moya, Graf von S. Istevan de Gormaz und Quixena, Herr von Belmonte und Seron, war den 7. Sept. 1648 geboren. Ungemein sorgfältig erzogen hatte er einen reichen Schatz von Wissenschaft gesammelt, bevor er sich dem öffentlichen Leben widmete. Er besaß eine Sprachkenntniß ohne Gleichen, hatte die verschiedenen Systeme der Philosophen geprüft, war ein Geschichtsforscher, ein ausgezeichneter Geograph, ein gründlicher Mathematiker, ein scharfsinniger Theolog, besaß ausgebreitete Rechts- und medicinische Kenntnisse und suchte seine höchsten Genüsse bei den griechischen und römischen Dichtern. In so verschiedenen wissenschaftlichen Fächern bewandert, hatte er sich eine kostbare Bibliothek gesammelt, die jedoch nicht ihm allein, sondern auch jedem andern Gelehrten zu Gebote stand. So ausgebreitet aber seine Kenntnisse, so ehrwürdig war er durch die Strenge seiner Sitten und durch seinen Eifer für die unparteiische Verwaltung der Gerechtigkeit. Während er Navarra als Vicekönig regierte, wurde ein französischer Handelsmann, den Gewinnsucht aller Gefahren des zwischen Spanien und Frankreich schwebenden Krieges trotzen ließ, in Pamplona ermordet und in eine Kloake geworfen. Lange darnach fand sich die Leiche, und es war des Vicekönigs ernste Angelegenheit, den Mördern nachzuspüren. Nach mühseliger Untersuchung wurde sein eigener Kutscher als solcher ermittelt und ohne Anstand den Gerichten überwiesen. Die ganze Stadt bat um Gnade für den Verbrecher, nachdem er durch Urtheil und Recht dem Galgen verfallen war. Sie wurde nicht nur von dem Vicekönige verweigert, sondern er ließ sogar den Galgen vor den Fenstern seines Palastes errichten. Das war zu viel für die gütige und fromme Herzogin, und weinend und fußfällig bat sie, daß die Richtstätte verlegt werde und „der Vicekönig überhaupt bedenke, daß der Unglückliche sein Diener sei." — „Eben weil er mein Diener ist," entgegnete der Herzog, „verdient er um so strengere Strafe. Er wird demnach gehenkt werden, und zwar in meiner Livree, damit andere, die damit bekleidet sind, sich gegen das böse Beispiel verwahren lernen." Und so geschah es. Daß ein Mann dieses Gepräges, der auch Vicekönig von Aragonien, Catalonien und Sicilien gewesen, sich, während er die gleiche Gewalt in Neapel übte, für die Bourbons erklärte, mußte für die österreichische Partei sehr nachtheilich wirken, und darum konnte sie sich nicht enthalten, ihn nach der Eroberung von Neapel im J. 1707 ihren ganzen Unwillen fühlen zu lassen. Daß aber diese Eroberung so leicht von statten ging, dieses war am wenigsten des Vicekönigs Schuld. Seine Anstalten für die Vertheidigung des Reichs waren zweckmäßig und verständig, insofern man in Anschlag bringt, daß er nur 8000 Fußgänger und 3000 Reiter unter seinen Befehlen hatte. Vorzüglich war er bedacht, sich der Castelle von Neapel, sowie des Passes von Capua zu versichern, sodann die Festung Gaëta mit allen Nothwendigkeiten zu versehen; mit dem Reste der Truppen bezog der Graf von S. Istevan de Gormaz ein Lager unweit des Sees von Celano. Allein es waren Neapolitaner, die er befehligte, und die Vortruppen der Kaiserlichen hatten sich kaum gezeigt, als das gewöhnliche Ausreißen, Zerstäuben und Übergehen seinen Anfang nahm. Auf den Flügeln des Windes überschritten die Kaiserlichen den Volturno, und mit wüthigem Jubel wurden sie in der Hauptstadt Neapel empfangen, während der Vicekönig sich bemühte, die Trümmer seiner Herrschaft in Gaëta aufrecht zu erhalten. Hier vertheidigte er sich mit Muth und Geschick vom 22. Aug. an, bis ein Generalsturm am 30. Sept. 1707 die Festung den Kaiserlichen überlieferte. Was nicht dem Schwerte verfiel, von den ursprünglichen 3000 Mann etwa 800, wurde zu Gefangenen gemacht, um am 4. Oct. den Augen der neugierigen Neapolitaner in einem Triumphzuge, der von dem Thore von Capua nach dem Platze S. Domingo ging, vorgeführt zu werden. Der Herzog von Escalona und der Herzog von Bisaccia saßen in einem schlechten offenen Wagen, beide unordentlich gekleidet, und Escalona besonders durch einen langen, verrauften Bart entstellt. Hinter ihnen ritt der Herzog von Cellamare, ohne Degen und Pistolen, auf einem Lohnklepper, dann folgten die übrigen Gefangenen, sämmtlich entwaff-

5) In dem von Seb. Münster, in der Kosmographie gelieferten Verzeichnisse spanischer Großen heißt er: Scalon, Margraue von Villene und Moia Graue zu S. Stephan, Paciecus. Seine Einkünfte berechnet Münster zu 60,000 Dukaten, daß ihm demnach nur die Herzoge von Frias und Sessa, der Marquez von el Valle (Cortez) und der Graf von Benavente zu vergleichen waren.

net. Ganz vorn zogen 300 Sbirren, den Schluß machte eine Reitercompagnie. Unter dem sich unaufhörlich erneuernden Rufe, es lebe Karl III.! wurde der Platz S. Domingo erreicht. „Hier mußten die Gefangenen mitten auf dem Platze zu Jedermanns Spectacul stille halten, wo sie von dem erzürnten und forderist von Escalona hart gehaltenen und betrogenen Pöbel viele schimpfliche Worte mußten anhören. Hierauf rufte der General Graf von Daun überlaut vom Fenster herab: Bringet sie in das Castell S. Elmo! Nachdem nun dieses unverzüglich erfolgte, und sie vor demselben anlangten, stiegen sie ab, sprachen kein einziges Wort und sahe ihnen die empfindlichste Betrübniß aus denen Augen, sogar, daß sich Escalona derer Thränen nicht enthalten konnte. Und weiln ein ziemlicher Weg bis in das Schloß herauf zu gehen war, er aber dessen ungewohnt und wegen eingenommener vieler Schmachreden und Spotts sehr mißvergnügt, so konnte er kaum gehen, sondern mußte sich durch die Handleitung des Herzogs von Cellamare forthelffen. Ehe dieses geschehen, hielt der Herzog von Escalona beim General Daun sehr inständig an, man möchte sie bei Nacht in einem zugemachten Wagen an Ort und Ende bringen; welches ihm aber abgeschlagen worden, weil viele Frantzösisch Gesinnte sich hatten verlauten lassen, es hätte Escalona dem General Daun Gaëta verkauffet, und wäre unwahr, daß er gefangen seye. Durch welchen seltzamen Einzug aber man Freund und Feind die Wahrheit gewiesen." Man sieht, daß des teutschen Berichterstatters ehrliches Herz die unwürdige Verhöhnung des besiegten Feindes misbilligt und sich abmüht, sie in etwas zu rechtfertigen. Der wahre Grund der Mishandlung blieb ihm jedoch unbekannt. Man hoffte nämlich hierdurch den Herzog zu beugen und ihn vorzubereiten für die Anträge, die mehrmals während der Dauer seiner Gefangenschaft erneuert werden sollten. Bedeutende Vortheile wurden ihm zugesagt, wenn er sein politisches Glaubensbekenntniß verändern, den Erzherzog als seinen König anerkennen wolle. Er widerstand den Lockungen, wie der Mishandlung, die zuletzt, wie die Franzosen versichern, so weit getrieben wurde, wie es in Algier oder Tripoli gegen christliche Sklaven geschehen konnte[6]). Der Friede, oder aber seines Sohnes muthige Entschlossenheit, gab dem Herzoge endlich der Freiheit wieder, und er erhielt als Belohnung für die überstandenen Drangsale das Amt eines königlichen Oberst-hofmeisters. Die Befugnisse dieses Amtes brachten ihn nicht selten in unangenehme Berührung mit Alberoni. Eines Tags wollte der Cardinal ihm den Zutritt zu dem kranken Könige verweigern. Ungeachtet seines Verbotes drängte der Herzog sich in das Zimmer, da faßte ihn die Eminenz bei dem Arme, um ihn um so schneller zur Thüre hinaus zu befördern. So was hatte der Herzog noch nicht erlebt, er erhob den Stock und prügelte in des Königs und der Königin Gegenwart den anmaßlichen Fremdling. Ein Exil von einigen Monaten war seine Strafe. Er starb zu Madrid im Julius 1725. Seine Gemahlin, Josepha de Benavides, des achten Grafen von S. Istevan del Puerto Tochter (sie starb den 12. März 1692 zu Pamplona), hatte ihm drei Söhne geboren, von denen zwei den Vater überlebten. Der jüngere Marcian Pacheco besaß das Marquezado Moya und verdankte einer Reihe von schönen Waffenthaten die Stelle eines Lieutenants bei den Gardes-du-corps. Als Witwer schritt er im J. 1727 zur zweiten Ehe mit Anna Maria Bernardina de Toledo, der Schwester und Erbin des zehnten Grafen von Oropesa; er hatte aber nur in der ersten Ehe ein Kind, und dieses, Maria Franziska Pacheco, trug Moya in ein fremdes Haus, durch ihre Vermählung mit Martin Joseph Ferdinand de la Cueva, dem 5. Marquez von Bedmar. Des Marquez von Moya junge Witwe, die Gräfin von Oropesa, heirathete in anderer Ehe den zwölften Herzog von Alba, Ferdinand Simon de Silva (vergl. den Art. **Oropesa**, der jedoch hiernach zu verbessern). Des Marquez von Moya älterer Bruder, Mercur Lopez Pacheco, geb. den 9. Mai 1679, führte bei des Vaters Lebzeiten den Titel eines Grafen von S. Istevan de Gormaz, und machte denselben im Laufe des spanischen Successionskriegs durch tapfere Thaten berühmt. „Bei dem Angriffe auf Brihuega (9. Dec. 1710) wurde der Herzog von Vendôme zweimal zurückgeschlagen. Als er den dritten Sturm ordnete, trat der Graf von S. Istevan, General-Capitain von Andalusien (und früher Vicekönig von Aragonien), vor die Fronte der im Sturmschritt vorwärts eilenden Grenadiere. Der Anführer, höchlich erstaunt, daß ein Grande vom ersten Range seine Gefahren theilten wolle, bemühte sich ihn abzuweisen, es sei das kein Posten für einen General-Capitain. „Ich weiß Alles, was Sie mir sagen wollen," entgegnete ruhig der Graf, „allein seit Jahren verkümmert mein Vater in der Gefangenschaft, er ist mit Ketten belastet, Schmach jeglicher Art wird ihm angethan, und bisher haben die Kaiserlichen jeden Vorschlag, ihn gegen Lösegeld frei zu geben, abgewiesen. In Brihuega befinden sich mehre kaiserliche und englische Generale, die gedenke ich zu fangen, um sie gegen meinen Vater auszutauschen, oder aber über dem Versuche umzukommen." Der Sturm begann, S. Istevan that Wunder, nahm eigenhändig verschiedene Generale gefangen und wechselte sie gegen seinen Vater aus. So berichtet S. Simon 3. Bd. S. 35. Aber nicht nur durch Waffenthaten, auch durch seine geistige Bildung setzte der Graf die Pariser in Erstaunen, als er als außerordentlicher Gesandter im J. 1704 die Hauptstadt von Frankreich besuchte. Er succedirte dem Vater als neunter Herzog von Escalona, sowie in dem Amte eines Obersthofmeisters, stand als Director an der Spitze der königlichen Akademie, gleichwie als General-Capitain an der Spitze des Heeres, und starb den 7. Juni 1738. „Ich verliere an ihm einen der größten und besten Männer, die ich gehabt, und ich kann wol sagen, eine guten Freund;" mit diesen Worten beklagte Philipp V. sein Ableben. Der Herzog hatte sich im J. 1695 mit Petronella Antonia de Silva, der Tochter des ersten Marquez von Melgar

---

6) Doch immer nicht so weit, wie Philipp V. die Verfolgung der Anhänger seines Mitbewerbers treiben ließ. Wir erinnern nur an den Herzog von Medina Celi und an die Herzogin von Najera und ihre Tochter.

de Fernan Mentelez und der Enkelin des ersten Marquez von Mancera verheirathet und von ihr mehre Kinder. Der ältere Sohn, Anton Robert Pacheco, zehnter Herzog von Escalona, starb ohne Kinder am 27. Junius 1746 und hatte seinen Bruder, den General-Lieutenant Johann Lopez Pacheco, zum Nachfolger. Auch dieser eilfte Herzog von Escalona starb im 34. Jahre seines Alters im Mai 1754, und wir können nicht mit Gewißheit behaupten, daß der Herzog von Escalona, der sich am 7. Oct. 1756 als Grande erster Classe, zum ersten Male vor dem Könige bedeckte, sein Sohn gewesen sei. Es scheint auch als sei das Majorat später an die Zuniga gefallen.

Des ersten Herzogs von Escalona, des großen Marquez von Villena anderer Sohn, Peter Portocarrero, wie die Mutter genannt, besaß Moguer und Villanueva del Fresno, war mit Johanna de Cardenas, Frau auf la Puebla, die eine Tochter von Alfons de Cardenas, dem letzten Großmeister von St. Jago, verheirathet, und hatte von ihr zehn Kinder, worunter die Söhne Johann Portocarrero, Alfons de Cardenas, Garsias Lopez Portocarrero, Alfons Pacheco Portocarrero und Peter Portocarrero. Peter, der jüngste, erwählte sich das Klosterleben, und starb als Erzbischof von Granada. Alfons Pacheco Portocarrero ist nur merkwürdig, weil er der Vater jenes Peter Pacheco Portocarrero, der im J. 1574 Goletta, die schlechte Festung, mit großem Muthe gegen der Türken Übermacht vertheidigte, bis ein wüthender Generalsturm am 25. Aug. die Stadt den Feinden überlieferte. Peter selbst sollte als Sklave nach Constantinopel gebracht werden, starb aber auf der Überfahrt, unweit des Vorgebirges Mayna. Sein Urenkel, Ludwig Pacheco Portocarrero, wurde von König Karl II zum Marquez de la Torre de las Sirgadas ernannt. Garsias Lopez Portocarrero, der dritte von des Peter Portocarrero Söhnen, besaß Alcala de la Lameda und Chucena, erheirathete auch Antella mit Anna Cerbatona. Sein Sohn, Peter Lopez Portocarrero, des St. Jagoordens Ritter, Marquez von Alcala de la Lameda, Baron von Antella, Herr von Chucena, hatte nur Töchter, von denen die älteste, Antonia Portocarrero y Cardenas, zweite Marqueza von Alcala de la Lameda, an Peter Henriquez Giron de Ribera vermählt wurde, und die sämmtlichen Besitzungen ihres Hauses einer Tochter hinterließ, die auch das Herzogthum Alcala de los Gazulos in Andalusien erbte, und des siebenten Herzogs von Medina Celi Gemahlin wurde. Alfons de Cardenas, des Peter Portocarrero zweiter Sohn, erbte mit der Mutter Namen der Mutter Güter, insbesondere la Puebla del Maestre, für welchen Ort ihm Ferdinand der Katholische auch den Grafentitel verlieh. Seine Nachkommenschaft theilte sich in mehre Linien, von denen die jüngste, die der Herren von Valda, nach des sechsten Grafen de la Puebla Absterben, auch dessen Grafschaft erbte. Laurentius de Cardenas, der siebente Graf von la Puebla del Maestre, war königlicher Mayor domo und Präsident des Rathes von Indien, und sein Sohn, Diego, wurde am 29. Nov. 1625 zum Marquez von Bacares creirt. Des Diego Sohn, oder auch Bruder, war Laurentius de Cardenas Zuniga y Ulloa, achter Graf von la Puebla del Maestre und zweiter Marquez von Bacares, der zugleich seiner Mutter wegen, die eine Erbtochter von Franz Anton de Ulloa Zuniga y Velasco, als Marquez von la Mota und Aunnon, Graf von Nieva und Villalonso vorkommt. Dieses Sohn, Garsias de Cardenas Zuniga y Ulloa, Graf von la Puebla del Maestre, Nieva und Villalonso, Marquez von la Mota, Aunnon und Bacares, königlicher Mayor domo, besuchte als außerordentlicher Gesandter Karl's II. den Hof von Versailles, starb jedoch kinderlos, daher ihn seine älteste Schwester, Maria Aloysia de Cardenas, vermählt an Emanuel Joseph Ossorio de Guzman, beerbte. Johann, der älteste von des Peter Portocarrero, und der Johanna de Cardenas' Söhnen, führte des Vaters Namen, succedirte in dessen Herrschaften Villanueva del Fresno und Moguer, und wurde von Kaiser Karl V. zum Marquez von Villanueva del Fresno ernannt. Aus seiner Ehe mit Maria Ossorio kamen drei Söhne. Der älteste, Peter Portocarrero, zweiter Marquez von Villanueva del Fresno, obgleich zweimal verheirathet, starb kinderlos. Der andere, Alfons, succedirte dem Bruder als dritter Marquez von Villanueva, und hinterließ aus jeder seiner zwei Ehen einen Sohn. Des Sohnes erster Ehe Enkelin, Franziska Portocarrero, sechste Marqueza von Villanueva, war drei Mal verheirathet, wiewol wir nur den dritten Mann, den Alfons Kaspar de Cordova, zweiten Marquez von Celada (gest. den 2. Nov. 1635) zu nennen wissen. Aus ihrer ersten Ehe kam ein Sohn, Franz Portocarrero genannt, siebenter Marquez von Villanueva, nach dessen unbeerbtem Abgange das Majorat an Alfons Portocarrero, einen Urenkel des dritten Marquez, aus dessen anderer Ehe, gefallen ist. Dieser achte Marquez von Villanueva del Fresno wird noch im J. 1685 genannt. Des ersten Marquez von Villanueva und der Maria Ossorio jüngster Sohn, Christoph Ossorio Portocarrero, des St. Jagoordens Komthur zu Estepa, besaß die sehr bedeutende, in Estremadura, an den Ufern der Guadiana, zwischen Badajoz und Merida belegene Herrschaft Montijo. Er hatte in der Ehe mit Maria Manuel de Villena, des dritten Herrn von Cheles Tochter, fünf Kinder, worunter die Söhne Johann, Christoph II. und Peter. Der jüngste, Peter, war Bischof zu Cuenca und Großinquisitor. Der älteste, Johann Portocarrero, ließ Montijo von König Philipp III. zu einer Grafschaft erheben, die er aber, in Ermangelung eigener Erben, seinem Bruder Christoph Ossorio Portocarrero hinterlassen mußte. Christoph's II. Sohn, Christoph III., der dritte Graf von Montijo, war mit Anna de Luna y Henriquez, zweiter Gräfin von Fuentidueña, in der Provinz Segovia, und Marqueza von Valderabano verheirathet, und hatte von ihr die Söhne Christoph IV. und Anton de Luna Portocarrero. Christoph IV. Portocarrero Henriquez, Marquez von Valderabano, starb vor dem Vater, im J. 1641. Er war aber mit Agnes de Guzman, Marqueza von Algava und Ardales und Gräfin von Teba, verheirathet, und hatte von ihr die Söhne Christoph V. und Peter. Dieser, als der jüngere, war Patriarch von Indien, Erzbischof von Tyrus und Bischof der königlichen Kapelle. Christoph V. Portocarrero

Guzman Henriquez y Luna hingegen vereinigte in seiner Person die Majorate seiner Großältern und seiner Mutter, erhielt als vierter Graf von Montijo und Fuentidueña, achter Marquez von Algava, neunter Marquez von Ardales und vierter Marquez von Valderabano, von König Karl II. im Oct. 1691 die Grandenwürde, und starb im J. 1704, mit Hinterlassung zweier Söhne. Der jüngere, Dominikus Portocarrero, Marquez von Mancera und Generallieutenant, starb den 21. Aug. 1750. Der ältere, Christoph VI., fünfter Graf von Montijo ꝛc., Ritter des goldenen Vließes, hatte nur noch die Eigenschaften eines liebenswürdigen Hofmannes entwickelt, als er im J. 1731 von Philipp V. in der Eigenschaft eines außerordentlichen Gesandten nach England versendet wurde. Er verlebte einige Jahre in London, hatte seine Gemahlin und Kinder bei sich, und verdunkelte durch die Pracht seiner Aufführung das ganze diplomatische Corps. In London wurde ihm auch im Julius 1733 ein Sohn geboren, der in der Taufe einige 30 Namen empfing. Auf allen Reisen Königs Georg II. nach Hanover befand der Graf sich in dessen Gefolge; er besuchte auch von England aus zu verschiedenen Malen den französischen Hof. Im December 1735 reisete er nach Spanien, und er kam nicht wieder zurück, obgleich er seine Gemahlin und seine Equipagen, dem größern Theile nach, in London zurückgelassen hatte; vielmehr wurde er im J. 1736 zum Präsidenten des Rathes von Indien und zum Oberstallmeister der Königin ernannt, worauf dann die Gräfin am 24. Sept. 1736 ebenfalls England verließ, nachdem sie vorher alle Schulden ihres Gemahls bezahlt hatte. Im J. 1738 erhielt Christoph den neugestifteten St. Januariusorden. Am 29. Dec. 1740 wurde er zum außerordentlichen Gesandten bei den teutschen Höfen ernannt, um auf die Kaiserwahl zu wirken, und die Ansprüche seines Hofes auf die österreichischen Erblande zu vertreten. Über Paris langte er am 23. März 1741 mit einem zahlreichen Gefolge in Frankfurt an, und von da aus unternahm er, gleich Belleisle, eine diplomatische Pilgerfahrt nach den Kurhöfen von Mainz, Coblenz, München und Dresden, auch nach Breslau, wo er unmittelbar mit König Friedrich II. unterhandelte. Überall wurde seine prächtige Aufführung, seine zahlreiche Dienerschaft, sein außerordentlicher Aufwand bewundert. Am 3. Aug. kam er nach Frankfurt zurück, am 17. Nov., drei Tage vor Eröffnung der Wahlconferenzen, hielt er seinen feierlichen Einzug, und am 19. Nov. beging er seiner Königin Namensfest, mit einer Pracht und Verschwendung, wie sie bei solcher Gelegenheit kaum noch gesehen worden. Unmittelbar nach der Wahl Karl's VII. ging er nach Paris, von wo er aber schon am 29. März 1742 nach Frankfurt zurückkehrte, um als Gesandter und bevollmächtigter Minister Philipp's V. an dem kaiserlichen Hofe zu residiren; in solcher Eigenschaft hatte er seine erste öffentliche Audienz am 13. April, wiewol er bereits am 4. dem Kurprinzen von Baiern den Orden des goldenen Vließes überreichte. Von Frankfurt sind auch die verschiedenen Staatsschriften datirt, die er in den Angelegenheiten seines Hofes erscheinen ließ, als z. B. die Abhandlung, welche der Königin von Ungern das Recht zu Führung der böhmischen Kurstimme abspricht, die Darstellung der Ansprüche Philipp's V. an die österreichische Erbschaft, die Protestation gegen der Königin Krönung in Presburg und Prag, und gegen die Huldigung des Landes ob der Enns. Alle diese Schriften tragen des Grafen Namen, sind aber wol das Werk eines ihm beigegebenen Cameriste des Rathes von Indien, des Don Joseph Caravacal Abrantes Alencastro. Am 21. Oct. verließ Christoph Frankfurt und den kaiserlichen Hof, um in Paris das neue Bündniß der Monarchen von Frankreich, Spanien und Neapel zu verabreden, und die projectirte Heirath zwischen dem Dauphin und der Infantin Maria Theresia zu Stande zu bringen. Für diesen letzten Theil seiner Sendung empfing er das kostbare, auf 40,000 Livres geschätzte Bild des Königs von Frankreich, und am 14. Januar 1744 seine Abschiedsaudienz. Am 23. Febr. 1744 verrichtete er zum ersten Male wieder seinen Dienst an dem Hofe von Madrid, und im Januar 1745 begleitete er als Hofmarschall der Infantin Dauphine, für die Zeit, die sie noch im Vaterlande zubringen würde, diese Fürstin nach der Grenze, um sie am 13. Jan. den französischen Bevollmächtigten zu übergeben. Am 2. Febr. 1745 empfing er den heil. Geistorden, und am 4. Febr. desselben Jahres trat er als Oberstihofmeister an die Spitze des Hofstaates der regierenden Königin, die aber schon im J. 1747 Witwe wurde. Im Januar 1748 empfing er die gesuchte Entlassung von dem Oberstihofmeisteramte, gleichwie von der Präsidentschaft des Rathes von Indien, doch blieben ihm für seine Lebenszeit beider Ämter Titel und Einkommen. In der von König Ferdinand VI. im J. 1751 angeordneten, aus den acht ältesten Rittern bestehenden Junta für den Orden des goldenen Vließes war er der älteste Ritter, daher die Junta sich in seinem Palast zu versammeln pflegte. Er starb im 72. Altersjahre, den 15. Jun. 1763, seine Gemahlin, Monica Fernandez de Cordova, den 17. Febr. 1748. Einer seiner Söhne wurde im J. 1742 in die Zahl der königlichen Kammerherren aufgenommen, und mag wol der nämliche sein, der im Aug. 1743 unter dem Titel eines Marquez de Valderabano zu dem Vater nach Frankfurt kam, sowie auch eine Person mit Philipp Portocarrero, dem Grafen von Montijo und Hauptmann in der wallonischen Garde, der sich als Grande erster Classe, am 22. März 1769 zum ersten Male in des Königs Gegenwart bedeckte, auch in dem Zuge gegen Algier (1775), in dem er als Brigadier diente, verwundet wurde. In der neuern Zeit mögen die Staaten von Montijo auf eine weibliche Linie gekommen sein, denn wir finden, daß Maria Franziska Portocarrero, Gräfin von Montijo, die an Don Palafox verheirathet gewesen, im J. 1808 zu Logroño verstarb. Gegenwärtig (1835) lebt der Graf von Montijo und Teva in Paris, um den Stürmen der Heimath auszuweichen. — Christoph's III., des dritten Grafen von Montijo jüngerer Sohn, Anton de Luna Portocarrero, Herr von Carrascal und Castro Ximeno, war mit Johanna Mascareñas, des zweiten Grafen von Obedos einziger Tochter, verheirathet, und dieses Sohn, Anton Portocarrero Luna y Masca-

reñas, freite sich am 19. Dec. 1686 die vierte Marqueza von Castrofuerte, Theresia de Meneses Pacheco y Barba.

Wir haben endlich noch von den Giron und Pacheco von Montalvan und Uzeda zu handeln. Ihr Ahnherr, des ersten Herzogs von Escalona und Marquez von Villena dritter Sohn, Alfons Tellez Giron, Herr de la Puebla de Montalvan (sein Vater hatte diese in der Nähe des Tajo, unterhalb Toledo belegene Herrschaft aus der Confiscation des Connétable de Luna erhalten), fiel in einem Gefechte mit den Mohren von Granada (1490). Seine Söhne und seine beiden ältesten Töchter nannten sich Pacheco, wie der Großvater; nur die beiden jüngsten Töchter führten den väterlichen Namen Giron. Der zweite Sohn, Peter Pacheco, des Papstes Adrian VI. Kämmerer und Domdechant zu St. Jago de Compostella, erhielt nach einander die Bisthümer Mondoñedo, Ciudad Rodrigo, Pamplona und Jaën. Paul III. verlieh ihm, auf des Kaisers inständiges Anhalten, am 16. Dec. 1545 den Cardinalshut, wozu Julius III. den Titel S. Balbinae fügte. Nach Peter's von Toledo Absterben ging der Cardinal im J. 1553 als Vicekönig nach Neapel, und es glückte ihm, während einer Verwaltung von zwei Jahren, die Gemüther zu versöhnen, die seines Vorgängers würdiges, aber schroffes Regiment verletzt hatte. Das Bisthum Jaën vertauschte er gegen jenes von Siguenza, und von dem Range eines Cardinalpriesters ging er zu jenem eines Cardinalbischofs von Albano über, während er zugleich mit Geschick und Glück an dem Friedenstractat zwischen Papst Paul IV. und dem Könige von Spanien arbeitete. Seine Erfolge in dieser schwierigen Unterhandlung, denn es war die Würde der Kirche wider den Willen des leidenschaftlichen Papstes einem siegenden Heere gegenüber zu retten, steigerte sein Ansehen in dem Maße, daß er hoffen konnte, Paul's IV. Nachfolger zu werden; statt dessen mußte er noch den Triumph von Pius IV. sehen, und sodann, in dem Alter von kaum 60 Jahren, zu Rom den 4. Febr. 1560 sterben. Er wurde in dem von seinem ältern Bruder Johann Pacheco zu Montalvan gestifteten Kloster beigesetzt. Von Johann's Söhnen führten drei den Namen Pacheco, zwei hießen Chacon und Guevara: der älteste, Alfons Tellez Giron, dritter Herr von Montalvan, hatte in seiner Ehe mit Johanna de Cardenas, einer Tochter des ersten Grafen von la Puebla del Maestre, die Söhne Johann Pacheco, der Majoratsherr, Alfons de Cardenas, Diego Lopez Pacheco, Kaspar Giron (Majoratsherr von Berja Muñoz), Andreas und Peter Pacheco. Andreas Pacheco war Bischof von Segovia und Cuenca, Generalinquisitor und endlich Erzbischof von Sevilla. Johann Pacheco aber, der älteste Sohn, wurde im J. 1563 zum Grafen von Montalvan ernannt, und starb den 2. Oct. 1590, daß er demnach seinen ältesten Sohn, Alfons Tellez Giron (starb den 5. Jul. 1590) überlebte. Dieser hatte aber in der Ehe mit Maria Magdalena de la Cerda drei Kinder gehabt, von denen der Sohn, Johann Pacheco, geb. den 17. März 1590, dem Großvater als zweiter Graf von Montalvan, Herr von Galves und Jumela, succedirte. Er starb den 12. Jul. 1666, nachdem er in der Ehe mit Isabella de Mendoza eilf Kinder gesehen, die mehrentheils Pacheco oder Tellez Giron, zum Theil aber auch Mendoza y Aragon, Suarez de Toledo und la Cerda hießen. Der älteste Sohn, Johann Pacheco, starb in der Kindheit, der andere Sohn, Alfons Melchior Tellez Giron Pacheco, starb gleichfalls vor dem Vater, den 22. Aug. 1650, hinterließ aber aus seiner dritten Ehe mit Johanna de Velasco, einer Tochter des siebenten Connétable von Castilien, einen Sohn und eine Tochter. Jener, Johann Franz Pacheco Gomez de Sandoval Mendoza Aragon Toledo Velasco y Tellez Giron, Herzog von Uzeda, dritter Graf von Montalvan, Marquez von Belmonte (Neapel) und Menasalbas, Herr von Galves und Jumela, erblicher Schatzmeister des königlichen Münzhofes von Madrid, Kammerherr, Ritter des heil. Geistordens (seit 1696), Staatsrath, Präsident des Ordensrathes, Generalcapitain von Galizien, Vicekönig von Sicilien und zuletzt (noch 1709) Gesandter am römischen Hofe, ging im J. 1711 zu König Karl's III. Partei über, aus Verdruß, daß ihm für die Statthalterschaft von Peru der Prinz von Santo Buono vorgezogen worden war. Geboren den 8. Jun. 1649, vermählte er sich den 16. Jul. 1677 mit Isabella Maria de Sandoval y Giron, der ältesten Tochter des fünften Herzogs von Ossuña, mit der er das Herzogthum Uzeda, nordöstlich von Madrid, und das Marquezado Belmonte, sammt der Grandezza erheirathete. Die Herzogin starb zu Genua, den 23. Jul. 1711, der Herzog zu Wien, den 25. Aug. 1718. Einer seiner jüngern Söhne, er hatte deren überhaupt vier, ist ohne Zweifel jener (Titular-) Herzog von Uzeda, von dem die Zeitungen des Jahres 1742 also berichten: „Der Herzog von Uzeda, Marchese von Pacheco, Grand d'Espagne, und gewesener Kaiserl. wirckl. Geh. Rath, der als ein spanischer Pensionair sich seit vielen Jahren zu Wien aufgehalten, wurde den 12. Febr. des Nachts aus dem Bette geholt, und gefänglich von Entzersdorff nach Wienerisch-Neustadt gebracht. Man setzte unter dem Präsidio des Conferentz-Ministers, Grafens von Königseck, eine Commission nieder, und untersuchte seine Briefschafften, darunter sich zwar viele Liebes-Briefe befanden, aber zugleich auch solche Schrifften, die ihn allerdings einer strafbaren Correspondentz mit einem gewissen Hofe überführten. Es hieß, er habe deshalben eine jährliche Pension von 18,000 Fl. bekommen. Da er nun bisher von dem Wienerischen Hofe jährlich 12,000 Fl. empfangen, so sei es nicht zu verwundern gewesen, daß er einige Zeit her so großen Staat führen können. Den 17. Mart. wurde ihm das Urtheil gesprochen, daß er aus besonderer Gnade, an statt der wohlverdienten Todes-Strafe zur immerwährenden Gefangenschafft condemnirt seyn solte. Im Maj. sind zu Wien alle seine Meublen und Effecten verauctioniret worden." Des Herzogs Johann Franz ältester Sohn, Emanuel Kaspar Johann Franz Tellez Giron, fünfter Herzog von Uzeda, vierter Graf von Montalvan, vermählte sich im J. 1697 mit Josepha Antonia, der Tochter des Grafen Emanuel Joachim von Oropesa, wurde am 19. Oct. 1731 zu Wien als k. k. Geheimrath vereidet, und starb daselbst im Fe-

bruar 1732, seine Witwe zu Madrid, im März 1754. Er hatte ihr zwei Söhne und eine Tochter hinterlassen. Der ältere Sohn, Emanuel, sechster Herzog von Uzeda, Marquez von Belmonte, vermählte sich 1727 mit Maria Dominica, der Tochter des sechsten Herzogs von Ossuña, hatte aber von ihr keine Kinder, so wenig wie sein jüngerer Bruder, der sogenannte Marquez von Pacheco. Der beiden Brüder Erbin wurde darum ihre Schwester Maria Theresia, die seit dem J. 1728 an Emanuel de Zuniga, den Herzog von Peñaranda verheirathet; es blieben aber die Staaten von Uzeda und Montalvan nur kurze Zeit in dem Hause Zuniga, und sie sind, abermals durch weibliche Erbfolge, zugleich mit Peñaranda, an die Herzoge von Frias gelangt. — Der sogenannten Pacheco von Cerralvo haben wir gehörigen Ortes (s. d. Art. Ossorio) gedacht. (*v. Stramberg.*)

PACHELBEL (Johann), von Mattheson in seiner Ehrenpforte S. 244 **Pachhelbel** geschrieben, geb. zu Nürnberg am 1. Sept. 1653, zuerst auf allerhand Instrumenten, vornehmlich auf dem Clavier von Heinrich Schwemmer, Schullehrer und gründlichem Componisten an St. Sebald, sowie in den Wissenschaften auf der Laurenzer Hauptschule unterrichtet. Darauf studirte er in Altorf ¾ Jahr, wobei er den Organistendienst verwaltete, sah sich aber genöthigt seine Studien im regensburger Gymnasium, wo er drei Jahre als Alumnus fleißig war, zu vollenden. Hier wurde er in der Composition von Prentz unterwiesen. Darnach begab er sich nach Wien, wo ihm seine guten Fertigkeiten und Talente bald die Stelle eines Vicars des Organisten an der Stephanskirche, des trefflichen Kaspar Kerl, den er sich zum Vorbilde nahm, verschafften. Hier blieb er drei Jahre und legte den Grund zu seinem Ruhme. Im J. 1675 wurde der 22jährige junge Mann als Hoforganist nach Eisenach berufen und 1678 an die Predigerkirche zu Erfurt, wo er 12 Jahre blieb und sich verheirathete. Von beiden Orten wurden ihm als Künstler und als redlichem Manne die besten Zeugnisse ausgestellt. Im J. 1690 erhielt er einen Ruf nach Stuttgart, wo er gern geblieben wäre, wäre er nicht sammt allen Einwohnern von den Franzosen verjagt worden und „zu seinem empfindlichsten Schaden das Seine mit dem Rücken hätte ansehen müssen." Sehr bald darauf, im November 1692, erhielt er einen Ruf als Stadtorganist nach Gotha, den er annahm, einen andern im December desselben Jahres nach Oxford aber ausschlug. Im J. 1695 verlangte ihn seine Vaterstadt an des verstorbenen Georg Kaspar Wecker's Stelle, als Organisten zu St. Sebald, welchen Dienst er einer zweiten Berufung nach Stuttgart vorzog. Hier blieb er bis an seinen Tod, als Orgel- und Clavierspieler, sowie als Componist hochgeschätzt nicht nur von den Städten, denen er diente, sondern auch von der musikalischen Welt. Man ehrte ihn als einen Verbesserer der Kirchenmusik und rühmt ihn als den Ersten, der in Teutschland die Ouverturenart auf dem Clavier eingeführt und so den guten Ton fortgesetzt habe, den Froberger in seinen Claviercompositionen angegeben hatte. Von seinen vielen Musikwerken sind nur wenige gestochen worden: 1) Musikalische Sterbensgedanken, aus vier variirten Chorälen bestehend (Erfurt 1683), zur Zeit der Pest. 2) Musikalische Ergetzung aus sechs verstimmten Partieen von zwei Violinen, zwei Geigen und Baß (Nürnberg 1691) (die Violinen sind anders als gewöhnlich gestimmt, weshalb die Sätze verstimmte Partien heißen; man sieht also, daß Paganini lange nicht der erste war, der mit veränderter Stimmung Violine spielte, wenn es ihm rathsam schien). 3) Acht Choräle zum Präambuliren (Nürnberg 1693). Diese Choräle sind aber offenbar früher gedruckt und wahrscheinlich später in Nürnberg wieder aufgelegt, oder mit einem neuen Titel versehen worden; denn Mattheson führt diese Choräle im vollkommnen Kapellmeister S. 476 unter folgendem Titel an: Erster Theil etlicher Choräle, welche bei währendem Gottesdienste zum präambuliren gebraucht werden können, gesetzet und den Clavierliebenden zum Besten herausgegeben von Joh. Pachhelbel Praedic. Organista in Erfurdt. 4) **Hexachordum Apollinis**, aus VI sechsmal variirten Arien (Nürnberg 1699), welche Mattheson für gründliche Zeugnisse seiner großen Geschicklichkeit erklärt. Von des Mannes anderweitigen Clavier-, Vocal- und Instrumentalwerken s. **Doppelmaier** von nürnberg. Künstlern. S. 257. In neuern Zeiten sind mehre seiner Orgeltrios in verschiedenen Sammlungen mitgetheilt worden. — Unter seinen sieben Kindern machte ihm die Kunst der ältesten Tochter und des ältesten Sohnes, Wilhelm Hieronymus, viel Freude. Der Sohn, geb. zu Erfurt 1685, wurde Organist zu Wöhrd und noch am Tage vor dem Tode des Vaters zum Organisten an St. Jakob in Nürnberg befördert. Vom Sohne wurden gedruckt: Musikalische Vergnügen, bestehend in einem Praeludio, Fuga und Fantasia sowol auf die Orgel als das Clavier (Nürnberg 1725). Fuga in f dur für das Clavier (Nürnberg). Präludium für die Orgel (Berlin 1826). — Der Vater starb am 3. März 1706 unter leisem Absingen seines Leibliedes: „Herr Jesu Christ, meins Lebens Licht;" 52 Jahre 6 Monate und 1 Tag alt. Wie hoch er geschätzt wurde, sieht man aus folgendem Reime:

Ein Mann, der Lob verdient durch weisheitsvolle Noten,
Er stirbet nimmermehr: Die Muse hat's verboten.

(*G. W. Fink.*)

PACHEQUE, eine kleine, aber äußerst schöne Insel an der Südwestseite der Panamabai, welche Überfluß an Holz, Wasser, Früchten, Vögeln und andern Thieren hat und den Schiffern vorzügliche Landungsplätze gewährt. (*Fischer.*)

PACHES, war ein Feldherr der Athener, nicht unwichtig durch die Ereignisse, in denen er eine Rolle spielte, und interessant durch ein Paar Charakterzüge, welche jedoch seine Individualität mehr anziehend als klar machen. Sein Vater hieß Epikur[1]), von welchem ebenso wenig bekannt ist als von dem Leben des Sohnes bis auf dessen merkwürdigen Ausgang.

1) Bei *Diodor. Sic.* XII. c. 55 heißt er Epikleros. Sonst stimmt Diodor hier überein mit der wichtigern Quelle *Thucyd.* Lib. III. c. 18—50. Die sonst noch benutzten Stellen sind ihres Orts angegeben.

Schon vor dem Ausbruche des peloponnesischen Krieges hatten die Mytilenäer das lästige Verhältniß der Bundesgenossenschaft mit den Athenern zerreißen wollen; sie thaten es im vierten Jahre dieses Krieges, ohne ihre Rüstungen vollendet zu haben, genöthigt durch die Athener selbst, welche dem Abfalle vorbeugen und sich auf jeden Fall den Besitz des reichen und zur See mächtigen Mytilene sichern wollten, welches sich die ganze Insel Lesbos mit Ausnahme der Stadt Methymna angeeignet hatte. Daher sandten die Athener, so schwer es ihnen auch nach den ersten unglücklichen Jahren des Krieges wurde, schleunigst 40 Schiffe unter drei Feldherren nach Lesbos, um wo möglich die Mytilenäer bei einem Feste, das außerhalb der Stadt gefeiert wurde, unvermuthet zu überfallen. Der Plan mislang, und da die Mytilenäer sich nicht dazu verstehen wollten, ihre Schiffe auszuliefern, ihre Mauern zu zerstören und von der gewaltsamen Verpflanzung der Lesbier nach Mytilene abzulassen, begannen sie den Krieg in Hoffnung auf den Beistand der Spartaner und der stammverwandten Böotier. Nach dem ersten kleinen Seetreffen begannen sie Unterhandlungen, die in Athen geführt wurden; den inzwischen eintretenden Waffenstillstand benutzten sie theils um ihre Rüstungen zu vervollständigen, theils um eine Gesandtschaft nach Sparta zu senden. Als nun, wie zu erwarten war, ungünstige Antwort von Athen einging, wurde der Krieg mit größerm Nachdrucke begonnen, wobei die Athener von allen Lesbiern nur die Methymnäer auf ihrer Seite hatten und außerdem einige Hilfstruppen von etlichen benachbarten Inseln. Aber auch jetzt wurde nur eine Schlacht geliefert mit zweifelhaftem Ausgange; durch Gesandte von Sparta und Theben wurden die Mytilenäer veranlaßt, eine neue Gesandtschaft um Unterstützung zu senden und deren Erfolg in Ruhe abzuwarten. Ihre Unthätigkeit schadete dem Vertrauen ihrer Bundesgenossen, welche zum Theil zu den Athenern übergingen. Diese hatten beide Häfen der Stadt geschlossen und alle Verbindung zur See abgeschnitten; auf dem Lande hatten sie auf den entgegengesetzten Seiten der Stadt zwei feste Lager, aber sie konnten es nicht hindern, daß die Mytilenäer Herren von Lesbos blieben und sogar einen Zug gegen Methymna unternahmen, welcher wenigstens den Erfolg hatte, daß sie Antissa, Pyrrha und Eresos in Vertheidigungsstand setzten, sodaß bald darauf die Methymnäer bei einem Angriff auf Antissa eine schwere Niederlage erlitten. Unter diesen Umständen sahen sich die Athener genöthigt, eine ansehnliche Verstärkung zu schicken; sie bestand aus 1000 Hopliten aus Athen, welche sich selbst hinüberrudern mußten. Ihr Anführer war Paches. Dieser umgab nun nach Art der alten Belagerungskunst Mytilene sogleich mit einer Mauer, und zwar nur mit einer einfachen, da er von der Landseite her keinen Angriff zu fürchten hatte; an den höchsten Punkten, welche die Mauer berührte, befanden sich Castelle mit Besatzungen. So waren die Mytilenäer beim Beginne des Winters zu Wasser und zu Lande von aller Verbindung abgeschnitten. Bald darauf gelang es dem Lakedämonier Saläthos, der in Pyrrha gelandet war, die Wachsamkeit der Athener zu täuschen und den Mytilenäern die Nachricht zu bringen, daß gleichzeitig ein Einfall in Attika gemacht und ihnen 40 Schiffe zu Hilfe gesendet werden würden; er selbst sei vorausgeschickt mit der Vollmacht, die nöthigen Anordnungen zu treffen. So hielten denn die Mytilenäer unter seiner Leitung, mit neuer Hoffnung gestärkt die Belagerung den Winter über aus. Aber die Langsamkeit der Spartaner ermüdete ihren Muth. Der Sommer kam; aber Alkidas, welcher die Hilfsflotte commandirte, hielt sich unterwegs nutzloser Weise so lange auf, daß selbst Saläthos die Hoffnung auf seine Ankunft aufgab. Endlich führten der Mangel an Mundvorrath und eine Empörung des Volks gegen die Aristokraten, die Urheber des Krieges, die Übergabe herbei unter folgenden mit Paches abgeschlossenen Bedingungen: 1) Daß die Entscheidung über das Schicksal der Mytilenäer ganz der Willkür der Volksgemeinde zu Athen überlassen werde; 2) daß sie das athenische Heer in ihre Stadt aufnehmen sollten; 3) daß vor der Rückkehr der nach Athen geschickten Gesandten kein Mytilenäer getödtet, gefesselt oder zum Sklaven gemacht werden sollte. Dessenungeachtet fürchteten die vornehmen Mytilenäer für ihr Leben und suchten an den Altären der Götter Zuflucht. Paches aber entfernte sie von da und ließ sie nach Tenedos bringen, um dort den Beschluß der Athener abzuwarten. Zugleich sandte er Trieren nach Antissa und ließ es besetzen, und ordnete alles Übrige in Bezug auf sein Heer, nach eigenem Gutdünken. Inzwischen kam sieben Tage nach der Übergabe der Stadt die peloponnesische Flotte unter Alkidas nach Embaton, im Gebiete von Erythra. Mit vieler Einsicht rieth ihm hier der Eleer Teutiaplos im Kriegsrathe, auch jetzt noch Mytilene zu retten, und gewiß hätte ein schneller Angriff den besten Erfolg haben können, während die Athener voller Siegesfreude in der Stadt zerstreut auf nichts weniger gefaßt waren. Alkidas ließ sich davon nicht überzeugen; und ebenso wenig vermochten es die ihn begleitenden Lesbier und verbannten Jonier über seine Indolenz, daß er sich einer Stadt in Jonien bemächtigte, um so einen festen Haltpunkt zu gewinnen, von wo aus er einen allgemeinen Abfall der athenischen Bundesgenossen bewirken könnte. Vielmehr begnügte er sich damit, den Joniern den seltenen Anblick einer nicht athenischen Flotte zu gewähren und sie durch einzelne gefahrlose Gewaltthaten in Schrecken zu setzen. Als er aber bei Klaros [2]) von der Salaminia und der Paralos, den beiden athenischen Regierungsschiffen, gesehen worden war, segelte er nur noch 80 Stadien weiter bis Ephesus; von dort an begab er sich eiligst auf die Flucht, mit der Absicht sich nirgends aufzuhalten, bis er den Peloponnes erreicht hätte.

Als Paches von mehren Seiten her und dann auch durch die beiden Regierungsschiffe die Nachricht von der

---

2) Statt Klaros hat Poppo bei Thukydides (III. c. 33) zwei Mal aus bloßer Conjectur Ikaros gesetzt, was nicht nur unnöthig, sondern ganz entschieden falsch ist; wir glauben dies evident genug nachweisen zu können, und wollen es an einem andern Orte thun; vielleicht gelingt es uns, Poppo zu überzeugen, was Arnold und Gervinus vergeblich versucht haben, indem sie nicht alle Schwierigkeiten der Sache lösen.

Anwesenheit der peloponnesischen Flotte bekam, ging er sogleich unter Segel; denn wenn auch nichts Schlimmeres, so war doch wenigstens das zu befürchten, daß die Peloponnesier den offenen Städten Joniens großen Schaden thun möchten durch Plündern und Brandschatzen. Aber Alkidas floh ebenso schnell, als er langsam gekommen war; Paches verfolgte ihn bis zur Insel Patmos, ohne ihn zu erreichen; indessen so leid es ihm einerseits that, die Peloponnesier nicht zu einer offenen Seeschlacht bringen zu können, mußte er es doch andererseits auch für Gewinn achten, daß sie nicht etwa durch sein Anrücken veranlaßt wurden, irgendwo, wenn auch nur theilweise einen sichern Schlupfwinkel zu suchen, wodurch er nur genöthigt worden wäre, seine eigene Macht zu zersplittern, um zugleich die Peloponnesier und Lesbos zu bewachen. Während er nun wieder an der ionischen Küste entlang nordwärts nach Lesbos zurücksegelte, berührte er Notium, ein Vorgebirge, wo sich die Kolophonier drei Jahre vorher niedergelassen hatten, als ihre nahe dabei gelegene Stadt in Folge innerer Zwistigkeiten von den Persern erobert worden war. Aber auch in Notium hatte wieder eine Partei, die den Persern zugethan war, und die von ihnen und den in der alten Stadt zurückgebliebenen Kolophoniern gleicher Gesinnung unterstützt wurde, blutigen Zwist erregt, sodaß die Gegner verjagt wurden und sich nun an den eben gegenwärtigen Paches um Beistand bittend wendeten. Dieser nahm sich ihrer sogleich an und zwar in einer Weise, die für seinen Charakter sehr bezeichnend ist. Die persische Partei der Kolophonier hatte unter andern auch arkadische Söldner von den Persern zu ihrer Unterstützung bekommen, und ohne Zweifel grade durch deren Hilfe hatte sie das Übergewicht erlangt. Paches ließ daher den Hippias, Anführer der Arkader, zu einer Unterredung einladen, mit dem Versprechen, ihn gesund und wohlbehalten wieder in die Stadt zu liefern, wenn auch die Verhandlung zu keinem einmüthigen Schlusse gelangen sollte. Der einfache Arkader kam; Paches aber nimmt ihn in freie Haft und macht nun auf der Stelle einen unvermutheten Angriff auf Notium, erobert es, und läßt alle Arkader und Perser, die darin betroffen werden, umbringen. Sodann führt er auch den Hippias gesund und wohlbehalten, wie er versprochen, in die Stadt, und nachdem er so sein Wort scheinbar gelöst hat, läßt er ihn von seinen Bogenschützen erschießen [3]). Notium übergab er den Kolophoniern, welche nicht zu den Persern gehalten hatten, natürlich nicht ohne es auf eine vortheilhafte Weise mit Athen zu verbinden; bald darauf wurde es zu einer attischen Colonie gemacht.

Paches kehrte hierauf nach Mytilene zurück, unterwarf die noch übrigen beiden lesbischen Städte Pyrrha und Eresos, nahm den Lakedämonier Saläthos, welcher sich bis dahin in Mytilene versteckt hatte, gefangen und sandte ihn nebst den übrigen gefangenen Mytilenäern auf Tenedos und allen, die ihm sonst noch als Urheber des Abfalls verdächtig schienen, zusammen über 1000, nach Athen. Hier wurde Saläthos ohne Weiteres hingerichtet, und besonders auf Betrieb des terroristischen, damals sehr mächtigen Demagogen Kleon wurde beschlossen, nicht nur die schon gefangenen, sondern überhaupt alle waffenfähigen Mytilenäer hinzurichten. Eine Triere wurde sogleich abgefertigt, um den Paches mit schleuniger Vollstreckung des grausamen Urtheils zu beauftragen. Jedoch am folgenden Tage bereueten die Athener ihren blutigen Beschluß; dem edeln Eifer des Diodotos gelang es, Kleon's Widerstand zu besiegen, wenn auch nur mit geringer Stimmenmehrheit. In der größten Eile wurde nun eine zweite Triere abgeschickt, und die in Athen anwesenden mytilenäischen Gesandten thaten alles Mögliche, um die Bemannung derselben zur außerordentlichsten Anstrengung anzuspornen; so gelang es denn, daß, als eben Paches den Volksbeschluß gelesen hatte und zu dessen Ausführung schreiten wollte, der Gegenbefehl eintraf. Jedoch die schon in Athen angelangten Mytilenäer entgingen der Grausamkeit Kleon's nicht; er setzte es durch, daß sie sämmtlich getödtet wurden. Paches hatte inzwischen nebst den Gefangenen auch den größten Theil des Heeres nach Athen geschickt; mit dem Reste desselben blieb er und schaltete über Mytilene und das übrige Lesbos nach eigenem Gutdünken. Dem Volksbeschlusse zufolge wurden die Mauern der Stadt zerstört und die Schiffe in Beschlag genommen; das Land wurde später als athenischer Grundbesitz an athenische Kleruchen vertheilt, denen die es bebauenden Lesbier zinspflichtig waren.

Ohne Zweifel hatte Paches dem Staate wesentliche Dienste geleistet. Das gefährliche Beispiel der Empörung war auf eine abschreckende Weise bestraft, die ganze Insel Lesbos, deren Seemacht und sonstiger Reichthum für die Athener von der größten Wichtigkeit sein mußte, war unterworfen, die peloponnesische Flotte war verjagt, ohne bedeutenden Schaden angerichtet zu haben, und die Bundesgenossen in Kleinasien, welche durch sie leicht hätten zum Abfalle gebracht werden können, waren in Ruhe und Treue erhalten und bestärkt; zudem war Notium für Athen gewonnen, und alles dies war geschehen, ohne daß dem unter Paches stehenden Heere zu Wasser oder zu Lande auch nur der geringste Unfall zugestoßen wäre. Hiernach hätte man erwarten sollen, daß Paches bei seiner Rückkehr nach Athen nur Dank und Ehre zu erwarten hatte. Aber dem war nicht also. Was konnte es wol sein, das man ihm zum Vorwurfe machte? etwa das treulose Verfahren gegen den Hippias? gewiß waren die Athener nicht so delicat in der Beurtheilung der Handlungsweise ihrer Feldherren, wofern der Erfolg befriedigend war. Oder war er zu hart gegen die Mytilenäer verfahren? aber davon sieht man keinen Beweis; und die Athener konnten nach so blutiger Grausamkeit einen solchen Vorwurf unmöglich machen. Hatte er sich etwa bereichert, vielleicht mit den Gütern der nach Tenedos entfernten vornehmen Mytilenäer oder mit Staatseigenthum, oder hatte er sich bestechen lassen? auch davon findet sich keine Spur. Lesen wir die Erzählung des Thukydides

---

3) Dieselbe Geschichte erzählt auch Polyänus (Strategg. III, 2). Ähnliche Sophistereien finden sich bei ihm, Frontin und sonst Mehren; einige haben Wasse und Bloomfield zu Thukydides (III, 34) erwähnt.

mit Aufmerksamkeit, der übrigens den Proceß des Paches und seinen Ausgang nicht erwähnt, wie er denn überhaupt sich nicht auf die Ereignisse im innern Leben der griechischen Staaten, am wenigsten auf solche, die nur ein biographisches Interesse haben, einzulassen pflegt; so scheinen sich doch einige leise Hindeutungen auf eine spätere Erörterung der Amtsführung des Paches zu finden, aus denen wir folgende Vermuthungen schöpfen. Thukydides sagt zwei Mal, wie wir es auch im Obigen wieder gegeben haben, Paches sei nach eigenem Gutdünken verfahren (ῇ αὐτῷ ἐδόκει. L. III. c. 28 extr. u. c. 35), einmal rücksichtlich des atheniſchen Heeres, und dann in Bezug auf Mytilene und ganz Lesbos. Es wäre also wohl möglich, daß ihm ein eigenmächtiges Verfahren, ein Überschreiten seiner Vollmacht in diesen beiden Rücksichten zum Vorwurfe gemacht wurde; aber in welchem Sinne, das bleibt dabei immer dunkel. Erinnern wir uns, daß damals Kleon in Athen fast allmächtig war, und wie er seine Macht in den mytilenischen Angelegenheiten gebrauchte, und bedenken wir, daß Kleon's Schutz den Paches ohne Zweifel hätte retten können, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß er grade den gewaltigen Demagogen zum Gegner hatte, daß dieser ihn vielleicht — das Schlimmste, was ihm begegnen konnte — als einen Aristokraten verdächtigte, und ihn somit eines Einverständnisses mit den vornehmen Empörern in Mytilene oder wenigstens einer zu großen Schonung gegen dieselben beschuldigte; so konnte sein eigenmächtiges Verfahren, so die Versetzung der Gefangenen nach Tenedos gedeutet werden; auch mochte Kleon besonders darüber verdrüßlich sein, daß das Todesurtheil gegen die Mytilenäer nicht vollstreckt war, und er mochte dem Zögern des Paches die Schuld davon zuschieben; nach Diodor's Zeugnisse hat sich Letzterer wenigstens gefreut, als das Urtheil widerrufen wurde, und demnach ist es wohl möglich, daß er wirklich auch vorher Einiges gethan hat, um die Mytilenäer zu schonen, zumal wenn er, was wir nicht wissen, seiner Geburt oder Gesinnung nach Aristokrat war.

Eine andere Vermuthung läßt sich noch aus den Worten des Thukydides (III. c. 33 extr.) entnehmen, mit welchen er es gleichsam rechtfertigt, ja es im Sinne des Paches als einen Gewinn bezeichnet, daß er den fliehenden Alkidas nicht einholte; eben darauf scheint auch die fast umständliche Genauigkeit zu deuten, mit welcher Thukydides angibt, wie Paches von verschiedenen Seiten her Nachricht bekommen über das Erscheinen der peloponnesischen Flotte, ein Punkt, der von großer Wichtigkeit war, wenn man ihm vorwarf, daß er dieselbe nicht schleunig genug verfolgt und durch eigene Schuld die Gelegenheit versäumt habe, sie zu vernichten, die unerhörte Kühnheit zu strafen, mit der die Peloponnesier sich in das ganz von den Athenern beherrschte Meer gewagt hatten, und so den Unannehmlichkeiten vorzubeugen, welche ihnen nachher dieselbe Flotte noch verursachte, die unter einem so schlechten Feldherrn so leicht zu erobern schien. Mögen es nun diese Vorwürfe oder andere gewesen sein, die man dem Paches mit oder ohne Grund nach dem Ablaufe seiner Amtsführung machte; als er der Ordnung gemäß in Athen Rechenschaft ablegte, sah er, daß er der Verurtheilung nicht entgehen könne, und deshalb gab er sich mitten in dem Eifer der Verhandlung vor den Augen der Richter mit dem Schwerte den Tod. Dies merkwürdige Ereigniß wird nur zwei Mal beiläufig erwähnt von Plutarch (Leben des Nikias, Cap. 6, und Aristides, Cap. 26), jedoch ergibt sich aus dem Zusammenhange, daß er die den Paches bedrohende Verurtheilung für unverdient hielt, ausgegangen von dem fortwährenden Mistrauen der Athener gegen hervorragende Männer, und von dem Bestreben, den etwanigen Hochmuth derselben zu demüthigen. Ob Paches wirklich unschuldig war, oder ob Plutarch nur aus Rücksicht auf seine Verdienste eine größere Milde billig fand, muß dahin gestellt bleiben.

Aber das größte Räthsel bleibt das psychologische, welches die beiden charakteristischen Handlungen des Paches darbieten, der Selbstmord und jene gemüthlose Sophistik, welche er gegen den Hippias anwendete. Wir denken uns in ihm einen Charakter, wie er sich im Alterthume öfter findet, zumal bei den Römern, worin sich mit vollkommener Gleichgültigkeit bei der Wahl der Mittel zur Erreichung sei es eigennütziger oder edler patriotischer Zwecke ein starrer, leidenschaftlicher Eigensinn verbindet, der, wo er gebeugt werden soll, lieber den schroffsten Ausweg, den Selbstmord, wählt, ehe er sich ein leichteres Übel, wie Geldstrafe und Verbannung, und den Triumph seiner Feinde gefallen läßt.

Der Vollständigkeit wegen dürfen hier zwei andere Erzählungen über den Paches nicht übergangen werden, welche sich nicht in den Zusammenhang des Obigen schicklich einfügen ließen. Die eine findet sich bei Frontinus (Strategg. IV, 7, 17) und ist ein Pendant zu der schon erwähnten Kriegslist: Paches habe den Feinden Schonung versprochen, wenn sie das Eisen ablegten; jene hätten darauf ihre Waffen abgelegt, aber Paches hätte alle ermorden lassen, welche eiserne Agraffen an den Kleidern trugen. Zeit und Ort wird hierbei nicht angegeben, und es ist unnütz, Vermuthungen darüber zu äußern[4]).

Eine zweite sehr merkwürdige Erzählung hat Poppo zu Thukydides (III. c. 50) nachgewiesen aus einem Epigramm des Agathias (in den Analect. III. p. 64. ed. *Jacobs.* T. IV. p. 34). Daß dieselbe ganz aus der Luft gegriffen sein sollte, läßt sich auf keinen Fall annehmen, trotz der späten Zeit des Agathias; aber ob alles und was wahr daran ist, läßt sich bei dem Mangel an

4) In den Sammlungen von Kriegslisten bei Frontin und Polyän, die in historischer Beziehung sehr viele Schwierigkeiten und manches Wichtige ohne alle Kritik darbieten, kommt der Fall öfter vor, daß die Namen derer, welchen die Strategeme zugeschrieben werden, verwechselt sind, zuweilen auf eine fast lächerliche Weise, wie z. B. bei Polyänus (I, 32, 2 u. 3). Die obige Geschichte stimmt zwar wol zu dem Charakter des Paches, sieht aber sonst mehr einer römischen als einer griechischen ähnlich. In den ältesten Ausgaben steht Pericles statt Paches, in Handschriften Paces und Pacon, jedoch haben die meisten Paches, auch die sehr alte gothaische, welche ich verglichen habe; diese hat auch, wie die übrigen: eisque obsecutis condicionibus, universos — interfici jussit, wo ohne Grund geändert ist: ejusque obsecutos cond. denn die unregelmäßigen ablativi absoll. dürfen nicht auffallen.

jeder andern Überlieferung, die sich damit in Verbindung setzen ließe, auf keine Weise ermitteln. Die Erzählung, wie sie sich aus jenem Epigramm ergibt, ist folgende: Hellanis und Lamaxis waren zwei junge lesbische Frauen von ausgezeichneter Schönheit, in die sich Paches nach der Eroberung von Mytilene so heftig verliebte, daß er ihre Gatten tödtete, um sich gewaltsam in ihren Besitz zu setzen. Jene aber entflohen nach Athen, verkündeten dem Volke die Schandthaten des Paches, und ruheten nicht eher, als bis sie ihn ins Verderben gestürzt hatten (die Worte: *μέσφα μιν εἰς ὀλοὴν κῆρα συνηλασάτην* scheinen allerdings den Selbstmord anzudeuten). Dann kehrten die beiden Frauen wieder nach Lesbos zurück; als sie starben, wurden sie neben ihren ermordeten Männern bestattet; und alle preisen noch jetzt, sagt das Epigramm, die einmüthigen Heroinen, welche die Leiden ihres Vaterlandes und ihrer Gatten rächten.

Wenn Paches wirklich die beiden Männer ermordet hatte, so war gewiß die Ankunft der beiden Frauen seinen Feinden sehr erwünscht; daß dieselbe aber die nächste und alleinige Ursache der Verurtheilung gewesen sei, ist wol nicht sehr wahrscheinlich. (*F. Haase*).

PACHETE, ein Circar oder District in Bengalen, welcher nördlich von Kurrackdeagh, östlich durch Burwan und Bissanpour, südlich von Midnapour, westlich durch Sillee, Tamar und Ramgur begrenzt wird. Er ist 70 engl. Meilen lang und 12—40 Meilen breit, und verdankt seinen Namen einem Fort, welches sechs engl. Meilen von seiner Hauptstadt Rogonatpour entfernt liegt. (*Fischer.*)

PACHETIN, PACSETIN, ein großes, zur Herrschaft Vukovár gehöriges Dorf im vukovárer Gerichtsstuhle des syrmier Comitats des Königreichs Slavonien, zwischen Bobota und dem Markte Nusztár, unfern vom linken Ufer des in die Donau sich ergießenden Vukaflusses, an der von Essek nach Vinkovcze führenden Straße, in sumpfiger, flacher Gegend, mit einer Pfarre und Kirche der nicht unirten Griechen, einer Schule, 113 Häusern und 806 illyrischen Einwohnern, die sich, mit Ausnahme von 14 Katholiken, sämmtlich zur nicht unirten griechischen Kirche bekennen. In der Nähe dieses Dorfes breitet sich der Palacsasumpf aus. (*G. F. Schreiner.*)

PACHETINA, ein mehren Grundbesitzern gehöriges Dorf und Gemeinde des untern zagorianer Bezirkes der varasdiner Gespanschaft des Königreichs Kroatien, am rechten Ufer des Krapinchiczabaches, ein Meile südlich von dem Badeorte Krapina, nächst den Ortschaften Zaversje und Kovachevecz, in gebirgiger Gegend gelegen, nach Zachretje (Vice-Archidiakonatsdistrict Krapina, Bisthum Agram) eingepfarrt, mit 170 Häusern und 891 katholischen Einwohnern. Diesem Dorfe ist auch die Badeanstalt Topliсze Krapinzke benachbart. Das Pfarrdorf ist 1¼ Stunden entfernt. (*G. F. Schreiner.*)

PACHINO, ein kleines Städtchen im Val di Noto, im District Modica der Intendantur von Syrakus des Königreichs und der Insel Sicilien, in der südöstlichsten Spitze des Landes, am Capo Passaro, welches Vorgebirge auch nach dieser Stadt genannt wird, mit einem kleinen Hafen und 1500 Einwohnern, welche an dem starken Thunfischfange, der zwischen dem Festlande, der Insel und dem Eilande Marzemeni getrieben wird, einen bedeutenden Antheil nehmen, und diesen Artikel auch in den Handel bringen. (*G. F. Schreiner.*)

PACHIONI (**Antonio D.**), welchen Contrapunktisten Gerber in seinem Lexikon der Tonkünstler Pachioni schreibt und ihn 1654 geboren angibt, ist im J. 1658 zu Modena geboren worden, studirte unter den Meistern Erculeo und vorzüglich unter Giov. M. Buononcini. Da aber Buononcini einige Jahre darauf, nachdem Pachioni sein Schüler geworden war, starb, trieb er seine contrapunktischen Studien für sich fort, setzte sich die Hauptwerke berühmter Meister, vor allen besonders des Pierluigi da Palestrina in Partitur, wodurch es ihm gelang, sich bis zu einem der vollendetsten Meister seiner Zeit zu erheben. Er hat für viele Kirchen Werke verfaßt, die in großem Ansehen standen, von denen auch nicht wenige durch den Druck veröffentlicht wurden. Eine Probe findet man im zweiten Theile der von Paolucci in Venedig im J. 1765 herausgegebenen Sammlung contrapunktischer Muster unter dem Titel: **Arte pratica di Contrapunto etc.** Auch eine dramatische Arbeit von ihm wurde im J. 1682 zu Modena aufgeführt: **La gran Matilda.** In der Folge wurde er unter dem Herzoge Rinaldo I. zu Modena als Domkapellmeister angestellt, wo er auch mit dem Ruhme eines großen Künstlers am 15. Juli 1738 in einem Alter von 80 Jahren starb. (*G. W. Fink.*)

PACHIRA, diesen barbarischen Namen legte Aublet einer Pflanzengattung (aus der letzten Ordnung der 16. Linné'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Bombaceen) bei, welche der jüngere Linné später zu Ehren der Markgräfin von Baden, Sophie Karoline, **Carolinea** nannte. Der letztere Name ist jetzt fast allgemein angenommen, während Necker's Benennung derselben Gattung, **Raussina**, kaum bekannt ist. Als Nachtrag zu dem sehr kurzen Artikel **Carolinea** dieses Werkes (15. Th. S. 209) möge Folgendes dienen. Char. Der Kelch stehen bleibend, nackt, fast abgestutzt; fünf ablange, sehr lange Corollenblättchen; die Staubfädensäule theilt sich oberhalb in mehre Bündel, deren jedes ungefähr zwölf Fäden enthält; die Antheren aufliegend, nierenförmig; der Griffel sehr lang, mit fünf Narben; die Kapsel holzig, fünfklappig, zuletzt einfächerig; die zahlreichen, großen Samen keilförmigviereckig; die Kotyledonen groß, blattartig. Die sechs bekannten Arten sind als schöne Bäume mit handförmig-zusammengesetzten Blättern im tropischen Südamerika einheimisch. 1) **C. princeps** *Linn. fil.* **Suppl. p. 314. Pachira aquatica** *Aublet* **Guj. II. p. 725. t. 291, 292.** *Cavanilles* **Diss. III. p. 176. t. 72. f. 1.** *Lamarck* **Illustr. t. 589.** (**Cacao sauvage** der französischen Pflanzer.) Ein 15—20′ hoher Baum mit weichem, schwammigem Holze und fünf bis acht eilanzettförmigen, langzugespitzten Blättchen und prächtigen, großen Blumen. Die Corollenblättchen sind oben gelb, unten grünlich; die Staubfäden roth; die Antheren purpurn. Wächst in Gujana an Orten, welche das Meerwasser bespült. Die großen Samen werden geröstet verspeist. Wahrscheinlich eine bloße Abart hiervon ist **Pachira nitida**

Humboldt, *Bonpland* et *Kunth* (Nov. gen. V. p. 302) in Neu-Granada. 2) C. fastuosa *Sessé* et *Mociño* (Fl. mex. ined. *Candolle* Prodr. I, 478. Xiloxochitl *Hernandez* Mex. p. 68 mit einer guten Abbildung). Mit fünf umgekehrt-eiförmigen, stumpfen Blättchen und zurückgerollten Corollenblättchen. In Mexico. 3) C. insignis *Swartz* (Fl. Ind. occ. II. p. 1202. Bombax grandiflorum. *Cav.* l. c. V. p. 295. t. 154). Mit fünf bis sieben umgekehrt eiförmig-ablangen Blättchen, ausgeschweiftem Kelchrande und aufrechten, oben abstehenden Corollenblättchen. Auf Martinique und Tabago. 4) C. minor *Sims* (Bot. Mag. t. 1412. C. pompalis *Sess.* et *Moc.* l. c. Bombax carolinoides *Donn.* cat. cant. 156). Mit sieben elliptisch-ablangen, an beiden Enden zugespitzten Blättchen. In Mexico. 5) C. tomentosa *Martius* (Nov. gen. I. t. 56). Mit neun umgekehrt-eiförmigen, stumpfen, lederartigen, filzig-rauhhaarigen Blättchen. In Brasilien. 6) C. alba *Loddiges* (Bot. cab. t. 752). Mit fünf Blättchen und prächtigen, weißen, stark riechenden Blumen, aus Brasilien, ist noch zweifelhaft. (*A. Sprengel.*)

PACHITEA, einer der schönsten zum Flußgebiete des Marañon, welchen er unter 8° 26′ erreicht, gehöriger Strom in Brasilien. Er entspringt unter 10° 46′ südl. Br. bei dem Fort Quiparacra, geht Anfangs östlich, dann nördlich, und führt bis zu seiner Vereinigung mit dem Mayro, wo er einen Hafen bildet, aus welchem die offene Schiffahrt nach dem Marañon beginnt, den Namen Pozuzu. (*Fischer.*)

Pachlys, s. Pachylis.

PACHMANING, Bachmanning, sehr altes Pfarrdorf im Districtscommissariat Lambach, im Hausruckkreise des Erzherzogthums Österreich ob der Enns, neun Stunden westsüdwestlich von der Hauptstadt des Landes, mit einem katholischen Pfarrvicariat (welches zum Decanat Gaspoltshofen des Bisthums Linz gehört, unter dem Patronat des Benedictinerstiftes Lambach steht, mit dessen Ordensgliedern das Vicariat besetzt wird, und im J. 1835 634 Katholiken und einen Akatholiken in den zu seinem Sprengel gehörenden zehn Ortschaften zählte), einer katholischen, im J. 1489 erbauten, Kirche des heiligen Erasmus, in welcher sich Reste von alter Glasmalerei vorfinden; einer Schule, 29 Häusern und 210 teutschen Einwohnern. In dieser Gegend wurden leierförmige Lampen Bruchstücke von Geschirren aus rothgebrannter Töpfererde und andere Überreste römischen Ursprungs ausgegraben. Der Ort kommt in Urkunden schon im 7. Jahrh. vor. Herzog Thassilo II. schenkte ihn um das Jahr 700 an Salzburg. (*G. F. Schreiner.*)

PACHNA, ein kleiner Fluß in dem europäisch-russischen Gouvernement Jaroßlaw, welcher, aus einem Moraste entspringend, nach einem Laufe von 7½ Meilen in den Kotoroßt fließt. (*J. C. Petri.*)

PACHNAEUS (Insecta), eine von Schönherr gegründete Rüsselkäfergattung aus Cyphus Germar's gesondert, zur Abtheilung Brachyderides gehörig, mit folgenden Kennzeichen: Die Fühler mittelmäßig groß, etwas dünn, der Schaft keulenförmig über die Augen hinausragend, die zwei Wurzelglieder der Geißel länger, die übrigen kürzer; alle fast verkehrt kegelförmig, die Keule länglich eiförmig. Der Rüssel kurz, gegen die Spitze etwas verschmälert, oben fast flach, in der Mitte mit einer schmalen, erhabenen Längslinie; die Augen rund, etwas platt. Der Thorax vorn viel schmäler, an den Seiten etwas erweitert, an der Wurzel doppelt buchtig, an der Spitze in der Mitte etwas vortretend, an den Augen wenig eckig gelappt. Die Flügeldeckel länglich, eiförmig gewölbt, an der Spitze spitzig, die Schultern stumpfeckig. Der Körper ist längliches eiförmig, beschuppt, von mittlerer Größe; auch sind Flügel vorhanden. Alle Arten sind in dem nördlichen Amerika und Ostindien einheimisch. Wir führen von denselben als Beispiel an:

P. Opalus (Curculio Opalus *Olivier* Entomologie. V, 83. p. 339. n. 388. t. 24. f. 345). Länglich elliptisch, schwarz, überall mit weißlichgrünen Schüppchen bedeckt, der Thorax hinten schwach doppelbuchtig, die Flügeldecken punktstreifig, jede an der Wurzel stumpf gerundet, an der Spitze zugespitzt. Vaterland Carolina. (D. *Thon.*)

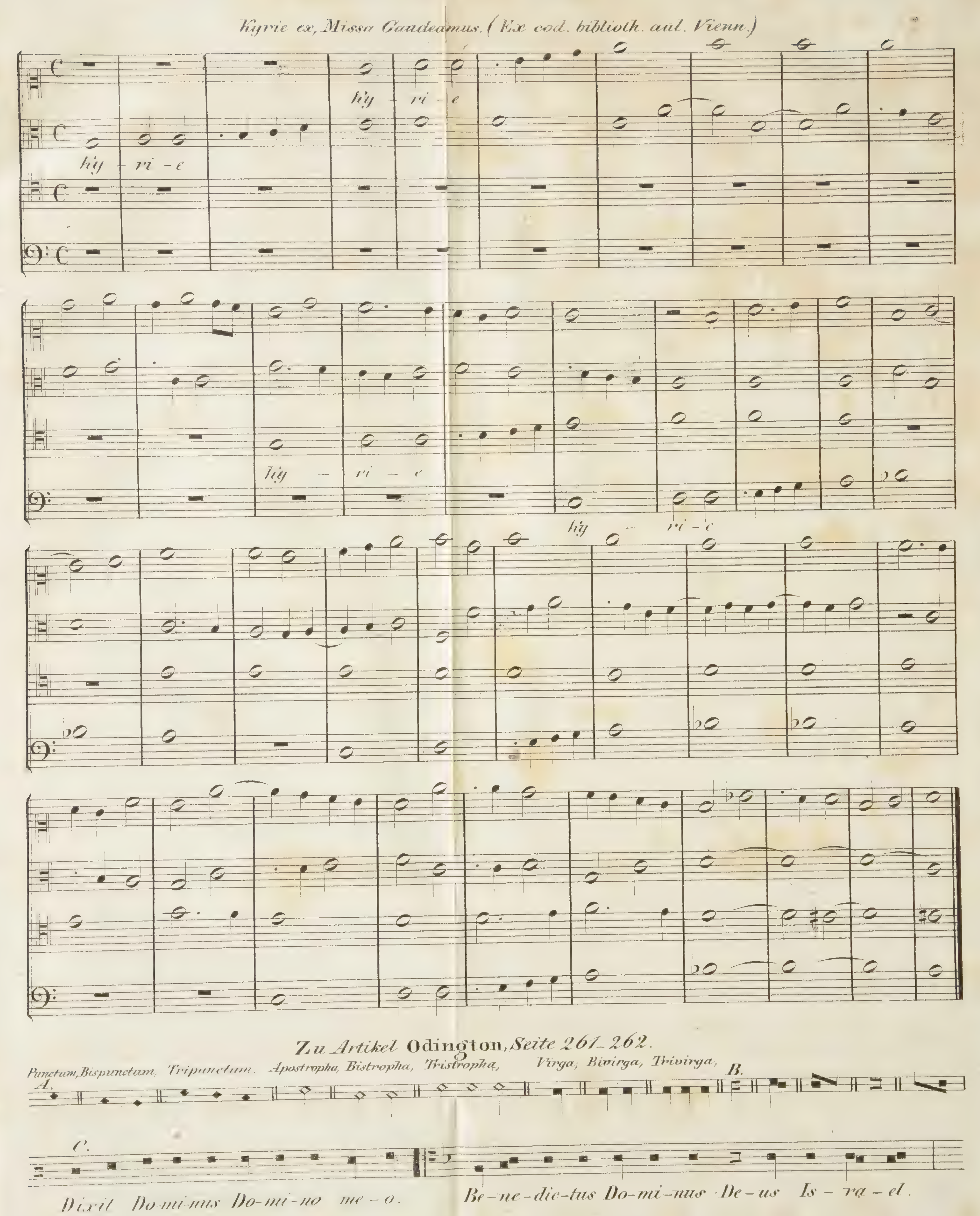
PACHNAMUNIS, nach Ptolemäus Hauptstadt vom untern Theile des Nomos Sebennytes im Delta Ägyptens oder in Unterägypten, nahe am mittelländischen Meere. (*H.*)

Ende des achten Theiles der dritten Section.

Ockenheim *Seite 255.*

mus. (Ex cod. biblioth. aul. Vienn.)

lly - ri - e


Zu Artikel Ockenheim, Seite 255.
Kyrie ex, Missa Gaudeamus. (Ex cod. biblioth. aul. Vienn.)
ky - ri - e
ky - ri - e
ky - ri - e
ky - ri - e
Zu Artikel Odington, Seite 261-262.
Punctum, Bispunctum, Tripunctum. Apostropha, Bistropha, Tristropha, Virga, Bivirga, Trivirga,
A.
B.
C.
Dixit Do-mi-nus Do-mi-no me - o.
Be-ne-dic-tus Do-mi-nus De-us Is - ra - el.

Carm. genus I. *Zu Artikel* **Olthovius**, *Seite 378.*

Fe – lix il – le ani – mi, quem non de tra – mi – te rec – to

Fe – lix il – le ani – mi, quem non de tra – mi – te rec – to

Im – pi – a sa – cri – le – ga flex – it con – ta – gi – o tur – ba:

Im – pi – a sa – cri – le – ga flex – it con – ta – gi – o tur – ba:

Horat. Lib. I. Od. 4.

Sol – vi – tur a – cris hy – ems gra – ta vi – ce ve – ris et Fa – vo – ni,

Tra – hunt – que sic – cas ma – chi – na ca – ri – nas.

Zu Artikel **Ornithoparchus**, *Seite 428.*

Auflösung.


UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 125165891